München, 10. Januar 1937
42. Jahrgang / Nummer 1

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G. M. B. H., MÜNCHEN

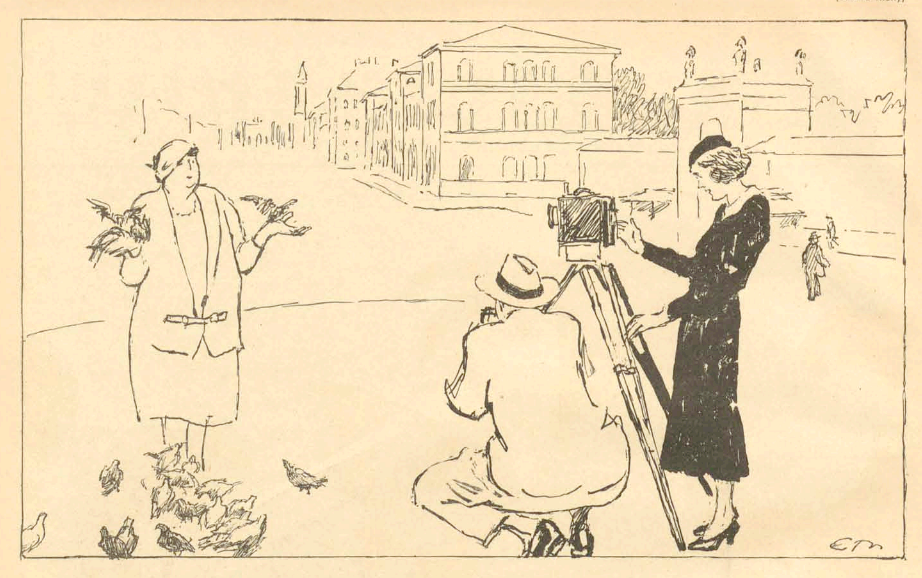
Faschings-Anfang

(Karl Arnold)



„Machts do aa mit, ös Grandlhuaber! Habts es ja so leicht, brauchts net a extra Nas'n aufsetz'n!"

(Eduard Thöny)



Das Wehgeschrei des Großvaters

Die Zeiten sind längst vorbei, in denen der Photograph, kurz bevor er auf uns abschoß, den Ruf ausstieß: „Bitte, recht freundlich!" Nein, er will uns nicht als lächelnde Knaben in die Ewigkeit hinüberretten, er will uns charakteristisch, er will uns unbeobachtet erhaschen, meist so, wie wir es nicht wollen. Noch existieren allerdings die Aufnahmen des kleinen Lieblings, die ihn als Nackedei auf dem molligen Ziegenfellchen zeigen; und wir bereiten kommenden Geschlechtern große Freude damit, den Großpapa, den Onkel Max, die Tante Fanny in den freundlichen Anfangsstadien ihrer Entwicklung beobachten zu können, lange vor der Zeit, in der sie Vollbärte trugen oder Abendtoiletten. Onkel Max und Tante Fanny haben Strampelbeinchen und herzige Grübchen an Stellen, die heute zu nennen nicht mehr angebracht wäre, und Tante Fanny wurde noch an ganz anderen Stellen gepudert als an der Nase.

Also das gibt es immer noch und wird es auch wohl noch geben, solange Ziegenfelle zu haben sind. Aus dem lächelnden Baby mit der weichen Bauchunterlage ist das heulende Baby geworden, das der Liebhaberphotograph mit vollem Recht als das charakteristische erkannt hat. So wird es geschehen, daß der spätere Universitätsprofessor oder Betriebsführer bei der Haltbarkeit des heutigen photographischen Materials sein Zeitalter durchheulen wird, und kommenden Enkeln das Wehgeschrei ihres Großvaters mit echten Kullertränen erhalten bleibt, das den Zusammenhalt der Sippe noch enger bindet.

Und doch ist dies nicht das eigentliche Gebiet des Liebhaberphotographen. Er hat den Kreis der Familie längst gesprengt und ist höheren Zielen nachgejagt. Da kenne ich einen, der photographiert andauernd um sich herum, stets hat er die Kamera bei sich in der Hosentasche und zückt sie gegen Freund und Feind, aber noch nie hat jemand ein Bild von ihm gesehen, und seine Freunde behaupten, seine Kamera enthalte gar keinen Film und sie diene nur dazu, das kurze und mondäne Geräusch des Knipsens zu erzeugen, das den Erzeuger zum standesgemäßen Zeitgenossen stempelt. Aber leider ist das nur ein Ausnahmefall, und bei den meisten Lichtbildern entstehen tatsächlich Bilder. Das wäre an sich kein Schaden, sowohl für die chemische als für die optische Industrie, wie auch für den Liebhaber selbst. Aber der lose Schelm hält die Aufnahmen nicht geheim, nein, er klebt sie in ein Album und ordnet sie nach Jahren und Gegenständen, und dieses Album müssen wir alle bewundern, und er erlaubt es nicht, daß wir ein Bild überspringen. Welch herrliche Gebirgslandschaften! Und Kühe auf der Weide! Und die Familie auf der Weide! Und Freunde auf der Weide! Und immer wieder, wenn kein Springquell, keine Burgruine und kein ewiger Berg zur Hand ist, als Hintergrund: das neue Auto. Wenn Autos nicht aus Gründen des Verkehrs erfunden worden wären, sie wären, wie seinerzeit Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus, als passender Hintergrund aus dem Haupte des Amateurphotographen gesprungen.

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, deshalb photographiert man ihn mit Tieren zusammen.

Eine sehr merkwürdige Stellung nimmt als Staffage die Taube ein, die unschuldige und gefräßige Taube. Sehen Sie einmal das Photoalbum Ihres Großmütterchens genau durch, und Sie werden Ihre Ahnfrau vermutlich darin auf dem Markusplatz finden, wie sie sich der holden Tätigkeit des Taubenfütterns hingibt. Sie würden fehlgehen, wenn Sie annähmen, daß Ihre Großmutter die Sehnsucht nach Erbhofbäuerin im Busen trug oder sonst landwirtschaftlich und tierzüchterisch interessiert war. O nein, es ist nur ein uraltes Brauchtum der Amateurphotographen, ihre Anverwandten in Venedig Tauben füttern zu lassen, eine Sitte, die auf rationalistischer Grundlage nicht so zu erklären ist, die aber wie viele andere volkhafte Sitten irgendwie mit Fruchtbarkeitsdämonen in Zusammenhang zu bringen sein wird.

Von Venedig kam dieses Brauchtum auch auf den Odeonsplatz in München, und die dortigen Tauben fühlten sich wohl dabei und konnten sich über schlechte Verdauung nicht beklagen.

Mich wundert immer, warum man dem Bedürfnis des Liebhaberphotographen nach gleichmäßig zusammengestellten Photoalbums noch nicht nachgekommen ist und diese Albums gleich mit Normalbildern versehen hat, also mit lagernden Gruppen, Birken am Bach, Badenden am Strand, Weihnachtsbäumen mit Geschenken, Wochenendhaus mit Beilage und den lieben Verwandten, Hunden und Kindern. Man habe keine Sorge, daß etwa an der Unähnlichkeit Anstand genommen wird, denn Wochenendhäuser, Verwandte, Weihnachtsbäume und Badende sehen überall ziemlich gleich aus.

Für die Bedürfnisse der Reisenden müßte natürlich auch gesorgt werden, aber das ist mit einigen Normalbildern sofort geschehen. Für Seefahrten käme nur „fliegende Möwen" und „Lottchen an der Reling" in Frage. Für Reisen nach dem sonnigen Süden sind „Palmen" notwendig, noch weiter südwärts „Kamele", mit Pyramiden garniert, und der fernste Orient wird durch einige markante, zerlumpte Bettlergestalten repräsentiert.

Doch fürchte ich, der Liebhaberphotograph ruht und rastet nicht, er hat einen ungeheueren Drang zur Selbstbetätigung und will die gebräuchlichen Wunder der Welt immer wieder eigenhändig auf seinen Film bannen. Foitzick.

Eine Preisfrage

Emsig gleich den Honigbienen,
frohgemut und sprungbereit,
soll der Mensch dem Geiste dienen . . .
Zwofach ist die Möglichkeit.

Dieser stellt sich auf die Zehen,
steckt die Nase in den Wind
und erschnappt so die Ideen,
die noch nicht geboren sind.

Jener preßt draus eine Soße
mit Gesäßbeharrungskraft.
Manche gute Buckskinhose
wird dadurch hinweggerafft.

Welchem aber von den beiden
fällt die Ehrenkrone zu?
Schwierig scheint dies zu entscheiden . . .
Lieber Leser, wähle du! Ratatöskr

Übrig geblieben

(Paul Scheurich)



„Die Mächens sagen immer, ich sei nicht zeitgemäß! Schnurrbart stimmt doch, Frack nach neuestem Schnitt. Liegt's nu an den Haaren oder . . . Ich vastehe die Welt nicht mehr!"

Adele darf . . .

Als die göttliche Adele noch eine junge Burgtheater-Heroine war, pflegte sie in Wien ihr tägliches Mittagessen in einer bekannten Weinstube einzunehmen. Der Wirt dieser Weinstube zeichnete sich sowohl durch besondere Grobheit, als auch durch verblüffende Schlagfertigkeit aus.

Eines Tages fand dort ein großer Umbau statt: die Herrentoilette wurde neu hergerichtet, mit Marmor, Kristallspiegeln, Kacheln usw., „ganz feudal", wie der Kellner der Stammgästin auf ihre Erkundigung hin stolz berichtete.

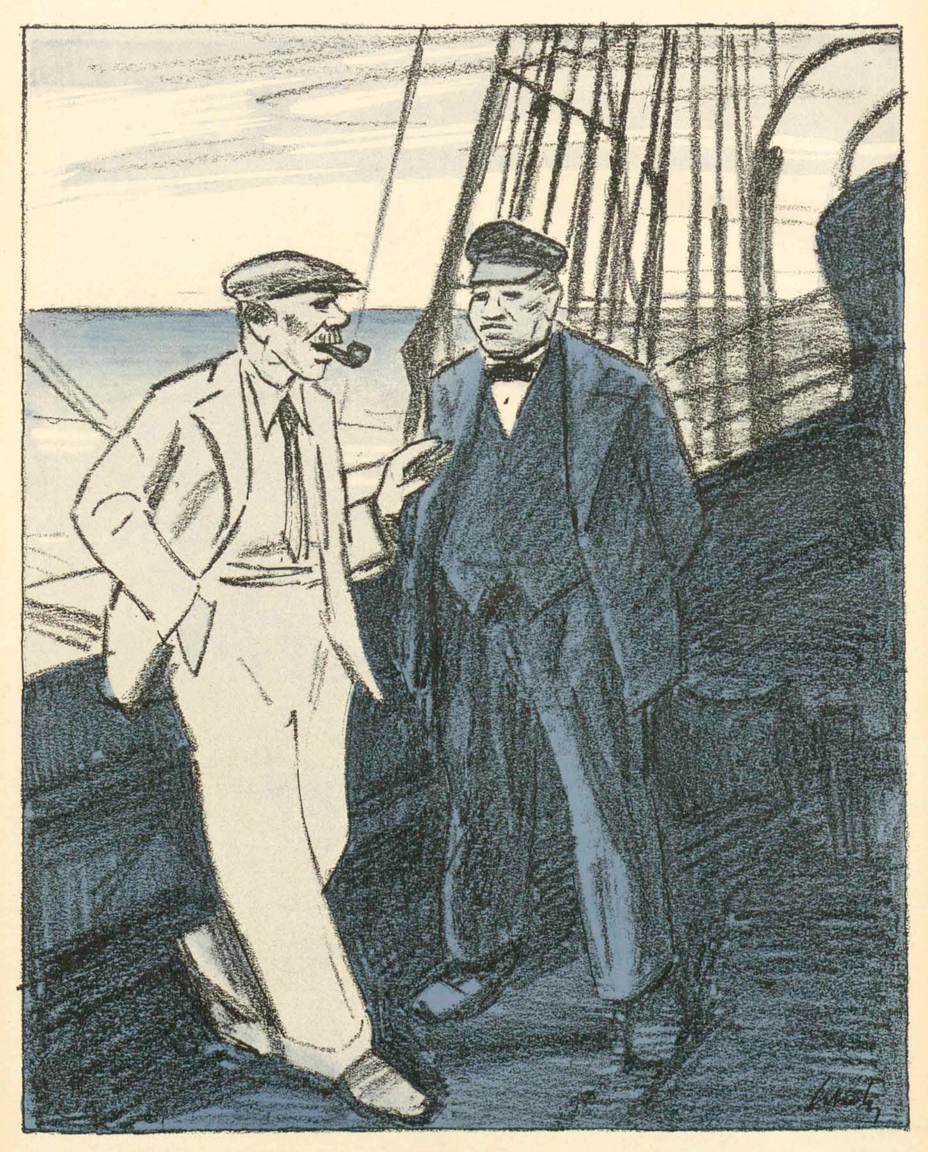
Adele ließ sich den Wirt kommen und gab ihrem Unmut Ausdruck: „Also die Herrentoilette lassen Sie fürstlich ausstatten, wie ich eben hööörrrre, aber für die Damentoilette geschieht natürlich nichts, trotzdem sie schon lange geradezu ein Skandal ist!" — „Die Damen trinken ja so gut wie nichts", rechtfertigte sich der Wirt.

„Bitte sehr", hauchte Adele in vollen Tönen, „ich esse täglich bei Ihnen zu Mittag und trinke jedesmal eine halbe Flasche Wein dazu."

„So?" grinste der Wirt. „Das ist natürlich etwas anderes. Dann dürfen Sie in Zukunft jederzeit die Herrentoilette benutzen."

Made in England

(Wilhelm Schulz)



„Ich verstehe die Deutschen nicht, warum sie nach Rohstoffen schreien — wir Engländer kaufen alles fertig im Laden!"

DIE PUPPEN

Von Georg von der Vring

Auf einer Abendgesellschaft hatte ein junger Musiker eigene Kompositionen von Robert Schumann vorgetragen und ein junger Poet eigene Dichtungen von Stefan George. Die Stimmung war somit auf dem Gefrierpunkt angelangt. In diesem kritischen Augenblick warf sich der Maler F. mitten in das Blachfeld der gähnenden Langeweile und erzählte diese Geschichte.

„Meine Frau und ich", begann er, „wir hatten damals — es ist im Jahre 1926 gewesen — unseren lieben verehrten Dr. Düvelius zum Mittagessen eingeladen. Es war an einem Sonntag im August. Es sollte ein Huhn geben, also des Doktors Leibspeise. Wer aber um halb eins nicht da war, war unser Freund. Wir warteten. Meine Frau gab sich alle Mühe, das Huhn zu retten. Es wurde ein Uhr. Endlich sahen wir ihn über die Felder auf unser Haus zueilen. Ich ging ihm entgegen. Und was stellte sich heraus?... Er war betrunken! Unser Museumsdirektor Dr. Düvelius war, sage und schreibe, betrunken. Nicht, daß er geschwankt hätte! Ich gebe sogar zu, daß ich ihm im ersten Augenblick gar nichts angemerkt habe. Er war es selbst, der es gleich nach der Begrüßung eingestand. Er wäre ‚ziemlich' betrunken, erklärte er; wenn es mir lieber wäre, so würde er umkehren; ich möchte ihn doch bei meiner Frau entschuldigen."

In der Gesellschaft wurde gelacht; einige Herren zweifelten daran, daß Direktor Düvelius wirklich betrunken gewesen sein sollte. Der Maler ließ sich nicht beirren und fuhr fort:

„Meine Damen und Herren, die Sache hat aber ihre Richtigkeit! Ich gehe sogar noch weiter und behaupte, daß unser Doktor an jenem Tage, nachdem er inzwischen wieder nüchtern geworden war, noch ein zweites Mal betrunken gewesen ist. Wir waren damals jünger als heute, und ich will auch von mir gestehen, daß... nun, Sie werden ja hören. Alles, was ich Ihnen berichte, ist Wort für Wort wahr; Dr. Düvelius wird ja hernach noch hier erscheinen, er mag Ihnen dann bestätigen, daß ich die Wahrheit gesprochen habe; er hat mir übrigens erlaubt, daß ich unser gemeinsames Erlebnis von heute an überall erzählen darf — weshalb gerade ‚von heute an', das werden Sie begreifen, wenn ich zu Ende komme.

Also, ich bat ihn, *nicht* wieder zu gehen, sondern sich möglichst rasch zu uns an den Tisch zu setzen und sich erst einmal bei der kräftigen Hühnersuppe zu erholen. Das geschah. Er wahrte eine bewunderungswürdige Haltung. Er gewann beim Essen zusehends seine Sicherheit zurück. Als das Huhn mit dem Curry-Reis auf dem Tisch stand, erzählte er uns die Ursache seines Schwipses. Er hatte mit einem der Handwerker, die damals beim Ausbau des Museums beschäftigt wurden, gebechert. Es war ein Maurer. Unser Doktor war in diesen Handwerksmann, einen vierschrötigen Meister seiner Zunft, der selber aussah wie ein zwei Zentner schwerer Stein, geradezu vernarrt. Er fand ihn so echt, so tüchtig, so erdhaft, daß er mitunter mit ihm trinken ging, um diesen seltenen Kerl in ganzer Gelöstheit zu genießen. Es kam dann vor, daß man eins über den Durst trank. Nebenbei gesagt habe ich den Maurer in Verdacht, daß er seinen Spaß daran hatte, den Herrn Doktor samt seiner Brille unter den Tisch zu saufen.

Das, meine Damen und Herren, ist ihm nie gelungen, auch an jenem Augusttage nicht. Nun, als das Huhn samt dem Reis verzehrt war, und die Hausfrau unser Lob eingestrichen hatte, meinte sie, der Gast würde gut daran tun, sich eine Stunde hinzulegen und zu ruhen. Aber nein, das wollte er nicht! Er fühlte sich frisch und unternehmend und er meinte, daß wir bei unserem Plan bleiben sollten. Wir hatten nämlich miteinander ausgemacht, an diesem Nachmittage per Rad nach Pysum zu fahren, wo der Doktor sich ein paar gotische Figuren anschauen wollte, die ihm von dem dortigen Pfarrer zum Ankauf für das Museum empfohlen worden waren.

Gut, es blieb dabei: wir würden uns nach Pysum aufmachen. Die zwanzig Kilometer Fahrt konnten dem Herrn Museumsdirektor nur gut tun. Die Räder wurden angeschaut und in Ordnung befunden, und los ging's. Es war ein windiger Tag. Die ersten zehn Kilometer, bis Sottens, würde man gegen den Nordwind strampeln müssen; auch dies gönnte ich unserem Düvelius.

Die Reise nach Pysum wurde wirklich recht anstrengend. Draußen vor der Stadt stemmte sich uns der sommerliche Wind kräftig entgegen. Ich hatte die Spitze genommen und fuhr ein ruhiges Tempo, mit dem man diesem Nordseewind am besten beikommt. Der Doktor lag hinter mir. Und schon wieder hatte ich meinen Spaß an ihm! Es geschah nämlich von Zeit zu Zeit, daß er sich wild in die Pedale warf und vorstieß. Im Kampf der Beine gegen das hartnäckige Windbrausen mochte ihm die Geduld ausgegangen sein; jedenfalls überholte er mich mit wüsten Pedaltritten und spurtete kräftig los. Ich ließ mich nicht beeinflussen und fuhr in meinem bewährten Tempo weiter. Was ich voraussah, traf ein: nach einiger Zeit erreichte ich den Ausreißer wieder; er stand neben seinem Rade, als bereute er alles, und nahm dann seinen Platz hinter meinem Rücken wieder ein. Bei jedem Kilometer wiederholte sich dieser Ausbruch, jedesmal mit dem gleichen Mißerfolg. Worte haben wir bei diesem hübschen Spiel nicht gewechselt.

Der Ort Sottens wurde erreicht. Vor der Wirtschaft stiegen wir von den Rädern. Düvelius begehrte zu trinken. Er schwitzte, wie aus dem Fasse gezogen. Er leerte drei Flaschen Sauerbrunnen. Darauf erfuhr ich von ihm, daß er jetzt vollständig nüchtern wäre, und nun würden wir uns, mir nichts, dir nichts, die Kirche von Sottens anschauen. Ich ließ ihn gewähren; denn, wie Sie mir zugeben werden, ist es allezeit ein aussichtsloses Unterfangen, einen echten Museumsmann an einer Kirche vorbeibringen zu wollen. Der Wirt hatte einen Schlüssel, und wir gingen hinüber. Es war ein entsetzlich kahler Raum, ein Betstall, könnte man sagen. An den Wänden zwei grausige Öldrucke von Luther und Melanchthon, eine neue Kanzel und nüchterne Bänke. Unser Düvelius marschierte mit dem Schritt des rechten Flügelmannes, der er einmal gewesen ist, durch den Mittelgang auf den Altar los; ich folgte ihm auf den Fersen. Vor dem Altar, der ebenfalls eine recht trübe Angelegenheit war, machte er flugs kehrt... ich desgleichen... und so marschierten wir zum Ausgang zurück. Dort angekommen, sprach er die Worte: ‚Gesehen, Düvelius', und schloß wieder ab. Soviel über Sottens.

Wir bestiegen die Räder und fuhren, jetzt glücklicherweise bei Seitenwind, gen Pysum, wo die gotischen Figuren sein sollten. Wir kamen an. Es war ein uraltes Dorf mit einer mächtigen Friesenkirche aus Granit. Die Chaussee drehte sich um den Friedhofshügel und war mit hohen Eichbäumen bepflanzt. Wir stellten die Räder im Gasthaus ein, fanden die Pastorei, und der Doktor ging hinein. Den Pastor traf er nicht zu Hause. Er kam mit dem Schlüssel, und wir stiegen den Hügel zur Kirche hinan. Drinnen gab es einen herrlichen gotischen Altar; leider waren seine einst bunt gewesenen Figuren braun übermalt worden. Wir betrachteten ihn. Düvelius war jetzt richtig in Stimmung gekommen. Er stöberte herum und entdeckte hinter dem Altar auf einem Gesims die ‚Puppen', wie sie dort im Dorf genannt wurden, jene gotischen Figuren, um derentwillen wir hergekommen waren. Es waren zwei bunt bemalte, recht gut erhaltene Figuren, etwa gleich groß, von der Länge eines Unterarmes samt ausgestreckter Hand. Die eine war eine Muttergottes, die andre stellte den Sankt Jodokus dar, den Schutzheiligen aller Leute, die am Meere wohnen.

Düvelius war von beiden sehr angetan. Er setzte mir auseinander, daß diese prachtvollen Stücke zwischen 1480 und 1500 entstanden wären und zweifellos aus einer Antwerpener Werkstatt stammten. Viele Kirchen in Norddeutschland wären zu jener Zeit von Antwerpen aus mit wertvollen Altarfiguren beliefert worden. Ein halbes Jahrhundert später, als sich unsere Gegend der Reformation anschloß, wurden sie entweder vernichtet oder in die Rumpelkammer gebracht. Im Falle Pysum war das letztere geschehen. Erst in der heutigen Zeit waren die ‚Puppen' durch den Pfarrer irgendwo aufgestöbert und kurioserweise hier hinterm Altar aufgestellt worden.

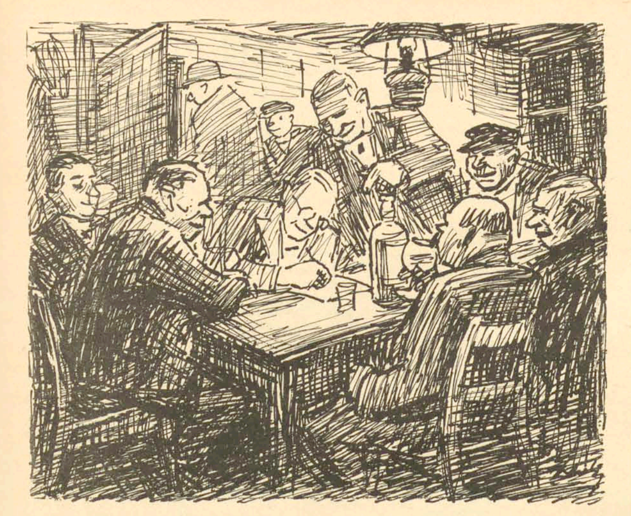
Der Doktor, der sie von allen Seiten gemustert hatte, sagte schließlich: ‚Der Pastor fordert 500 Mark für die beiden Stücke. Das sind sie leicht wert. Ich werde sie unbedingt kaufen.'

Als wir die Kirche verlassen wollten, erschien der Pastor. Er war ein beweglicher Mann in mittleren Jahren. Er gestand uns lächelnd, daß er von sich aus die beiden Figuren am liebsten wieder aufstellen würde, so schön fände er sie; aber das ginge ja leider nicht; so hätte er sich entschlossen, sie zum Besten seiner immer bedürftigen Kirchenkasse zu veräußern. Es wären schon mehrere Händler dagewesen. Er aber wollte sie lieber einem Museum überlassen.

Düvelius sagte ihm dann, daß er mit dem geforderten Preise einverstanden wäre. Der Pfarrer dankte ihm erfreut, erklärte aber, er müßte die Sache noch seinem Kirchenrat vortragen, der sich um sechs Uhr im Klubzimmer des Gasthauses versammeln würde. Das wäre aber lediglich eine Formsache. Er lud uns ein, an der Kirchenratsitzung teilzunehmen. Da es gegen sechs ging, machten wir uns zum Gasthause auf.

Aus dem, was Sie jetzt hören sollen, wird Ihnen allmählich vieles klar werden; ich bitte Sie jedoch, mich zu Ende sprechen zu lassen. Sie mögen sich alsdann an eine gewisse Zeitungsfehde erinnern, die unser Dr. Düvelius derzeit auszufechten hatte, und bei der er sich nach Ansicht manches gescheiten Bürgers unsrer Stadt höchst seltsam benommen hat; es wird Ihnen wieder einfallen, daß der Doktor durch seine damalige Haltung seine feste Anstellung riskiert hatte, und einiges mehr. Hören Sie also weiter! Die Mitglieder des Kirchenrates waren schon versammelt, als wir ankamen. Es waren fünf weißhaarige Bauern, wunderbare Gestalten. Nachdem der Pfarrer gesprochen und den Verkauf der ‚katholischen Figuren' befürwortet hatte, nahm als Vertreter der Bauern Herr Magnus Janssen das Wort. Und nun kam etwas völlig Unerwartetes zutage! Stellen Sie sich die beiden Altarfiguren vor... unverkennbar reine Gotik, wie wir sie aus Hunderten oder Tausenden von Beispielen aus Kirchen und Museen kennen und lieben... wenn es überhaupt auf der Welt etwas gibt, das vollkommen sicher ist, so ist es dies...

Nun, Herr Magnus Janssen, mit ehrwürdigen weißen Haaren, mit einem wie aus Holz geschnitzten herrlichen Bauerngesicht, stellte die kühne Behauptung auf, die beiden Figuren stammten aus



dem Jahre 1800, und zwar hätte ein Vorfahr von ihm, der ebenfalls Magnus Janssen geheißen hätte und ein Schreinermeister gewesen sei, die beiden ‚Puppen' damals geschnitzt. Ein Verkauf käme somit gar nicht in Frage, denn sie stellten doch eine wertvolle Erinnerung an den aus der Gemeinde Pysum hervorgegangenen und auf ihrem Friedhof ruhenden Schreinermeister Magnus Janssen dar.
Ich merkte, wie unser Doktor innerlich zu kochen anfing. Doch hielt er sich zurück und ließ erst den Pfarrer reden. Was der Geistliche vorbrachte, war sehr vernünftig. Aber Magnus Janssen schüttelte dazu nur den Kopf, und auch die anderen vier Mitglieder deuteten durch Kopfschütteln an, daß sie ganz und gar der Meinung ihres Freundes wären. O nein, verkaufen würde man die ‚Puppen' nicht, nicht jetzt und auch in Zukunft nicht.
Darauf schlug Düvelius eine gemeinsame Besichtigung der Figuren vor. Man erklärte sich einverstanden, und wir begaben uns zum zweiten Male zur Kirche. Dort suchte unser Doktor in einem klaren, allgemein verständlichen Vortrage darzutun, an welchen Merkmalen jedermann erkennen könnte, daß die Figuren aus der Zeit zwischen 1480 und 1500, also aus der katholischen Zeit stammten. Als er zu Ende kam, entgegnete ihm Magnus Janssen, daß es ja ganz interessant wäre, was für Gedanken ein Herr von der Wissenschaft bei solchen ‚Puppen' hätte; für ihn selbst aber wäre die Tatsache ausschlaggebend, daß in seiner Familie, vom Großvater auf den Vater und vom Vater auf ihn selbst die sichere Kunde vererbt worden wäre, der Vorfahr Magnus Janssen hätte im Jahre 1800 an seinen langen Winterabenden diese beiden ‚Puppen' geschnitzt; mit Katholizismus könnten sie rein gar nichts zu tun haben, denn der Vorfahr wäre ebenso gut lutherisch gewesen wie irgend jemand hier und anderswo im Land.
Fertig. Nichts zu machen. Ich dachte mir zwar, daß Düvelius die Sache noch lange nicht aufgeben würde. Wir kehrten dann, nachdem wir noch das Grab des Schreinermeisters Janssen besucht hatten, ziemlich schweigsam ins Gasthaus zurück. Unterwegs nahm Düvelius mich beiseite; er sagte zähneknirschend: ‚Wir müssen, verdammt nochmal, mit ihnen saufen!'
Und so geschah es. Wir fingen piano an, später tranken wir mordsmäßig. Wir hielten uns einige Zeit bei Bier und Korn auf und gingen dann zu Wein über. Gegen Mitternacht, als der Wirt den Pfarrer hatte nach Hause bringen lassen, hörte ich mit halbem Ohr, wie unser Doktor zu Magnus Janssen sagte: ‚Sie können stolz darauf sein, wenn die Schöpfungen Ihres Vorfahren bei uns im Museum stehen. Es ist ein sehr großes Museum, fünfundzwanzig Zimmer, jawohl... und lauter alte Bilder und Figuren, Herr Janssen... und die beiden Puppen von Ihrem Vorfahren werden dann die neuesten und modernsten Erzeugnisse darin sein, denn sie stammen aus dem Jahre 1800, nicht wahr...' Herr Magnus Janssen wiegte den weißen Kopf.
Später fiel mir auf, daß die beiden immer noch das gleiche Thema beim Wickel hatten. Nüchtern war niemand mehr. Ich sah dann, wie der Wirt Papier und Tinte brachte, und jetzt geschah etwas... jetzt wurde der Text entworfen, der im Museum als Beschriftung unterhalb der ‚Puppen' stehen sollte... Sie kennen den Text, meine Damen und Herren, denn Sie haben oft davor gestanden und darüber die Köpfe geschüttelt. Er sollte also lauten: Zwei Puppen, geschnitzt im



Jahre 1800 von Magnus Janssen, Schreinermeister in Pysum, geb. 1773, gest. 1849... Und weiter wurde auf einem anderen Bogen Papier ausgemacht, daß der Doktor niemals etwas Gegenteiliges über die ‚Puppen' sagen dürfe, sondern den Text der Beschriftung als seine eigene Ansicht vertreten müßte. Ich sah, daß Düvelius unterschrieb. Auch ist es meines Erachtens zu einer freudigen Umarmung gekommen.
Ja, jetzt lachen Sie! Wer zuletzt lacht, lacht in diesem Falle nicht am besten. Sie alle haben unserem guten Doktor viel abzubitten. Denken Sie noch einmal an die Zeitungsfehde von 1926 zurück, die sich damals wegen der Beschriftung an den beiden Neuerwerbungen erhob. Jetzt, natürlich, leuchtet es Ihnen ein, warum Düvelius während des ganzen Hin und Her jenes bissig geführten Streites bei seiner verrückten Behauptung, daß der Schreiner Janssen die Figuren geschnitzt habe, geblieben ist. Er hatte Magnus Janssen in Pysum sein Wort gegeben, jawohl. Ein Museumsleiter muß manchmal mehr leisten, als er verantworten kann. So ist das...
Unvergeßlich ist mir übrigens die nächtliche Heimfahrt, mit den ‚Puppen' auf dem Rücken. Wir hatten uns zwei Rucksäcke ausgeborgt; der Doktor transportierte den heiligen Jodokus, ich die Muttergottes. Beide waren wir glücklich über den Gewinn, den wir für unser Museum eingeheimst hatten. Unterwegs in der dunklen Nacht ist noch manches passiert. So erinnere ich mich, daß einmal an Düvelius' Rad das Schloß zwischen die Speichen geriet. Es gab ein gewaltiges Geklirr und einen wüsten Ruck; es hätte gewiß übel ausgehen können, aber der Doktor nahm Bedacht auf seinen Heiligen und fing sich wieder, trotz Finsternis und Duhnität. Es stellte sich heraus, daß drei Speichen entzwei waren; er wickelte sie nacheinander um seine Hand und riß sie aus den Felgen, wie man Haare ausreißt... Und wenn Sie mich jetzt fragen, wieso mir der Doktor gerade heute erlaubt hat, das Geheimnis von 1926 zu lüften, so meine ich, daß er Ihnen dies selber erzählen wird, denn... da ist er."
Direktor Düvelius trat mit der ganzen Länge eines Flügelmannes ins Zimmer und begrüßte die Runde. Natürlich ging es bei dieser Begrüßung sehr lebhaft zu. Als er dann Platz genommen hatte, zog er einen Brief aus der Tasche, entfaltete ihn und las:

Jena, den 4. Mai 1935

Sehr geehrter Herr Direktor Düvelius,

nachdem zu Anfang April mein teurer Vater Magnus Janssen von uns gegangen ist, richte ich die ergebenste Bitte an Sie, die Beschriftung an den seinerzeit von der Gemeinde Pysum erworbenen gotischen Figuren nunmehr richtigstellen zu wollen. Meine persönliche Ansicht über die Sache ist Ihnen aus mehreren Gesprächen, die ich bei meinen Besuchen in der Heimat mit Ihnen geführt habe, bekannt. Inzwischen habe ich meine Geschwister davon überzeugen können, daß wir durchaus im Sinne unseres verstorbenen Vaters handeln, wenn wir Sie jetzt von Ihrem seinerzeit gegebenen Versprechen entbinden. Der Wahrheit zur Ehre!
Ich verbleibe usw.

Gezeichnet:
Dr. phil. Heiko Janssen, Universitätsprofessor.

Nach Verlesung dieses Briefes erfolgte ein langes respektvolles Schweigen. Man hörte, wie Dr. Düvelius den Bogen zusammenfaltete. Es war, als käme ein Flügelmann in den Himmel...
Schließlich sagte ein älterer Herr, Mitglied der Museumsgesellschaft:
„Alles schön und gut. Klare Sache, das. Aber, lieber Doktor, was mußte ich über Sie erfahren! Sie sind, wenn ich recht gehört habe, an einem und demselben Tage zweimal ... richtig betrunken gewesen?"
Und eine liebe junge Dame, die heutige Frau Dr. Düvelius, antwortete für den Angeredeten:
„Jawohl, zweimal, mein Herr! Das erstemal aus Freude an einem Vertreter des Handwerks und das zweitemal aus Liebe zur Kunst. Sie mögen von mir denken, was Sie wollen, i c h nenne es... Passion." (Zeichnungen von Wilhelm Schulz)

Auf glatter Bahn

(R. Kriesch)



„Wissen Sie, mein Fräulein: ‚Dummheit ist der Schmuck des Weibes', sagt ein indisches Sprichwort." — „Sie haben wohl solche Schmucksachen im Kopf, Sie oller Inder?!"

Möbbe in Blau

Eigentlich war Möbbe ja weinrot!
Möbbe ist nicht etwa ein lebendes Wesen, sondern unser hundertprozentiges Vollblutautomobil. Böse Zungen wollen wissen, daß es sich um ein älteres Modell der Adam-Opel-Werke handelt, welches — abgesehen von verschiedenen Alterserscheinungen — schon zu leichtem Asthma neigt; ein Umstand, der seine Bergfreudigkeit sehr beeinflußt. Aber meine Frau behauptet, Möbbe drücke durch dieses Geräusch nur seine Lebensfreude aus. Und Möbbe ist lebensfreudig! Das hat er uns neulich bewiesen.
Es gibt ja bekanntlich mehr weinrote Wagen. Es soll auch junge Mädchen geben, denen die Besitzer solcher Wagen nicht unsympathisch sind. Und um solch ein kleines Mädchen geht es.
Möbbe parkte, als plötzlich unter seinen Scheibenwischer von zarter Hand ein Briefchen geschoben wurde. Als wir zurückkamen, wunderte ich mich — noch mehr aber wunderte sich meine Frau!
Wir lasen den Brief:
‚Lieber Schatz! Ich sehe gerade Deinen Wagen hier stehen. Warte nur fünf Minuten, dann bin ich wieder da! 1000 Küsse! Deine Inge.'
Des Rätsels Lösung war schnell gefunden, als nach fünf Minuten eine entzückende kleine Blondine mich ganz entsetzt ansah und ausrief: „Ach, Sie sind es ja gar nicht?... Aber — der weinrote Wagen?..."
Worauf meine Frau sehr bestimmt sagte: „Der dürfte die längste Zeit weinrot gewesen sein!"
Seit acht Tagen fahren wir Möbbe in Blau!
(Manchmal kommt es mir vor, als ob Möbbe heimlich kichert.)

Bernh. M.

Bei 20° Kälte (Toni Bichl)

„Herrlich, so dahinzusausen!"



„Auweh — steifgefroren!"

HEIN UND JETTE

Hein Küper wollte heiraten und da war ja auch nichts im Wege. Er war Kapitän eines schmucken Frachtdampfers und hatte eine niedliche junge Deern als Braut. Sie versprach, mit ihm durch dick und dünn zu gehen, das heißt, nach fremden Ländern zu fahren in Hitze und Kälte. Jette war von Neumühlen her, wo die Jungens schon in der Wiege als Lotsen vorgemerkt werden, und sie konnte, wenn Not an Mann war, überall mit angreifen. So ward nun Hochzeit gefeiert und Hein und Jette dampften auf der „Möwe" los in die Welt. Sie kamen glücklich durch den Kanal und näherten sich immer mehr der heißen Zone. Bei vollständiger Windstille war die Hitze kaum mehr zu ertragen. Hein stöhnte und hätte sich gern sein dichtes Haar abgeschnitten, aber Jette war dagegen. Sie saß mit ihrem Strickzeug auf Deck. Mancher Schweißtropfen fiel in die Maschen. Da erschien Heins Kopf über der Kajütentreppe. „O Gott!" rief Jette, „Hein, wie hast du dich verändert?!" „Ich wollte dich man bloß fragen", sagte Hein, „ob du mich auch so leiden magst, und da hab' ich mir aus Vorsicht erst 'mal den halben Kopf abrasiert — ich konnt' es nicht mehr aushalten!" Na, nun half alles nichts: die andere Hälfte des schönen Lockenhaares mußte auch 'runter. Jette brauchte abends keine Mondscheingänge mehr auf Deck zu machen, sie hatte den blanken Mond in der Kajüte.

Nach Hitze und Windstille gab es einen mächtigen Sturm, schon mehr einen Orkan. Stockfinster wurde die Nacht. Nur die weißen Häupter der heranheulenden Wogen schimmerten auf See. Von allen Seiten wälzten sich die Brecher über Deck. Die „Möwe" stampfte und zitterte in dem kochenden Wasser.

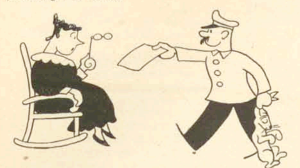
Frau Jette hatte sich in die Kajüte zurückgezogen. Gegen zwei Uhr nachts meldete Hein seiner Frau, daß wohl, Gott sei Dank, das Schlimmste überstanden sei. „Geh man zur Koje, lütje Deern, und versuch' zu schlafen!"

Nach einer weiteren Stunde schickte er Steuermann Lürssen zur Frau Kapitän mit der Meldung, daß der Sturm im Abflauen wäre. Als Lürssen vor der Kapitänskajüte stand, hörte er drinnen einen gellenden Schrei. Er riß die Türe auf: da stand Frau Jette im Nachthemd vor dem aufgeschlagenen Bett der Koje und hielt die Hände krampfhaft vor die Brust. „O Lürssen — eine Ratte — hier!" stammelte sie totenbleich. „Holen Sie sie heraus!" „Nee, Frau Kaptein", wehrte Lürssen erschrocken ab, „das is mir zu schenierlich — ick hol' den Ollen!" Er rannte hinaus und kam schnell mit Hein zurück. „Laß' los, Jette!" und die kleine tapfere Frau, welche das Biest solange festgehalten hatte, ließ los. Die Ratte jagte unterm Nachthemd heraus und sprang Lürssen geradewegs ins Gesicht. „Dunnerslag und Dübel!" rief Lürssen wütend und beteiligte sich mit an der Jagd.

Als man wohlbehalten in Rio beim dampfenden Grog am Seemannstisch saß, meinte Lürssen: „Nee, Kinners, lieber mit'n slimmsten Sturm kämpfen, als mit 'ner Ratte, die der Frau Kaptein mit Respekt zu sagen unter'm Nachthemd sitzt!" E. M. W.

(Zeichnungen O. Nückel)

Lieber Simplicissimus



Einer meiner Jagdfreunde hat eine Pachtjagd, eine ausgesprochene Hasenjagd, übernommen. Eine etwas nassauerisch veranlagte Verwandte erfährt von dieser Errungenschaft und bittet selbstverständlich um Übersendung eines Hasen — zum Selbstkostenpreise. Der Hase wird ihr zugeschickt und einen Tag später erhielt sie folgende Rechnung: Jagdpacht: 900 RM., Steuer: 90 RM., Aufseher: 300 RM., Fütterung: 120 RM., Wildschaden: 200 RM., Sa.: 1610 RM. Zur Strecke: 34 Hasen. Selbstkostenpreis pro Hase also 47,36 RM.

*

Wir hatten Besuch vom Lande. Einen biederen Metzger. Ich zeigte ihm die Sehenswürdigkeiten unserer Stadt. Unter anderem blieben wir auch an einer Kunsthandlung stehen und betrachteten die Bilder. Sein Blick fiel alsbald auf einen älteren Meister. Dargestellt war eine eben dem Bade entsteigende voluminöse Frauengestalt. Ich strebte weiter, aber er verharrte, in intensives Studium versunken.

„Die Männer sind doch alle gleich", dachte ich; da sagte er, jedes Wort genau abwägend: „Die hat mindestens 175 bis 180 Pfund Lebendgewicht!"

Im Stockwerk über uns ist vor kurzem eine Dame eingezogen. Es ist von Anfang an über sie geschwätzt worden, denn sie ist jung und hübsch, sehr schick angezogen, geht sehr viel aus, kommt spät abends heim, einige Vettern hat sie auch schon mit heimgebracht, und die Miete hat sie im voraus bezahlt.

Eines Abends läutet es Sturm, auch an unserer Glocke. Ich stürze ans Fenster, das Fräulein von oben schaut auch schon heraus und ruft zuvorkommend in die dunkle Nacht hinaus:

„Wollen Sie zu mir?" „Ja." „Wer ist denn unten?" „Der Herr von gestern abend", ruft ein kräftiger Baß herauf.

*

Zu einem mir befreundeten Buchhändler rauschte vor einigen Tagen eine pompöse Dame, mit zahlreichem Schmuck angetan, in den Laden. „Ich möchte einen Nietzsche-Band schenken, was kostet Nietzsches ‚Zarathustra'?", sagte sie. Auf die Antwort des Buchhändlers: „8.80 RM., meine Dame!", meinte sie: „Ach nein, danke, das ist mir zu teuer, da kaufe ich dann lieber ein Nähkörbchen!" — und entschwand.

*

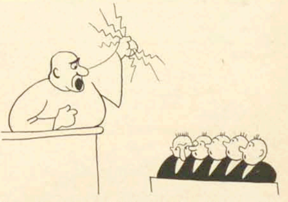
Gustavs Frau hat ihrem an und für sich etwas bescheidenen Wohn- und Eßzimmer durch allerlei nicht sehr teuren Krimskams einen „seriösen" Anstrich gegeben. Sie liebt vor allem das Exotische und so prangt neuerdings unter anderem auf dem Vertiko ein stark vergoldeter Buddha, dessen hintergründiges Lächeln Gustav schon oft auf die Nerven gegangen ist. Zumal beim Essen. Gustav liebt die hemdärmelige Gemütlichkeit, aber seine Frau ist der Überzeugung, daß auch beim Essen die Ausstattung zu einer gewissen Haltung verpflichte.

Kürzlich nun hat Gustav seinen Apfelmost angestochen und stolz den Krug auf den Eßtisch gestellt. Das ging seiner Frau gegen den Strich. „Wär's net stilvoller", meinte sie mit einem empörten Seitenblick auf den seriösen Buddha, „wenn du von jetzt ab deinen Moscht aus der Weinkaraffe tränk'st?"

*

Der Herr Pfarrer hatte wieder einmal in der Kirche gegen die Unsittlichkeit und Teuflischkeit alles Nackten gewettert, die Freude daran als zum kürzesten Weg in die Hölle führend bezeichnet und zum Schluß ausgerufen: „Weh dem, der andere damit verführt!"

Am nächsten Sonntag sitzt der Moospichler auf seinem gewohnten Platz in der Kirche. Der



Küster kommt unauffällig in seine Nähe und flüstert: „Moospichler, du hast ja dein' Hut no auf'm Schädel. Tua'n runter." — „Nix da", flüstert der Moospichler zurück, „wo i do so an unsittlichen Kopf hab' zweng meiner nackat'n Glatz'n!"

Der Pechkiebitz

Von Wilhelm Lichtenberg

Mit dem Glockenschlag vierzehn betrat der pensionierte Oberkontrollor Petermann sein Stammcafé. Tag für Tag, nun schon seit fünf Jahren. Das Stammcafé war Herrn Petermann seit der Zeit seiner Pensionierung Zuflucht und Trost in dieser leeren Einsamkeit geworden, die ihn jetzt umgab. Ein Leben lang hatte er sich nach diesem Zustand eines wohlverdienten Ruhestandes gesehnt, jetzt litt er unter seiner Untätigkeit. Leichtlebigere und flottere Menschen, als er es war, empfinden die vierundzwanzig Stunden des Tages wie Seifenblasen, die entschweben und in nichts zerrinnen; Herr Petermann war nicht von diesem Schlage. Für ihn waren vierundzwanzig Stunden immer noch vierundzwanzig Stunden, die er mit Bedacht und sehr verantwortungsvoll hinter sich zu bringen hatte; und deshalb dehnten sie sich an jedem Morgen wie eine endlos weite Strecke vor ihm.

So war ihm eigentlich nur das Stammcafé, gewissermaßen als Beschäftigungsersatz, geblieben. Und deshalb hielt er auch diese unheimliche Pünktlichkeit im Kommen und Gehen ein, weil es seine Art war, eine Beschäftigung nicht willkürlich und oberflächlich auszuüben. Um vierzehn Uhr betrat er das Café, um siebzehn verließ er es. An dieser Ordnung wurde nichts geändert; Jahr für Jahr ging alles im gleichen Trott.

Herr Petermann war niemals ein leidenschaftlicher Kaffeehausbesucher gewesen; auch diese Vorliebe hätte sich mit seinem Charakterbild nicht in Einklang bringen lassen. Er hatte nur eine wirkliche und flammende Leidenschaft: Kiebitzen beim Tarock. Selbst hatte er eigentlich nie gespielt. Das hatte mancherlei Gründe, von denen der wichtigste wohl der war, daß seine materielle Lage Spielverluste nicht vertragen hätte. Aber die Erregung beim Kiebitzen, dieses Gemisch aus Unbeteiligtsein und innerlichster Anteilnahme, war ihm Lebensbedürfnis. Er konnte sich für die gleichgültigsten Menschen, wenn er während des Spieles hinter ihnen sitzen durfte, bis zur Siedehitze ereifern, er verwünschte die andern Partner, wenn sie gegen seinen „Spieler" gewannen, er erbleichte bei jedem Fehler, den er mitansehen mußte und nicht verhüten konnte, und er war glücklich, wenn ein Spieler, dem er mühsam über die Schulter in die Karten guckte, gewann.

Aber hier setzte eigentlich die Tragödie des Oberkontrollors i. R. Petermann ein. Er war nämlich als Pechkiebitz verschrien. Er selbst wehrte sich mit allen Kräften gegen dieses Odium, das ihm anhaftete; aber die Erfahrung bewies leider, daß die bösen Zungen recht behielten. Wo Petermann saß, wuchs — wie man so sagt — kein Gras. Die Spieler bekamen schlechte Blätter, hundert Tücken verschworen sich gegen sie, sie wurden nervös und wehrten sich mit halben Andeutungen dagegen, daß Petermann in ihre Karten blickte.

Zuerst lächelte der Herr Oberkontrollor über diesen „dummen Aberglauben". Aber bald fühlte er, daß diese gewissen Andeutungen nicht scherzhaft, sondern bitter ernst gemeint waren. Bis dahin hatte er einen ständigen Spieler gehabt, dem er alle seine Liebe, seine Hingegebenheit, seine heißen Wünsche tagein tagaus gewidmet hatte. Der Gedanke, einem andern Spieler als gerade diesem kiebitzen zu müssen, war ihm unerträglich gewesen. Aber eines Tages hieß es doch Abschied nehmen. Nachdem Herr Prokop — der „Leibspieler" Petermanns — gemerkt hatte, daß seine halben Andeutungen vom Kiebitz überhört wurden, meinte er eines Nachmittags plötzlich ganz deutlich: „Sagen Sie, verehrter Herr Oberkontrollor, merken Sie denn nicht, daß Sie mir Pech bringen? Ich an Ihrer Stelle würde es doch einmal mit einem anderen Spieler versuchen."

Die Gesichter der beiden übrigen Spieler wurden steinern, als ob ein Verhängnis über ihnen schwebte. Und Petermann zwang sich zu einer unnatürlichen Heiterkeit, indem er sagte: „Ich muß Ihnen ja nicht kiebitzen, Herr Prokop. Bei jedem der anderen Herren werde ich mit offenen Armen aufgenommen!" Man widersprach ihm zwar nicht, stimmte aber auch nicht zu. Und Petermann bezog sehr ostentativ den Platz hinter dem Offizial Kunder.

Natürlich war es nur ein dummer Zufall, daß der Offizial Kunder, bis dahin der erklärteste Glücksspieler der Tarockpartie, sofort zu verlieren begann, nachdem sich Petermann zu ihm gesetzt hatte, und ein noch dümmerer, boshafter Zufall war es, daß Prokop jetzt gerade in seine Glückssträhne kam. Leider aber ist der Zufall für gedankenlose Menschen überzeugender als alles, was man gegen ihn sagen kann.

Nachdem also Petermann von Herrn Prokop zu Herrn Kunder hinübergewechselt hatte, stand die Tatsache, daß er ein Pechkiebitz sei, unumstößlich fest. Er versuchte es dann auch noch, sein Renommee beim Dritten in der Partie — bei Herrn Gösinger — zu heben, aber die Rehabilitierung mißglückte auch hier. Gösinger verlor ebenfalls, und Petermann fühlte, daß seine Position als Kiebitz unhaltbar geworden war.

Er wechselte also, kiebitzte einmal bei dem einen, dann bei dem andern, und hoffte, gerade durch diesen ständigen Wechsel die Theorie vom Pechkiebitz zu entkräften.

Obwohl er ja noch immer durch volle drei Stunden am Nachmittag kiebitzen durfte, war es doch nicht mehr das Richtige. Als fluktuierendes Ele-

ment fühlte er sich nicht wohl, er brachte nicht mehr die nötige Besessenheit auf, er konnte sich nicht mehr wie früher von ganzem Herzen ereifern, er fühlte, wie er innerlich unbeteiligt blieb, und, indem er doch bemüht war, eine gewisse Anteilnahme vorzutäuschen, kam er sich wie ein böser, schlechter, hinterhältiger Mensch vor, der zu niedrigen Mitteln greifen muß, um seine Position zu behaupten.

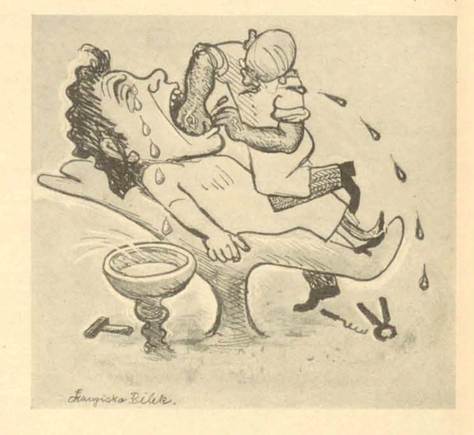
Er wechselte dann auch zu anderen Tischen hinüber, setzte sich hinter fremde Spieler oder hinter Leute, die er nicht mochte, und hatte das Empfinden, so von Stufe zu Stufe zu sinken. Sein Stolz war es gewesen, nur Spielern zu kiebitzen, die er auch menschlich liebte, und nun fühlte er sich als charakterloser Allerweltskiebitz, der außerdem überall, wo er erschien, scheel angesehen wurde. Er, der stille, wortkarge Oberkontrollor Petermann, begann nun plötzlich geschwätzig zu werden. Er hielt den Kaffeehausgästen langatmige Vorträge über die Sinnlosigkeit jedes Aberglaubens, er drangsalierte die Leute mit eigenen, etwas verworrenen Ansichten und mit einer Unmenge von aufgelesenem Zeug; er entwickelte das alles ohne innere Überzeugung, aber es war gewissermaßen eine Rettungsaktion, die er für sich unternahm. Aber Kartenspieler sind nun einmal abergläubisch, und so gab er es schließlich auf. Wohl erschien er noch immer Tag für Tag mit dem Glockenschlag zwei im Café, doch er blieb in seiner Ecke sitzen, ohne an die Tische der Spieler heranzugehen. Nur seine leeren, sehnsüchtigen Blicke hielt er hingebannt, immer hoffend, daß ihn jemand heranholen würde mit der lächelnden Einladung: „Warum kommen Sie denn nicht, Herr Oberkontrollor?" Aber dieses Wunder ereignete sich nicht.

Einmal kamen, was sich in diesem Café nur ganz selten ereignete, fremde Männer herein. Nach kurzem Gespräch begannen sie eine Tarockpartie. Petermann leuchtete auf, erhob sich und ging an den Tisch hinüber. „Gestatten Sie?" fragte er einen sympathisch aussehenden Herrn und zog sich gleichzeitig einen Stuhl neben ihn. „Oh, bitte", antwortete der Fremde sehr liebenswürdig und rückte sogar etwas, um dem Kiebitz bessere Aussicht zu verschaffen. Und jetzt ereignete sich das ersehnte Wunder. Der Fremde gewann. Er gewann so auffallend, daß er dem Oberkontrollor sagte: „Schon lange habe ich keinen solchen Glückskiebitz gehabt wie Sie!" Das war der große Moment in Petermanns Leben. Er geriet vor Freude außer sich, lief von Tisch zu Tisch, gab den Ausspruch des Fremden aufdringlich weiter und zwang einige Bekannte sogar, an den Tisch der Neuen zu kommen und sich diese Meinung bestätigen zu lassen. Petermann war glücklich und fragte die fremden Herren, ob sie jetzt öfters kommen würden. Ja, sie hatten die Absicht, dieses Café jetzt ständig für ihre tägliche Tarockpartie zu wählen.

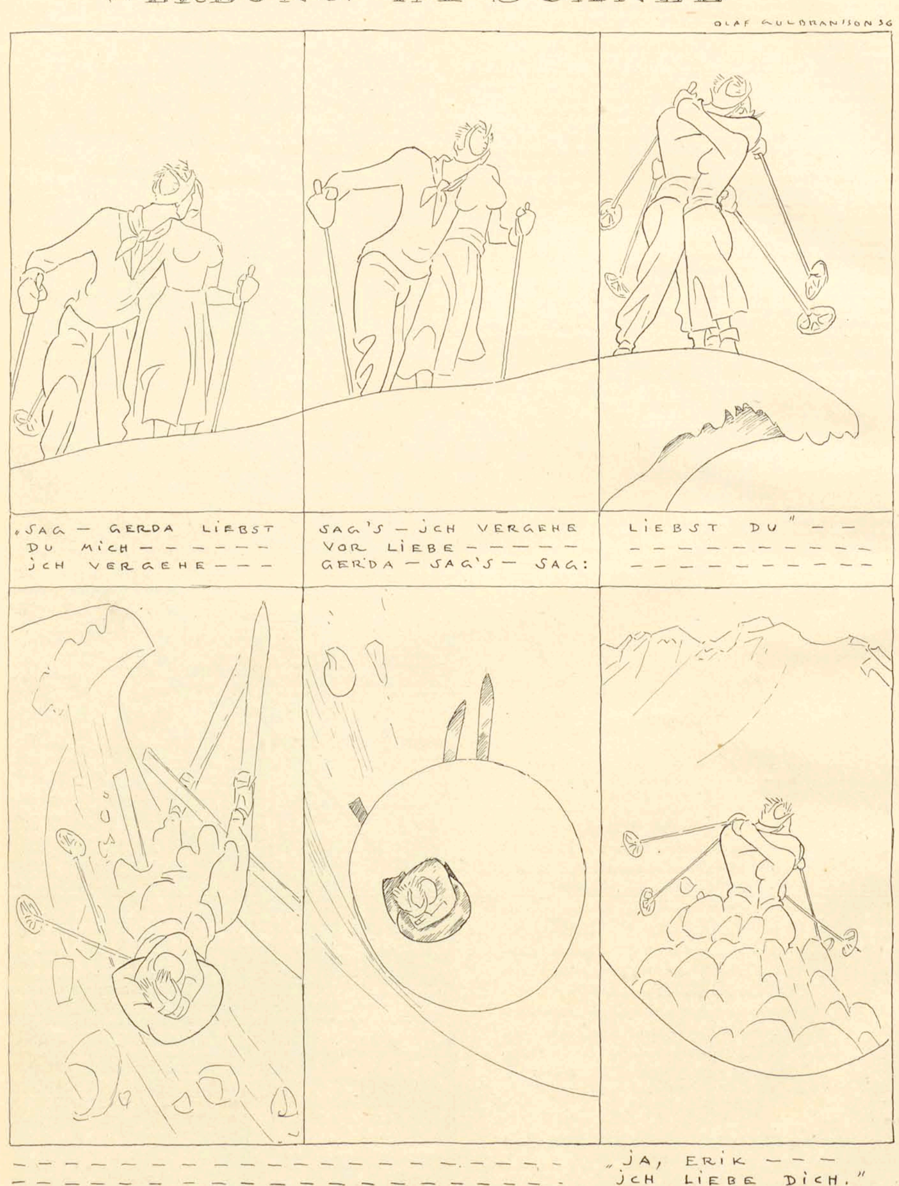
Petermanns Leben schien gerettet. Es gab eine Tarockpartie, bei der er gerne gesehen war! Er fühlte sich nicht mehr bloß geduldet, sondern hatte das Empfinden, selbst ein Gebender zu sein. Aber seine Stellung als Glückskiebitz hielt sich auch hier nicht lange. Der Teufel hatte sich gegen Petermann verschworen, und seine völlige Vernichtung schien bei den dunklen Mächten beschlossen. Nach einigen Tagen schon meinte sein Spieler lächelnd: „Ich glaube, daß ich Sie verschrien habe, Herr Oberkontrollor! Denn jetzt sind Sie ein ausgesprochener Pechkiebitz." Am nächsten Tage erschien Petermann nicht mehr im Stammcafé. Er suchte überhaupt kein Café mehr auf und verbrachte seine Tage in völliger Einsamkeit. Die Stammgäste des Cafés sahen ihn von Zeit zu Zeit, furchtbar gealtert und greisenhaft geworden, die Häuser entlang streichen. Manchmal sprach man auch im Café ganz kurz über ihn und sagte: „Petermann kommt wohl nicht mehr kiebitzen, weil er krank geworden ist?" Aber auf die Idee, daß es vielleicht umgekehrt sein könnte, ist eigentlich noch niemand gekommen ...

Zahnweh ...

(Fr. Bilek)



WERBUNG IM SCHNEE



Daladier, der Gespensterseher

(Eduard Thöny)



„Was dieser Daladier wieder faselte vom ‚deutschen Gespenst'!
Ich war in Deutschland und habe keine Gespenster gesehen."

FAHRT IM GRENZGÄU

Von Max Niedermaier-Well

Der Herr Stampfihuber kommt aus seinem Haus, angetan mit der warmen Pelzjoppe. Er schiebt im Schnee sein Rad.

Das ist berühmt. Erstens, weil der kleine Hutmacher trotz seiner Jahre und Dicken stets mit einem Satz in seinen Sattel springt und dann, weil das Rad dies aushält.

Da das Tal, auf dessen Höhe die Bergstadt über der Salzach liegt, von der widersinnigen Grenze durchschnitten wird, fehlt dem Hutmacher wie den anderen Handwerkern dort das nötige, den Wohnsitz umgebende Hinterland für den Absatz der Arbeit. Die Bauern von dem gleichen Volksstamm, drüben über der Grenze, sind durch den Zoll gehindert, von der Stadt die Neuanschaffungen zu holen. So tragen sie denn auch Hüte aus einem entlegenen Ort. Das Aufbügeln dieser Deckel aber, wenn sie einmal der Regen verwaschen hat, das ist die Arbeit und auch Beute des kleinen Huterers. Darum ist er unterwegs.

Der kleine Huterer ist beliebt und gefürchtet. Es ist Tatsache, daß er jeden der Bauern und Städter anschreit, wenn dessen Hut ihm zu wenig schön — wie er sagt: „hutsnotig" ist.

Der eigentliche Grund dazu ist aber, daß es so schwer geht, an der Grenze ohne Hinterland durchzukommen. Sein Einwirken auf die Kopfbedeckung seiner Freunde ist die Auswirkung der Lehre seines Sprichwortes: „Nur der Not keinen Schwung lassen!" —

Scharf fährt er jetzt den Zollberg hinab und steht schon bald vor den ersten Grenzgattern.

Dort empfängt ihn, süß lächelnd, der Herr Revisor Bocla. Der Hutmacher stellt gehorsam einen Fuß vom Rad und hält so wieder.

„Der Herr Stampfihuber hat nichts Verzollbares", spricht der Herr Bocla in seinem fremden Deutsch und beantwortet damit selbst seine Frage.

Es ist kurz vor dem Krieg. Es ist doch eigentümlich, denkt der Herr Stampfihuber, daß die deutschen Aufseher im deutschen Land da herüben meist fremdländische Vorgesetzte haben!

Als der Herr Bocla hernach herausgrinst: „Fahren wir ein wenig nach Haigermoos?" — dort ist nämlich eine schöne Kellnérin — da fährt es dem groben Herrn Stampfihuber heraus: „Nein! Ich fahr' nur da 'rüber, weil's mir daheim zu wenig dumm schau'n."

Das Fahren, da über der Grenze, im Kratergebiet des letzten Hochwassers, ist eine Kunst.

Der kleine Hutmacher taucht fahrend bald auf, bald unter. Bei der heutigen Schneeschmelze ist es leicht möglich, daß, bis er zurückkommt, ein Hochwasser an dieser Stelle reißt. Dann würde niemand mehr mit dem Rad durch die Mulde fahren als er und der Steinmetz. —

Erst nach langer Zeit sieht der kleine Huterer auf einem der über den Damm führenden Rampenwege den Ettenauer Förster. Der schiebt auf einem Zweiradkarren einen frischgeschossenen Hirsch — auch ein langer Reiher ist darauf — hin zum Forsthaus am Berg. „Servus, Sepp!" schreit der Schick her, „wo fahren wir denn heut hin?"

Der Herr Stampfihuber plärrt die Antwort wegen der großen Entfernung: „Zu dir! Nachschaug'n, ob d' daheim nichts angefangen hast!" Der Schick lacht. Darauf fährt nervös ein zweiter Gendarm aus dem Beobachtungsposten im versteckten Waldhütterl heraus. Als der die beiden sieht, salutiert er.

In dem Koben am Forsthaus kröpft gerade der Uhu eine frisch gefangene Maus ... Schläfrig sieht er den Hutmacher an.

Die alte Frau Försterin schlägt die putznassen Hände zusammen: „Jessgas, Jessgas, der Herr Stampfihuber! Nein, aber diese Freud'!" Mit dem Fuß schiebt sie den faulen Dackel weg, damit seine Rute vor dem festen Tritt der beiden verschont bleibt.

„Am gesündesten ist allerweil noch eine frische Geißmilch, hab' ich mir im Herfahren denkt", meint der kleine Huterer und trocknet sich den Schweiß ab. Die Försterin in der Au versteht natürlich solchen Wink und gleich hat er seine Milch.

Hernach schleppt der Schick einen Stoß Felle herein. Alle sind auf verjüngten Hölzern aufgezogen und getrocknet worden. Unter Späßen mit der Försterin zahlt der Hutmacher. „Weißt was?" sagt er dann zum Förster: „Heut ist eh der Schmederer auf der Jagd. Geh, laß mir doch den Haufen da bis zum Abend zum Schiffsstadel tragen!" Er braucht den Jagdherrn geschäftlich; dieser seine Gesellschaft nach der Jagd. —

Wieder geht es weiter. Er ist schon weit in dem Land über der Grenze, als er in Haigermoos hält. Dort nimmt er nun einige wie neu aufgebügelte Hüte aus dem großen Rucksack.

Der Wirtssohn, der nach der Aussage seiner Mutter nur immer die bewußte Kellnerin anschauen tut und sonst niemand mehr, der muß die Prachtstücke an die Besitzer abliefern.

In Haigermoos ist Mittagszeit. „Ein Viertl Gespritzten und ein Gulasch!" verlangt der Herr Stampfihuber von der bewußten Kellnerin.

Inzwischen hat ihm der Wirtsbub auch schon alte Hüte zum Neuputzen im Dorf einsammeln müssen. Vielleicht hat es dem nicht ganz gepaßt? „Ich dank' dir halt recht schön!" sagt der Herr Stampfihuber im Wegfahren.

Auf seinem Weg von Ortschaft zu Ortschaft haut der Hutmacher jede der ihm zur Verschönerung ausgehändigten Bedeckungszierden zum oftmaligen Entsetzen ihrer Besitzer an deren Haustüren und Zäune, daß es nur so staubt. „Meinst vielleicht, ich fahr' den Dreck spazieren?" fragt er sie. Dagegen können sie nichts einwenden. Die Grenzbauern mögen den fröhlichen, geraden Huterer. Nun geht es heimzu. Bergabwärts.

Im Schiffsstadel, dem früheren Zunfthaus der Schiffer über der Grenze, wird er erwartet. Schon seit einer geschlagenen Stunde muß das Wirtsmädel auf Befehl des Jagdherrn von der Insel aus über die Mulde spähen. Für den Fall, daß inzwischen das Hochwasser dort einlaufen würde.

Jetzt endlich ist bei dem Hutmacher die Mühsal des Tages vorbei. „Ja, weil S' nur grad da sind!" sagt die Frau Seel beglückt. Auch, weil jetzt die zu erwartende Zeche des Jagdherrn in der einsamen Taferne größer wird: „Der Herr Baron wartet schon lang auf Ihnen!"

Bei diesem sanften Vorwurf ärgert sich der Herr Stampfihuber; denn ihm reicht der Tag: „Freilich freilich", sagt er hitzig, „dann soll er sich halt einen anderen Deppen suchen, der Herr!" Schon aber schreit der Baron aus seinem Eck: „Ist er jetzt da, der Herr Stampfihuber? Daß ihm nichts passiert ist!" Schnell antwortet die Frau Seel an des Gefragten Stelle: „Ja, ja! Ich zieh ihm grad die Joppen aus!"

Der Herr Stampfihuber ist sofort versöhnt durch die besorgte Frage des Jagdherrn.

Um den Tisch vor dem krachenden Ofen sitzen die ganzen Gäste der Tafernwirtin an dem Abend: der Baron Schmederer, sein Förster Schick, dessen Sohn und Jagdgehilfe Hans. Die schmierigste Hose hat der Herr Baron an. Ja, und da ist noch der alte Malerbauer; der war gerade draußen. Unterm Tisch liegen die Hunde.

Der Herr Stampfihuber setzt sich zu ihnen. Währenddessen schnuppert er: „Herrschaftseiten, es stinkt ein Hund!" Da steht der junge Schick mit einem roten Kopf auf und will hinaus. „Bleib da!" befiehlt der Baron als ein Lachender: „Der Malerbauer hat die Losung für die Füchs', dem ist bloß der Stopsel aufgegangen!"

„Das haben Sie natürlich mit Fleiß gemacht, Sie alter Gauner!" schreit der Herr Stampfihuber zum Baron.

„Freilich, drum warten wir schon hart auf Sie!"

Nun lachen alle.

Allmählich beleben der Wein und die Wärme den kleinen Hutmacher. Im alten Ofen brennen fast meterlange Scheiter; Funken davon fahren lustig heraus und sterben langsam auf dem Ofenblech. Die Hunde lassen ihre Haut springen. Die Stiefel der Jäger aber scharren immer heftiger vor Vergnügen, besonders als der Herr Stampfihuber erzählt, wie er den Wirtssohn von Haigermoos fortgeschickt hat und wie der wohl jetzt in einem Zweifel ist ...

Der kleine Hutmacher ahnt nicht, daß sich hinter seinem Rücken etwas zusammenzieht.

Um neun Uhr macht sich die Gesellschaft zum Aufbruch bereit, nach zwei entgegengesetzten Richtungen. Kurz ist der Abschied. Wohlig warm die Joppe des Herrn Stampfihuber.

Beim Behm sind noch die beiden schönen Töchter auf und stehen vor der Tabaktrafik ihres Herrn Vaters. Schmetternd ruft der Herr Stampfihuber: „Ihr G'schmacherl! Seid's ganz allein? Kommt denn zu euch nimmer der Seelfranzl?" Röte schießt den Mädchen ins Gesicht.

Der Huterer schwingt sich nicht auf sein Rad wie heute früh; er versucht das gar nicht. Das machen Wein und Wärme!

Er trägt am Rucksack das Bündel Felle, die der Feldhüter des Schick gebracht hat. Nun kommt er mit ihnen in das Licht der Bogenlampe vor dem Grenzhaus. Da hört er hinter sich leises Kichern; nur so merkt er, daß ihm jemand folgt. Aber darum kümmert er sich nicht; dazu ist er zu stolz; umsehen würde feige sein!

Die Freunde aus dem Schiffsstadel folgen ihm und auch — sehr leise — die Behmtöchter. Vor ihnen zwingt er sich zu festerem und halbwegs sicherem Gehen durch sein Sprichwort: ‚Nur der Not keinen Schwung lassen!'

Je mehr er das tut, desto mehr müssen die Behmtöchter lachen. Denn im sanften Schwung geht vor ihnen der Herr Stampfihuber, und bei jedem Schritt des Hutmachers nickt dazu das Schwänzchen von einem Hasenbalg, das unten an seiner Joppe herausschaut. Die Reise des Pelzwölkchens geht munter einmal nach rechts, und dann nach links; allen sichtbar.

Der Huterer ist nun beim Grenzhaus. Er wirft den Rucksack mit den gebündelten Fellen auf die Bank, so daß die ausgetrockneten Hasenläufe noch kurz auf dem Sitz nachtrommeln. Darauf rumpelt der Herr Revisor Bocla heraus.

Schweigend bückt sich der Herr Stampfihuber hinunter zur Bank und zählt bedächtig die vierzehn Hasen- und Marderfelle. Und vierzehnmal geht im Schein der Bogenlampe an seiner Joppe das helle Hasenschwänzchen auf und nieder.

Die anderen sind im Dunkel geblieben. Mit Wonne sehen sie das Schwänzchen so fröhlich blinken. Ihre Freude aber wird vollständig, als endlich der Herr Revisor es erblickt und nun starr darauf hinsieht.

Der Herr Stampfihuber richtet sich auf und sagt zufrieden: „Vierzehne! Morgen früh hol' ich sie mir wieder und dann zahl' ich den Zoll. Alsdann — gute Nacht!"

Der Herr Revisor Bocla betrachtet jetzt schweigend die ausgehändigten Felle und die Bauernhüte, deren Reparatur keinen Zoll kostet. Dann tut er möglichst unauffällig die Fangfrage: „Und

Großvater am Winterfenster

Von Wilhelm Schussen

Wenn's draußen so schneit
Und Gansfedern flockt,
Da kommt auch, der hinter
dem Ofen gehockt,
Ans Fenster der Zeit.

Er steht etwas krumm,
Es geht ihn nichts an,
Er weiß nicht warum,
Aber er freut sich daran.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G.m.b.H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. III. Vj. 36 11645. Auflage dieser Nummer 20000. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München. Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Der gerupfte Friedensengel

(Erich Schilling)



„Ich würde ja gerne nach Spanien fliegen, aber die Diplomaten haben mir alle meine Federn ausgerupft, um damit ihre Friedensvorschläge zu schreiben!"

weiter haben wir nix zum Verzoll'n?" Etwas ärgerlich erwidert ihm der Herr Stampfihuber: „Nein! Weil ich's sonst schon gesagt hätt'!"
Nochmal frägt der Herr Bocla, diesmal bekümmerter, sein sicheres Opfer. Mit größter Wonne hören die inzwischen nahe Anrückenden, wie der Herr Stampfihuber ärgerlich sagt: „Anderthalb Liter weißen Wein hätt' ich wohl zu verzoll'n. Aber den trag' ich schon in meinem Bauch!" Dazu lächelt der Herr Bocla nicht mehr. Entschlossen greift er nach dem Schwänzchen. Das leistet etwas Widerstand. Als der Herr Stampfihuber diesen Zug spürt und seitlich die glänzende Nadel an der Joppe sieht, mit der das Hasenschwänzchen befestigt ist, da dreht er sich blitzschnell um, packt den Stapel Hüte und haut auf eins, zwei und drei dem Baron, dem Malerbauer und dem jungen Schick je einen Hut so auf das Haupt, daß es darin bis zu den Ohren verschwindet. Die Behmtöchter aber machen geschwind ihre Schenkel lang und flüchten.
Er lacht ihnen nach. Verlegen steht der Herr Bocla, dreht das Hasenschwänzchen und sieht die Nadel an, die es trug. Der Herr Stampfihuber aber ruft den Trutzruf über den Platz der Insel: „Sagt es der Frau Seel! Morgen braucht sie im Schlachthaus keine Knochen kochen. Wenn sie epper einen Leim braucht, soll sie ihn da holen!"
Er geht mit dem Stapel Bauernhüte am Arm der Stadt zu.
Betrübt denkt der Herr Bocla über den Sinn der dunklen Worte nach. Leider fällt er ihm erst ein — in seiner Vatersprache — als der Herr Stampfihuber das geschnitzte Wappenzeichen der Grenze schon hinter sich hat.
Und morgen ist es zu spät. Da lacht die Stadt!

So ist das Leben!

(K. Helligenstaedt)



„Gefällt's dir nicht bei mir, Lilo?" — „Doch, doch, hier ist's genau so wie im Kaffeehaus: am Tisch sitzt einer und liest Zeitung, irgendwo spielt Musik, und passieren tut gar nichts!"

München, 17. Januar 1937
42. Jahrgang / Nummer 2

MÜNCHNER HUMOR

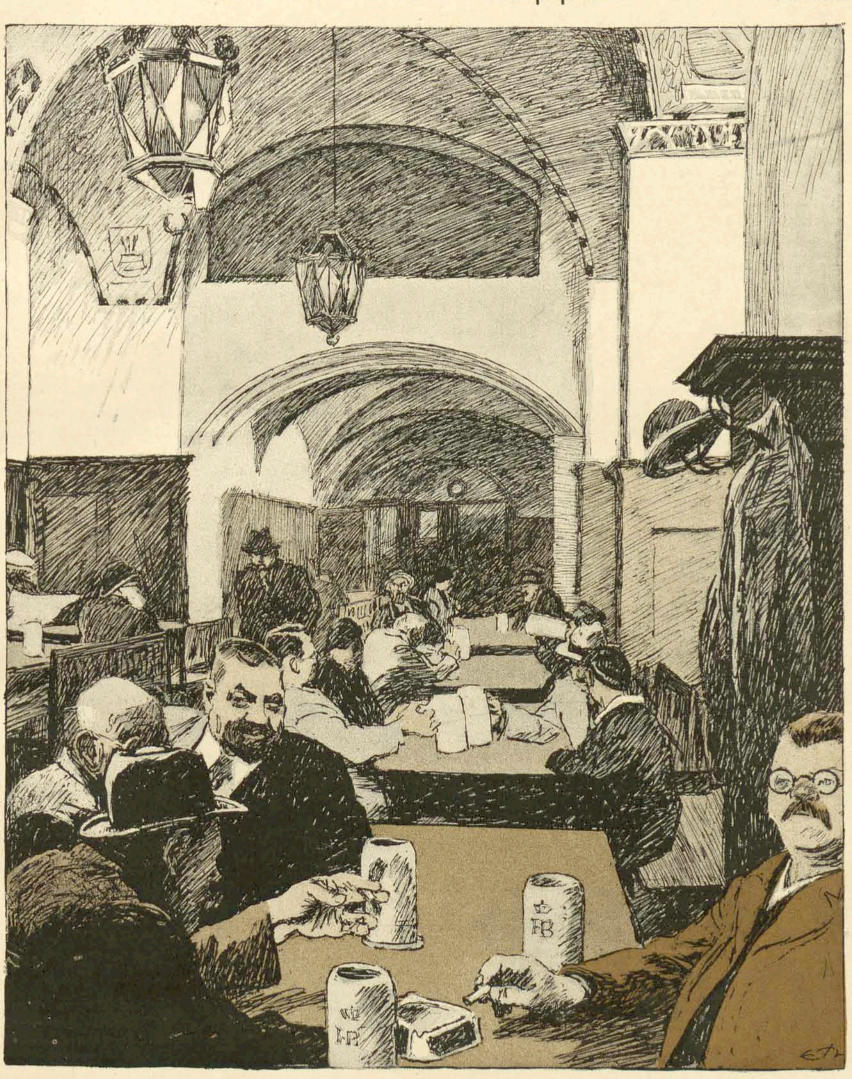
40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

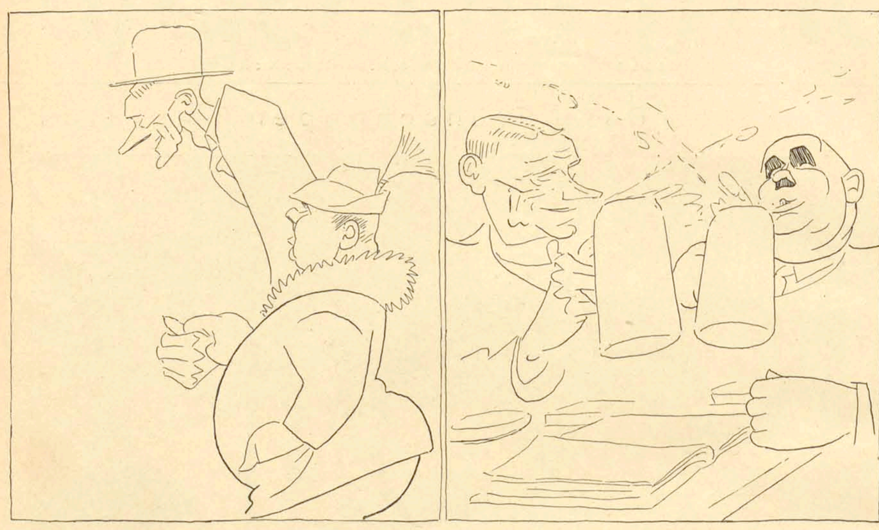
Beim Frühschoppen

(Eduard Thöny)



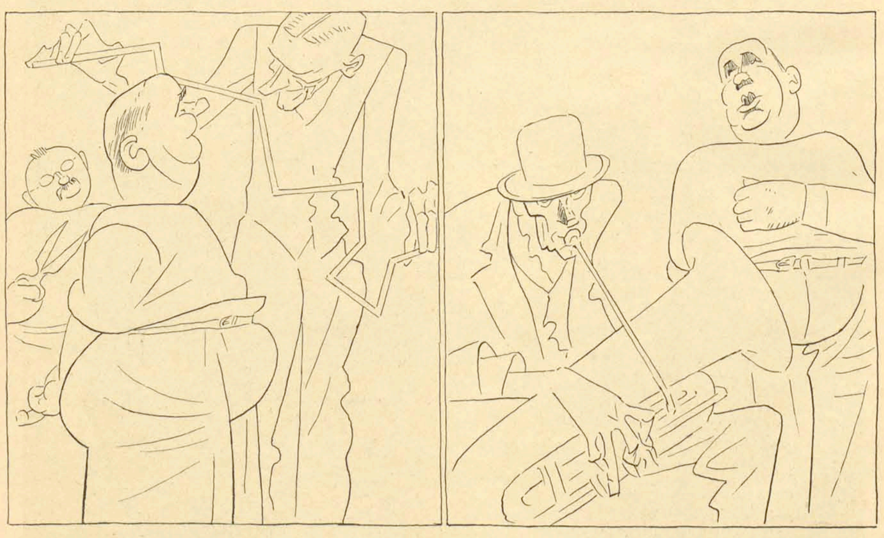
„Kruzitürk'n, mir is mei Papagei auskemma . . . Aber dös sag' i glei': Die Ansicht'n, wo der äußert, san net die meinigen!"

Die münchnerische Geschichte von der treuen



In München leben zwei berühmte Komiker: Weiß-Ferdl und Karl Valentin. Sie lieben sich sehr. Täglich gehen sie miteinander spazieren.

Das Hofbräuhaus besuchen sie nur zusammen. Stets blasen sie einander den Schaum weg, damit sie besser trinken können.



Sie gehen nur zusammen zum Schneider; denn jeder will, daß der andere schön angezogen ist, drum überwachen sie des Schneiders Tun.

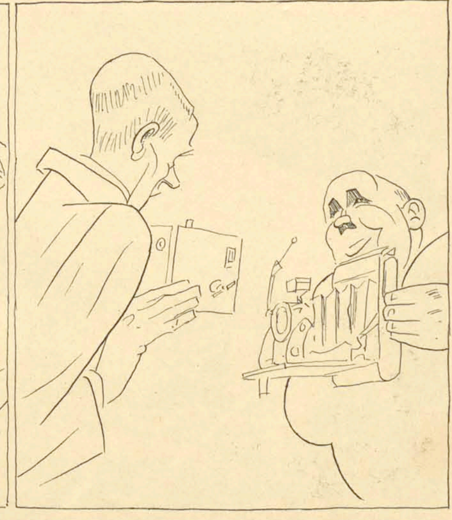
Sie lieben auch die Hausmusik. Valentin begleitet auf einem Bombardon den edlen Gesang von Weiß-Ferdl, der hier Koloraturen singt.

Freundschaft der zwei Unzertrennlichen

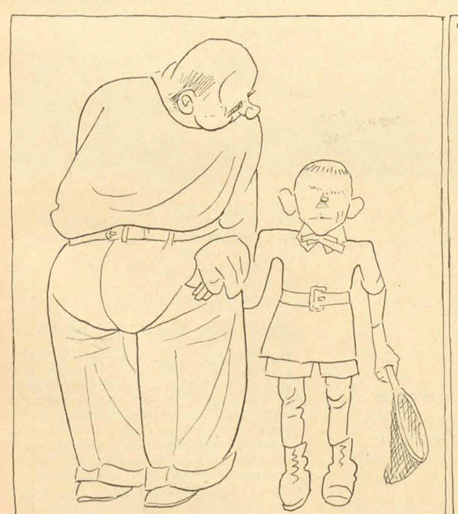
(Olaf Gulbransson)



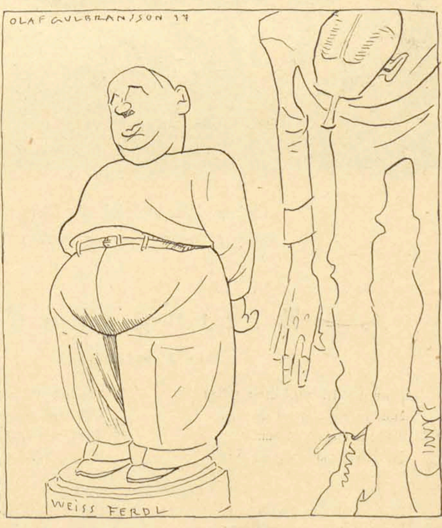
Einer erzählt dem andern seine besten Witze. Das ist eine gefährliche Gewohnheit; denn sie könnten sich eines Tages totlachen.



Sie photographieren sich auch gerne. Da sie sich jedoch immer liebevoll im Auge behalten, sind die Negative meistens vorzüglich.



Nur einige Herzenswünsche können sie sich nicht erfüllen: Weiß-Ferdl möchte den Valentin gerne verjüngen lassen und dann adoptieren,



Karl Valentin dagegen möchte den Weiß-Ferdl zu gerne für sein Museum erwerben, damit er ihm für alle Zeiten erhalten bleibe.

Auf der Redoute

(P. Scheurich)



„Kleiner, jetzt um vier Uhr kann ich mich auf keine langen Vorreden mehr einlassen — ich muß um sieben Uhr wieder aufstehen!"

Kleingebäck

Von Ratatöskr

Humor ist kein Produkt der Pflicht.
Man hat ihn oder hat ihn nicht
als holde Gabe der Natur.
In München schreibt er sich Hamur.

*

Mit dem beliebten Dialekt
verhält sich's oft wie mit Konfekt:
das Kleid schmeckt harmlos schokoladig,
der Schnaps drin wirkt nicht so pomadig.

Das Unverblümelte und Derbe
trifft einerseits zwar in die Kerbe.
Das Hintenrum ist andrerseits
für den, der's kann, nicht ohne Reiz.

*

Wenn jemand gute Witze macht,
gibt's immer einen, der nicht lacht.
Ein Rätsel bleibt zum Beispiel Thoma
dem Opa und der guten Oma.

Wahres Geschichtchen

Neulich machte ich nach einer schweren Erkrankung, auf den Arm meiner Frau gestützt, einen ersten Spaziergang im Englischen Garten. Ich war im Sonntagshabit, langer schwarzer Überzieher mit Samtkragen, schwarzer breitkrämpiger Hut, und gab mir Mühe, möglichst stramme Haltung zu bewahren. Da begegnete uns eine ältere Münchner Bürgersfrau und sprach uns folgendermaßen an: „Entschuldigen S', der Herr sieht akrat aus wie unser König Ludwig II."

Ich: „Danke!"

Meine Frau: „Er ist es aber nicht!"

Die Münchnerin: „Seien S' froh!"

Mit freundlichem Kopfnicken gingen beide Teile wieder weiter.

Ist das b'suffene Wagscheitl ein Zeichen des echten Münchner Humors?

Da saß ich nun und zermarterte mir das Hirn; denn mir war die Aufgabe gestellt worden, endlich einmal festzustellen, was Münchner Humor sei. Wodurch unterscheidet sich der Münchner Humor vom Stuttgarter Humor oder gar vom Passauer Humor oder dem von Freising, Obergrainau und Feldmoching? Humor hat das mit Schaumwein gemein, daß er häufig als trocken bezeichnet wird. Na, schön, aber damit kommt man auch nicht weiter. Wenn's einen trockenen Humor gibt, muß es eigentlich auch einen nicht trockenen, einen feuchten oder nassen Humor geben. Ist das vielleicht der verlangte Humor?: Herr Huber sitzt hinter seinem Maßkrug, daneben liegt ein Radi und in der Nähe sind ein paar Weißwürste. Natürlich muß Herr Huber sagen: „Ja, was ist denn jetzt dös!" Oder muß er jodeln, oder den Kellnerinnen ins Weiche greifen? Ich höre Schluß rufen, Mann, auf diese Weise erzeugt man doch keinen Münchner Humor, keinen waschechten Hamur! Wenn einer eine Maß Bier trinkt, so ist das durchaus nicht komisch. Und dann: haben Sie schon einmal einen Münchner gesehen, der gleichzeitig Weißwürste und Rettiche ißt? Weißwürste gehören in den Vormittag und der Rettich hat seine beste Stunde am Nachmittag. Hier werden Grundfehler gegen das Bodenständige gemacht. Welcher gesetzte oder gestandene Mann jodelt beim Essen? Da liegt eine Verwechslung mit Sommerfrischlern aus Berlin vor, die Weißwürste für ein Abendessen halten, womöglich mit Kraut, und vom Münchner Universitätsprofessor glauben, daß er seine Vorlesungen mit einem Juchzer beginne.

Früher, sagte mir einer, da sei die Sache mit dem Münchner Humor leicht gewesen, da habe es die Dackel gegeben und die Herren Oberförster, und die Dackel seien so gescheit gewesen, daß man sie nicht oft genug habe zeichnen können und alle Welt habe sich fast tot gelacht. Die Dackel aber sind jetzt aus der Mode gekommen, und über die Skotchterriers und Badlingtons darf man keine Witze machen, weil sie so edel sind und einen Vermögenswert darstellen.

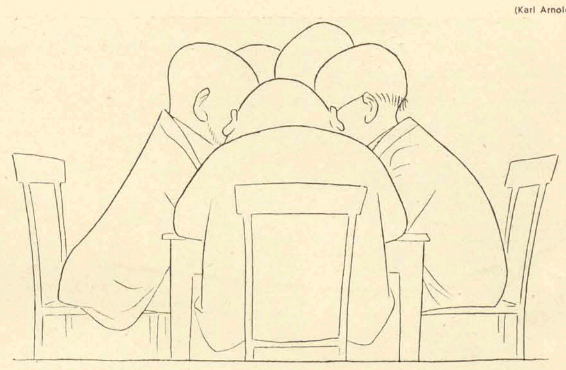
Ein richtiger Professor, der es wissen mußte, klärte mich darüber auf, daß der Münchner Humor derb sei und daß er doch niemanden beleidige. Ich fragte ihn also, ob das der richtige Humor sei, wenn einer den anderen „b'suffenes Wagscheitl, b'suffenes!" heiße. Da meinte der Professor, das habe schon viel vom Münchner Humor und es sei nicht beleidigend. Wenn es aber beleidigend gewesen sei, so merke man es schnell und es gäbe ja überall kräftige und hilfsbereite Ordnungsmänner.

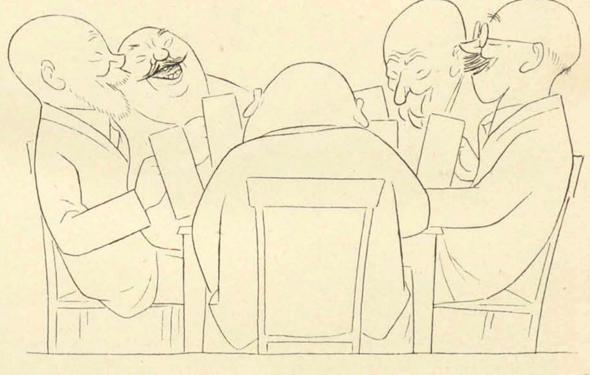
Hiermit ließ sich nun schon einiges anfangen. Man gab mir auch den Rat, zum Volke zu gehen und dort an der Quelle nach dem Wesen des Münchner Humors zu forschen. Ich ging zum Volke und fragte einen im Mathäserkeller was Humor sei. Der sagte, er kenne ihn nicht, aber ich soll einmal an der Schenke fragen, die wissen es bestimmt. Aber auch dort war nicht die richtige Quelle. Da ging ich schließlich ins Hofbräuhaus, trat auf den ersten besten zu und fragte ihn, ob er mir sagen könne, was Münchner Humor sei. Der aber rief ohne aufzublicken: „Woaßt, was d' mi kannst? . . ." Das schien tatsächlich etwas derb zu sein und beleidigt war ich auch nicht, ich glaube fast, das war der Münchner Humor! Foitzick.

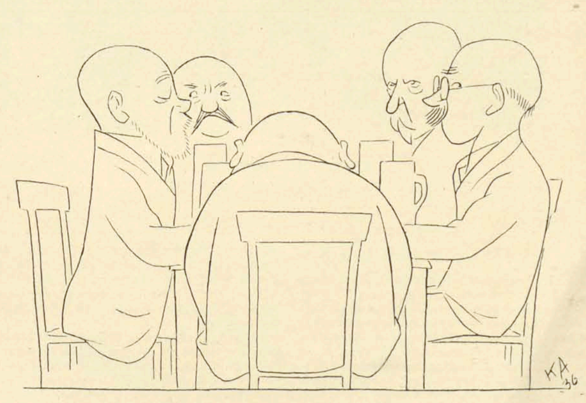
Die pikante Anekdote

Eine Münchener Stammtisch-Studie

(Karl Arnold)

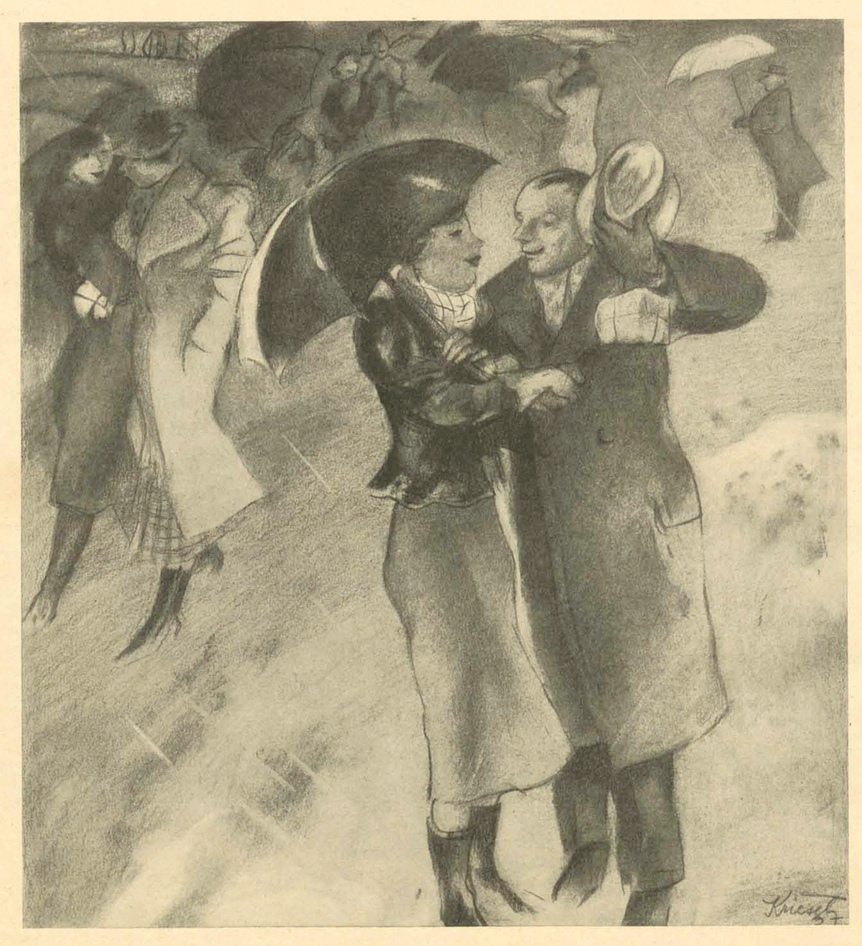






Ein toller Bursche

(R. Kriesch)



„So, Finnerl, jetzt gehn wir zu mir und machen einen zünftigen Abend. Alles Notwendige hab' ich dabei: an Pressack und a Streichwurst!"

In der Trambahn

Für mich haben schöne Hände immer einen besonderen Reiz. Und wenn sie noch dazu gut gepflegt sind und einer hübschen Frau gehören, so sind alle Voraussetzungen zur Bewunderung gegeben.
Kürzlich fuhr ich in München in der Trambahn. Mir gegenüber saß ein junges Mädchen. Es las in einem Buch, das es mit beiden Händen hielt. Diese Hände fesselten mich auf den ersten Blick. Die Finger waren ungemein ebenmäßig, die Nägel wundervoll gepflegt. Ich sah die Hände an, die das Buch hielten, lange sah ich sie an, immerfort. Eigentlich wollte ich auch lesen, aber ich war zu zerstreut und mußte immer wieder auf diese Hände schauen. Also legte ich die Zeitung wieder weg.
Das Mädchen mußte meine Blicke bemerkt haben; denn die Hände wurden etwas unruhig. Nervös blätterten sie um. Ich war ganz in ihren Anblick versunken und dachte mir, es müsse doch etwas Herrliches sein, eine Frau mit solchen Händen zu haben. — Dabei versäumte ich, umzusteigen. Es lag mir nicht viel daran. Ich wollte lieber, so lang wie nur irgend möglich, diesen hübschen Anblick genießen.
Plötzlich aber schreckte ich unliebsam auf: das Buch wurde mit einem Krach zugeklappt, das Mädchen mit den schönen Händen stand auf und sagte zu mir: „Jetzt müass'n S' halt nacha Eahnare eigenen Pratz'n oschaug'n, wenn S' scho gar nix anders z' toan hab'n, Sie Aff, Sie g'selchter!"
Fort war sie, mit den schönen Händen! . .

DER STAMMTISCH / Von Ernst Hoferichter



Es ist Abend . . .

In der Wohnküche dampft es und brodelt's. Die Wände schwitzen und die Fenster laufen an. Über dem Gasherd steigt eine Wolke nach oben und hüllt den Käfig mit dem schlafenden Kanarienvogel in Dunst und Nebel. Frau Huber deckt ihn mit Zeitungspapier zu.

Auf dem Kanapee sitzt Herr Huber, liest im Abendblatt und säbelt gleichzeitig an einer prallen Leberwurst herum. Sie spritzt wie ein zu schnell aufgedrehter Springbrunnen in die Höhe.

„. . . Sakramentsluder verreckte . . .!" schreit er in den Teller hinein, meint aber die Haifische, von denen er soeben Furchtbares gelesen hatte — und macht sich in Wirklichkeit über einen verschluckten Ärger mit seinem Lehrbuben Luft.

„. . . Narrisch's Mannsbild, narrisch's . . . Schrei do net so . . .!" versucht Frau Huber beruhigend auf sein Seelenleben einzuwirken.

„. . . Wa—as . . .? Willst du dö scheinheiligen Viecher in Schutz nehma, dö wo mitten auf dem Meeresgrund a solches Luaderleb'n führ'n . . .?"

„Geh, hör' auf . . .! Heut bist schon wieder guat beinander . . . Koa Teifi kann's dir heut net recht macha . . .! Dös hab i scho g'merkt, wia d' bei der Tür einiganga bist . . .!"

„. . . Soll i vielleicht einafliag'n . . .? Oder durch 'n Äther kemma wia a Radiomusi . . .?"

„. . . Dahoam paßt dir überhaupts nix . . . A Lätsch'n machst hin die ganz' Zeit . . .!"

„. . . Weil i in der Kuchel herin aa koa Ansprach hab und koa Verständnis find! . . . Soll i mi vielleicht mit deine ausg'wundnen Putzlumpen unterhalt'n — oder mit dö Tropfen dischkrieren, die in'n Ausguß einifall'n . . .?"

„. . . Ja, jetzt muaß i scho ganz dappat frag'n: Bin i der Garnix . . .?" G'hör i an Trompeta von Säkkingen . . . han . . .?"

„. . . Hört denn dös Gepäfz'g gar nimmer auf . . .?"

„. . . i hab ja no gar net ang'fanga . . ."

„Guat, nachher geh' i . . .! Am Stammtisch hab i wenigstens mei Ruah . . . Da san ma alle oa Seel' und oa Leib . . . Da bin i wia a Zoaga da und werd' g'acht't und g'schätzt . . . Und dahoam bin i da Depp hin und da Depp her . . .!"

Und Herr Huber erhebt sich mit einem jähen Ruck vom Kanapee, daß die Polsterfedern ihm in die Freiheit nachschnellen.

Vor dem Spiegel spannt er die Hosenträger zu strammerer Haltung an, schlägt die Türe ins Schloß und eilt dem Stammtisch „Zum tapferen Buren" zu.

*

Über einer Runde von rauchenden Köpfen schwebt von der Decke herab ein Isarfloß. Die Wand der Gastzimmerecke ist mit Ansichtskarten aus fernen Zonen tapeziert. Der Kirchturm von Truchtlaching, das Feuerhaus in Emertsham und der Flötzinger Keller aus Rosenheim stechen aus diesem Panorama besonders exotisch hervor.

Hoch steigen die Wogen der Unterhaltung und verebben erst am Küchenbüfett, wo die Kellnerin gerade den Nierenbraten mit gemischtem Salat aus der Speiskarte streicht.

Rötlich glühend hebt sich aus dem Kreis der anderen der Kopf des Herrn Huber ab. Da die Geschichte von den Haifischen zu Hause nicht zu Ende geführt werden konnte, lief ihm dieses Thema wie ein Hund nach, der hier weiterbellen wollte.

„. . . ob i schon an Haifisch g'sehg'n hab . . .? Dös g'hört net zur Sache . . .! Auf jeden Fall mehra scho' wia du . . .! Da gibt's Büacher drüber, und mit solche Büacher bin i aufg'wachsen seit Kindesstatt, verstehst . . .!"

„Ob'st vielleicht schon so a Viech g'sehg'n hast, frag i . . . Leibhaftig Aug' in Aug' und Zahn um Zahn," moan i . . .?"

„. . . Dir werd' i koa Alibi vorleg'n müassen . . .! Wia i ganz persönlich zu dö Fisch im allgemeinen und zu dö Haifisch im besondern steh, da deut' i nur auf meinen Charakter — und von dem hab i grad g'nuag . . .! Und du mit deine hochglanzpapierenen Ohrwaschel, du derfst diesbezügli überhaupts — — —"

„. . . Heut bist aber guat aufg'legt, Huber! Waarst dahoam blieb'n, wennst so rinnaugat bist, daß d' Welt ungleich is . . .!"

„. . . mit Lehrbub'n ärger' i mi überhaupts net, hab i mi nia no g'ärgert . . . Und betreff dieses seid's ihr alle miteinander nix anders als wia . . .!"

„Hätt'st di in dein Flohweiher einigflackt, waarst in deinem trauten Heim blieb'n und hätt'st dir von deiner Alten — — —!"

„Halt, Mandi . . .! Kennst du mei Dahoam, kennst du mei Frau Gemahlin . . . han . . .? Dö is der Friede selbst, die Ruhe, sie . . .! Tua di ja net täuschen . . .! Wir lesen uns sozusagen jeden Wunsch vom Munde weg und sparen uns jeden Bissen vom Auge ab . . . Mei Liaba, wir leb'n in Eintracht und Zurückgezogenheit wie Gott in Frankreich . . . Jawoi . . .!"

„Warum bist nacha net glei dahoam blieb'n . . .?"

„. . . und wer so ein Glück net versteht, der hat überhaupts koa Verständnis für das wahre Leb'n und es wär besser, daß ihm ein Mühlstein um den Hals gehängt . . ."

„Geh, hör auf . . .! So a Schmarrn . . .! Warum bist nachher daher kemma, wenn's . . .?"

„. . . den Hals gehängt und in dö tiefsten Tiefen . . . und weil ihr alle mitanander net paradiesisch denka könnt's, unfein seid's und nix als wia a besseres Sonntagspublikum darstellt's, dös wo — rein diplomatisch gesprochen — so saublöd und sternhageldappat und tramhappat is, daß i mir was Schöners woaß, als wia . . . Habedieehre —!" schreit der Huber, zahlt und verschwindet aus dem Dunstkreis der tapferen Buren . . .

*

Vorsichtig, als gelte es, eine goldene Ankerremontieruhr aufzuziehen, steckt Herr Huber den Schlüssel ins Schloß. Aus der Küche riecht es nach gebratenen Äpfeln, Pfefferminztee und Hühneraugentinktur durcheinander. Ohne von diesen Dingen Kenntnis zu nehmen, schleicht er auf den Zehenspitzen dem Schlafzimmer zu. Behutsam läßt er vor dem Nachtkästchen das Kautschukgebiß ins Wasserglas fallen, steigt ins Bett und hofft, nicht gehört zu werden . . .

Aber — da stößt er versehentlich mit dem Nagel der großen Zehe an die Wärmflasche. Frau Huber erwacht.

„. . . Daß du schon da bist . .? Wia war's denn . .?"

„. . . Prima . . . Grad zünfti und schnackerlfidel . . .", knurrt Herr Huber.

„. . . Aber jetzt is doch erst zehni . . .!"

„. . . Von mir aus is dreiß'ge . . . Pikfein war's und schöner hätt's gar net sei könna . . . und jetzt schlaf i schon — — "

„. . . da derfst froh sei, daß d' an solchen Stammtisch hast . . ."

„. . . nix anders . . ."

„. . . und daß d' dort gern g'sehg'n bist . . ."

„. . . bin i aa . . ."

„. . . und daß d' dich dann dort gemütli ausspreche kannst . . ."

„. . . tua i aa . . ."

„. . . und daß d' jeden Abend hingeh'n kannst . ."

„. . . kimm i aa . . ."

„. . . und daß d' dann an guaten Schlaf darauf hast . . ."

„. . . — — . . ."

Herr Huber kann nicht einschlafen. Erregt trommelt er weiter leise mit den Zehen auf die Wärmflasche und flüchtet in einen Wachtraum. In Gedanken läßt er die Haifische an den Rand seines Bettes heran schwänzeln, füttert sie brockenweise mit dem unverdauten Ärger an dem Sakramentslehrbuben und schnellt wieder an den Himmelkruzi . . . Stammtisch zurück, fällt tiefer in den Traum . . . Dort geben ihm plötzlich alle recht, drücken ihm die Hände, stoßen an — — und ernennen ihn zu ihrem Haifischlehrlingsstammtischpräsidenten — — —

Und da der Morgen apfelgrün über das Petersbergerl steigt, erwacht Herr Huber zornfrei und ohne Fehl. Und sein Antlitz gleicht einem Alpensee mit geglätteten Wellen.

Denn, wo viel zu viel Gefühl wogt, braucht selbst ein heißer Bierwärmer manche Zeit und tiefe Krüge, bis er sich abgekühlt hat, um wieder neu gefüllt zu werden.

(R. Kriesch)



Erkenntnis

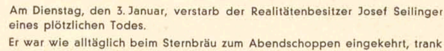
(H. Lehmann)



„Was die immer mit ihrem Fasching hab'n? Heroben auf der Hütten lernt man die Mannsbilder genau so kennen!"

Das Begräbnis

Von Ludwig Thoma



Am Dienstag, den 3. Januar, verstarb der Realitätenbesitzer Josef Seilinger eines plötzlichen Todes.

Er war wie alltäglich beim Sternbräu zum Abendschoppen eingekehrt, trank mit sichtlichem Behagen seine drei Maß Bier und sprach sich mit gewohnter Lebhaftigkeit über die Schlechtigkeit der preußischen Zustände aus.

Um sieben Uhr verließ er die Gaststube und begab sich in die Küche, um sich von der Frau Wirtin zu verabschieden. Er wechselte einige Scherzworte mit ihr und sagte noch: „Jetzt pfüat Eahna Gott, Sie Schneckerl, Sie liab's", da fiel er plötzlich streckterlängs zu Boden und war maustot.

Nun lag er den zweiten Tag aufgebahrt im Prunkzimmer seiner Wohnung. In dem frostigen, unfreundlichen Raume nahm die tiefverschleierte Witwe die Beileidsbezeugungen entgegen. Es war ein stetes Kommen und Gehen.

Die ehrsamen Bürger traten schweigend mit ihren Frauen an die Bahre. Sie legten alle gleichmäßig die Stirne in ernste Falten, verzogen die Mundwinkel und sahen lange und ausdruckslos noch einmal in das breite Gesicht des Verblichenen.

Die Frauen drückten schluchzend die Taschentücher an ihre nassen Augen und zählten im geheimen die Kranzspenden.

Nach einer anständig bemessenen Pause traten die Besucher zu den Leidtragenden und sprachen Worte des Trostes.

„Wer hätt' dös glaubt, Frau Seilinger? So a g'sunder Mann! Vor drei Tag hab i'n no über'n Marktplatz geh seh'gen und zu mein Mann g'sagt — gel Schorschel? — schau hi, hab i g'sagt, da geht der Herr Seilinger. Und jetzt — — a so a Mann...!"

„— — Ja, ja, der Seppl! J hätt's a net gmoant, daß eahm so schnell derwischt, Frau Seilinger. Am letzten Sunntag san ma no so zünfti beinand g'wen, und heint liegt er do... Ja, ja, das menschliche Leben!"

„Trösten S' Eahna, Frau Seilinger! Gunnen S' eahm sei Ruah. Eahm is wohl. Wer woaß, was eahm alles derspart blieben is, und wia bald daß uns selber außi tragen mit di Füaß voro."

Und wenn die trauernde Witwe zustimmend mit dem Kopfe nickte, rühmte die Frau noch die Schönheit und Zahl der Kränze.

„De vielen, vielen Kränz' und de schönen Blumen, Frau Seilinger! Es ist

doch auch a gewisser Trost, wenn ma siecht, wia oan de Leut in Ehren halten! So was muaß noch gar net dag'wesen sein."

Dann blickten die Besucher der Witwe noch einmal tief traurig in die Augen und machten anderen Platz.

Draußen bemerkte die Frau flüsternd: „Hast a's g'sehg'n, Schorschl? Mit dera Trauer is a net weit her. Grad drucka hat s' müassen, daß s' a paar Träna außerbracht hat. Und den Aufwand! An glatten Kaschmirrock mit Schürzendraperie und Krepp de Schin-Ausputz, a g'schweifte Schoßtaille mit an Latzteil, und am Rand matte Holzperlen. Statt a Schneppenhauben hat s' an Kapotthuat mit an schwarzen Bleamelbukett, und den Schloar!"

„Naanaa! I woaß net, daß de Leut koa rechts G'fühl nimma ham. Da guat Seilinger wenn s' sehg'n tat, wia s' dasteht, nacha drahet er si um."

Im Treppenhause war die Leichenfrau mit den Zurüstungen für die Einsegnung beschäftigt; sie zündete die Kerzen an, stellte das Weihwasser zurecht und wies die Ankommenden in das Trauerzimmer.

Ihre Miene war dem Ernste ihres Berufes angemessen, und nur flüsternd führte sie die Unterhaltung mit diesem und jenem Trauergaste.

„Geln S', da Herr Seilinger? Aba schö liegt er drin, koa bissel entstellt! So sanft! Grad als wenn er schlafen tat. So a g'sunder Mann und so plötzli schterben! I sag Eahna, was der Herr für a G'wicht g'habt hat, des is net zum glauben! Der muaß im Leben alleweil seine guaten dritthalbe Zentner g'wogen ham. I hab zerscht gmoant, i kunnt'n alloa daheben beim Anziagn, aber da is koa Drodenka net g'wen. Erscht wia mir die Binder Cenzl g'holfen hat, is ganga. Cenzl, hab i g'sagt, paß auf, sag i, daß ma'n schö hinleg'n, hab i g'sagt..." Die Leichenfrau wurde unterbrochen durch das Herannahen der Geistlichkeit, welche die Zeremonie begann.

Eintönig hallten die tiefen Stimmen der singenden Priester durch den kalten Gang, und süßlicher Weihrauchduft füllte das Haus.

Vor demselben hatten sich nunmehr alle versammelt, welche dem Toten das letzte Geleit geben wollten.

Alle Vereine, denen Josef Seilinger angehört hatte, waren vertreten. Die Liedertafel, die Schützengesellschaft, der Tarockklub, die Freiwillige Feuerwehr, der Veteranenverein und der Velozipedklub.

Zum Zeichen der Trauer waren die Fahnen umflort wie die Schärpen der Fahnenjunker.

Mit finsterem Ernste blickten die Männer unter den hohen Zylindern hervor; ihnen gegenüber, durch die Straße getrennt, stand die schwarzgekleidete Schar der Frauen.

Die Blicke aller waren auf das Tor gerichtet, aus dem jetzt schwankend unter der Last des Sarges die Leichenträger schritten, gefolgt von der Geistlichkeit und den Hinterbliebenen.

Die Fahnenträger schlossen sich an, dann die Trauergesellschaft in hergebrachter Ordnung.

In langer, krummer Linie schlich der schwarze Zug durch die schneebedeckten Straßen; an den Fenstern lugten hinter den Vorhängen die alten Leute und Kinder heraus; die kleinen Häusler und Taglöhner standen vor ihren Hütten und entblößten ehrfürchtig die Häupter zum letztenmal vor dem dicken, reichen Josef Seilinger.

Die Bürger aber kürzten sich den Weg mit Gesprächen über das traurige Ereignis.

„Ja, schnell hat's 'n g'rissen. Wer hätt' dös glaubt? Woaßt as no, Franzl, wia ma vorig's Jahr in Hausham beim Bierletzt g'wen san? I und da Reitmoar und du und da Seilinger? Wia ma z'letzt allsam so b'suffa g'wen san, daß uns 's Bier bei die Augen außa grunna is?"

„Freili woaß i's no. Wia nacha da Seilinger aufg'standen is und hat mit da Faust in Tisch einig'haut. Herrgottsakra, hat er g'schriean, trink ma no a Maß, ös Fretta, ös miserablige! I trink enk allsamt untern Tisch eini. Und g'rad schnackerlfidel is er g'wen."

„Ja, da hätt aa koa Mensch net denkt, daß er so bald ei'liefert. Man hat eahm nix okennt."

„No, no, woaßt, Franzl, dös viele Saufen ko net guat sei. Er hat scho a bißl gar z'naß g'fuattert."

„Dös is wahr. Du, wo geh' ma denn danach hi?"

„I moan halt zum Sternbräu. Spiel ma an Tarock, da Weißlinger tuat aa mit. Gel, Schorschl?"

„Ja, is ma grod recht... Bst! Bst!"

Man wär vor dem offenen Grabe angelangt. Als unter den üblichen Zeremonien der Sarg versenkt war, entblößte der Pfarrer das Haupt und sprach: „Andächtige Trauerversammlung! Wir stehen vor dem offenen Grabe des tugendsamen Josef Seilinger, bürgerlichen Realitätenbesitzers dahier. Er ist geboren am 10. Oktober 1854, als der Sohn des Realitätenbesitzers Josef Seilinger und dessen Ehefrau Brigitta, und starb am 3. Januar 1899. Sein Leben war vergleichbar einem Strome, der ruhig dahinfließet. In seiner Jugend besuchte er drei Lateinklassen mit großem Erfolge, wie durch das Zeugnis seiner Lehrer bestätigt wird. Alsdann zog er sich in sein elterliches Haus zurück und verblieb daselbst bis zu seinem Lebensende. Im Jahre 1879 vermählte er sich mit Fräulein Maria Hitzinger, Brauereibesitzerstochter von hier, welche heute als trauernde Witwe in das Grab blicket. Der glücklichen Ehe entsprossen drei Kinder.

So, geliebte Christen, ist seine Laufbahn ein Beispiel und eine Lehre für

alle. Er war aber auch ein ordnungsliebender Bürger und ein gläubiger Katholik. Er war nie ein Zweifler, und der neue Geist, welcher jetzt so böse in der Welt umhergeht, hat ihn nicht beschädiget.

Darum dürfen wir hoffen, daß er trotz seines schnellen Endes die Seligkeit erworben habe. Amen!"

Hier wollte der Gesangverein einfallen mit dem Liede: „Seht, wie sie so sanft ruhen." Aber nach den ersten Tönen brachen die Sänger ab; eine auffallende Bewegung ging durch ihre Reihen, und nach einer drückenden Pause trat der Vorstand an das Grab und erklärte, daß der Gesang infolge Unwohlseins einiger Mitglieder nicht stattfinden könne.

Damit war auch die Feierlichkeit zu Ende. Die Trauergäste entfernten sich rasch und besprachen mißbilligend das letzte Vorkommnis.

„Da siecht ma's wieda, unsa Liadertafel. Bal ma sei Ruah haben möcht im Wirtshaus, nacha plärren s' in oam Trumm, oan faden G'sang nach dem andern. Bal ma s' aba braucht, ham s' koa Stimm'. I möcht bloß wissen, was da dahinter steckt."

Die Neugierde wurde bald befriedigt, denn der Vorstand erzählte beim Sternbräu jedem, daß der erste Bassist, der Schreinermeister Bergmann, sich geweigert habe, zu singen.

„Und wissen S' warum, meine Herren? Weil d' Frau Seilinger an Sarg net bei eahm hat macha lassen. I hab bitt und bettelt, daß er uns de Blamasch net antoa soll. Nix hat's g'holfen. ‚Fallt ma gar net ei', sagt er, ‚braucha de Protzen mein Sarg net, braucha s' mei Stimm' aa net.' Was sagen S' da dazu, meine Herren?"

„Ja no!"

(Entnommen den bei Albert Langen und Georg Müller München erschienenen Werken Thomas.)

Das Kennzeichen

Ein rheinisches Mädchen, eine Herrische, verbrachte ihre Sommerferien im bayerischen Oberland. Sie weilte zum ersten Male in dieser urwüchsigen Gegend und war begeistert. Ihre Briefe nach der fernen Heimat schilderten die Reize der Chiemseeufer in überschwenglichen Worten; den Zauber des nahen Hochgebirges malte sie in glühenderen Farben, als es die Fremdenverkehrsprospekte schon tun, und bei Regenwetter konnte sie nicht genug von Sitten und Gebräuchen der einheimischen Bevölkerung erzählen.

So ist es dem ausnehmend nassen Sommer zuzuschreiben, wenn jetzt der Bürgermeister dieser schönen bayerischen Gemeinde einen Brief aus dem Rheinischen erhielt, von einem fremden Herrn, dem Vater der Herrischen, der ihm schrieb, er fühle sich Großvater werden und bitte, ihm bei der Feststellung des Enkelvaters behilflich zu sein: „Meine Tochter", so schrieb er, „hat es zwar leider unterlassen, den Burschen nach seinem Namen zu fragen; sie sagt aber, er sei leicht und bestimmt zu erkennen an einer schwarzen Sepplhose mit grüner Stickerei."

Das Verhängnis

(Aus: Georg Fuchs, „Sturm und Drang in München um die Jahrhundertwende", Callwey-Verlag.)

Adolf Bayersdorfer, als Bildexperte weltbekannt, war auf einer Studienreise in Florenz in einer bekannten deutschen Pension abgestiegen, wo eines Tags, als das gemeinsame Mittagessen schon im Gange war, noch ein neuer Ankömmling, von der Pensionsinhaberin geleitet, eintrat. Der „Neue", offenbar ein Norddeutscher, wie es schien, ein Assessor oder sonst etwas Offizielles mit Schmissen und ausgesprochen korpsstudentischen Manieren, nahm hastig seinen Zwicker von der Nase, verbeugte sich kurz und korrekt gegen den neben seinem Platz sitzenden Herrn und schnarrte seinen Namen. Darauf entgegnete der Nebenmann, der gerade einen Löffel Suppe zum Munde führte und deshalb sich nicht erheben konnte: „Götz von Berlichingen!" — Wie vom Blitz getroffen machte der „Neue" eine scharrende Kehrtwendung und rannte spornstreichs wieder aus dem Speisezimmer hinaus, die Pensionsinhaberin beunruhigt hinter ihm drein, und während die Tür halb offen blieb, erhob sich nun dort draußen ein erregter Wortwechsel, und zwar so laut, daß die Gäste an der Tafel jedes Wort verstehen mußten: „Das ist ja unerhört!" schrie der aufgeregte „Neue" die arme Pensionsvorsteherin an: „Unerhört! — Augenblicklich verlasse ich dieses Haus! Eine derartig ordinäre Anrempelung ist mir noch nie ...!" — Das alles in einem völlig überstürzten Wortschwall hervorgeschnarrt, daß die Pensionsdame nicht zu Worte kam. — Endlich blieb dem bereits blaurot angelaufenen Herrn denn doch die Luft weg; und diesen Moment, wo er nach neuem Luftvorrat für weitere Entrüstungsausbrüche rang, benutzte die Pensionsleiterin mit der solchen Damen eigenen Tatkraft und Schlagfertigkeit, ihn anzuschreien: „Aber so hören Sie doch: der Herr heißt so! Der Herr ist ein wirklicher Baron Götz von Berlichingen!"

Wer die Wahl hat ...

Ein als sehr fromm bekannter bayrischer Rektor zitierte einen Gymnasiasten, der sich gegen die Schuldisziplin verfehlt hatte. Er wusch ihm ordentlich den Kopf und sagte: „Ich muß Sie strafen; was ist Ihnen lieber, ein Rektoratsverweis oder meine stille Verachtung?" — Der Schüler erwiderte ohne Besinnen: „Ich bitte um die stille Verachtung."

Lieber Simplicissimus

Am Frauenplatz in München ist eine Menschenansammlung um ein Motorrad. Im Vorbeigehen höre ich, daß der Motorradfahrer einen Fußgänger leicht angestoßen hat und von diesem dafür eine Ohrfeige bekam. Die Leute debattieren lebhaft über den Fall. Der Motorradfahrer ist ins „Bratwurstglöckl" gegangen, um sich dem nicht gerade freundlichen Volksmund zu entziehen. Nach einer halben Stunde komme ich wieder an dem Platz vorbei. Es ist immer noch eine Menschenansammlung dort. Das Motorrad ist weg. Ein neu Hinzukommender fragt, ob da was passiert sei? Worauf er folgende Antwort erhält: „Do hat oana an Motorradler a Watsch'n gebn — — Jetz san s' scho lang furt..." „Na und warum bleiben denn die Leute noch stehn?" „No ja, do is' passiert und do is dees Motorradl g'stand'n. Und d' Leut' schaun halt jetzt den Platz an, wo 's g'schehg'n is, net wahr..."

*

Der junge Gehilfe hatte vom Ladeninhaber schon einigemal einen Anschnauzer bekommen, weil er seiner Ansicht nach Kunden, die sich nicht schlüssig werden konnten, nicht zu überzeugen verstand.
Eines Tages nun kam ein junges Frauchen und wünschte eine Waschtischgarnitur inklusive Töpfchen. Die Garnitur gefiel ihr nicht übel, nur das Töpfchen schien ihr im Format etwas zu groß.
„Gnädige Frau", sagte da der Gehilfe eindringlich und mit Wärme, „die Nacht ist lang!"

*

Brozzel galt von jeher als ausgesprochener Frauenfeind, und obwohl Verwandte und Bekannte alles taten, um ihn unter die Haube zu bringen, blieb er bis vor kurzem unbeweibt. Ihren vereinten Bemühungen ist es nun aber doch gelungen, ihn an eine seinem Freundeskreis nahestehende Dame zu ketten; und zwar so erfolgreich, daß bereits von einer baldigen Verehelichung gesprochen wird.
„Siehst du", sagte einer seiner Kollegen lächelnd, „nun war doch eine da, bei der die Liebe von dir Besitz ergriffen hat."
„Ob das wirklich Liebe ist, weiß ich nicht", brummt Brozzel, „auf jeden Fall ist sie die einzige, bei der es mir gelingt, mit meiner Abneigung gegen die Weiber einigermaßen hinterm Berg zu halten."

(O. Nückel)

Im „Löwenbräu" war Musik. Zirngiebl kehrte deshalb mit seiner Frau und seinem kleinen Karlchen dort ein. Karlchen gefiel es ausnehmend, aber seinem Erzeuger noch mehr; weil er aber die strafenden Blicke seines Eheweibs sah, das nach Hause drängte, sagte er bei jedem frischen Glas: „Dem Karlchen zulieb trink' ich noch eins." Als er diesen Spruch zum drittenmal vom Stapel ließ, schrie sein Weib: „Nix da! Jetzt geht's heimwärts! Am End behauptest d' noch, daß d' bloß dem Karlchen zuliab die Kellnerin allaweil in ihr'n Arm zwickst!"

Die Eltern unterhalten sich über Gesichtsformen und der Vater sagt zu der Mutter in freundlicher Ironie, sie habe „kein Kinn". „Was?" ruft der kleine Sohn entrüstet, „die Mutter hat sogar zwei!"

*

Max ist ein ganz Schlauer. So weit es das Wetter zuläßt, bevölkert er draußen vor der Stadt das einsame Bänkchen, das dort aufgestellt ist, um den Leuten einen Blick über ihre Stadt zu vermitteln. Meist macht er dabei Bekanntschaft mit anziehenden jüngeren Fräuleins, die ähnliche Interessen haben wie er.
Eines Abends sah er sich allerdings schwer enttäuscht. Es schwebte ein älteres Fräulein an, das zu allem hin ausnehmend häßlich war. Max sah seine ganzen Hoffnungen für diesen Abend ins Wasser fallen, darum sagte er, ehe sich das Fräulein setzte: „Ich mach' Sie darauf aufmerksam, die Bank ist vom Verschönerungsverein."

*

Anna und Karl hatten sich ein bescheidenes kleines Heim eingerichtet. Die Möbel waren fast durchweg aus der Hinterlassenschaft seiner Eltern. Da sah es bei Annas Freundin schon anders aus! Die hatte einen älteren Herrn geheiratet und der hatte eine funkelnagelneue und hochmoderne Einrichtung beschafft.
Als bei beiden die Honigmonde vorbei waren, tauschten die jungen Frauen eines Tages ihre ersten Erfahrungen aus. Es währte ziemlich lange, denn man hatte viel zu berichten. Aber am Schluß meinte Annas Freundin nachdenklich: „Du, ich glaube es ist besser, man hat alte Möbel und einen Jungen, als ein neues Schlafzimmer und einen Alten."

(Eduard Thöny)



Soldatenbrief an seinen Schatz

Von Wugg Retzer

Werte Lola, Deinen Brief erhalten,
Nehm' den Federhalter ich zur Hand,
Indem daß Du mir hast vorgehalten,
Deine Liebesglut sei am Erkalten,
Weil bei mir sie z'wenig Brennstoff fand.
Dieses habe selbst gespannt.

Werte Lola, als vor sieben Wochen
Unsre Lippen hat ein Kuß vereint,
War aus Liebe bloß Dein Herz gebrochen:
Keine Heirat hab' ich nicht versprochen.
Werte Lola, wie mir leider scheint,
Hast Du später doch gemeint.

Werte Lola, habe Dich umfangen
Bloß als Panzerabwehrkanonier,
Bin mit Dir zum Tanzen hingegangen
Und zwei achtzig an Dich hingehangen,
Kokteil, Kuchen und für mich ein Bier.
Dieses ist der Dank von Dir.

Werte Lola, habe nach dem Spielen
Eine Anderne bereits im Sinn.
Keine Städtische, wo mit Gefühlen
Mir daherkommt, welche bald verkühlen.
Wo tu ich ein feines Fräulein hin,
Wenn ich Erbhofbauer bin?

Als in süßem Rausche wir uns küßten,
Werte Lola, warst Du ungestüm.
Aber Abbruch tut den Liebeslüsten
Kuhtrank richten und den Saustall misten,
Wenn ein Lüfterl außerkommt von ihm,
Stärker als wie Dein Parfüm.

Lebewohl! Du konntest zwar erringen,
Werte Lola, manchen Kuß von mir,
Als mich Deine Reize hold umfingen.
Aber taugen sie zum Kinderbringen?
Nein. Für diesen Fall bist Du zu dürr
Deinem Schatz, dem Kanonier.

Zur Verkehrsordnung

Ein Wirtshausgespräch in vorgerückter Stunde / Erlauscht von Hans Fitz

Ein älterer, gesetzter Mann. Ein jüngerer Mann im ledernen Motorrad-Anzug.

„Jetzt hot si dös aufg'hört, daß oana mit'n Motorradl fahrn derf, bal er b'suffa is."

„Freili, wenn er als a B'suffana wo onirennt. Dös is nix Neu's net, dös hot's allwei scho geb'n."

„Naa, aa wenn er n e t wo onirennt. Bloß aso als a B'suffana."

„Geh, dös is do a Schmarrn!"

„A Schmarrn werd dös nacha sei. Steht ja genau drin in da Zeidung!"

„Bloß als a B'suffana sollt oana nimma fahrn derfa?"

„Naa. Werd eahm as Motorradl g'numma."

„Do host di vaschaugt."

„Vaschaugt wer i mi ham!"

„Da derfat ja oana überhaupts nimma fahrn, wenn a an Rausch hod?!"

„Naa, derf er aa net."

„Dös woaß ma ja gar net, ob oana überhaupts an Rausch hod!"

„Dös siecht ma doch."

„Dös werst du nacha sehng! Dös siechst du bei mir net, ob i an Rausch hob! Naa, du net!"

„Geh zua! Dös werd i na net sehng."

„Naa, dös siechst du net. Dös ham scho ganz anderne net g'sehng."

„Mi geht ja dös aa nix o. I bin ja koa Schandarm."

„Also nacha, was red'st na. Und überhaupts is dös net g'sagt, daß oana nimma fahrn ko, bal er an Rausch hod. Dös is durchaus net g'sagt. I kenn oa, die fahrn im Rausch vui bessa als wia nüachtern."

„Geh, besser wern s' fahrn!"

„Wann i dir sog! I fahr im Rausch bessa als wia a so."

„Ja, hoit mit am kloana Rausch, mit am Spitz!"

„An so an Rausch gibt's gar net, den wo i habn muaß, daß i auf'm Motoradl sitz und nimma richti fahrn ko."

„Dös glabst ja selber net."

„Na glabst as halt net. Wia mir am Nockherberg warn, mei Oide war no dabei und da Xade und da Miche, net, do hob i an so an Fetznrausch g'habt, daß i nimma steh hob kenna. Der Xade und da Miche ham mi naufg'setzt aufs Motorradl, mei Oide is hint aufikraxelt auf'n Sozius und dahi is ganga, f r e i h a n d i, vastehst, f r e i h a n d i, durch die ganz Stodt durch bis Neihausn! Beim Türl bin i no einikemma, hob d' Brems neig'haut und bin obig'falln vom Radl. Na ham s' mi zu zwoata ins Bett einig'schloaft. Brauchst bloß mei Oide frag'n, die war dabei."

„Daß d' di da net darennt host?"

„I sag dir ja: auf'm Motorradl bal i sitz, gibts für mi koan Rausch nimma."

„Balst di aber do darennt hättst."

„No ja, i bin versichert, net. Wann i mi wirkli darennt hätt und hi g'wen waar, na hätt mei Olde sextausad Mark kriegt, net."

„Ja so. Nacha is dös was anders ..."

Fundstück

Aus der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung":

Selbstinserent! Großkaufmann, eig. Firma, Rheinländer, distinguierte Erscheinung, 50 Jahre, frohlaunig, lebensbejahend, sucht ebensolche Dame laufend und billig abzugeben. Offerten u. X. Y.

Kritik

(Erich Schilling)



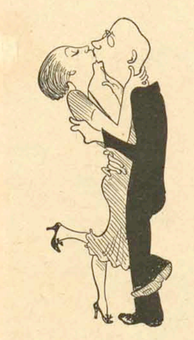
„Was, der ‚Sündenfall‘ soll a Meisterwerk sein? Mei Liaba, friß halt aa vom Baum der Erkenntnis, daß d' merkst, was du für an Schmarrn malst!“

Erste Liebe

(Fr. Bilek)



Zweite Liebe



Dritte Liebe



Achtung! Aufnahme!

Von Fritz Knöller

Es war vor fünf Jahren, als mich der Platzvertreter eines Zeitungsverlages „zwecks Werbung" um ein gutes Lichtbild bat, und falls ich ein solches nicht hätte, würde er mir einen Lichtbildner ins Haus schicken. Zehn Jahre war es schon her, seit sich ein Berufslichtbildner um mein für diese Belange nicht gerade vorbestimmtes Antlitz bemüht hatte, doch selbst hätte ich ein gutes Lichtbild jüngster Zeitrechnung besessen, wäre ich wohl, neu- und habgierig, wie man in solchen Fällen ist, schnöde genug gewesen, den Besitz eines geeigneten Lichtbildes zu leugnen.

Auf meiner Bude öffnet sich ein Fenster nach Süden und eines nach Westen, und da sie sich im oberen Geschoß eines Schwabinger Mietshauses befindet, mit verbürgtem Alpenblick bei Föhn, flutet Licht von Mittag und Licht von Abend herein, Licht genug für einen Frühoktobernachmittag, an dem der Fotograf erscheinen sollte. Koch, Zugehfrau und Tintenverspritzer in einem, sorgte ich dafür, daß die Bude ein leidlich lichtbildwürdiges Aussehen erhielt, und kaum, daß ich die verschiedenen Geschirre gesäubert, das Bett soldatisch stramm gebaut und die Altweiberfäden, die ich so gerne vor meinem Munde flattern ließ, wehmütig beseitigt hatte, betrat der Meister die Stube, bedeutend an Wuchs und Umfang, unterm Arm ein imposantes Holzgestell, in der Hand sein Lichtgerät.

Des Meisters Gruß bestand aus einem Nieser, überhaupt nieste er mehr, als er sprach; sichtlich verschnupft, äußerlich und innerlich. Die Jahreszeit, die Stube entsprachen ihm nicht, er verlangte nach lichteren Räumen.

Nebenan, die Werkstatt eines Malers, gab es einen lichtvolleren Raum? Zwar fragen konnte ich den Maler nicht, er war ausgegangen, der Maler, aber ich nahm mir die Freiheit, zog die schweren Vorhänge zurück, setzte mich auf seinen Diwan und bot mein Antlitz den Lichtmassen dar.

Der Meister beanstandete einen mannshohen Spiegel, der mir im Rücken hing, und nachdem ich dem boshaften Ding das Zusehen gründlich verleidet hatte, indem ich es von oben bis unten in ein schottisches Tuch hüllte, entdeckte der Lichtbildner von neuem etwas Spiegelndes, auf meiner Brille die Lichter, aber, bemerkte er sogleich, mürrisch und entsetzlich verschnupft, im Grunde gehe ihn das alles nichts an, er habe nur Weisung, mich aufzunehmen, die Lichter solle die Lichtbildstelle des Verlages entfernen, eine Ansicht, die er im Verlaufe der Sitzung des öfteren äußerte.

Es war nicht leicht, die Zehen des Holzgestells im Linoleum festzukrallen, mit Hilfe von Maltüchern gelang es, und das Gerüst hätte wohl auch fernerhin gehalten, wäre nicht der böse Schnupfen gewesen, der immer dann, wenn der Meister den Kasten einzustellen sich mühte, durch heftige Zerknalle die statische Lage zerstörte. Endlich schien der ersehnte Augenblick allseitigen Gleichgewichtes gekommen, als plötzlich das berufliche Gewissen schlug, die Ehre dem Meister die Aufnahme der Lichter auf meinen Gläsern versagte und er mir gebot, mein Antlitz zur Hälfte vom Fenster wegzuwenden, wodurch eine Gesichtshälfte in tiefes Dunkel versank. Dem abzuhelfen, begehrte der Meister ein großes weißes Tuch, das jemand zur Aufhellung meiner verdüsterten Hälfte danebenhalten müsse.

Ich wies mein Badetuch vor. Ob ich nichts Weißeres hätte? Ich ging die Nachbarsleute an, die Frau eines Werkmeisters. Indes, nachdem sich die gute Frau durch Ausspannen eines schneeigen Tischtuchs die Arme steif gehalten, erklärte der Lichtbildner, für eine Innenaufnahme sei es nun doch schon zu dunkel. Ob ich was dagegen hätte, die Sache im Hofe abzumachen?

So zogen wir, die Werkmeistersfrau gnädig entlassend, in den Hof hinab. Freilich, wer hätte das geahnt, die Häuser, dazu noch die Bäume, entlaubte wohl, doch immerhin Bäume, warfen tüchtige Schatten, und deshalb lockte mich der vielverschlagene Mann auf die Straße hinaus, wohin ich ergeben ihm folgte, nur die eine Bitte auf den fröstelnden Lippen: er möge sich beeilen; denn es sei schon recht oktoberlich und Zuschauer mir wenig erwünscht.

Auf der Suche nach einem geeigneten Hintergrund schien uns ein reisbreiartig verputzter Neubau würdig genug. Wir steuerten in dieser Richtung, umringt von einem Schwarm daumenlutschender Kinder, dem sich Erwachsene beimengten, um diesem wohlbekannten, jedoch immer fesselnden Vorgang zu folgen. Aber den Meister plagten schon wieder berufliche Bedenken. Zu grell fand er die Wand und schlug mir vor, nach dem „nur" zehn Minuten entfernten „Englischen Garten" zu pilgern, einem wie dazu geschaffenen Hintergrund. Entschieden verwehrte ich ihm dieses Gelüste, da es, bis wir dort angelangt, wohl halbe Nacht sei. Grollend ging der Fotograf ans Werk und befahl mir, der berüchtigten Lichter halber das Antlitz leicht zum Bürgersteig zu neigen und eine gegenüberliegende Hausnummer, die sich in Höhe des ersten Stockes befand, nicht aus dem Auge zu lassen. Vergebens suchte ich begreiflich zu machen, daß dies wider die Natur sei, vornehmlich gegen meine, zumal ich nicht mit augenakrobatischen Fähigkeiten ausgestattet wäre. Der Fachmann siegte, da er nur wisse, was angebracht sei, der Fachmann siegte und preßte mich in den Schraubstock einer sachgemäßen Haltung, und ich beschied mich, bloß das eine Verlangen im abgekühlten Herzen: Nur rasch!

Es ging alles andere als rasch. Der von seiner Sendung besessene, in seinem Wirken durch einen Schnupfen behinderte Mann nahm mich aufs Korn wie ein für dieses Verfahren eigens gezähmtes Tier, beglotzte mich viertelstundenlang, zielte unentwegt auf mich, während die Gaffer sich schadenfroh häuften, ein Schutzmann bereits sein gebieterisches Auge auf den Massenandrang warf und Nebelschwaden meine Gebeine durchkälteten. Endlich — ich fühlte mich nur noch als Lehmkloß — knackste der Verschluß, war es so weit, daß der Meister sein Medium aus der Erstarrung lösen konnte.

Wie sah es aus, mein Konterfei, das acht Tage später dem nun auch mit Schnupfen Behafteten auf den Schreibtisch flatterte? Ich bin nicht stolz auf mein Aussehen, habe auch als ein von Natur mit Schönheitsmerkmalen kärglich Bedachter keinen Anlaß dazu, doch alles, was recht ist, man möchte sich wenigstens von Ferne gleichen und mindestens nicht abscheulicher scheinen, als man schon ist. Ich gebe nur wieder den Ausspruch einer mir sonst wohlwollenden Dame, die, als sie mein auf Schwarz und Weiß entstelltes Antlitz sah, die Meinung äußerte: „Sie sehen einem alten, Porzellantassen verramschenden Chinesen nicht unähnlich."

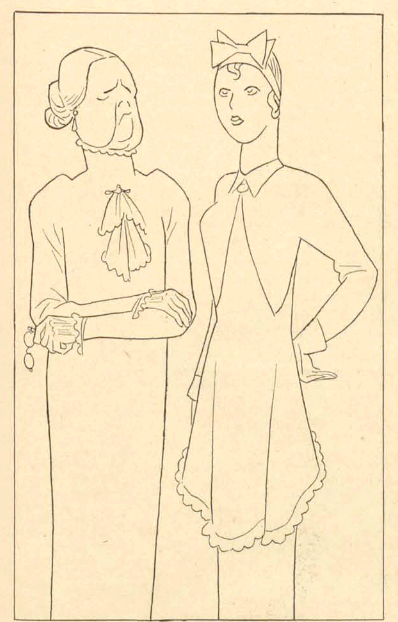
Der Feigling / Von Eugen Roth

Ein Mensch sollt' heut mit einer bündigen
Erklärung seiner Köchin kündigen.
Er hat sich schon seit vielen Wochen
Viel Mut zum Unmut zugesprochen
Und ist nun wirklich, knapp vorm Ersten
Mit diesem angefüllt zum Bersten.
Doch als nun näher rückt die Stunde
Gehn Mut und Unmut vor die Hunde,
Und er beschwätzt sich, selbstbetrüglich,
Die Köchin koche ganz vorzüglich.

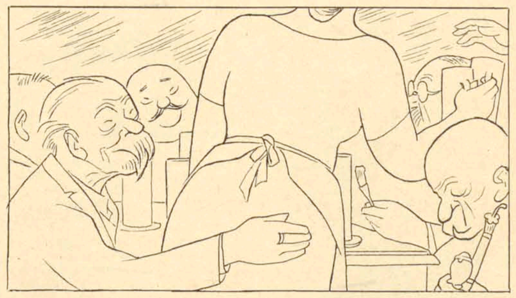
VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G.m.b.H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. IV. VJ. 36 20174. Auflage dieser Nummer 20000. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Thema Erotik

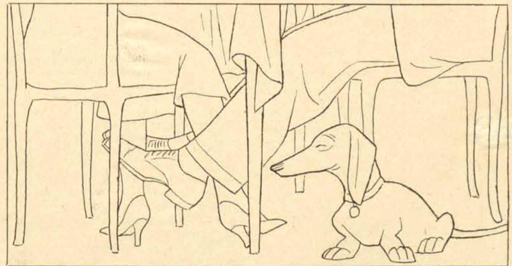
(Karl Arnold)



„Was, Centa, heiraten wollen Sie? Ihnen ist wohl auch der Komplex Erotik in den Kopf gestiegen?" - „A wo, gnä' Frau, Joseph hoaßt a!"



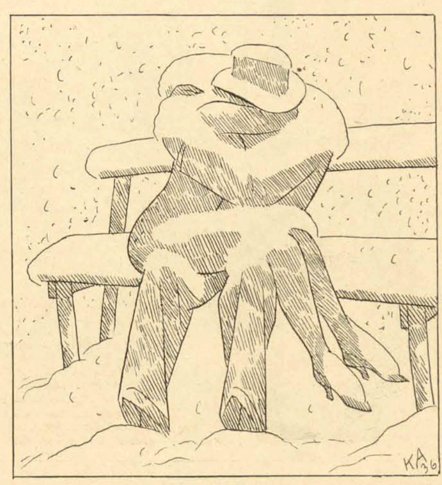
„Und mir, Fannerl, bringst, bittschön, an Bierwärmer."



„Sach'n gibt's!!"



„Sag', Ferdl, wos is jetzt dös: Erotik?" - „Woaß i net, ko sei a Süßspeis."



Fern aller Theorien

Die Faschingsbekanntschaft

(K. Heiligenstaedt)



„Nie wieder mit einem Auslandskorrespondenten!
Das Netteste steht doch nicht im Wörterbuch.“

München, 24. Januar 1937
42. Jahrgang / Nummer 3

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Aufregung in Paris

(Erich Schilling)



„Messieurs, die deutsche Kriegserklärung von 1914 ist aus dem Archiv verschwunden.
Jetzt fehlt bloß noch, daß die Friedensverträge auch nicht mehr da sind. Was dann?“

Ludwig Thoma im Himmel

(Olaf Gulbransson)



„Und was wünschen sich der Herr Doktor zum siebzigsten Geburtstag?" — „Mei' ewige Ruah möcht' i und wieder amol an richtigen Kaffee und an echten Latakia für d' Pfeif'n!"

Lassen Sie doch Ihren Mann regelmäßig durch den Reifen springen!

Das Wochenende tritt mit unglaublicher Regelmäßigkeit fast jede Woche ein. Wir erinnern uns noch der Zeiten, da die Woche zwar ein Ende, aber kein Wochenende hatte. Die gedankenlosen Menschen, die damals lebten, hatten noch nicht begriffen, daß man die Beendigung einer Woche eben ausgestalten müsse zu einer Schlußapotheose mit bengalischer Beleuchtung und Fanfaren.

Den Ruf zur bengalischen Beleuchtung des Wochenendes hat auch Frau Wunnigl vernommen, Ilse Wunnigl, eine sehr nette Dame, der durchaus nichts Böses nachgesagt werden soll. Übrigens ist Ilse Wunnigl in diesen Ausführungen auswechselbar; denn ihrer gibt es wie Sand am Meer und wie Spreu im Weizen, also sozusagen viele.

Ilse hat Herrn Wunnigls Feiertagsgestaltung in ihre kleinen, starken, zarten Hände genommen. Fünf Tage in der Woche dient er seinem Beruf, dem Staat, dem Büro, dem Stammtisch, zwei Tage in der Woche gehört er ihr, nur ihr. Ist das etwa zu viel verlangt, he? Fünf Tage in der Woche darf er sagen: „Heut hab ich eine Sitzung" oder „Sehr unangenehm, daß ich gerade heute zum Stammtisch muß, um mit dem Geheimrat zusammenzutreffen" oder „Konsul Heuberger hat mich zu einer wichtigen Besprechung ins Kolosseum bestellt . ." Du lieber Gott, an so etwas muß man sich schließlich gewöhnen, Beruf ist Beruf, und wo viel Schatten ist, da braucht nicht immer auch viel Licht zu sein oder sonst irgend ein anderes Sprichwort.

Aber noch gibt es ein rächendes Wochenende, noch gibt es einen Samstag und Sonntag auf Erden. Halali! Da muß Herr Wunnigl die hohe Schule des Familienlebens reiten, da hat ihn Frau Ilse an der Leine, da muß er sich gewissermaßen ausweinen am wohltemperierten heimischen Herd, ausruhen an ihrem Busen von der wilden, tollen, herzlosen Welt da draußen, von ihrer Unrast und ihrem Getriebe, ihren Vorgesetzten und ihren faden Lockungen, jawohl Lockungen, von denen besonders.

Ha, das ist ein Wochenende! Frau Ilse sagt: „Wir wollen es uns recht gemütlich machen", und ihre Worte sind wie Streicheln über schüttere Scheitel und verwehte Küsse auf leichtergrauenden Schläfen. „Weißt du", sagt Ilse, „zum Tee habe ich Neumaiers geladen und vorher machen wir einen kleinen Sprung mit dem Wagen hinaus und nehmen eine Lunge voll Luft, und nachher legen die Kinder auf dich Beschlag, du wolltest doch mit ihnen Seifenblasen machen. Abends gehen wir dann ein bißchen in die Oper und nachher setzen wir uns recht behaglich in den Olympia-Palast, wo die drei Kapellen spielen, damit du mal von deiner Arbeit abgelenkt wirst." Bitte sehr, das ist nur der erste Abend, aber so ein Wochenende besteht mindestens aus zwei Tagen. Sie sind bis zum Rande gefüllt mit Ausflügen, Besuchen bei sehr lieben Freunden, Besuchen in Museen und Ausstellungen (du nimmst mich ja sonst nie mit!) und kleinen Straßenbummeln. Frau Ilse steckt sich gewissermaßen ihren Mann wie ein Veilchensträußchen an den Mantel und zeigt sich mit ihm geschmückt.

Ilse ist sehr einfallsreich, und Wunnigl ist vollkommen wehrlos. Hier gibt es nicht die schützenden Wände eines Büros, eines Ateliers, einer ernsten Arbeitsstätte. Keine Sekretärin sagt: „Herr Doktor hat gerade eine wichtige Besprechung", wenn ihn Tante Emma nach der Zusammensetzung der Spiralnebel im Sternbild des silbernen Löwen fragt, oder wenn er Albertchen und Robertchen zeigen soll, wie man mit einem Flitzbogen schießt, oder wenn eine liebe und vertraute Stimme ruft: „Berthold, erzähl doch mal, wie das eigentlich mit der Schlacht bei Königgrätz war!" Sage ich zu viel, wenn ich behaupte, Frau Ilse läßt ihren Wunnigl durch den Reifen springen, vorwärts und rückwärts? Nein, ich sage nicht zu viel, und alle werden mir's zugeben, außer Frau Ilse selbst; denn sie weiß, was ihm gut tut, und sie weiß, daß das Familienleben des Trainings bedarf. Ehemänner müssen in Abständen regelmäßig frisch überholt werden, sonst verlieren sie den Glanz und scheppern im Gebrauch. Foitzick

Heimfahrt vom Faschingsfest

(R. Kriesch)



„Ach Victor, ich bin ja so müde!" — „Natürlich, ausgerechnet jetzt, wo wir allein sind!"

Am Viktualienmarkt

(Wilhelm Schulz)



„Dös lass' i mir g'falln: ‚Kampf dem Verderb!' Dös hätt's halt zu meiner Zeit aa geb'n solln, nacha waar i net übrig blieb'n."

Der Tod des Komödianten / Von Hans Jüngst



einen bürgerlichen Namen hatte er wohl fast vergessen. Vor vierzig Jahren, als er zum ersten Male mit Erfolg einen klassischen jugendlichen Helden gespielt, hatte er sich Olaf Anders genannt. Jetzt, in seinem sechzigsten Lebensjahre, war ihm kaum noch bewußt, jemals den Namen getragen zu haben, der auf einem vergilbten Taufschein irgendwo nachzulesen war.

Olaf Anders gehörte zu den Schauspielern, die seit vielen Spielzeiten zur Ruhe gesetzt waren. Nicht, daß er ein minderer Mime gewesen wäre. Er war sogar, in verschollenen Zeiten, an einem Hoftheater angestellt gewesen; er trug einen Zylinder, damals. In seinem Schreibtisch lag verschwiegen ein Orden. Er hatte mit manchem Dichter nach Uraufführungen, zu deren Erfolg er beigetragen, gefeiert und gezecht. Eine Künstlerin von Rang hatte ihn geliebt, war seine Frau geworden, hatte ihm einen Sohn geboren. Und Olaf Anders hatte neben Kainz gespielt! Das war für immer seine Glanzzeit geblieben.

Es ging Olaf Anders nicht gut, fand er; er hielt sein Los für beklagenswert. Von Hunger und Kälte freilich wußte ein Mann wie er nichts. Seine verstorbene Frau hatte ihm Geld hinterlassen. Er bezog Rente aus einer Berufskasse, und er bewohnte noch immer seine Etage in einem Gartenviertel. Auf sein Arbeitszimmer — er nannte es sein „Studio" — war er stolz. Mit einer Fülle von Bildern war es ausgestattet, Kopien und Wiedergaben nach alten und neuen Meistern — durchaus nicht der übliche Budenklimbim. Ein Foto nur, vergrößert — Kainz als Hamlet — erinnerte noch an die Bühne. Denn Olaf Anders war ein bescheidener Mann geworden: den letzten Rest von Eitelkeit hatte er abgelegt, als er die eigenen Rollenbilder und bunten Kranzschleifen in eine Truhe versenkte. Nein, weder Brot noch Ruhm war es, wonach den abgebauten Schauspieler verlangte. Ihm fehlte etwas wie die Aussicht, nach gut gespielter Szene tot hinter den Kulissen umzufallen — „in den Sielen zu sterben", wie er sagte.

Gut, daß er seinen Jungen hatte.

Josef — es war zwar nichts als vorläufig ein Banklehrling aus ihm geworden — hatte den Spieltrieb geerbt und eben so viel davon, daß er dem Vater einen Anreiz geben konnte, gelegentlich aus seiner zwangsweisen bürgerlichen Verpuppung als ein blanker Komödiant hervorzuspringen.

So konnte es geschehen, wenn Josef nach Geschäftsschluß nach Hause kam und an der Tür klingelte, daß Vater Olaf, nachdem er geöffnet, eine jämmerliche Gestalt vor sich stehen sah, Tränen in den Augen, Hut in zitternder Hand, mit kranker Stimme eine milde Gabe erbittend. Das war dann niemand anders als der junge, schlanke Josef in seinem gepflegten Anzug. Sofort sprang der Funke über: Olaf Anders führte den Bettler mitleidig ins Zimmer.

„Tritt näher, fremder Gast, wer du auch seist", begann er aus dem Stegreif in vollendeten fünffüssigen Jamben. „Mein Haus, mein Tisch, mein Bett, alles ist dein!" Und aus der gemeinsamen Abendmahlzeit entwickelte sich die erbaulichste Theaterszene.

Olaf Anders überraschte, sobald er einen besonders guten Tag hatte, den Jungen seinerseits in einer Vermummung. Ein König. Ein Narr. Ein Verbrecher. Josef fing Stichwort und Situation auf. Der Trugrausch wurde vollkommen, sie gaukelten sich heiß und glücklich. Je tragischer das Ende wurde, um so befreiender klang das Lachen, mit dem sie ihren Wahn abschlossen.

Am liebsten spielte der Alte „Totsein". War es nur einigermaßen einzurichten, so beendete er jeden der großartigen Auftritte mit einem überwältigenden Hinsterben. Gab es keinen anderen Ausweg, so scheute er nicht davor zurück, ohne begründeten Anlaß wie vom Schlage getroffen auf den Teppich zu fallen. Josef hob den linken Arm des Gestürzten, ließ ihn sinken. Der Arm schlug auf wie ein Stock. „Tot." Josef hob den rechten Arm auf: „Tot." Das linke Bein, das rechte. „Tot, tot." Sie trieben es bis ins übermütig Verzerrte... Bisweilen öffnete niemand auf Josefs Klingeln. In solchen Fällen wußte er, was bevorstand. Er hatte nur den Schlüssel unter der Fußmatte, wohin der Vater ihn gelegt, hervorzuholen und selber aufzuschließen. Olaf Anders empfing ihn dann als Leiche, er lag steif hingestreckt im Flur.

„O großer Cäsar! Liegst du so im Staube?" deklamierte Josef...

Ein Jahr etwa, bevor es bei Olaf Anders ernst werden sollte mit dem Sterben, gab er das Totsein-Spielen auf.

Josef erinnerte sich genau, seit wann es ihm nicht mehr gelungen war, den Vater zu bewegen, seine Lieblingswalze wieder zum Abrollen zu bringen. Das war seit jenem Totensonntag, als sie beide das Radio einstellten, um die im Funkprogramm angekündigten „Stimmen großer Toter" zu hören. Caruso sang auf Schallplatte — „Addio, addio!" Olaf Anders und Josef saßen im Dämmerlicht, still bewegt. Einer nach dem andern, ein schattenhafter Reigen Verstorbener, kam gespenstisch aus dem Äther daher. Den Alten fröstelte: der Ansager kündigte, endlich, Joseph Kainz an. Der Junge merkte, wie der Vater den Atem anhielt. Es war völlig dunkel geworden. In den Sekunden, die der Stimme des Ansagers folgten, schwieg die Stille tiefer, nur die Erwartung tönte laut im Herzschlag der beiden Lauscher.

Dann sprach Kainz. Sein oder Nichtsein...

— — — „das ist hier die Frage:
ob's edler im Gemüt, die Pfeil' und Schleudern
des wütenden Geschicks erdulden, oder,
sich waffnend gegen eine See von Plagen,
durch Widerstand sie enden — — —"

Die Worte dufteten dem Alten Rausch der Vergangenheit. Den Jungen fieberte Ahnung an von dem Schlaf, der das Herzweh und die tausend Stöße endet.

— — —„'s ist ein Ziel,
aufs innigste zu wünschen. Sterben — schlafen —
schlafen! Vielleicht auch träumen — — —"

An dieser Stelle des Monologes gab es ein schmerzhaftes Erwachen. Die Grammophonplatte war offenbar schadhaft gewesen. Der Stift hielt das „Träumen" fest. Bevor im Senderaum jemand Abhilfe zu schaffen vermochte, wiederholte sich immerfort dieses eine Wort — „träumen", entstellt, verkratzt, grausam verstümmelt, in beängstigender Eintönigkeit. Die edelste aller Stimmen verfiel ins Lallen und schien zuletzt der Zunge des Wahnsinns zu gehorchen.

Olaf Anders stand auf. Ihm graute... Wehrte sich der Schemen des großen Toten gegen die Beschwörung? Keiner kehrt wieder aus jenem Land. Josef saß vornüber gebeugt. Er sah im Dunkeln: der Vater hatte das Gesicht eines Abwesenden. Die Darbietung wurde abgebrochen; der Ansager bat um Entschuldigung. — Seitdem hatte der Vater das Tot-sein-Spielen aufgegeben.

Josef sorgte sich um ihn, er sah ihn leiden. Ja, Olaf Anders trug hart an der Einschränkung — seine Glanznummer war, wie auf das Raunen eines Geistes hin, ihm abhanden gekommen.

Dann aber geschah es eines Tages — und dies sollte Olaf Anders' letzter Tag sein — daß er ein Telegramm bekam, ein sehr ausführliches und inhaltreiches. Unter dem Text stand der Name eines bekannten Spielleiters, der ein neues, heiteres Stück herausbrachte. Er hatte sich an Olaf Anders erinnert; denn er brauchte für eine der Rollen eine Persönlichkeitsprägung, die dieser vergessene Darsteller guter alter Schule genau und rein verkörperte; er brauchte ihn um einer leise komischen Wirkung halber, und er verhehlte das, künstlerisch sachlich, in seiner Anfrage nicht. Olaf Anders möchte sich sofort entscheiden! — Und er entschied sich. Er war nicht beleidigt; ihn kränkte es weder, daß man durch seine pathetisch gehobene Eigenart ein Lächeln erzielen wollte, noch verachtete er die ihm im Grunde fremde Veranstaltung, in die er hineingeraten sollte. Ohne Zögern vermittelte er seine Zusage.

Auf die Bretter! Schminke riechen! Gesteigertes Dasein: die Ewigkeit flüchtiger Minuten vor dem erregenden Atem des Zuschauerraumes... Alle Wonnen, die nur der Komödiant von Geblüt kennt, überrieselten den Alten.

Eine Art Lampenfieber ergriff ihn, als könne der Bühnenwart jeden Augenblick zum Auftritt rufen. Ruhelos durchwanderte er sein „Studio". Sein Schritt griff aus, sein Gang hatte federnden Takt. Er riß die Decke vom Liegestuhl und warf sie über die Schultern, er trug sie wie eine Toga.

Josef — was wird Josef sagen! Olaf Anders wird ihn festlich empfangen! „Totsein" wird er ihm spielen — „Totsein" wie noch nie — —!

Es wurde schon Abend. Olaf Anders legte den Schlüssel vor die Tür unter der Matte. Die Zeit, bis Josef kommen mußte, war unerträglich lang. Der Wege kreuz und quer durchs Zimmer war der Wartende satt. Er schritt die Wände ab. Er fand sich vor dem Dürerschen Greisenkopf, dem faltig durchgrabenen, langbärtigen, geheimnisträchtigen Antlitz!... Lear! Besessen von der ausschweifenden Wut seiner Darstellungssucht, kroch Olaf Anders in das komödiantisch umgeschaffene Bild hinein wie in eine Maske. Er war das Bild, er war Lear!

Er übersteigerte sich, er war verloren, preisgegeben an die Abenteuer eines Gauklerirreseins.

— — — „Spottet meiner nicht!
Ich bin ein schwacher, kind'scher alter Mann,
achtzig und drüber — — —"

Er torkelte in einer Springflut von Gebärden, in einem Hinschäumen von Tönen, die längst nicht mehr geformtes Wort waren.

Zuletzt stand er vor dem Hamletbild, vor Kainz. Er erblaßte.

Sehr still stand Olaf Anders jetzt da, und sehr, sehr leise, sehr, sehr deutlich, nach langem Schweigen, begann er:

„Das unentdeckte Land, von des Bezirk
kein Wandrer wiederkehrt — —"

— — — — — — — —

Josef mußte oftmals klingeln.

Schließlich, von einer Eingebung durchzündet, suchte er den Schlüssel unter der Matte, fand ihn, eilte erregt ins Zimmer.

Da lag der Vater, bunt umhüllt, und Kainz-Hamlet sah aus dem Bilderrahmen auf ihn herab.

Josef kniete nieder, sein Gesicht war hell vor Glück.

Er faßte den linken Arm des Vaters, hob ihn. Der Arm fiel nieder. „Tot", stellte Josef, voller Freude, fest. Er sann, mitten im Eifer, schon auf eine würdige Leichenrede. Er hob den rechten Arm. „Tot." Er wollte es fortsetzen, nach den feierlichen Abläufen ihres lange nicht mehr zu Ehren gekommenen Brauches. Linkes Bein — — —. Nein.

Nein. Josef sah die Augen. Ist schon das Leben ein unerreichter Schauspieler, der Tod in seiner Überzeugungskraft ist gewiß der größere, und Josef erkannte vor ihm die Unzulänglichkeit der ehemaligen Künste seines Vaters, des Mimen Olaf Anders. Diese Augen! Das konnte Olaf Anders nicht, so viel hatte er nie gelernt, das konnte nur der Tod, der wirkliche und ungespielte Tod.

Langsam richtete Josef sich auf. Er wußte genug. Die Komödie war aus.

Stygischer Nebel

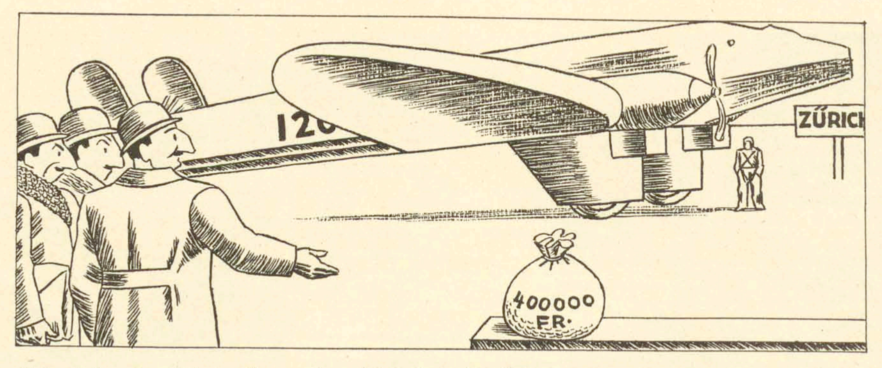
Wolkenhaft beginnt die Luft zu wogen,
Nebel rauscht und überschwemmt das Land,
Schatten kommen übers Feld gezogen,
Scheinen von der Finsternis gesandt.

Haupt und Schultern, die sich erdwärts neigen,
Suchen Wege, wo jetzt keine sind;
Abgeschiednen gleich, die sich uns zeigen,
Gehn sie lautlos durch den Nebelwind.

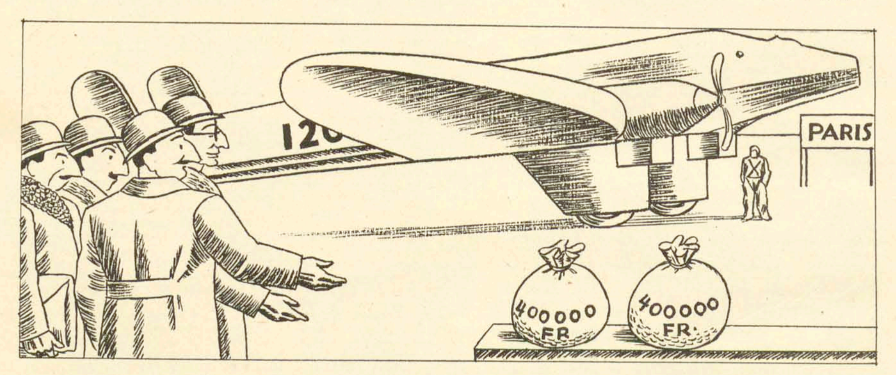
Schatten bleibend werden sie nur blässer,
Bleiben in der Ferne zögernd stehn —
Tiefer in das neblige Gewässer
Steigen sie, zerrinnen und vergehn. Georg Schwarz

Ein Bomben-Geschäft

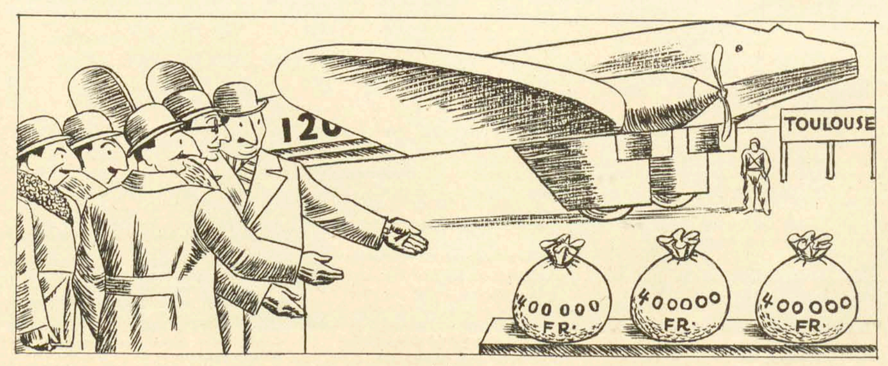
(Erich Schilling)



„Lieber Nathan Rosenfeld, das Flugzeug fix und fertig kostet Sie ab Zürich bei uns unter Brüdern 400 000 Francs."



Der Firma Nathan Rosenfeld, Suzanne Lindner et Co. erwächst in Paris für die gleiche Maschine ein kleiner Aufschlag von weiteren 400 000 Francs.



Bei der obligatorischen Panne bei Toulouse sieht sich die Fa. Rosenfeld, Lindner Co. y Valencia G.m.b.H. genötigt, für den gleichen Bomber die unwiderruflich letzten 400 000 Francs für die endgültige Lieferung nach Valencia anzufordern.

Die Ängstliche

(P. Scheurich)



„Nee, nee, Skilaufen ist nichts für mich, ich fürchte mich so vorm Stürzen!" — „Aber, gnä' Frau, bei Ihrer elastischen Erscheinung!"

Zwei Welten / Von Ratatöskr

Ein Fräulein — nennen wir's Klotilde —
schritt sinnend durch das Schneegefilde
und billigte den Sachbestand,
an dem sie nichts zu tadeln fand
als höchstens dies vielleicht beiläufig:
das pure Weiß schien ihr zu häufig.

Ein Farbfleck hier und dort dazwischen
ist angetan, uns aufzufrischen.

Rechtzeitig fiel ihr Mädchenblick
auf ein entferntes Wiesenstück
voll kleiner, rätselhafter Hügel,
besetzt mit schwärzlichem Geflügel,
das sich gottlob nicht stören ließ
und als ein Krähenschwarm erwies.

„Ach diese Vögel!" rief Klotilde.
„Sie runden erst das Feld zum Bilde
und wecken in des Menschen Brust,
was kurz zuvor noch unbewußt
drin schlummerte wie unter Deck . . .

Das ist ja wohl ihr Daseinszweck . . .

Ich muß doch gleich einmal versuchen,
freirhythmisch den Ertrag zu buchen."

Sie tut's . . . Wir lassen sie in Ruh
und wenden uns den Krähen zu,
die ihrer Hügelunterlage
mit zielbewußtem Schnabelschlage
entnehmen, was im fetten Mist
als Nährsubstanz enthalten ist,
wobei sie — über Miß Klotilde
nur mangelhaft und roh im Bilde —
sich allerhöchstens etwa fragen:
„Hat die wohl auch was beigetragen
zum heut'gen Sauerkraut mit Speck?

. . . Denn das ist doch ihr Daseinszweck. . ."

Fleisch — mit und ohne Stachel

Von Fritz A. Mende

Wer sich seit vier Wochen abends nur von Teewurst mit Brot nährt, gerät auf solcher Einbahnstraße des Magens überraschend zu einer pflanzenhaften Beziehungslosigkeit, die, wenn sie erst einmal bewußt geworden, vom verblüfften Hirn nicht anders denn als Seelenfrieden bezeichnet werden kann.

Es war der Junggeselle Franz, der sich so, einfach mittels eines genormten Abendbrotes, sein Triebleben zurechtgestutzt hatte, als sei es eine Buchsbaumhecke. Aber daß er mit Vornamen Franz hieß, ist gleichgültig, und daß er ein Junggeselle war, dies festzustellen bedeutet eigentlich Eulen nach Athen, beziehungsweise Teewurst in möblierte Zimmer tragen.

„Seelenfrieden", dachte Franz verblüfft, als ihm seine Untermieterdiät nach achtundzwanzig Tagen endlich bis in die Hirnwindungen gedrungen war, und es wollte ihm auf keine Weise gelingen, eine andere Vokabel für den Zustand, in dem er schwebte, zu finden. Deshalb machte er allsogleich aus der Unklarheit eine Tugend und fühlte oder glaubte zu fühlen, wie sich ein Panzer, ein sicherer Panzer wohlfundierter Neutralität auf das Stichwort „Seelenfrieoen" hin um ihn schloß. Franz wäre vorher nie darauf gekommen, sich unter Wurst etwas aufs Seelische Wirkendes oder derart Weitläufiges vorzustellen, und er hatte die erste gekauft, wie man Briefmarken kauft oder sonst eine bar bezahlbare Sache. Nur aus stumpfer Gewohnheit hatte er später in seinem Laden immer wieder das gleiche verlangt — und plötzlich waren vier Wochen daraus geworden, vier Wochen, die an ein und derselben Wurst zu messen wohl über den Horizont eines Feinschmeckers gehen mag. Aber was weiß der Feinschmecker schon von seinem Antipoden, dem einschichtigen Lebewesen Junggeselle, das sein Abendbrot selber kauft, um es zwischen Trübsinn und Faulheit im menschenleeren Zimmer hinunterzuschlingen! So hatte denn unser Franz Abend für Abend bei Teewurst und Brot gesessen, und es war ihm als ganz in der Ordnung vorgekommen, daß er die Wurst nicht erst umständlich zu schneiden brauchte, weshalb er sie auch manchmal Bohrwurst oder Kuhcreme nannte, ohne damit irgendwelche Kritik an ihr üben zu wollen. Ja, und auf einmal stand er da, innerlich stille geworden, gepanzert, spürend, wie die Verführung des Fleisches vor seiner Gleichgültigkeit stand wie der bekannte Ochse vor dem unbekannten neuen Scheunentor.

Von der Höhe der ihm so über vier Wochen in den Schoß gefallenen eremitenhaften Anspruchslosigkeit blickte unser Teewurst-Asket Franz verständnislos auf die fernen Tage, da ihm die Fleischlichkeit noch angehaftet hatte wie ein chronischer Schnupfen oder ein Gummikragen. Was bedeuteten ihm jetzt die Lüste und begehrlichen Dickdärme der anderen... Wie lächelte er nun milde über die quälende Vision einer Bockwurst mit Salat, die ihm oft in jener vergangenen lasterreichen Zeit früh um vier erschienen, zu solcher Morgenstunde aber leider nirgends mehr realisierbar gewesen war... Was focht ihn noch die Spiegelscheiben-Lockung sybaritischer Freßhallen an... Aquarien waren sie ihm, hinter deren Wänden das stumme Amphibium Mensch seine Gemüts-Not in vier bis sieben Gängen mühsam zu zerkauen versuchte...

Ein Faschingsproblem



„Jetzt woaß i net, was i tun soll: um halb sechs sollt' ich sie wecken, aber um halb sieben ist s' erst heimkommen!"

Ja, dies eben, daß unser durchschnittlicher Junggeselle Franz in einer Großstadt mit all ihren berauschenden und brutalen Möglichkeiten lebte, ohne daß ihm alle Lichtreklame weiter als bis auf die Netzhaut drang, nachdem er sein magenbetontes „Seelenfrieden" gedacht hatte, das gibt ihm fürwahr ein überdurchschnittliches Maß an stiller Größe — wenn auch nur vorübergehend. Immerhin war er trotz aller Ruhe, die ihn nach der ersten Verblüffung erfüllte, noch geistig rührsam genug, sich über seine Verwandlung Gedanken zu machen. Es drängte ihn dunkel, dem lediglich physisch Begründeten (vier Wochen Teewurst) auch noch die Gloriole vernunftmäßiger Erklärung aufzusetzen.

„Teewurst abends", überlegte er sich. „Die Tagesstunde gerade ist es, die der Wurst die seelische Durchschlagskraft gibt! Denn wie könnte ein Mittagessen je in metaphysische Schichten stoßen... Vom kalten Licht des hohen Tages zu einer reinen Existenzfrage erniedrigt, ist es nicht mehr als die von Kindheit an gewohnte automatische Speisenfüllung, ein dem Verdauungstrakt gleichgültig hingeworfener Fetzen Tätigkeit. Abends dagegen, da ißt die Seele durch den Magen, sie partizipiert auf oft schandbar lüsterne Weise am Genossenen, befreit von Hast und Geschäft schmeckt sie die in der Luft liegenden Möglichkeiten des Was-tu-ich-nachher voraus, und wie zum Souper das Horsd'oeuvre, so gehört das Souper seinerseits zum Nachtleben. ‚Erst wollen wir mal gut essen', das sagt mehr über die Zielstrebigkeit eines Vergnügungssüchtigen, als sein Geldbeutel und die zu Hause gebliebene Ehefrau wahr haben wollen..."

Dies überlegte sich Franz, und da keine Ehefrau auf ihn wartete, wurde er bei dem Gedanken daran lustig, und als er sich an seinen Geldbeutel erinnert fühlte, wurde er traurig.

Ohne sich durch diesen Wechsel des Gefühls in der Schärfe seines Nachdenkens stören zu lassen, schlußfolgerte er vom Souper und der Vergnügungssucht her: „Aber — Teewurst abends, und dies dauernd, was daran sollte schon der Seele schmecken... Das eigentümlich Rückgratlose besagter Wurst, verwandt dem Kinderbrei und sonstigen zahnlos verschluckbaren Gerichten, nie wird es eine Stange sein, an der nächtliche Unternehmungslust sich schwindelfrei emporranken könnte. Wurst, wo ist dein Stachel..."

„Wurst, wo ist dein Stachel?", wiederholte Franz in Gedanken und erschrak. War er denn kein Mann mehr? Plötzlich kam ihm das Wort Seelenfrieden ein wenig weichlich vor. Brachte er sich da nicht um Schönes, um Spannungen, deren teilhaftig zu sein doch wohl so manche Stunde lohnte?

Schuldbewußt schaute Franz auf seine Schuhspitzen. Ganz leise und vorsichtig wagte er zu denken: „Die Frauen..."

Ach, wozu waren sie ihm vor lauter neutralem Abendbrot geworden... Zu einer gesichtslosen Gattungserscheinung, kenntlich am Rock und an Kopfbedeckungen, in denen sich ein seelenfriedenraubendes Innenleben pittoresk austobte. Kein Einzelwesen wollte sich ihm aus diesem ununterscheidbar fremden Volksstamm herauslösen, fähig, dem Manne Franz die Augen aus dem Kopf, das Herz aus den Eingeweiden und die Kino-Karten aus der Nase zu ziehen!

„Schade", dachte Franz, „die Frauen — dem Teewurst-Esser sind sie wurst!" Und er hätte genau so denken können: „Dem Nichts-als-stets-dasselbe-Esser sind sie wurst..."

„Aber das muß anders werden", überlegte er sich. „Auch den Seelenfrieden soll man nicht auf die Spitze treiben! Bin ich, der Junggeselle Franz, etwa ein Diät- und Versuchsmeerschweinchen?"

Verwirrt schnüffelte er den Duft, der um ein vorübergehendes Fräulein wehte. Was für ein Duft... erschütternd: Bad und Haut und Was-man-alles-träumen-darf.

Entschlossen schritt Franz in den nächsten Lebensmittelladen; bereit, der Verführung des Fleisches das bekannte Scheunentor zu öffnen, verlangte er fürs nächste Abendbrot eine Büchse Ölsardinen.

Denn Abwechslung muß sein!

Das Testament

Die kinderlose Witwe des Großkaufmanns Plundermeyer fühlt sich etwas schwach; sie hat öfter einmal derartige Schwächeanfälle, die aber nach Ansicht des Arztes nur als die üblichen Alterserscheinungen zu bewerten sind.

Trotzdem nimmt Frau Plundermeyer derartige Anfälle immer zum Anlaß, ihrem dienstbaren Geist Minna zu versichern: „Also, Minna, wenn ich mal sterben sollte, Sie habe ich natürlich bedacht."

Über diese Vertröstung durch die sonst knauserige Frau Plundermeyer mit der Taube auf dem Dache ist Minna langsam ungehalten, und so beantwortet sie einmal den erneuten Hinweis der Frau Plundermeyer auf diese Testamentsbestimmung mit der knappen Feststellung: „Is jut, gnä' Frau, und ich dank ooch schön; dieset Jahr möchte ick sowieso heiraten und denn könnte ick det Jeld wirklich jebrauchen."

(Zeichnungen O. Nückel)

Lieber Simplicissimus



Einem Weidgenossen wurde auf einer Drückjagd ein Stand angewiesen, dessen Vorzüge der Jagdleiter mit den Worten pries: „Ausgezeichneter Stand, hier wurde vor ca. 20 Jahren ein grober Keiler erlegt!" Es kam aber kein grober Keiler und auch kein anderes Wild. Auf der nächsten Drückjagd erhielt jener Weidgenosse denselben Stand mit derselben Empfehlung. Der Erfolg war wieder null. Nach dem Schüsseltreiben regten sich in unserm Weidgenossen leise Rachegefühle. Er hatte beobachtet, daß der Jagdleiter sehr empfänglich für weibliche Reize war und lud ihn ein, mit ihm im Auto nach der Kreisstadt zu fahren, wo eine Weinstube sei mit Bedienung von zarter Hand. Als der Jagdleiter das „Mädchen" sah, fragte er enttäuscht: „Ist das alles?"
„Aber gewiß doch", sagte der Weidgenosse, „das war vor ca. zwanzig Jahren das hübscheste Mädchen!"

*

Wir sind bei jungen Eheleuten zu Besuch, bewundern das vor kurzem angekommene Kind und meine Frau sagt verständnisvoll zu dem jungen Vater: „Jetzt wird er wohl das Schöppchen bekommen?" Worauf dieser erwidert: „Nein, wir geben ihm die Brust."

In einem christlichen Erziehungsheim hatte einer der Jugendlichen trotz der strengen Hausordnung es verstanden, mit einem der Küchenmädchen ein Verhältnis anzuknüpfen. Als es herauskam, herrschte natürlich bei den Verantwortlichen helle Empörung. Es wurde alsbald eine Besprechung abgehalten, an der auch der Hausvater und die Hausmutter teilnahmen.
„Einerseits ist eine ganz exemplarische Zurechtweisung am Platze", meinte der Hausvater im Verlauf der Beratung, „schon, daß die Zucht im Heim nicht notleidet; andererseits darf man aber nicht vergessen, daß wir alle auch mal jung gewesen sind. — Nicht wahr, Amalie?" Er legte dabei mit einem milden Lächeln die Hand auf die seiner Gemahlin. Die Hausmutter aber sah ihn streng an und sagte schneidend: „Allerdings! Aber stets in Grenzen!"

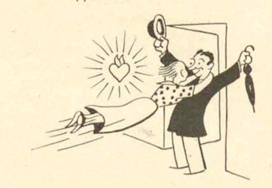
*

Anni war bummeln. Ganz erheblich sogar. Mitternacht war längst vorüber, als sie durch das offen gelassene Küchenfenster turnte, um ungesehen ihre Stube zu erreichen. Aber schon polterte es aus dem mütterlichen Schlafzimmer:
„Anni, da geh amal her, daß i dir a paar Watsch'n gib!"

*

Herr K. hat ein sehr lästiges und überaus hartnäckiges Darmleiden. Er verbringt deshalb zu seinem Leidwesen einen guten Teil seines Lebens auf separierten „Örtchen".
Als er eines Abends an einer Gesellschaft teilnahm, wollten die Herren nach dem Essen ein Spielchen machen und riefen nach K. „Wo ist er denn?", fragte einer, da man ihn nirgends fand.
„Auf den Brettern, die für ihn die Welt bedeuten", gab der Hausherr zur Antwort.

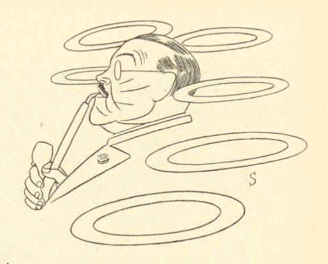
Gertrud ist Ladenfräulein in einem Wäschegeschäft. Sie ist sehr tüchtig und solid, aber die Mutter gewahrt, daß sie langsam anfängt, sich in ungewohnter Weise herauszustaffieren und sogar ab und zu mit dem Lippenstift dem Rot ihrer Lippen etwas nachhilft. Das paßt ihr gar nicht, und sie sucht Gertrud darzulegen, wie unsolid ein solches Gebaren sei; das sei genau wie bei den Stoffen, die Gertrud verkaufe: wenn sie etwas taugten, müßten sie für sich selbst sprechen.
„Da täuschst du dich aber gewaltig", antwortete darauf Gertrud, „selbst unsere teuersten Damaste sind leicht appretiert."



Brummel ist seit einigen Wochen verheiratet. Sein kleines Frauchen erwartet ihn abends immer schon mit großer Sehnsucht und tut dann sehr verliebt, so daß sich das Essen mitunter sehr in die Länge zieht. Brummel läßt diesen leicht übertriebenen Gefühlsüberschwang einige Zeit über sich ergehen, aber als sie ihm eines Abends wieder unter neckischem Gekose versichert, wie „glücklich" sie beide doch seien, sagt Brummel zärtlich aber bestimmt: „Wie wär's, wenn wir von jetzt ab immer erst n a c h dem Abendessen glücklich wären?"

Ludwig Thoma

über



Münchner Sittlichkeitsverein

(1906)

O Marie, Fanny, Kathl, Susi,
Ihr blonden, braunen, runden Gspusi,
Las't ihr, was jetzt geschrieben war?
Ihr dürfet keinen Schatz mehr kriegen,
In keinem fremden Bett mehr liegen,
Das ist für immer aus und gar.

Ach ja, wenn man an Ausgehtagen
Als ein „Verhältnis" sozusagen
Beim Pschorr und Augustiner saß,
Wie war man glücklich da von Herzen,
Daß man darüber alle Schmerzen
Und alle Mühen schnell vergaß!

Die ganze Woche das Gemuddel
Und hinter einer Ladenbuddel,
Nur einen Tag, da war man frei
Und durfte Einem etwas gelten
Und hört' was Liebes nach dem Schelten
Und glaubte, daß man glücklich sei.

Und wenn wir dann nach Hause kamen,
Nun freilich und in Gottes Namen —
Man war so jung und war allein.
Was schiert die Welt sich um uns beide?
Geschah doch niemand was zuleide!
Warum denn soll es Sünde sein?

O Kathi, das ist schlecht verteidigt!
Wer nicht mehr kann, ist bald beleidigt,
Die Tugend liegt im Wackelbein.
Das Zitterknie ist's, was uns heiligt;
Lies nur, wer alles sich beteiligt,
Die Liste sagt es schon allein.

Jägerfreude

Hat da Gamsbock wohl an schöna Bart,
Aba 's Kriag'n, mei Liaba, dös is hart,
Muaßt scho einisteig'n in d' Wänd und Graab'n,
In de schiachsten san s', dös derfst mir glaab'n!

Auf de Berg is jetza woltern kalt,
Und i woaß net, was enk Jaaga g'fallt,
I tat liaba scho herunt'n bleib'n,
Und von mir aus kunnt's da dromat schneib'n.

Naa, mei Deandl, wer de Sach vasteht,
Hat koa Freud an nix, was leichter geht.
Mit de Madeln aa, dös laß dir sag'n,
Is koa G'spaß dabei, muaßt d' di net plag'n.

Der bayerische Volksschullehrer

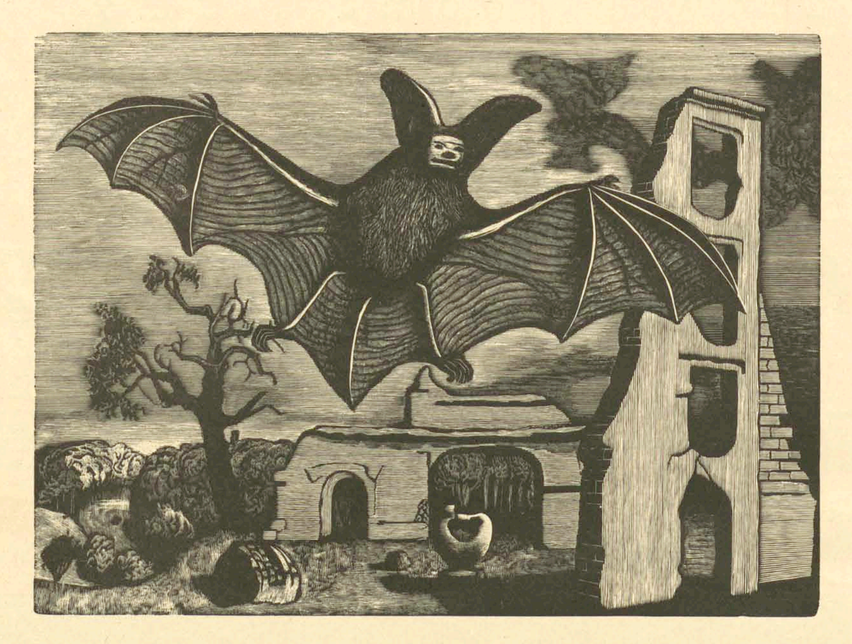
(1911)

Ihm sei ein volles Glas geweiht! In der unschönen Flucht der bayerischen Erscheinungen seit Anno Orterer ist er der feste Mann geblieben, auf den man mit Wohlgefallen blicken mag. Als die Herren Beamten der höheren Rangklassen bis hinauf zum Minister jede persönliche und dienstliche Überzeugung zu verlieren lernten, hat sich der Schulmann im kleinen Dorfe auf Pflicht und Recht gesteift und ist durch schwere Angriffe so wenig wie durch tägliche Nörgeleien vom Posten weggedrängt worden. Das heißt etwas; heißt so viel, daß niemand, der die Verhältnisse kennt, den tapferen Männern seine Bewunderung versagen kann.

Entnommen den bei Albert Langen und Georg Müller, München, erschienenen Werken Thomas

Mondnacht

(K. Rössing)



Freuden, die der Schnee schenkt

Von Anton Schnack

Stille Freuden, laute Freuden tausendfach,
Und ich muß ihn überschwenglich loben.
Kommen seine Flocken aus dem Wintergrau gestoben,
Gehe ich den vielen Lieblichkeiten nach:
Schön im Schnee ist ein geducktes Dach.

Zu den stillen Freuden zählt der Vogelschwarm,
Der ans Fenster kommt zu Hanf und Kernen:
Scheuheit blitzt aus schwarzen Augensternen.
Ach, nun sind die Vögel hungrig und recht arm,
Alle Praßerei liegt in den Sommerfernen.

Schweigend trägt der Wald die ungemeine Pracht.
Durch den Hohlweg saust der Rodelschlitten.
Funkensprühend wird hinabgeglitten,
Schneeaufwirbelnd wird ein Sturz gemacht.
Aus den Knabenhänden knallt die Schneeballschlacht.

Stille Freude macht der Rehe anmutsvoller Tritt,
Kreuz und quer mit Schwermut hingeschrieben.
Hunger hat sie aus dem Walddickicht getrieben
Zu der Raufe, wo der Heger Futter schnitt:
Innig ist es, ihren Pfad zu lieben.

Über die gewölbten Hügel stäuben Schi und Stock,
Um in kühner Schußfahrt eine Spur zu bahnen,
Wintersonne funkelt in den Pulverfahnen,
Ganz kristallen glitzern Haar und Rock.
Und im Abgrund brüllt der Donner vom Lawinenblock.

Frömmigkeit schenkt Schnee in mondbeglänzter Nacht,
Wenn die Berge eisgepanzert stehen,
Und mit weißen Spitzen ins Unendliche vergehen.
Wer hat bei dem Anblick nicht an Ewigkeit gedacht?
Und wer fühlte nicht von oben Gottes Atem wehen?

Aus der Jugendzeit...

Das Ehepaar Munker macht zur Silberhochzeit eine Reise — und zwar auf Wunsch des Mannes an den Ort, an dem sie vor langer, langer Zeit die ersten Tage ihrer jungen Liebe verlebt hatten. „Weißt du noch...?" sagte der Mann, als sie in derselben Pension sich einmieteten. „Ja — —", meinte Frau Emma, rotwerdend und etwas peinlich berührt, „hoffentlich erkennt man uns nicht wieder!"

Kritik

Alois, der Metzgergehilfe, sah mit Neid, daß sein Kollege ein Fräulein Braut hatte und jeden Sonntag mit ihr spazieren ging. Er schrieb deshalb auf eine Heiratsanzeige und verabredete sich mit der Betreffenden zwecks Kennenlernens. Als er andern Tags wieder an der Fleischbank stand, fragte ihn der Kollege, wie ihm die Dame gefallen habe. „Ach", sagte er, „an ihren Schlegeln ist schon allerhand, bloß am Bug sieht's ein bißchen mager aus."

Fundstück

aus dem „Garmisch-Partenkirchner Tagblatt":

Zu der am 18. Februar in Weilheim stattfindenden Zuchtstierversteigerung können Verbandsmitglieder auch weibliche Zuchtstiere mit Abstammung auftreiben. Die Anmeldung hat wie bei den Stieren bis längstens 15. Januar zu erfolgen.

Auf Eis gelegt

(K. Heiligenstaedt)



„Lieber Doktor, bei fünf Grad Kälte mag ich nichts von Liebe hören!“ — „Na, hoffentlich ist das Hotel gut geheizt!“

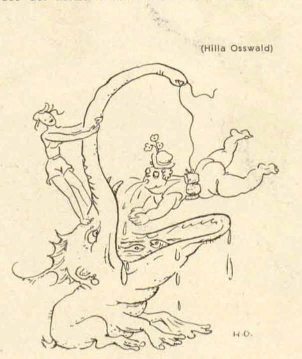
Marie, du mußt Mut haben . . .

Von Sebastian Müller

In der Nacht war in Rheindorf der Damm gebrochen. Am Morgen sagte Matthias Weyerdeelen zu Mariechen Neukirchen: „Wollen wir jetzt los?" „Ja, wenn wir es dürfen . . ."
Das war die Sache: sie durften es nicht. Nämlich den Kahn nehmen — den, der vor zwei Jahren bei der großen Überschwemmung angetrieben war — und mit ihm über das weite Meer der überschwemmten Felder gondeln. Eben das durften sie nicht.
Aber da die Eltern und alle Erwachsenen und großen Jungen, die schon ihre Vernunft brauchen konnten, beim Dammbruch in Rheindorf waren, konnte der zehnjährige Matthias es wagen. Mariechen war seine Freundin. Wenn sie einmal einundzwanzig Jahre alt würden, wollten sie noch am selben Tage heiraten. So stand es mit ihnen.
Matthias sagte also: „Wir dürfen. Ich habe gefragt. Komm, Marie. — Und Angst brauchst du keine zu haben; denn ich kann ja schwimmen. Vielleicht könnten wir jemanden retten", meinte er, und wollte Mariechen mit seiner Rede großen Eindruck machen. Sie glaubte ihm; denn sie liebte ihn ja . . . Sie sagte: „Wir nehmen unser Kind aber mit!"
„Gut. Hol' es rasch und komm."
Mariechen holte die große Puppe, wickelte sie in ein Umschlagtuch und ging neben Matthias über die Straße, wo auf der anderen Seite das Wasser begann und der Kahn lag, an einem Telephonmast angebunden. Rudern konnte Matthias; er hatte es schon im letzten Jahr bei der Überschwemmung getan, und im Sommer einmal auf dem Teich im Lunapark in Köln, als der große Bruder dabei war, und einmal sogar ein kleines Stück auf dem Rhein.
„Komm, setz dich auf die Steuerbank, ganz ins Heck, leg Annemie backbordseits neben dich", kommandierte der Kapitän Matthias Weyerdeelen voll Stolz über die Kenntnisse der Schiffssprache. Marie, die Kapitänsfrau, gehorchte und äugte mit zugekniffenen Augen über die weite, graue, leicht gekräuselte Wasserfläche . . . „Wie groß solch ein Meer ist!" dachte sie. Dann horchte sie in sich hinein: ob ich wohl Angst habe?
Sie wußte es nicht. Sie mußte sich festhalten; denn Matthias tauchte die Ruder ins Wasser und fuhr los. Es schaukelte zuerst etwas. Als sie hinter der eben noch aus dem Wasser lugenden Hecke von Heidelmanns Garten hinaus waren, stakte Matthias mit dem Ruder in die Tiefe, bekam aber keinen Grund mehr . . .
„Mindestens zwei Meter Wasser", sagte er. „Kann nicht viel passieren. — Das Schlimmste ist nämlich auf Grund stoßen", erklärte er. „Man kommt nicht wieder los und rammt sich womöglich noch ein Loch in den Bug und saugt sich voll Wasser. Das heißt dann Untergang. — Aber bei zwei Meter kann uns nichts passieren."
„Wenn wir aber umkippen?" fragte Mariechen, „kannst du dann auch wirklich schwimmen?"
„Klar", sagte Matthias ruhig. Und blies die Backen auf, zog die Riemen fest an seine Brust, und der Kahn machte gute Fahrt. Er dachte ein bißchen darüber nach, wie es mit den jungen Hunden war — das wußte er nämlich ganz genau: sein Stropp, den er als ganz junges Tier vom Rheindorfer Pastor geschenkt bekam, hatte nie schwimmen gelernt, und als er ihn zum ersten Male in einen Tümpel warf, konnte er gleich schwimmen. — Warum sollte er es nicht können. Mußte man denn alles vorher lernen? Er hatte sicher nicht gelogen, als er „klar" zu Marie sagte. — Ob das Wasser noch immer so tief war, daß man nicht stehen konnte? — Matthias stakte wieder . . . Kein Grund.
„Alles in Ordnung!" sagte er zu Marie. Und ruderte weiter. Der Wind kam von Luv und trieb den Kahn schräg hinaus auf die weite See. Der Bürriger Damm war ganz blaß in der Ferne; dahinter wogte breit der wildgewordene Rhein.

„Und wenn wir nun doch umkippen, was dann?" fragte Marie. „Kannst du uns dann auch retten? Denke daran, daß wir zwei sind. Unsere Annemie muß immer mit. Wie willst du uns bloß festhalten? Sicher kannst du das nicht!"
„Zwei? — Natürlich . . . Festhalten kann ich euch nicht, aber du kannst dich auf meinen Rücken setzen und deine Arme um meinen Hals legen, wenn ich schwimme . . . Du mußt Mut haben", sagte Matthias. „Ohne Mut gehen wir unter. — Und jetzt mußt du Wasser schöpfen, nimm die alte Dose und wirf das Wasser aus dem Kahn." Es hatte sich wirklich etwas Wasser unten zwischen den Brettern angesammelt. Marie deckte ihr Kind zu und bückte sich vorsichtig, schöpfte Wasser; tropfenweise. Und dann sagte sie, so von unten herauf: „Matthias, ich weiß nicht, ob ich Mut habe. Laß uns umkehren . . . Wir sind auch weit genug gefahren. Ich könnte jetzt zu Hause unser Essen kochen." Darauf konnte Matthias gar nicht antworten. Umkehren?! — Er sagte: „Wenn wir noch einen ganz großen Bogen gemacht haben, dann . . ." Matthias überlegte . . .: „Ich weiß nicht, ob ich euch retten kann."
„Mein Gott!" sagte Marie. „Kehr um!"
„Laß mich überlegen", sagte Matthias. — Und er ruderte mit dem rechten Riemen viel stärker, damit der Kahn sich langsam und unmerklich wenden sollte. Vielleicht kamen sie so, wie von zufällig, zurück zur Straße. Die Kahnspitze drehte sich auch . . . Aber die Fahrt ging in derselben Richtung weiter . . . Matthias holte die Ruder ein: — der Kahn trieb weiter. Es war überhaupt der Wind, der sie in Fahrt gebracht hatte. Er sah den fernen Deich, und es wurde ihm klar, daß der Wind sie dahin treiben würde. — „Du mußt Mut haben", sagte er wieder. „Denk nur ja nicht, daß wir umkehren."
„Aber wenn du uns doch nicht beide retten kannst?" jammerte Marie. Wieder mußte Kapitän Weyerdeelen überlegen. — „Ich hab's", sagte er dann. „Binde dir das Kind mit dem Umschlagtuch auf den Rücken; so wie es die Zigeunerfrauen immer machen. Dann kann ich euch beide retten. — Aber es passiert schon nichts!" — Matthias mußte das einmal laut sagen. Um aber schneller zum Deich zu kommen, ruderte er wieder kräftig, um dem Winde etwas zu helfen. Und dann sagte er: „Ist doch eine schöne Fahrt, nicht?" — Marie hatte keine Zeit, darauf zu antworten, sie hatte einen Maulwurf entdeckt, der mit den letzten erlahmenden Kräften um sein Leben schwamm. „Du, da!" schrie sie. „Rette ihn!" Matthias fischte das erschöpfte Sammettierchen aus der kalten Flut. Es verkroch sich vorne im Bug in einen Winkel. — „Ich habe es ja gesagt . . ." Weiter kam er nicht. — Irgendwas schabte an der Bordwand des Kahnes entlang . . . Und dann — ein Ruck! — Aus!
Der Kahn saß fest: mitten auf der freien, grauen Wasserfläche. Matthias lotete mit dem Ruder; Wasser genug. Erst wenn er mit der Hand ins Wasser kam, stieß das Ruderblatt auf Grund. Daran konnte es nicht liegen. Aber jetzt stieß er mit dem Ruder an Eisen. Er beugte sich über Bord und starrte ins Wasser, Mariechen zog das Umschlagtuch vom Rücken auf die Brust und drückte die Puppe fest an sich.
„Das ist ein Pflug", sagte Matthias leise. „So ein großer Wendepflug. Ein zweischariger. Wir sitzen in der hochstehenden Gabel der Griffe . . . Marie, du mußt Mut haben!" Mehr konnte Matthias vorerst nicht tun und sagen. Sie saßen hoffnungslos fest. Der Wind trieb sie noch fester in die Falle, und der Herr Kapitän bekam bleiche Wangen. Marie hatte die Augen zugekniffen und streichelte nur immer das eingewickelte Kind. — „Wenn wir nämlich keinen Mut haben", sagte Matthias, „ist es aus."
„Ich weiß nicht; — sei still", lispelte Marie. Und Matthias schwieg. Aber dann fühlte er, daß er etwas tun mußte. Sie konnten doch nicht hier sitzen bleiben. Alle waren ja beim Dammbruch in Rheindorf . . . Jetzt sah er das eiserne Gestänge des hohen Balancepfluges ganz deutlich. — Er mußte jetzt retten, und er wußte nicht so sicher, ob er wirklich schwimmen konnte. Er hatte es ja noch nie versucht.
Aber er hatte „klar" gesagt; — jetzt mußte er handeln. Was half die Angst, die in der Kehle hämmerte? Nur nicht so lange nachdenken. — „Marie", sagte er, „mach' dich fertig."
„Kannst du denn auch wirklich schwimmen?" flüsterte sie in ihrer Angst.
„Ja", sagte Matthias noch einmal. Er mußte es. — Aber dann kam blitzartig ein klarer Plan. „Ich gehe zuerst ins Wasser", sagte er, „und du kommst nach. Binde unser Kind fest. Richtig fest. Auf dem Rücken . . ." Und schon schob er die Beine über die Bordwand, der Kahn legte sich etwas schief und knarrte in seiner Klemme. — „Wenn ich wirklich nicht schwimmen kann, dann sieht Marie, wie ich untergehe und kommt nicht nach. Vielleicht wird sie dann noch gerettet . . ." Das war das Letzte, was sein junges Knabenhirn dachte. Er ließ sich ins Wasser gleiten, und dann war es mit seinen Gedanken aus.
Denn das Wasser war eiskalt. Es nahm ihm den Atem, seine Hände klammerten sich unbewußt an den Kahn — der nun, um den Knaben leichter, etwas höher aus dem Wasser stieg, weniger Tiefgang hatte und sich ganz gemächlich aus der eisernen Pflugklammer befreite und vom Wind weitergetrieben wurde. Immer dieselbe Richtung: gegen den Deich.
Als Matthias endlich begriff, was da vorging, waren sie schon ein gutes Stück getrieben. Ganz unmerklich. — Mariechen hatte in ihrer Angst noch nichts bemerkt. Sie fragte mit bebenden Lippen: „Müssen wir jetzt nachkommen? Ach Gott — unser Kind erkältet sich!"
„Bleib da!" kommandierte Kapitän Weyerdeelen. „Nimm das Umschlagtuch und ziehe es unter meinen Armen durch. Ich weiß nicht, ob ich mich solange festhalten kann . . ."
„Brauchen wir denn nicht ins Wasser?" fragte Marie mit großen Augen.
„Nein, wir fahren wieder."
„Daß du uns gerettet hast!" sagte Marie dankbar und beugte sich über den Rand und zog das wollene Umschlagtuch unter ihres Mannes Armen her und hielt es fest, mit ihrer ganzen jungen Kraft. — „Wie nah der Deich schon ist", sagte sie.
Und als sie dort waren, sagte Matthias mit klappernden Zähnen: „Ich glaube, in diesem Wasser könnte ich nicht schwimmen . . ."

(Hilla Osswald)



VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G.m.b.H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. IV. Vj. 36 20174. Auflage dieser Nummer 20000. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Der Pflicht-Tanz

OLAF GULBRANSSON 37

Theobald Dinschinger wird der Nichte Lotte seines Chefs feierlich vorgestellt.

Langsam beginnen die beiden zu kreisen, bis sich der so nötige Schwung einstellt.

Warm wird's einem bei solch einem Tanz! Die beiden spüren es merklich.

Der Gewichtsverlust ist unverkennbar. Die Tänzerin nimmt fühlbar ab.

Zur zarten Sylphe ist sie schon geworden! Beseligt spürt es Dinschinger.

Das waren die Formen, die er immer ersehnt hatte, und die Verlobung blieb unvermeidlich!

Terhaj!!!

(Eduard Thöny)



Ladislaus Schwarz, der Führer des Bne Betar, und eine Abordnung der Kämpfer für den großen Jüdischen Staat (Transjordanien!) interviewten den großen Hofrat in Budapest. Ladislaus Schwarz: „Ist es nicht schrecklich, daß, wenn fünfzehn Kommunisten verhaftet werden, vierzehn davon Juden sind?!" — Samuel Stern, der Hofrat, unterbricht ihn: „Sie irren! Wenn fünfzehn Kommunisten verhaftet werden, so sind sechzehn davon Juden. Aber ich leugne es."

München, 31. Januar 1937
42. Jahrgang / Nummer 4

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Nach der Marokko-Krise



„Immer wieder die Nerven, Madame Marianne, immer wieder die Nerven! Jagen Sie doch endlich den russischen Kurpfuscher zum Teufel und ziehen Sie einen richtigen Arzt zu!"

Eifersucht

(R. Kriesch)



Amoretten im Frack

Es ist, wie wenn Tropfen einer Wasserleitung ununterbrochen fallen, oder wie das Auf- und Zuschlagen eines Fensterladens bei Sturm, dieses ewige Gefrage: „Na, was macht der Fasching?" oder „Waren Sie schon auf dem Fasching?" Also man steht endlich auf, macht den Hahn zu, schließt den Fensterladen oder — was wollte ich eigentlich sagen? — geht eines Tages tatsächlich auf den Fasching, um den Fragern eine kräftige Antwort geben zu können. Man will melden: „Toll, kann ich Ihnen sagen — fabelhafte Dekorationen — reizende Mädel" — oder sonst etwas Geschwindeltes.

Halt, hier muß ich mich schlagartig unterbrechen. Da gibt es nämlich Tausende von jungen Burschen und Mädeln, die gehen einfach auf den Fasching, lärmen, kichern, tanzen, amüsieren sich königlich, aber machen keine Konversation daraus: waren Sie schon auf dem Fasching? Also von diesen rede ich nicht, sondern von uns anderen.

Sagte ich nicht ein paar Zeilen weiter oben: „... geht eines Tages tatsächlich auf den Fasching"? Oh, ich leichtfertiger Schwätzer! Oh, ich unverbesserlicher Feuilletonist! Schreibe ich da ein Sätzchen hin, schmettere aufs Papier, was ein Riesenentschluß ist, eine Sache mit Schweifen und Umschweifen, ein dornenvoller Weg mit Entgleisungen, ja oft mit unübersteigbaren Hindernissen. Einen Augenblick, bitte, Sie werden mich gleich verstehen. Ich greife da mitten hinein in die Dornenhecke, die die Götter vor den Fasching gepflanzt haben.

Alles scheint gut zu verlaufen, ich sage schlicht: Am Samstag will ich auf den Bühnenball. Und jetzt geht's los! Anzug? Frack! Siedendheiß läuft mir mein Frack über den Rücken. Jetzt wollen wir mal alle falsche Scham beiseite lassen! Jawohl, wir wissen, daß es wunderbare, moderne Fräcke gibt. Wir kennen die feinen Herren, die in lässiger Haltung ohne den geringsten Ansatz von Bauch, ohne Minderwertigkeitsgefühle aber mit einer Leibeslänge von mindestens 190 cm mit noch schlankeren Damen „plaudern". Wir kennen sie aus den Modejournalen, wo diese Herren, diese Amoretten im Frack, diese Lieblinge einer unnachsichtlich vollerblühten Jugend, diese Traumgestalten eleganter Herrenschneiderei ihr distinguiertes Dasein führen.

Ich weiß aus der einschlägigen Literatur, daß die Frackmode in stetem Wandel begriffen ist, daß sich richtige Modeschöpfer sehr ernsthaft und erfolgreich mit der Länge der Frackschösse beschäftigen und ohne jede Hemmung beschlossen haben, daß sie in diesem Jahr sehr lang getragen werden. Ich weiß, daß die Frackknöpfchen in dauernder Bewegung von vorn nach hinten und umgekehrt sind, wie bei einer Springprozession. Haben Sie eine Ahnung, wieviel Möglichkeiten der Ausschnittformen einer weißen Weste es gibt, einer ganz schlichten weißen Frackweste. Tau - sen - de! Und ich schwöre Ihnen, daß weder Ihre noch meine Weste den strengen modischen Forderungen auch nur annähernd genügt.

Aber was haben wir eigentlich nötig, uns hier mit Modefragen herumzuschlagen? Gehören wir etwa dem Schneiderhandwerk an oder nur zur Fachschaft der Faschingsfestbesucher? Hand aufs Herz, unsere Sorgen sind viel primitiver, naturnäher. Nein, ich werde Sie nicht verraten, lieber Freund, aber ich sage Ihnen auf die Hose zu, daß sie zu eng ist oder zu weit, das sind nur kleine, individuelle Unterschiede, und ich schwöre Ihnen, Sie wie ich merken es erst an dem Tage, an dem wir des abends das Fest besuchen wollen.

Trösten wir uns. Die Zahl der Leute, deren weiße Weste nicht tadellos ist, ist Legion, wir stehen nicht allein da. Wollen wir etwa noch von Lackschuhen reden? Ich sage Ihnen im Vertrauen: Der Weg zum Bühnenball ist mit drückenden Lackschuhen gepflastert, mit Lackschuhen die Sprünge haben, mit Lackschuhen, die spitz sind, wo sie stumpf sein sollten und stumpf da, wo eine Spitze hingehört, mit Lackschuhen, die diesen Titel als Erinnerung an eine glänzende Vergangenheit führen.

Tröstet Euch, meine lieben Brüder, bei dem Herrn nebenan ist es genau so, falls er kein gewohnheitsmäßiger Frackträger ist, der sozusagen das ganze Jahr nicht aus dem reinen Hemd herauskommt.

Also heute abend Bühnenball! Lassen Sie sich von mir noch schnell ins Ohr flüstern: Fürchten Sie nicht den ungetrübten Blick Ihrer dauerhaftesten Freundin; auch sie wird nicht bemerken, sie, die sonst alles sieht, daß Ihre Krawatte nicht mehr ganz jungfräulich ist.

Foitzick

Zarte Winke für einige wertgeschätzte Gönner

Von Ratatöskr

Nämlich die Sache ist die, meine Lieben:

ich fühle mich etwas aufgerieben
oder aufgetrieben (wenn ihr so wollt)
durch die Gunstbezeigungen, die ihr mir zollt —
beziehungsweise: wie ihr sie zollt.

Besuche zum Beispiele sind mitunter
ganz hübsch und halten die Seele munter;
aber sie pflegen zu inkommodieren,
wenn sie zu häufig und länglich passieren.
Man ist ja nicht stets grad zum Plaudern gewillt,
wenn das Läutwerk an der Haustüre schrillt,
weil man, ohne Rente ins Dasein geklebt,
nicht vom Schwatzen bloß und vom Faulenzen lebt,
und pflegt sich daher in manchen Fällen
schwerhörig oder abwesend zu stellen.

... Oder, Freunde, habt ihr etwa gedacht,
daß mein Bleistift alles von selber macht?

Eine liebenswürdige Täuschung — — leider!

Auch versäumte der Fertiger meiner Kleider,
ein sonst höchst ehrengeachteter Mann,
bei den Ärmeln, daß man was 'rausschütteln kann ...

Und nun zum zweiten Punkt, zu den Briefen.
Ich will ihn nur streifen, mich nicht drein vertiefen,
und bin zu Konzessionen erbötig.
Aber sind denn die meisten wirklich so nötig?
Und schloß jemals einer: „Rückantwort verbeten"?

(Interessen der Post hab' ich nicht zu vertreten).

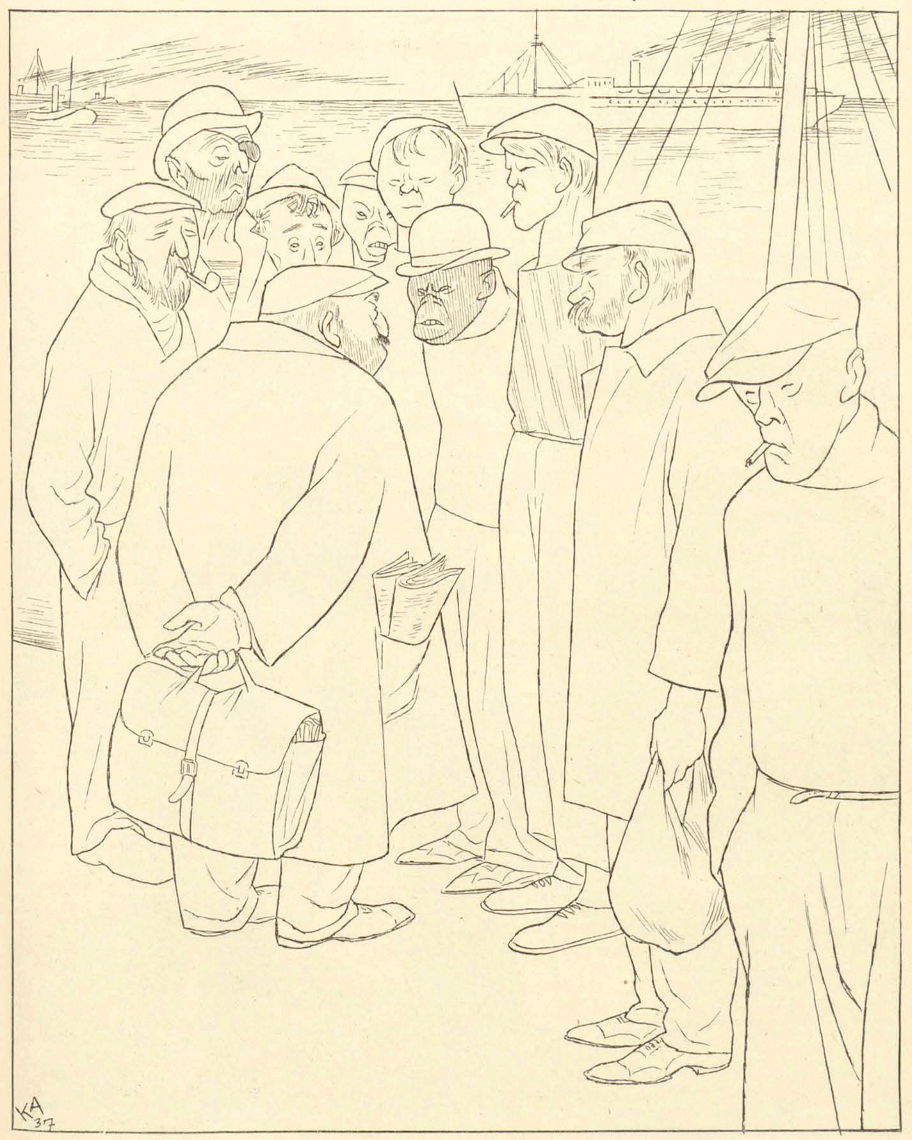
*

Meine Lieben, Verehrten, habt ihr's verstanden?
Oder kam euch beim Lesen die Neigung abhanden
und schimpft ihr mich jetzt einen groben Flegel?

Das täte mir leid ... Doch ist es die Regel.

An der Grenze von Rot-Spanien

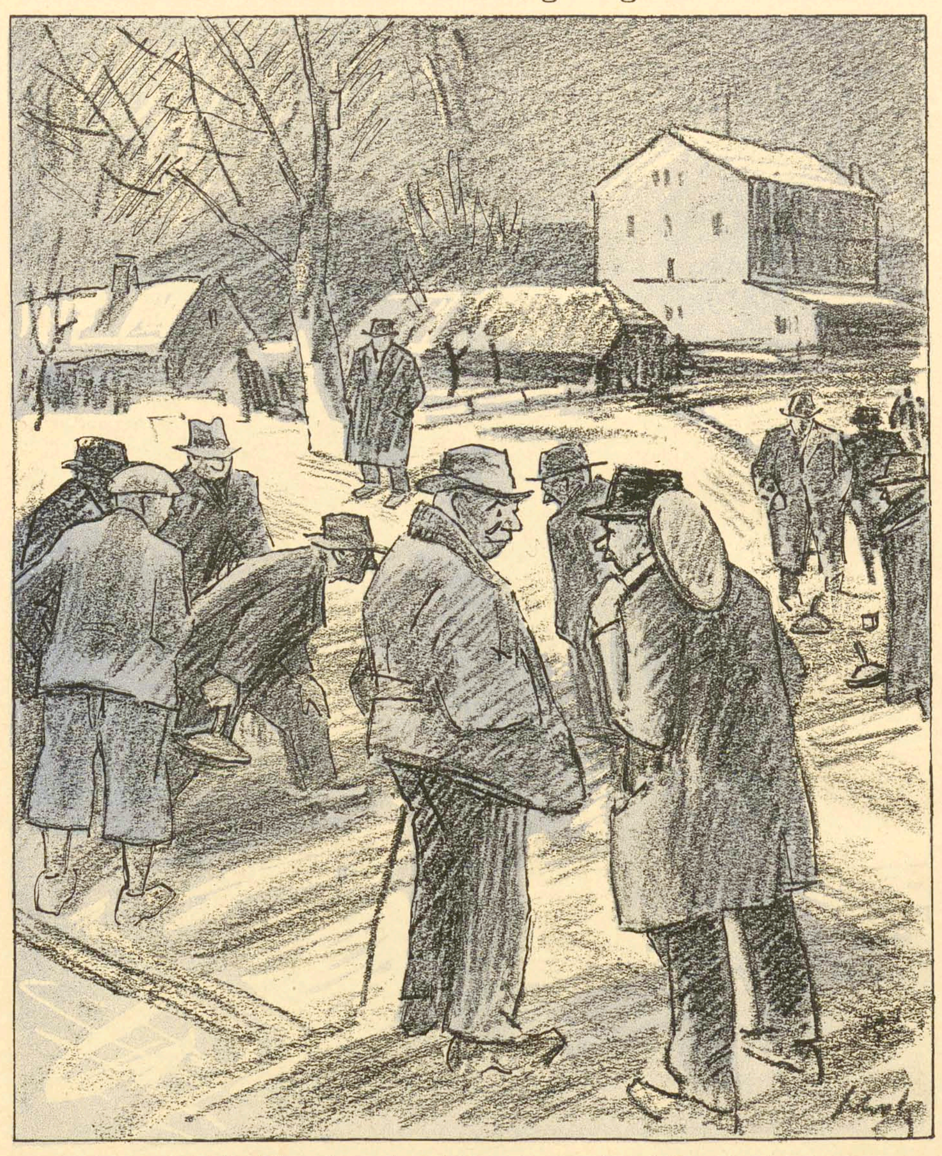
(Karl Arnold)



„Die Sache ist sehr einfach, Messieurs et Gentlemen: die Zentrale der Komintern in Perpignan besorgt euch Einreisevisums — damit seid ihr euerer lästigen Nationalität enthoben und habt die schöne Gelegenheit, für unsere Internationale zu kämpfen."

Der Niedergang

(Wilhelm Schulz)



„I sag, wie's is: Früher, wie's noch um d' Ehr gangen is und um a'n Kranz Knackwürst, da is nach a'm Preisschiaßats g'rauft word'n, und a paar sand in's Krankenhaus kemma; aber heut, mit dem Schport, kimmst d' höchstens noch in d' Zeitung."

J A S U N I

V o n

H a n s B. W a g e n s e i l

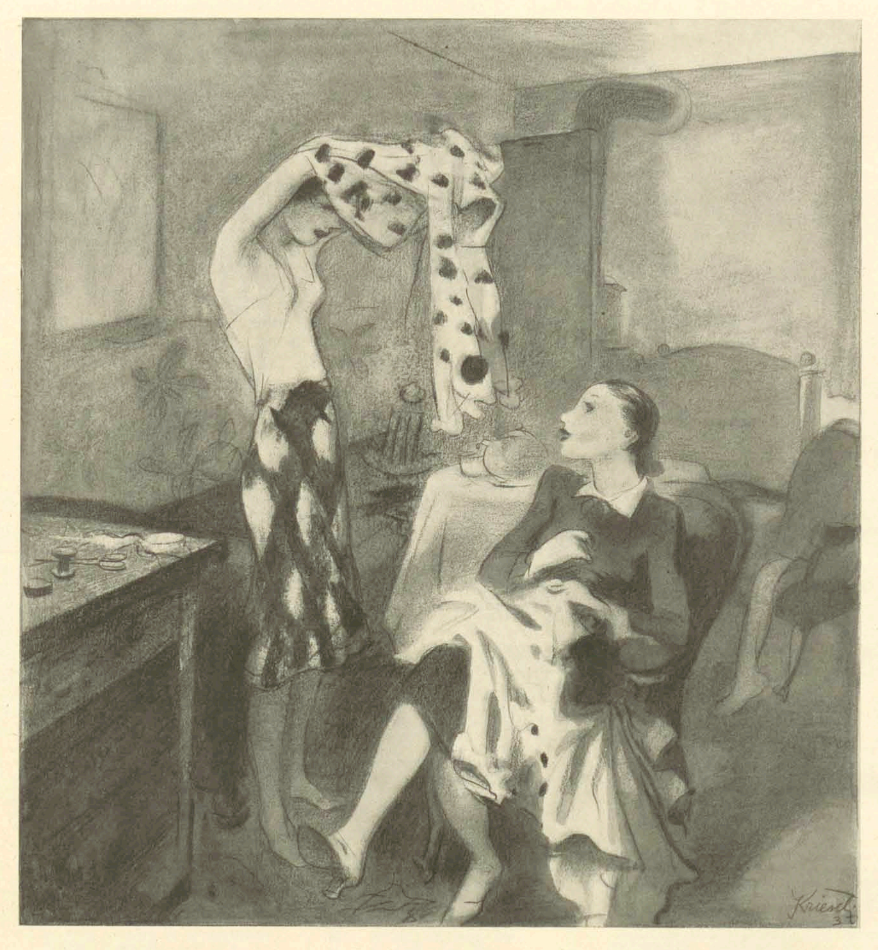
Der Mann, der im Kanu den Paraná hinauffuhr, hatte einen struppig wuchernden Bart. Er glich in nichts mehr jenem anderen, dessen Abbild die argentinischen Polizisten in ihrer Tasche trugen: er hätte getrost haltmachen können. Aber seit er noch in Corrientes sein Widerbild auf einem Zeitungsfetzen gefunden hatte, brach der Wahnsinn des Verfolgtseins aus. Nichts anderes mehr vermochte, daß seine Unrast stillschwieg, als das stete Rauschen des Wassers unter dem Kiel. Zur Vorsicht hatte er die Schlagader des Flusses längst hinter sich gelassen und war in eine der unzähligen Verzweigungen abgebogen, die keine Karte nennt. Ziel? Ziel war Flucht!
Das Gesicht der Landschaft begann sich zu verändern, das Flußbett wurde unabsehbar breit. Alles wurde Trug: mit drahtigem Gras bestandene Inselchen trieben daher und verkeilten die Fahrtrinne, in die das Kanu eben noch eingebogen war. Gegen Mittag des nächsten Tages hatte der Vordringende Mühe, die Fahrtrinne längs des Ufers zu behaupten. Immer häufiger schob sich ein treibendes Eiland dazwischen oder eine Landzunge stieß vor und wies befehlend ins Nichts. Bis sich der Flußlauf unversehens zur Vielfalt einer Drachenzunge teilte und Mann und Kanu in eine reglos verschwingende See ausspie ...
Hier nun begegnete dem Fahrenden Jasuni. Er kam ihm entgegen, den Bug seines Einbaums grell gelb und rot bemalt, das mähnige Haupthaar mit einer Schnur aus Gras zurückgebunden. Erst versuchte der weiße Mann, sich auf Ketschua zu verständigen. Aber Jasuni bewegte nur schnatternd die Lippen und schüttelte den Kopf. Sie fanden sich jedoch sehr bald dahin zurecht: der Indio solle die Führung übernehmen, der andere seiner Kielspur folgen. Der Rote begann mit der Umlastung des Kanus. Sein Gedankengang war einfach: allein zu schwach, wollte er das Beutetier in eine Falle locken, um es in Gemeinschaft mit den Seinigen zu berauben.
Nun kann man es Zufall nennen oder Schickung, fest steht jedenfalls: Jasunis Boot schoß eben durch eine Schnelle, zu der ein quergestürzter Baum das Wasser engte, als seine Ladung ins Rollen geriet. Er taumelte, schlug kopfüber wider einen Ast und sank wie ein Stein. Noch hatte sich das Wasser nicht über ihm geschlossen, als der Bärtige schon eine silberne Blasenspur sich nach in die Tiefe riß. Diese Bereitschaft war nicht allzu brüderlich: vielmehr hatte das kieloben treibende Boot als teuerste Last auch das Gewehr verschüttet!
Erst als der Tauchende es nicht fand, erfaßte er in einer Art von Wut Jasunis wasserwogendes Haar und kippte ihn wie ein Bündel ins Boot. Den Einbaum ans Kanu gekuppelt, ließ er sich bis zur nächsten Sandbank abtriften.
Später, als Jasuni die Augen wieder aufschlug, glutete ihm zur Seite ein Lagerfeuer; zu Häupten loderten die Sterne. In abergläubischer Furcht sprang er auf — zugleich kehrte ihm das Erinnern zurück und sein lächelnder Mund umschmeichelte den Zürnenden. Um seine Ergebenheit zu beweisen, ergriff er dessen Hand und legte sie sich aufs pochende Herz.
Der Bärtige schloß einen Augenblick lang die Augen. Bei diesem Gleichtakt war ihm, als solle endlich die Kette aus Tag und Nacht zerreißen, die ihn an seine Tat band.
Die beiden gesellten sich zum Stamm. Seit jenem Tag, an dem zugleich mit dem Gewehr der Europäergeist versunken war, stand der Bärtige nicht länger mehr anmaßend gerüstet. Vielmehr war er jedem halbwüchsigen Knaben der Indios in allen Anforderungen dieses neuen Lebens unterlegen. Galt es doch seinen Wert anders zu beweisen als durch Gewalt. So hatte er den Einton der Rohrflöte in eine Panflöte abgewandelt. Hatte ein gegiebeltes Haus gebaut, ein Schwertboot gezimmert und einen Herd gemauert. Schon nach einem Jahr verstand er den Fisch mit dem Pfeil zu schießen und den Brüllaffen so mit dem Blasrohr anzugehen, daß er sich, verendend, nicht mit dem Greifschwanz verhängte; sonst mußte Mayo hochklettern bis unter den Wipfel, um ihn zu lösen. Mayo war sein Schwager und zwölf Jahre alt. Nicht anders als Pfeil, Bogen, Boot und Fischgerät war als Frau auch Itaka in sein Haus gekommen: ein Ding, das zum Stande eines Mannes gehört. Wohl verstand sie kaum das Geringste von dem, was an beschwörenden Worten aus seiner Brust brach. Oft hatte sie ganz einfach Angst. Aber allmählich wurde zwischen ihnen jenes schöne und überaus einfältige Verhältnis wahr: sie begann, an ihn zu glauben.
So gehörte der Bärtige seit Jahren zum Stamm. Bis jener Tag kam, an dem das ständige Dröhnen des Tam-Tam den Stamm zum Palawer zusammenrief. Alle Männer waren versammelt. Wider allen Brauch führte aber Mayo das Wort. Hatte er doch auf dem Flußlauf ein Boot gesichtet, das ohne Ruder noch Arm schneller schwamm als ein Fisch. Bei dieser märchenhaften Erzählung suchte Jasuni ungläubig des Bärtigen Blick — als dieser aber ernst blieb, befahl er Mayo fortzufahren. „Es wohnen Männer darin" — malte Mayo mit den Händen weiter — „deren Haut ist wie die meines Schwagers. Einige haben blitzende Kleider an, komische Speere in der Hand und bewachen große Kisten." Als das Wort von den großen Kisten fiel, wurden Jasunis Augen schmal. Sein Rat lautete, sich Binsenbüschel um den Kopf zu binden, so den Fluß hinunterzuschwimmen und die Männer in den blitzenden Kleidern zu überfallen. Man kam so überein. Indes die Männer nach den Hütten eilten, blieb der Bärtige wie angewurzelt stehen. Ein Gedanke hatte sich als böse Versuchung in sein Hirn eingenistet: Wenn er die Weißen rechtzeitig warnte, so wurde seine Tat amnestiert und ihm die Möglichkeit zur Rückkehr geboten. Wie aber sein Blick den träge rollenden Fluß umfaßte, die beiden grünen Mauern der Dschungel und drüben die Hütten ... darunter seine eigene, aus deren Gestänge Rauch wirbelte ... da war auch diese neue Welt nicht ohne Macht. Aber es entschied die Stimme des Bluts: er würde die Weißen warnen.
An zwei in der Sonne sirrenden Drahtseilen lag das Motorboot in einer Flußbucht vertäut. Ein zerlumpter Milizsoldat, der wachehaltend an der Brüstung lehnte, hätte beinahe sein Gewehr fallen lassen, als ihn aus den Büschen tretend ein Eingeborener in flüssigstem Spanisch anrief. Der Mann, den er nun an Bord führte, hatte einen Affenbalg um die Lenden, seine Ohrläppchen waren mit gebleichten Vogelknochen durchbohrt — und doch war er ein Weißer!
Die Bemannung bestand aus einem Häuflein Milizsoldaten, das von einem Offizier befehligt wurde.


(Fr. Bilek)

Sie waren einem Mann mit weißem Bart und Brille beigegeben: einem Forscher, der im Auftrag einer fremden Regierung sein Wesen trieb.
Der Bärtige ließ den Aufruhr nicht erst verebben: er sprudelte beredten Bericht von der abgewandten Gefahr des Überfalls. Warf behend einen Stein auf die Unachtsamkeit der Bewachung und ließ gleichsam absichtslos einfließen, wie er dem Forscher von unschätzbaren Diensten sein und vielleicht manche einheimische Pflanzenart weisen könne, die anders seinem Auge entginge.
Endlich wagte er nach Art derer, hinter denen das Leere steht, alles: er nannte seinen Namen, entlarvte seine Tat und gab sich preis!
Der Greis, der noch das Messer an der Kehle spüren mochte, sah daraufhin den Offizier an: Er empfand Mitleid mit diesem Menschen. Der Offizier verbeugte sich: „Wenn Exzellenza daran gelegen ist? Es wird sich machen lassen. Die Regierung ist jung und macht sich gern beliebt. Auch, scheint es mir, hat dieser Mensch gebüßt!"
Das Spiel war gewonnen. Der Bärtige wollte sich eben beurlauben — in Wahrheit, um den Stamm zu warnen — als mitten in die Unterhandlungen der erste Pfeil schwirrte. Ein Schuß fiel. Der Zusammenprall hatte stattgefunden. Schon war das Scharmützel entschieden. Doch hatte einzig Jasuni den Augenblick zur Flucht entweder versäumt oder verschmäht: abgedrängt von den Seinen stand er drüben am Waldrand, den Rücken wider einen Gummibaum geschirmt, und zwei Soldaten mühten sich darum, ihn auf ihre Gewehre zu spießen. Er aber machte dies Vorhaben zunichte: sein Gesicht, blau und kalkweiß tautauiert, war verzerrt zu einer Maske der Wut. Vom nickenden Schilf hoch behelmt, ließ er den Speer in so schwirrendem Flug um seine Achse kreisen, daß er ihn deckte wie ein Schild. Als er jetzt den Bärtigen, Pfeil und Bogen in Händen, aus dem Dickicht treten und mit erhobenen Händen auf sich zueilen sah, brach ein Schrei von so ungezähmter Wildheit aus seiner Kehle, daß seine Angreifer unwillkürlich zurückwichen: Mörderischen Triumph im Blick, rief er dem Waffengefährten zu, zu schießen! An seinem unschlüssigen Zögern erriet Jasuni alles. Sein Auge trieb schrecklich aus der Höhle — und krachend warf er sich vornüber dem nächststehenden Soldaten ins Eisen.
Man zählte nur diesen einen Toten. Wohl aber hatte man eine Reihe Gefangener eingebracht. Sie wurden an Bäume oder Pflöcke gebunden, um dort der Entscheidung zu harren. Als es sich zeigte, daß dabei auch Mayo aufgegriffen worden war, ging der Bärtige und bat um seinen Kopf.
„Es soll fein säuberlich verfahren werden mit dem Knaben", beschied ihn der Offizier, dem es jetzt genug schien der Bitten. „Mögen sie ihn denn morgen abknüpfen ...", ließ er sich dann herbei. „Für heute soll es so bleiben!"
Aber am nächsten Morgen war auch Mayo tot. Halbzerbissen stak noch eine Frucht zwischen seinen starr geschlossenen Zähnen: sie glich einem seltsamen, wachsgelben, weichschaligen Apfel. Mit den Gewohnheiten der Eingeborenen vertraut, hob dem Toten einer der Soldaten das Augenlid hoch und stellte fest, daß er vergiftet worden war. „Man hat es ihm gebracht!", stampfte der Offizier zornig mit dem Fuß und ließ die Wache hart an.
Jetzt lag über dem nächtlichen Blachfeld Ruhe. Die Zelte waren aufgeschlagen worden; in einem von ihnen, ein wenig von den anderen beiseite gerückt, lag der Bärtige. Man hatte Abstand geschaffen. Auch entfernte sich der gleichtaktige Schritt der Wache nie allzu weit: das schmeckte ein wenig nach Mißtrauen und nach Haft.
Es mochte Mitternacht sein, als das dreieckige Tuch des Zelteingangs katzenleise beiseite geschoben wurde und auf den Boden geduckt wie eine Pantherin eine schattenhafte Gestalt ins Zeltinnere glitt. Es war Itaka. Die Lippen an des Bärtigen Ohr, überstürzten ihn ihre Bestürmungen. Er aber, in tiefwurzelnder Befangenheit, ließ nur die Hand pausenlos über ihren Arm streicheln. Jetzt glaubte Itaka zu erraten, seine Verdüsterung habe einen tieferen Grund, dessen Einsicht ihr fehle. Da gestand er ihr mit einem schiefen Lächeln: der weiße Mann besitze über ihn einen zwingenden Zauber. So sei er hilflos und unverbrüchlich an ihn gebunden und jeder Möglichkeit zur Flucht die Ferse durchgehackt.
Die Stirn auf die Knie gelegt, in einer uralten indianischen Gebärde der Anbetung, bereitete Itaka ihren Sinn aufs Unausweichliche. Murmelnd be-

Vorbereitungen

(R. Kriesch)



„Das Faschingskostüm ist mir ein bisserl eng 'worden seit vorigem Jahr. Meinst, dass' geht?" — „Ich glaub', an manchen Stellen wird's dich heuer sogar besser kleiden!"

gann sie sich kraft der eigenen Stimme zu entrücken. Endlich stahl ihre Hand sich in den Brustlatz: Überzeugend malten leiser Aufschrei und Mienenspiel Erstaunen, als habe sie auf zauberische Weise dort gefunden, was sie in Wahrheit mitgebracht hatte und nun in der Hand hielt: eine Frucht, dünnschalig, von einem satten Gelb. Nicht unähnlich einem Apfel ...

Der Lebensnerv des Bärtigen warnte ihn. Untrüglich wußte er: davon hat auch Mayo gegessen! Zu spät erkannte er, daß er die Vorstellungswelt der Indianerin allzu geschickt umstellt hatte: für ihren einfachen Sinn war er ein verlorener Mensch, nicht mehr durch leibliche Flucht zu retten! Ein Spielzeug seiner Feinde, erlöste ihn nur die Wandlung in die Daseinsform einer anderen Welt.

Frech und ruchlos das Gespinst zerreißen! — war seine erste Eingebung. Dann riet ein feiger Wurm in seinem Hirn, sich mit einem Kniff oder Fälscherstückchen zu entwinden ...

Als er aber in Itakas Antlitz sah, da wußte er: soviel Unbedingtheit des Glaubens wurde nicht straflos enttäuscht. Eine empörte Welt müsse zusammenstürzen, wenn er den Frevel wagte.

Sinnverwirrender dröhnte von draußen das tausendstimmige Geschmetter der Ochsenfrösche. Eine Macht, schon nicht mehr deutbar, ließ plötzlich das geheimnisvolle Tun glaubwürdig erscheinen: die Frucht sei wirklich aus unirdischer Hand empfangen. Gott bediente sich Itakas nur als einer Mittlerin, und in seltsamer Verzauberung nahm der Bärtige an und aß auch davon; ganz wie der Stammvater der Menschen.

Die Hausangestellte sagt dem Abenteuer ab

Von Anton Schnack

> **Hausangestellte**
>
> Vielleicht findet sich auf diesem Wege ein ordentlicher Herr, der auch noch ein gutes Familienleben liebt. Bin Anfang 30er Jahre, besitze ein paar tausend Mark Erspartes sowie Wäscheausstattung. Witwer mit Wohnung bevorzugt. Trinker und Abenteurer ausgeschlossen. Offerten unter Z 1788

Vor Jahren ging sie mit einem Herrn: er trug Gamaschen über den Schuh'n,
Sein Taschentuch roch immer (was sie erzittern machte) nach einem scharfen Parfüm.
Auch sonst, wenn er von Baronen und Bankiers sprach, pflegte er großzutun.
Gleich bei der ersten Begegnung zeigte er viel herrisches Ungestüm.

Er hatte Augen wie schwarzer, glänzender Lack,
Die er durchdringend und glühend machen konnte.
Und er nannte sich (sie hielt es für brasilianisch) Jack.
Jack! (das war scharf wie Stahl), dann kam der weiche Name Delmonte.

„Jeder Mann müsse bestrebt sein, die wahre Liebe zu finden",
Sprach er zu ihr, indem er in den Wäldern bei Passau mit Brigitte spazierenging.
Und er schnitzte ein Herz um die Buchstaben B. – J. in eine der Kastanienrinden.
„Ich habe die wahre Liebe gefunden", wobei er die Zitternde samtweich umfing.

Er erzählte dazu von der riesigen Hazienda, die ihm gehörte;
Aber der Geliebte seiner Mutter hätte ihn verjagt („Verrecke, Brigant!")
Worauf Brigitte sich ehrlich und rotköpfig empörte.
Und sie streichelte den Haarpelz von Jacks sehniger Raubtierhand.

Wenn er „Hazienda" sagte, erhob sich etwas Glühendes, Sonnvergoldetes, Fremdes
Und es kam eine Stimmung über sie wie in Mondnächten oder an Meeren.
Und Jack bekam für Brigitte etwas Wildes und Ungehemmtes,
Und sie widerstand nicht länger seinem zwingenden Liebesbegehren.

Wunderbare Dinge hat er ihr vorgelogen:
Er stecke voller Geheimnisse; denn er sei ein wichtiger Staatskurier.
Doch fühle er sich zu Brigitte in schicksalhafter und sklavischer Liebe hingezogen.
Deswegen würde er von einer Spionin verfolgt. — Aber er bleibe hier.

Fremde Mächte hätten von seinem Gelde erfahren
Und sein Depot bei der Überseebank versiegelt.
Und Brigitte könnte ihn vor großem Schaden bewahren,
Wenn sie ihm 1000 Mark leihe. Und sie glaubte ihm, was er ihr vorgespiegelt.

Und sie gab ihm, was sie in Wochen und Jahren sparte,
Er aber quittierte es mit einer Nacht voll Liebe und Schwur.
Dann holte er sich wegen des Depots eine Eisenbahnkarte.
Und sie hörte nie mehr von ihm und sie wußte auch keine Spur.

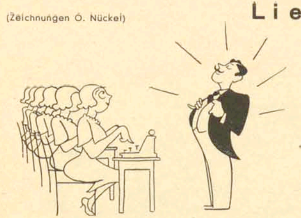
Noch lange war sein Parfüm in ihren Kleidern geblieben,
Sein Bild aber zerriß sie, und es verbrannte im Herd.
Und sie wollte nichts mehr wissen von Schwüren und Lieben,
Und selbst der Briefträger des Morgens und der Verkäufer von neben waren ihr nichts mehr wert.
Aber die Liebe ist ein schwelendes, schmerzliches Feuer.
Und sie flackert hier auf, die einmal wie Sturmwind raste und schrie.
Doch nicht mehr als das große, bezaubernde Parfümabenteuer,
Sondern nur noch als bescheidene, ordentliche, solide Herzenselegie.

Ein endloses Märchen / Von Rolf Mayr

Es war einmal ein bitterkalter Winter. Da kam ein armer Mann in eine große Stadt. Während er durch die Straßen ging, fand er auf der Straße eine Nadel. Er bückte sich, hob die Nadel auf, steckte sie hinter die Rockklappe und schlurfte in seinen zerrissenen Schuhen weiter.
(Zwischenruf des Lesers: Das ist ja eine uralte Geschichte! Jedermann kennt sie: Aus dem Fenster guckt ein reicher Mann, sieht den, der die Nadel gefunden hat, ruft ihn herein, weil ihm der Sparsinn des armen Mannes gefällt, stellt ihn in seiner Firma an, und allmählich arbeitet sich der Bettler zum Millionär empor!)
Doch diesmal lautet die Geschichte anders; denn niemand hat den armen Mann gesehen, als er die Nadel aufhob und hinter die Rockklappe steckte und in seinen zerrissenen Schuhen weiterschlurfte. Alsbald trat er in einen Laden, legte die Nadel vor, bekam viel Geld dafür, gründete ein Geschäft und wurde bald Millionär. Die besagte Nadel war nämlich diesmal keine gewöhnliche Stecknadel, sondern eine mit wertvollen Diamanten besetzte Krawattennadel.
(Zwischenruf des Lesers: Ach so! Aber was der Mann da beging, war immerhin eine sehr bedenkliche Fundunterschlagung und infolgedessen ist das Märchen für die Kinderstube ungeeignet.)
Doch gemach! In diesem Fall verlegen wir die Geschichte einfach nach Amerika; denn alle Völker pflegen Sitten, die ihnen nicht gefallen, stets ins Ausland zu verlegen, weil man dann besser darüber lachen oder sich mit Wohlbehagen entrüsten kann. So auch wir. Außerdem geht die Geschichte ja noch weiter, nämlich endlos, wie wir ja schon im Titel versprochen haben:
Nachdem der arme Mann Millionär geworden war, entsann er sich seines Fundes und suchte in allen Läden der Stadt nach der Nadel, die seinen Reichtum begründet hatte. Wirklich fand er sie, und nun setzte er in alle Zeitungen Anzeigen, daß er vor Jahren in der und der Straße eine kostbare Nadel gefunden hätte und bat den Verlierer, sie bei ihm abzuholen. Damit wäre also die bisher gefährdete Moral der Geschichte wieder einmal gerettet.
Auf die Anzeige meldeten sich eine Menge Leute, die angeblich Brillantnadeln verloren hatten. Doch niemand konnte die gefundene Nadel richtig beschreiben und so mußte der reumütige Millionär das Schmuckstück behalten.
Die Sache schien sich schon im Sand zu verlaufen, als sich eines Tages ein Bettler einstellte. Er holte aus der Tasche ein zerknittertes Zeitungsblatt und erzählte: Vor etlichen Jahren sei er noch ein reicher Mann gewesen. Nun sei er arm. Sein ganzes Vermögen hätte er an einem einzigen schwarzen Freitag verloren. Seitdem pflegte er nachts auf Plätzen und unter Brücken zu schlafen. Vorher wickle er sich in Zeitungspapier ein, das er aus Abfallkörben herauskrame. Ehe er aufstehe, um in der Wohlfahrtsküche sein Morgensüppchen zu holen, pflege er die Zeitungen zu lesen, worein er sich gewickelt hätte. Neulich wäre ihm nun die Anzeige des Millionärs aufgefallen. Er hätte sich der Nadel erinnert, die er seinerzeit verloren, aber nie vermißt habe, so wenig sei ihm damals an dergleichen Plunder gelegen.
Hierauf gab er eine Beschreibung der Nadel. Die Beschreibung stimmte, und so erhielt er gerade im Augenblick der höchsten Not einen Teil seines vorigen Überflusses zurück.
Der damalige Finder und heutige Millionär ließ es sich natürlich nicht nehmen, nun auch seine Geschichte zu beichten und, als er damit fertig war, dem Bettler seine Freundschaft anzubieten. Der Bettler schlug ein, wollte aber weder ein Frühstück noch sonst irgendein Geschenk annehmen, sondern steckte die wiedergefundene Nadel hinter die Rockklappe, da er keinen Schlips um den Hals trug, und entfernte sich nach dem Sprichwort: Das Huhn gackert, wenn es ein Ei legt; der kluge Mann handelt und schweigt.
Alsbald betrat er einen Laden, legte die Nadel vor, bekam Geld dafür, gründete ein Geschäft und arbeitete sich bald wieder zum Millionär empor. Vorher hatte er dem Schmuckhändler gesagt, er solle die Nadel solange wie möglich behalten; denn binnen kurzem werde er ihm den doppelten Preis dafür zahlen. Das geschah denn auch. Aus Dankbarkeit suchte er seinen ehemaligen Retter auf und schenkte ihm die kostbare Wundernadel zur Erinnerung.
Das geschah gerade zur rechten Zeit; denn diesmal war zur Abwechslung der ehemalige Nadelfinder von einem schwarzen Freitag betroffen worden und hatte sein ganzes sauer erarbeitetes Vermögen eingebüßt. Wer beschreibt seine Freude, als er die rettende Nadel abermals in Händen hielt? (Ich nicht; denn ich bin für knappe, schwulstlose Erzählung!) Natürlich verkaufte er sie abermals, um abermals Millionär zu werden etc.
Nutzanwendung: Dieses endlose Märchen eignet sich vorzüglich für Kinder, die des Zuhörens nie überdrüssig werden. Sollten sie indes rascher als vorhergesehen die Lust daran verlieren, so läßt sich das Märchen sehr schön mit dem alten Satz beschließen: Und wenn sie noch nicht gestorben sind, so tauschen sie heute noch nach jedem schwarzen Freitag (der freilich immer nur einen Millionär treffen darf!) die Wundernadel aus.
Sehr hübsch macht es sich auch, wenn der eine oder der andere Millionär, nämlich derjenige, der gerade die Wundernadel hat, ehe er stirbt, seinen ältesten Sohn ans Bett ruft, ihm das endlose Märchen erzählt und auferlegt, die Nadel in Ehren zu halten für den Fall, daß es einmal dem Sohn seines Gegenspielers schlecht geht. Sind Ihre Kinder bei den Söhnen noch nicht ungeduldig geworden, so kann man die Geschichte bis zu den Enkeln, bei hartnäckigen Zuhörern sogar bis zu den Urenkeln fortsetzen und ihnen nebenbei klar machen, was ein Perpetuum mobile ist.
Sollte indes eins Ihrer Kinder gelegentlich einer Atempause sagen: „Aber, Vati, wer hat dir denn diesen Riesenbären aufgebunden?", und dazu noch bemerken, daß es mit der bisher in so reichem Maße gewährten kindlichen Nachsicht ein für alle Male vorbei sei, dann dürfen Sie mit einer gewissen Sicherheit annehmen, daß Ihr Herr Sohn bzw. Ihr Fräulein Tochter nunmehr aus dem Märchenalter herausgewachsen und dazu reif ist, sich die modernen Illustrationen zu unserem schönen, endlosen Märchen im Kino anzusehen.

(Zeichnungen O. Nückel)

Lieber Simplicissimus



Die Freundin wundert sich, daß Alma in ihrer Ehe nicht so recht glücklich ist. Ihr Gatte habe doch so etwas prachtvoll Männliches an sich und dazu geselle sich ein sehr wünschenswerter Ordnungssinn, der sich sicher bei seiner Bürotätigkeit sehr vorteilhaft auswirke. Es müsse für die ihm untergebenen Fräuleins ein Vergnügen sein, mit ihm zu arbeiten.
„Das stimmt alles", seufzte Alma, „aber während er sich auf dem Büro nebenbei auch von der männlichen Seite zeigt, beschränkt er sich daheim immer mehr bloß auf die bürokratische."

*

Ewald und Kurt hatten sich so ziemlich zur selben Zeit weiblichen Anhang beigelegt. Ewald war mit seiner Dulzinea offensichtlich sehr zufrieden. Kurt dagegen konnte nach verhältnismäßig kurzer Zeit seine Enttäuschung nicht mehr verheimlichen. „Weißt du", brummelte er verdrossen, „ich mag auf unseren abendlichen Spaziergängen ein Thema anschneiden was ich für eines will, nach ein paar matten Sätzen verstummt das Frauenzimmer. Das ist doch auf die Dauer zu langweilig."
„Wieso langweilig?", fragte Ewald erstaunt. „Wenn meine verstummt, wird's allemal erst interessant."

Malchen ging schon annähernd drei Jahre mit ihrem Kurt und er sprach immer noch nicht von der Heirat. Die Freundinnen fingen schon an zu tuscheln. Um ihnen den Wind aus den Segeln zu nehmen, prahlte Malchen bei ihrer Busenfreundin Paula, wie oft ihr Kurt seine unwandelbare Liebe versichere. „Er sagt immer und immer wieder, daß er mich zum Fressen gern habe."
„Ah, deswegen kommt er fast jeden zweiten Tag zu euch zum Abendbrot!", bemerkte Paula honigsüß.

*

Der ziemlich robuste Fröschle ging mit seiner wohlbeleibten Gemahlin auf die Faschingsveranstaltung der Konkordia, die in sämtlichen Sälen stattfand. Was es Fröschle ermöglichte, immer wieder auf Augenblicke seiner besseren Hälfte zu entwischen. Einmal blieb er ziemlich lange aus. Er hatte sich nämlich in einer Nische einer Odaliske zu widmen, welche sich eifrig das gespendete Getränk einverleibte und sich dabei seiner Handgreiflichkeiten zu erwehren suchte. „Hören Sie mal", sagte sie im Verlauf des Zusammenseins bei einem seiner Späße, „Sie scheinen mir eine ziemlich massive Erotik zu besitzen!" „Das stimmt", nickte Fröschle, „sie wiegt rund 245 Pfund; aber woher kennen Sie meine Frau?"

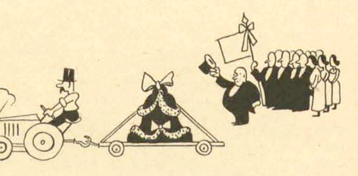
*

Als die beiden Brüderchen morgens sich für die Schule richteten, trat der Vater mit gewichtiger Miene aus dem Schlafzimmer und sprach: „Freut euch, Kinder, heute nacht hat euch der Storch ein Schwesterchen gebracht." Sie freuten sich. Aber auf dem Schulweg meinte der jüngere zum älteren: „Glaubt er denn immer noch daran? Eigentlich hätte er doch schon bei dir dahinter kommen müssen!"

Der alte Ungerer hatte nochmal geheiratet. Mit kühnem Mut; denn die Frau war etwa zwanzig Jahre jünger. Er hatte dieserhalb allerhand Anspielungen über sich ergehen zu lassen, aber er meinte stets treuherzig, mit einigermaßen gutem Willen lasse sich die Situation schon meistern.
„Na", erwiderte ihm da eines Tages ein Bekannter augenzwinkernd, „dar gute Wille macht auch nicht alles; es hapert auch manchmal mit dem Können."
„Ganz recht", gab da der Ungerer zurück, „ich hab's bereits zur Genüge erfahren: sie gibt sich alle Müh', aber es ist einfach nichts mit ihrer Kocherei!"

*

In einer kleinen bayerischen Stadt hatte man für die Kirche ein neues Geläute bestellt. Kurz vor Eintreffen der Glocken trat der Kirchenausschuß zu einer Sitzung zusammen, in der der Vorsitzende bekanntgab, daß der Preis für die Glocken höher käme als veranschlagt, da auch die Kosten für die Montage dazukämen. Die Mitglieder des Ausschusses schwiegen betreten, nur Herr U., ein ganz besonders Schlauer, meinte: „Nix darf teuerer wer'n. Die Montasch' ham mir net bestellt; die wird wieder z'rückg'schickt!"





Die Weisheit des Puranika

Eine indische Anekdote von Heinz Scharpf

Über den Wassern des heiligen Flusses schien der Mond der Gewährung, die Lotosblumen dufteten, die Reisfelder leuchteten und die Frösche quakten ohne Atempause ihre Liebesgebete zum Himmel.

Langsam schritt eine Frau das Ufer entlang, dessen feiner Sand wie Schnee unter ihren Füßen stiebte. Ihre Hüften wiegten sich wie der Sagostrauch im Wind, ihre Augen blickten tief und sanft gleich der einer Hindukuh, die still und weltabgewandt sich in der Nachtkühle ergeht. So wandelte sie dahin, Glühkäfer schwirrten vor ihr her, während sie draußen auf dem Fluß gespensterhaft ihr Schatten begleitete, der wie ein silbern gewirkter Mantel auf den glitzernden Wellen schwamm.

Plötzlich stand sie vor dem Erhabenen. Vor dem großen Puranika, dem Verkünder der heiligen Bücher, der Tag und Nacht seit Jahrtausenden an den Quellen der Weisheit schöpfte. Er wechselte im Laufe der Zeiten nur sein äußeres Gewand, aber sein Wissen wuchs mit jeder neuen Inkarnation bis zu den Sternen.

Die Frau verneigte sich ehrfurchtsvoll vor dem Verkünder der Purana und sprach kein Wort. Nicht jedem Sterblichen wird solches Wunder zuteil, ein schweigsames Weib vor sich zu sehen, dem eine brennende Frage auf der Zunge liegt. Der Puranika genoß es mit Muße.

„Was führt dich zu mir?", fragte er endlich.

„Erhabener", sagte die Frau, „meine Ehe ist ein dürrer Baum, in dem die Erinnerung an die Liebe ein kärgliches Dasein fristet. Mein Mann begehrt mich nicht mehr, sein Sinn steht nach anderen Frauen."

Der Verehrungswürdige sann nicht lange, er war schon des öfteren in der Lage, solche Klagen entgegennehmen zu können und weise darauf antworten zu müssen.

„Wischiwaschi", sprach er, „wischiwaschi, in den Büchern des Sanskrit steht geschrieben: Weib, so dein Mann eine andere Frau begehrt, führe sie ihm zu. Dann wird er am ehesten zu dir heimfinden. Gehe hin und tue also."

Die Frau, die sich über den tiefen Sinn dieser Worte weiter keine Gedanken machte, verneigte sich demütig und trat gottergeben den Heimweg an. —

Als der Mond wieder über den Wassern des heiligen Flusses in voller Scheibe heraufkam und das Volk zu Ehren Krischnas Kränze von duftenden Blüten im Haar trug, trat sie abermals sanft und schicksalsergeben vor den Verehrungswürdigen.

„Erhabener", brach sie diesmal — Wunder sind immer einmalig — von selbst das Schweigen, „die Schatten meiner Ehe haben sich verlängert. Mein Los ist es weiterhin, unterm Mangobaum zu sitzen und auf meinen Gatten zu warten."

„Hast du nach der Weisheit der heiligen Bücher gehandelt?", forschte der Vollendete. „So dein Mann eine andere begehrt, führe sie ihm zu!"

Die Frau nickte.

„Und?", fragte der Puranika singenden Tonfalls.

Die Stimme der Frau klang müde. „Ich versuchte es, aber ohne Erfolg. Sie alle sagten das Gleiche: sie wollen mit dem Ekel nichts zu tun haben."

Da sah der Erhabene betroffen einen Augenblick auf seine Bauchgegend herab, dann ging er, um in den Büchern der Weisheit nachzuschlagen, wie dieser Fall zu lösen war.

Darin blättert er heute noch . . .

*

Taxiert

Unser Freund Max legt Wert auf harmonische Kleidung.

Schlips, Strümpfe, Taschentuch — alles muß bei ihm aufeinander abgestimmt sein. Dann freut er sich.

Neulich betrat er ein Hutgeschäft und sagte: „Ich möchte einen Hut, der zu meinem Kopf paßt."

Die Verkäuferin warf ihm einen Blick zu und erklärte kurz und bündig: „Also einen weichen."

Kein großer Schaden

Eine junge Frau hat auf der Hochzeitsreise ihre zum Teil recht kostbaren Ringe verlegt oder verloren. Aufgeregt beichtet sie ihrem ärgerlichen Gatten den Verlust, um dann alles noch einmal abzusuchen. Und sie findet, da sie sie beim Waschen abgetan hat, dieselben endlich auch im Waschraum wieder, bis — auf den Trauring. Froh der wiedergefundenen Kostbarkeiten kommt sie freudig erregt zu ihrem Gatten zurück, der sie erwartungsvoll mit einem fragenden „Nun? . . ." empfängt, worauf sie ihm strahlend entgegensprudelt: „Gott sei Dank, sie sind da! Bloß der Trauring ist weg."

Das große Ereignis

Von Alfred Thieme



(F. W. Richter)

Heute ist Sonnabend und es ist Feierabend. Ich bin auf die Station gegangen, weil ich noch einen Brief erhoffe, der mit dem Zug kommen kann. Was sage ich: Zug! Diese Bezeichnung ist eine prahlerische Übertreibung. Es kommt nur ein Triebwagen, und wenn er da ist, dann steigen höchstens zwei oder drei Leute heraus, der Postmeister langt nach der Post und dann ist es wieder wie vorher. Die Leute, die an den Zug gekommen sind, gehen wieder nach Hause, und es ist schon so, daß sie nicht zur Station gekommen waren, weil sie etwas Bestimmtes vorhatten; sondern weil sie den einen oder anderen treffen wollten, weil sie eine Neuigkeit hören und ein paar Worte reden konnten. In der Woche wird hart gearbeitet und da kommt man nicht dazu.

Ich sitze in der Bretterbude auf der Holzbank. Neben mir sitzt der Knecht Per und neben ihm die Magd Görel, und dann ist auch der Gunnar da und die Inga und noch einige andere Leute. Die Männer rauchen billigen Tabak und haben schon die kleine Bude vollgequalmt. Die Frauen sitzen still und stricken. Sie schweigen alle, aber es ist so, als wenn gleich etwas unerhört Neues gesagt werden wird. Aber die meisten wissen noch nichts davon und die Leute sind gespannt. Ich bin auch neugierig und sehe mich um. Der Versuch, in den Gesichtern der Menschen zu lesen, mißlingt; denn alle zeigen bewußt eine Gleichgültigkeit, hinter der sich die stärkste Neugierde verborgen hält. Alles atmet erleichtert auf, als endlich der Knecht Per, der neben mir sitzt, die Pfeife aus dem Mund nimmt und sich mit seiner groben Hand über den Kopf fährt. Er wendet sich zu Görel und fragt ganz langsam, und jedes Wort fällt wie ein Stein in die Stille: „Kennst du den Knecht Klas?"

„Den von Tredshörn oder den von Heda ...?"

Per zieht wieder Rauch aus seiner Pfeife, wartet eine Weile, bis er den Augenblick für gekommen hält, um zu antworten:

„Den Knecht Klas von Heda meine ich ...!"

„Ah ... so ... den Knecht Klas von Heda meinst du ..."

Wieder entsteht eine lange Pause, in der alle an den Knecht Klas von Heda denken. Per schweigt beharrlich, bis endlich das Mädchen Brytta die Ungeduld nicht mehr meistern kann und fragt:

„Ja, Per ... und was ist denn mit dem Knecht Klas?"

„Er ist in die Stadt gefahren ...!"

„Ai ... ai ... er ist in die Stadt gefahren, der Klas", läßt sich Gunnar vernehmen. In seinem Satz liegt eine große Verwunderung, weil es nur alle drei oder vier Jahre einmal vorkommt, daß ein Knecht in die Stadt fährt. Die meisten, die aus dem Ort in die Stadt gegangen waren, sind nicht wiedergekommen, sondern haben in der großen Welt ihr Glück gemacht.

„Ai ... ai ... was will er denn da? Will er auch zur See ...?!"

„Nein, er wird nicht zur See gehen. Er wird heute wieder kommen. Er hat es selber gesagt!"

„Ja ... so ... er wird wiederkommen ...", wiederholt einer, und jeder fängt an, darüber nachzudenken, was der Knecht Klas wohl in der Stadt zu tun hat; denn es ist ein weiter Weg durch den Wald und es wird niemandem einfallen, nur zum Vergnügen dahin zu gehen. Mußte er zum Ge-

richt? Sollte er eine Erbschaft gemacht haben? Oder weswegen kann der Klas sonst in die Stadt gegangen sein?

Aber man kann warten. Es wäre nicht schicklich, wieder zu fragen. Die Leute würden sich etwas dabei denken, wenn sie noch einmal fragte, denkt die Magd Brytta und hält den Mund. Endlich fängt Per von selbst an zu reden:

„Ja, der Klas ... er will sich eine Hose in der Stadt kaufen!"

„Eine Hose ... ai — ai ... also eine Hose ...", nickt Gunnar und klopft dabei verwundert seine Pfeife aus. Jetzt denken alle Leute angestrengt an die Hose und nicht mehr an den Knecht Klas, der sich doch die Hose kaufen will.

„Ja, da wird er wohl zehn Kronen zahlen müssen für eine neue Hose!", sagt Görel, die etwas davon versteht, weil sie auch einmal in der Stadt war und für den Knecht Per eine Hose mitgebracht hatte ...

„Zehn Kronen, was du redest ...", fällt Per mit seiner dunklen, langsamen Stimme wieder ein...

„Zehn Kronen ... nein, daß ich nicht lache ... nein, fünfzehn Kronen ... denkt euch, eine Hose für fünfzehn Kronen will der Klas kaufen!"

Eine Hose für fünfzehn Kronen! So etwas hat es in der Gemeinde noch nicht gegeben. Das muß eine prächtige, eine vortreffliche, eine wunderbare Hose sein, die sich der Knecht Klas kaufen wird, und Gunnar schlägt wieder erstaunt mit der Pfeife auf seine Knie und stößt bewundernd sein „Ai... ai..." heraus. Per jedoch ist sichtlich stolz über den Erfolg seiner Neuigkeit und ist beglückt darüber, daß er sie gerade jetzt angebracht hat; denn im Augenblick hört man den Signalpfiff des Triebwagens und gleich wird der Knecht Klas da sein. Daß er dann schon seine neue Hose anhaben wird, ist ganz selbstverständlich und es ist ebenso selbstverständlich, daß alle Leute nach ihm hinsehen werden. Klas weiß das, und er wird sicher auch in der entsprechenden Gangart daherkommen.

„Ai ... seht!"

Und richtig: da kommt er auch schon gegangen, der Knecht Klas! Er blickt sich fragend um, als wenn er sagen wollte: „He, ihr Leute, seht ihr auch meine schöne neue Hose?... Seht, was sie für prächtige schwarze und graue Streifen hat... und denkt euch, sie hat fünfzehn blanke, silberne Kronen gekostet ..." Aber das denkt der Knecht Klas nur und sagt es nicht. Er ist ganz aufgeblasen vor Stolz und Wichtigkeit. Und doch: als der Per ihm die Hand gibt und bewundernd sagt: „Klas, hast du aber eine herrliche Hose ...", wehrt er mit der Hand ab und antwortet:

„Ach, die Hose ...! Ja, ich mußte diese nehmen, denn es war keine bessere da ...!"

Die Magd Brytta darf mit ihm nach Hause gehen und alle, die den beiden nachsehen, denken auf einmal nicht mehr an die Hose, sondern an Brytta und Klas, und daß sie es wohl miteinander hätten ...

Man verstreut sich, man geht wieder nach Hause und die Leute haben wieder eine Woche lang zu reden von der Hose, dem Knecht Klas und auch von der jungen Magd Brytta.

In der Skihütte / Von Rudolf Kreutzer

Alles ist, wie es war:
Lampe und Ofen und Spind.
Wieder um Giebel und Sparr'
Geistert wie immer der Wind.

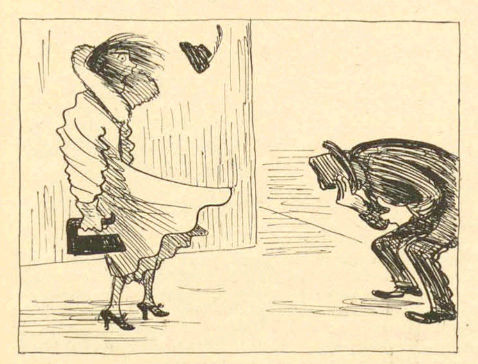
Noch liegt im hölzernen Schrein
Was du einst liebend verwahrt.
Sei mit den Dingen allein,
Die sich für dich bewahrt!

Rot zuckt im Ofen die Glut,
Lampe wirft flackernden Schein.
Süßer schon rollt dir das Blut,
Lasse die Träume herein!

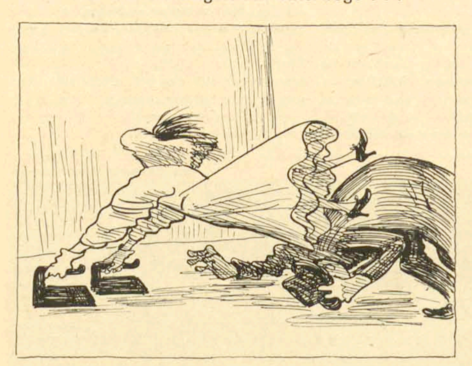
Schlafwind um Wipfel leis weht,
Und alles Laute ist fern.
Siehe, dem Lächelnden steht
Wieder im Fenster der Stern.

Sturmwind über einer Schneiderin

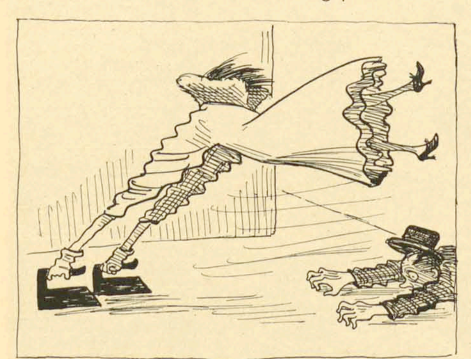
(Fr. Bilek)



Sie war mit Bügeleisen unterwegs . . .



. . . da kam der Wind ums Eck gepfiffen . . .



. . . und ihr machte es fast garnichts.

MEIN KAPITON

Von Achille Campanile

Jawohl, es ist kein Druckfehler, es soll wirklich Kapiton und nicht Kapitän heißen. Und was das ist? Zum ersten ist das ein neues Wort, das ich dem deutschen Wortschatz schenke, zum andern ist das ein Fisch. Und da er noch nicht im Brehm steht und auch im Brockhaus nicht, so will ich mich genauer ausdrücken: der Kapiton ist einer jener Riesenaale, die in den Sümpfen von Comacchio gefangen werden.
Ich hatte voriges Jahr gerade um diese Zeit in Ferrara einen Vortrag über Ariosto gehalten. Hätt' ich es bloß nie getan! Die ferrareser Freunde waren von einer beispiellosen Herzlichkeit. Nachdem sie mich in einer fast ununterbrochenen Reihe üppiger Festbankette gefeiert hatten, verfielen diese sympathischen Leute auf den Gedanken, mir zum Abschied einen lebendigen Kapiton zu verehren. Obwohl der Fisch meinen Gaumen ganz außerordentlich kitzelte und reizte, versuchte ich dennoch, teils aus Höflichkeit, teils aus wirklicher Überzeugung, mich des Geschenkes zu erwehren und sagte: „Aber wie kann ich denn mit einem lebenden Kapiton nach Rom fahren?"
Die ferrareser Freunde aber ließen diesen Einwand nicht gelten und stopften das arme Tier in einen kleinen Korb, der meinem anderen Gepäck hinzugefügt wurde. Bekanntlich bleiben Kapitone so lange am Leben, wenn auch in einem Zustand starker Benommenheit, bis zu dem Augenblick, wo sie gekocht werden. Mein Geschenk gab zwar kein Lebenszeichen von sich, wohl wegen der großen Kälte, aber man hatte mir versichert, daß es noch lebendig sei. Ich nahm also mit Korb und Gepäck in meinem Schlafwagenabteil Platz, wo ein anderer Reisender bereits schlief, und machte es mir bequem. Aber ich war noch nicht einmal in den ersten Schlaf gesunken, als mich ein Geräusch aufschrecken ließ, das vom Gepäcknetz kam. Ich öffnete die Augen und erschauerte. Durch die angenehme Wärme des Schlafwagens wieder zu sich gekommen, war der Kapiton aus seinem Dämmerschlaf erwacht. Er hatte den Kopf aus dem Korb gesteckt, sah mich mit seinen lebhaften Äuglein neugierig an und verriet, daß ihm die Lust, weiterzuschlafen, völlig vergangen war. Mit sanfter Gewalt stopfte ich ihn wieder in den Korb zurück, aber kurze Zeit darauf wiegte das verflixte Tier den Kopf wieder in der Luft hin und her. Ich fürchtete, daß die Bewegungen des Aales meinen Reisegefährten aufwecken könnten, und zitterte vor der Kette schlimmer Verwicklungen, die daraus entstehen konnten; denn wenn ich nicht irre, ist es verboten, Kapitone mit ins Abteil zu nehmen. Das reizende Tier aber betrachtete mich ungeniert weiter und war munterer denn je. Mit unterdrückter Stimme raunte ich ihm zu:
„Still jetzt! Schlaf!"
Ja Schnecken! Bei der molligen Temperatur des Abteils fühlte er sich im Vollbesitz seiner Lebensgeister und war eitel Lust und Fröhlichkeit. Er begann mit sämtlichen Ringen und Knöpfen des Abteils zu spielen, das Licht aus- und anzuknipsen und tausend andere Albernheiten zu treiben. Ich ließ ihn gewähren und schlief, von Müdigkeit übermannt, wieder ein. Aber nicht lange. Die wüsten Laute eines angestrengten Ringens rissen mir die Augen bald wieder auf. Und was mußte ich erblicken? Zwischen meinem Reisegefährten und dem Kapiton war ein heftiger Kampf entbrannt und hatte jenen kritischen Punkt erreicht, den man so oft in den Reisebüchern abgebildet sieht. Der Reisegefährte wand sich in der Umschlingung des Ungetüms. Als ich ihm sagte, daß es sich keineswegs um eine Schlange, sondern um einen harmlosen Kapiton handelte, war er sichtlich beruhigt. „Gehört er Ihnen?", fragte er mich.
Beschämt gab ich es zu, aber ich bat ihn, niemandem etwas davon zu sagen. Er brummelte zwar irgend etwas über die absonderliche Manier, derlei Tiere in freiem Zustand mit auf die Reise zu nehmen, aber zu guter Letzt versprach er mir trotzdem, das Geheimnis für sich zu behalten. Mit vereinten Kräften gelang es uns auch dann, den Korb mit dem Tier draußen am Fenster festzubinden. Aber wer konnte da noch an Schlaf denken? Bei den Erschütterungen des D-Zuges schlug der Kapiton dauernd gegen die Scheiben und sandte uns wütende Blicke zu, als wollte er sagen:
„Ihr Schufte! Macht doch endlich wieder auf! Ihr liegt im warmen Bett und laßt mich hier draußen so erbärmlich frieren!"
Ich muß sagen, daß mich unter den erzürnten Blicken des Kapitons der Schlaf floh. Um so mehr, als diese Blicke allmählich allen Groll verloren hatten und eine stille Wehmut ausstrahlten, die ans Herz griff.
Lange hielt ich es auch nicht aus. Als ich hörte, daß mein Reisegefährte wieder schlief, öffnete ich das Fenster einen Spalt breit und winkte dem Kapiton, hereinzukommen. Seine Freude war unbeschreiblich, ich mußte ihn fest an mich pressen, da ich befürchtete, daß er mit dem Klopfen, das sein fröhliches Schwanzwedeln verursachte, meinen Reisegefährten wecken könnte. Selig ringelte sich der Kapiton auf meiner Bettdecke zusammen und ich streichelte ihm gerührt den Kopf, den er zutraulich auf meine Brust gelegt hatte. Auf einmal aber richtete er sich auf. Vorsichtig ließ er sich mit dem Hinterteil über den Bettrand hinab und tastete sich mit dem Schwanzende zu dem Gesicht meines Mitreisenden hin. Dann holte er aus und langte meinem Mitreisenden gewaltig eine herunter. Aber der Mann unter mir stöhnte nur leise im Schlaf, rieb sich die Backe und murmelte undeutlich: „Sei doch nicht so, Schatzi — es war wirklich nur eine geschäftliche Besprechung —!"
Mein Kapiton hatte sich schnell wieder zurückgezogen und versetzte durch sein fröhliches, hüpfendes Geringel mein Bett in starke Schwingungen. Er beruhigte sich erst, als ich ihm einen energischen Klaps gab.
Um es kurz zu machen: das anhängliche Tier lebte noch etwa eine Woche in meiner Wohnung, bis es — ein Beispiel seltener Selbstaufopferung — eines Tages von selber in einen Kochtopf sprang und sich dort behaglich zusammenrollte.
Wohl selten hat ein so inniges Verhältnis zwischen Mensch und Fisch bestanden, wie zwischen meinem Kapiton und mir. Und noch heute treten mir die Tränen in die Augen, wenn ich an die mit dem geliebten Tier gemeinsam verlebte Zeit und schließlich an seinen delikaten, zarten Geschmack denke.

(Einzig berechtigte Übertragung aus dem Italienischen von A. L. Erné)

Morgendliche Elegie

(K. Heiligenstaedt)



„Jetzt hat er doch tatsächlich meine Hautkrem mitgenommen und sein Skiwachs liegen lassen!"

Der Wellensittich / Von Alfred Richter

Bei Pupprichs ist ein Wellensittich zugeflogen. Heinz und Christa wollen ihn behalten, und auch Vater möchte schon. Aber wenn Mama zurückkommt?

Und richtig: Die Tür öffnen und aufschreien, ist eins. „Um Gottes willen!" Da sitzt nun ein erwachsener Mann, hat einen fremden Wellensittich auf der Schulter hocken und duldet es, daß der ihm mit dem Köpfchen an der Ohrmuschel schäkert. „Tut ihn weg!", schreit Frau Pupprich. „Er steckt euch alle an!"

Aha! Papageienkrankheit.

Und so ist es. Mama, entschlossen, die drohende Seuche samt ihrem Zuträger zu vernichten, tut ein paar stürmische Tritte auf die Gruppe zu, aber die Magie der Angst bannt sie noch weit außer Reichweite. Da steht sie, die Hände wie Fänge geöffnet, und starrt mit weiten Pupillen drohend auf den Vogel. Und nichts stimmt sie weich, Tränen nicht der Kinder und Vaters vorsichtig murmelnde Beruhigungsworte nicht. Mit drei Schritt Abstand verharrt sie griffbereit auf heller Wacht. Da erspäht sie der Vogel. „Setz dich!", mahnt der Vater. „Du allein stehst, und sie suchen sich immer den höchsten — —" Sitz!, will er sagen. Da geschieht auch schon das Ungeheuerliche: mit Gekreisch fliegt der Vogel empor, um auf Mamas Haupt zu landen. — Dieses Haupt ist soeben frisch onduliert.

Es ist alsbald ein Getümmel, wie im Kampf um eine Türkenfahne. Indessen die anderen geräteumstoßend nach dem flatternden Untier haschen, hat sich Mama tief gebückt, drückt fest die Augen zu und schlegelt blindlings mit ausgestreckten Armen über sich umher, alle, nur nicht den Vogel treffend. — Also, kurz und gut, dieses greuliche Vieh muß aus dem Hause! Aber sofort!

Heinz und Christa werden in der Nachbarschaft herumgejagt, aber niemand nimmt das Tier. Sie haben alle schon ihren eigenen Vogel, und das genügt ihnen. — Vater hält sich weislich im Zimmer und beobachtet, im Schutzqualm einer Zigarre, den Sittich, der ermattet auf der Schreibtischlampe hockt und gerne schlafen möchte, wenn diese Menschen es ihm gestatteten. — „Ist er fort?", ruft Mutti alle fünf Minuten aus ihrem Sibirien. Sie hat sich in der Küche eingeriegelt. — Christa endlich hat den Mut, ihr zu gestehen, daß niemand ihn will. — „Dann muß eben annonciert werden!", stampft Mama auf. Doch da ermannt sich Pupprich. Eben hätte er über dem Haushaltetat sich das Hirn zerdacht, und für fremde Vögel Geld ausgeben, das käme gar nicht in die Tüte. — „So laßt ihn wieder 'raus!", verlangt Mama, schon fast weinend. Aber da erheben Heinz und Christa geschlossen Protest im Namen des Tierschutzvereins. Und sie ließen sich auch nicht zu Mördern machen, sagen sie.

In dieser Entscheidungslosigkeit vergehen so viele schreckliche Stunden, bis Mama — natürlich, wer denn sonst! — einen genialen Einfall hat. „Also, morgen heiratet doch das Milchmädchen, nicht wahr. Ich muß ihr sowieso was schenken, weil sie doch schon so lange kommt, und da kriegt sie eben den Vogel. Ein alter Bauer steht noch auf dem Boden, und die Sache ist fertig."

Schön. Christa bringt den Vogel hin. Es ist gleich um die Ecke. Und kommt hochrot und zugleich zerschmettert wieder. Was hat sie erlebt?

Sie hat dieses erlebt: Milchmädchen, Vogel sehen und aufschreien, war eins. Genau wie bei Mama. Nur herrschte hier ein anderes Motiv ob. Erst den Vogel mit runden Augen, dann Christa mit Vernichtung, danach wiederum den Vogel mit strömender Wonne anblickend, ruft die Maid und weint über ihre eigene Rührung: „Ja, da ist ja mein Hänschen!" Und küßt das Tier.

Und nun wird kund, daß Hänschen ihr gestern entflohen war. Irgendwer hatte, in der Aufregung der Festvorbereitungen, das Stubenfenster geöffnet, und der Schmerz war dann groß. Aberglaube, unter uns gesagt, war hier nicht so ganz unbeteiligt. Es ist ein böses Vorzeichen, wenn — und so weiter. Wir sind zwar keine Neger, nicht wahr, aber manchmal ist eben doch was dran. — Kurzum, Hänschen, Glücksbringer nun in umgekehrter Anwendung magischer Vorzeichen, wird triumphal empfangen. Die Verbrecher aber, mochten sie noch so lange Kunden inbezug auf Milch und andere kaseïnhaltige Nahrung gewesen sein, die traf grenzenlose Verachtung. Und Christa hatte sie in Empfang zu nehmen. Die Hochzeitsgesellschaft war alsbald eine Vulkankette und konnte jeden Augenblick ausbrechen. Mit grimmbebender Stimme sagte ein alter Mann, der bohrend blickte und ganz wie neuer Schwiegervater aussah: „So kaufen nun solche feinen Leute ihre billigen Vögel!" Und ein anderer mit Beamtenaugen warf Blicke wie frischgeschärfte Lanzen auf die Sünderin und sprach mit Basseswucht den furchtbaren Satz: „So was sollte man eigentlich der Kriminalpolizei melden!"

Hier entkroch Christa zerknirscht dem ungastlichen Kreis und stand nun auf der Straße, unbedankt, beschimpft und ohne Kuchen. Jedes fühlende Herz wird ihren Schmerz ermessen. Sie weinte sich heim und berichtete nur tablettenweise.

Tja. Vater Pupprich zupfte sich stumm die Nase. In solchen Augenblicken sah er nicht sehr intelligent aus. — Heinz stand am Fenster. Wer draußen vorüberging, konnte sehen, daß dieser freche Junge feixte. — Daß Christa heulte, wissen wir schon.

Mama aber, Mama Pupprich blickte in die Runde der Ihrigen, klopfte mit dem Knöchel mehrmals auf den Tisch und sprach: „Laßt ihr euch noch mal einen Wellensittich zufliegen! Aber dann gnade Gott!" Und sie schritt hinaus, und ihre Röcke schlugen.

Lauterer Wettbewerb

(Paul Scheurich)



„Kein Mensch interessiert sich mehr für unsere Beine, seitdem man jeder Schlittschuhläuferin unters Röckchen gucken kann!"

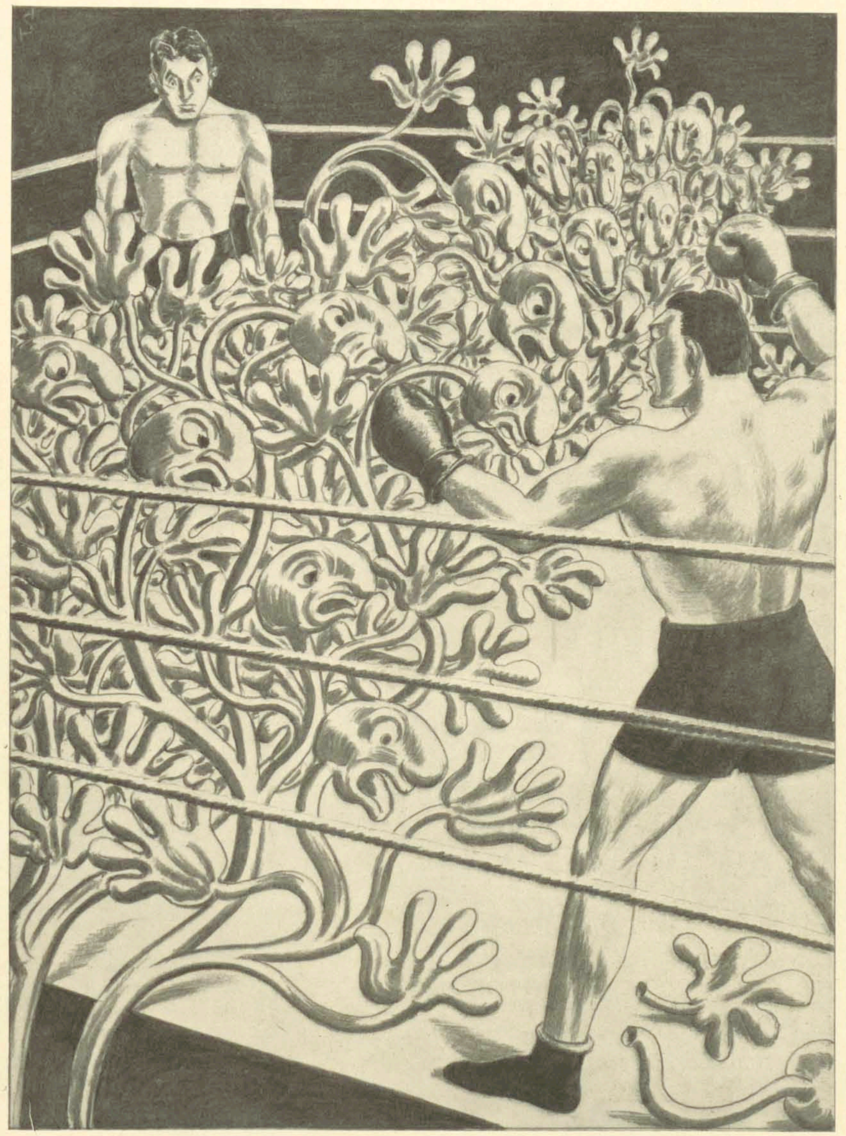
VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G.m.b.H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. IV. Vj. 36 20174. Auflage dieser Nummer 20000. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Unkraut im Newyorker Ring

(Erich Schilling)



„Einen Augenblick, Kollege Braddock! Ich muß nur erst noch unseren Kampfplatz von dem Unkraut säubern, das sich darauf breit gemacht hat!"

Die internationale Brigade

(Eduard Thöny)



„Da kennt sich kein Schwein mehr aus! Sind wir jetzt eigentlich Anarchisten, Kommunisten, Bolschewisten oder Rotgardisten?" — „Aber Brüderchen, seit gestern sind wir alle Spanier. Valencia hat uns doch naturalisiert!"

München, 7. Februar 1937
42. Jahrgang / Nummer 5

MASKERADE

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

(Karl Arnold)



„Zugreifen, meine Herren! Der Vorrat geht zu Ende!! In wenigen Tagen ist Geschäftsschluß!!!“

Hier ist im heißen Fleischgewimmel für



„O alter Esel, Faschingsgreis,
Geh doch nicht noch einmal aufs Eis!
Seit zwanzig Jahren hast du schon
Im Ohr den Klang vom Saxophon,
Du kennst die Farben und Gerüche
Der tollen Faschingshexenküche.
Du liebst es nicht mehr, dies Gekreisch,
Dies schwitzende Gewühl von Fleisch —
Ob Narrenkleid, ob steifes Hemd,
Der ganze Aufwand ward dir fremd.
Was sollst du dir davon versprechen?
Du weißt, du wirst kein Herz mehr brechen.



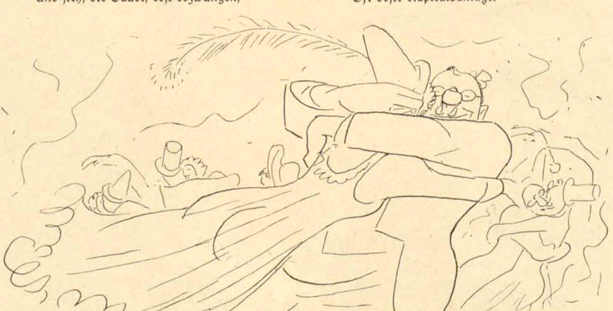
Die Kosten zahlen sich nicht aus.
Mit einem Wort, du bleibst zu Haus!"
Der echte Münchner hat gesprochen,
Und er bleibt fest — beinah zwei Wochen.

Da kommt nun ein besonderer Fall:
Der leidige Vereins-Festball.
Es ist ein harter Schlag für ihn —
Doch da gibt's nichts — da muß er hin!
Sei's, daß der Vorstand dieser Narren
Von ihm beziehe die Zigarren,
Sei's, daß in ähnlich grader Richtung
Sich Faschingslaune und Verpflichtung
Vermischen froh im Spiel der Kräfte —
Im Grund dient alles dem Geschäfte.



Schlüpft erst der Mensch in seinen Frack
Gewinnt er bald daran Geschmack,
Und sieh, die Gaudi, erst erzwungen,
Erweist sich als so wohlgelungen
Daß unser Freund, verjüngt und heiter,
Freiwillig sagt: „Jetzt nur so weiter!"
Was soll man raten: Geh allein?
Wer Pech hat, wird dann einsam sein.
Nimm selber dir ein G'spusi mit:
Und schönere gibt's auf Schritt und Tritt.
Ergreife mit Verwegenheit
Die günstige Gelegenheit;
Doch freu des Fangs dich nicht zu früh:
Ein falscher Griff — sie ist perdü.

Doch wenn du dann ein Weib errungen,
Halt's nicht mit Armen nur umschlungen!
Du fesselst's nur durch Männlichkeit,
Kaum bis zur Unzertrennlichkeit:
Darum mußt du dem Kellner winken,
Der schnell und gern bringt was zu trinken.
Der Kellner fragt dann zugleich meist:
„Herrschaften haben schon gespeist!"
Dann töte nicht mit einer schroffen
Ablehnung deines Mädchens Hoffen.
Ein Schinkenbrot ist ohne Frage
Oft beste Kapitalsanlage.

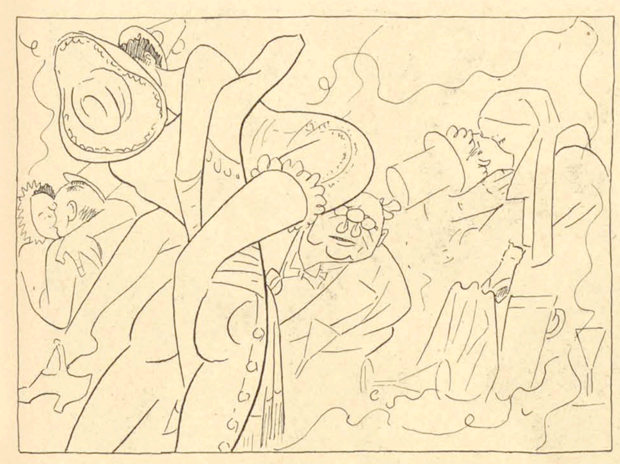


Schön ist ein Ball im Lichtgefunkel — doch schöner oft das halbe Dunkel
In dem, in Schwabings Lustgefilden, die Menschen rasen wie die Wilden.
Wo sie, die Welt weiß es zu rühmen, in höchst phantastischen Kostümen
Zu Göttern sich und Nymphen wandeln und (manchmal!) dementsprechend handeln.



Hier ist, im heißen Fleischgewimmel,
Für den, der Glück hat, siebter Himmel.
Es amüsiert sich, wenn er zwanzig,
Selbst einer aus Berlin und Danzig.
Jedoch, so er schon vierzigjährig
Und älter noch, sei er gelehrig,
Statt, ohne alle Anstandsregeln
Ganz blindlings darauf loszusegeln.

den, der Glück hat, siebter Himmel!



Doch eines sei bemerkt vorher: bemühst du dich auch noch so sehr
Als Münchner selbst vom besten Schlag: es geht nicht, wenn das Glück nicht mag.
Mit offnem Herzen, offnen Taschen läßt sich des Faschings Wonne haschen.
Doch hast du grad nicht Glück noch Stern, hat dich kein junges Mädchen gern.
Die Elfen werden zu Kobolden, die, statt die Nacht dir zu vergolden,
Dir höchstens deinen Sekt wegsaufen und ungeküßt zu andern laufen,
Die ohne Kosten bis zum Morgen den angenehmeren Dienst besorgen.



Wenn sich ein jung unschuldig Ding
In deinen alten Netzen fing,
Dann laß die kleine süße Maus
(Zwar schweren Herzens) wieder aus,
Eh sie, ein Zufallsfang doch meist,
Wild zappelnd dir dein Netz zerreißt.

Such dir ein Weib, das dir gemäß,
Eins mit beruhigterem Gesäß,
Das, wenn vielleicht auch mehr beleibt,
Auch geistig bei dir sitzen bleibt.

Wie leicht gewann man Lieb und Kuß
Noch jüngst im Frauenüberschuß!
Doch heut', wo selbst die leiblich Schönen
Erwarten, daß wir sie verwöhnen,
Hat man es schwer, die wirklich Netten
Auch nur „auf Zeit“ an sich zu ketten.

Zwar hört man (und es muß beschämen)
Daß Männer sich oft schlecht benähmen;
Doch schlimmer als der frechste Bube
Sind Weiber ohne Kinderstube.
Sie treiben mit Versetzen Scherz —
Und doch, ein Mann hat auch ein Herz!

Ist rings die Stimmung wundervoll,
So sei auch du bacchantisch toll.
Und bist du nicht vom Glück gesegnet,
Ist dir kein süßer Fratz begegnet,
So geh, auch ohne Honigseim
Nicht gleich mit bitterem Herzen heim.

Doch sei vor jener auf der Hut
Die gegen Morgen schön dir tut —
Oh, wende dich von ihr mit Grausen;
Denn sicher wohnt sie in Neuhausen
Und sucht nun einen Ehrenmann,
Der sie nach Hause fahren kann.

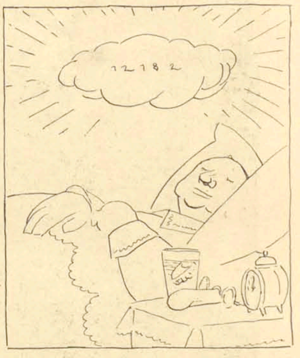
Dann sitzt sie frostig streng im Taxi
Und denkt vielleicht an ihren Maxi.
Dir dankt sie nur mit süßem Grinsen —
Für sechs Mark fünfzig schlechte Zinsen!

Der Faschingsbummler strebt nun heim,
Macht auf das Fest sich seinen Reim,
Und er wägt ab Gewinn und Kosten
Und findet manch aktiven Posten.

Humor vom guten alten Schlage
Gibt's zwar nicht viel mehr, heutzutage,
Es war auch nicht grad tollste Laune,
Doch immerhin — die kleine Braune —
Nun ja, im Grunde auch nicht viel,

— — — — — — — — — — — —

Doch reizvoll so als Zwischenspiel . . .
Und seufzend legt er sich ins Bett;
(Recht froh — allein): Es war ganz nett.
Er weiß noch eine Fernsprechnummer:
Zwölfachtzehnzwo - dann kommt der Schlummer.



Glück ist Vergnügen ohne Reue:
Daß man sich frisch erwachend freue,
Das ist im Grunde oft das beste
Bei einem solchen Faschingsfeste!

Klar blieb, ein liebendes Vermächtnis,
Die Nummer selbst noch im Gedächtnis.
Und man ruft an: zwölfachtzehnzwo —
Und man vereinbart, tatenfroh,
Mit seinem neuen Faschingsschatz:
„Halb neun Uhr — Stiglmaierplatz.“

Und diesmal, das ist jetzt schon klar,
Wird's einfach restlos wunderbar!



(Zeichnungen von Olaf Gulbransson, Verse von Eugen Roth)

Abgerutscht!

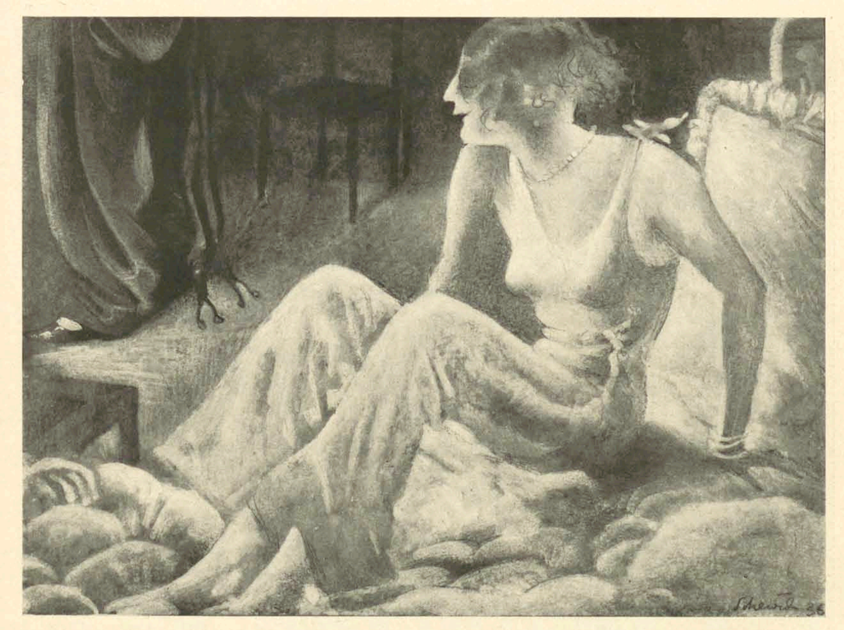
(K. Heiligenstaedt)



„Nanu, schon nach Hause? Ist Ihnen das Herz in die Hosen gerutscht?“ — „Das Herz nicht, aber der Kamm!“

Sturz aus dem Himmel

(P. Scheurich)



„Da glaubt man nun, einen Gott geliebt zu haben, bis man an seinem Hosenträger erkennen muß, daß er eben doch auch nur ein Mensch gewesen ist!"

Der Mauerrettich trägt innere Frucht

Zur Zeit, als unser Großvater unsere Großmutter mit stürmender Hand nahm, lebte und kümmerte das Mauerblümchen an den Wänden der Tanzsäle. Es wurde bemitleidet und weinte sich selbst die Äuglein rot, bis eben vermutlich unser Herr Großvater kam, dieser edle Mensch, der nur auf den Gehalt sah und unter der bescheidenen Hülle des Mauerblümchens das pure Gold inneren Reichtums nur so scheffelte und ausmünzte, kurz, der mit sicherer Hand Mauerblümchen zur Großmutter seiner Enkel machte.

Lange, lange ist das vorbei. Ich kenne keine Mauerblümchen mehr, ich kenne nur noch zielsichere Frauen, Diskuswerferinnen und Gasgeberinnen, die mit beiden Beinen bis an die Knöchel im Blut und Boden der Wirklichkeit stehen. Aber ich kenne den Mauerrettich, den männlichen Nachkommen und Ablöser des Mauerblümchens. Jeder hat Gelegenheit, ihn kennenzulernen; musterhafte Exemplare von ihm stehen an den Saaltüren der Münchner Faschingsfeste. Er ist ein mit Minderwertigkeitsgefühlen bis zum Überlaufen gefüllter Frack, ein Leihchinese (das Wort ist schwer zu lesen, ich weiß) oder sonstwie mühsam verkleidetes kleines Teilchen strotzender Männlichkeit, das sich nicht traut. Er ist für alles andere geboren als für den Fasching, und die überschäumende Fröhlichkeit ist in seinem Gärungsprozeß nicht zur Reife gelangt.

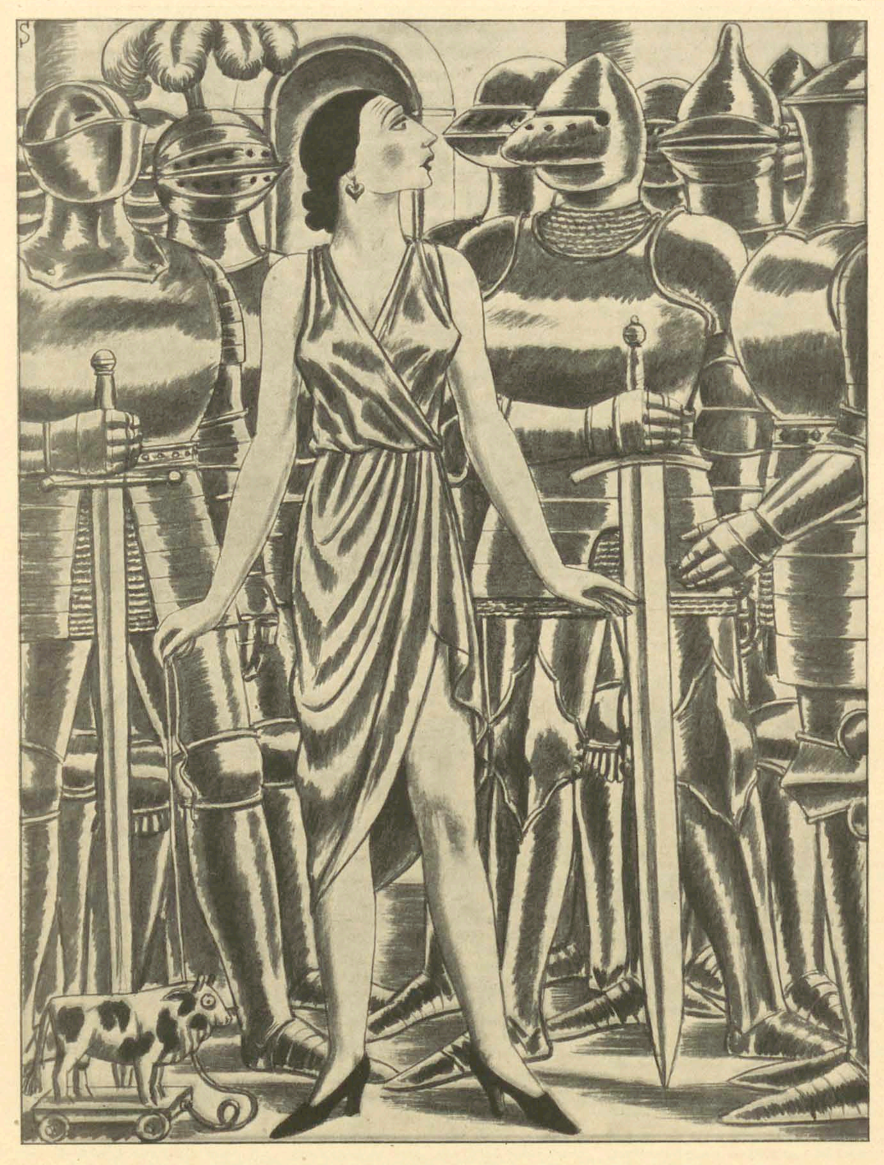
Man stoße sich nicht an seiner überlegenen Miene, mit der er auf das muntere Treiben zu seinen Füßen herabblickt; sie ist nur eine Schutzfarbe, hinter der sich Ängstlichkeit verbirgt. Ich verrate Ihnen, meine Damen, daß er neidvoll jenen göttergleichen Edelingen nachblickt, die ihre Offensive mitten in die bis zum Rand mit prominentesten und abgebildetsten Filmschauspielerinnen wie eine Bonbonniere in Geschenkpackung gefüllte Loge vorwärtstragen. Sie sagen immer, meine Damen, die Männer haben's leicht, die gehen einfach auf eine Frau zu, machen Männchen, legen ihr den Arm ums Weiche und ziehen sie sieghaft zu sich empor. So taumeln sie wie lose Falter von Blüte zu Blüte, ewig vom süßen Honigseime naschend. — Huch, die Schlimmen! Ach, meine lieben Freundinnen, ihr kennt nicht die harte Arbeit, die derjenige aufwenden muß, dem seine bescheidene Selbsterkenntnis sagt, daß er nicht zu den Ebenbildern Siegfrieds und Baldurs und anderer Lichtgestalten gehört. Er muß so Vieles durch „innere Werte" ersetzen, durch „überlegenen Geist" und „Adel der Seele". Ach, du lieber Himmel, man zeige mal Adel der Seele bei einer Française, und ehe man einer Frau in charmanter und aufdringlicher Weise seine ziemlich inneren Werte im Hintergrunde eines lauschigen Winkels auseinandergesetzt hat, wird sie von einer heroischen Erscheinung zum Tanze fortgeholt. Die Wirkung der Worte, die wie eine laue Brause einlullend herniedertröpfeln, ist durch die muskulöse Überzeugungskraft des Tatmenschen restlos beseitigt. Da schließt der Mauerrettich seine halberblühte Knospe und trägt innere Frucht. Aber es gibt auch Augenblicke, da erinnert er sich des Spruches „Dem Mutigen gehört die Welt!". Er will es seinen Brüdern in Dionysos gleichtun und hineingreifen ins volle Menschenleben, dort, wo es nicht nur interessant ist. Wetten wir, daß er im ersten Ansturm an ein Mädchen gerät, das eben mit seinem Kavalier eine harte Auseinandersetzung gehabt hat und auf dem Gipfel des Hasses alles Männlichen angelangt ist. Grad dieser trägt er seine Dienste an, um wie eine Billardkugel von der Bande abgeschleudert zu werden. Ach, es passiert ihm auch, daß er in seinem dunklen Drange ausgerechnet an eine Losverkäuferin oder unbeschäftigte Garderobefrau gerät!

Ich wollte eine Lanze brechen für den Mauerrettich, aber ich merke, er ist mir unter den Händen pelzig geworden.

Foitzick

Europa im Karneval der Nationen

(Erich Schilling)



„Meine Herren, der Fasching im National-Kostüm war eigentlich gemütlicher!"

Andreas Hubers Abenteuer

Von Ernst Hoferichter

Nachdem der Realitätenhändler Andreas Huber die Münchner Fasenächte in den Masken als Maharadscha, Lohengrin und Kaiser Nero mit gewaltigem Erfolg durchschwelgt hatte, verlangte seine unruhige Seele eine letzte Steigerung. Er fühlte es tief in sich, daß der höchste Ausschlag an Gaudi und Viecherei noch nicht erreicht war. Und so sann er nach...

Während des Rasierens, als er den Hobel gleich einer Mähmaschine über seine pfirsichweiche Haut zog, kam er auf einen Gedanken...

„... den Krampf mach i...! Da kann i dö Mannsbilder, dö ganz gräuslichen, amal richti ausschmieren...!" sprach er zu seinem Spiegelbild und wischte sich den Seifenschaum von den Ohrläppchen ab.

Schon am gleichen Nachmittag stieg er die Holztreppe zu einem „Maskenverleih" empor. Da hingen knallbunt die Kostüme von holländischen Fischerinnen, halbmondverzierten Haremsdamen, waschechten Dirndln und edlen Ritterfräulein, wie zu einer Polonäse geordnet, nebeneinander.

Im Geiste sah er sich in all diesen Masken schon durch den Saal wirbeln, in Logen die Sektgläser schwingen, von Kavalieren umringt und zu den Weißwürsten eingeladen. Nach langer Wahl und Qual entschied er sich für das Kostüm einer Zigeunerin, wobei er sich in dieser Verkleidung die stärksten Verwicklungen versprach.

Am Samstagabend stand er so, mit allen weiblichen Vorzügen angetan, vor der Kasse der Redoute und löste sich eine Damenkarte. Daß ihm dies gelang, steigerte sein Selbstgefühl in nie geahnte Höhen. Einige Herren im Smoking richteten Erobererblicke auf seine Weiblichkeit. Huber ließ die Augendeckel wie Rolläden herabsausen und war ganz Demut und Scham.

Als die ersten Klänge eines Rheinländers über die Tanzfläche wellten, wäre Herr Huber beinahe auf eine resche Andalusierin losgestürzt. Im letzten Augenblick aber riß er sich zurück und schluckte alle Gelüste als leere Luft hinunter.

„Vor lauter Gaudi kommt ma selber um dös schönste Vergnüg'n...!" brummte er vor sich hin und empfand schon die Verlockung, auf und davon zu laufen — um als Geißbua wieder zurückzukehren.

Aber diese quälende Überlegung wurde jäh von einem stattlichen Torero durchschnitten, der pfeilgerade auf ihn zuschritt:

„Schatz aus dem Zigeunerland, geh, tanz' ma amal...?"

„Bitte sehr...!" brachte die Maske Andreas Huber vorsichtig heraus.

Und schon wogten die zwei übers Parkett.

„Sag amal, warum gehst du ausgerechnet als Zigeunerin...?" fragte der Torero.

„... weil es mir so gut paßt..." gab Huber in Fisteltönen zurück.

„Wir zwoa, wir täten guat z'samm passen... bist du no frei...?"

„... Ja, mein Herr... das bin ich noch...!"

„... Heut muaß a Schampus her...! Magst...? Dann setz' ma uns auf d' Galerie aufi..."

„... Sehr angenehm...", antwortete Huber und stürmte innerlich von Sieg zu Sieg — — —

Jetzt hatten sie sich bereits in einer Eckloge niedergelassen. Der Ober schleppte Eiskübel, Gläser und Konfekt herbei. Die erste Flasche krachte in die Faschingsnacht. Dazu lachte Huber inwendig, daß sein Herz schepperte: „... Dös Rindviech, der Torero, kann sich grad zahl'n gnuag... Heut bin i amal ganz Dame...! Und i hab als Mannsbild mein' Teil schon blechen müassen... Jetzt kemma dö andern dran...!" sprach es in ihm leise und das tat sauwohl.

„... Du g'fallst ma...! A Zigeunerin wär' scho allaweil mei G'schäft g'wesen... Mei Lebtag war i auf so was scharf...!"

„... ach, du Schäker...! Du treibst ja doch nur dein loses Spiel mit mir...!" brachte Huber täuschend ähnlich hervor.

„... Ober, noch a Flaschen...! Oder — bringen S' glei zwoa... Heut g'freut mich 's Leben wie noch nia...!"

„... Du bist mir aber einer...! Du verstehst das feine Leben...! Ja, ja, die Männer...!" blieb Huber gefaßt, obwohl er ein Glas nach dem anderen leerte. Denn — daß er heute einmal Gast war, daß dieser Humbug so wunderbar gratis war, das legte sich auf seine Geschmacksnerven.

„... Zigeunermädchen...! Jetzt ess'n ma no miteinander die Große Hausplatte... der Kaviar muaß heut' in Strömen fließen... weil all's Wurscht is...!" schrie der Torero.

„... ich möchte aber nicht, daß du dich ruinierst...!" log der Huber echt weiblich.

„Schatz...! 's Geld spielt heut koa Rolle... Dös ist unsere Bekanntschaft wert... Oder vielleicht net...?" „... O doch...! Wie du meinst...!"

Und die Zigeunerin und der Torero speisten um die Wette. Huber vergaß alle Zurückhaltung — und während er eine Auster schlürfte, bemerkte er gegenüber wieder die resche Andalusierin... und hätte aus Hingerissenheit beinahe auch die Schale verschluckt.

„... Schatz, dös gibt's fei net... was hast denn da drüb'n z' schaug'n...?" knurrte der Torero.

„... Verzeih, der Herr mit der langen Nas'n schaut so komisch aus...!" besann sich Huber, seine Gefühle drosselnd. Der Torero bestellte die vierte Flasche.

Jetzt sah Huber ein, daß er bremsen mußte. Sein Spiel war geglückt, und nun wollte er dem blöden Mannsbild weitere Ausgaben ersparen. Er lispelte: „Bitte, für mich nicht mehr...! Ich muß jetzt nach Haus... Meine Eltern sind sehr streng und dann..."

„Das is aber schad, Mausi! Aber wenn's net anders geht... Herr Ober...! Der — Herr möchte bezahlen!" rief der Torero.

Herr Andreas Huber erbleichte. Augenblicklich legten sich vier Flaschen Sekt, eine Große Hausplatte und drei Teller Konfekt über jene Stelle seines Herzens, die von der Brieftasche bedeckt war.

„... Ja, ja... wie wissen denn Sie, daß ich ein Mann bin...?" brachte er hervor — und vergaß jetzt auch im Tonfall die raffinierte Zigeunerin.

„Geh', fahr ab... dös hab i schon von weitem g'sehg'n. Aber i wollt' amal a richtige Gaudi hab'n und dir wollt' i aa net an Gspaß verderb'n...!"

„... Guat... a Viecherei war's... aber... dann teil'n ma halt als zwoa Mannsbilder dö ganze G'schicht auf halb und halb...?"

„... Wie...? Wa—as...? Du willst eine Dame bezahlen lassen...? Pfui Deifi... Scham di...!" kreischte der Torero und lüftete das Wesen seiner hundertprozentigen Weiblichkeit.

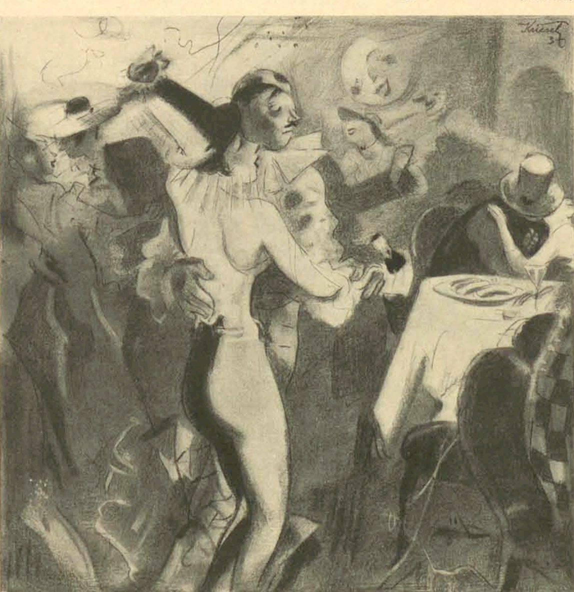
„... Ja, da verreck... Du bist a...? Jessasjessas... Jetzt woaß i selber nimmer, ob i a Manndl oder a Weibl bin!"

„Jetzt zahl' amal, nacher werst schon wieder nüchtern...!" lachte das Fräulein Torero, daß ihr die Korsettschnur riß.

Und erst fünf Stück Weißwürste und ein paar wuchtige Umarmungen vermochten seine Lebfrische wieder herzustellen. Dann aber ging's wild auf. Und nicht nur wegen der Verzinsung der hohen Spesen blieb Huber bis sechs Uhr früh mit seiner Torera beisammen. Es dauerte sogar länger als eine Nacht und einen Tag. Heute noch, nach zwanzig Jahren, feiern sie dieses Abenteuer in jedem Karneval aufs neue — in der gleichen Maske...

Der Schein trügt

(R. Kriesch)

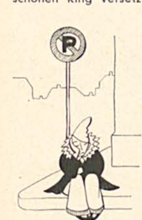


„Siehst du die zwei da drüben, Benno? Das ist die wahre Liebe!"
„Kenn' ich, der will ihr nur den Mund stopfen, damit sie nicht so viel ißt!!"

(Zeichnungen O. Nückel)

Lieber Simplicissimus

Haberer hatte seine goldene Uhr und einen schönen Ring versetzt, um mit seiner neuesten Flamme auf die Redoute gehen zu können. Nun saß er morgens zwischen drei und vier Uhr völlig aufgelöst allein am Randstein und döste traurig vor sich hin. „Sie hat mich versetzt", murmelte er betrübt und schüttelte das müde Haupt. „Sie hat mich versetzt, das dumme Luder! In diesem Zustand kann sie doch nicht viel für mich bekommen haben!"



*

Die sehr stattliche Frau Hippenstiel besann sich sehr lange auf ein besonders originelles Kostüm. Endlich hatte sie es. Sie ging als „deutsche Landschaft". Ihr blaues Atlaskleid war dicht besetzt mit Landschaftsbildern, die sie deutschen Bade- und Kurprospekten entnommen hatte. Auf dem linken Arm gewahrte man Ansichten vom Schwarzwald; auf dem rechten lockte der Bodensee, und den tiefen Rückenausschnitt entlang schlängelte sich einladend der Vater Rhein. Vorne aber, am voluminösen Busen, ragten rechts und links eindrucksvoll Bilder deutscher Mittelgebirge. Unter einem von ihnen las man: „Nachsaison, ermäßigte Preise. Der Fremdenverkehrsverein."

*

Fräulein Gretel hatte mit den Männern schon manche Enttäuschungen erlebt, aber trotzdem eine stille Sehnsucht im Herzen. Es brauchte deshalb nicht viel, sie zum Besuch eines Maskenballs zu überreden. Es war ihr erster, und sie stürzte sich, nach anfänglichem Zögern, mutig in den tollen Strudel, aus dem sie erst in den frühen Morgenstunden wieder auftauchte. Es hatte ihr gar nicht übel gefallen und sie schien auch um einige Grade weltweiser geworden zu sein; denn sie meinte andern Tags gegenüber ihrer Freundin sinnend: „Das hätt' ich schon früher wisse solle: de Männer darf man bloß Maske aufsetze, dann zeige se sofort ihr wahres G'sicht."

*

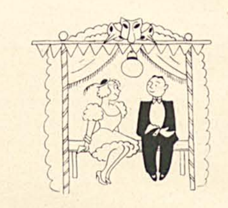
Der weithin bekannte und sehr in Anspruch genommene Chirurg X. machte sich über den Fasching einmal einen Abend gewaltsam frei und besuchte auf Stunden einen Maskenball. Da er ein ausgezeichneter Tänzer ist, kam er den ganzen Abend kaum zu Atem und es war fast kein jüngeres weibliches Wesen da, das nicht mit ihm durch den Saal gewalzt wäre.
„Haben Sie viele Bekannte getroffen", fragte ihn sein Assistent am andern Tag.
„Ich bin vor der Demaskierung gegangen", entgegnete X., „erkannt hab' ich drei Kröpf', die mir unterm Messer waren und die Drüsengeschwulst von Ende Dezember. Was an Blinddärmen da war, konnte ich natürlich nicht feststellen."

*

Der ältere Herr war unversehens in einer alkoholisch gehobenen Faschingslaune in ein Liebesabenteuer hineingerutscht und strebte auf Drängen der sehr aufgetauten Dulzinea einem geeigneten Gasthof zu, obwohl bereits gewisse Bedenken unter seiner leicht zerknitterten Hemdenbrust wogten. Als er, auf dem Bettrand sitzend, recht zögernd seine Stiefel abzog, fiel sein Blick auf einen reich verzierten, gerahmten Spruch, der droben über den zwei Betten die nüchterne Zimmerwand zierte. Dort stand: „Daß du nicht kannst, wird dir vergeben, doch nimmermehr, daß du nicht willst."

*

Das aufgeweckte Linchen hatte auf dem Kaufmannsgehilfenball einen Herrn aufgegabelt, der ihr trotz seiner Zurückhaltung ausnehmend gefiel. Erwartungsvoll steuerte sie denn auch bald mit ihm einer Laube zu. Aber die Enttäuschung ließ nicht lange auf sich warten. Er sagte ihr, daß sie wundervolle Augen habe und schöne Haare und wie gepflegt doch ihre wohlgeformten Hände



seien. Dann kam er auf ihr Kostüm zu sprechen; lobte die solide Machart, die Farbe und Qualität des Stoffes, der, man möge sagen was man wolle, vor allem...
„Vor allem knitterfrei is", ergänzte Linchen ungeduldig.

Die Löwenverse

Von Felix Riemkasten

Die Löwenverse sind gemein,
die Löwen sind noch viel gemeiner,
und mischt sich hier ein Dritter ein,
dann ist dies ganz genau so einer.

Der Löwe lebt in Afrikanien
von halbgetrockneten Kastanien,
jedoch wovon manch Künstler lebt,
ist eine Frage, die noch schwebt.

Des Löwen Leib ist so gebaut,
daß, wenn man ihn von hinten haut,
so kann er doch nur vorne beißen,
so daß man Zeit hat, auszureißen.

Die Löwin lebt im Morgenlande;
dort wälzt sie sich im losen Sande
oft in Gesellschaft der Gemähler;
und so entsteh'n die „Löwenthäler".

Der Löwe ist ein Säugetier,
er saugt an seinen eigenen Pranken.
Wahrscheinlich ist er ganz wie wir
bei solchem Tun stark in Gedanken.

Des Löwen Schwanz ist dazu da,
und darf ihm also gar nicht mangeln,
daß, wenn er Lust hat, geht er nah
ans Wasser und kann Fische angeln.

Der Löwe hat wohl starke Pranken,
jedoch im Kopf nicht viel Gedanken;
so hat auch mancher Mensch die meiste
Gewalt im Arm und nicht im Geiste.

Und ob der Löwe noch so wüte,
zuweilen ist er doch voll Güte,
nur weiß man nie recht, ob und wann,
und besser geht man nie nah 'ran.

Der Löwe, wenn er Bildung hat,
wird angestellt und ist dann satt;
er springt durch Reifen und macht schön
und kann auch auf dem Hintern stehn.

Wenn Löwen mehr zu zähmen wären,
so kämen sie zu viel mehr Ehren;
sie dienten dann im Unterrichte
als Beispiel für Naturgeschichte.

Ein Tanzgespräch

„... Du bist aber a fesche Carmen, sakrament...!"
„Find'st du?"
„Und tanzen kannst wia der leibhaftige Teifl...!"
„Dös kann a jeder sag'n...!"
„Du machst ein'm warm...!"
„Geh, dö Sprüch... Dös sagst du zu a jeden...!"
„Drück dich näher her...!"
„Frech bist du net viel... hihihihi...!"
„Ich liebe dich doch...!"
„Bei dir geht's aber schnell...! Du bist a ganz Ausg'schamter...!"
„Ich bin halt so leidenschaftlich!"
„Daß i net rutsch!"
„Entschuldige vielmals!... Was ich sagen wollte: Liest du auch hochgeistige Bücher...?"
„Was sagst...?"
„Ob du auch für hohe Literatur schwärmst...? Und ist es nicht köstlich, wenn man den großen Gedanken eines Genies folgen kann...?"
„... jaja — —"
„Was sagst du...? Ich meine, daß es auch für dich erhebend und berauschend sein müßte, wenn du den Geist — —"
„— — —"
„... wenn du spürst, wie das Irrationale in der Welt der Erscheinung sozusagen ästhetische Gestalt — —"
„... bis sich das Immanente, ich will sagen, das — — Was hast du denn...?"
„.... Danke schön, ich möchte nicht mehr tanzen..."
„Hab ich dich beleidigt...?"
„... Entschuldigen S', Sie langweilen mich...!"
„Geh, tanz'n mir doch zu Ende...!"
„Na, i mag nimmer...!"
„Zuerst warst du so nett zu mir...!"
„Ja, z'erst, da war'n auch Sie sympathischer..."
„Aber, jetzt weiß ich wirklich nicht, was...?"
„Servus... i geh...!"
„Obst hergehst...? I zermantsch dich gleich...!"
„Jetzt kannst auf oamal wieder höflich sei...!"
„Vor Liab könnt i dir glei 's G'wand awireißen..!"
„Siehgst, wia du aa nett sei kannst...!"
„Ich bring dich um, vor lauter — —!"
„Jetzt g'fallst ma wieder... Aber — was hast denn auf oamal g'habt...?" Bist du leidend oder hast an Anfall von Schwind'l kriagt...?"
„Ich bin unsicher word'n... und hab mich auf einmal nimmer aus'kennt..."
„Da sollst aber scho was toa dagegen, damit 's net ärger wird...!"
„Weißt, Schatz...! Mit dö Madln allein komm ich zur Not schon noch z'recht... Aber — wenn sich so a Münchner Faschingsnacht dazuschlagt, nacher wird a jeder einmal unzurechnungsfähig...!" E. H.

(H. Lehmann)

Berliner Karneval

VON

FELIX RIEMKASTEN



„Sag' mal, Peter, bist du eigentlich von hier?" – „Nee, ich habe nur geschäftlich hier zu tun!" – „Ach so, Spesenkavalier!"

„Nee, nee, kommen Se man, hier in diese Ecke, hier is et richtich, hier können wir nachher, wenn wa erst'n dritten Mann gefun'n ham, unsan Skat kloppen. Für den jroßen Tumult in'n Saal habe ick nich viel über. Seh'n Se mal, bis sieben Uhr ha'ck in'n Laden jestan'n, bis siem Uhr is der Laden uff, und det is keen Spaß nich, da könn'n Se keene Mengkenke machen. Da sollten Se mal so steh'n, Sie, den janzen Dach, da jeht Ihnen en Licht uff, wat Spaß is. Da haben Sie an Fasching keenen Jedanken! Na, und denn, wenn der Laden zu is — denken Se vielleicht, denn kann man sich einfach so instell'n uff jroße Lustigkeit und Fasching und den janzen Klamauk? Da sin Se schief jewickelt, total schief.
Ick ha also erst mal Kasse jemacht, alles wechjepackt, und da war et sozusagen achte, und denn bin ick losjesaust, det ick nach Hause kam. Ick hatte eene Affenwut. Ick dachte: ‚Ihr könnt mich an'n Arm lecken mit Fasching und so!' Aber det is so, det haben die Weiber bei mir zu Hause so bestimmt, da kann een Mann nischt jejen machen, und da war ick also sowieso schon wietend, wie ick zu Hause ankam, abmaracht, janz hin, und die da, die stehn da mit Hosen an und papierne Hüte uff, und mir, wo ick den janzen Dach meine Last jenuch jehabt habe, mir treiben se noch an. Beeilen soll ick mir! ‚Vata nun beeile dir doch man een bißcken!' Ja, Kuchen! Denen ha'ck vielleicht jesagt, Sie, wat Eile is. Ihr mit eure Nischtduerei den janzen Dach, ha'ck jesacht; ihr, ha'ck jesacht, wo ihr ibahaupt nischt dut und freßt bloß det Jeld uff und hängt euch bunte Lumpen an'n Hintan und quatscht mir die Ohr'n voll und treibt mir, und drängeliert mir, und ick, habe ick ihnen jesacht, ick zerreiße mir beinah, und nu heeßt et noch: Vata, beeile dir! Ick habe ihnen jesacht: Ick habe jetzt i e b a h a u p t keene Lust nich; jeht alleene los, macht euren Fasching selber, Fasching ist dämlich! Habe ick ihnen jesacht. Det hätten Se man sehen sollen, Sie! Wat die Olle jetückscht hat und jeschimpft, und det Määchen hat jeheult. Und wat sagen mir die? Sagen die doch wirklich und wahrhaftig, ick bin es, der ihnen alles vermasselt, und keene Freude nie nich und nie keene Gemütlichkeit und Stimmung, und gerade heute hätten se sich so riesig jefreut auf den Karneval...
Nu sagen Se bloß, Sie, wat is det eigentlich: Karnewall? Mit eenmal verkleiden sich alle Menschen, und det soll lustig sin. Det is Maskenball, weiter nischt! Aber wenn ick uff'n Maskenball jehn will, denn brauch' ick mir nich so'n Quatsch vorzumachen, det det Karnewall sin soll, oder rheinische Fröhlichkeit, oder echt Münchner Faschingstreiben. Is doch wahr, nich? Was meine

---

Olle is, sehn Se mal, oder meinswejen Ihre, wenn die sich türkisch anzieht und jeht als Haremsodaliske los, und dabei will se jar keener, und nachher sitzen se doch bloß mit dieselben ollen juten Bekannten und trinken Kaffee und reden von ihre Krankheiten und Kinder und von die jemeinen Kunstjriffe, wo se uns Männer die Luft mit können abschneiden — nu frahre ick Sie: Wieso is diß Karnewall?

Ick habe auch zu meine Tochter sofort jesacht: Wennste denkst, mit die kurzen Hosen und deine mageren Beene kannste dir einen ankratzen, der noch nüchtern is, denn kannste dir die Mühe sparen und viel lieber zu Hause bleiben.

Is doch wahr! Und wer bezahlt den janzen Quatsch? I c k doch bloß, klar. Kostüme für drei Personen!! Ick danke schön. Für die Weiber habe ick die Kostüme ja besorjen müssen, det sehen Sie ja; drüben schwofen se, die Olle türkisch und det Määchen tirolerisch. Aber det nun deswegen ick mir in ein Kostüm werfe? Nee, bei mir nich. Sehen Sie, ick bin nich aus München, ick bin keen Rheinländer, ick besaufe mich ohne Kostüm, ick habe Karnewallereien nich nötig. Ick käme mir dabei wie'n Affe vor. Ick habe mir meinen Schmoking anjezogen und en jrünet Band drum, meinswegen will ick mir ooch eene Papiermütze noch uffsetzen, aber denn is Schluß damit. Det jenücht!

Und denn, überhaupt, bitte schön: wo is denn nun die anjebliche jroße Faschingsstimmung, det fröhliche Karnewallstreiben und der janze abjemeierte olle Schwindel? Seh'n Se wat? Merken Se wat? Ich merke nischt. Ick sehe bloß, det die jungen Bengels hinter die jungen Määchens her sind, aber det sind se sowieso, det sind se immer, dafür brauchen wir keene Kostüme zu leihen. Und wat die Ölleren sind, oder det Mittelalter, so wie wir, die sind immer schon ernste Jeschäftsleute jewesen, die jeben sich zu solch Theata nich her und trinken lieber im Hinterjrund ihr solides Quantum. Nu is es ja richtich, es könnte ja einer mal ufftreten und Stimmung machen; aber wer will mit sowas anfangen? Sie vielleicht? Ick vielleicht? Und nachher gucken se einen nur alle jroß an, und wenn man zu Hause kommt, kriecht man et von der Frau zu hören, det man sich wieder mal benommen hat... na, wie'n Affe.

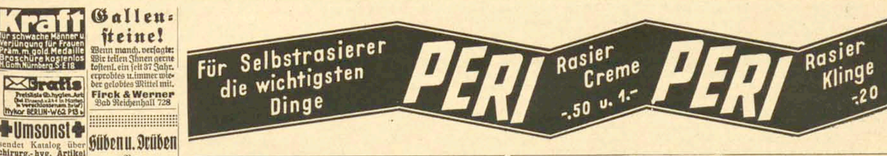
Wissen Se, wat ick mir denke? Für det deure Jeld, wo se heute doch überall Uffschlag nehmen für die Jetränke und für die Jarderobe und allens überhaupt, da is det Lokal vapflichtet, die Stimmung zu liefan, und wir, die Jäste, wir gucken zu und seh'n uns det Ding an."

Untrügliche Anzeichen

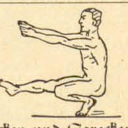
(O. Herrmann)



„Gehst du auf den Fasching?" — „Ja!" — „Triffst du dich etwa heute abend mit Max?" — „Siehste doch!"







Ein würdiger Mann — und der Rosenmontag

(R. Kriesch)



Den Namen dieses würdigen Mannes auch nur anzudeuten, der am Rosenmontag des Jahres 1929 in Köln fast unter die Räder des Prinzen Karneval geriet, verbietet nicht etwa sein philosophischer Rang, sondern einfach menschliches Einsehen. Denn er war und ist immer noch ein Philosoph, der aus Beruf über alles Menschliche nachdenkt, aber den Menschen, besonders, wenn sie mengenweise auftreten, etwa wie riesigen und stimmbegabten Bazillen auszuweichen trachtet.
Treu seiner Gewohnheit, die alle menschliche Gewohnheit verachtet, strebte er auch an diesem besagten Rosenmontag, dicht an die Häuserzeile geschmiegt, den Blick am Boden, den rechten Zeigefinger als Lesezeichen im Buch der Manteltasche, in Richtung zur Alma mater, die damals noch ihren Tempel am Agrippinaufer hatte. Und da er, an der Hauptpost etwa, soeben über die Struktur und Schichtung der Kategorien grübelte und über die Naivität lächeln mußte, die Raum und Zeit für kategorial erste Gebilde zu halten sich anmaßte, war das lebendig begrenzte Gäßchen zwischen Häusern und auf den „Zoog" wartenden Zuschauern auf dem Bürgersteig selbst für seinen philosophischen Schmalspurschritt zu eng geworden.
Er bat, zuerst freundlich herablassend, dann, als er fühlte, daß er wie zu Steinen rede, eindringlich überzeugend, schließlich, als der aus Menschen gebildete Schlund noch enger wurde, mit der Angst des Erstickenden: ihn doch durchzulassen auf die freie Straße; nein, nein, er wolle sich nicht vor die erste Reihe stellen, gewiß nicht, er wolle einfach weiter und habe durchaus keine Zeit. Das letzte erschien den einen wie ein Spaß, den andern wie eine Beleidigung des Prinzen Karneval, und man bedeutete ihm, daß an diesem Tage jedermann Zeit haben müsse.
Er seufzte und blieb also stehen; und wartete; eine, zwei Stunden. Und dann kam der „Zoog": der Prinz und der ganze närrische Hofstaat, die „Funken" in ihren leuchtenden Uniformen, die „Köbesse" und Wagen voll schöner, herausgeputzter Mädchen, und was weiter alles zu einem rechten Kölner Karnevalszug gehört. Und das dauerte wiederum über eine Stunde. Froh darüber, daß er mit gelassener Seele Lärm, Gedränge und das ihm widrige Schauspiel ertragen hatte, eilte er wie ein aus der Falle entschlüpftes Kaninchen querfeldein, d. h. über den Domplatz, durch die Hohe Straße, stand im Geiste bereits auf der Bücherleiter des Seminars, als — er faßte zunächst das Grausige nicht in seiner letzten Konsequenz — als er wieder auf diesem Bürgersteig zwischen Häusern und Menschen ging, noch ging, aber schon die Schultern schränkend wie ein Hund und von einer unseligen Ahnung gehetzt.
Wieder schloß sich der Schlauch vor ihm, und zwar in Form eines anmutig gerundeten Pelzmäntelchens.
Der Philosoph überlegte: er mußte fort! Und er rief laut, flehend: „Ich habe den Zug bereits schon einmal gesehen! Lassen Sie mich doch durch!" Doch man bedeutete ihm: das kenne man schon; er wolle sich nur vorne anstellen. „O Gott!", die Haare sträubten sich ihm. Gibt es denn wirklich, was er bisher vertrat: eine intersubjektive Verständigung? — Da kehrte sich ihm nun ein allerliebstes Puppengesicht zu, prüfend, taxierend, verwundert. Und er witterte Mitleid in ihren Augen. Sie flüsterte ihm etwas zu und er ihr — dann rief er, höflich und mit konzentriertester Stimme, dem Mann, der vor dem Pelzmäntelchen stand, auf die Schultern tippend: „Ach bitte, Herr, haben Sie doch vielleicht die Güte, ihrem Vordermann zu sagen, daß er seinem Vordermann weitergibt, er möge auf die Straße treten und mich durchlassen." Und dann, mit erhöhter Stimme: „Die Dame muß zur Ärztin!" „Wat haeß du denn demm Mädcher jedonn?" sagte einer, und man sagte sonst noch mancherlei. Und man lachte. Ja, eher hätte die Mauer aus Stein hinter ihm sich geöffnet, als die Mauer der Kölner, die auf den „Zoog" warteten.
Nun war es mit seiner Haltung vorbei. Er rief nach dem Polizisten, und der kam auch schließlich, vernahm den Ruf nach der Ärztin, und zwar nach einem Fräulein Doktor Sowieso, die in der Nähe der Universität wohnte. „Eine Frauenärztin?" fragte der Polizist sachkundig, und der Philosoph nickte ergeben; und das Pelzmäntelchen desgleichen. Darauf fragte der Polizist weiter, ob es nicht auch ein Frauenarzt sein dürfe. Und als man ihm das zugestand, drängte er sich plötzlich durch die Reihen der Gaffer durch, der Hüter des Gesetzes, und sagte: „Bitte, Sie stehen ja vor der Schelle!" Und er trat an das Pelzmäntelchen heran, musterte es eindringlich und sagte dann: „Jawohl, Frauenarzt!" Und er schellte selber. Die Tür war aufgesprungen, sie standen im Hausflur, und der Polizist sagte, mit einem merkwürdig unsicheren Blick auf den ahnungslosen Philosophen: „Fräulein, wir haben wohl noch ein Wörtchen zu reden, wir kennen uns doch, nich?" Das Mädchen war empört, sagte: „Sie? Was wollen Sie!?!" Und sie wandte sich gegen ihren Beschützer, und der wiederholte genau ihre Worte, drohend gegen den Polizisten gewendet, wie ein Automat, ein Automat der Notgemeinschaft sozusagen. Im übrigen war er noch immer ganz ahnungslos. Und er blieb es auch.
Da aber auf der Straße Pauken und Trompeten das Nahen des Prinzen Karneval verkündeten, fuhr der Polizist zusammen und flog davon wie ein Korken von der Flasche; und auch das Mädchen, das die beiden soeben ins Wartezimmer gebeten hatte, flog ebenso davon. Das Pelzmäntelchen war mit einem Satz am Fenster. „O, der is ja schon vorbei!" schrie sie hilflos, aufgelöst, gänzlich verzweifelt und rannte in das nächste Zimmer.
Als der Philosoph seine Lage übersah, stellte er fest, daß er sich mit einigen Zeitschriften und seinem aus der Manteltasche gezogenen Buch „Die Sphäre des idealen Seins" ganz allein im Wartezimmer eines Frauenarztes befand.
Aber er bemühte sich im Verlauf der nächsten halben Stunde vergebens, einen Satz ins Bewußtsein zu heben. Nein, es kam nicht von dem Lärmen draußen auf der Straße, es war auch nicht der antiseptische Geruch dieses Raumes, der jeden Gedanken entkeimte. Die Störung ging vielmehr von einem gar nicht vorhandenen Gegenstande aus, also kam aus einem Mangel! Und „die Sphäre des idealen Seins" ermangelte eines Pelzmantels, jawohl, eines so zierlich gerundeten, dessen Vorhandensein im Gedränge man noch nicht zu schätzen gewußt hatte und den man nun entbehrte — o Schmach und Schande! Es war ein schöner, teurer Mantel, es mußte eine Tochter aus bester Familie sein!...
Der Philosoph ging unruhig im Wartezimmer auf und ab, schob die Stühle, und schließlich steckte er die „Sphäre des idealen Seins" in die Tasche. „Wo ist sie?" fragte er laut. Dann, mit einem mächtigen Griff, klinkte er die Türe auf, und noch eine, überschritt den Flur, horchend, mit klopfendem Herzen. Da scholl aus einer Tür Lachen und Gläserklingen. Er klopfte, man kümmerte sich nicht darum. Und als er eintrat, sah er, nur das eine sah er: sie saß einem Manne auf dem Schoß, wahrscheinlich dem Doktor persönlich! Ohne Pelzmantel! Und sie tranken und lachten allesamt, die sich auf den Schößen saßen, und sie merkten ihn gar nicht in der Sphäre seines idealen Seins. Wo gibt es da die ontologische Behebung in der Aporie zum fremden Ich? So denkt er und schließt leise die Tür und steigt ebenso leise die Treppe hinunter.
Vielleicht, daß man den „Zoog" zum drittenmal erreicht? Das ist ein Einfall, das wäre! — und er beschleunigt seinen Schritt, diesmal aber nicht wie ein Hase, sondern wie ein Wolf. S. A.

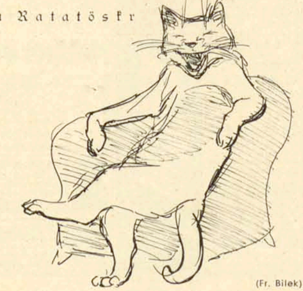
Zwiesprache im Karneval / Von Ratatöskr

Ich stellte mich vor meinen Spiegel
und maß den unrasierten Igel
mit stark gedämpfter Sympathie.
Und weil ich sehr auf Formen achte,
wenn ich mich objektiv betrachte,
nannt' ich mich kühl und höflich „Sie".

„Sie wollen also", sprach ich zweifelnd
und Hohn in meine Stimme träufelnd,
„Sie wollen sich dem Fasching weih'n?
Sie wollen mit erhitzten Nerven
sich ins Kostüm der Lüste werfen
und schäkernd jemand anders sein?

Wie? Glauben Sie, durch solche Faxen
die Haut, die Ihnen angewachsen,
vorübergehend los zu wern?
Rien du tout! Sie haben Kosten,
und statt hellauf zu brennen, glosten
Sie trüb wie andre ältre Herrn.

Das wäre —", rief ich mit Emphase.
Da unterbrach im Spiegelglase
mich mein geschätztes Vis-à-Vis:
„Wozu dies larmoyante Flennen?
Man sollte mich doch schließlich kennen . . .
Drum sag' nur wieder du statt Sie!"



(Fr. Bilek)

Die Faschingsbekanntschaft

(K. Heiligenstaedt)



„Meine Lieblingsblume wollte er wissen, meine Handschuhgröße, nach meinen Parfümwünschen hat er sich auch erkundigt, er wollte genau wissen ob mir Saphire sympathisch sind oder Rubine, aber gegeben hat er mir nur seine Telefon-Nummer!"

Die Vermummten

Von Uli Klimsch

„Narri, Narro!" rief es durch die stille, nächtliche Winterlandschaft.

Im Gasthaus zum „Ochsen", hoch im Schwarzwald, sammelten sich die „Narrischen und Verruckten" zur Abfahrt ins Tal. Ein großer Wagen mit Schneeketten stand für die vermummten Frauen bereit. Auch Männer setzten sich dazu, aber diese trugen keine Masken, weil sie tanzen wollten. Und mit einem vermummten Manne tanzt im Schwarzwald kein Mädchen gern.

Lisel Butz, die Tochter des Lehrers, und Anna Winterhalder, die Tochter des Sternenwirtes, hatten sich als Großmütter verkleidet, obwohl sie wußten, daß der Heiner und der Hansel etwas für sie übrig hatten. Der Hansel war auch ein Lehrerssohn, der Heiner arbeitete in der Papierfabrik.

Die jungen Mädchen hatten sich im ganzen vier Großmütterkostüme zurechtgeschneidert, die sich durch nichts voneinander unterschieden, und hatten die zwei anderen Großmütter zwei älteren Frauen im Städtchen versprochen. Diese beiden älteren Frauen putzten sich genau so auf, wie sie es an mehreren Abenden des allgemeinen Vorbereitens den jüngeren Frauen abgesehen hatten.

Erwartungsvoll und freudig spähend traten Hansl und Heiner in den bunt und golden blitzenden, strahlend und spaßig geschmückten Saal des alten Gasthauses zum „Adler" ein, und ehe sie Überblick und Atem schöpfen konnten, wurden sie von zwei uralten Großmüttern angesprochen, eingehenkt und zum Tanz geschleift.

Mit dem Hansl tanzte die Großmutter Lisel, mit dem Heiner die Großmutter Anna. Da meinten die jungen Männer, obwohl sie sich bald von den alten Frauen mit ihren süßlichen, hohen Stimmen trennen wollten, daß es doch merkwürdig sei, wie jung sich diese Frauen anfühlten, und wie warm, und wie gut sie tanzten, obwohl sie sich nicht anschmiegten, sondern die Männer mit einer gewissen Härte und Gefühllosigkeit von sich weghielten.

„Wer bist denn du?" fragte Hans die Lisel, „darf ich deine Maske einmal lüften?" — „Am Aschermittwoch gern!" entgegnete die Großmutter. „Dann will ich deine Hände einmal sehen!" und schon riß Hansl am Handschuh, bekam aber einen leichten Klaps auf die neugierigen Finger und mußte sich endlich bescheiden.

Heiner ging robuster vor; er zerrte, ohne zu fragen, gleich überrumpelnd an der Maske seiner spröde tanzenden Großmutter und hätte sie fast mit einem Ruck abgerissen. Aber da kam er schön an. Wütend zischte die Vermummte: „Du Grobian!" und verschwand im Gedränge.

Aber siehe da! Schon kamen die Großmütter wieder, und zwar durch die Eingangstür. Hansel und Heiner stürzten sich auf sie und tanzten wiederum mit ihnen, doch seltsam, sie tanzten plötzlich viel schwerer und gediegener, und die jungen Männer gerieten in Schweiß und hatten das Gefühl, daß aus den leichten, schwebenden Großmüttern mit den hohen Stimmen stumme Dampfwalzen von Großmüttern geworden waren.

„Na", rief Hansel in die lärmende Musik hinein, „Großmutter, mir scheint, du bist inzwischen nochmals gealtert!"

Heiner aber machte aus spaßhaftem Zorn über die ungefüge Tänzerin einen scharfen, dauernden Linksdreher mit ihr. Da fing die alte Figur an, mächtig zu schnaufen, und als es gar zu arg wurde und der Heiner mit seiner urwüchsigen Kraft sie trotz Gegenwehr wie einen Kreisel drehte, konnte sie nicht mehr stumm bleiben und schrie laut auf: „Halt, du Simpel, du elendiger, du drickst mir ja die Knoche kabutt!"

Erstaunt hielt Heiner inne. Das war doch eine andere Stimme und eine andere, derbere Ausdrucksart als vorher? Nein, es war dasselbe Haubenhütchen, derselbe Rock, derselbe Umhang, dieselben weißen Locken, dieselben Handschuhe. So fragte er bescheiden: „Wer bischt denn du? Wenn mersch recht isch, bischt du das dicke Mariele von Hinderwange?"

„Was fällt denn dir ein, du Lausbub? Wen meinscht du denn, daß du vor dir hascht, um dir solch freche Redensarte zu erlaube?"

Nach diesen Worten verschwanden wie auf ein geheimes Zeichen die Großmütter zum zweitenmal, und es gelang Hansl und Heiner nicht, sie festzuhalten, vielleicht auch deshalb, weil sie ganz froh waren, sie los zu sein.

Tief Atem schöpfend standen sich die Burschen gegenüber und gestanden sich, daß sie jetzt unbedingt zum Glase greifen müßten, um Kraft für den nächsten Tanz zu gewinnen. Also gingen sie zum Ausschank und baten die Wirtstochter selber um je ein Viertel leichten Weines. Kaum daß sie im Schwung auf eine barbarische Weise den Trunk hinuntergegossen hatten, traten die Großmütter schon wieder auf sie zu und zogen sie, obwohl sie ablehnen wollten, mit unerbittlicher Liebenswürdigkeit hinüber in den Girlandensaal.

Heiner hatte einen kurzen Entschluß gefaßt: er wollte die Großmutter in tollster Weise hin und her schwenken, sie dann, so wie es die anderen Männer taten, auf die Straße führen, und ihr dann, so wie es die anderen Männer nicht taten, den Laufpaß geben.

Hansl dagegen machte eine Duldermiene und ließ seine Großmutter mit sich tanzen, indem er versuchen wollte, sich dabei möglichst zu schonen, sich kaum zu drehen und nur langsame Schritte zu machen.

Es kam aber anders. Wie sich Heiner drehte, wie er sich auch wandte, die Großmutter schwebte angeschmiegt mit wunderbarer Leichtigkeit, und er wußte nicht mehr, wie ihm geschah. Die Großmutter nahm seinen Kopf in beide Hände, gab ihm einen Kuß und verschwand wiederum wie beim ersten Tanz.

Jetzt wurde Heiner wach; als die Großmutter wiederkam, packte er sie sogleich, küßte sie und drehte sie, als wäre sie seine Braut. Obwohl nun diese Großmutter zur Ohrfeige ausholen wollte, besann sie sich doch rasch und dachte sich, solch ein frischer Kuß von einem jungen Manne soll nicht bestraft werden, wenn er mir ja doch Freude macht. Sie schmiegte sich also an ihn und gab sich mit Sehnsucht dem Tanze hin. Da geschah es dem Heiner zum zweiten Male, daß er das Gefühl hatte, er tanze mit einem Sägebock oder mit einer altmodischen Buttermaschine. Darum bog er ab, dankte, bat die Großmutter förmlich zu einem Glas Wein und versteckte sich, obwohl die Großmutter folgte, rasch auf dem Treppengang.

In einem Zimmer des Gasthauses, hoch oben im dritten Stock, standen sich vier Großmütter gegenüber. Lisel und Anna standen auf der einen Seite, auf der anderen die beiden älteren Frauen, die sich gekränkt fühlten, obwohl ihnen von vornherein von den jüngeren klargemacht worden war, daß es sich nur um einen Faschingsscherz handeln solle.

Nach längerem Streitgespräch der heimlichen Eifersucht von Seiten der älteren Großmütter kam Lisel eine plötzliche und erfreuliche Lösung in den Sinn. „Wir werden euch verjüngen!" rief sie. „Hier in diesem Zimmer haben wir noch zwei Osterhasen, die wir eigentlich selber anziehen wollten. Nehmt sie, und werdet glücklich damit!"

Als die älteren Großmütter die Hasen angezogen hatten, waren die jüngeren Großmütter fast ein wenig traurig, daß sie diese witzigen Kostüme an die eifersüchtigen Frauen abgegeben hatten. Aber zur Reue war es nun schon zu spät, und so hakten die jungen Großmütter die Osterhasen unter und stiegen hinab in den Saal. Der Erfolg war einschlagend. Die Narrenmusik spielte einen Tusch, und im Nu waren die Osterhasen von allen Seiten umringt, und die Großmütter wurden beiseite geschoben.

Es war das, was man einen starken Augenblickserfolg nennt. Glückstrahlend schwitzten die älteren Großmütter in dem dumpfen Gehäuse der pappenen Hasenköpfe, mümmelten und riefen aus ihren finsteren Grüften auch Hansl und Heiner an. Heiner griff sofort der einen ins Maul und zog sie an der Nase. Da fing sie an zu schreien, und sogleich nahm der Spaß ein Ende.

Enttäuscht, bedrückt und müde saßen die großen Osterhasen hinten im Nebenraum, hatten sich die Köpfe abgerissen und aßen warme Würstchen. Die jüngeren Großmütter indessen hatten sich, nachdem sie nur kurz sich auf das bewußte Umziehzimmer zurückgezogen hatten, in weiße Angorakatzen verwandelt. Von Kopf bis Fuß waren sie mit lichtem seidigem Fell bekleidet und führten ihr drittes und letztes Kostüm, das sie sich in langen Winternächten ausgedacht und genäht hatten, mit solcher Anmut und Keckheit, daß ihnen bald ein ganzer Schwarm von Männern nachlief und mit ihnen tanzen wollte. Aber die Katzen dachten nicht daran, zu tanzen, sondern eilten treppauf und verwandelten sich lachend in ihrem Zimmer wieder in Großmütter. Während sie sich umkleideten, erschienen wiederum die Osterhasen und verlangten von den jungen Mädchen die Katzenkostüme, um endlich einmal Erfolg zu haben.

Inzwischen waren im Saal drei Urmasken der Gegend eingetroffen, Männer mit seltsamen Fratzen und vielen Schellen um den Oberkörper, die hopsten den nach uraltem Brauch streng für jede Ortschaft verschieden vorgeschriebenen Tanzschritt, ein paarmal auf dem einen Fuß, dann auf dem anderen, so daß die Schellen stetig erklangen. Da diese Figuren einsam vor sich hin trappsten und hopsten und sich um niemanden kümmerten, auch nicht der Musik folgten, sondern eine geheime Musik in sich zu tragen schienen, wirkten sie in der sekt- und weinfröhlichen Aufgelöstheit des Festes wie unheimliche Geister aus einer anderen, verschollenen Welt. Man konnte über das dumpfe Treiben nicht lachen, sondern fühlte in der angestrengten Entschlossenheit der Männer einen seltsamen, unbekannten Ernst, so wie er auch über den alten Wäldern lag.

Als die Katzen nun zum zweiten Male auftraten, fanden sich zwei Tänzer für sie, ließen aber bald von ihnen ab, als sie merkten, daß sie weder anmutig noch beweglich tanzten. Da die alten Katzen auch keinen Sekt bekamen, weil sie niemand einlud, verließen sie schließlich mit raschen, bösen Schritten das Fest.

Die beiden jungen Mädchen atmeten auf. Wie der Teufel zur Hölle fährt, so verschwand die Störerin Eifersucht in der Winternacht hinter den Schellentänzern. Aber wie erschraken sie, als sie merkten, daß Heiner und Hansl nicht mehr im Saale waren. Lisel und Anna suchten alle Räume ab, vergeblich!

Heiner und Hansl waren den alten Katzen gefolgt, weil sie beim ersten Auftreten der Katzen Lisel und Anna an ihren Bewegungen erkannt hatten. Kurz zuvor hatten die Männer nochmals einige Gläser Sekt hinuntergeschüttet. Nun mochte kommen, was da wollte. Und es kam, was da wollte. Heiner und Hansel, die um die zweite Morgenstunde das feinere Gefühl für Unterschiede durch den Festrausch und den Champagner verloren hatten, wurden später im „Kaffee Waldlust" gesehen. Dort saßen die alten Katzen neben ihnen bei Kaffee und Schnaps und streichelten die jungen Männer mit ihren weißen Pfötchen.

Als die Männer im Morgengrauen allein durch den Wald bergan stiegen, gestanden sich Heiner und Hansel, daß sie heute nacht ein großes Glück erlebt hätten. Darum müßten sie noch einmal einkehren. Das taten sie dann auch und betraten, nachdem sie die Höhe erreicht hatten, das Gasthaus zum „Ochsen", in dem sie, ohne sich durch den Morgenputz und die hochgestellten Stühle stören zu lassen, ein mehrfaches Hoch auf die seidenweichen Katzenpfötchen ausbrachten, ohne zu ahnen, daß sie einer wirklichen Katzenlist zum Opfer gefallen waren.

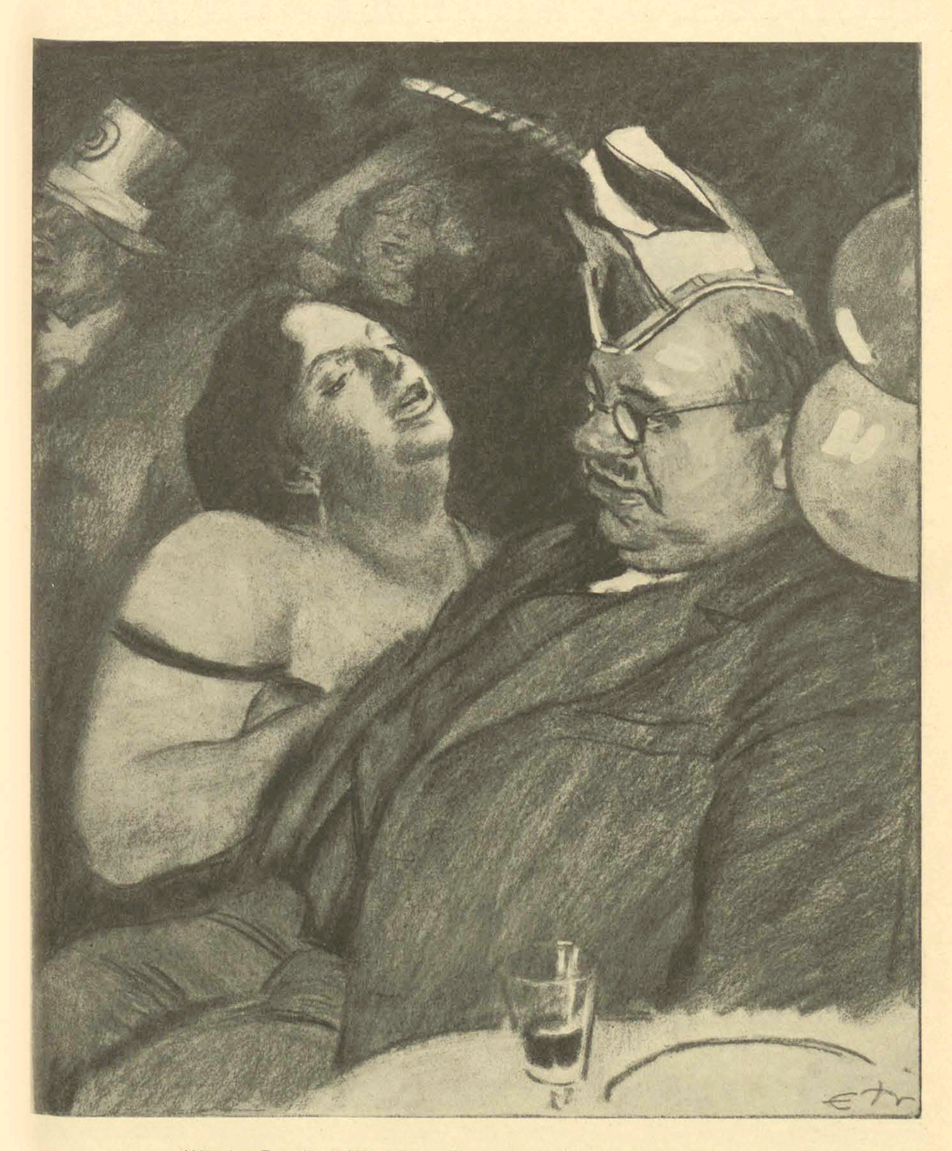
VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G.m.b.H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. IV. Vj. 36 20174. Auflage dieser Nummer 20000. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Unterm Baum der Erkenntnis

(Eduard Thöny)



„Wie im Paradies! Wie wär's denn mit einem Sündenfall, Kleener?"
„Um Gotteswillen, jetzt keenen Appel, da krieg ich ja Sodbrennen von!"

Notlandung

(Wilhelm Schulz)



„. . . und wer sagt Ihnen denn, liebe Hausfrau, daß ich nicht nüchtern heimgekommen bin?!“

München, 14. Februar 1937
42. Jahrgang / Nummer 6

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Im Münchner Autobus

(Eduard Thöny)



„Sie, Sie dürfen aber bloß hinten rauchen!" — „Ja, Herrschaftsaxn, dös ko i fei net!"

Vielleicht liegt es nur am schlechten Schlaf?

Zuerst merken Sie überhaupt reinweg gar nichts. Der Tag erwacht mit seiner Pracht und Sie mit der Ihren. Sie reiben sich die Äuglein, denken an dies und das oder bloß an das oder auch an nichts, schlagen die Decke zurück, erheben sich schnell oder langsam, blinzeln in den lachenden Morgen hinaus und stellen kaum fest, daß es schneit oder friert oder regnet. Sie räuspern sich, husten, lassen die Schleimhäute sprechen und trillern. Das hört sich nicht schön und melodisch an, aber viele lieben es bei sich. Vielleicht pfeifen Sie sogar ein wenig, denn manche Männer sind es gewohnt, in der Frühe zu pfeifen und wie das Vöglein auf dem Ast dem Morgen zuzujubilieren. Die Männer tun dieses aber meist nicht auf einem Ast, sondern im Badezimmer, während sie sich rasieren.

Also bisher sind Sie durchaus ein netter freundlicher Mann, der kein Wässerchen trübt, nicht im Trüben fischt, der gebärdig ist, flätig und wirsch. So scheint es, aber ich sage Ihnen, unter der Asche des Mannes glimmt manchmal ein Vulkan, der ausbrechen will. Meist geht es beim Rasieren los. Beim Rasieren kommen einem immer die schlechtesten Gedanken. Da fällt Ihnen zum Beispiel ein, daß Sie Ihre Telephonrechnung noch nicht bezahlt haben und daß Sie heute das Geld persönlich aufs Postamt bringen müssen. Da fällt Ihnen ferner ein, daß der P. P. gesagt hat, Ihr Geschreibsel werde von Tag zu Tag langweiliger, oder da fällt Ihnen ein, daß Trude gestern gesagt hat, die Puttlingers kommen heute zum Essen. Oh, ich kann Ihnen hundert Vorschläge machen von Dingen, die Ihnen einfallen können. Lauter unangenehme Dinge, an die Sie nicht gerne denken. Aber ich weiß, jeder Mensch, auch der Unbegabteste, verfügt in diesen Augenblicken über eine Fülle von Phantasie und es fällt ihm immer etwas ein, worüber er sich ärgern könnte. Und sollte aus der ganzen Masse des Ärgers, die die Welt in ihrer Unerschöpflichkeit zu bieten hat, und die jedem Menschen, ob arm ob reich, ob Arier oder Mongole, ob Radfahrer oder Briefmarkensammler, ohne unbillige Härten zur Verfügung steht, im Augenblick nicht greifbar sein, so gäbe doch zum Beispiel das Nichtvorhandensein Ihrer Zahnpastatube die beste Gelegenheit, die Badezimmertür zu öffnen und mit drohender Stimme ins All hinauszurufen: „Wo ist denn .....“ Das All wird in diesem Falle durch Ihre Haus- und Familiengenossen nicht schlecht repräsentiert, sagen wir mal durch Ihre Frau, die Köchin, die Kinderchen, oder vielleicht auch durch eine andere verängstigte Verwandte. Das All kann durch jeden täuschend dargestellt werden. Jetzt spürt es dieses All, daß Sie verärgert sind, daß Sie schlechter Laune sind. Zum Ärgerlichsein gehören immer mindestens zwei; einer, der 's ist und einer, an dem man 's ausläßt. Der Mann auf der einsamen Insel steht mit seinem Ärger mutterseelenallein, der Arme hat kein mitfühlendes Herz, das er seine schlechte Laune spüren lassen kann. Aber ach, wie wenig einsame Inseln gibt es!

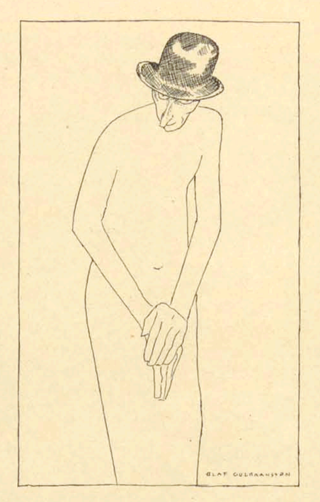
Jetzt ist kein Halten mehr. Sie werden entdecken, daß Ihre Hosen nicht gebügelt sind, Ihr Hut nicht abgebürstet ist, Taschentücher nicht zu finden sind. Sie werden überhaupt so viel finden, was nicht ist. Sie sind sehend geworden wie die ersten Menschen nach der Vertreibung aus dem Paradiese. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Sie dem kleinen Helmut, der ahnungslos Ihre Bahn kreuzt, eine 'reinhauen. Mit Recht natürlich; denn es wird sich ja schließlich irgend etwas finden lassen, was er angestellt oder unterlassen hat. Seiner Mutter, die ein gewisses Mißverhältnis zwischen seinem Vergehen und Ihrer Strafe feststellt, werden Sie bedeuten, daß das Leben ihn auch nicht immer mit Glacéhandschuhen anfassen wird. In diesem Augenblick sind Sie das personifizierte Leben, das nichts mit Glacéhandschuhen anfaßt. Vom liebenden Gatten, treubesorgten Vater, liebenswürdigen Plauderer, allesverstehenden und darum verzeihenden Vorgesetzten ist nichts mehr in Ihnen übriggeblieben. In solchen Momenten hat gewiß Xerxes das Meer peitschen lassen, der Kalif sein Badezimmer mit den Büchern der Bibliothek von Alexandria geheizt und Zar Iwan den Beinamen des „Schrecklichen“ erstmals erhalten.

Es ist für die Menschheit ein Segen, daß Sie jetzt nicht der Perserkönig oder sonst ein asiatischer Wüstling sind; denn dann hätte Europa nichts zu lachen, und wilde Reiterscharen würden, das Beefsteak unter dem Sattel, schändend, mordend und brennend die Lande überziehen, und Sie selbst immer vorne dran. Schrecklich, schrecklich! Aber auch in Ihnen regt sich etwas wie ein Welteroberer und Sie beschließen, Ihrem Chef einen Brief zu schreiben, daß Sie hiermit kündigen, daß Sie den ganzen Krempel hinschmeißen, daß Sie nicht gewillt sind, sich das alles mehr gefallen zu lassen; denn Sie sind auch nicht auf der Brennsuppe dahergeschwommen, und er soll seinen Dreck alleene machen. So beschließen Sie, und Sie können Gott danken, daß er zwischen Ihr trautes Heim und Ihr Büro eine Trambahnfahrt von einer halben Stunde gesetzt hat.

Doch so weit sind wir noch nicht. Sie haben den natürlich zu kalten Kaffee und die selbstverständlich fast verbrannten Semmeln zur Hälfte stehen gelassen und sind hinausgestürmt ins feindliche Leben.

Sachte, sachte, Mann! Ich warne Sie! Ich weiß, Sie werden keine wertvolle Bibliothek verheizen, aber immerhin, Sie befinden sich jetzt gerade im Zustande aufkeimender Beamtenbeleidigung. Meiden Sie Schutzleute, umgehen Sie Trambahnschaffner und, wenn Sie ein Auto haben, bitten Sie Ihren Schutzengel, daß er Sie nicht in Versuchung führe, einem Verkehrsbeamten auch nur das geringste zuzurufen. Drei Mark wäre das mindeste, was Sie zu zahlen hätten. Ich flehe Sie an, denken Sie jetzt nicht an Ihre Steuererklärung, denken Sie an Schönes, an blumige Wiesen, an Weib und Kind, an schönere Weiber und artigere Kinder, an eine höhere Gehaltsklasse. Stellen Sie sich vor, daß Iwan, wenn ihn gute Freunde vorher gewarnt hätten, nicht mit dem Beinamen des Schrecklichen bedacht worden wäre, sondern vielleicht als Iwan der Pensionsberechtigte in die Weltgeschichte eingegangen wäre! Vielleicht, vielleicht...

Foitzick



So man hat

Von Dr. Owlglaß

„In lauter kleinen Teilchen,
in lauter kurzen Weilchen
zerstiebt die Zeit tagein, tagaus.
Läßt du die Fäden schweben,
statt sie zu Tuch zu weben,
wird nichts als Langeweile draus.“

— Vom sicheren Geleise
verkündet es der Weise,
mit Homespun köstlich angetan.
Ich stehe nackt und friere
— Gott, wie ich mich geniere! —
und blinzle die Sekunden an.

Madame Tabouis' Enten haben kurze Beine!

(Erich Schilling)



„Mein Marokko-Entchen ist leider gleich krepiert! Aber sicherheitshalber hab' ich mir jetzt ein paar neue Eier untergelegt."

Im Garten Eden

(Karl Arnold)



„Mag sich die Schlange ruhig von Friedenspalmen nähren — ich, als Engländer, habe meine Butter!"

Die Weser brennt!

Von Georg von der Vring

„Die Weser brennt!" — — Mit diesem Schreckensrufe kam der Tagelöhner Hinrich Achteran, ein schwachköpfiger Alter, in die Küche der Katrin gestampft. Er schnaufte, so sehr war er gerannt. Er schlug die Tür hinter sich zu und schob den Riegel vor, als wäre ihm die „brennende Weser" auf den Fersen. Alsdann fiel er auf einen Stuhl, zwängte die steifen Finger wie zum Gebet ineinander und jammerte los: „Und erlöse uns von dem Übel... von der Weser... sie brennt... erlöse uns davon..."

Es war ein feuchter Winterabend, als sich dies ereignete. Die Katrin saß vor dem Herd bei einer Tasse Tee und strickte. Sie staunte darüber, daß Hinrich Achteran ihr Haus betrat; denn es kam nie jemand zu ihr. Warum kam niemand zu dieser alten ledigen Katrin? Weil sie böse war und geradezu verrückt! Und warum war sie böse und verrückt? Weil sie keinen Mann bekommen hatte. Die Männer waren bei ihr, verflucht nochmal, ausgeblieben! Wenn sie sah, wie all die Kerle bei anderen Frauen herumschwänzelten, so bekam sie die Wut; sie hätte ihr Brotmesser nehmen und dazwischenfahren mögen! Das einzige Mittel, sich vor diesen Weibern in ein besseres Licht zu setzen, war, daß man ihnen ein wenig Sand in die Augen streute; so erzählte die Katrin überall, daß sie in ihren „besseren Jahren" mehr Männer gehabt hätte als irgendeine andere. Viele Männer! Wieviele aber? Nun, genau einunddreißig!

Einundreißig Männer! Eine grandiose Protzerei bei einem so scheusäligen Gesicht und einem so krummen Gestell! Es dauerte nicht lange, so nannte man die Katrin in der kleinen Hafenstadt nur noch die „Katrin-einunddreißig". Überall, wo sie sich zeigte, bekam sie ihren Spitznamen zu hören, vor allem von den Jungens; und sogar ernste Männer machten sich den Spaß, ihn ihr nachzurufen. Sie war schon ein armes Weib! Die Jungens nämlich, diese schmutzigen Strolche, entblödeten sich nicht, vor ihre Tür zu kommen und in vielstimmigem Chor den Gesang anzustimmen: „Katrin-einunddreißig!" Zwar gleich nach dem Geschrei mußten sie sich vorsehen; denn die Katrin kam aus ihrer Küche auf die Deichstraße gerannt, und sie hielt wahrhaftig ihr Brotmesser unter der blauen Kattunschürze bereit! Man stob also vor ihr davon, und da man junge Beine hatte, so gab es für die Katrin keine Aussicht, sich zu rächen; in ohnmächtiger Wut schimpfte sie hinter den Knirpsen drein: „Heiducken! Sauigel! Takelzeug! Schweinevolk!" Und so weiter, wie es ihr gerade über die Zunge lief, gräulich und aufregend.

Ausgerechnet zu dieser gefährlichen und mannstollen Frau also stürzte der unverehelichte Hinrich Achteran an jenem feuchten Winterabend herein! Ausgerechnet bei ihr suchte er Schutz vor der „brennenden Weser", vor den vielen und immer neuen Flammen, die deutlich sichtbar vom Wasserspiegel des Stromes aufloderten. Wohin hätte er sich auch so rasch retten können? Es gab hier nur das Häuschen der Katrin und kein anderes. Flammen auf der nassen Weser?... Jawohl, Flammen auf der nassen Weser!

Und nun hing der Hinrich wie ein Bündel zerrissener Netze auf seinem Binsenstuhle und stöhnte und tat so, als riefe er seinen Herrgott an!

„Die Weser brennt?" fragte die Katrin mißtrauisch und ließ das Strickzeug sinken.

„Jawohl... brennt!" ächzte Achteran.

„Willst du Streit anfangen?" grollte die Katrin.

„Nein, nein!" verwahrte sich der alte Tagelöhner. „Das nicht! Sie brennt wahrhaftigen Gottes in lichten Flammen, Katrin!"

„Wo aber?"

„Schon beinah überall!" jammerte Achteran. „Deine ganze Küche ist ja schon hell davon!"

Katrin hob den Blick zur verräucherten Decke empor. Der Mann hatte recht. Sie legte das Strickzeug fort, stand auf und ging ans Fenster. Und da sah sie den Flammenschein mit eigenen Augen! „Wahrhaftig!", fauchte sie los. „Wahrhaftigen Gottes brennt sie! Das haben die verdammten Jungens angezündet!"

„Das können kleine Jungens nicht anzünden", kopfschüttelte Achteran. „So Wasser, das kann bloß ein Unmensch gewesen sein oder der Satan selbst... so Wasser, das kann unsereiner gar nicht in Brand kriegen."

„Heiducken können so was!" versetzte die Katrin grimmig. „Und nun sitzt du da, Achteran, und flennst! Hol doch die Feuerwehr! Sie soll mit der Spritze kommen!"

„Das kann keine Feuerwehr nicht löschen", wehrte der erschrockene Mann ab. „Das ist wie die Sünde... da kann bloß beten helfen." Und er fuhr fort, laut und in rauhen Jammertönen zu klagen, und die harten Hände aneinanderzureiben und knirschen zu lassen.

Katrin stand und drückte den knochigen Schnabel ihrer Nase an die Scheibe. Der Flammenschein spielte auf ihrem mageren Vogelgesicht. Sie dachte nach. „Das hab ich noch nie gehört", sagte sie nach einer Weile. „Wasser, das anbrennt, du! Wenn das bloß kein Schiff ist! Richtige Flammen sind da auf der Weser zu sehen. Das steht und brennt sich aus. Und nun rennt alles Volk zusammen. Alles rennt vorbei, hör doch! Nun mag auch bald die Feuerwehr kommen mit den Helmen. Wenn aber morgen das ganze Wasser ausgebrannt ist? Was dann?"

Achteran schien diese Befürchtung zu teilen. Die qualvolle Vorstellung — ein ausgebranntes und angekohltes Weserbett — gab ihm den Rest. Er begann zu röcheln und mußte sich festhalten, um nicht umzusinken. „Sei bloß still!" ächzte er. „Dann kommt... das Ende der Welt... auf uns zu!"

Katrin wußte natürlich, daß Wasser nicht brennen kann. So dumm, das zu glauben, war nur ein Mannsbild! Sie verließ das Fenster, kam zu dem weinenden Hinrich, schob ihren Stuhl zu ihm heran und nahm Platz. „Helfen kann dir da nur ein guter Mensch", flüsterte sie, so sanft sie konnte. „Wenn das Ende der Welt kommt, dann sind sowieso deine besten Jahre vorbei. Hast du Angst vor so was?"

Achteran nickte schmerzlich und schielte zum erhellten Fenster hinüber.

„Ich sitz' ja schon die ganze Zeit hier und mach' dir Mut", fuhr die Katrin fort zu flüstern. „Hab also



keine Angst! Bleib du nur ruhig in meiner Küche sitzen, Hinrich. Hier ist es schön warm, und hier trauen sich die Flammen nicht 'rein." Sie fuhr ihm mit den dürren Fingern über die Hand.
Achteran seufzte tief auf und sah an ihrer Nase vorbei. Ihm wurde etwas besser zumute. Er war wenigstens nicht allein; denn bei ihm saß die Katrin, die mit dem Brotmesser, vor der die Jungens eine Heidenangst hatten, sie selbst, Katrin-einunddreißig. Sie hatte wohl ein ganz liebes Herz, denn sie streichelte ihn sogar. Immerhin, er fühlte sich bei ihr so gut wie geborgen. Zwar die Flammen? Nun, es würde besser sein, nicht zum Fenster hinüberzusehen.
Er merkte dann, daß sie recht nahe herangerückt war und ihm die Stoppelbacken streichelte. Es war ein kitzliches Gefühl. Soso, eine Frau, die einunddreißig Männer gehabt hatte, richtete ihr Augenmerk auf ihn! Schön war sie ja nicht. Verlockend? O nein. Aber sie hatte eine sichere Küche, und draußen brannte die Weser vor aller Augen; und mit dem Streicheln würde sie ja, will's Gott, auch einmal wieder aufhören.
Noch einmal schnaufte er aus tiefster Kehle, obwohl er die Flammen nicht sah. Er räusperte sich und wollte etwas sagen; denn ihr Wille war unbändig und sie streichelte in einem fort... Schließlich, wozu brauchte man schon darüber zu reden. Getröstet ist getröstet...
Aber jetzt, mitten im vollsten Streicheln, ereignete sich etwas Grausiges. Vor der Tür erhob sich ein gellendes Kindergeschrei:
„Katrin-einunddreißig... Katrin-einunddreißig..."
Ha! Das Takelzeug war wieder da. Katrin ließ den Mann fahren, sprang zum Tisch, ergriff das Brotmesser und rannte zur Tür.
„So laß bloß um Gottes willen die Tür zu!" winselte Achteran und schlug vor der hereindringenden Helle die Hände vors Gesicht.



„Ich mach' sie kalt!" zischte Katrin und lief auf die Straße hinaus.
Achteran hörte die Holzschuhe der Kinder fortklabastern. Am liebsten wäre er aufgestanden, um die Tür zu schließen. Aber er wagte es nicht. Er preßte die Hände vor die Augen und zitterte am ganzen Leibe.
Gleich darauf hörte er jemand kommen. Als er zwischen seinen Fingern durchspähte, war es nicht die Katrin, sondern ein breitschultriger Mann in mittleren Jahren, mit einer blauen Schirmmütze auf dem Kopfe, blonden Locken darunter und Schweiß im Gesicht.
„Darf man eintreten?" fragte der Mann in Eile und setzte sich ohne viel Umstände an den Tisch. Er begann zu schreiben. Achteran war froh, daß er nicht mehr allein war. Er fragte leise:
„Brennt sie noch?"
„Wer?"
„Die Weser?"
„Die geht von selber aus", brummte der Mann und wischte sich den Schweiß von der Stirne fort.
„Geht sie von selber aus?" forschte Achteran.
„Ja, wenn das Petroleum verbrannt ist, gehen die Flammen aus. Der Weser macht das gar nichts. Aber mein schönes Schiff, Sie! Ich bin nämlich der Kapitän."
„Petroleum?" machte Achteran verblüfft. „War das denn Petroleum?"
„Natürlich, Mann! Ausgelaufen ist mir die Suppe und in Brand gekommen!", erklärte der Kapitän. Er sah sich den alten, ängstlichen Burschen auf dem Binsenstuhle ein wenig genauer an und fragte belustigt: „Was haben Sie sich denn gedacht, was da brennen sollte? He?"
„O nichts", kopfschüttelte Achteran und stand auf. „Darf man da draußen denn bis ans Wasser gehen?"
„Warum denn nicht?" machte der Kapitän. „Ihr wollt von der Wasserkante sein und habt noch nichts von Petroleum gehört, das anbrennt? Das Schlimmste ist, mein schönes Tankschiff sitzt nun auf Strand! Ein neues Schiff, Sie! Und daß meine Reederei so ein Sautelegramm von mir bekommt!"
Er malte sein Telegramm zu Ende und stand auf.
Achteran hatte jetzt begriffen, was da draußen passiert war, und viel Mut bekommen; außerdem war er mittlerweile recht neugierig auf das gestrandete Tankschiff geworden. So überwand er sich und folgte dem Kapitän zum Ufer hinunter.
Als Katrin sich da draußen in der flammendurchsprühten Nacht ausgeschimpft hatte und in ihre Küche zurückkehrte, bekam sie einen heftigen Schrecken: Hinrich Achteran war verschwunden... sein Stuhl war leer! Ihr Zorn erreichte den höchsten Grad. Er war ihr auf und davon gegangen, der Hasenfuß, und er würde so bald nicht wiederkommen; denn, das sah sie wohl, die Flammen auf der Weser waren kleiner und kleiner geworden; eine nach der anderen trieb fort und zerging. Es lag nur noch ein brennendes Schiff am Ufer, und die Feuerwehr war dabei, den Brand zu löschen. So war auch diese allerbeste Gelegenheit, einen Mann zu bekommen, verpaßt worden! Und auch daran waren die verdammten Jungens schuld!
Eine Weile stand sie auf ihren zitternden Beinen am Fenster und hielt das Brotmesser mit der Faust umspannt. Achtung, jetzt mochte ihr nur wer vor die Klinge kommen! Nur Geduld! Immer sachte! Jetzt hätte der Weltuntergang sich einstellen können, er würde sie gewappnet gefunden haben!
Als sie noch so stand, kam ein leichter Schritt auf ihr Haus zu. Es klopfte, die Tür ging auf, und ein junger Herr in einem eleganten Mantel erschien auf der Schwelle. Er verneigte sich, putzte seine Hornbrille, blinzelte in den Lampenschein und erklärte höflich:
„Ich denke mir, ich bin hier im Hause unserer lieben verehrten Mitbürgerin Katrin. Darf ich einen Moment eintreten?"
Katrin, die eben in der Stimmung war, ihr Brotmesser dem ersten besten Mann in den Leib zu jagen, schob dasselbe bei dieser freundlichen Anrede unter ihre Schürze. Sie ging um den höflichen Herrn herum und riegelte ab.
Der Herr zog arglos seinen Mantel aus. Er sagte munter: „Nichts für ungut, Frau Katrin, wenn ich so mir nichts dir nichts bei Ihnen eintrete. Ich bin seit gestern mit der Schriftleitung des hiesigen „Wochenblattes" beauftragt. Draußen ist ein Sauwetter. Ich brauche ein gastliches Dach, unter dem ich die Flammenkatastrophe auf der Weser sozusagen frisch vom Faß zu Papier bringen kann. Verzeihen Sie nochmals."
Er nahm am Tisch Platz, zog einen Notizblock hervor und rückte sich die Lampe heran.
„Der neue Zeitungsmann sind Sie?" fragte Katrin und setzte sich auf Achterans Stuhl. Das Messer hielt sie in Bereitschaft.
„Sehr richtig bemerkt", nickte der Herr. „Und nun wollen wir unseren Bericht abfassen. Zunächst die Überschrift. Sie, Frau Katrin, werden zweifellos eine schlagende Überschrift wissen."
Katrin schüttelte den Kopf, sie wüßte keine Überschrift.
„Schade", machte der Herr mit der Hornbrille. „So schreiben wir erst einmal das Datum. Heute haben wir den..." Plötzlich fiel ihm ein, daß heute der 31. des Monats war. Der einunddreißigste..... Der Zeitungsmann war bereits über den Spitznamen der Katrin orientiert, auch über ihr bedenklich rabiates Wesen. So biß er sich auf die Lippen und fügte eilig hinzu: „Lassen wir lieber das Datum weg. Berichten Sie mir den



Hergang, Frau Katrin, alles, was Sie gesehen und erlebt haben."
Katrin fragte, ob das in die Zeitung kommen würde.
Natürlich käme das in die Zeitung, Wort für Wort. Die Katrin war's zufrieden. Erzählen konnte sie nämlich gut, und alsbald begann ihre Zunge zu laufen. So berichtete sie, daß vor einer halben Stunde Herr Hinrich Achteran ihre Küche betreten hätte mit dem Schreckensruf: „Die Weser brennt!"
Als der junge Herr dies hörte, rief er entzückt: „Die Weser brennt! Ausgezeichnet! Da haben wir ja die schlagendste Überschrift, die sich überhaupt denken läßt!" Er kritzelte los, um sie ja nicht wieder zu vergessen. Dann sagte er: „Das war meisterlich von Herrn Hinrich Achteran! Der muß ja ein wahres Original sein! Er ist in diesem Städtchen, das von Originalen nur so wimmelt, eines der allerersten! Die Weser brennt! Prachtvoll! Seien Sie überzeugt, Frau Katrin — einunddr..." er brach ab, als hätte er einen Schreck bekommen. Dann fuhr er eilig fort: „Seien Sie überzeugt, daß Ihr Herr Hinrich Achteran sich heute und für alle Zeiten den Ehren- und Spitznamen ‚Hinrich-Weserbrennt' errungen hat!"
Solch ein tollkühner Bursche! Saß in der Küche der Katrin und wagte, sich zu versprechen!
Der Katrin war bei dem angehängten „einunddreißig" das Blut ins Herz geschossen. Sie faßte das Brotmesser unter ihrer Schürze fester. Sie hatte die größte Lust, mit diesem jungen Mann Schluß zu machen. Sie saß wie schon mitten im Sprung... wie schon mitten im Zustoßen... und erst der nächste Satz des Zeitungsmannes, als er den Namen „Hinrich-Weserbrennt" aussprach, bewirkte, daß sie sich eines Besseren besann. Was war das? Wenn dieser Ausruf „Die Weser brennt!" in die Zeitung kam, so würde der entwischte Achteran sein Leben lang daran zu knabbern haben. Die Katrin besann sich also und ließ den Zeitungsmann, der das vollbringen sollte, am Leben. Der saß und schrieb und ahnte nichts von dem Kampf, der sich soeben wie der Blitz in ihrem Herzen bis zur Entscheidung ausgetobt hatte, jung und hornbrillebewaffnet, wie er war...
Sie fragte begierig: „Werden Sie das bestimmt mit der Überschrift ‚Die Weser brennt!' in die Zeitung setzen?"
„O, so was lasse ich mir nicht entgehen", murmelte der ahnungslose Herr und kritzelte seinen Bericht zu Ende.
„Dann sind Sie mein Mann", erklärte die Katrin. „Lesen Sie's also." Sie zog das Brotmesser unter der Schürze hervor und legte es auf den Tisch, zum Zeichen, daß der Frieden geschlossen sei und die Waffen nicht mehr sprechen sollten.
Der junge Herr sah das lange Messer liegen. Er machte große Augen; und dann las er mit ein wenig beklommener Stimme den Anfang seines Berichtes vor:
„Die Weser brennt! — Mit diesem Schreckensrufe kam der uns wohlbekannte Mitbürger Hinrich Achteran am gestrigen Abend..." Und so weiter und so weiter.
Als er zu Ende kam, nickte die Katrin befriedigt. „So ist es gut", sagte sie. „Dabei lassen wir's." Und so ist es gekommen. Am nächsten Tage verlieh die Bevölkerung der Stadt ihrem Achteran den Spitznamen „Hinrich-Weserbrennt". Die Katrin-einunddreißig hatte sich an ihrem zweiunddreißigsten „Mann" gründlich gerächt.
(Zeichnungen von Wilhelm Schulz)

Bergeinsamkeit

(R. Kriesch)



„Fabelhaft, diese Berge, diese Sonne, dieser Schnee und kein Mann weit und breit!" — „Ganz deiner Meinung, ich find' es auch furchtbar langweilig!"

Die Geigenstunde

Ich habe das Violinspiel in einer Zeit erlernt, in der man besonderen Wert auf die Beweglichkeit des rechten Handgelenks legte, d. h. es war der schwerste Verstoß gegen alle musikpädagogischen Grundsätze, wenn man den rechten Oberarm beim Spiel hob. Um dieser Unart zu begegnen, war mein gestrenger Lehrer auf den Gedanken gekommen, mir eine Kleiderbürste unter den Arm zu klemmen, und er trug mir auf, auch zu Hause in dieser Weise zu üben.

So stand ich denn eines Tages vor meinem Notenpult und übte unter der Aufsicht meiner lieben Mutter. Dabei widerfuhr mir immer wieder, daß die Bürste polternd auf den Boden fiel.

Mit Seufzen hob ich sie auf, mit Seufzen spielte ich weiter: denn es war ein gar so schöner Tag und ich zählte erst zwölf Jahre.

Bei allem guten Willen vergaß ich mich aber immer von neuem und ich spürte, daß ich den mütterlichen Unwillen erregte. Gesagt wurde nichts mehr, aber ich merkte, daß sich etwas vorbereitete. Und richtig, als die Melodie wieder einmal durch die polternde Bürste zerrissen wurde, stand meine Mutter mit einem Ruck auf, ging zu unserem Bücherbrett und kam mit der Bibel zurück. Ich war darauf gefaßt, daß sie mir zu meiner Beschämung eine Stelle darin zeigen würde, in der ich mich in meiner Lässigkeit erkennen sollte. Aber nein, das geschah nicht. Sie nahm mir die Bürste unter dem Arm weg, steckte die Bibel an ihre Stelle und sagte sehr ernst zu mir: „So, nun wird es ja wohl gehen; denn du wirst dieses Buch doch nicht auf den Boden fallen lassen!"

Ich habe es gehalten und unter Schluchzen die elegische Melodie gespielt; denn ich war, wie gesagt, erst zwölf Jahre, und draußen stand der Tag in verschwenderischer Pracht.

G. Ch. Rassy

Rabbur und die Regenschirme / Von Erik Reger

Eines Tages stellte Mauri Rabbur fest, daß er sich mit seinem alten Regenschirm nicht mehr sehen lassen könne. Regenschirme braucht man in Port Said hauptsächlich zum Flanieren und Kokettieren auf der Promenade, im Hochsommer, wo es mitunter aus einer verlorenen Wolke ähnlich tröpfelt wie aus einem lecken Wassertank. Mauri Rabbur mußte also einen neuen Schirm erwerben, und die Aussicht auf diese unvorhergesehene Ausgabe erfüllte ihn nicht gerade mit rosiger Stimmung.
Nun war da aber mit dem Boot zufällig eine unbestellbare Ladung Regenschirme angekommen, die der Hafeninspektor versteigern ließ. Rabbur war beglückt von der unerwarteten Gelegenheit, als Käufer den Preis machen zu dürfen. Die Jahreszeit war noch ungünstig, und als die Versteigerung begann, stand Rabbur mit dem Hafeninspektor ziemlich allein auf weiter Flur. Er wählte sich einen Schirm mit einer ordentlichen Hornkrücke, ungefähr so wie ein Mufflongeweih, und als er seine zehn Piaster berappt hatte — erst hatte er nur acht geboten, aber er schämte sich denn doch ein bißchen vor dem Beamten, und zehn Piaster, das war ja auch noch sehr menschlich für einen Regenschirm mit regelrechter Hochwildkrücke —, da bekam der Hafeninspektor so etwas wie einen melancholischen Anfall und rief:
„Lieber alter Mann, bitte, kein Mißverständnis! Wir haben die ganze Partie ausgeboten, also habt Ihr für zehn Piaster die ganze Partie gesteigert, alle fünfundachtzig, glücklichster aller Sterblichen!"
„Das sei ferne von mir", erwiderte Rabbur mit Güte und kindlichem Vertrauen, „was sollte ich denn mit fünfundachtzig Schirmen beginnen?"
„Nun", sagte der Inspektor, „vielleicht wird es Euch der Himmel im Schlaf eingeben, was Ihr damit tun sollt. Daß ich mich nicht auch darum noch zu kümmern habe, ist der einzige Lichtblick in dieser dunklen Affäre. Dieser Captain, der die Dinger aus dem Boot schmeißen ließ, wollte mir Arbeit geben, aber ich werde ihm was pfeifen! Zahlt Eure zehn Piaster und nehmt sie allesamt auf der Stelle mit. Fünfundachtzig Regenschirme! Ich bin gar nicht neidisch. Möge Allah Euch zum reichen Mann werden lassen bei dem Geschäft ..."
„Mir genügte eigentlich dieser eine", meinte Rabbur unabänderlich sanftmütig, „aber ich will noch zwei oder drei für meine Freunde nehmen, da Ihr so freigebig seid."
„Freigebig?" schrie der Inspektor, „bitte keine Beamtenbeleidigung! Ihr nehmt, was Euch zukommt. Ihr habt zehn Piaster geboten und bezahlt für fünfundachtzig Regenschirme. Hier sind sie! Aber meinetwegen könnt Ihr den Rest, den Ihr nicht gleich braucht, auch hier stehen lassen, das kostet pro Tag und Stück drei Piaster Lagergeld. Wollt Ihr für zehn Tage im voraus zahlen? Fünfundachtzig mal zehn mal drei, das macht — — Moment mal, es geht nur schriftlich."
Mauri Rabbur wurde gelb wie eine Zitrone, doch auf den Inspektor, der in der weißen Sonne farbenblind geworden war, machte das gar keinen Eindruck. Rabbur mußte sich ein Wägelchen holen und wohl oder übel seine fünfundachtzig Schirme nach Hause fahren.
Dann hatte er eine Idee. Er wird etliche Wochen warten, bis bessere Zeit ist, und sodann mit seiner Ware auf den Markt gehen.
Der große Tag brach an, Mauri Rabbur breitete seine Schirme auf der Erde aus und flötete wie eine chinesische Nachtigall, indem er sie anpries. Schon nahte sich ein Interessent, aber leider interessierte er sich nicht für Schirme, sondern für Papiere; denn es war ein Polizist.
„Haben Sie eine Konzession? Wette, Sie haben keine! Kostet dreißig Piaster Buße. Und übrigens trollen Sie sich, aber ein bißchen wuppdich!"
Ärger hat schon manchen Charakter ins Wanken gebracht, der so felsenfest war wie der Leuchtturm, bei dem an der Straße von Suez die englischen Batterien stehen. Mauri Rabbur kochte wie ein Motor, wenn es einen steilen Berg hinaufgeht, und er, der in seinem Leben noch nicht ein Endchen von einem Zündholz fortgeworfen hatte, weil man es vielleicht einmal wieder gebrauchen könnte, er dachte jetzt daran, eine ganze Ladung Schirme in die syrische Wüste zu schleudern. Dahin war es ja nun ziemlich weit. Ein dunkles Gäßchen war näher, und hast du nicht gesehen, ruhten dort die Regenschirme in einem verschwiegenen Winkel. Allah sei Dank, die war er los! Rabbur lächelte. Außerdem lächelte die Sonne, das Meer, alle Welt. Nicht zuletzt auch der Polizeimann, der Patrouille ging.
Der kaute seinen Tabak und kam langsam näher. Er spuckte auf einen Eckstein aus, der schon ganz gelb war vom vielen Tabaksaft, und sagte zu Rabbur:
„Was haben Sie denn da eben fortgeworfen, Bester?"
„Ich?", antwortete Rabbur, „ich glaube nicht, daß ich etwas fortgeworfen habe ..."
„Ach, Sie glauben nicht? Na, bei mir werden Sie den Glauben noch lernen."
Und er nahm ihn am Kaftan und stellte ihn vor das Häufchen Regenschirme hin, und Rabbur hatte ein Schamgefühl als wären es lauter ausgesetzte Kin-

Zoologistik

Der wärmste Vogel ist das Möwchen;
hat hinten, wie ihr wißt, ein Öfchen.

Als kältster Vogel gilt der Zeisig,
er ist buchstäblich hinten eisig.

Wenn man die Tierwelt so anschaut,
ist nur der Barsch normal gebaut. D. P.

der von ihm. „Mitnehmen!" befahl der Polizeimann. Sie landeten auf der Wache. Der Kommissar schlug das Verbrecheralbum auf, ließ photographieren und Fingerabdrücke machen.

„Na", brummte er, „wollen Sie uns nicht lieber gleich sagen, wo Sie den Einbruch verübt haben? Oder sind die Schirme vielleicht geschmuggelt? Auf jeden Fall können Sie sich gratulieren."

Rabbur erzählte schüchtern die Geschichte, aber erst auf inständiges Bitten bequemte sich der Kommissar zu einer Anfrage beim Hafeninspektor. Darauf lachte er eine Viertelstunde lang. Er rief alle seine Jungens zusammen, damit sie gleichfalls eine Viertelstunde darüber lachten; denn der Kommissar war ein Mann, der auch dem Nächsten etwas gönnte.

„Die Beschlagnahme der Schirme wird aufgehoben", entschied er. „Nehmen Sie Ihre Teuren wieder zu sich, Mauri Rabbur."

„Könnte ich sie Ihnen nicht hier lassen?", schlug Rabbur vor. „Sie könnten im Winter damit heizen."

„Das geht nicht. Sie sind Ihr rechtmäßiges Eigentum."

„Wenn ich sie Ihnen schenke?"

„Die Polizei darf keine Geschenke annehmen."

Ratlos blickte Rabbur um sich, als ihm die Schirme vom Sergeanten Stück für Stück zurückgereicht wurden. Eins, zwei, drei, vier, fünf, bis fünfundachtzig, Donnerwetter, wie so ein Sergeant zählen kann, jede Zahl ein Stich mit glühendem Eisen.

„Wegen verbotenen Wegwerfens von Gegenständen dreißig Piaster Buße", sagte der Kommissar.

Rabbur fürchtete für seinen Geist, aber der Kommissar war ein Menschenfreund.

„Tom!", rief er dem Sergeanten und sah dabei zwinkernd zu Mauri Rabbur hin, „kennst du hier in der Stadt nicht einen Unternehmer, der so eine Art Lagerräume vermietet? Wenn es einen von dieser Sorte gäbe, würde ich meiner Lady sagen, sie solle ihm unser lästiges Gerümpel zur Aufbewahrung bringen und die Miete schuldig bleiben. Der Mann hat das Pfandrecht an den eingebrachten Sachen. Sie gehören ihm, wenn ich keine Miete zahle. Heil und Segen!"

„Big Ben in der Sharia Nelson", sagte Tom.

„Big Ben in der Sharia Nelson", wiederholte der Kommissar. „Das ist der Mann." Und er hob seine Augen wieder zu Mauri Rabbur auf. „Was tun Sie noch hier?", schrie er ihn an. Rabbur verneigte sich. Er hatte den Wink verstanden. Big Ben war so freundlich, das Geschäft zu machen.

Etwas später sagte die Frau des Kommissars beim Lunch:

„Heute habe ich zweihundert Piaster gefunden, Sammy..."

„Dann hattest du sie wohl vorher verloren, Sweetheart. Ich habe nämlich in Port Said noch nicht einen lausigen Hosenknopf gefunden, wenn er mir nicht selber abgesprungen war, und meistens nicht einmal dann..."

„Weil du nichts suchst als Whisky", sagte die Lady streng. „Hör' mal gut zu. Big Ben in der Sharia Nelson hatte Regenschirme ausgeboten, für die die Leute ihm nicht die Miete bezahlt hatten. Hundert Piaster das Vierteldutzend. Das ist geschenkt, oder nicht? Ich habe ein Vierteldutzend gekauft."

„Was willst du denn mit drei Schirmen?", fragte der Kommissar, und das Beef blieb ihm im Halse.

„Nichts, Sammy. Aber ich werde mir doch nicht die Gelegenheit entgehen lassen, zweihundert Piaster zu sparen; denn die Schirme hätten im Laden mindestens dreihundert Piaster gekostet!"

Doktor Brightly, der mir diese Geschichte erzählt hat, wurde gleich nach diesen Worten gerufen, weil einer der heftigsten Hustenanfälle, die ihn je in seiner langen Laufbahn betroffen, den Kommissar dem Erstickungstode nahebrachte, vor dem er nur mit Hilfe von Brightlys im Kolonialdienst bewährten Abführpillen sowie einem guten Dutzend der saftigsten Armeeflüche gerettet wurde.

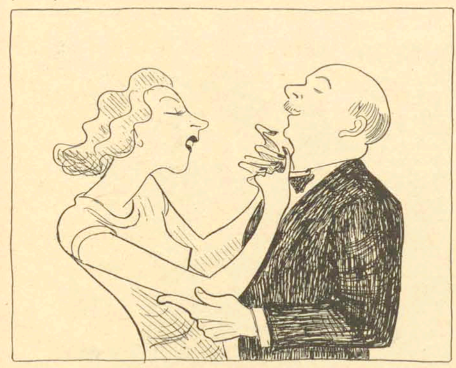
(O. Herrmann)



„Mathilde, guck dich nicht um, da hinten tanzt die Frau von meinem Direktor!" — „Meinste, wenn ich mich umgucke, dann ist sie's nicht mehr?"



(Fr. Bilek)



„Nicht so sorgfältig, Franzi! Wenn meine Schleife so schön gebunden ist, dann wird meine Frau gleich mißtrauisch!"

Der Mann mit der Aktenmappe

Als Florian nach Hause kam, erzählte ihm seine Wirtin, ein Mann mit einer Aktenmappe sei dagewesen. Es wäre ein dunkler Mann im grauen Anzug gewesen, und er habe eindringlich gefragt, ob hier ein Referendar Florian wohne. Nachher sei er sehr ärgerlich fortgegangen und habe noch lange von der Straße aus zum Zimmerfenster des Referendars emporgeschaut. Die Wirtin sagte „mit stechendem Blick"; denn sie hatte viele Kriminalromane gelesen und liebte das Unheimliche. Florian nahm diesen Besuch während seiner Abwesenheit zur Kenntnis und begab sich in sein Zimmer. Er aß zu abend, rauchte eine Zigarre und begann, die Zeitung zu lesen. Merkwürdigerweise brachte er nicht das gewohnte Interesse für den Lesestoff auf, er ertappte sich dabei, wie er zwischen Politik und Kurzgeschichte plötzlich an den Mann mit der Aktenmappe denken mußte. Was mochte dieser Besucher von ihm gewollt haben? Die Beiträge für Organisation und Verein waren bezahlt, Gerichtsvollzieher oder Kriminalbeamte waren nicht zu erwarten, und einer seiner Bekannten konnte es auch nicht sein; denn die Beschreibung seiner Wirtin paßte auf keinen. Vielleicht war es ein Versicherungsagent, ein Vertreter — wer kann wissen! Florian beschloß, nicht mehr an den unbekannten Besucher zu denken und vertiefte sich in einen dickbauchigen Studienband.

Aber der Mann mit der Aktenmappe ließ sich nicht aus dem Gehirn ausradieren. Er sprang aus den Zeilen des Buches, machte stechende Augen und schob sich in den Vordergrund aller Denktätigkeit. Florian wurde unwillig, er begann, den Mann mit der Aktenmappe zu hassen. Die uns allen bekannte Furcht vor dem Unbekannten befiel ihn, und es fiel ihm ein, daß Männer mit Aktenmappen selten Gutes bringen, dagegen häufig unangenehme und lästige Dinge mit sich herumschleppten. Liefen nicht alle Tage unzählige Männer mit Aktenmappen über die Straßen, Zahlungsbefehle, Mahnungen, geschriebene Drohungen aller Art den Menschen zustellend? Sicherlich brachte er nichts Gutes, dieser Mann mit der Aktenmappe. Florian verbrachte eine unangenehme und unruhige Nacht. Zwischen Schlaf und dumpfer Dämmerung hatte er einen seltsamen Traum. Er sah einen langen Zug finster blickender Männer in grauen Anzügen, von denen ein jeder eine riesige rostbraune Aktenmappe trug. Der Zug bewegte sich langsam aber zielsicher auf Florians Haustür zu, stapfte die Treppe hinauf, und Florian sah zu seinem Schrecken, wie sich durch einen geheimen Mechanismus schlagartig sämtliche Aktenmappen öffneten. Eine Flut von Dokumenten ergoß sich in sein Zimmer und alle fingen mit der drohenden Überschrift an: „Hiermit werden Sie aufgefordert — — —"

In diesem Augenblick erwachte Florian. Es war heller Morgen, aber Florian glaubte seinen Augen nicht zu trauen, als er in der Tür einen dunklen Mann im grauen Anzug mit einer Aktenmappe unter dem Arm stehen sah. Der Fremde verbeugte sich und sagte dann mit wohlklingender Stimme: „Papperleim, Sebastian Papperleim ist mein Name. Habe ich Herrn Referendar Florian vor mir?"

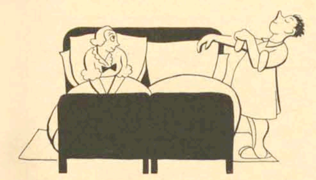
„Jawohl!", keuchte Florian beklommen und dachte: jetzt, jetzt wird er eines der berühmten Schriftstücke aus der Mappe ziehen, dessen Inhalt in jedem Fall unangenehm ist.

Aber Sebastian Papperleim machte lediglich eine zweite höfliche Verbeugung, legte die Mappe auf den Tisch und sagte:

„Ich habe mir die Freiheit genommen, Herr Referendar, Ihnen Ihre Aktenmappe wiederzubringen, die Sie gestern mittag in der Bahn liegen ließen. Ihre Adresse stand innen verzeichnet und ich betrachtete es als meine Pflicht, sie Ihnen persönlich zuzustellen, trotzdem ich einen alten Widerwillen dagegen habe, mit einer Aktenmappe über die Straße zu gehen!" Heinz Vollmer.

(Zeichnungen O. Nückel)

Lieber Simplicissimus



Grete schwärmte mal wieder von ihrem Mann. „Er hat ja etwas so prachtvoll Natürliches an sich, so was Gesundes und Urwüchsiges, das einen in seiner Nähe wirklich aufleben läßt. Nicht einmal einen Schlafanzug hat er sich von mir zu Weihnachten schenken lassen", sagte sie zu ihrer Freundin, die einen sehr korrekten Herrn zum Gemahl hat, „so was will er gar nicht; er stellt sich abends unter die Dusche, zieht sein altes verwaschenes Nachthemd an, krempelt die Ärmel hoch und wirft sich mit einem kühnen Schwung in die ‚Falle', wie er sagt."

„Nein, das versteh' ich nicht", erwiderte die Freundin, „von einem Mann in seiner Stellung kann man erwarten, daß er auch im Bett die nötigen Umgangsformen wahrt."

*

Unser Forstmeister und sein zwölfjähriger Junge sitzen zur Zeit der Hirschbrunft eines Abends im Hochsitz und beobachten zwei kämpfende Hirsche. Hin und her wogt der Kampf, bis der eine Hirsch zu Boden geht, aber schnell wieder hochkommt und flüchtig wird. „Der Achter hat also doch gesiegt!", flüstert der Vater dem Sohne zu. Der antwortet trocken: „Aber nur nach Punkten!"

Die alte Hubschneiderin war hochbetagt, und es war offensichtlich, daß es nicht mehr allzulange mit ihr ging. Sie merkte es selbst und beschäftigte sich deshalb, mehr als sonst, mit jenseitigen Dingen. Die leibliche Auferstehung war ihr besonders wichtig, und sie erkundigte sich eingehend, ob sie einmal so auferstehen werde, wie sie jetzt hier auf Erden noch lebe und atme. Genau so, versicherte man ihr.

„Das ist mir ein großer Trost", seufzte sie, „aber wenn ich als zwanzigjährig's Mädle auferstehe könnt', wär' mir's noch lieber."

*

Klara, die in der Stadt im Dienst war, kam über den Sonntag zu Besuch und mußte abends eine halbe Stunde über Land auf den letzten Zug. Sie wollte allein gehen, aber die Eltern duldeten das nicht, und da sonst gerade niemand da war, verfiel man auf den etwas einfältigen und gutmütigen Christian, der denn auch als Begleiter mittrottelte.

Ein paar Tage später kam ein entrüsteter Brief von Klara, der Christian habe sie unterwegs auf einmal in einer Weise abgeknutscht, daß sie sich habe kaum erwehren können.

Man hielt das Christian vor und fragte, wie er bloß dazu gekommen sei. „Ha", erwiderte er treuherzig, „ich hab' vor einiger Zeit von andere gehört, daß das in solche Situatione üblich ist."

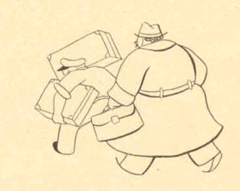
*

Als Riebele seine neue Wohnung bezogen hatte, hörte er im Vorbeigehen das Ehepaar im ersten Stock heftig streiten. Den zweiten Tag war es dasselbe. „Mein Gott", sagte er zum Hausbesitzer „haben denn die Leute schon wieder Händel?" „Nee", bekam er gleichmütig zur Antwort, „das sind noch die von gestern; die Frau stottert."

Unser vortrefflicher Heinrich G. ist ein hervorragender Schauspieler, ein berühmter Mann auf den Brettern und auf der Leinwand; und er ist stattlich, sehr stattlich — um nicht zu sagen dick. Und deshalb ist er durchaus kein Freund von überflüssigen gymnastischen Übungen.

Neulich, nach einem Gastspiel in einer ehemaligen Residenzstadt, kam er beinah zu spät auf den Bahnhof. Der liebenswürdige Zugführer ließ den Zug aber noch einen Augenblick warten, als er den korpulenten Herrn schnaufend dahereilen sah, und half ihm sogar ins Wagenabteil, was keine leichte Arbeit war.

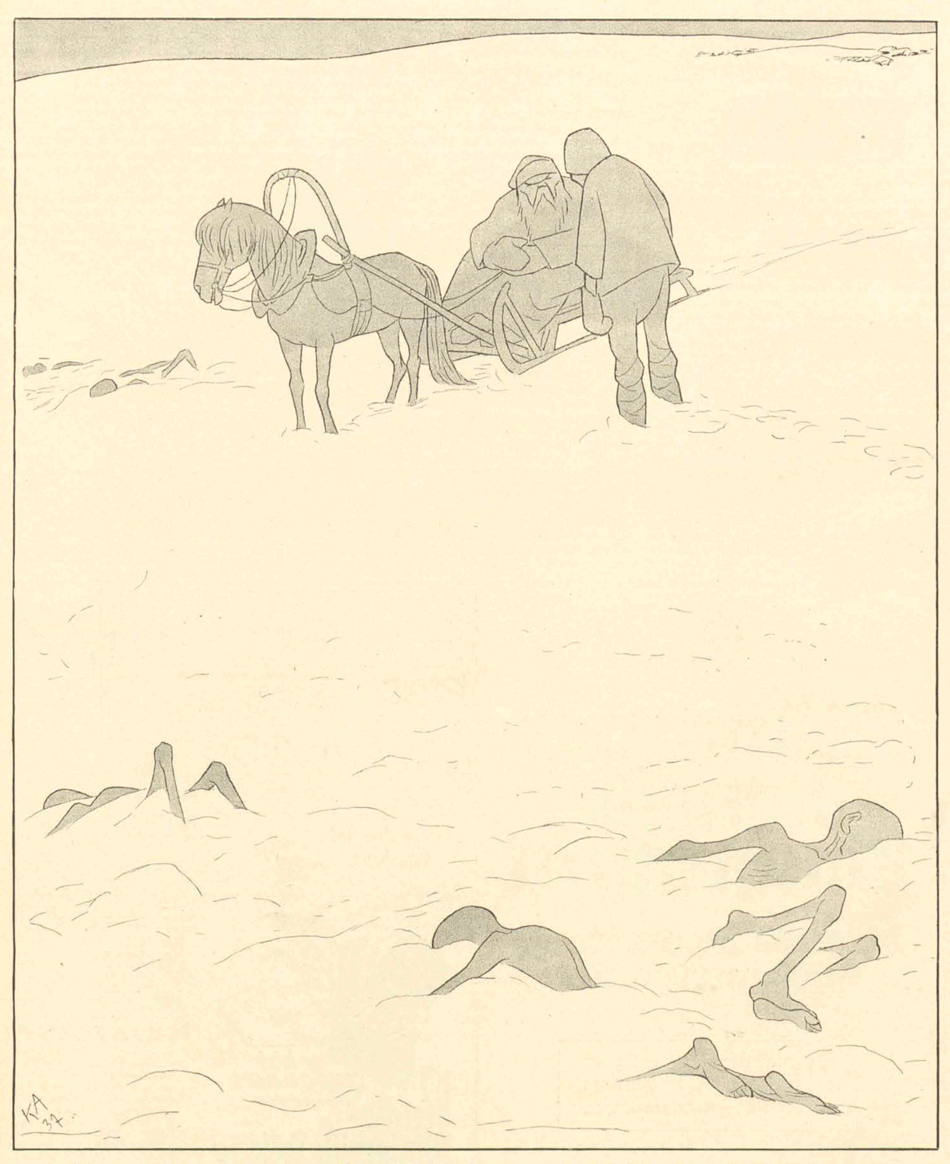
Ein paar in der Nähe stehende junge Damen konnten sich das Lachen nicht verbeißen, als sie ihren Bühnenhelden mit seiner Körperfülle kämpfen sahen. Der Heinrich sah's, wie sie über ihn



lachten, und das wurmte ihn beträchtlich. Deshalb ließ er schnell das Fenster hinunter, winkte liebenswürdig hinaus und rief zu den lachenden Damen mit seiner schmelzendsten Stimme hinüber: „Meine Damen, ich bin in Ehren dick geworden — ich wünsche Ihnen von Herzen das gleiche!", und ließ sich aufatmend in die Polster fallen.

Moskauer Justiz

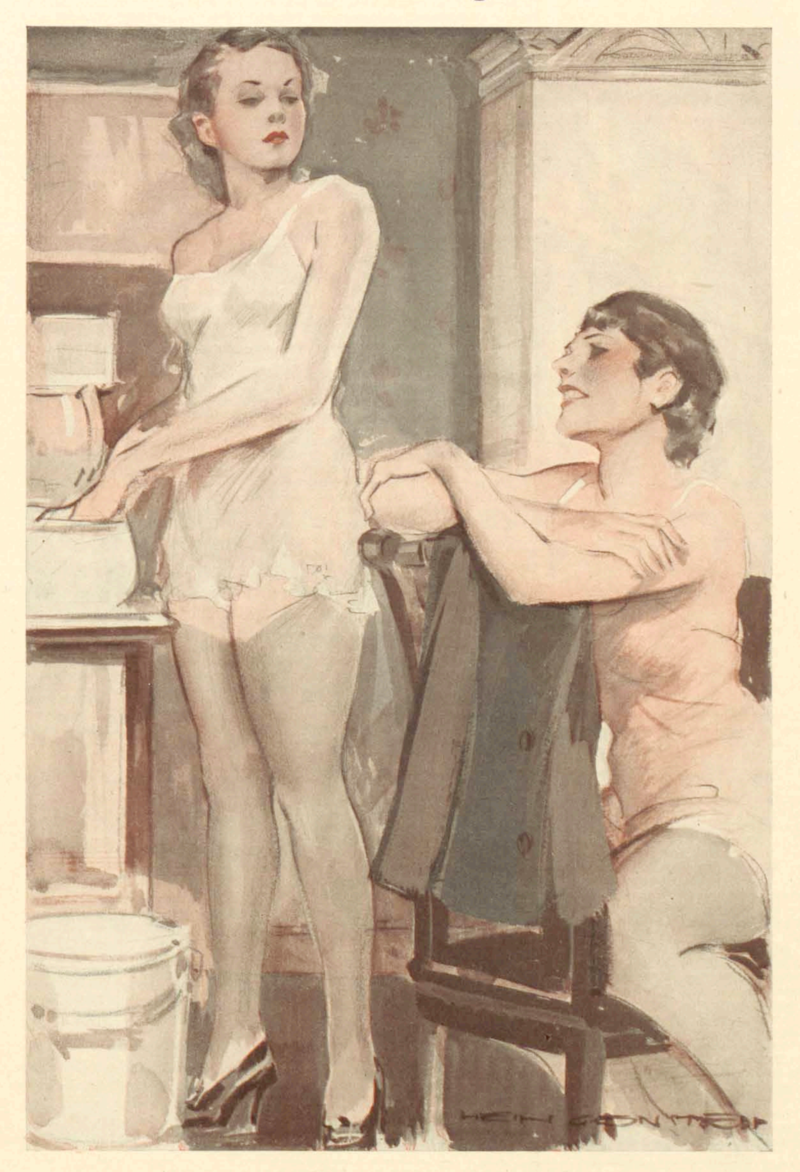
(Karl Arnold)



„Warum aber wurden einige Angeklagte schon vor der Gerichtsverhandlung erschossen?"
„Ja, Brüderchen, die wollten eben von ihrem Selbstbezichtigungsrecht keinen Gebrauch machen."

Teilerfolge

(K. Heiligenstaedt)



„Du hast's leicht, du hast immer Glück bei den Männern!" — „Ich nicht, nur meine Beine!"



(H. Nagel)

Die Wandlung der Hildegard Stumpe

Von A. Wisbeck

Wenn Hildegard Stumpe einen Mantel aus Pantherfell trug, so konnte dies in eingeweihten Kreisen nur als irreführendes Täuschungsmanöver gelten; denn die Haut eines grönländischen Seehundes schien der frostigen Sinnesart dieser kaltschnäuzigen, vom Havelstrande nach München verschlagenen Kunstgewerblerin besser anzustehen. Fürwahr, an der abweisenden Kälte dieser vierundzwanzigjährigen, mit den bezeichnenden Formen ihres Geschlechtes fast allzu üppig ausgestatteten Berlinerin zerbrach der Ansturm der tapfersten Männer, verpuffte die Leidenschaft aller Schwabinger Künstler und Literaten. Der Fall erregte Aufsehen und wurde im scharfen Widerstreit der Meinungen nächtelang eingehenden Untersuchungen unterzogen. So stellte der Maler Schuhriegel die Behauptung auf, daß seiner Erfahrung gemäß die bedachtsam überlegende, ihren Sinnen kälter gebietende Berlinerin eine stärkere Hingabe des Mannes beanspruche als die einheimische, von südländischer Sinnenglut bereits merklich angegriffene Weiblichkeit. Dieser allzu billigen Deutung setzte jedoch der als tiefschürfender Fachmann namhaft bekannte Schriftsteller Hinterleitner seinerseits Erfahrungen entgegen, die gerade das Gegenteil beweisen konnten. Er glaubte sich deshalb auch berechtigt, jede Verallgemeinerung des Falles ablehnen zu dürfen und erklärte dafür Hildegard Stumpe für ein infantiles, im inneren Wachstum zurückgebliebenes Wesen, dessen ausgeprägte Formen lediglich als hypertrophische Wucherungen des Zellengewebes zu werten seien. Der Graphiker Högerl hinwiederum, der als Reklamezeichner dem Realismus zuneigte, verhöhnte jegliche problemreichere Ausdeutung als Schmarrn und forderte vom Schicksal einzig die Möglichkeit, dieses frostige, allen Liebesbewerbungen hartnäckig widerstrebende Mädchen drei Abende hintereinander mit Kalbsschnitzeln bewirten zu können. Nach mehrmonatlichen, heißen Werbungen, die keinen anderen Erfolg als Hildegards Frage zeitigen konnten, ob man vom dicken Affen jebissen sei, einigte sich Schwabing dahin, daß man es ganz einfach mit einem überaus dummen Weib zu tun habe, das sich an Stelle tieferen Empfindens in seiner Eitelkeit auslebe. Daß sich Hildegard Stumpe ihrer Wirkung auf Männer voll bewußt war und sie freudvoll genoß, soll nun allerdings nicht bestritten werden. Mit der teuflischen Lust des Geizigen, der seine Schätze zur Schau stellt, ohne sie zu verschenken, trug sie hauchdünne Blusen, ordnete sie vor aller Welt in scheinbarer Unbekümmertheit ihre himmelblauen Strappes, zwängte sie sich in ein Abendkleid, dessen zu enges Sitzteil die Doppelseitigkeit des menschlichen Körpers geradezu handgreiflich offenbarte. Mußte es deshalb nicht Hildegards höchstes Befremden erregen, wenn es neben der Schar entflammter Männer einen gab, der sich der Bewunderung ihrer Reize in beleidigender Weise entzog? Dieser Mann war der Bildhauer Pepi Pletschacher, und gerade er hätte es am wenigsten nötig gehabt, über die freigebig zur Schau gestellte Schönheit weiblichen Wuchses mit der Miene des Unbeteiligten hinwegzusehen. Denn von untersetzter Gestalt und derbem Gesichtsschnitt durfte sich dieser ungeschliffene, dem bayerischen Hochland entstammende Älpler in keiner Weise mit jenen Männern messen, die sich um Hildegards Liebe bewarben und das Ziel ihrer Wünsche mit stilvoll geformten Andeutungen zu umkreisen wußten. Was dachte sich eigentlich dieser Lümmel, wie kam er dazu, über die Bekömmlichkeit Pfälzer Schoppenweine zu sprechen, während man vor ihm den Strumpf über das Knie straffte? Einen so gearteten Mann unter die Macht ihrer Schönheit zu zwingen, mußte Hildegards Eitelkeit stärkeren Anreiz bieten, als gewohnheitsmäßiger Sieg. Galt es hier vielleicht, ein besonderes Verfahren zu wählen, dem unbeholfenen Hinterwäldler Mut einzuflößen, hemmende Gefühle der Unzulänglichkeit zu tilgen?

Hildegard beschloß, diesen Versuch zu unternehmen. „Sage du zu mir!" warf sie eines Abends ganz unvermittelt Pepi zu und legte dabei jenen bewährten, dunkel glimmenden Ausdruck in ihre halb geschlossenen Augen, der andere Männer bis in die Doppelsohlen erschauern ließ. „Wird g'macht!" antwortete Pepi kühl, wischte einen flüchtigen Kuß über den Zinnober schwellender Lippen und fuhr in seinem Gespräch fort, das sich mit der Suche nach einem Modell für eine Brunnenfigur befaßte. „Ein Modell?" frug Hildegard aufhorchend und erhob sich mit wohldurchdachter, der Feierlichkeit des Augenblicks stilvoll angepaßten Würde von ihrem Stuhl. „Hier steht dein Modell — ich bin es!" Hatte sie jedoch eine erschütternde Wirkung ihres Angebotes, einen Aufschrei des Glückes erwartet, so sah sie sich darin schwer enttäuscht. Denn Pepi zeigte sich keineswegs überwältigt. Mit sachlicher Nüchternheit blinzelte er über die Formen ihres Körpers hin und meinte sodann: „Net übi — net ganz übi — vielleicht a wenig z'vui ob'n und hint' — aber no', i müassat di halt amoi nackat sehg'n!" Mit dem mühsam beherrschten Rest ihrer Entschlußkraft erklärte sich Hildegard Stumpe bereit, am nächsten Tag in Pepis Atelier zu erscheinen.

*

„Also, jetz' ziahg' di' aus, und dei' Kombination kannst an' Ofa hi'hänga!" gab Pepi formlos Anweisung, während er, nichtachtend Hildegards allmählicher Enthüllung, darin fortfuhr, das Gerüste aufzubauen, Eisenstangen mit Draht zu umwinden und Tonklumpen dagegen zu klatschen. Geraume Zeit schon stand das Modell in einer Pose, die ihm Schamgefühl und Siegesbewußtsein gleichzeitig eingaben auf dem Podium, als Pepi davor hintrat und mit halb zugekniffenen Augen Hildegards Körper ringsum überprüfte. „Net übi, wia i mir denkt hab', net ganz übi!", begutachtete er schließlich, „aber krumme Füaß' hast halt, oder krumme Beine, wia ma bei euch z'haus sagt. Da schaug her!" Und zum Beweise für seine Behauptung schob er zwei Finger zwischen Hildegards leicht nach außen strebenden Knieen hindurch. Schreckvoll erstaunt sah sie an sich hernieder und mußte sich beschämt gestehen, daß ihre Beine, die sie bisher als unübertreffliches Geschenk der Natur empfunden hatte, unleugbare Mängel aufwiesen. „Ja, ja, die Rachitis!" suchte Pepi zu trösten, „aber macht nix, dös kann i korrigier'n." Die Sitzung begann.

Am nächsten Tag hatte Pepi zu bemängeln, daß Hildegards Brust bei aller beachtenswerten Fülle an einer völlig falschen Stelle angebracht sei, bei weiteren Sitzungen beanstandete er die kubischen Ausmaße ihres Hinterkörpers, die unartikulierende Fettpolsterung ihrer Hüfte und Bauchdecke. „Da woaß i a Wassermadl", warf er eines Tages nachdenklich hin, „dö hat ob'n nur zwoa Pünkterln und hint' zwoa Zwetschgenkern'." Hildegard schwieg und sah mit hilfloser Bekümmernis an ihrem Körper herunter. In ihrem Wesen vollzog sich allmählich eine unverkennbare Wandlung. Die Fälle, in denen sie ihre Strappes einer Prüfung unterziehen zu müssen glaubte, wurden seltener, der Ausdruck kalt genossenen Triumphes schwand aus ihren Augen, und eines Tages gestand sie schlechthin, daß sie sich scheußlich vorkomme. „No, so arg is' aa wieder net!" begütigte Pepi, „da hab' i scho oa modelliert, die war'n schiacha beianand'." „Ich gefalle dir also nicht?" frug Hildegard, mit Tränen kämpfend, und stieg vom Podium herab. Pepi sah sie einen Augenblick erstaunt an, dann lachte er auf: „Naa, als stoanerne Brunnenfigur g'fallst ma gar net, aber als lebad's Madl g'fallst ma guat!" Damit schloß er sie in seine Arme.

*

In Schwabing sprach es sich bald herum, daß Pepi Pletschacher nunmehr das Wassermädchen Lizzie als Modell gewählt habe, daß man jedoch nichtsdestoweniger Hildegard Stumpe zu schwer belastenden Nachtzeiten aus Pepis Atelier kommen sehe. Schließlich beruhigten sich die maßgebenden Kreise über den Fall damit, daß Hildegard noch weit dümmer sei als man angenommen hatte; denn wenn sie sich schon an einen so nichtskönnerischen Patzer wie den Pepi wegschmiß, so war sie eben ganz einfach eine Kuh.

Vorm Schneefall

Von Georg Britting

Am Himmel ist ein Grüngeviert,
Das ist mit Rot und Gelb gesäumt:
So rot wie Blut, so gelb wie Wein.
Das Schwarz daneben wird es sein,
Das bald den Schnee her schäumt.

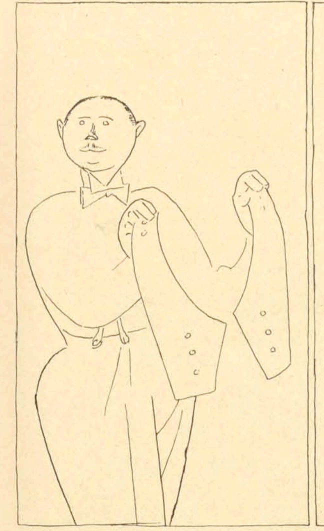
Das Grün ist, als ob's gläsern wär,
Durchsichtig, bis zur Tiefe klar.
Das Schwarze aber ist ein Bär,
Mit Zähn' und Klau'n, mit Zottelhaar
Ums bärische Gesicht.

Es stellt sich auf und schnaubt, das Vieh,
Schwarz bäumend, wilder Graus:
Und Flocken fliegen, wie noch nie
So weiß und dicht,
Im zarten Braus
Herab auf Park und Gartenhaus.

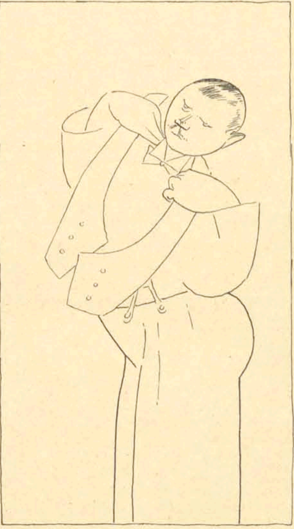
VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G.m.b.H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. IV. VJ. 36 20174. Auflage dieser Nummer 20000. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Die neue Frackweste

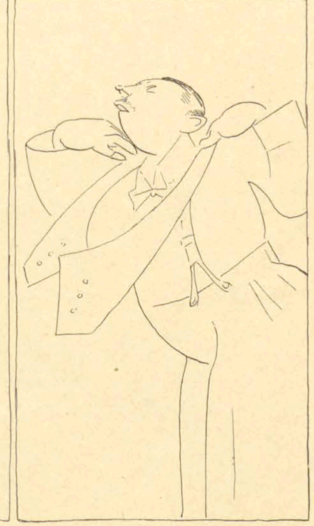
(Olaf Gulbransson)



„Jetzt hab' ich auch endlich 'ne moderne Weste ohne Rückenteil!"



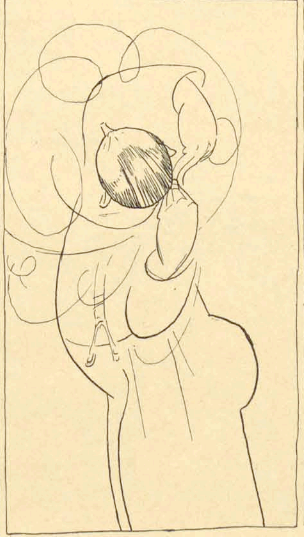
„So ein Ding ist ja fabelhaft praktisch und leicht!"



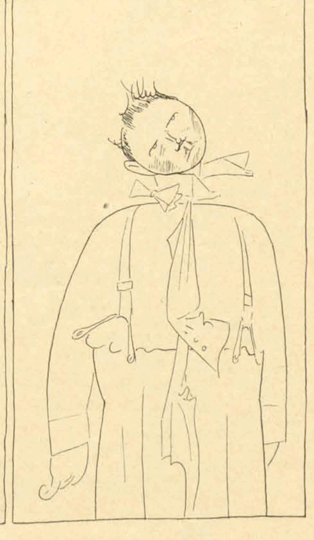
„Nun kann's losgehen, die Sache ist wirklich einfach."



„Zum Donnerwetter, wo ist denn der blöde Knopf?"



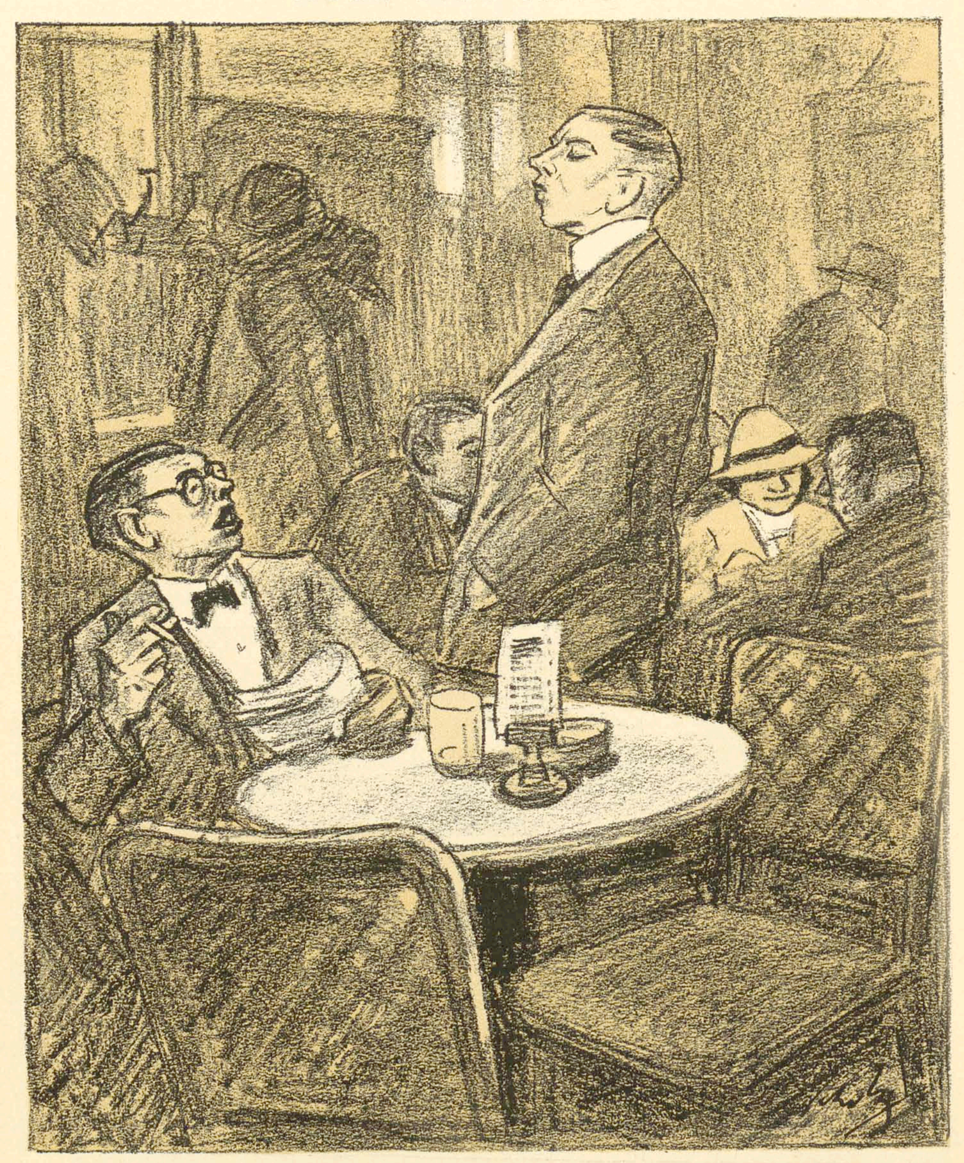
„Schockschwerenot, Kreuzbombenelement und ganz verflixt!"



„Ich glaube immer, so sitzt die Sache doch nicht ganz richtig!"

Auch eine Abfuhr

(Wilhelm Schulz)



„Hören Sie auf mit Ihrer neuen Ehrenordnung samt leichten Säbeln und so!
Meine Waffe ist die Zunge!" — „Auch recht, dann aber gleich kreuzweis'!"

München, 21. Februar 1937
42. Jahrgang / Nummer 7

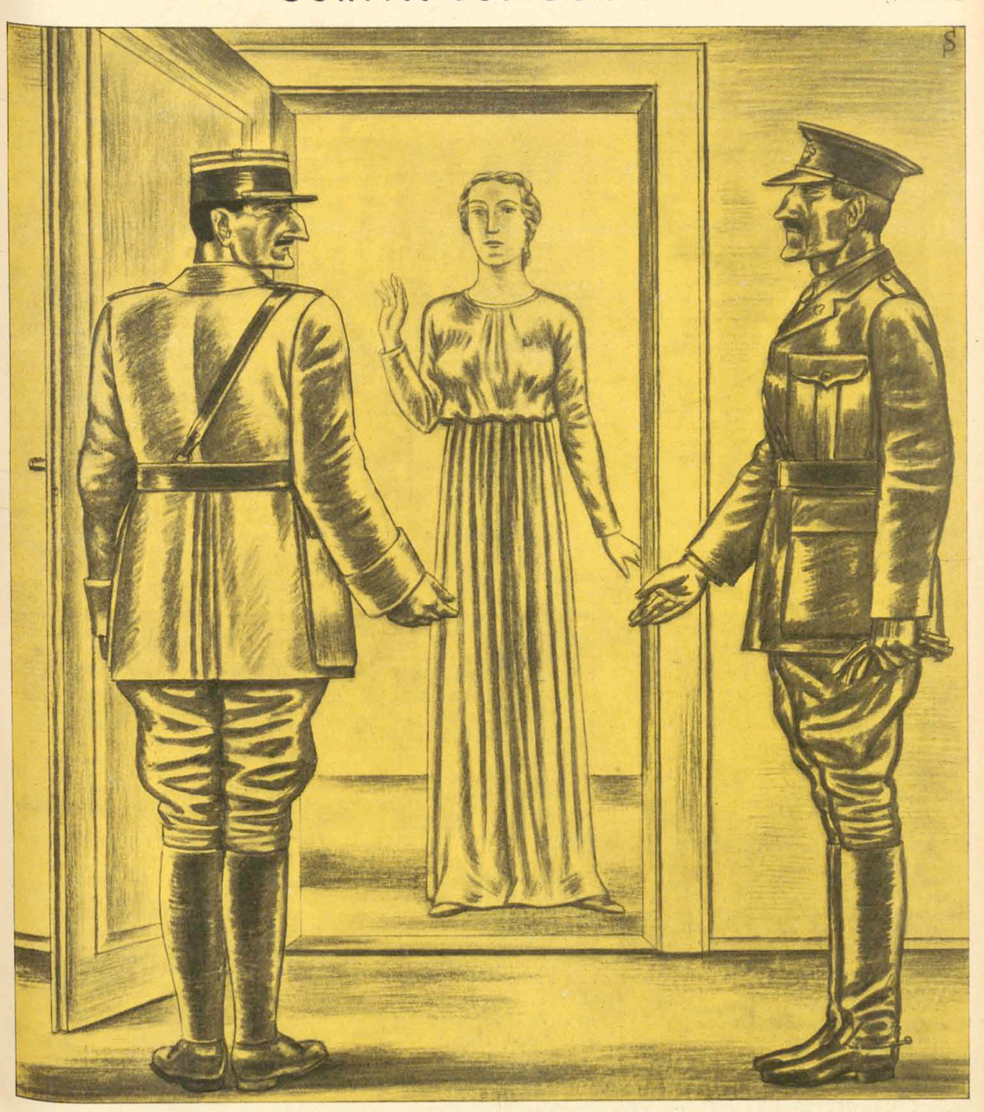
40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

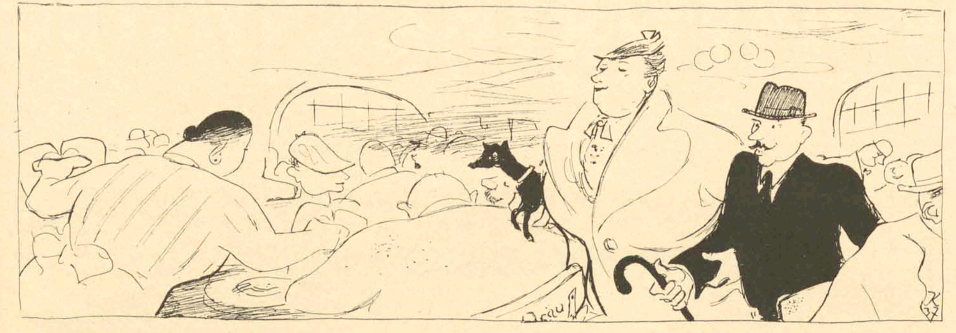
Schritt vor Schritt

(Erich Schilling)



„Please, nach Ihnen!" — „Nach Ihnen, s'il vous plaît!" — „Machen Sie um Gottes willen nicht zu viel Wind, meine Herren, damit am Ende die Tür nicht wieder ins Schloß fällt."

(R. Kriesch)



Starkbierzeit in München: „Weißt, Fanny, uns kann das Hundswetter gar nicht meinen, bei uns findet der Frühling im Saale statt!"

Vom Schamgefühl im Lenz

Im Frühjahr, wenn es noch gar nicht richtig Frühling ist, wenn in München erst vom Starkbier geredet, aber noch nichts getrunken wird, wenn der gelbe Huflattich noch nicht im Geröll der Kiesgruben blüht, wenn in den Fremdenorten des Gebirges noch kaum das erste Rot in den geöffneten Fenstern erscheint, das erste Rot von sonnenden Betten, in die wir uns beim sommerlichen Regenwetter mollig kuscheln werden, also in dieser schönen Zeit der Sehnsucht spüren wir in den Großstädten so recht den Frühling.

Bitte sehr, es ist nicht so, wie du denkst, ich spreche auch nicht von den neuen Frühjahrskleidern und Mänteln, die vorläufig nur von freundlichen Damen aus Pappe lächelnd und schlank in den Schaufenstern getragen werden und die uns Jugend und Schönheit und Riviera verheißen. Nein, auch diesen Traum vom Frühling meine ich nicht. Unser richtiger Großstadtfrühling blüht hinter riesigen Glasscheiben und funkelnd und verheißungsvoll erzählt er von Berg und Tal und vielleicht auch von einer Geliebten an deiner Seite, mit der zusammen du das Erwachen der allgemein bekannten Natur staunend erleben kannst, zitternd vor seligem Glück und von fast geräuschlos laufendem Motor. Also hier steht unser Frühling: Das neue Auto, der neue Wagen, das neue Modell, gegen den alle bisherigen Modelle geradezu fast ein Dreck sind. Was wäre so ein Frühling ohne die neuen Wagenmodelle! So ein Lenz müßte sich ja schämen! Aber jetzt braucht er sich nicht mehr zu schämen; denn er kann im Schmuck der neuen Wagen vor uns treten, er kann beweisen, daß im Schoße langer Winterwochen neue Lackierungen und schnittige Formen und reizvolle Kühlerhauben ersonnen wurden, vom Technischen ganz zu schweigen. Pocht dir dein Herz, Geliebte?

Hinter den großen Spiegelscheiben stehen sie, die der Lenz uns geschenkt, gegen Kasse natürlich, und neben ihnen stehen die gutangezogenen Herren, die uns seine Schenkung vermitteln wollen, gegen bequemste Ratenzahlungen. Sie gehen diskret zwischen den Lenzboten umher wie stolze Gärtner zwischen Tulpen, wischen hier und da ein Stäubchen von der blanken Lakkierung und schreiben gelegentlich im Hintergrunde an einem kleinen Tischchen Geheimnisvolles aufs Papier. Das sieht sehr gut aus. Nein, das ist kein gewöhnlicher Laden mit Ladentisch und „womit kann ich dienen?" und Einwickelpapier und Klingeln der Ladenkasse. Hier tritt keiner ein und fragt: „Was haben Sie in Automobilen?". Hier sind alle Kenner, und selbst ich würde mich schämen hineinzugehen und zu bekennen, daß ich das Auto für ein durchaus praktisches Beförderungsmittel halte.

Die Herren lesen uns die Wünsche von den Augen ab, sie wollen uns teilnehmen lassen an den Wundern des Autohandels, den flaschengrünen, den tabakfarbenen, denen mit der Farbe knospenden Buchenlaubes und denen, die nur so ein bißchen blau sind, daß man's gar nicht merkt. Wir tragen diskrete Farben an unseren herzigen Märzwagerln.

Vieles Gewaltige gibt es, aber nichts ist gewaltiger als der Mensch, der immer neue Kühlerformen ersinnt und Kühlergitter, letzte endgültige Lösung der jahrtausendealten Sehnsucht des Menschen nach Kühlern, die es bisher noch nicht gegeben hat. Ergreift uns da nicht ein Schauder, daß wir im vorigen Jahre noch in einem Wagen fahren konnten, dessen Türe nach vorne geöffnet wurde oder umgekehrt? Schamröte überläuft uns allseits: in diesen Wagen luden wir Angela ein, einzusteigen, und sie tat es und sah nicht, daß die Türe nach einer anderen Seite aufging, als die kommende Mode es gefordert haben müßte, die Gütige! Aber nun kann der Formfehler ja wieder gutgemacht werden, und Erika wird sofort erkennen, daß ich kein veralteter Charakter bin.

Es drängt mich von den Lichtern und Scheinwerfern zu sprechen. Hätten unsere Voreltern je gedacht, daß es soviel Platz an der Vorderfront eines Autos gibt, immer noch neue Scheinwerfer anzubringen und den Wagen zu illuminieren? Die guten Leutchen tappten im Dunkeln. Das Maultier suchte im Nebel seinen Weg, ohne zu bedenken, daß man ein Nebellicht hätte erfinden können, das gedankenlose Tier.

Wie Kinder dem Weihnachtstisch, so nähern wir uns dem gabenbedeckten Armaturenbrett, diesem Toilettentisch, wo es von Kunstharz nur so funkelt und wo du nur auf einen Knopf zu drücken brauchst, und es geschieht etwas anderes als du dachtest. Auch der elektrische Nagelreiniger mit Rücklauf und Turbinenantrieb, von dem Ilse in langen, ruhelosen Vorfrühlingsnächten träumte, fehlt endlich nicht.

Verzage nicht, mein Herze, neue Frühlinge bringen neues Hoffen und neue Kühlerformen und neue Schaltungen, und nur die ewigen Räder bleiben unten am Auto auf der Mutter Erde; denn kein Glück ist vollkommen. Foitzick

Rat und Bitte

Von Ratatöskr

Heute traf ich einen Alten
quasi strahlenden Gesichts,
frei von Gram- und Kummerfalten.
Ihn, so schien's, beschwerte nichts.

Und er sprach: „Ich bin zufrieden,
und ich tu', was mir gefällt.
Keinen Ärger gibt's hienieden;
denn mich kann die ganze Welt — — !

Und zwar kann sie das im Ganzen,
und sie kann's von Fall zu Fall . . .
Diesen Satz sich einzupflanzen,
rat' ich stets und überall."

Ehrerbietig an die Mütze
griff ich da und dankerpicht:
„Gut erscheint's auch mir und nütze;
aber jedem liegt's halt nicht.

Möchten Sie doch mein gedenken,
der ich diesbetreffs steril,
und mir einen Steckling schenken,
den ich zärtlich hegen will!"

Der grüne Skiwinter

(Olaf Gulbransson)

Dezember

Januar

Februar

Vielleicht im Mai?

OLAF GULBRANSSON 34

F i n i s h

(K. Heiligenstaedt)



„ . . . bitte, 1 Uhr 16 geht die nächste Stadtbahn, nicht 1 Uhr 10, mein Lieber!"

Das Langholzfuhrwerk

Von Josef Michtl

(Fr. W. Richter)



Ein schweres Langholzfuhrwerk biegt, vom Feldweg kommend, in die Chaussee ein, als gerade ein Auto, in eine Staubwolke gehüllt, auf der Landstraße heranbraust. Der Fuhrmann auf dem Bock blinzelt mißtrauisch seitwärts gegen die Sonne, schnalzt mit der Peitsche und sagt „hü". Die schweren Gäule nicken schwitzend, hinten hängt der Baumer schräg am Fuhrwerksschwanze. Plötzlich gibt es einen Stoß, das Rad kracht, dann hält der Wagen, senkt sich langsam und bleibt endlich quer über der Straße liegen. Das Auto bremst mit wütendem Geschrei. „Was is?", schreit der Fuhrmann. „Nix is, d' Achs is hi", sagt der Baumer. „Han?" — „D' Achs is hi, hab i gsagt." — „Herrgottsakrament! De Hundsdeifln, de vafluachtn!" Der Fuhrmann hebt die Peitsche, zieht den Gäulen grimmig eins hinüber, die springen ärgerlich; dann schiebt er den verschwitzten Hut ins Genick, steckt die Geißel in den Griff und klettert langsam von seinem Sitz herunter. Im Auto wird ein Fenster geöffnet. „Vielleicht geben Sie die Straße bald frei", sagt eine scharfe, norddeutsch schneidige Stimme. Der Fuhrmann dreht den Kopf, wirft einen giftigen Blick nach dem Fremden und murmelt etwas, das die ganze Welt einschließlich aller Autofahrer zu jener landesüblichen Beschäftigung einlädt, die ebenso häufig angeboten, als selten ausgeführt zu werden pflegt, dann kriecht er fluchend unter das Langholz, schiebt und drückt, kommt endlich wieder hervor und betrachtet die Bescherung von außen. „Da kannst nix macha", sagt er kopfschüttelnd, „net woahr?" Der Baumer bestätigt das. „Wennst an Handgaul net uma tuast", sagt er. — „Ja, wenn a Rindviech am Stoarz is." — „A Hanswurscht bist, sag i." — Der Herr im Auto zeigt sich. „Sind Sie vielleicht bald mit dem Palaver fertig?" — Zwei Damen in hellen Sommerkleidern werden hinter den Scheiben sichtbar, mustern neugierig und indigniert das Hindernis. „Geh zua", sagt der Fuhrmann, „hol oan, dös san Gschwollkopfate!", dann spuckt er verächtlich aus, dreht sich um und geht gemächlich am Fuhrwerk entlang. Hie und da bleibt er stehen, prüft eine Kette oder zieht sie fester an, holt dann eine Tabakspfeife aus der Hosentasche, steckt sie mit einem Streichholz, schiefen Kopfes paffend, in Brand und steigt endlich wieder auf seinen hohen Sitz, von dem er, die Beine in der Luft, geruhsam die Gegend betrachtet. Die Sonne scheint scharf, die Bremsen surren in der Hitze, und die Gäule schlagen mit den Schwänzen, aber dem Fuhrmann tut es gerade wohl, und er betrachtet zufrieden das Auto, das in der Sonne glänzt. Der Fahrer ist ausgestiegen. Er ist ein wenig kurz und dick mit zappelnden Beinchen und rotem Gesicht. „Wohl verrückt?", sagt der Herr wütend. „Unglaubliche Schweinerei! Schauen Sie gefälligst, daß Sie weiterkommen!" Der Fuhrmann muß sich aufrichtig wundern, daß feine Leute so wenig Anstand besitzen und er betrachtet wohlwollend und nicht ohne Neugierde den Herrn, der im Ledermantel zornig vor ihm auf der Straße herumtanzt. „Wollen Sie wenigstens gefälligst Ihr Maul aufmachen!" — „Wenn d'Achs hi is", sagt der Mann auf dem Bocke. „Was meint er?" Die ältere Dame tippt mit dem Lorgnon dem erregten Herrn auf die Schulter. „Laß mich in Ruhe", sagt der Herr, „und du, lach nicht so blödsinnig!" Das gilt der jüngeren, die ihres Erzeugers Zorn offenbar hoffnungslos komisch findet. „Hörst du?" — „Ach, du bist unausstehlich, Papa!" — „Kind!" sagt Mama milde. Sie keucht asthmatisch und transpiriert unter den Armen. Durch das Lorgnon mustert sie wieder das Hindernis: Der Fuhrmann rührt sich nicht. „Müllers warten natürlich! — Wenn man vielleicht dem Flegel Geld..." — „Schweig!" Die Tochter operiert mit der Puderquaste. „Ich finde den Mann direkt reizend", sagt sie nachlässig und steigt aus dem Wagen. Der Fuhrmann sieht sie kommen und er betrachtet sie neugierig und nicht ohne fleischliches Wohlgefallen. Der Sommerwind weht ihr das leichte Kleid an den Leib, und er schmunzelt, schiebt die Pfeife im Mund hin und her und blinzelt mit den Augen. „Müassen S' halt lang wart'n, Freilein", sagt er im freundlichsten Baß. „Wie beliebt?" — „Lang woartn müassn S' halt, net woar?" Sie dreht ihm kokette Augen an. „Ja, Pa meint, Sie könnten doch wegfahren!" — „Deintswegn scho", sagt er, „Gschmocherl, aber d'Achs is halt hi." — „Aber Sie sind doch stark, nicht?" und sie deutet auf seine Arme, die braun sind von der Sonne und ein schwarzes Fell von Haaren tragen. — „Dös scho", sagt er leicht geschmeichelt, „aber wenn halt d'Achs hi is." Seine Pfeife stinkt und er mustert sie eine Weile taxierend und mit ruhiger Sachlichkeit. „Bißl weng Holz ham S' ja scho vorm Haus", sagt er dann. Sie versteht ihn zwar nicht, aber seine erläuternde Geste ist durchaus eindeutig und so errötet sie jungfräulich, drückt den Busen heraus und lächelt bezaubernd. „Warten Sie einmal", sagt sie. Ein neuer Akteur ist inzwischen aufgetaucht. Er trägt einen Janker mit silbernen Knöpfen und eine Gansfeder am Hut; der Herr im Auto betrachtet ihn hoffnungsfroh und es ist wahr, der Mann aus dem Volke lächelt freundlich und benimmt sich zutraulich und angeregt. „Es gibt noch anständige Menschen", sagt der Herr mit Betonung. Die Dame muß es freudig bestätigen und beide beobachten gerührt und anerkennend das Tun des Fremden. Der steht noch eine Weile, dann geht er tatkräftig das Fuhrwerk ab. „Aha", sagt der Herr. „Siehst du?" Die Dame nickt ergriffen. Dann bleibt er stehen. „Dreiazwanz'g Schritt", sagt der Mann aus der Fremde und macht eine Pause, „zwanz'g Meter, — net?" — „Achtzehn!" — „Aber a schöns Holz." — „Ja, sauba!" — „Wo habts ös denn g'holt?" — „Vom Grandinger is." — „Haha." Der Fremde nickt tiefsinnig und überlegt die Angaben. „Vom Alt'n, der wo vokaft hat?" — „Ja." — „D'Achs is hi, net?" — „Ja." — „Hmhm!" — Er denkt eine Weile angestrengt nach und nimmt eine Prise. Dann deutet er mit dem Daumen vertraulich über die Achsel. „San S' scho lang da?" — „Wer?" — „No, de Herrischen." Und der Fuhrmann sagt etwas, was zwar bodenständig aber durchaus unfein ist und sie lachen frech und verständnisinnig. „S' Good", sagt dann der Fremde, und unauffällig und bescheiden wie sein Kommen ist auch sein Abgang. Der Herr im Auto ist sprachlos. „So ein Lümmel!" murmelt die Dame, ihr schön gebändigter Busen wogt zornig im Sommerkleid. Endlich bekommt der Herr die Stimme wieder: „Verdammte Bande!" — „Um Gottes willen, reg' dich nicht auf, Emil, wenn dein Anfall..." — „Schweig!" Der Herr brüllt: „Umkehren!" Die Dame greift nach dem Taschentuch. „Aber wenn ich doch..." — „Ich weiß nicht, wie ihr euch beide aufführt", sagt die Tochter nachlässig, „wie die Kinder, nicht?" Und sie nickt degoutiert gegen das Fenster. Ein Gendarm verhandelt draußen mit dem Fuhrmann. Man hat ihn nicht kommen sehen. Der dicke Herr fliegt rachgierig über die Straße. Der Beamte redet jetzt hochdeutsch und ist nur mehr Auge des Gesetzes. „Wie heißen Sie?" sagt er. Aber er hat keine Zeit, Papier, Bleistift hervorzuholen, der Herr im Ledermantel schnaubt auf ihn los. „Sie sind der Wachtmeister, ja?" Der schneidige Ton reißt dem Unteroffizier die Hacken zusammen. „Zu Befehl!" sagte er. Er ist ein wenig verlegen und seine Messingknöpfe funkeln stramm und dienstbereit. „Und Sie dulden den Saustall hier?" — „Wenn d' Achs hi is!", sagt der Fuhrmann, ihm macht es Spaß, und er ist durchaus nicht verlegen. Der Gendarm mustert den Fremden unentschlossen. Nein, er trägt kein Abzeichen, Behörde ist er nicht, und er räuspert sich und nimmt wieder die Brust heraus. „Tun S' Ihnen mäßigen", sagt er würdevoll. „Hier gibt es keinen Saustall durchaus gar nicht. Net? — Also!" Dann senkt er den Ton väterlich. „Wenn Sie also etwas zu sagen haben?" — „Das ist ja eine verlotterte Wirtschaft", sagt der Herr wütend. Er spuckt im Zorn ein bißchen und der Beamte blinzelt abwehrend mit den Augen. „Eine verlotterte Wirtschaft, sage ich. Herr! Was glauben Sie eigentlich? Daß dieser Bauernlümmel — dieser Bauernlümmel" ... — „Dös san Bileidigunga, Herr Wachtmoasta", sagt der Knecht. Er schmunzelt freundlich interessiert und sieht keineswegs beleidigt aus. „Unverschämtheit!" Der Herr brüllt. „Dieser Bursche... der Bursche insultiert anständige Reisende! ... Man muß sich hier wohl alles bieten lassen, was? Wozu sind Sie eigentlich hier?" Der Gendarm ist nun leicht gereizt. „Schrein S' nicht so", sagt er, „und überhaupts — wenn Sie ein feingebüldeter Herr sein wollen, net?" — „Emil!" ruft die Dame klagend aus dem Auto. Die Tochter hinter ihr feixt. Aber der Wilde hört nicht. Und der Gendarm greift in die Brusttasche. Der Fuhrmann hinter ihm ist verschwunden; denn der Baumer ist mit dem Schmied aus dem Dorf zurückgekehrt. Sie sagen „Hüst" und „He ruck" und schreien laut, während das Rad sich langsam hebt und der Beamte sich mit dem Herrn streitet. „So!" — Er befeuchtet den Bleistift im Munde und setzt einen dicken grimmigen Punkt hinter die Meldung. „Ich danke!" Dann sieht er dienstlich unbewegt dem Herrn nach, der sich geschlagen und unter lauten Rachebeteuerungen zu seinem Auto zurückzieht. „Ham mir's?" sagt der Fuhrmann. Da steht die junge Dame vor ihm und hält ihm ein gefülltes Zigarrenetui unter die Nase. „Ich hab 's Pa gemaust", sagt sie. „Nehmen Sie's nur geschwind, daß er's nicht merkt!" — „A so a Trutscherl!" Der Fuhrmann hat keine Zeit mehr. Sie wirft ihm eine kokette Kußhand zu und fort ist sie. „Sakra", sagt er nachdenklich und schleckt sich, nachblickend, mit der Zunge den Schnauzbart, dann schnalzt er mit der Peitsche unternehmend, schwingt sich auf den Bock. „Hüa!" Die Gäule legen sich in die Stränge, der Wagen fährt und während aus dem Fenster ein weißes Taschentuch flattert und winkt, der Gendarm noch in der Geschwindigkeit und wegen Schnellfahrens sich die Nummer des entschwindenden Wagens notiert, schüttelt er noch immer tiefsinnig betroffen den Kopf. „Nette Leit, net?" sagt er, „aber narrisch, halt narrisch, dö Herrischen!"

(Zeichnungen O. Nückel)

Lieber Simplicissimus



Der Leiter einer Beamtung eines mittleren Bezirksstädtchens ist sehr in Anspruch genommen und ein äußerst korrekter Mann. Sein Frauchen langweilt sich zu Hause den lieben langen Tag ein bißchen und hat in den ersten Wochen ihrer Ehe bisweilen dem Drang nicht widerstehen können, ihn auf einen ganz kurzen Moment in seiner Kanzlei zu überfallen. Sie hat das rasch aufgegeben. „Weißt du", erzählte sie ihrer Freundin, „als ich ihm bei einer solchen Gelegenheit einen flüchtigen Kuß geben wollte, hat er die Dienstvorschriften zur Hand genommen; da ist es mir vergangen."

*

Im Gasthaus zum Schwanen war Hochzeit. Oben an der Tafel saß das Brautpaar, die Eltern und der Herr Pfarrer; dann kamen die Brautführer mit ihren Fräuleins. Darunter war auch der Toni vom Wenzelbauerhof. Der latschte breitspurig und schmatzend über dem Essen, mit dem Löffel das en bloc zerkleinerte Mahl sich einverleibend. Das mißfiel dem Pfarrer sehr. „Toni", mahnte er milde, „wäre es nicht besser, du nähmest Gabel und Messer?" „Naa", schüttelte Toni mit dem Kopf, „dös is recht für ältere Leut'; die Jungen müssen für die Unterhaltung mit ihrem Deandl eine Hand frei ham."

Vor einem guten Trunk soll man gut essen. Aber man soll ein gutes Essen auch nach einem guten Trunk nicht verachten.
Deshalb nahm der alte Peter auch unsere Einladung, mit uns zu essen, gerne an. Leicht schwankend kam er an unsern Tisch. Aber sein Appetit schien wirklich nicht unter dem Genuß der vielen Gläser Grog, die er bereits getrunken hatte, gelitten zu haben. Er säbelte an seinem Beefsteak herum, daß es eine Freude war, ihm zuzuschaun. Und was er an Bratkartoffeln in seinen Magen packte, wäre für zwei von uns genug gewesen.
Als die Schüsseln leer waren, räumte der Wirt ab und brachte den Nachtisch: auf hübschen Tellern für jeden eine ordentliche Portion Schlagsahne, von deren Weiß sich das Gelb einer in der Mitte liegenden halben Aprikose appetitlich abhob. Peter starrte voller Mißtrauen auf seinen Teller. Er grübelte einen Augenblick, betastete seinen Magen und schüttelte dann ernst den Kopf. „Nee", sagte er — „dat gebraten' Ei, dat kann ik nu nicht mehr eeten!"

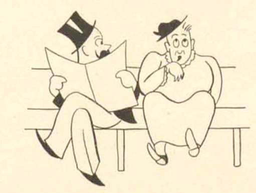
*

Haberstroh verkehrte schon ein paar Jahrzehnte bei Schmalzrieds und er verstand sich mit den Leuten immer ausgezeichnet. Was ihn anfangs vielleicht ein bißchen störte, war, daß man stets von ziemlich ältlichen und mürrischen Dienstmädchen empfangen wurde. Aber das änderte sich mit den Jahren fast unmerklich. Und eines Abends fiel es Haberstroh direkt auf, daß ein junges, lebensfrisches Ding das Abendessen servierte. „Gnädige Frau", sagte Haberstroh, als der alte Schmalzried sich gerade in die Bibliothek verfügt hatte, um dem Gast eine interessante Neuerwerbung unterbreiten zu können, „Ihre Mädchen werden zusehends jünger; woher kommt das?" „Mein Mann wird merklich älter", lächelte die Hausfrau bedeutungsvoll.

Der Gemischtwarenhändler eines kleineren Ortes hatte es mit der Zeit zu einem bescheidenen Wohlstand gebracht, und da er den Ehrgeiz hatte, bei den Honoratioren der Gemeinde in vorteilhaftem Licht zu erscheinen, befleißigte er sich abends, so gut er es verstand, an seiner „Bildung" zu arbeiten. Seine Frau fühlte sich bei dieser Wandlung allerdings nicht mehr so wohl wie früher. „Die Bildung macht roh", sagte sie zur Nachbarin. „Früher hat er mir bei einem Stuß höchstens den Kalender an den Kopf geworfen; heute nimmt er 's Lexikon."

*

Ich fahre mit meinem Freund, der Arzt ist, in der Trambahn. Er, abgespannt von der Hetze des Tages, nimmt seine Brille herunter und legt sie nachlässig neben sich auf die Sitzbank. An der nächsten Haltestelle steigt eine Dame ein, die sich in das Innere des Wagens zwängt und etwas



plötzlich auf die Brille des Arztes zu sitzen kommt. Sogleich fühlt sie den Gegenstand unter sich und stößt einen kleinen, entsetzten Schrei aus. Aber mein Freund beruhigt sie: „Nur keine falsche Scham", meint er zwinkernd, „meine Augengläser haben schon ganz was anderes gesehn!"

DER KRITIKER

Von Karl Lerbs

Diese Geschichte handelt von einem prächtigen Gelehrten, der im Dienste eines für die große Welt namenlosen, aber in seinem Machtbereich dereinst nachdrücklich tonangebenden norddeutschen Stadtblattes jahrzehntelang zwar nebenamtlich, jedoch mit richterlichem Ernst die Schauspielkritik bearbeitete; lang, hager, gutherzig, beseelt von einer Liebhaberei für freiheitlichen Fortschritt, die vor Jahren als revolutionärer Zug viel Beachtung fand, dann aber von der sogenannten Zeitströmung eingeholt wurde und so sich zu führender Autorität festigen konnte. Hier blieb sie nun freilich stehen und entwickelte sich zu einer bürgerlich konservativen Grundlage, wohl geeignet, eine tüchtige und mit zuverlässigen Gewichten ausgestattete Waage daraus zu erbauen, auf der man die Erscheinungen der Kunst gerecht, unbestechlich und mit der Gründlichkeit des erfahrenen Schulmannes dem Publikum vorwiegen konnte. Als daher eines Winters jener prächtige Gelehrte aus irgendeinem technischen Grunde veranlaßt wurde, hier und da auch die Oper der städtischen Bühne amtlich wertend zu besuchen, trug er kein Bedenken, auch dieses ihm neue Gebiet mit Ernst und richterlichem Eifer zu bearbeiten.

Es begab sich also der prächtige Gelehrte zu einer Aufführung der Oper „Tannhäuser" ins Theater, lauschte mit Aufmerksamkeit und verfaßte hernach in seinem Studierzimmer eine Kritik, die den Niederschlag eines ansehnlichen musikgeschichtlichen Wissens enthielt und die Leistungen des Abends in einwandfreiem und geschickt mit Fachausdrücken aufgeputztem Kritikerdeutsch teils besonnen lobte, teils maßvoll bemängelte. Man wird es begreiflich finden, daß er sich für diese unanfechtbare Bewältigung seiner Aufgabe selbst ein treffliches Zeugnis ausstellte, und wir können dieses Zeugnis bedenkenlos unterschreiben, da in der Tat niemand dem musikgeschichtlichen Wissen sein geringes Alter und den Fachausdrücken die kompilatorische Herkunft aus guten Nachschlagewerken anmerkte. Dagegen muß es uns bedenklich stimmen, daß am Tage nach dem Erscheinen der Besprechung unser Kritiker durch den Kapellmeister auf gewisse Mängel in der instrumentalen Ausstattung des Orchesters hingewiesen wurde; denn damit zog man ihn auf das dreifach geglättete Glatteis der Theaterpolitik. Es sei zu bedauern, sagte der Kapellmeister, daß trotz aller Mühe von der regierungsseitigen Verwaltungsbehörde des Stadttheaters noch immer nicht die Mittel für die so dringend nötige Verstärkung des Orchesters durch Tuben und die Einstellung von Tubabläsern zu erwirken gewesen seien; und der Herr Professor würde sich durch einen öffentlichen Hinweis auf diesen Mangel, der besonders bei der Herausarbeitung des Pilgerchores sich fühlbar gemacht habe, ein großes Verdienst um die künstlerische Entwicklung des Theaters erwerben.

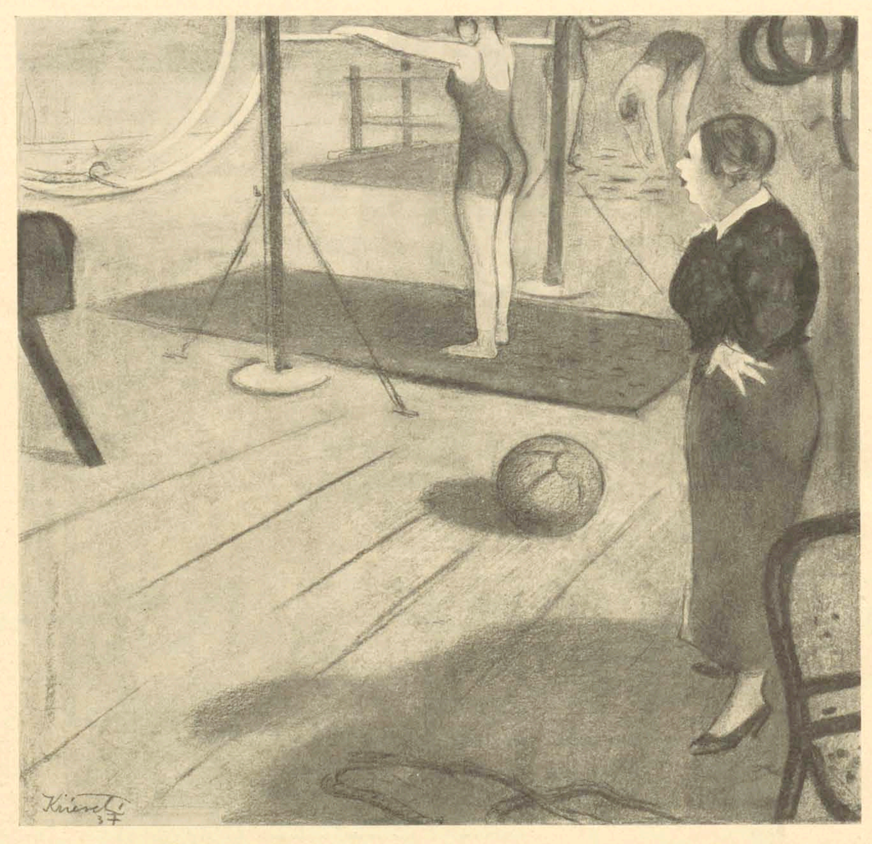
Der prächtige Gelehrte ergriff mit Freuden die Gelegenheit, seine Feder vorwärtsbewegend in die Speichen des Thespiskarrens zu stemmen. Er ließ sich nicht die Mühe verdrießen, bald darauf der nächsten „Tannhäuser"-Aufführung anzuwohnen und ihre Vorzüge noch einmal zusammenfassend in der Zeitung hervorzuheben; doch richtete er an die Theaterdeputation der Regierung die ernste Mahnung, das Orchester nun endlich reicher und kunstwürdiger auszustatten und zum Nutzen der Klangwirkung die oft angeforderten und schmerzlich vermißten Tuben nebst dazugehörigen Bläsern anzuschaffen. Am Tage nach dieser Veröffentlichung begegnete ihm der Intendant auf der Straße, bedankte sich in herzlichen Worten für die gute Absicht, sah sich aber zu der Mitteilung gezwungen, daß in der Zeit zwischen den beiden Aufführungen zwei Tuben angeschafft und vorgestern abend erstmals verwandt worden seien.

In dem Kritiker keimte nun doch das Empfinden, daß er in dieser Angelegenheit irgendwie in feindliche Fühlung mit einem für Bühnenfragen zuständigen Abgesandten der Hölle geraten war. Doch gehörte er zu jenen vom Glauben an die eigene Autorität erfüllten Leuten, die nach berühmtem Vorbilde den Inhalt ihres Tintenfaßes für ein ausreichendes Mittel zur Bekämpfung eines solchen Teufels halten; mithin war er entschlossen, mannhaft zu siegen, und wenn das ganze Theater voll Teufel wär'! Also wartete er bis zur dritten „Tannhäuser"-Aufführung, und verfaßte hernach in seinem Studierzimmer eine Notiz: Zu seiner Freude habe man sich seiner Forderung nach besserer Ausstattung des Orchesters nicht verschlossen und inzwischen zwei Tuben nebst dazugehörigen Bläsern angeschafft; er habe Gelegenheit genommen, sich vom künstlerischen Wert dieser Neuerwerbung zu überzeugen und sei besonders ergriffen von der so erzielten feierlichen Klangschönheit des Pilgerchores.

Am Tage nach dieser Veröffentlichung begegnete ihm der Intendant im Wandelgange des Theaters, bedankte sich in feingewählten Worten, sah sich aber zu der Mitteilung gezwungen, daß die beiden nagelneuen Tubabläser mit einer bei Theaterangestellten sonst leider recht seltenen Einmütigkeit von der Grippe befallen seien, so daß die beiden Instrumente bei der letzten Aufführung hätten ausfallen müssen. Er begleitete diese Mitteilung mit einem nachdenklichen Diplomatenlächeln, das von gereifter Erfahrung im Umgang mit dem für Bühnenfragen zuständigen Abgesandten der Hölle zeugte, und empfahl sich. Der prächtige Gelehrte blieb zurück mit dem fatalen und ihm in dieser Art seit dem Staatsexamen gänzlich unbekannten Gefühl, daß der schöne rote Plüschbelag des Bodens sich in eine Gleitbahn verwandelt habe, die ihm mit großer Geschwindigkeit unter den Füßen wegrutschte; und er richtete einen Blick voll stummer Bitterkeit auf den biederen und sichtlich durch keinen Teufelsschabernack beunruhigten Theaterdiener, der eben die Vorankündigung der vierten „Tannhäuser"-Aufführung im Aushangrahmen befestigte.

Zeitgemäße Formengebung

(R. Kriesch)



„So, Fräulein Frieda, Aufschwung noch bedeutend strammer, damit wir 's Bäucherl wegkriegen! Das Gesäß kann man so lassen!"

Das Wägele

In dem schwäbischen Städtchen H. erzählen sich die lebenslustigen Einwohner von einer Mitbürgerin folgende Geschichte, die sich im letzten Kriege zugetragen hat:

Eine Bäckersgattin, deren Namen auch heute noch verschwiegen wird, hielt großes Waschfest, und zwar, weil ihr der Platz dafür so bequem schien, in der angebauten Scheuer ihres Hauses. Ihren mächtigen Zuber stellte sie auf ein kleines, in der Scheuer parkendes „Wägele", einen Pritschenwagen, und ging wütend ins Zeug; denn im Schwäbischen arbeitet man „wütig", das heißt, mit großem Aufwand an Kraft, mit Schimpfen und Poltern!

Als sie ihr „Wütle" gekühlt hatte und mit der Wascherei fertig war, schaute sie sinnend in das warme Zuberwasser, zu dem sie so viel teure und schwer zu kriegende Seife aufgewendet hatte, und ein Gedanke stieg in ihrem „Köpfle" auf, ein Gedanke, so rund und schön wie eine Seifenblase in ihrem Zuber.

Die Wäsche hing am Seil, die Arbeit war getan; wer sollte es ihr verwehren, wenn sie in ihrem Waschzuber ein kleines Bad nehmen wollte? War es nicht schad um das warme „Brühle"? — Darum ungeniert! Sie stieg, eine andere Venus, nicht aus dem Schaum, sondern in den Schaum; zum Aussteigen sollte sie nicht mehr so schnell kommen. Denn das Wägele setzte sich plötzlich ohne jede Erlaubnis in Bewegung, die Scheuer hatte abschüssigen Boden, rannte gegen das Scheuerntor, stieß es mit der vordringenden Deichsel auf und rollte mit seiner schreienden, heulenden, strampelnden und sich vor Scham entsetzt gebärdenden Last auf die Straße hinaus und die steile Steige hinab. Der Bäckermeister und seine Gesellen standen, Feierabend haltend, gerade vor der offenen Ladentür, als das „Wägele" im Schnellzugstempo mit Zuber und Gattin an ihnen vorüberschoß, dem tiefer gelegenen Markt zu. Sie wußten nicht, was sie dazu sagen sollten und machten nur, wie man im Schwäbischen sagt, „dumme Köpf".

Das Unglück war geschehen, das „Wägele" mit dem Waschzuber und der Frau Bäckermeister war auf dem Marktplatz ins Stehen gekommen und rief einen Volksauflauf hervor, bei der sich besonders die Schuljugend, Hohn und Spott johlend, beteiligte. Mit ein paar kräftigen Backpfeifen machte sich der eilends nachfolgende Herr Bäckermeister Platz, bedeckte seine nackte Gattin mit dem Ladenschurz, hieß seine Gesellen anfassen und kürzte so die unfreiwillige Badereise seiner Gattin ab. Man erzählt, die erboste Bäckerin habe das „Wägele" seine Übeltat hart entgelten lassen und es mit dem Beil zerhackt, daß auch kein Fetzen mehr geblieben sei!

Georg Schwarz

Frau Ungetreu

(Wilhelm Schulz)



Wenn sie auch war des Ritters Frau,
Sein' Lieb mocht' sie nicht haben.
Sie wehrte sich dagegen schlau,
Sucht' sie bei anderen Knaben.

Sie wollt' von ihm nur immerdar,
Daß er sie lustig kleide. —
Als leer des Ritters Säckel war,
Schickt' sie ihn auf grün' Heide.

Sollt' reiten dort der Nase nach
Auf seinem flinken Rappen,
Weit um sich schauen, ob den Tag
Er da was konnt' erschnappen.

Schlimm es ihm einmal dann erging —
Warf er den Krämer nieder,
Man hoch ihn an den Galgen hing;
Sein Seel' allein kam wieder.

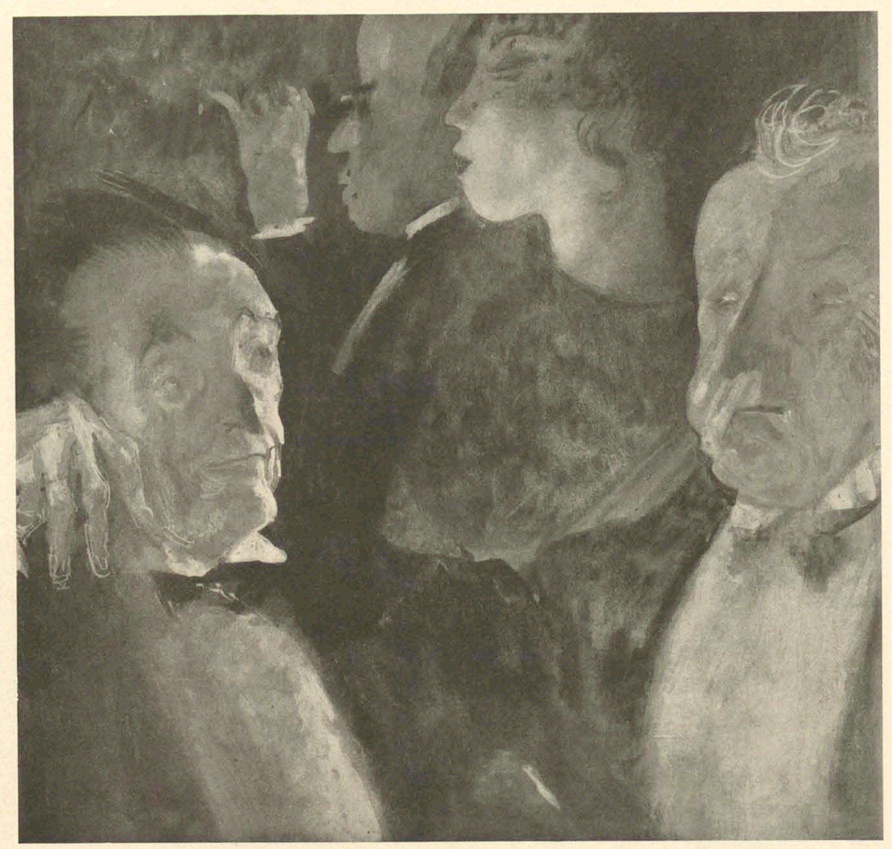
Strich als ein Käuzchen abends nah
Wohl um des Schlosses Mauern,
Zur Fraue es ins Fenster sah
Ob tief sie sei in Trauern.

Doch saß die nicht in schwarzem Taft:
Rot' Seide tat sie schmücken!
Ein andrer aus der Ritterschaft
Durft' lieb ihr Händlein drücken.

Wilhelm Schulz

Der Opernveteran

(P. Scheurich)



„Wissen Sie, mit der Oper geht's mir jetzt wie mit der Liebe: seit einiger Zeit schlaf' ich schon beim Vorspiel ein!"

Bremer Anekdoten

Als der Schiffer Klaus Gerhard Tietjen sich mit Gesine Adelheid Lüttjohann aus Flensburg auf dem Standesamte einfand, willens, der beiderseitigen Ehelosigkeit ein Ziel zu setzen, ergab sich, daß die vorhandenen Dokumente zwar das Vorhandensein, aber nicht den Ursprung der Braut hinlänglich beglaubigten.

Das Brautpaar hielt sich wacker. Es schrieb nach Flensburg, erhielt Antwort und fand sich nach etwas mehr als einer Woche wieder ein.

„Herr Tietjen", sagte der Standesbeamte, „das ist ja nun ganz gut und schön, aber für Ihre Braut brauche ich noch den Trauschein der Eltern."

„Zo", sagte Klaus Tietjen. „Dauert das denn nu wieder so lange?" Der Standesbeamte antwortete mit einem Achselzucken, das jede Möglichkeit offen ließ. „Zo", sagte Klaus Tietjen. „Aha. No, Gesche, denn komm her. Denn wollen wir man erst mal anfangen."

*

Der Primarius einer bremischen Kirche, ein ehrlicher, geradsinniger, von prachtvoll ursprünglicher Lebenskraft erfüllter Mann, dem viele Freunde nachtrauern, hatte als treuesten Zuhörer seiner Predigten einen alten Handwerker, der immer auf der vordersten Bank saß: Andächtig, hingebungsvoll, mit verklärtem Lächeln; das Vorbild eines Kirchenbesuchers.

Der treffliche Pastor freute sich darüber; aber die Freude war nicht ungetrübt: denn er wußte, daß der alte Handwerker sehr schwerhörig — man konnte schon sagen: stocktaub war. So kam es, daß der Geistliche diesem treuen Hörer zuliebe immer mehr dazu überging, seine Predigten durch Hand-, Arm- und Körperbewegungen zu veranschaulichen — ein Bestreben, das durch sein starkes Temperament zu sehenswerten Darbietungen gesteigert wurde.

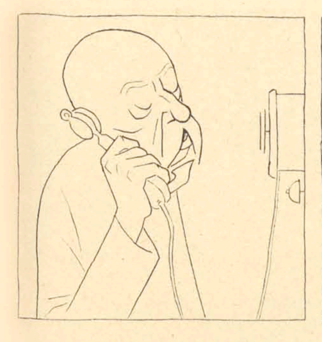
„Lieber Herr Sengstake", schrie er eines Tages, als er dem alten Meister auf der Straße begegnete, „ich bin herzlich froh darüber, daß Sie meine Gottesdienste so fleißig besuchen. Hoffentlich verstehen Sie auch, was ich sage —?"

„Herr Pestohr", versetzte der alte Mann, „mit das Verstehen is es dscha nu so, daß ich kein Wort versteh. Abers, Herr Pestohr" — und hier verschönte wieder das verklärte Lächeln seine Züge — „ich seh Sie dscha s o gern zu!"

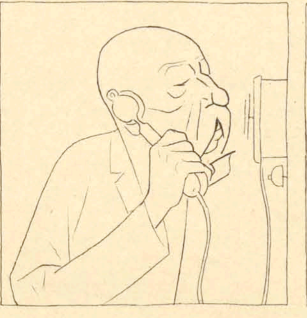
VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G.m.b.H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. IV. Vj. 36 20174. Auflage dieser Nummer 20000. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Die verhinderte Revanche

(Karl Arnold)



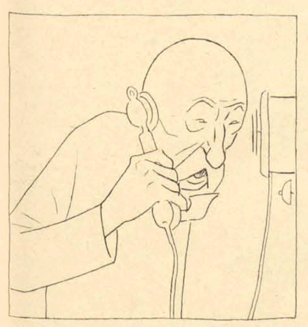
„— — — Schaff'n ma do d' Sach' aus da Welt, Herr Pfleiterer!"



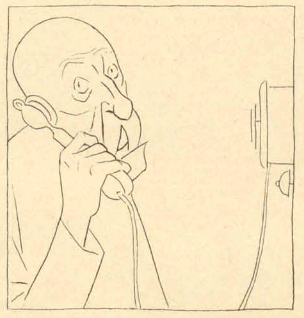
„Gehn S' zua, Herr Pfleiterer, wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg!"



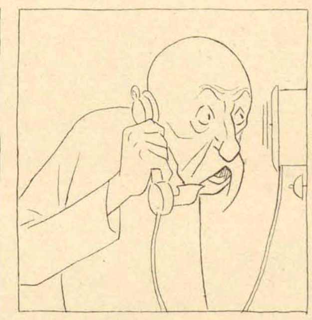
„Vagess'n ma do dös, Herr Pfleiterer, und san ma wieda friedli' mitanand'!"



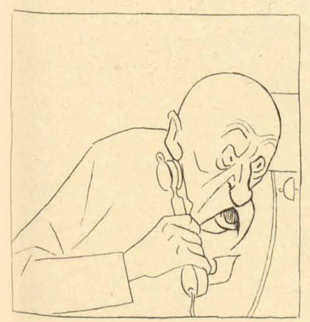
„Aba, Herr Pfleiterer, i bitt' Sie, san S' do vanünfti!"



— — — — — — — — — — —



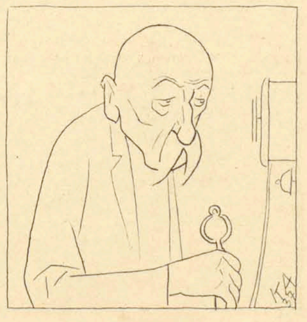
— — „Wo — — wooos?!"



„Du mi aa!!!"



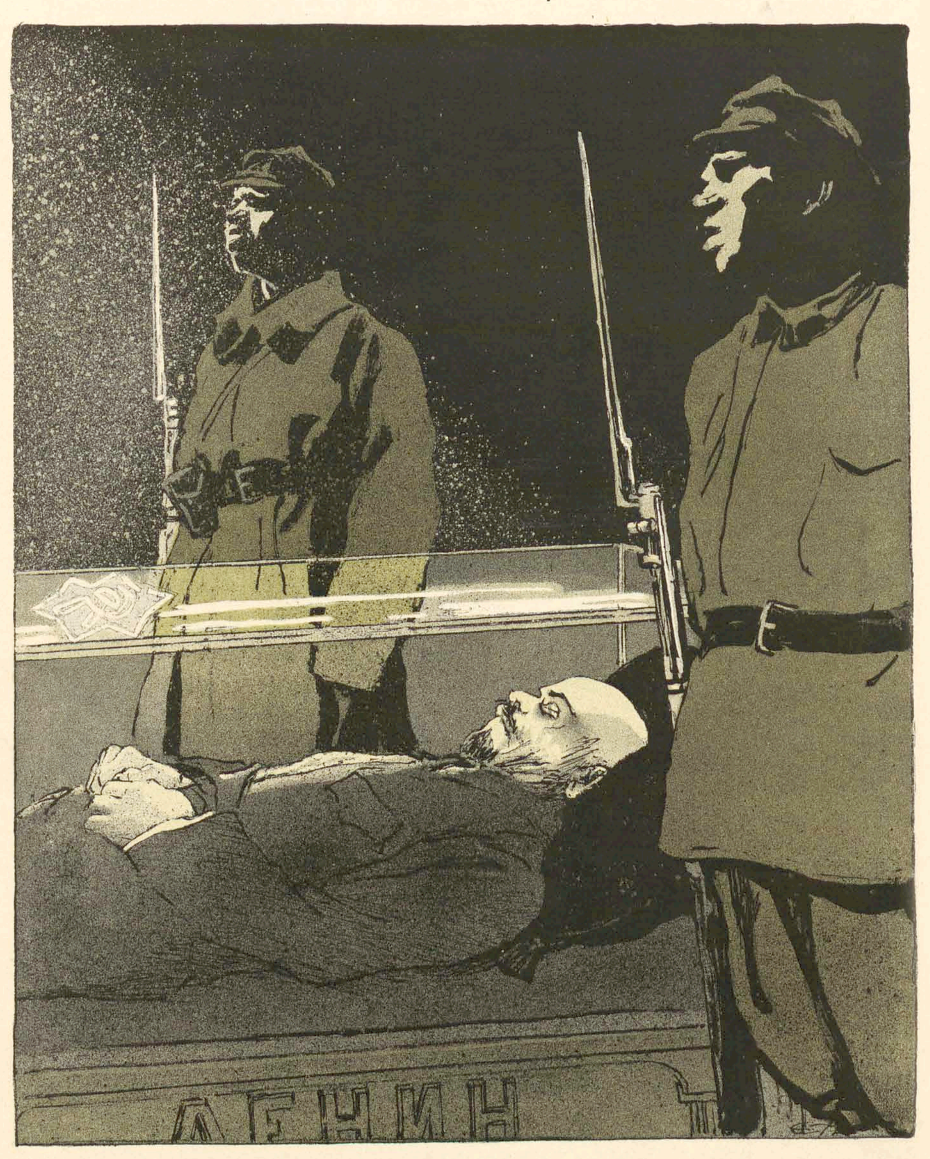
„Hallo!! Hallo!!!"



„Z'spat kemma! Der Bazi hot glei' ei'ghängt!"

Moskauer Aspekte

(Eduard Thöny)



„Brüderchen, ich glaube immer, hier haben wir die längste Zeit Wache geschoben! Den Lenin wird Väterchen Stalin auch bald wegputzen lassen!“

München, 28. Februar 1937
42. Jahrgang / Nummer 8

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Lebrun und die Brunnenvergifter

(Wilhelm Schulz)



„Aber, Herr Präsident, wenn unser französisches Volk an dem Geschmack der unverfälschten Quelle seinen Haß verliert — dann ist das Ihre Schuld!“

(Wilhelm Schulz)



Der Zigarettenraucher

Ja, wenn ich dich nicht hätte,
geliebte Zigarette
aus Pfälzer Shag,
du Feie oder Fehe,
die ich mir selber drehe —
käm' ich vom Fleck?

Du bist's, die mich beflügelt,
du bist's auch, die mich zügelt,
wenn's in mir kocht.
Du Licht- und Freudenbecher,
du Gram- und Sorgenbrecher,
du Lebensdocht!

Zerfällt dein Leib zu Asche,
gleich greif' ich in die Tasche
und schaff' ihn neu.
. . . Arteriosklerose
erwachse aus der Dose?
Eheu! Eheu!

Das ist der Lauf der Dinge:
einmal, so schön ich singe,
verhallt das Lied.
Man konsumiert sich eben.
Ist nicht das ganze Leben
ein Suicid?

Ratatöskr

Leichtere Bastarbeiten für arme Negerkinder

Der Filmregisseur hatte Trude soeben gesagt, sie dürfe in dem neuen Film mit flatterndem Bademantel auf den Felsen springen, dort lebhaft winken und, nach rechts gewendet, mit schallender, in Klammern herzzerreißender Stimme, rufen: „Er treibt ab!"

Es sollte dieses ihr wirklich erstes Auftreten im Film sein. Ich übergehe vollkommen die Schilderung, wie Truden das Blut in die Wangen und wieder zurückschoß. Ich übergehe ferner die Tatsache, daß Trude ihrem alten Mütterchen beseligt an den Hals flog, als sie ihm die Freudenbotschaft mitteilte. Ich habe auch keinen Grund, ein Wort darüber zu verlieren, wie sie Erwin die Sache nebenbei erzählte; denn sie unterschied sich dabei in keiner Weise von anderen Filmszenen, wie wir sie gewohnt sind. Allen Grund habe ich aber, davon zu berichten, was Trude in der folgenden Nacht träumte. Man hat ja so wenig Kenntnis von den Dingen, die junge Mädchen zu träumen pflegen.

Also Trude träumte ihre Zukunft. Sie träumte sich ganz schlicht, sie träumte neue Wege. Nein, sie würde nie eine dieser unnahbaren, verwöhnten Diven werden, eine dieser Spottgeburten aus Kitsch und Presse; nein, nein, ganz einfach: Hirtenloden mit Wollstickerei in matten Farben. Ah, sie wollte der Liebling des ganzen Ateliers werden. Mit ihren kleinen und kleinsten Sorgen würden die Arbeitskameraden und -kameradinnen zu ihr kommen, und selbst für den unbrauchbarsten Hilfsregisseur hätte sie ein freundliches Wort. Beleuchtern würde sie unaufgefordert kleine Darlehen geben und bei der Frau des Torwartes ihre liebste Kaffeestunde halten. Von all dem dürfte es nur unbeobachtete Aufnahmen geben, deren Veröffentlichung sie beinah nicht zuließ.

Natürlich würde sie eine horrende Gage beziehen; denn jede Arbeit ist ihres Lohnes wert. Aber, mein Gott, wie wenig brauchte sie davon für sich selbst, sie war ja so anspruchslos! Auf den großen Ländereien inmitten ihrer Rinder- und Schafherden, umspielt von drolligen Füllen edelster Rasse, fühlte sie sich ja am wohlsten. Hier konnte sie ausruhen von den drängenden Angeboten der amerikanischen Filmgesellschaften, die sie immer wieder aus der Einsamkeit mit schnöden Devisen herauslocken wollten, um ihr die Ruhe und Einfalt des Herzens zu rauben.

Selbstverständlich wollte auch sie wirken, und das Geld, das ihr in reichem Maße zufloß, sollte Früchte tragen, aber dort, wo es kaum jemand sähe. Vielleicht könnte man im Innern Afrikas Schulen errichten, wo arme Negerkinder in leichteren Bastarbeiten Unterricht empfangen würden und wo alte, verschüttete Kultur und Handwerkskunst zu neuer Blüte vorwärtsgetrieben werden könnte. Aber niemand dürfte davon erfahren; denn sie wollte wohltun im Verborgenen, im Innersten Afrikas, über das nur die teuersten amerikanischen Filmzeitschriften gelegentlich Auskunft geben dürften.

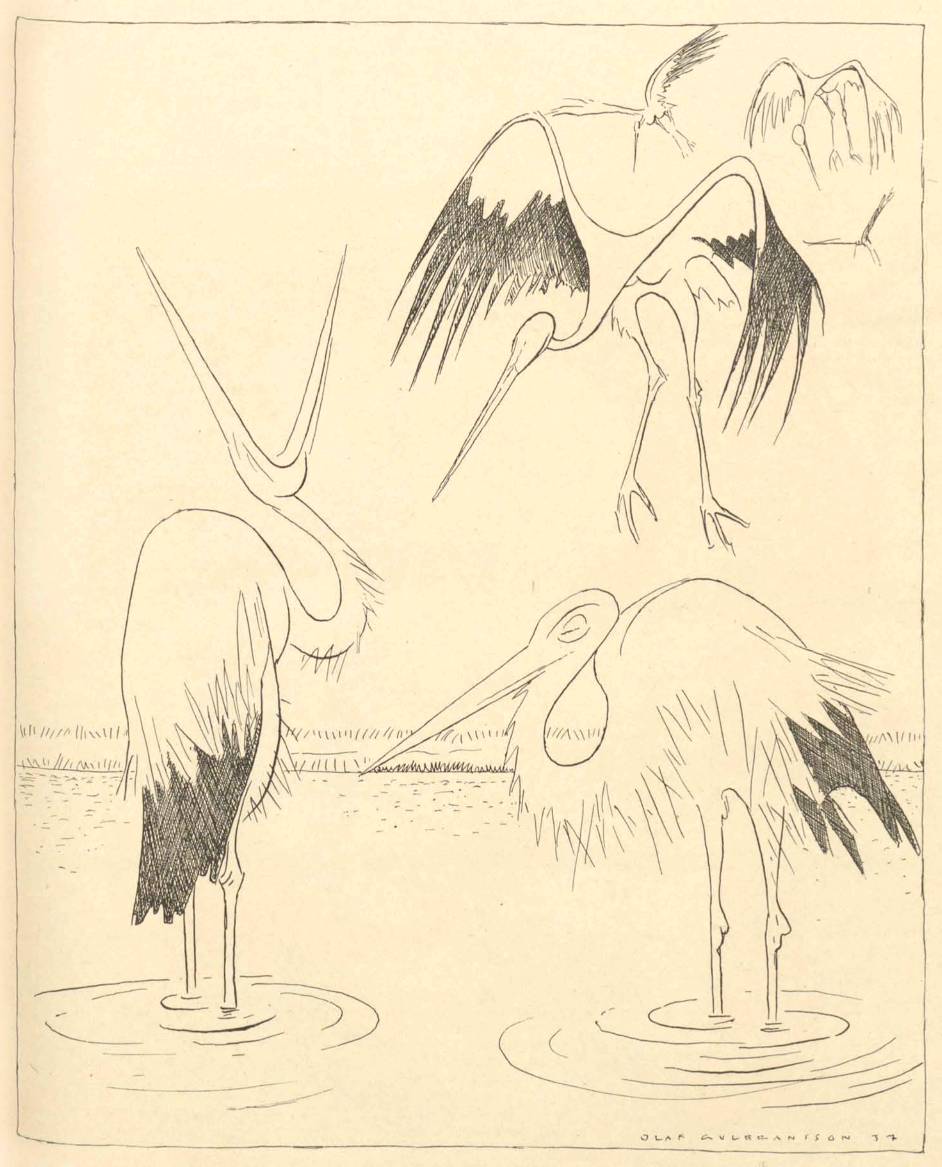
Ab und zu müßte sie wohl photographiert werden; denn man dürfte sich dem Geist einer zeitgemäßen Reklame nicht entgegenstemmen. Oh, wie verachtete sie diese Aufnahmen arrivierter und derivierter Prominenzen, die sich auf breiter Couch in mollige Kissen kuschelten, Asphaltpflanzen auf Seide! Voller Ekel würde sie sich davon abwenden, die Reine. Auf hoher Felsenklippe sollte man sie sehen, sturmgepeitscht und windverweht, flatternden Haares und flatternden Wollmusselins, der sich kühl gegen die Haut legt und alles zeigt und keinen Deut mehr.

Die Reporter würde sie sich vom Leibe halten; keiner dieser indiskreten Zeitungsleute sollte die Schwelle ihres Heims jemals besudeln und den stillen Frieden ihrer Zentralheizung stören. Für Gerüchte, die trotzdem über ihr zurückgezogenes Leben in die Welt dringen würden, könnte sie natürlich nichts. Die feile Menge, die an den mageren Brocken ihres reichen Innenlebens sich die Zähne ausbeißen sollte, würde sie durch Richtigstellung ihres abwehrenden Propagandabüros in gebührender Interessiertheit halten. Wenn es aber doch einer der Hyänen der Öffentlichkeit gelingen sollte, in ihre stilvoll möblierte Hütte vorzudringen, dann sollte sie der Welt verkünden, welch kindlich liebenswürdiger Mensch sich hinter der strahlenden Leinwandkönigin verberge. Mit rührendem Händeklatschen würde sie die Kartoffelpuffer, ihre Lieblingsspeise, begrüßen, die der mit ausgesuchter Einfachheit gallonierte Diener auf ihrem seit Generationen fortgeerbten Familiensilber schweigend servierte. So menschlich schön waren die Träume dieses Naturkindes.

Ich weiß, jetzt müßte ich Trude erwachen lassen aus ihren Träumen, jetzt müßte sie die Augen aufschlagen in ihrem ärmlichen aber sauberen Kämmerlein, und die Wirtin müßte hereintreten und ihr auf altem, angeschlagenem Familiensteingut die Tasse Malzkaffee mit der unbezahlten und unbezahlbaren Monatsrechnung hinstellen. Nein, das bringe ich nicht übers Herz! Ich lasse das warmblütige Kind seinen steilen Aufstieg weiterschreiten, der nur in einer glücklichen Ehe enden darf, die sie mit einem Manne eingeht, dessen Namen zu nennen mir die Gepflogenheiten internationaler Diplomatie verbieten. Foitzick.

Ehedarlehenskinder

(Olaf Gulbransson)



„Fünfhunderttausend Kinder haben wir über den Etat aus dem Teich geholt — jetzt müssen sich die Leute aber auch 'mal selber bemühen!“

Wie urteilt Paris?

(Karl Arnold)



„Wähle mich, mon garçon, ich ersetze dir den Krieg,
und das andere Weibsbild ist sowieso überflüssig!"

(J. Hegenbarth)

DER DUNKLE BOCK

VON WILLFRIED TOLLHAUS

Das Leben von Emil Schulz wies bis zu seinem vierzigsten Jahre keinerlei Besonderheit auf, wozu in nicht unerheblichem Maße beigetragen hatte, daß er nicht mit einem weiblichen Wesen, sondern mit einem soliden Stammtisch verheiratet war. Der ersetzte ihm die Familie vollkommen. Den scharfen Freundesaugen entging nicht, daß Emil, seit er aus den Dreißigern hinausgehüpft war, öfters melancholische Anwandlungen hatte. Er selbst schob sie darauf, daß seine in vieljährigem Training gut ausgebildete Widerstandskraft gegen Alkohol nachlasse. Der Stammtisch diagnostizierte: „Nervenschwäche" und befahl ihm, sich bei Dr. Spitzwedel behandeln zu lassen.

Emil gehorchte. Er wurde nach vorheriger Anmeldung von einem kleinen, netten Männchen im weißen Kittel mit vorsichtiger Zurückhaltung empfangen. Als die Gutartigkeit seines Falles festzustehen schien, fragte ihn der Herr Doktor die verwegensten Sachen und wollte sich durchaus nicht damit beruhigen, daß er mit keinerlei Lastern aufwarten konnte. Darauf lud er ihn ein, sich auf den Diwan zu legen und sich „zu entspannen". Emil einigte sich mit ihm, daß er entspannt sei, wenn er den Hosenbund aufgemacht habe. Dr. Spitzwedel setzte sich jetzt in einen Sessel, und es hätte den Anschein gehabt, daß er ein Mittagsschläfchen halte, wenn er nicht immer wieder in die angenehme Stille mit der Frage gefahren wäre: „Sehen Sie Bilder?"

Vermutlich dachte er, Emil fühle sich bereits von weißen Mäusen umschwirrt. Das hatte er von seiner Gutmütigkeit!

Als er versicherte, er sähe keine Bilder, bekam er zu hören, daß er Bilder sehen müsse, wenn er geheilt werden wolle.

Sollte vielleicht der kleine Doktor nicht ganz normal sein? fragte sich der entspannte Emil.

Dann entsann er sich, daß er sonst zu dieser Zeit beim Abendschoppen zu sitzen pflegte. Das Bockbier war jetzt wundervoll. Er sah ein frisch eingeschenktes Glas vor sich. Das wuchs, wurde größer, türmte sich zu einem Berg.

„Ich sehe was", sagte Emil. — „Was?" fragte erfreut Dr. Spitzwedel. — „Einen Berg mit weißem Gipfel." — „Wundervoll! Achten Sie auf die Einzelheiten, das pflanzliche und tierische Leben, das sich jetzt entwickelt. Berichten Sie von jedem neuen Eindruck!"

Was sollte er sehen? Tiere? Selbstverständlich sah er ein Tier. Den schön geformten Bock, der jetzt in seiner Stammkneipe durst- und appetitanregend an der Wand hing.

„Ich sehe einen Bock", sagte Emil wahrheitsgemäß.

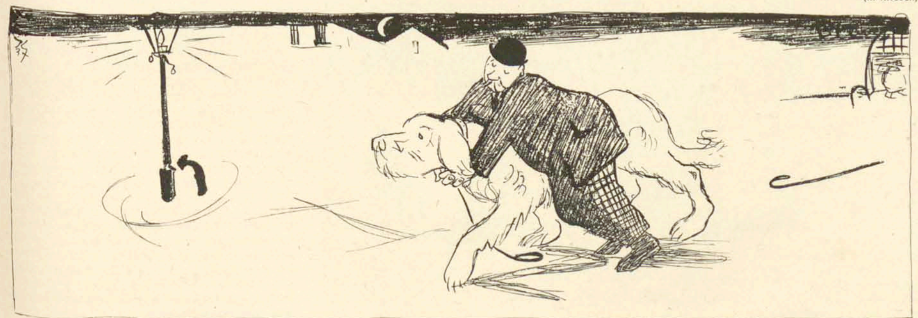
Dr. Spitzwedel geriet in großen Aufruhr. „Einen weißen oder schwarzen?" — „Einen ziemlich dunklen", bekam er zur Antwort. — „Mit Hörnern?" forschte der Kleine weiter. — „Ja." — „Bewegt er sich auf Sie zu?" — „Leider nein!" — „Wieso leider? Wollen Sie, daß er sich auf Sie zubewegt?" — „Allerdings, Herr Doktor!" erwiderte nun Emil und richtete sich auf; denn er war entschlossen, dem Bock persönlich entgegenzugehen. Aber das war nicht so einfach; denn nun hielt ihm Dr. Spitzwedel einen Vortrag darüber, was es bedeute, wenn ein Gewohnheitstrinker, mit religiösen Restvorstellungen belastet, einen schwarzen Bock sieht. Es handele sich jetzt darum, dies unheimliche Tier, das die Inkarnation alles Bösen sei, in sich selbst zu überwinden. Man müsse es aufnehmen und wieder loswerden. Das sei gewiß nicht einfach, aber mit der Hilfe eines guten Spezialisten wäre es zu schaffen. Dann könne sich Emil darauf verlassen, daß er zum mindesten auf längere Zeit eine starke, unüberwindbare Abneigung gegen Alkohol aller Art habe. Worauf der Herr Doktor notierte, wann Emil wiederkommen solle zwecks Überwindung des dunklen Bocks. Der letzte Zweifel, ob der Kleine im weißen Kittel einen Klaps habe, war bei Emil nunmehr erloschen. Voll Mitleid sah er ihn an. „Armes Kerlchen!" Wenn er ihm jetzt ordentlich den bewußten dunklen Bock als Medizin einverleiben könnte, würde er vielleicht wieder normal.

Worauf er sich zu seinem Stammtisch begab, feststellte, daß bei ihm noch keinerlei Widerwillen gegen Alkohol vorhanden war, und das Gespräch dann auf die Behandlung von Halluzinationen leitete. Er erfuhr dabei, daß sich krankhafte Vorstellungen beseitigen lassen, indem man auf sie eingeht, sie scheinbar als etwas Reales nimmt und sie so bewegt, daß der Patient überzeugt ist, er habe sie überwunden. Nach dem vierten halben Liter war die Menschenfreundlichkeit Emils so gestiegen, daß er beschloß, den kleinen Spitzwedel gesund zu machen.

Als er das nette Doktorchen wiedersah, fand er es noch mitleiderregender als früher. Den ganzen Tag mit nervösen und überspannten Leuten zusammen sein und über Bilder zu schwätzen, das konnte eben nicht einmal eine Pferdsnatur aushalten! Spitzwedels Zustand schien sich verschlimmert zu haben. Er wollte sofort wissen, ob der dunkle Bock näher herangekommen sei, worauf ihm Emil erzählte, daß er ihn jetzt im Bauche hätte. Er sei ihm durch die Kehle einfach hineingehüpft.

Nun geriet Dr. Spitzwedel in eine Art von Rauschzustand, trotzdem er bestimmt keinen Alkohol konsumiert hatte. Er strahlte vor Glück! Die Sache ginge ja großartig. Nun brauche Emil den unerwünschten Insassen nur wieder loszuwerden und alles komme von selbst in Ordnung. Sein Fall wäre ein Musterbeispiel, wie man aus der Region des Unbewußten heraus die seelischen Leiden, die ja die Wurzel vieler körperlichen wären, behandeln könne. Er werde ihn vielleicht publizieren. Nachdem sich Emil den Hosenbund zwecks Entspannung wieder aufgeknöpft hatte, beobachtete

(R. Kriesch)



Starkbier-Saison: „Hauptsache, daß einer von uns zwei nüchtern ist!"

er den kleinen Doktor unter den halbgeschlossenen Lidern. Spitzwedel konnte kaum eine Sekunde lang auf dem Stuhl sitzen, so voll von Erwartung war er. Vermutlich nahm er an, es werde im nächsten Augenblick der schwarze Bock aus Emil herausspringen. „Sehen Sie, daß Sie ihn loswerden!" schrie er auf einmal. „Raus mit ihm! Fort! Weg damit!"
Emil hätte ihm ja gern den Gefallen getan, aber die Sache war wirklich nicht so einfach. Mußte ihn der schwarze Bock durch den gleichen Eingang, durch den er ihn betreten hatte, wieder verlassen oder konnte er einen andern, an sich natürlichen Weg einschlagen?
Während er darüber nachdachte, merkte er, daß dem kleinen Doktor der Schweiß auszubrechen schien. Sein sanftes Kindergesichtchen mit der großen Brille war wirklich mitleiderregend. Vielleicht würde er sich was antun, wenn Emil den schwarzen Bock bei sich behielt.
Da kam Emil eine großartige Idee! Er zog die Beine mehrfach an, drückte den Kopf nach vorn und brachte mit zitternder Stimme heraus: „Der Bock! Der Bock!" Er wollte hinzufügen — „muß eiskalt und frisch gestrichen sein", aber er tat es nicht.
Nun tobte Spitzwedel, zitternd an seinem ganzen kärglichen Leibe: „Heraus! Heraus!" Er schlenkerte die Hände in der Luft, zuckte mit den Beinchen und machte wirklich eine Art von Bocksbeschwörung. Emil schnellte in die Höhe, hielt die abgeknöpfte Hose mit der Hand fest, riß die Augen weit auf und brüllte: „Wo?"
Das Doktorchen stürzte voraus, strahlend, jauchzend, riß die Tür eines sauber gekachelten Kabinetts auf und ließ Emil ein. Am liebsten wäre der Kleine mit hereingekommen. Aber eine energische Handbewegung wies ihn zurück. Eine Tür fiel ins Schloß.
Als Emil sich den weiteren Fortgang seiner Kur an dem bedauernswerten Doktor in ruhiger Gemächlichkeit überlegt hatte, kam er leichten Schrittes, gänzlich gelöst, die Arme in Lustgefühlen hebend und senkend, heraus und bemerkte: Nun sei er den Bock los! Allerdings könne er nicht garantieren, ob er mit ihm nicht das Abflußrohr verstopft habe!
Niemals hatte er einem Menschen eine größere Freude gemacht, als dem netten Spitzwedel durch diese Mitteilung. Er umarmte ihn, drückte ihm die Hände, versicherte immer wieder, wie glücklich er sei. Das mit dem Abflußrohr mache gar nichts! Wenn es platze, platze es eben. Sodann wollte er wissen, ob jetzt bereits der Gedanke an Alkohol bei Emil Übelkeit errege.
Auch das log der edle Menschenfreund.
Nunmehr war Dr. Spitzwedel des Glückes voll. Man konnte ihm ansehen, daß er sich als ein anderer Mensch fühlte. Er sprach ganz normal und benahm sich, als ob ihm nie etwas gefehlt habe.
Emil feierte diesen Triumph seiner ärztlichen Kunst eine Stunde später sehr ausgiebig mit eben jenem dunklen Bock, der ihm dabei so treffliche Dienste geleistet hatte.
Nach einiger Zeit bekam er eine Rechnung von Spitzwedel, in der dieser für seine Bemühungen 150 Mark liquidierte.
Das ging Emil nun etwas weit. Er schrieb zurück: „Mein lieber Herr Doktor! — Da Sie jetzt wieder normal sind, was ich aus Ihrer Rechnung mit Freuden ersehe, darf ich Ihnen wohl offen sagen, daß Sie mir Ihre Gesundung zu verdanken haben. Als ich zu Ihnen kam, hatten Sie Wahnideen, die sich um einen schwarzen Bock gruppierten. Sie wollten durchaus, daß er in meinen Bauch hinein und wieder heraus solle. Da Sie vermutlich hoffnungslos verwirrt worden wären, wenn ich nicht auf Ihren Zustand eingegangen wäre, tat ich das aus Menschenpflicht und spielte Ihnen jene Komödie vor, der Sie Ihre Genesung zu verdanken haben. Ich gebe zu, daß dies für mich recht unangenehm war, aber was tut man nicht für einen netten Mann, der anscheinend ein Opfer seines Berufes geworden ist? Die Gefahr, daß ich dabei zu einer Abneigung gegen Alkohol kommen konnte, habe ich glücklich überwunden und das bißchen Katerstimmung trägt sich ja leicht, gemessen an den Unannehmlichkeiten, die anscheinend mit der Beseitigung depressiver Zustände nach alkoholischer Überlastung verbunden sind. Ich darf bitten, diesen Brief zu vernichten, ein Verfahren, das ich mir mit Ihrer Liquidation gleichfalls einzuschlagen erlauben werde. Mit besten Wünschen für Ihr weiteres Wohlbefinden: Ihr Ihnen herzlich zugeneigter Emil Schulz."

Im März / Von Hans Leifhelm

Wie ein Pfeil trifft ein Ruf dich ins Herz,
Und versehrend der Wind geht im März,
Vor dem Dämmern dein Blut ist entbrannt,
Wenn die Wildwasser rauschen im Land,
Und du lauschst diesem Laut, der dich ruft,
Siehst die Berge schon silbern gestuft
Mit dem Grate, weißblendend und nackt,
Wie von schneeigem Blitze gezackt.

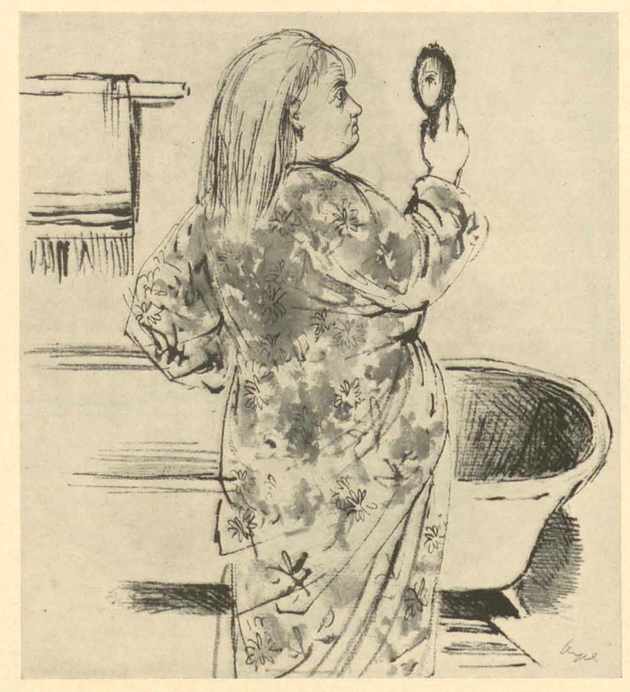
Unterm Harsch liegt begraben der Hang,
Nur der Rehe verschwiegener Gang
Hat beschrieben das gleißende Weiß
Und der Hasen Getummel im Kreis,
Nur des Haselhuhns zierliche Spur
Und beim Abflug der Schwingen Kontur,
Und wie Tropfen, vom Wald her verweht,
Lärchensamen auf schneekühlem Beet.

Und ins Tannicht einbrichst du vertraut,
Es umringt dich der Wald ohne Laut,
Mit den Bäumen nun stehst du gebannt,
Bis ein Wehen sich rührt überm Land
In den Stämmen ein Klingen anhebt,
In den Kronen ein Widerhall schwebt,
Bis es weithin dröhnend erschallt
Von des Tauwinds Stimmen im Wald.

Und es reißt dich hinauf zu den Höhn,
In den Lüften zieht orgelnd der Föhn,
Einer schimmernden Lanze gleich steht
Das Gewölk, aus dem Süden verweht,
Auf dich zu, ohne Bahn, ohne Zahl,
Gehn die tauenden Wasser zutal,
Und im Echo fern donnernd ohn' End
Die Lawine verrollt im Gewänd.

Optimismus

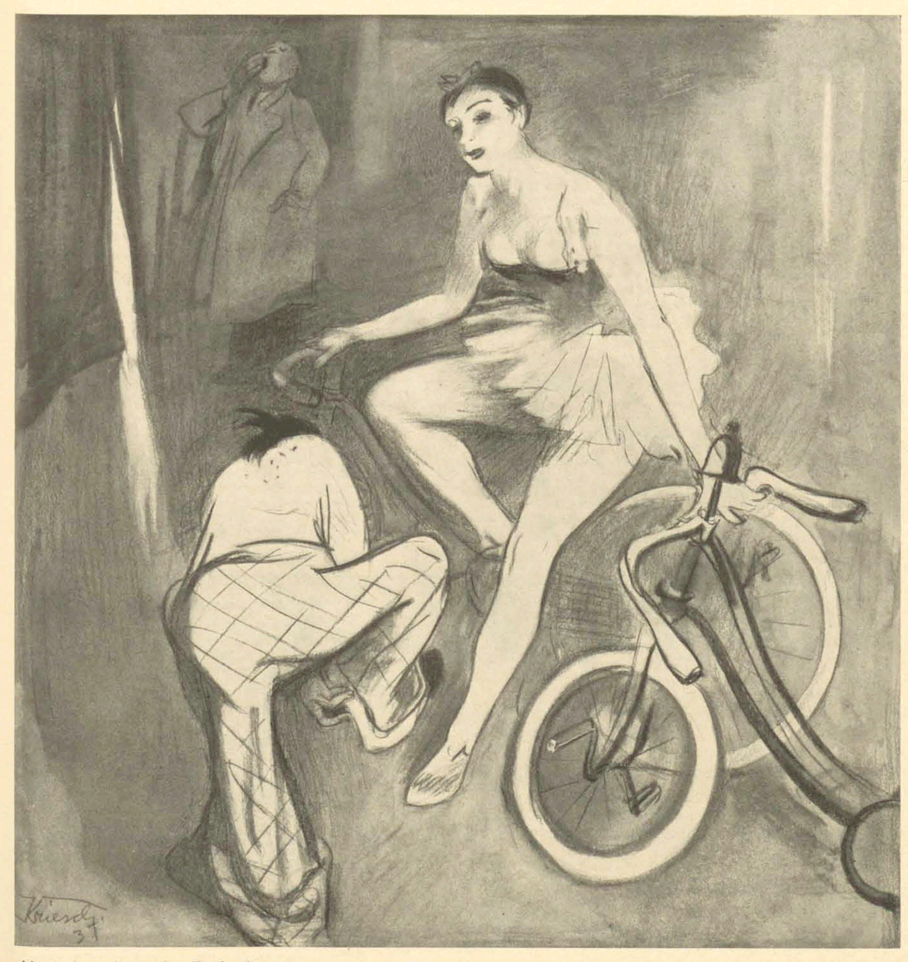
(H. Nagel)



„Er hat gesagt, ich sei eine Frau im Geschmack von Rubens. Jetzt müßte man nur wissen, was für 'ne Telefonnummer dieser Herr Rubens hat . . ."

Kleine Veränderung

(R. Kriesch)



„Hast du gehört, der Zauberkünstler will seinen Beruf aufgeben!" – „Was wird er denn?" – „Steuerberater!"

Der Unterschied

Die letzten Strahlen der Sonne liegen über der weit dahingebreiteten Wasserfläche der Alster. Über den Gipfeln der Bäume am grünen Ufer liegt Abendfrieden. Helle Glockentöne der Hamburger Kirchen klingen und schwingen durch die warme Sommerluft herüber. Lautlos gleitet in der Ferne einer der kleinen weißen Dampfer vorüber. Unter vielästigen Ahornbäumen auf einer Bank sitzen Stine Steinecke und Emma Holst — ihr Strickzeug klappert leise.

„Min Dochter hat ja Glück gehabt, verdient die Woche dreißig Mark — als erste Verkäuf'rin bei Wunner & Toode — tja, die kann lachen — und wie geht's bei euch, Emma? Was macht deine Alma?"

„Da erinner' mich man lieber nich an!"

„Nanu? — Was is'n passiert?"

„Dat is ne schenierliche Geschichte — ick sprech' nich gern davon."

„Wieso? Was is?" — — —

„Ach — ein trauriger Kram." —

„Nu sprech' dich mal rein aus, Emma."

— — — „Alma — hat'n Freund!" — —

„Du lieber Gott! — Den hab'n andere Deerns ok, da gräm' dich man nich über."

„Tjaa — — wenn de Geschichte keenen Haken hätte!" —

„Nu bün ick aber doch gespannt, Emma . . .?"

„Es is 'ne — platoonische Liebschaft!" —

„Soso — platoonsch — was'n das?"

„Frag nich, Stine — dat mach ick dir nich sagen."

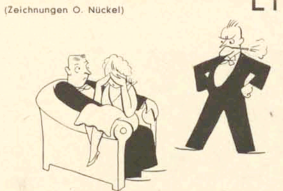
„Ick bün keen Kind mehr, Emma — mir kannst es anvertrauen — na also, was is'n da nu der Unnerschied?"

„Sie hab'n getrennte Kasse!" —

E. M. W.

(Zeichnungen O. Nückel)

Lieber Simplicissimus



Man kam von einer Vorstellung des bekannten schwäbischen Humoristen R. und sprach auch über Witz und Humor. „Weißt du, wer auch Humor hat?" sagte einer, „das ist der X. Mein Lieber, der hat wirklich Sinn für alles, was mit Humor zusammenhängt."

„Das ist übertrieben," entgegnete ein anderer, „ich war einmal abends bei ihm eingeladen und hab', als er gerade im Nebenzimmer war, mit seiner Frau ein Späßle machen wollen; da hat er mich glatt hinausgeworfen!"

*

Bumser war ledig ein sehr lockerer Vogel. Und als sich die Lina entschloß, mit ihm in den heiligen Stand der Ehe zu treten, da verlangte sie von ihm eine ernsthafte Erklärung, daß er künftig, wie schwer es ihm auch fallen möge, seine unruhig schweifende Leidenschaft zügeln und es mit der Treue genau nehmen solle. Er versprach es unter der Bedingung, daß sie ihrerseits ihre etwas allzu scharfe Zunge im Zaum halte. Die Freunde, die das edle Paar kannten, lächelten sowohl über die eine wie über die andere Zusicherung.

Nach fünfundzwanzig Jahren, als man die Wiederkehr des Hochzeitstages feierte, kam man auch auf jene Vereinbarung zu sprechen. „Ich erfüll' sie heute", rief da Bumser weinselig, „bloß meine Alte net!"

„Das kommt wohl daher", meinte einer der Gäste, „weil sich der Rheumatismus zu gern ins Kreuz setzt, aber net in die Zung'."

*

H. war vor einigen Tagen bei der Beerdigung eines guten Freundes im Waldfriedhof. Es war sehr schön. Zum Schluß blies ein Bekannter das „Halali" über das Grab des echten Weidmanns. Als die Leidtragenden sich vom Grabe entfernten, sagte H. beim Weggehen gerührt zu dem Jagdhornbläser, so daß es alle hören konnten: „Du, L., wenn ihr mi amol vergrabt, nacha muaßt du mir über's Grab ‚Sautot' blos'n."

*

Lucie Strickmann, ihres Zeichens Fischfrau, hatte sich wegen Körperverletzung zu verantworten. Eine jähe Aufwallung, hervorgegangen aus gegenseitiger unüberwindlicher Abneigung, hatte dazu geführt, daß sie den Körper — genauer gesagt: den Kopf — einer Mit-Fischfrau mittels eines am Schwanze angefaßten Helgoländer Schellfisches verletzt hatte.

„Aber Frau Strickmann!" sagte der Richter. „Sie mögen ja Grund zur Erregung gehabt haben — aber hätten es da nicht auch ein paar scharfe Worte getan?"

„Och, Herr Richter", versetzte Lucie Strickmann, „geradezu beleidigen wollte ich ihr dscha nu auch wieder nich!"

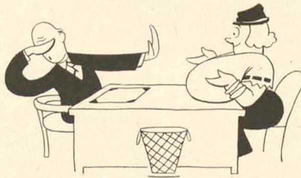
*

Beim Rechtsanwalt Müller III, Spezialist für Ehescheidungen, klingelt es an. Eine Damenstimme meldet sich und fragt: „Herr Doktor, könnte ich Sie heute abend einmal ganz unauffällig, möglichst in Ihrer Wohnung, sprechen?" „Wenn es nicht anders geht, dann sehr gern!" antwortet der etwas erstaunte Rechtsanwalt.

Abends kommt eine üppige Dame angerauscht. Herr Müller führt sie in sein Herrenzimmer, will der Besucherin das Peinliche der ersten Worte ersparen und sagt ermunternd: „Also, ich kann mir denken, weshalb Sie kommen; schütten Sie, bitte, ohne weitere Umschweife Ihr Herz aus."

Die Dame zieht ihren Mantel aus, ein außergewöhnlich tief ausgeschnittenes Kleid wird sichtbar; die Trägerin setzt sich aufs Klubsofa, legt zwanglos die Arme auf den Tisch, beugt unbekümmert den Oberkörper weit vor und will eben dem Rechtsanwalt recht eindringlich ihr Leid klagen.

Der gegenübersitzende Herr Müller, vor einer derartig überquellenden Fülle erschrocken, steht



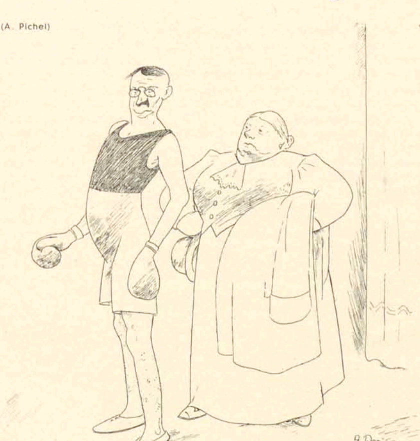
schon nach den ersten Worten vom Stuhl auf, tritt unwillkürlich einen Schritt zurück und sagt verbindlich lächelnd: „Gnädige Frau, verzeihen Sie die Unterbrechung; ich wollte zur Vereinfachung nur sagen, daß Sie das mit dem Herzausschütten, bitte, nicht wörtlich auffassen wollen!"

Von der Waterkant

Der alte Fischer Peter war nun schon zweiundachtzig Jahre, hatte viel erlebt und konnte fein erzählen. Mit einem Glase Grog versetzten wir ihn in die richtige Stimmung und dann ging's los: Also er hatte auch mal eine süße, junge Deern gekannt. Als er noch jung war, ein starker, grader Fischer wie sonst keiner im Dorf. Auch damals trank er schon gerne einmal kräftig, und so kam es, daß er eines Abends mit ein paar Kameraden wettete, er würde jetzt noch zu seinem Mädchen gehen. Es war dunkelste Nacht, und ganz sicher waren sie alle nicht mehr auf den Beinen. So schwankten sie denn los zu dem Hause seines Mädchens. Sie wohnte oben unter dem Dach, aber Gott sei Dank war das Fenster offen. Von seinen Genossen angefeuert, machte sich Peter daran, hinaufzuklimmen. Und es gelang. Es gelang ihm sogar, das Mädchen zu beruhigen, damit sie nicht schrie. Aber sie merkte wohl, daß er nicht ganz nüchtern war, und wollte ihn nicht zu sich lassen. Er bat und beschwor und rechnete dabei insgeheim aus, wie er vielleicht mit Gewalt das Gewünschte und Verwehrte erreichen könnte. Und er sah, sie lag in einem der Alkoven, vor die am Tage eine Rolltür gezogen wird. Diese Tür, die auf einer Schiene etwa einen Meter über dem Boden entlang läuft, müßte er mit einem Ruck zur Seite schieben und sich gleichzeitig zu dem Mädchen schwingen. Es war für ihn eine Ehrensache, daß er das tat, weiter wollte er gar nichts. Während er nun scheinbar ganz harmlos auf das Mädchen einredete, sah er sich die halbgeöffnete Tür nochmals genau an, und dann — ein Sprung, ein Ruck, ein wüster Knall . . . — die Tür war in hohem Bogen aus der Schiene auf die Erde geflogen. Und unter dem Zimmer schliefen die Eltern! Das heißt, nun schliefen sie nicht mehr. Unten ging sofort eine Tür, Schritte stürzten die Treppe herauf, der Vater sprang ins Zimmer. Und Peter, der plötzlich nüchtern geworden war, sah, daß der Vater ein Gewehr in der Hand hielt. Entsetzt schrie das Mädchen auf, während Peter ans Fenster stürzte und sich hinausschwang. Denn, meinte er:
„Wenn he nu scheeten tät', har he ja ok mi drepen kunnt!"
„Jo, wonem het he denn sons wol meent, Peter?"
„Na, doch wol sin Dochter! Aber he het ehr leven loten."

Box-Training

(A. Pichel)



„Na, was sagen Sie jetzt, Frau Hierangel?"
„Sportlich, Herr Doktor, grad' sportlich, bloß die warmen Handschuh passen schlecht dazu!"

SO IST JOHN / VON DAVID OWEN

John hängte seinen Hut auf, faßte seine kleine Frau liebevoll bei den Schultern und sagte bedauernd:
„Ja, nun ist es so weit, Martha. Meine Firma hat mich beauftragt, den Bau an der Küste auszuführen. Ich muß dich für ein Vierteljahr allein lassen — wirst du tapfer sein?"
Martha sah ihn aus großen Augen an; um ihre Lippen zuckte es. „Dann — bist du also an unserem Hochzeitstag nicht hier?"
„Nein, mein Herz, leider nicht." John sah ehrlich bekümmert aus. „Wann ist er eigentlich?"
Der Hochzeitstag war Marthas letzter Gedanke, als sie mit ihrem Mann auf dem Flugfeld stand. „Ich werde dich furchtbar vermissen, John", sagte sie mit Tränen in den Augen. „Ganz besonders aber am Zweiundzwanzigsten."
„Was ist am Zweiundzwanzigsten?" John sah sie unschuldig an.
„Ach mein Gott, ja! Nein, Schatz, diesmal denke ich bestimmt daran. Du kannst dich darauf verlassen!"
In den ersten Tagen fand es Martha ganz nett, morgens länger schlafen zu dürfen und mit dem Essen nicht an eine bestimmte Zeit gebunden zu sein. Dann aber begann sie sich zu langweilen und sich einsam zu fühlen. Sie ließ den ganzen Tag das Radio spielen.
Dann fing sie an, darüber nachzudenken, was sie John zum Hochzeitstag schenken könnte. Es dauerte eine volle Woche, bis sie das Richtige gefunden hatte: eine Armbanduhr, wie John sie immer in der Auslage bei dem Juwelier um die Ecke bewundert hatte. Ihr wurde ein bißchen schwindlig als der Juwelier ihr den Preis nannte, und der Gedanke drängte sich ihr auf, wieviel notwendiger sie selbst eine Uhr brauchte als John, der ja immer noch die Taschenuhr von seinem Vater hatte. Aber schließlich — der fünfte Hochzeitstag war nun einmal etwas Besonderes und eines Opfers wert.
Sie schickte die Armbanduhr, sorgfältig eingepackt, am Zwölften ab, damit sie ihn ja rechtzeitig zum Hochzeitstag am Zweiundzwanzigsten in San Franzisko erreichte. Selbstverständlich schrieb sie John ein paar liebevolle Zeilen dazu.
John schrieb ihr getreulich jede Woche zweimal. Seine ersten Briefe waren heiter, unbeschwert, dann klang schon hier und da ein Mißton auf, eine Verstimmung gegen seine Vorgesetzten, die ihm die Arbeit erschwerten und dadurch seinen Aufenthalt an der Küste unnötig in die Länge zogen... Martha verstand und war glücklich: John hatte Sehnsucht nach ihr.
Der Einundzwanzigste kam heran, der Vortag ihres Hochzeitstages. Martha hatte einen Brief von John, der über alle möglichen belanglosen Dinge berichtete.
Martha ging am Abend mit einem frohen Gefühl der Erwartung zu Bett. Morgen war der große Tag. Wie würde John ihr schreiben? Was würde er ihr schicken? Auf beides kam es an. Ein schönes Geschenk ohne die richtigen Worte dazu war nichts. Aber nur schöne Worte und gar kein Geschenk war auch nicht das Rechte. Obwohl Martha im Grunde ihres Herzens wohl lieber auf das Geschenk als auf den dazugehörigen liebevollen Brief verzichtet hätte.
Endlich war der große Tag da! Martha sprang aus dem Bett. Die Paketpost kam ziemlich früh. Ob es ein großes Paket sein würde?
Nichts kam.
Martha brauchte Stunden, bis sie die Tatsache faßte.
Martha hatte sich ihr bestes Kleid angezogen, das schwarzseidene mit dem weißen Kragen, das John besonders gern mochte.
Ihre Augen wanderten durchs Zimmer. Dem Sofa gegenüber, an der Wand über dem bequemen Großvaterstuhl, auf dem John so gern saß, hing ihr Hochzeitsbild. Eine alberne, altmodische, völlig unnatürliche Photographie in einem scheußlichen breiten Goldrahmen. John haßte das Bild. Martha liebte es.
Sie ertappte sich dabei, daß sie die Photographie anstarrte.
Als es dunkel im Zimmer wurde, ging Martha langsam ins Schlafzimmer und zog sich ihr Abendkleid an. Sie versuchte, sich im Spiegel zuzulächeln, aber es wurde nur eine Grimasse daraus. Immerfort kreisten ihre Gedanken um den einen Punkt. Vielleicht kam nur ein Tele-

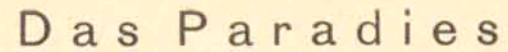
Nachtbild / Von Hans Watzlik

Im verfallenen Kloster
sticht der Mond durch das Dach,
hockt ein vermoderter Mönch drin,
zieht mit dem Uhu Schach.

Sträubt der Vogel die Federn,
flucht der morsche Kaplan,
sie drohen mit irren, verglasten
Augen einander an . . .

gramm? Oder ein Telephonanruf. Ja, natürlich, daß sie nicht gleich daran gedacht hatte! Selbstverständlich würde er telephonieren.
Sie rannte zurück ins Wohnzimmer und setzte sich in den Großvaterstuhl unter das Hochzeitsbild neben das Telephon.
Die Zeiger der Uhr auf dem Kaminsims gingen auseinander, trafen sich und gingen wieder auseinander. Schließlich war es zehn Minuten vor Mitternacht. Totenstille herrschte im Hause, nur ab und zu krachte es leise in den Dielen.
Marthas Kopf sank tiefer und tiefer auf den Arm des Sessels herab. Da, jetzt schlug es Mitternacht. Ihr fünfter Hochzeitstag war vorbei!
Sehr langsam stand Martha auf. Ihr Gesicht war kalkweiß. Gab es eine Entschuldigung für John? Nein! War es wirklich so schwer, sich den Zweiundzwanzigsten zu merken? Zwei Zweien! Konnte man sich etwas Leichteres denken? Lächerlich! Sie drehte sich blitzschnell auf dem Absatz herum und funkelte mit bösen Augen das Hochzeitsbild an.
Mit einer wilden Bewegung griff sie nach dem schweren Goldrahmen, riß ihn herunter und schleuderte ihn mit aller Gewalt durchs Zimmer. Das Bild schlug gegen den Rohrrücken des Schaukelstuhls neben dem Radio, machte einen Sprung und fiel auf das dicke Seidenkissen, wo es völlig unbeschädigt liegenblieb. Aber das sah Martha nicht.
Sie starrte auf das Paket, das im Stuhl lag — ein dünnes, kleines, in weißes Seidenpapier gehülltes und mit einer Silberschnur umwickeltes Päckchen, das hinter dem Hochzeitsbild gesteckt hatte und bei Marthas Gewaltakt sanft auf den Großvaterstuhl heruntergefallen war.
Verwirrt nahm Martha es auf und wickelte es aus. Völlig benommen hielt sie einen graziösen, kleinen, blitzenden Gegenstand ins Licht — eine winzige, diamantenbesetzte Armbanduhr! Mit immer dunkler werdenden Wangen las Martha den beigelegten Brief:
„Fünf Jahre lebe ich nun mit Dir zusammen, mein kleines Mädchen, und ich kenne Dich, kenne Dein Temperament. Ich weiß, daß ich oft Dinge, die Dir wichtig sind, vergessen habe. So zum Beispiel unseren Hochzeitstag. Damit ich nun nicht wieder sündigen kann, stecke ich dieses Päckchen, bevor ich abreise, hinter unser Hochzeitsbild. Ich weiß, Du findest es, ich weiß auch, wann Du es finden wirst und unter welchen Umständen! Ich hoffe nur, das Monstrum von Bild ist endgültig den Weg durchs Fenster gewandert oder hat sich sonstwie kurz und klein geschlagen. Ich will meinem Schöpfer danken, wenn ich es nicht wieder zu Gesicht bekomme. Aber ich könnte wetten, das Unikum ist trotz allem heil und unversehrt geblieben! Du mein einziges, liebstes Mädel Du . . .“ (Der Rest des Briefes war rein privater Natur.)

Ber. Übertragung: E. Staudemeyer



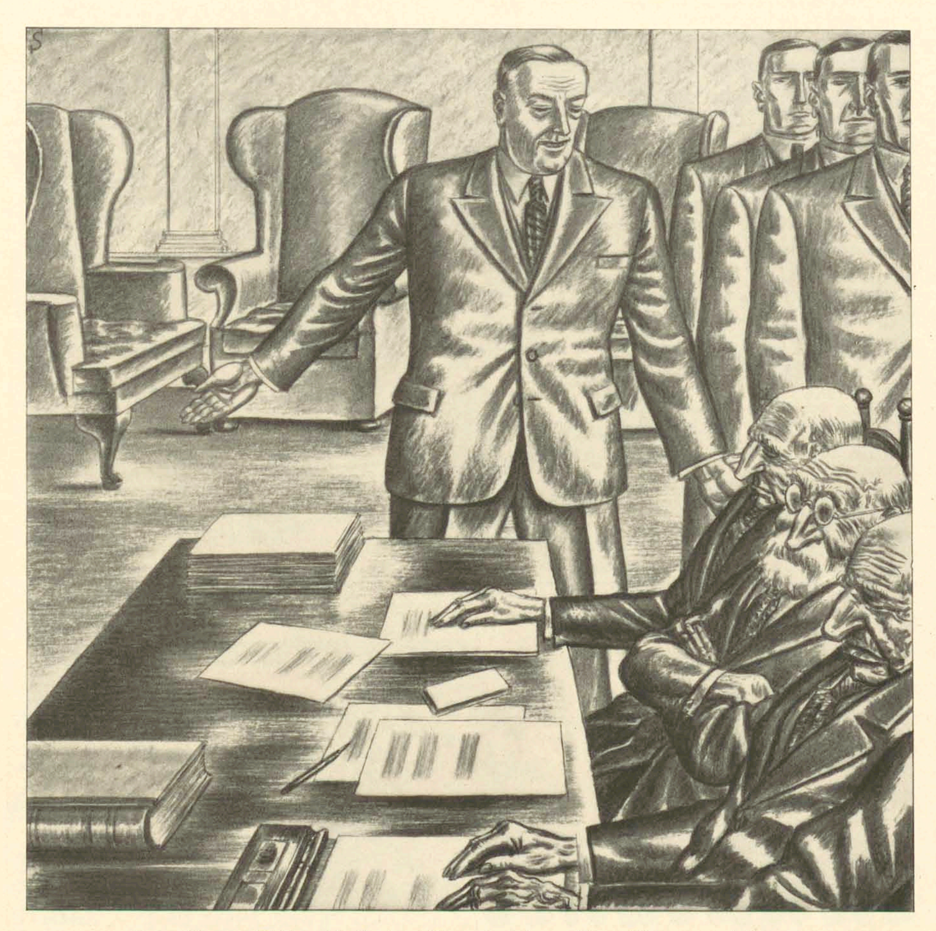
(J. Fennecker)



„Das blaue Meer, die linde Luft, wenn jetzt noch Hans Albers vorbeiginge, dann wäre der Süden beinah' so schön wie im Film!“

Roosevelts Verjüngungskur

(Erich Schilling)



„Meine Herren Richter, ich fordere Sie auf, sich von Ihren Sitzen zu erheben und in diesen Ihrem ehrwürdigen Alter angemesseneren Lehnstühlen Platz zu nehmen!"

Wahres Geschichtchen

Mein Freund Sepp, Bildhauer in München, hatte Pech gehabt: beim Arbeiten an einer Steinskulptur waren ihm feine Splitter in beide Augen geflogen. Es war glücklicherweise weiter nicht gefährlich, aber die Augen mußten gänzlich geschont werden und kamen auf einige Tage in Dunkelarrest unter eine schwarze Binde.

Sepp ertrug das stoisch, und sein berühmter Humor litt darunter nicht im geringsten. Auch der Donnerstagnachmittag, an dem sich allwöchentlich ein beträchtlicher Teil des geistig-künstlerischen Münchens in seinem gastfreien Hause zu versammeln pflegte, durfte nicht ausfallen.

Grade an diesem Donnerstag brachte ich den Hanshellmuth Rübesam, der schon längst den berühmten Bildhauer kennenlernen wollte, mit. Rübesam war ein ganz junger Kunsthistoriker, Sohn eines sehr reichen Vaters, liebte die Präraffaeliten und ein gutes Essen. Das sah man ihm auch ohne weiteres an: er war ein recht pausbäckiger Engel. Als wir beim Sepp ankamen, hatte sich der ein Spiel ausgedacht: da er nichts sehen durfte, mußte ihm jeder Ankommende sein Gesicht hinhalten, worauf der Sepp es mit seinen schlanken Bildhauerfingern betastete, um den Gast so zu rekognoszieren, was ihm meist auch gelang. Ich stellte ihm nun den Rübesam vor. „No, dann laß' dich 'mal mit die Händ' anschaug'n," sagte der Sepp; der Rübesam kniete gehorsam vor ihm nieder, der Sepp streckte die Hände aus, strich ihm über die rechte, die linke Wange, zuckte zurück, lachte hellauf, schlug sich auf's Knie und brüllte begeistert: „Mi werst net derbleck'n, alter Freund, geh', ziag dei' Hos'n wieder an, und zeig' mir dei' richtig's G'sicht!" Worauf sich Hanshellmuth Rübesam brüsk erhob und sofort das Haus verließ. — Ich glaube, er war beleidigt.

Am. B.

Die Privatsekretärin

(K. Heiligenstaedt)



„Du hast dich aber mächtig gebessert, Jlse! Nu_biste schon 'n halbes Jahr beim Chef, und das Bild seiner Frau steht immer noch auf seinem Schreibtisch!"

Kleines Glück um Mitternacht

Von Bastian Müller

Er war Schlosser von Beruf und arbeitete am Bau des großen Verwaltungsgebäudes an der Esplanade, der in drei Schichten betrieben wurde. Er hatte Spätschicht, die um zehn Uhr endete. Er hatte heute die Schwäne auf der Außenalster fliegen sehen, es lag etwas in der Luft, eine Unruhe... Ich will mir heute einen kleinen genehmigen, dachte Jonny während der Arbeit; und als er um viertel nach Zehn die Arbeitsstelle verließ, stand er einen Augenblick ratlos an der Tramstation. Nicht, daß er in Verlegenheit gekommen wäre, wenn es um eine Kneipe ging. Gleich um die Ecke, an den Kolonnaden waren deren einige. Aber es waren eben nicht die richtigen. In eine konnte er, so wie er angezogen war, mit alter Lederjacke, Gamaschen und einer Kordhose, nicht gehen. In einer anderen verkehrten nur verliebte Leute, da wollte er lieber nicht stören. Nein, wenn er selber auch verheiratet war und einen zweijährigen Sohn hatte, so wollte er durch sein müßiges Herumstehen solch jungem, halbfertigem Glück keineswegs im Wege stehen. Er wollte lieber irgendwohin gehen, wo Männer die Schenke bewachen und ab und zu einen heben.

Doch richtig warm wurde es ihm auch nicht bei diesem Gedanken. Da kam eine Bahn... Welche war es? Auf dem weißen, durchstrahlten Schild stand „St. Pauli." Kurz und klar.

Da steige ich mal ein! sagte sich Jonny. Das ist keine schlechte Idee. War 'ne Ewigkeit nicht in dieser Gegend! — Also fuhr er dahin und dachte an die Zeiten, da er seine Jugend in vollen Zügen genossen hatte. Nicht, daß er seinen jetzigen Zustand zum Teufel wünschte. Seine Frau war nett und gut. Und gern hatte er sie wahrhaftig auch. Aber fröhlich war das Erinnern doch nicht gerade. Er brauchte nur an etwas Bestimmtes zu denken, an seine große Liebe... Besser war, gar nicht daran zu denken.

Als er am David (Straße, Platz, Polizeiwache) 'rauskletterte, wußte er nichts Rechtes mit sich anzufangen. Vor ihm war nichts als parkende Autos und neben ihm eine in rot, blau, weiß und grün schillernde Lichterwand. Zögernd setzte er die Füße mit den schweren Arbeitsstiefeln auf den Damm, lief vor einer Taxe hinüber, klemmte die Aktentasche mit den Essensnäpfen fester unter den Arm und wischte vergeblich über ein paar trockene Mennigflecken auf der Lederjacke. Vielleicht sah es besser aus, wenn er die Mütze etwas schief aufs Ohre setzte? Aber als er die Parade der goldbetreßten Nachtportiers abschritt, die vor den Eingängen mit ihren heiseren Stimmen um seinen Eintritt baten, da faßte Jonny etwas Mut, streckte die Brust heraus und sah sich die Lokalitäten etwas genauer an. Nach Tanz stand ihm nicht der Sinn. Aber ein bißchen Musik... Hm, wäre nicht schlecht. Schließlich schien ihm ein Eingang ohne Portier das rechte. Er räusperte sich, nahm die Tür mit Anlauf und suchte, vom Kellner unterstützt, einen Platz nahe dem Klavier. Der Kellner bemühte sich nicht weiter um das Ablegen der Garderobe, er fragte kurz und sicher: „Ein Bier?" Ja, das wollte Jonny trinken. Nachdem er sich den Schaum vom Munde gewischt, auch eine Zigarette angezündet hatte, schaute er sich um, die Lage peilend. An einem Nebentisch saß ein ausgedörrter Mann, ein Heizer, mit seiner Frau, die ganz hübsch rundlich war. Sie fragte gerade, wie es Meierdirks in Newyork ginge. Nachdem Jonny das erfahren hatte, schaute er sich ein bißchen weiter um, winkte dem Kellner und trank noch eine Molle, blinzelte mal flüchtig zu dem Liebespaar in der Nische, das still und müde und verklärt den einsamen Klaviertönen lauschte.

Auch Jonny, der Schlosser, lauschte dem Spiel des Pianisten. Es war nichts Besonderes und Außergewöhnliches, so ein wenig mechanisch und ein wenig laut. Aber Jonny hatte seinen Gefallen daran. Vor allem an dem Stück, das der Mann da klimperte. Und um es gleich zu sagen: Jonny kannte es recht gut. Er kannte es zu gut, er konnte nicht umhin, leise die Melodie mitzusummen. Und dann und wann ein Wort zu singen.

Als es zu Ende war, klatschte Jonny seine Anerkennung hinüber, und dann rief er den Ober. „Zwei Bier, eins für die Musik." Und dann kam die Sache in Schwung. Der Musiker ließ das Bier nicht ohne Dank, erkundigte sich höflich nach einem speziellen Wunsch und kam mit seiner Anfrage nicht an den Unrichtigen.

„Wenn Sie das kennen, Herr Kapellmeister", — und Jonny summte, und wußte sich dann nicht mehr zu helfen. Es kam so über ihn. Er sang wahr und wahrhaftig laut eine halbe Strophe eines Liedes. Es hieß: Das Veilchen.

Der Pianist hörte es sich an, schüttelte den Kopf. Nein, das könne er nicht auswendig. Ja, er kenne es, aber ob der Herr nichts anderes könne? — „Kennen Sie: ‚Reich' mir dein zartes Händchen...?'" fragte Jonny und vergaß, daß er inzwischen aufgestanden und ans Klavier getreten war; daß er in Lederjacke und Gamaschen dastand und fremd in diesem Lokal war. Er sagte einfach: „Ich möchte das mal singen!"

Inzwischen war Jonny ein anderer geworden. Seine große Liebe, die Leidenschaft für den Gesang, war wieder in ihm aufgestiegen. Sein Herz unter der Lederjacke war voll Stolz und Hoffnung. Es würde wohl noch gehen! Im Verein war er einmal der erste Tenor gewesen. Vor der Ehe.

„Reich' mir dein zartes Händchen", sang er dem Pianisten leise vor. Der Heizer horchte auf, seine rundliche Frau setzte sich grade hin und das Liebespaar faßte sich an der Hand. Da konnte der Pianist nicht gut anders, wenn die Gäste einverstanden waren. Um zwölf war übrigens sein Dienst hier zu Ende. Nach Mitternacht spielte er im oberen Saal des Cafés „Seepferd". Also warum sollte er nicht diesem gut im Fleisch stehenden Kollegen den Gefallen tun und ihn zu seinem Gesang begleiten? Dafür war er ja schließlich hier, nämlich die Gäste zu unterhalten.

Es ging los. Jonny hielt die brennende Zigarette in der Hand, gab den Ton an und sang. Er sang wirklich wie ein echter Tenor, mit allen Einzelheiten. Der Heizer und das Liebespaar hörten zu, jeder auf seine Weise. Aber am meisten hörte Jonny sich selber zu. Es war noch wie früher! Besser war es da auch nicht gewesen, und die vom Verein hatten ihm oft genug gesagt, daß es eine Schande wäre, wenn dieses Talent nicht ausgebildet würde. Er sagte sich, daß daraus jetzt nichts mehr werde, daß er aber heute abend doch ein Sänger sei, groß wie die Großen!

Der Heizer sagte es auch sofort und ohne Frage, als Jonny mit dem Lied zu Ende war. Und weil der Heizer so begeistert war, bekam auch er, gleich dem Kapellmeister, ein neues Bier. Und Jonny fragte, ohne sich die Reden des Heizers lange anzuhören, zum Pianisten hin, ‚Das Veilchen', das sei sein Lieblingsstück...?

Es schien, als habe der Pianist Geschmack an dem Gesang und dem Bier bekommen. Er suchte auf dem Klavier unter den Notenbündeln. Es müsse eigentlich darunter sein, meinte er. Aber er fand es nicht sogleich. Ob er sonst noch etwas in seinem Repertoir habe? — O, was der Kapellmeister denke! Da war die Arie aus dem Waffenschmied, wie für seine Stimme geschneidert!

Das sang er. Und neuer Beifall, diesmal auch von den Tischen weiter vorne. Und wieder suchte der Pianist, und fand auch ‚Das Veilchen'. — Aber da war es zwölf Uhr und hier durfte nicht mehr musiziert werden, außerdem mußte der Pianist schleunigst ein Stück weiter die Reeperbahn hinunter und die zweite Hälfte seines Dienstes antreten.

„Kann ich denn nicht mit?" fragte Jonny und betrachtete seine Lederjacke und die Gamaschen. „Weiß nicht", sagte der Pianist, „was der Alte dazu sagt. Drüben verkehren ja keine Arbeiter. Sind doch da alles so Angestellte und was Feineres, die unter sich sein wollen."

„Was?!" sagte der Heizer. „Wem gehört denn eigentlich die Reeperbahn? Den Feinen? Kinder, daß ich nicht lache! — Komm', Antje, wir gehen mit, und der Sänger singt uns ‚Das Veilchen' und der Kapellmeister nimmt die Notenbücher mit." „Aber ich garantiere für nichts." Weiter leistete der Pianist keinen Widerstand. Er dachte auch ein bißchen an Freibier. Und so zogen sie 'rüber ins „Seepferd" und Jonny sang ‚Das Veilchen'. Und die besseren Leute fanden es hübsch, die aufgeputzten Bräute summten leise mit. Sie hatten so manchen Abend zu der Klaviermusik getanzt, es war jetzt sehr schön, so'n bißchen still dazusitzen und den Gesang zu hören. Wie der Tenor nur aussah! Fast wie im Film. Ob er ein Taxichauffeur war? Oder ob es ein wirklicher Sänger war, einer von der Oper, der einmal unerkannt zu seinem Vergnügen singen wollte und sich die Jacke von einem Kulissenschieber geliehen hatte, und die Gamaschen...? Das war nicht unmöglich. Die Bräute fragten ihre Kavaliere, und die sagten, das könne gut sein. Solch feine Leute hätten ja die verrücktesten Einfälle. Solche Künstler! Ein gewöhnlicher Sänger sei das nicht. Er gäbe ja auch andauernd aus, wie sie sicher schon gesehen hätten, für den Musiker und den Heizer dazu.

Jonny hörte das alles fein und klar, und es schien ihm fast selber wahr. „Reich mir dein zartes Händchen", sagte er wie ein wirklicher Tenor zum Pianisten und von einem Schlosser Jonny war für die nächsten Stunden nichts mehr vorhanden, außer einer Lederjacke und überhaupt den Arbeitskleidern. Das andere war Glück und strahlende Seligkeit geworden. Ganz unerwartet. Der Heizer, der doch den Anfang miterlebt hatte, konnte es kaum fassen. Er schüttelte den Kopf und murmelte: „Die Stimme, ein Geschenk Gottes! — Wie heißt der Tenor bloß...?"

Aber das erfuhr niemand; denn um vier machte sich Jonny, etwas bangen Herzens, auf den Heimweg, und ein Trost war, daß er Spätschicht hatte und sich noch ausschlafen konnte. Wenn bloß die Frau nicht zu sehr schelten würde! Eigentlich war das ja nicht ihre Art. Aber so lange war er noch nie ausgeblieben. Nächstens wollte er sie mal mit da hin nehmen, aber im schwarzen Kleid und er in der weißen Weste von der Hochzeit... Nächstens wollte er das Glück erst einmal richtig genießen. — „Ein Geschenk Gottes!", hatte der Heizer gesagt.

Schlüsselabgabe beim Umzug

Von Wilhelm Schussen

Zum Wildparkwald mit alten Eichen
einen Schlüssel und ein Zeichen
durfte ich an tausend Tagen
an einem Ringe bei mir tragen.

Die Hirsche kannte ich, die Rehe,
fast alle einzeln, und noch ehe
sie mich sahen; ihre Ohren
und das Geweih, das sie verloren.

Nun, da ich löse aus dem Ringe
den Schlüssel, ist es, als zerspringe
im Innern etwas mir in Splitter,
als schmecke alle Wegzehr bitter,
als höre ich in tiefen Hallen
eine ferne Eiche fallen — — —
als käm' ein Laut aus stillen Buchten,
ein dumpfes Röhren aus den Schluchten
vom alten Hirsch, das mir besage,
daß auch das Waldherz mit mir klage.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G.m.b.H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. IV. Vj. 36 20174. Auflage dieser Nummer 20000. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

O Täler weit, o Höhen!

(Erich Schilling)



„Sieh' nur, Hilde, dieser herrliche Blick, diese wunderbaren weichen Schneehügel!" — „Schade, daß du immer nur landschaftlich eingestellt bist . . ."

Auto-Snobs

(Eduard Thöny)



„Was ist denn das für einer?“ — „Der bildet sich ein, er gehört zu uns, dabei fährt er noch 'nen Wagen vom vorigen Jahr!“

München, 7. März 1937
42. Jahrgang / Nummer 9

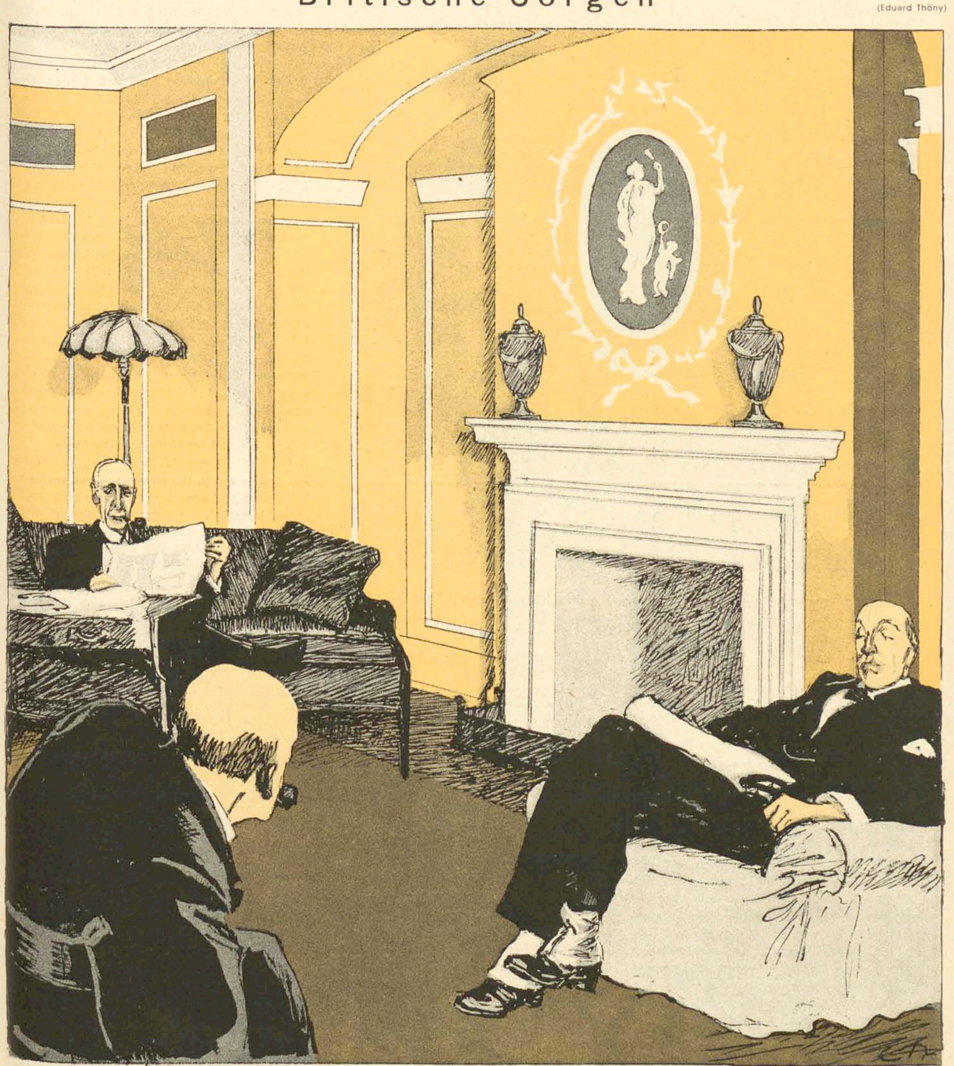
40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Britische Sorgen

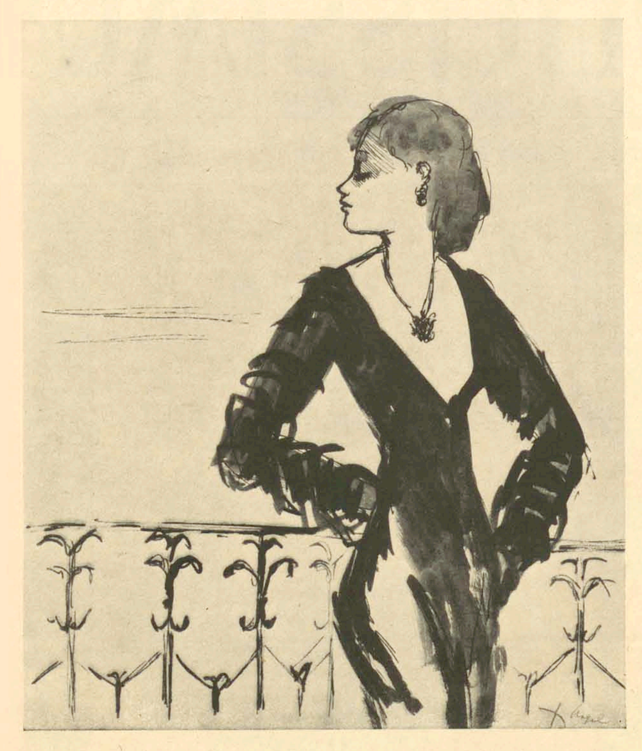
(Eduard Thöny)



„Sir William Beveridge hat ausgerechnet, daß es in zweihundert Jahren nur noch fünf Millionen Briten geben werde.“ — „Aoh — und die ärztliche Wissenschaft weiß kein Mittel dagegen?“ — „Nein. Es wird uns schon nichts anderes übrig bleiben, als zur Naturheilmethode zurückzukehren.“

Im März . . .

(H. Nagel)



„Im Prospekt stand, das Zimmer habe eine schöne Aussicht. Jetzt steh' ich hier schon 'ne halbe Stunde, und noch niemand hat mich bemerkt!"

Ganz schlicht: Der Geburtstag

Daß man einen Geburtstag hat, dafür kann man nichts, dafür sind wirklich andere verantwortlich. Der Geburtstag gehört zu den wenigen Dingen im Leben, für die man nicht haftbar gemacht werden kann. Vermutlich wird er deshalb allgemein gefeiert. Das erste Mal werden sogar Anzeigen verschickt, daß „uns heute ein kleiner Liebling . . .", später fällt das fort, und wenn einer erst mal so gegen die Vierzig kommt, teilt niemand mit, daß der kleine Liebling inzwischen zum Manne gereift ist, überreif geworden ist. Von der Frau ganz zu schweigen. Die muß schon so gegen Hundert sein und „unsere älteste Mitbürgerin" und „in voller Frische", dann tritt der Geburtstag ein, sogar mit Notiz im Lokalen. Der Ring von unserem kleinen Liebling schließt sich wieder.

In den ersten Jahren gibt es Kindergesellschaften zum Geburtstag. Da muß man sich überlegen, wer seine Freunde sind, also diejenigen, die würdig sind, mit einem Schokolade und Kuchen zu teilen. Ha, man wüßte schon, zum Beispiel den Maxl, der so herrlich auf den Fingern pfeifen kann, und den Josef, der jede Fensterscheibe mit Sicherheit auf eine Entfernung von 30 Meter zu erledigen versteht. Feine Kerle, sage ich euch. Merkwürdigerweise haben die Eltern für diese weniger Interesse, sie sehen als unsere Freunde lieber die Kinder einflußreicher Männer. Ich will da nicht ins Einzelne gehen, Sie verstehen mich schon, es handelt sich ja schließlich um unsere Zukunft. Sonderbarerweise — so wenigstens spricht meine Erfahrung — haben einflußreiche Männer selten Söhne, die einwandfrei auf den Fingern pfeifen können, und deren Treffsicherheit auf Fensterscheiben fehlerfrei ist. Das mag inzwischen besser geworden sein, schließlich schreitet die Menschheit ja fort. Aber warum in alten Geburtstagen wühlen? Lassen wir das! Ich weiß vom Sohne eines Ministerialdirektors, der als Schriftsteller endete, und doch wurden auch bei ihm die ersten Geburtstage feierlich begangen und das erste Zähnchen und der erste Schultag und die erste Hochzeit.

Das Datum des Geburtstages wird in vielen Listen und Kästen und Ämtern aufbewahrt. Bismarck hat einmal gesagt, in Preußen brauche man nur dafür zu sorgen, daß man geboren werde, von da ab sorge die Behörde für einen. Bismarck ist längst gestorben, aber die Behörden sind unsterblich. Wie könnten sie auch für uns sorgen, wenn sie unser Geburtsdatum nicht hätten. Doch das hat eigentlich nichts mit der Geburtstagsfeier zu tun. In reiferen Jahren teilen einem die Leute mit, daß man sich eigentlich gar nicht verändert habe. Die Schlauberger, sie hoffen, daß man sich gelegentlich ihres Geburtstages mit der gleichen Behauptung revanchieren werde. Das tun wir auch, obwohl es offensichtlich ist, daß der Medizinalrat Streblbühler gewisse Veränderungen durchgemacht hat seit der Zeit, da er im Kinderwagen durch den Stadtpark gefahren wurde. Aber tatsächlich: das gewinnende Lächeln hatte er schon damals. Übrigens ist es ja naturwissenschaftlich nachgewiesen, daß der Mensch im Ablauf seiner Lebenszeit mehrmals vollkommen seinen Bestand ändert und nicht ein Teilchen vom alten mehr übrig bleibt. Über die Änderung der Gesinnung bestehen keine ganz genauen Statistiken, obwohl häufig auch hier eine restlose Umsetzung nachzuweisen wäre. Mein Gott, der Mensch lernt halt nie aus, und aus Kindern werden Leute.

Auf die Zeit, da man sich fast gar nicht verändert hat, folgt die Zeit, in der man sich gut gehalten hat. Frauen sind dann „noch immer reizvoll" und „noch immer eine stattliche Erscheinung" und „noch immer gut aussehend". Merken Sie, daß das Wörtchen „noch" hier eine unangenehme Rolle spielt, eine ausdehnende Funktion hat, einen etwas schäbigen Hinweis auf Vergangenes.

Nein, ich verlasse dieses Gebiet. Auch Leute, die über dreißig Jahre alt sind, lesen den „Simplicissimus", und man soll über Anwesende nur Gutes sagen. Also: Gnädige Frau, Sie sehen heute wieder fabelhaft aus, strahlend in Jugendfrische, verführerisch wie vor . . . Jahren (die Anzahl der Jahre kann von den Leserinnen nach Gutdünken ausgefüllt werden. Nichtpassendes ist zu durchstreichen.)

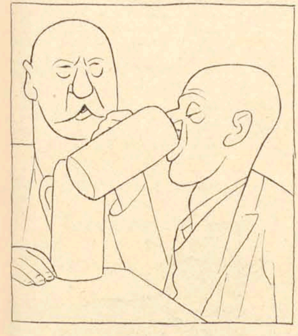
Der alte Römer Cicero hat ein Buch über das Greisenalter geschrieben, in dem er sich gar nicht genug tun konnte, in den höchsten Tönen über die Vorteile der reiferen Jahre zu sprechen. Wenn ich mich recht erinnere, hat dieser Schriftsteller das Buch nicht in seinen Kinderjahren verfaßt. Der Gute saß eben im Glashaus oder der Kluge wußte, daß er einmal darin sitzen würde, und deshalb wollte er wohl nicht mit Steinen schmeißen.

Ich habe die Geschichte von Cicero neulich der Hilde erzählt, als sie etwas über Dreißig wurde und anläßlich dieses Tages das Gefühl hatte, sie würde älter. Ich hatte großen Erfolg. Die Hilde kann jetzt gar nicht mehr abwarten, ins Greisenalter zu kommen, weil man da alles so schön erkennt und zur Staatskunst ganz besonders geeignet ist, wie der olle Römer das so lichtvoll ausgeführt hat.

Foitzick

Gestrige Herren bei heurigem Starkbier

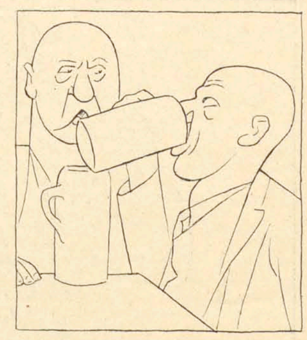
(Karl Arnold)



„Früher hat 's so was net geb'n!"



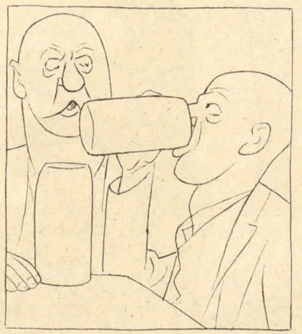
„Sag' i aa allwei, früher war dös anderst."



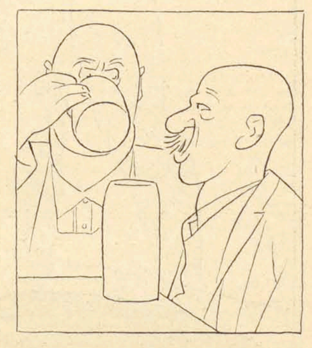
„I vasteh' d'Leut' nimma!"



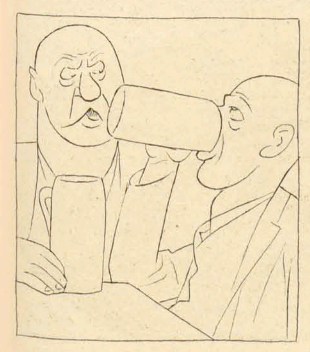
„I sag's aa, wer vasteht denn heint no d'Leut?!"



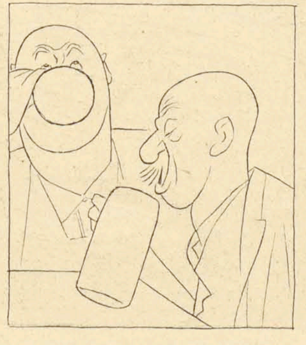
„Früher war dös aber scho ganz anderst."



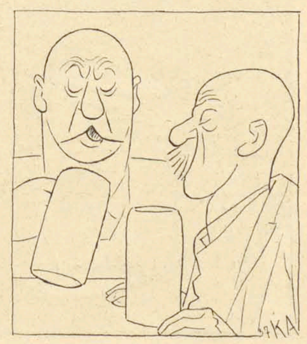
„I sag's wia's is, es war net aso, früher!"



„Aso war's früher scho gar net, dös steht fest!"



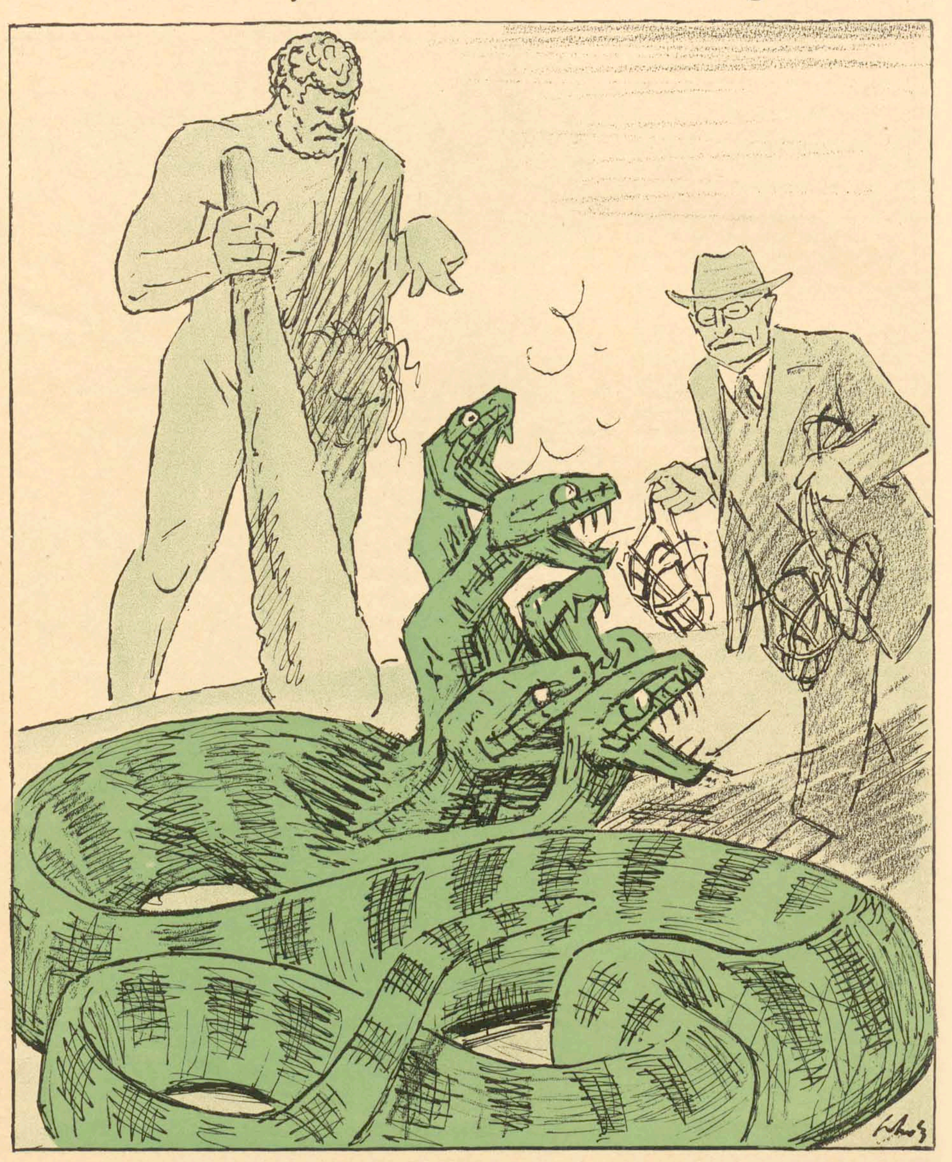
„Ja, wos is denn dös? Jetzt is da Kruag scho wieda austrunka!"



„Vafluachta Saustall! Aso wos hat's früher do wirkli net geb'n!!"

Die Hydra der Verleumdung

(Wilhelm Schulz)



„Sanfte Maulkörbe? Wo denken Sie hin, Herr Blum! Mit dem Biest werden Sie nur fertig, wenn Sie's behandeln wie ich seinerzeit die Lernäische Schlange!"

Gegen Abend / Von Dr. Owlglaß

Nur einmal ruhen dürfen,
von Grund gestillt,
und ohne Hast die Stunde schlürfen,
die silbern aus der Brunnenröhre quillt!

Wie? Oder bleibt es mir versagt,
solange suchend noch die Augen rollen,
solange noch die Ohren lauschen wollen,
solang's noch in mir tagt und fragt?

Komm, Abend, komm!
Entbinde mich vom Schall und Schwall der Worte,
verhäng' das Fenster, schließ' die Pforte
und mach' mich fromm!

Vorschläge zur Beseitigung der Theaterkrise

Von Achille Campanile

Die Krise des italienischen Theaters läßt mir keine Ruhe. Tag und Nacht denke ich über dieses Problem nach und suche Erleuchtung in den Werken unserer Großen, die sich mit ihm beschäftigt haben. Wenn ich dann, todmüde, mein geplagtes Haupt auf die Brust fallen lasse und einschlafe, erscheint mir im Traum Thalia in Person, streckt mir die Arme entgegen und fleht mich mit klagender Stimme an: „Erlöse mich, erlöse mich!" Davon wache ich immer schweißgebadet auf und beginne von neuem mein Gehirn zu zermartern, um die schwere Aufgabe zu lösen.

Unter den tausend Möglichkeiten, die mir im Kopf herumspuken und mir geeignet scheinen, die Geschicke des Theaters zu heben, gibt es eine, auf die ich die Aufmerksamkeit des geneigten Lesers lenken möchte. Es ist nichts besonderes, aber es könnte so etwas wie das Ei des Kolumbus sein. Es wäre z. B. eine Theatergesellschaft zu gründen, die über so große Geldmittel verfügte, daß sie zwei vollständige Truppen unterhalten könnte: eine für die Proben, die andere für die Aufführungen.

Die Vorteile dieses Systems sind mehrere:

1. könnte man jeden Tag probieren, ohne die Truppe zu ermüden, die für das Publikum zu spielen hat,
2. könnte man im Bedarfsfall ein Stück hinter den Kulissen probieren, während auf der Bühne dasselbe Stück vor dem Publikum gespielt wird, woraus sich eine ungeheure Zeitersparnis ergäbe,
3. die Schauspieler der Truppe für die Proben wären nicht gezwungen, spät zu Bett zu gehen, sie könnten also mit den Proben sehr, sehr früh anfangen, mit nicht zu leugnendem Nutzen für das Zusammenspiel,
4. die andere Truppe hingegen, die sich dem Publikum zeigt, wäre somit nicht gezwungen, früh aufzustehen, um zur Probe zu eilen, weshalb die Abendvorstellungen bis weit über Mitternacht ausgedehnt werden könnten und man Dramen von zehn und mehr Akten geben könnte. Für diejenigen, die etwas für ihr Geld haben wollen!

Ein weiterer Grund, der die Leute dem Theater fernhält, soll der hohe Preis der Eintrittskarten sein. Auch dagegen glaube ich, ein wirksames Mittel gefunden zu haben: man ermäßige den Preis auf die Hälfte!

„Aber dann", wendet man ein, „könnten wir nicht einmal die Unkosten decken!"

Einen Augenblick. Man verkauft dann einfach die Karten zweimal!

Ich will das an folgendem Beispiel erklären: Ein Theater hat z. B. fünfhundert Plätze. Anstatt fünfhundert Plätze zu je M. 10.— zu verkaufen, verkauft man tausend Karten zu je M. 5.—, d. h. man verkauft zwei Karten pro Platz. Jeder Platz wird an zwei Zuschauer verkauft, aber der Stärkere wird auf diese Weise den Platz ganz für sich haben, für den er nur den halben Preis bezahlt hat.

Denn es wäre ja gelacht, wenn man in einer Stadt nicht eine Anzahl Leute finden sollte, die bereit wären, sich um M. 5.— zu prügeln!

„Gut", wird man einwenden, „aber selbst angenommen, daß man hundert Kerle findet, die zu allem bereit sind, so wird man nur hundert Karten verkauft haben! Und was ist mit den anderen neunhundert?"

Auch daran habe ich gedacht. Außer den hundert Personen, die bereit sind, sich untereinander um den Platz zu prügeln, wird es auch die Friedfertigen geben, die, um keine Unannehmlichkeiten zu haben, beide Anteilkarten desselben Platzes kaufen. Diese Leute werden — schlecht gerechnet — mindestens doppelt soviele sein, d. h. zweihundert, die also zusammen vierhundert Karten kaufen würden: und somit wären schon fünfhundert Karten an den Mann gebracht.

Es bleiben die restlichen fünfhundert. Glauben Sie, daß ein Theater, wo einige Zuschauer um den eigenen Platz, der von anderen schon besetzt wurde, kämpfen müssen, keine Sehenswürdigkeit für die Fremden sein wird? Wenigstens hundert weitere Menschen werden zweihundert Karten kaufen, um in Ruhe der Prügelei der anderen Zuschauer beiwohnen zu können. Ein solches Theater wäre in kürzester Zeit berühmt und die Reisenden aus den fernsten Ländern würden ihm zuströmen.

Es bleiben immer noch dreihundert Karten unterzubringen. Da rechne ich nur etwa mit hundertfünfzig Angebern, pro Abend, die je zwei Karten für das Theater kaufen würden, „wo man den Platz mit den Fäusten erwirbt", um hinterher erzählen zu können, daß sie der Aufführung beiwohnten, nachdem sie den Käufer der anderen Kartenhälfte k.o. geschlagen hätten...

Somit hätte man bei Herabsetzung des Preises auf die Hälfte die Einnahmen eines ausverkauften Hauses bei normalen Preisen erreicht, man hätte ein volles Theater, in der richtigen Anzahl der Plätze, und außerdem im Zuschauerraum eine angeregte, feurige, kämpferische Stimmung.

Ein weiterer — lange nicht so guter — Vorschlag meines Freundes Chiarastella mag aus Gründen der Billigkeit ebenfalls hier Erwähnung finden. „Ich stamme", erzählte er mir, „von einer Insel, auf der das Problem der Theaterkrise gelöst ist. Man hatte dort nämlich die Beobachtung gemacht, daß es Menschen gibt, die alles dransetzen, um ins Theater zu kommen ohne Eintritt zu bezahlen. Auf diesen niedrigen menschlichen Instinkt bauend, hat man dort den Eintritt ins Theater für alle Welt freigegeben. Nur wer nach der Vorstellung wieder hinausgelangen will, muß gleichsam eine Austrittskarte lösen. Es gibt viele, die, um keine Karte zahlen zu müssen, lieber darauf verzichten, ins Theater zu gehen. Aber ich möchte diejenigen sehen, die nur, um ja Geld zu sparen, auch darauf verzichteten, wieder nach Hause zu gehen! Denn, meine Herren, es ist zwar sehr schmerzlich, nicht ins Theater gehen zu können, aber noch viel schmerzlicher ist es, sich nicht wieder daraus entfernen zu können.

Kurz, auf jener Insel muß man eine Karte lösen, um wieder ins Freie zu gelangen. Selbstverständlich kostet dort die Karte mehr, wenn man vor Schluß der Vorstellung sich entfernen will: das Dreifache nach dem ersten, das Doppelte nach dem zweiten und das Normale nach dem dritten Akt. An Regentagen gibt es starke Ermäßigungen.

Als mir die Sache erklärt wurde, konnte ich einige Zweifel nicht unterdrücken: ich gestattete mir zu äußern, daß man, um eine Krise zu lösen, eine andere heraufbeschwor, nämlich die der leeren Straßen: ich wette — dachte ich und sagte es laut — daß viele, um nur keine Karte zahlen zu müssen, sich im Theater einsperren lassen.

Aber auch dafür war vorgesorgt: die Theaterunternehmer geben Unsummen dafür aus, nicht, wie bisher, für die Ausstattung der Vorstellungen, sondern für die Verschönerung der Stadt, um die Leute zu veranlassen, aus dem Theater zu gehen. Im Theater, das mit Gratiszuschauern dicht gedrängt ist, spielt man ein Stück (nicht allzu gut und kein allzu gutes; denn sonst hätte alle Welt den Schluß abgewartet), inzwischen schmückt der Unternehmer die Stadt mit Lampions und Girlanden. In den Zwischenakten läßt er dann im Foyer große Plakate mit folgendem Text anbringen: „Sensation in der Via X. Y. Herrliches fünfstöckiges Palais mit kanariengelber Fassade! Lateinische Inschriften am Hauptportal! Tannen- und Rosengirlanden! Illumination! Riesenfeuerwerk! Das müssen Sie gesehen haben! Austrittspreis M. 5.—." Wie gesagt: aus Gründen der Kuriosität führe ich auch diesen Vorschlag an. Aber meine sind besser! Videant Consules —!

Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von A. L. Erné

Die große Täuschung

Der Göttinger Professor der Mathematik Abraham Gotthelf Kästner war bekannt durch seine bissigen Bemerkungen.

Einmal begegnete er seinem hochbetagten Leipziger Lehrer für Französisch. Der kam gerade von seiner ersten Reise nach Paris zurück, die er in Begleitung eines ihm befreundeten Theologen nun doch noch mutig unternommen hatte.

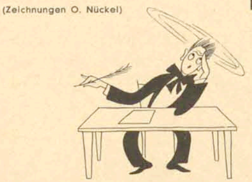
Kaum hatte er seinen ehemaligen Schüler begrüßt, als er, ganz außer sich, begann: „Denkt euch nur, mein lieber Kästner, nun habe ich jahrzehntelang unschuldigen jungen Menschen Französisch beigebracht, und wie ich jetzt nach Paris komme, muß ich feststellen, daß die Sprache, die ich gelehrt habe, überhaupt kein Französisch war!"

Kästner aber antwortete lächelnd:

„Tröstet euch, mein Lieber, das ist nicht so schlimm, bedenkt" — und hier wandte er sich dem Theologen zu — „wie vielen Theologen mag das ähnlich ergehen, wenn sie in den Himmel kommen!"

Lieber Simplicissimus

(Zeichnungen O. Nückel)



Der zwanzigjährige Sohn der Rechnungsratswitwe Knobelbach hat es in der edlen Dichtkunst schon zu einigen Erfolgen gebracht. Er wird sogar zu festlichen Veranstaltungen in seiner Vaterstadt mit der Bitte eingeladen, dabei einiges aus seinen neuesten Werken vorzutragen. Wieder einmal ist eine Vorlesung mit viel Beifall beendet worden und eine bekannte Dame sagt zu Frau Knobelbach: „Eigentlich sind Sie um einen solch talentierten Sohn zu beneiden."

„Ja", meint Frau Knobelbach, „das mag schon sein, aber", setzt sie seufzend hinzu, „viel Sorgen macht mir der Junge trotzdem mit seinen O-Beinen. Stellen Sie sich vor, wenn er einmal in seiner Vaterstadt ein Denkmal erhalten sollte, was dann?"

*

Berta, die Köchin, saß bedrückt in der Küche und schneuzte sich ein wenig zu geräuschvoll. Der Mechaniker, mit dem sie seit den letzten Reparaturarbeiten an der Heizanlage durch zarte Bande verbunden war, ließ sich immer seltener blicken und wurde zusehends reservierter. Das tat Berta weh. „Anfangs", schluchzte sie, „war ich für ihn ein Menü mit vier Gängen, dann nur noch einfache ‚bürgerliche Nahrung', und heute hat er mir bereits die Rolle der Nachspeise zugewiesen."

Der Michlbauer ist gestorben. Der Michlbauer war aber ein gottloser Mensch. Er hat dauernd mit dem Pfarrer auf Kriegsfuß gestanden, weil er nie in die Kirche gegangen ist, weil er immer so gotterbärmlich geflucht hat und weil er beim Posthalter drunten des öfteren betrunken war. Auch im Sterbebett hat er den Beistand des Pfarrers energisch zurückgewiesen. — So hat also auch seine Leich' ohne den Pfarrer stattgefunden. Für die Leichenrede opferte sich der Posthalter als bester Freund vom Michlbauern. Die Rede war folgende:

„Mir is' wirklich hart okemma, meine liab'n Trauergäst', daß i dö Leichenred' halt'n muaß. Da Michibauer is mei bester Freund g'wesen. Ich sog euch, liabe Leut', liaba tat i mein schwarsten Ochsen daschlog'n als wia an Michibauern eingrob'n! Er ruhe in Frieden! Der Leichentrunk, Manna, wird bei mir abgolt'n, dafür hat da Michi no auf sei'm Totenbett g'sorgt."

*

In der Privatbeleidigungsklage der Frau Gurnbis gegen Frau Schwanhofer bemüht sich der Richter vergeblich um einen Vergleich. Er macht noch einen letzten Versuch bei der Klägerin und meint: „Frau Gurnbis, ich würde mich nicht beleidigt fühlen, wenn mich zum Beispiel jemand, so wie es Frau Schwanhofer Ihnen gegenüber getan hat, einen Schwammerling nennen würde; denn meiner Meinung nach ist ein Schwammerling doch gar nicht so etwas Unrechtes."

„Jo", ereifert sich Frau Gurnbis, „dös kommt d'rauf an, zu wem dös g'sagt wird; wenn mi d'Frau Schwanhofer an Schwammerling g'hoaßen hat, dann hat's g'wiß an giftig'n gmoant!"

Dem Leiter einer chirurgischen Abteilung, Professor X., mangelte es infolge beruflicher Überlastung an Damenbekanntschaft; er suchte deshalb auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Weg über die Zeitung eine passende Lebensgefährtin und erbat unter der üblichen Zusicherung „strengster Verschwiegenheit" Lebenslauf und Bild. Unter den zahlreichen Zuschriften befand sich auch eine ziemlich umfangreiche Sendung. Sie enthielt außer einer Photographie noch Röntgenbilder der einzelnen Körperteile der betreffenden Dame. Professor X. soll ihr, trotz des sinnigen Eingehens auf seinen Beruf, höflich abgeschrieben haben.

*

Alma hat einen Arzt geheiratet; sie besucht öfters ihre Freundin, deren Mann Direktor ist. Das letzte Mal kam sie eben dazu, wie die Freundin behaglich aus einer Pralinenschachtel futterte, die ihr der Herr Gemahl mitgebracht hatte, um einen vorausgegangenen kleinen Stuß endgültig aus der Welt zu schaffen. Alma sah es mit Neid. „Ich würde nie mehr einen Arzt heiraten", seufzte sie.



„Wenn du dich aufgeregt hast, bringt dir dein Mann stets was Nettes zur Versöhnung; aber meiner verordnet mir immer bloß Beruhigungsmittel."

Das alte Ehepaar

Von Ernst Handschuch

Heute weiß ich es nicht mehr, wo ich damals zugestiegen bin. Jedenfalls fuhr ich in der Richtung Köln—Frankfurt. Deutlich nahe ist mir jedoch noch das Gefühl der Verlassenheit, das mich in jenen grauen Tagen befallen hatte. Ich war dazumal allein, völlig auf mich verwiesen und rollte mit unbekanntem Ziel in das weite und stille Land. Es war am späten Nachmittag, und die Lampen brannten schon, als ich in das Abteil des beschleunigten Personenzuges trat. Außer einem älteren Ehepaar war niemand darin.

Bei meinem Eintritt hatte ich einen „Guten Abend" gewünscht und mich auf der Bank gegenüber den alten Leutchen niedergelassen. Es war ein altes, enges Abteil der dritten Klasse und, wie ich zu meinem Schrecken feststellte, für „Nichtraucher". Ich hatte mir ein Buch hervorgeholt und warf zuweilen auch einen Blick auf die Landschaft, die draußen vorüberglitt. Im Abteil war alles still. Das Ehepaar saß ruhig und in sich gekehrt. Vielleicht ein zur Ruhe gesetzter Beamter mit Frau? — Sie beschäftigte sich mit einer Handarbeit, der Mann hingegen hatte die Hände auf den Schenkeln liegen und schaute versunken auf den Boden. Nichts Auffälliges war an meinen Fahrtgenossen. Biedere, rechtschaffene Menschen, fuhren sie offenbar auf Besuch zu einem ihrer Kinder. Dies ließ auch ihr Gepäck vermuten, das in den Netzen über ihnen und mir in reichem Umfange verstaut war. Doch ging etwas von den beiden aus, dem man sich nicht verschließen konnte, und das in Worte zu fassen schlechthin nicht möglich ist. Ich verspürte es in meinem damaligen Zustande besonders stark, und je länger ich mit den schweigsamen Alten dahinfuhr, desto wirksamer schlug es sich bei mir nieder.

Die Herzen meiner beiden Gegenüber mußten, geeint durch die Liebe, die sie zusammengeführt und geläutert hatte im jahrelangen, friedsamen Nebeneinander, den gleichen Schlag tun, der wohl jetzt in diesen Tagen der frühjahrlichen Hoffnung an Innigkeit und Stärke noch gewonnen hatte, und der schließlich auch mich ergriff. In ihrer Gegenwart wurde ich ruhiger und gefaßter und die Erregung, in der ich mich befand, begann abzuklingen.

In den Alten war allmählich Bewegung gekommen. Er war aufgestanden, hatte die Koffer heruntergenommen, geöffnet, und überprüfte nun sorglich die Sachen, die sie enthielten. Meine Vermutung wurde zur Gewißheit, als ich unter anderem Dinge ausgebreitet sah, wie man sie kleinen Kindern als Geschenk mitbringt. Einiges holte er behutsam hervor, zeigte es seiner Frau, die dann gütig mit dem Kopfe nickte, worauf die Sächelchen unter beider Lächeln wieder an ihren Ort zurückgebracht wurden. Dies geschah etliche Male so, ohne daß ein Wort gesprochen oder an meiner Person Anstoß genommen worden wäre. Sie fühlten sich allein, waren vereint in ihrem stummen Glück, und das fesselte mich derart, daß ich, als der Zug wieder einmal haltmachte, gerne auf den Wechsel des Abteils und somit auf die Zigarette verzichtete. Ich wollte diesen Frieden so lange wie möglich genießen. Vielleicht gelang es mir, mit dem erhaschten Teil besser über bevorstehende schwere Tage hinwegzukommen.

Der Zug fuhr weiter ins Land. Die Hände der Frau wurden langsamer bei ihrer Arbeit und ruhten schließlich. Ihre Augen schlossen sich, und ihr Kopf sank im Schlaf zur Seite. Der Mann trommelte noch eine Weile mit den Fingern an die Scheibe, bevor er bemerkte, daß seine Frau eingeschlafen war. Er schob ihr ein kleines Kissen vorsichtig unter den Kopf, saß noch ein wenig, sie beobachtend, entnahm dann seiner Manteltasche ein Säckchen und verschwand leise durch die Nebentür. Nicht lange danach — ich hatte mein Buch wieder aufgenommen —, gab es einen jähen Ruck, der für Sekunden stoßend anhielt. Das Licht flackerte, die Bremsen knirschten, und der Zug stand auf freier Strecke. Stimmen wurden laut, und jetzt erwachte auch die Frau. Ich wollte eben das Fenster herunterlassen, um zu erfahren, was den Anlaß zu dem plötzlichen Halt gegeben habe, als schon die Tür aufgerissen wurde, und ein Reisender mit aufgeregter Stimme erklärte, ein Mann sei aus dem Zug gefallen. Die Frau, noch verwirrt durch ihr unvermitteltes Erwachen, hörte entsetzt, was geschehen war. Und nun sah sie auch, daß ihr Mann nicht mehr neben ihr saß. Mit einem Wehschrei sprang sie auf, kletterte, ohne daß ich es verhindern konnte, auf den Bahnkörper hinunter und lief auf eine Menschengruppe zu, die sich unweit von unserem Abteil angesammelt hatte. Ich selbst war in diesem Augenblick wie vor den Kopf geschlagen. Sollte der alte Herr wirklich verunglückt sein? — Vielleicht hatte ihn ein Unwohlsein befallen und er war bei dem Versuch, sich frische Luft zu verschaffen, hinausgestürzt? Nichts von alledem; denn gleich darauf trat er ins Abteil. Er lächelte verlegen und fragte höflich, was geschehen sei. Ich sagte ihm, daß ein Mann aus dem Zug gefallen und überfahren worden sei. Seine Frau aber wäre in der Annahme, es handele sich um ihn, vorhin ausgestiegen. Er wurde bleich und begann zu zittern. Nur mit meiner Unterstützung gelang es ihm, die Stufen hinabzusteigen,

um seine Frau über den schrecklichen Irrtum aufzuklären. Doch er war kaum einige Schritte gegangen, als man sie ihm entgegenführte.

Der Zug fuhr, weil es sich glücklicherweise herausstellte, daß dem aus dem Zuge gefallenen Mann nichts passiert war, bald weiter. Wortlos begann der Alte, sich um seine Gattin zu bemühen, die starr und käsig auf der Bank saß. Endlich redete sie!

„Du", sagte sie matt, „du ..."

„Ich habe geraucht, Schätzchen", antwortete er, „du weißt doch, wie sehr ich es entbehre. Ich habe auf dem Abort nebenan geraucht."

„Du", sagte sie wieder. Ich hoffte auf die zärtlichste Vergebung und war gerührt.

„So sprich doch!" bat er.

„Du roher, du ganz roher Mensch!" vollendete sie. Hier war sie wieder zu sich gekommen und blickte ihn böse an. Er aber, kleinlaut und verlegen, zog Pfeife und Päckchen aus der Rocktasche und steckte beides verstohlen in das Säckchen. Draußen flog die Nacht schwarz vorbei . . .

Mädchenkammer / Von Georg von der Vring

Später Wind, der von den Hügeln
Märzgeruch herüberträgt,
Hat mit dem Geschwirr von Flügeln
Mir das Nachtgewand bewegt.

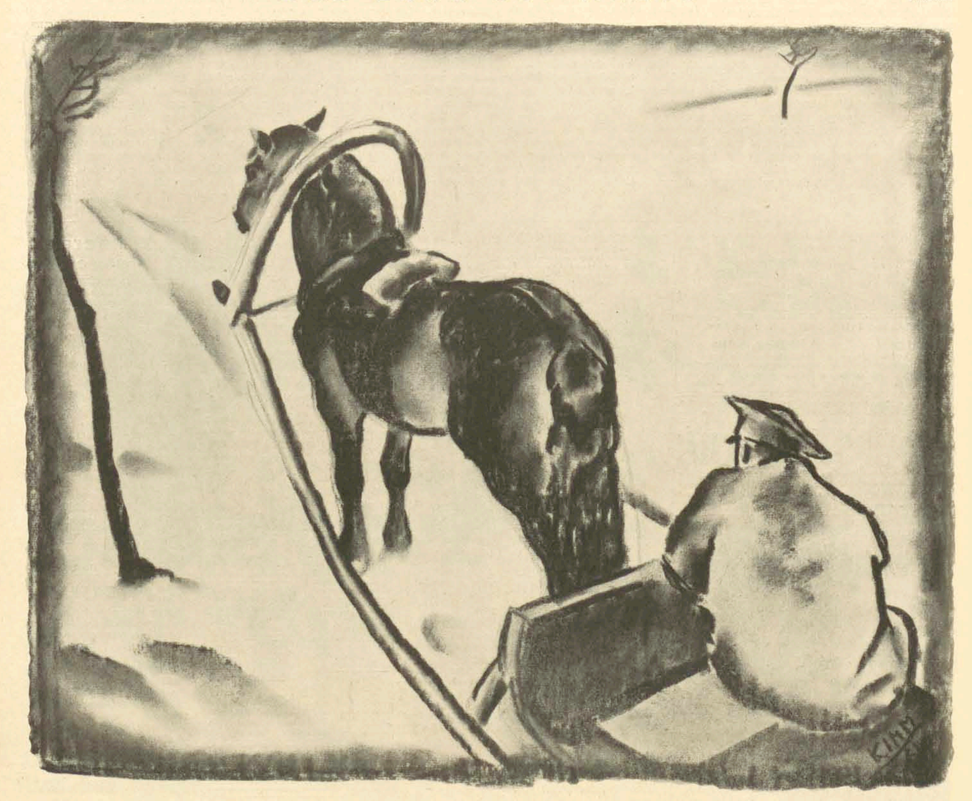
Wende dich an fremde Schläfen,
Dreister Geist, der mich umhaucht;
Wenn wir uns im Hellen träfen,
Sähst du mich in Rot getaucht!

Wie die Bienen nach den Mohnen,
Wie der Pfau zur grauen Frau,
Kommst du, mir das Herz bewohnen;
Was du willst, ich weiß genau . . .

Liebe kann ich keinem spenden,
Der den Treppengang verschmäht
Und mit unbedeckten Lenden
Durch verwahrte Fenster weht!

Das Land der Knute

(F. Kimm)



„Wenn erst der Bolschewismus in Europa Fuß gefaßt hat, sagen sie, dann geht es den anderen Völkern auch so gut wie uns. Arme Völker!"

Die Erholungsreise

(K. Heiligenstaedt)



„Meiden Sie alle Aufregungen auf Ihrer Reise . . .“ — „Unbesorgt, Doktor, ich reise mit meinem Mann!“

Der Nasenformer / Von Irmgard Kern

Dies ist eine Geschichte von der weiblichen Eitelkeit, wie sie sich manchmal schon, ungemein heftig und in den seltsamsten Formen und Vorstellungen, im kindlichen Alter zu äußern vermag. Wir waren in Quarta, der Durchschnitt der Klasse war zwölf Jahre alt. In jener Zeit der Gegensätze und der sprunghaften Entwicklung versuchte ich mein Heil mit — einem Nasenformer. In irgendeinem uns noch verbotenen Roman hatte ich von der „adligen Nase der Gesellschaftsdame" gelesen. Eine „adlige Nase"? Die war schmal, machte einen kleinen Knick, konnte „die Nüstern blähen wie ein edles Pferd", eine adlige Nase hatte einen Nasenrücken, scharf wie ein Messer, keine Ausbuchtungen, vor allem keine — so nannten wir es damals — „Knubbel". Ich sah in den Spiegel, betrachtete meine Nase von rechts und links. Das Ergebnis ließ sich zusammenfassen in dem einen Wort: Scheußlich. Meine Nase war mitnichten „adelig"! Sie war zu lang, sie war zu dick, vor allem konnte man eben ihr vorderes Ende „knubbelig" nennen.

Mein Spleen übertrug sich, wie das in diesem Alter natürlich ist, auf fast alle meine Freundinnen. Gemeinsam studierten wir nun die Nasen unserer Umgebung, bis wir zuletzt jedes Zucken, jeden Winkel und jeden Nasenansatz unserer Mitschülerinnen und vor allem der Lehrer und Lehrerinnen kannten.

„Meinst du, daß man eine Nase eigentlich ändern kann?" fragte ich meine Freundin Ursula und kam auf verwegene Gedanken. „Ändern? Ja, Mensch", rief Ursula, „na klar! Mit 'nem Nasenformer!" „Nasenformer?" fragte ich mißtrauisch. Ich hatte nie etwas davon gehört. Ursula ließ sich um so lieber auf Erklärungen ein, als sie auf diesem Gebiete sehr genau Bescheid wußte und mir überlegen war. Nasenformer trug man des nachts, erfuhr ich staunend: in ein Gestell, vielleicht aus Metall, vielleicht mit Gummi, sperrte man seine Nase ein. „Das mach' mal vier Wochen jeden Abend", rief Ursel aus, „Mensch, und deine Nase ist dann ganz dünn!"

Versonnen kam ich zu Hause an. Aus einem Fach im Schreibtisch meines Vaters holte ich alte illustrierte Zeitschriften — da wären die Annoncen drin, hatte mir Ursula noch verraten. Richtig, ich fand sie, Preisangaben waren auch dabei. Es stellte sich aber sofort heraus, daß ich bei der Höhe meines Taschengeldes etwa anderthalb Jahre hätte sparen müssen, um einen solchen Apparat zu erwerben. Das ging nicht; es mußte schneller gehandelt werden!

Zuletzt kam mir eine Idee. Ich ließ mir eine der riesigen, schwarzen Haarnadeln geben, die unsere Köchin in ihrem Zimmer für „Ersatzfälle" aufbewahrte.

Als der Abend gekommen war, machte ich mich ans Werk. Feierlich, beim Schein der Nachtlampe, im Nachthemd auf der Bettkante sitzend, schob ich meine Nase zwischen die beiden starken Drahtschenkel der Haarnadel, so daß sie mir fast die Luft abklemmten. ‚Ich werde eben durch den Mund atmen müssen', sagte ich mir, ‚für Schönheit muß man auch leiden können.' Die oberen, offenen Enden der Nadel, die wie zwei Pfeile vor meinen Augen standen, band ich nun vorsichtig und viele Male mit einem dünnen Bindfaden immer enger zusammen, bis meine arme Nase wie in einer Klammer saß. Dann legte ich mich zufrieden hin und wollte schlafen.

Ich muß sagen, daß es ziemlich weh tat. Schließlich war ich nahe daran, Licht zu machen und den „Apparat" eigener Konstruktion aus meinem geschundenen Gesicht zu entfernen. Aber der Wille, des Ideals wegen auszuhalten, und die Vorstellung, daß ich nun ab morgen von Tag zu Tag „schöner" werden würde, zwangen mich, alle Schmerzen heldisch zu ertragen. Zuletzt schlief ich, fast unter Tränen, ein.

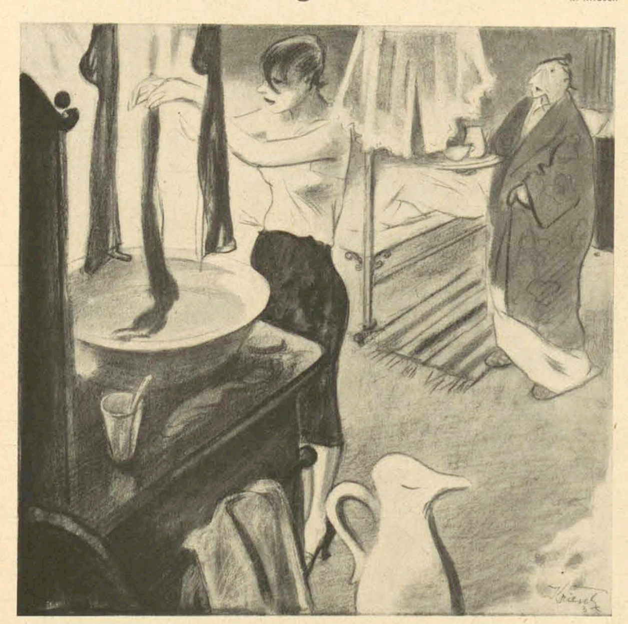
Der Erfolg entsprach nicht ganz meinen Erwartungen. Früh am Morgen, noch ehe es hell war, wurde ich wieder wach, die Nase schmerzte fürchterlich, ich konnte sie kaum anrühren. Unter wilden Sprüngen, so weh tat der Vorbau in meinem Gesicht, wenn ich nur leicht daran rührte — schnitt ich mit einer Schere die Umwicklungen des Drahtgestelles auf. Dann nahm ich die Haarnadel ab, die ganz verbogen war. Und es kamen mir die ersten grundlegenden Bedenken. Es konnte nicht gut sein, wenn man solche Schmerzen erleiden mußte, um schön zu werden! Die „adelige Nase" konnte unmöglich um einen solchen Preis erkauft werden! Weiß der Himmel, wie die meine nun überhaupt aussah! Als ich die Hand darauf legte, spürte ich sie kaum, alles war ein Schmerz.

Ich drehte das Licht an, zögernd ging ich zum Spiegel, und was ich sah, übertraf meine schlimmsten Befürchtungen. Rot und rund geschwollen stand meine sonst doch gar nicht so üble Nase in meinem Gesicht. Es blieb nichts anderes übrig, als, allen unseren Klassengesetzen entgegen, zu „plärren"; die Enttäuschung, aber auch die Schmerzen waren zu groß! Bis zum Frühstück kühlte ich meine unglückliche Nase mit Wasser, trocknete zwischendurch meine Tränen, die salzig an ihrem so verbreiterten Rande herabliefen, und konnte doch nicht verhindern, daß ich am Kaffeetisch Gegenstand eines schallenden Gelächters des Vaters und der besorgten und störenden Fragen meiner Mutter wurde. Für immer vom Wahn der „adligen Nase" geheilt, mußte ich dann zur Schule gehen: statt eines kleinen nun zwei große Knubbel auf meiner Nase. Sie war schön rosa gefärbt, dazwischen eine blaurote Kerbe, die jeweils die Kraft der starken Haarnadel hinterlassen hatte. Ursula, die mich auf dem Schulweg traf, schwieg zunächst taktvoll. Dann aber, kurz vor dem Eingang, riet sie mir, doch lieber zu schwänzen. Selbst ein Tadel, wenn es herauskommen sollte, mußte weniger schlimm sein als die staunenden Fragen und Ausrufe der Mitschüler und Lehrer.

Ich folgte ihrem Rat und trieb mich den ganzen Vormittag, zwischen Weinen und Lachen, mit meiner geschwollenen Nase in der Nähe der Schule herum. Erst als ich gegen Mittag mein Frühstücksbrot aß und mir dabei einfiel, daß ich nun die französische Klassenarbeit versäumt hatte und dank meiner Kraft, für Ideale zu leiden, unbehelligt in der Sonne saß, fingen Trost und ein neues Leben an.

Verdächtige Anzeichen

R. Kriesch



„Ich hab' gedacht, Sie sind ein solides Mädchen, dabei waschen Sie täglich Ihre Strümpf'!"

Verwarnt

Sobald auch nur die ersten Gräslein sprießen, geht Oberstudienrat Nüßlein, ein leidenschaftlicher Botaniker, wöchentlich mindestens eine Stunde mit seinen Tertianern in die freie Natur. Wieder einmal ist die Zeit da. Die Jungen fühlen sich in der frischen Frühlingsluft viel ungehemmter als im Schulzimmer und machen allerlei Unsinn. Oberstudienrat Nüßlein merkt mit Mißvergnügen, daß man seinen Erklärungen nicht die notwendige Aufmerksamkeit entgegenbringt. Er fühlt sich deshalb zu der Drohung veranlaßt: „Ab Ostern kommen wir zur Befruchtung. Die Burschen, die jetzt nicht aufpassen, werden es natürlich dann einmal schwer haben, mitzukommen!"

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G.m.b.H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. IV. VJ. 36 20174. Auflage dieser Nummer 20000. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München. Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

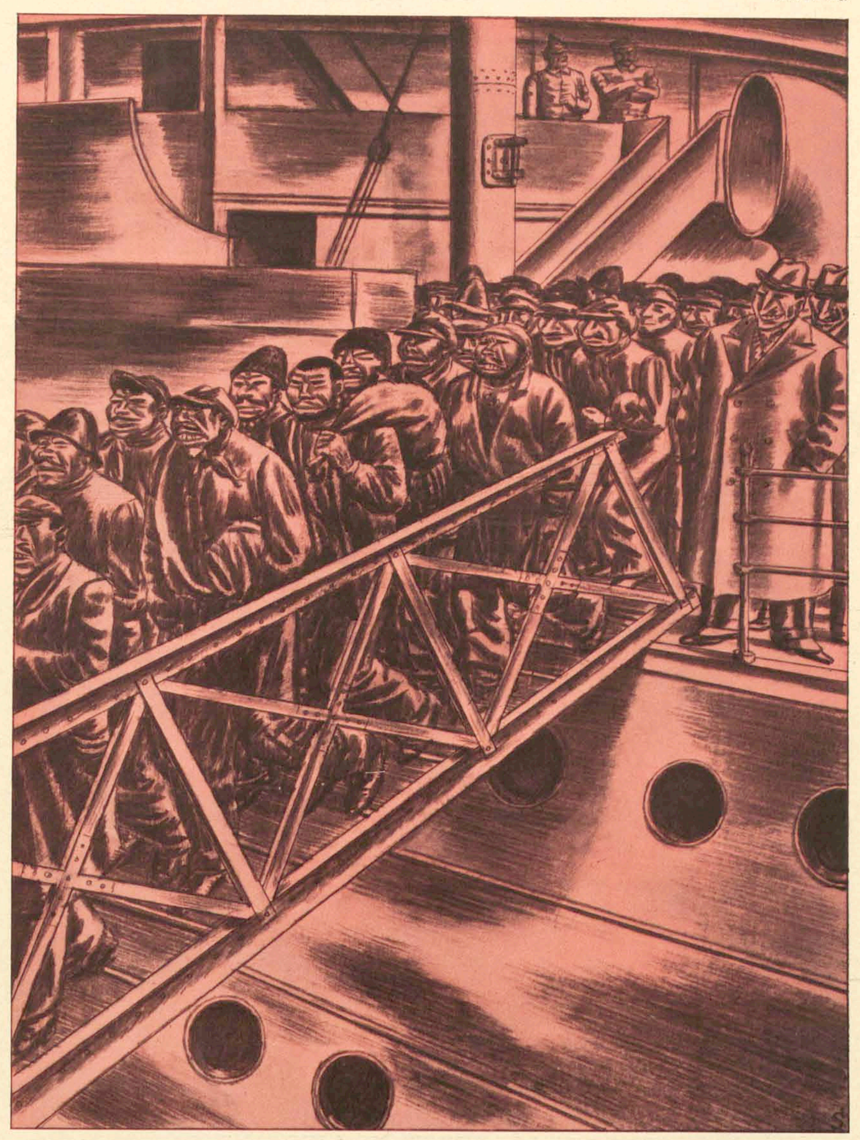
VORFRÜHLING



„MUASST SCHO DU ZU MIR HERGEHN —
J KIMM DA NET NAUF".

K o m i n t e r n

(Erich Schilling)



„Die N a t i o n e n haben selbstverständlich kein Recht, Hilfstruppen nach Spanien zu schicken, aber die I n t e r n a t i o n a l e wird sich erlauben, weiterzuliefern!“

München, 14. März 1937
42. Jahrgang / Nummer 10

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G. M. B. H., MÜNCHEN

Britische Luftaufrüstung und der Löwe von San Marco

Gulbransson)



„Hallo, Mister Löwe, wozu die großen Flügel?" — „Natürlich nur, damit ich besser zu den Abrüstungsverhandlungen nach Genf fliegen kann!"

Zeigt her eure Händchen!

„Geben Sie mir Ihre Hand", sagte Frau Carola und ich reichte ihr meine Hand. Das geschah nicht zum ewigen Bunde und auch nicht zum zeitweisen; denn zu diesem reicht man überhaupt niemand seine Hand. Es geschah nur der Unterhaltung wegen.

Wenn nämlich das Gespräch stockt, empfiehlt es sich immer, um die Hand eines Nachbarn oder einer Nachbarin zu bitten, um darin zu lesen.

Das ist jetzt so, und vielen macht es Spaß. Und wenn man einen in der Gesellschaft hat, der sich darauf versteht, und es ist immer einer da, so braucht man sich weiterhin um die Unterhaltung seiner Gäste nicht mehr zu kümmern. Die Sache läuft von selber weiter wie ein Uhrwerk.

Also einer reicht sein Patschhändchen, und die anderen sitzen herum und können es nicht erwarten, bis sie auch dran kommen. Die Geheimnisse der Zukunft wollen sie alle wissen, und dann wollen sie auch erfahren, ob's der andere merkt, was eigentlich hinter einem steckt. Vielleicht haben sie sogar etwas, was sie selbst nicht wissen, zum Beispiel einen stark ausgebildeten Venushügel oder wie man das Pölsterchen da unten linker Hand beim Daumen sonst nennt.

Da liegt die gutgewaschene Hand nun offen zu Tage, und alle können sehen, daß sie es ist. Auch der Expert besieht sie sich in aller Ruhe, oben und unten, vorne und hinten. Die andere Hand läßt er sich auch noch zeigen. Alle sind sehr gespannt. Endlich sagt der Expert: „Sehr merkwürdig" oder auch „Sehr interessant!" Er schüttelt den Kopf, besieht alles noch einmal allseitig und erhöht die Spannung. „Sehen Sie, da!" Und der Kenner deutet auf eine Linie, als wolle er sagen: „Mann, Sie haben eigentlich Ihren Beruf verfehlt, Sie hätten Napoleon werden sollen und von Sieg zu Sieg eilen müssen. Wenn Sie mich rechtzeitig gefragt hätten, hätte ich Ihnen gesagt, daß in Ihrer Hand mindestens das Schicksal einer Welt enthalten sei."

Solches und ähnliches nämlich verkündet die Lebenslinie, die unten aus dem Ärmel kommt und sich ganz spät oben ins Ungewisse verliert. Für Herrn Meier, dem solches offenbar wird, ist es im Augenblick eigentlich zu spät, die Branche eines Napoleon oder eines Alexander des Großen zu wählen, aber immerhin wird es so ziemlich klar, daß sein Lebensweg durchaus erfolgreich verlaufen wird und daß in seinem Falle alles darauf hinausläuft, daß er in steilem Aufstieg mindestens die nächste Gehaltsstufe erreichen und, wenn auch nicht gerade die Kaiserin Josefine, so doch eine Dame heimführen wird, bei der eine Eheschließung zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Genau kann man so was natürlich nicht sagen, und es ist möglich, daß Glück und Erfolg sich auch darin äußern, daß man immer die richtige Trambahn rechtzeitig erwischt.

Das alles sind nur Belanglosigkeiten und Vorpostengefechte. Das Interesse, eine Schlacht an den Pyramiden zu schlagen oder die Beresina zu überschreiten, ist bei den meisten Menschen erstaunlich gering entwickelt. Die Kernfrage lautet: Wie steht's mit der Liebe?

Das ist eigentlich zu deutlich ausgesprochen; denn auf diesem Gebiet ist man im allgemeinen heikel. Die Liebe ist ja auch nicht direkt gemeint, also nicht das Hochgefühl und das interesselose Interesse, wie es der in Liebessachen etwas unerfahrene Philosoph Kant nennt. Damit soll ja als Endzweck die Erhaltung der Art aufs engste verbunden sein, aber vom Menschen wird schließlich mehr verlangt als von den zierlichen Antilopen, den emsigen Milben und den schmackhaften Hühnchen.

Sehen Sie, da ist Fräulein Gabriele, von der es doch standesamtlich feststeht, daß sie in der Erhaltung der Art durchaus noch nicht erfolgreich gewesen ist. Und ihre Hand bringt's an den Tag, daß sie auf diesem Gebiet und den dazugehörigen Grenzgebieten geradezu hochbegabt ist. Oder gar Herr Dr. S.! Seine Handlinien schreien geradezu nach einem Doppelleben, und den anwesenden Damen gruselt's. Wer hätte von ihm gedacht, daß er ein solcher ist, wo er doch so zart aussieht und geradezu unerfahren.

Natürlich muß man streng wissenschaftlich vorgehen, dann darf man auch über solche Themen reden. Sie wissen doch, die Handlesekunst ist auf uralter wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut mit dicken Büchern und Kursen für Erwachsene und Fachausdrücken und Fremdwörtern. Da braucht man sich kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Außerdem belebt sie den gesellschaftlichen Verkehr ungemein.

Foitzick

Vom Eichhorn

wäre zu berichten:
ihm fehlt der Sinn für strenge Pflichten.
Es ist der Ebene abgeneigt,
indem es auf die Bäume steigt,
um dort in unbedachten Sätzen
die Ordnungsliebe zu verletzen.

Mit Recht denkt jeder, den 's verdrießt,
ob dieses wirklich nötig ist.
Der Kuh, dem Hund, sogar dem Schwein
fällt so was Törichtes nicht ein.
Und sah man jemals Seelenhirten
im Wipfel einer Tanne flirten?

Neinnein . . . und daraus folgern wir:
wie unnütz ist doch dieses Tier!

Warum jedoch — fragt man und forscht —
ist sein Charakter so zermorscht?

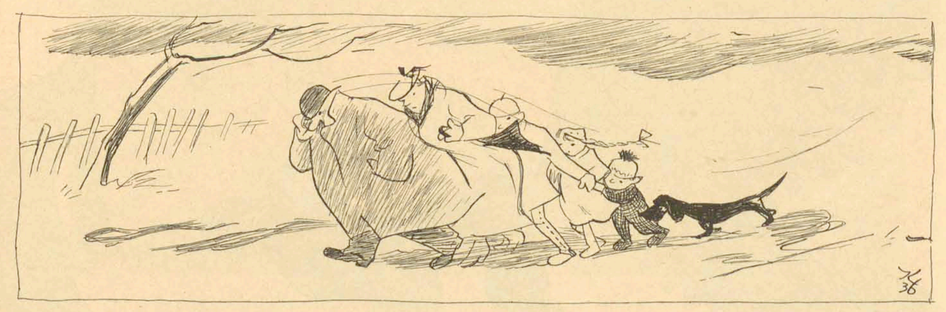
Erst wenn wir in der Edda lesen,
durchschauen wir sein wahres Wesen.
Dort, an der Esche Yggdrasil,
treibt es ein wunderliches Spiel
als Intrigant und Plagegeist,
der zwischen zwei Extremen kreist,
was ich als Namensvetter schändlich
und peinlich finde — selbstverständlich . . .

„Ja, und?" ruft ihr. „Wieso?" — Gemach!
Schlagt es nur selbst bei Simrock nach!

Ratatöskr

(R. Kriesch)

Märzenwind



„Siehst, Benno, die Stromlinienform hat doch was für sich!"

An der Seine trübem Strande

(Karl Arnold)



„Alors, Monsieur, haben Sie keine Greuelschriften gegen die Deutschen mehr? Unsere alten Frontkämpfer verderben mir mit ihren Friedenstönen die ganze Haßstimmung!"

Der feine Unterschied

(Eduard Thöny)



„Wo möchten S' hin? Zum ‚Hoftheater'? Dös gibt's nimmer, dös heißt scho lang ‚Nationaltheater'!" — „So, aber man sagt doch auch noch ‚Hofbräuhaus'!" — „Dös is was anders — da ist keine Haltestelle nicht!"

DER SCHADEN / ERZÄHLUNG VON JÖRG ENGLSCHALK

Von Marching nach Schwifting führen zwei Weg: einer, ein Fußweg, übers Moor, und einer, eine Straße, ums Moor 'rum. Auf allen zweien kann man nach Schwifting gehen, fahren kann man



bloß auf der Straße, die ums Moor 'rum geht. Weil aber der Wengerbauer von Marching diesmal zu Fuß geht, ist er auf'm Fußweg übers Moor. Mit'm Kaitl in Schwifting hat er vorige Woch' a G'schäft g'habt, und mit dem G'schäft, da hapert's a bißl. Denn der Kaitl, man kennt ihn ja schon, aber daß er so was macht, hätt' sich nachher der Wengerbauer doch nicht denkt...

Seine Alte daheim hat ja g'sagt: „Dös hätt' i dir glei sagen können, daß da mit'm Kaitl nix G'scheidts 'rauskimmt, aber wenn man enk was sagt, nachher schimpft's ja bloß, und die Männer woll'n ja allweil im Recht sein..."

So hat dem Wengerbauer seine Alte, die Wengerbäurin von Marching, g'sagt! Und die andern Leut' in Marching geben was drauf, was die Wengerbäuerin sagt. Nur der Wengerbauer meint immer: „Was die sagt, gilt gar nichts!" Denn er muß immer dran denken, wie sie vor der Hochzeit g'sagt hat, daß s' neuntausend Märk hätt', und was hat s' nachher g'habt? Knapp achti warn's!

Aber das wissen die andern Leut' ja nicht, drum glauben ihr die auch alles, aber der Wengerbauer weiß dies halt!

In Schwifting, beim Kaitl, haben s' den Wengerbauer über'n Hof 'reingehen sehen und der Kaitl ist daraufhin gleich bei der hintern Tür 'nausgangen und im Garten übers Bachl g'hupft und hat den drüberen Weg direkt zum Schloßwirt g'nommen. Denn, wenn der Wengerbauer schon selber kimmt und das auch noch z'Fuß, da muß er's g'merkt haben, und dies war dem Kaitl schon gar nicht recht. Wie der das jetzt hat merken können? Der Kaitl hat sich doch auf'm Markt immer davor hing'stellt! Wie der Wengerbauer die Kuh rechts ang'schaut hat, hat sie's ja nicht braucht; denn der Schaden war linker Hand. Aber wie der nachher auf die Seiten 'nüber ist und auch da genau hinschauen wollt, da hat der Kaitl sich zuerst davorg'stellt und dann, wie ihn der Wengerbauer wegdruckt hat — da hat er noch schnell die Hand drauflegen können auf den Schaden und der Wengerbauer hat nix sehn können. Hint'nach muß er's aber dann doch g'merkt haben und werd deshalb jetzt herkommen sein... drum hat's der Kaitl besser g'funden, er geht weg. „'s ist besser, dei' Frau isch allein", denkt er sich, „die wird's nachher schon machen... D'Weiber wissen viel leichter a Ausred!"

Aber diesmal hat sich der Kaitl verrechnet. Der Wengerbauer hat zur Kaitlin bloß g'sagt: „So, so, daheim isch er nicht, so, so, nachher wer i halt später nomal vorbeischau'n, wenn er nachher daheim isch." Hat der Wengerbauer ganz ruhig g'sagt; pfüa Good hat er auch noch g'sagt und scho war er wieder drauß'!

Und wo geht er hin? Wo nur der Teufel den Wengerbauer überall hinführt, sonst reut ihn jeder Pfennig und die ganze Woch' vergunnt er sich keine Maß Bier. Wo treibt's ihn hin? Zum Schloßwirt, wo der Kaitl sitzt!

„'s Good, 's Good beinander!" sagt er ganz freundlich, ganz freundlich...

„'s Good!" sagt der Kaitl, ganz freundlich, und „'s Good, 's Good Wengerbauer!" sagen die andern: der Schloßwirt, der Herr Verwalter, der Maurer Dionis und der Greiffbauer, die am Ofentisch sitzen. „'s Good!" Und schon hat er sich hing'setzt, der Wengerbauer von Marching zu die Schwiftinger.

Ganz ruhig isch der Dischkurs weitergangen. Der Herr Verwalter, der war aus Mecklenburg, der Herr Schloßverwalter hat grad von der Zweifruchtwirtschaft in Mecklenburg erzählt, und, wenn der Herr Verwalter erzählt, nachher dauert dies immer a bißl lang; denn der hört nicht gern wieder auf mit'm reden... Und sagen darf man da auch nix, der, der da hat beim Herrn Baron was zum sagen... der Herr Schloßverwalter!

Auf einmal sagt er: „Und Sie, Herr Kalbfuß..." Damit hat er 'n Wengerbauer g'meint, weil dem sein Schreibnamen Kalbfuß ist, und der Herr Schloßverwalter red't die Leut nur mit'm Schreibnamen an. Der find't dies, glaub ich, feiner! „Sie, Herr Kalbfuß", hat er g'sagt, „warum führen denn Sie auf Ihrem Hofe nicht auch die Zweifruchtwirtschaft ein?Gerade auf Ihrem Boden wäre das doch viel ertragreicher!" Ganz g'wiß, „ertragreicher" hat er fei g'sagt; in Mecklenburg, da soll man so sagen. „Und Sie würden dann auch noch etwas mehr Jungvieh halten können und der Milchanfall wäre doch weit ergiebiger!"

Bei „Anfall" haben alle den Wirt ang'schaut, der hat nämlich einmal einen Wutanfall g'habt und da hätt's ihn sehen sollen, den Schloßwirt von Schwifting!

Und grad wie der Herr Schloßverwalter g'sagt hat: „Doch weit ergiebiger!", ist die Tür aufgangen und der Herr Baron ist selber kommen. Da hat nachher der Verwalter sein Maul halten müssen und die Leut' in der Wirtschaft haben nie erfahren, was nachher mit der Milch ihrem Anfall war oder werden sollte!

Aber wie der Herr Verwalter ruhig worden ist, hat der Wengerbauer z'reden ang'fangen: „Ja, ja, ös z'Schwifting! Ös Schwiftinger, ja, ja!"

Der Herr Baron ist neben den Wengerbauer hing'sessen. „'s Good, Wengerbauer", sagt er.

„'s Good, Herr Baron!" sagt der Wengerbauer, laßt sich aber nicht drausbringen!

„Ja, ja, ös z'Schwifting, ös verkaufts enkr Glump guat! Ös z'Schwifting!"

Der Kaitl, den dies angangen wäre, hat sich duckt. Es is aso a Hoaliger, der Kaitl!

Der Greiffbauer hat aber das „ös z'Schwifting!", nicht vertragen und soll dann...

Was Genaues weiß man nicht, wie das eigentlich hergegangen ist. Die Verhandlung war erst im Schnitt und die Sach' hat sich lang vor der Heumahd abg'spielt.

Z'Bruck ist das Amtsgericht, wo Schwifting hing'hört. Da haben s' grade einen neuen Amtsrichter bekommen und zwar einen ganz scharfen. Der hat's g'wiß richtig anpacken wollen. Als ersten hat er den Doktor von Schwifting vernommen:

„Also, Sie sind am 5. Juni zu dem Schloßverwalter Manfred Möller gerufen worden, und was haben Sie da getan?"

„Ja", sagt der Herr Doktor, „da hab' ich den Herrn Verwalter halt verbunden!"

„Wo haben Sie ihn verbunden?" fragt der Herr Amtsrichter.

„In seiner Wohnung halt", sagt der Doktor.

„Ich mein', wo an seinem Körper?", fragt der Herr Amtsrichter, schon a bißl schärfer.

„Überall!" sagt der Herr Doktor. Der Herr Doktor spielt nämlich mit der alten Frau Baronin in Schwifting immer Karten.

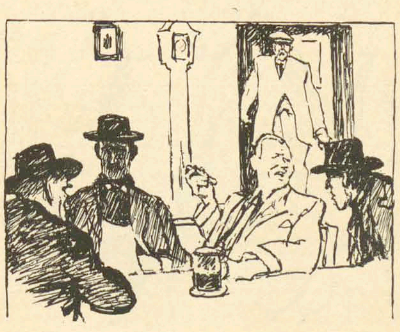
„War er denn stark verwundet?" fragt der Herr Amtsrichter.

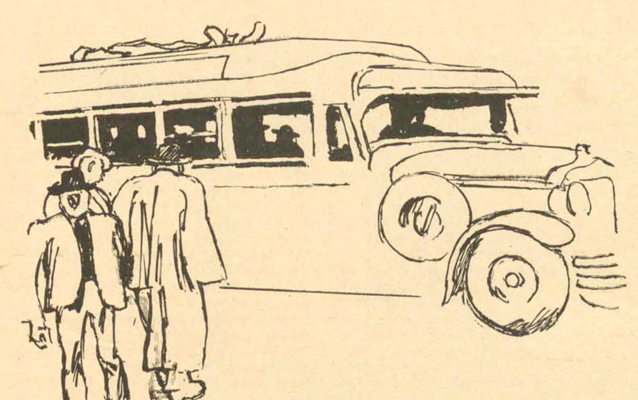
„Es hat g'langt!" sagt der Doktor.

Da will der Herr Verwalter etwas fragen... da sagt der Herr Amtsrichter: „Angeklagter, Sie sind jetzt nicht gefragt worden!"

Jetzt kommt der zweite Zeuge. Der Herr Schandarm von Weißlbach.

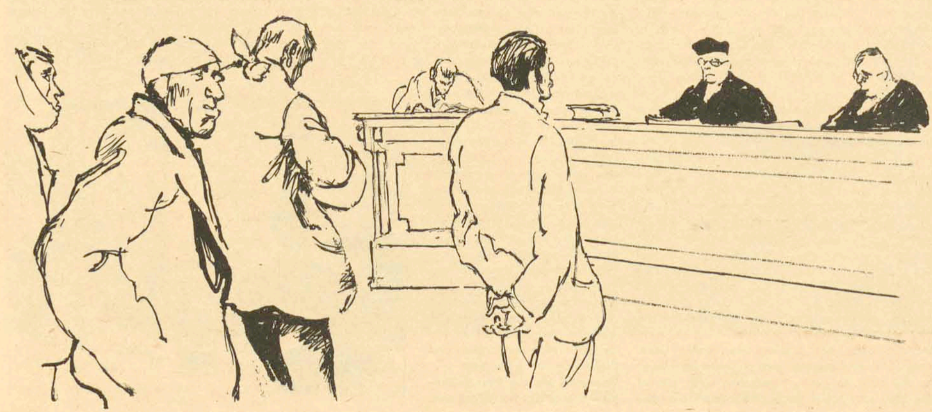
„Herr Oberwachtmeister, Sie nehmen Ihre Aussagen auf Ihren Diensteid?" sagt der Herr Amts-





richter. Der Schandarm steht stramm und antwortet: „Jawohl, Herr Oberamtsrichter!" Die Schandarmen wissen nämlich, wie man mit solchene Herrn umgeht.
„Was haben Sie an dem bewußten Nachmittag beim Schloßwirt in Schwifting gesehen?"
Der Schandarm muß dies auswendig g'lernt haben, so gut hat er's 'runterg'sagt: „Es war um achtzehn Uhr vierunddreißig, als ich auf meinem Dienstgang beim Schloßwirt in Schwifting vorbeikam. Ich wurde durch ein Geräusch, das aus der Wirtsstube, die da zur ebenen Erde liegt, kam, aufmerksam und sah dann in der Wirtsstube den Herrn Baron von Schwifting, den Herrn Schloßverwalter von Schwifting ..."
Da fahrt der Herr Amtsrichter dazwischen: „Fassen Sie sich etwas kürzer, denn wir haben heut' noch mehr zu tun ..." Und der Schandarm sagt weiter: „... und den Schloßwirt und den Kaitl, und den Greiffbauern und den Maurer Dionis von Schwifting und den Wengerbauern von Marching auf dem Boden liegen und einander gegenseitig mit verschiedenen Gegenständen bearbeiten. Ich habe dann Ruhe geboten, da hat mir, glaublich der Schloßverwalter, mit einem Rohrstock über das rechte Bein geschlagen, weiteren Schaden nahm ich nicht!"
„So", sagt der Herr Amtsrichter, „Sie können Platz nehmen. Und was haben Sie nun, Herr Baron Chlodwig Freiherr von Schwifting, zu dem anzugeben?"
Der Herr Baron hat dann g'sagt, er wüßt' nimmer, wie das war...
„Und was sagen Sie, Maurer?"
„Ja, mei, Herr Amtsrichter, heiß war's an dem Tag . . . und dann sind der Greiffbauer und i heimgangen!"
„Und wie sind Sie in die Sache hineingekommen, Kalbfuß?"
„I, Herr Amtsrichter, i hab' mit der Sach' doch gar nichts z'tun g'habt!"
„Und Sie, Möller?"
„Herr Oberamtsrichter, darf ich vielleicht bemerken, daß ich noch heute ziemlich lädiert bin und meinen rechten Arm gebrochen und die Schnitte auf der Backe ...", da hat er den Herrn Baron ang'schaut und hat weiter g'redet: „Backe habe ich natürlich schon lange, und sonst fühle ich mich absolut auch nicht im geringsten verletzt!"
Jetzt hat noch der Kaitl g'redt: „Die Sach'", hat er g'sagt, „Herr Amtsrichter, die Sach' war nicht so ohne! Wenn nicht der Herr Schandarm daherkommen wär, wär nichts, aber auch schon gar nix g'wesen. Und der Herr Verwalter wär fast gar nicht verletzt worden, wenn der Greiffbauer seinen Krug erwischt hätt'! Denn der Krug vom Greiffbauern, nämlich der seine, ist aus Stein und der geht nicht kaputt, aber der Greiffbauer hat dem Wirt sein' Krug erwischt, und der ist aus Glas und bricht halt leicht, wie alle gläsernen Krüg!"
Als jetzt der Wirt vernommen wurde, wußte der überhaupt nimmer, wer da alles dabei gewesen war...
Nach der Verhandlung trafen sich Alle beim Hirschen in Bruck. Beim Hirschen, da gibt's a gut's Bier, und grad bei deni G'richtstag, da geht es gut weg, und a Bier, das gut weg geht, ist nochmal so gut!
Und da hat dann der Herr Doktor g'meint, dem Verwalter müßt' man einen rechten Rausch aufhängen heut', weil er gar so dumm in der Verhandlung daherg'red't hat, und der Schandarm hat g'meint, mit dem Richter wär' schon zum Auskommen, und der Herr Baron hat g'sagt: „G'freut hätt's mi, wenn der Kaitl sitzen hätt' müssen, weil er sei' Red' so in d'Läng zogen hat; denn die vier Mark spürt er nicht."
Nur der Wengerbauer hat sich denkt: „Vier Mark sind vier Mark, und zahlen muß er die, der Spitzbua, der verdruckt', was muß er a Kuh mit am Schaden verkaufen!"
Nur der Herr Verwalter war nicht ganz einverstanden. Warum soll er sechs Mark zahlen, wo der Schloßwirt, der Maurer Dionis und der Wengerbauer freigangen sind? Hat er doch den gebrochenen Arm und das zerschnittene Gesicht und den ganzen Körper voller Beulen! Er war mit dem Gericht ganz und gar nicht einverstanden! Weil der Herr Baron nur drei Mark Straf' kriegt hat, hat er die ganze Gesellschaft mit'm Postauto heimfahren lassen auf seine Kosten. Den Herrn Verwalter haben s' auf's Dach 'naufg'legt, damit ihn der Wind ausblast; denn der ist mit einer Frau verheirat', die auch aus Mecklenburg ist, und die da droben riechen's Bier nicht gern. Und der Schloßwirt von Pitzling hat am nächsten Tag einen neuen Glaskrug kriegt. Diesmal hat ihn der Doktor zahlt, dem Greiffbauer waren seine fünf Mark Straf' sowieso g'nug!

(Zeichnungen von Eduard Thöny)



Unverfroren

(R. Kriesch)



„Nein, Großmutter, du verwechselst das, frigid hat mit Frigidaire gar nichts zu tun!"

Die Dienstmädchen

Sonntags lachen die Dienstmädchen zu viel, und ihr Lachen läßt nichts Gutes vorausahnen. Sie leisten sich sogar eine Droschke, Eis und eine neapolitanische Schnitte; sie haben das Gesicht zu stark gepudert und rote Hände; sie sind voller Faulheit, von jener Faulheit, die nur derjenige verstehen kann, der sieben Tage lang Geschirr abgewaschen hat; sie gehen ins Kino und sie gehen mit ihrem Schatz.

Bevor sie auf die Straßenbahn steigen, befragen sie den Führer und nehmen seine Zeit in Anspruch. Zu Hause sind sie von morgens an, vor lauter Hast, nicht vom Fleck gekommen. Sie haben schlecht und schnell gekocht; und sie standen auf glühenden Kohlen, während die Herrschaft ausgerechnet heute sich länger bei Tisch aufhielt. Den Kaffee haben sie zu schnell serviert und, je später es wurde, desto verrückter wurden sie wegen der Gleichgültigkeit der Herrschaft. Sie haben die Teller in wilder Hast gewaschen; in der Eile haben sie einen hinfallen lassen. Stille. Schnell die Scherben verstecken! Morgen wird man ein Dienstmädchen in den Laden treten sehen, das ein Paket Scherben aus der Tasche zieht und einen Teller „genau wie dieser" für ihre Rechnung kauft.

Plötzlich sind sie verschwunden. Entwischt. Man hat nicht einmal das Klappen der Tür gehört.

Sie füllen die Straßen. Was fangen sie nun mit ihren vier Stunden Freiheit an? Sie gehen ziellos; erwarten den Gefährten vom vorigen Sonntag. Manchmal kommt er nicht. Dann finden sie einen andern. Am nächsten Sonntag werden sie auch auf den warten, der auch kein Lebenszeichen von sich geben wird.

Sie, die Assunta oder Lucia heißen...

Sie sind gut, treu, und im Grunde ehrlich. Fast immer ehrlicher als ihre Herrschaft, auch wenn sie einige Pfennige beim Einkauf klauen. Sie sind schutzlos und tun niemandem etwas Böses. Sie sehnen sich heiß nach Liebeserfüllung, das ist alles. Sie dürsten nach Liebe. Liebe ist ihre große Leidenschaft, vielleicht ihre einzige Leidenschaft.

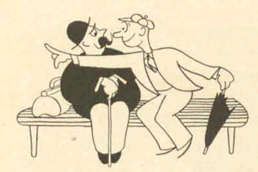
Nun wird es Nacht. Das ist die Stunde des Aufbruchs der Dienstmädchen. Es ist, als hörten sie den Zapfenstreich blasen, während sie wie eigensinnige Schmetterlinge um die Laternen streichen. Sie haben bittere Worte oder schweigen feindlich. Und während sie sich in ihrem Zimmer das Kleid ausziehen, fühlen sie sich unglücklich und möchten vor Wut weinen.

Sonntags sind Dienstmädchen ein wenig verrückt. Sie streichen durch die Menge unter leuchtenden Laternen, voller Lebensgier. Achille Campanile

Berechtigte Übertragung aus dem Italienischen von A. L. Erné

(Zeichnungen O. Nückel)

Lieber Simplicissimus



Der Eilzug Leipzig-Erfurt hat Apolda verlassen und rollt auf Weimar zu.
Mein Gegenüber, ein kleiner rundlicher Herr, hat bis jetzt schweigend aus dem Fenster gesehen. Plötzlich wendet er sich mir mit freundlichem Lächeln zu und deutet hinaus:
„Man märgd doch wärglich, wohin mir fahrn: die Wolge da vorne hadd schon ganz das Browil vom alten Goethe!"

*

Der Bachhuber beklagt sich beim Pfarrer darüber, daß er es mit seiner Frau gar nicht mehr aushalten könne, da sie ihm in letzter Zeit das Leben zur Hölle mache. Er verlangt Trennung von Tisch und Bett.
Der Pfarrer sieht zwar die Berechtigung der Klagen ein, doch hält er es für seine Pflicht, auszugleichen und diese sündhafte Forderung abzulehnen. Er sagt deshalb: „Bachhuber, dazu ist der Christ auf der Welt, daß er sein Kreuz trägt; deshalb müßt auch Ihr diese Christenpflicht erfüllen und Euer Kreuz mit Geduld tragen."
Hier schnappt Bachhuber ein und sagt entrüstet: „Aa dös no? Naa, tragen kann i mei Kreuz net, dös wiagt nämli zwoaundanhalberten Zentner!"

Der gute Pastor H. kam zur Vertretung seines erkrankten Amtsbruders nach Steinhagen, jenem Dorfe im westfälischen Kreise Halle, wo der berühmte „Steinhäger" gebrannt wird. Pastor H. sollte einen alten Einwohner des Dorfes beerdigen. Als er am offenen Grabe seine Leichenrede mit den Worten einleitete: „Nun hat der liebe Gott schon wieder einen alten Steinhäger zu sich genommen", entstand im Trauergefolge eine schmunzelnde Heiterkeit, die sich Pastor H. gar nicht erklären konnte. Lachend verließen die Steinhäger nach der Beerdigungsfeier den Friedhof, und ganz selten ist an einem Tage in Steinhagen so viel „Alter Steinhäger" getrunken worden wie bei der nun folgenden Leichenzehrung.

*

Unlängst haben uns Bekannte besucht. Sie haben ein vierjähriges Mädel. Nachmittags gingen wir spazieren, und unser Kleiner berieselte einen Baum. Das Mädel stand voll stummen Staunens in der Nähe und faßte ihre Eindrücke in den freudigen Ausruf zusammen: „Ach, wie praktisch!"

*

Eine ältliche Amerikanerin kommt spät ins Hotel. Sie ist sehr ängstlich ihres Schmuckes wegen, aber als sie schlafen geht, vergißt sie, abzuschließen. Nachts kommen zwei Gäste mit schwerer Schlagseite heim und stehen plötzlich, infolge einer Türverwechslung, ziemlich verdattert vor der aufkreischenden Miß, die fleht, sie leben zu lassen. „Schorsch", sagt der eine, „was meinst du, woll'n wir sie leben lassen?" — „Los", sagte Willi, und etwas schief aber durchaus wohlwollend stimmen beide an: „Hoch soll sie leben, hoch sie leben, dreimal hoch!"

Mein Freund und seine junge Frau leiden schwer an der Kinderlosigkeit ihrer Ehe, und so entschließt sich Frau Anna endlich, einen Arzt aufzusuchen. Der gibt ihr allerlei gute Ratschläge und verschreibt ihr auch etwas. Beim Ausschreiben des Rezeptes unterbricht ihn die junge Frau: „Aber nicht mehr als drei Kinder, Herr Doktor!"

*

Protzmanns haben ein neues Hausmädchen. Diese hält es nicht für nötig, sowohl zur eben erst konfirmierten vierzehnjährigen Tochter als auch zum sechzehnjährigen Sohn des Hauses „Sie" zu sagen. Darob große Empörung, besonders bei der Tochter, die es der Mama klagt.
Abends, als Frau Protzmann mit Anna allein ist, erwähnt die Gnädige ganz beiläufig: „Also, Anna, was ich noch sagen wollte: Sagen Sie nun in Zu-



kunft zu allen meinen Familienangehörigen ‚Sie'!" Anna nickt zustimmend. Am anderen Morgen, als die Gnädige sich in der Küche aufhält, sagt Anna zu der eben aus ihrer Schlafecke kommenden Katze: „Da kemman S' her, da is Eahrna Milli!"



Wahre Geschichte

Als mich mein Weg eines Tages nach der kleinen süddeutschen Stadt L. führte, entsann ich mich eines meiner Jugendfreunde, der sich dort seit einigen Monaten niedergelassen hatte. Ich suchte seine Wohnung auf, doch teilte man mir mit, daß mein Freund in der Umgebung der Stadt Arbeiten auszuführen habe und erst gegen Abend zurückkehren werde. Man erkundigte sich, ob ich in der Wohnung warten oder lieber das neben dem Bahnhof gelegene Café aufsuchen wolle. Ja, das wollte ich, und so ging ich in das Café, das eigentlich nur eine kleine Bäckerei war. Die Wirtin saß auf einem erhöhten Platz und strickte. Ich bestellte mir eine Tasse Kaffee. Da ich noch mehrere unbeantwortete Briefe bei mir trug, wollte ich die Wartezeit ausnützen, packte Briefpapier aus und begann zu schreiben. Bei dieser Beschäftigung mochte wohl eine halbe Stunde vergangen sein, und es dämmerte schon. Ich hob den Kopf, um die Wirtin zu bitten, das Licht anzudrehen, da bemerkte ich, daß sie mich durch die großen Brillengläser unablässig anblickte, und ich fühlte nachträglich, daß sie mich so die ganze Zeit angestarrt hatte. Ich befürchtete, sie möchte es mir übelnehmen, daß ich nur eine Tasse Kaffee bestellt hatte — und bestellte eine zweite.
„Noch eine Tasse Kaffee?", fragte sie zögernd.
„Ja, noch eine Tasse Kaffee."
Sie schüttelte mehrmals den Kopf, während sie die Bestellung ausführte.
Um diese Zeit fühlte ich in mir ein menschliches Rühren, doch wagte ich unter der Gewalt des fortwährend auf mich gerichteten Blickes nicht, mich zu erheben. Meine Lage wurde von Minute zu Minute qualvoller, bis endlich das Erscheinen eines Käufers mich erlöste. Ich sprang auf, eilte in die Küche und fragte nach dem gewissen Ort. Ich bemerkte wohl die argwöhnischen Gesichter, als man den Schlüssel übergab und mir den Weg wies, doch war ich nicht mehr in der Lage, mir darüber Gedanken zu machen. Aber es dauerte nicht lange, als sich Schritte der Tür näherten; jemand versuchte, zu öffnen: „Was machen Sie da?", rief eine aufgeregte Stimme. Ich muß sagen, diese Frage versetzte mich in große Bestürzung, und ich beschloß, nicht zu antworten. Unaufhörlich gingen die Schritte vor der Tür auf und ab. „Was machen Sie da?" Inzwischen hatte ich mich von dem Schrecken erholt und erwiderte: „Nun, was man hier so macht." Aber die Schritte entfernten sich nicht. Als ich die Tür öffnete, stand die Wirtin vor mir. „Was haben Sie denn da gemacht?" Meine Geduld hatte jetzt ein Ende, und ich verlangte Auskunft, was sie von mir wolle. Die Alte hob mit beschwichtigender Gebärde die Hand, und ich erfuhr, daß sich in der vergangenen Woche ein Fremder an dieser Stelle die Pulsadern durchschnitten hatte. Er hätte gleich mir Kaffee getrunken und Briefe geschrieben, und dann sei das Unglück geschehen. Seitdem aber seien sie vorsichtiger geworden! H. J. H.

(H. Lehmann)



Der Weg zur Literatur: „Was liest du denn da?" — „Die Jungfrau von Orleans." „Ah, wohl das Drehbuch von dem bekannten Film?!"

Tabakoxyd

VON

GÖRGE SPERVOGEL

„Ich war bei Storne", sagte Hannes. „Bei Storne, versteht ihr?"
„Hat er wieder etwas erfunden?" fragten wir.
„Er war noch niemals wie eben so dicht daran, wirklich etwas erfunden zu haben", antwortete Hannes. „Er war verdammt dicht daran. Es ging um einen Hauch, um einen Duft ging es daneben."
Wir alle wünschten Storne seit langem, daß er endlich eine einzige Erfindung mache. Sein Fehler war, zuviele zu machen.
„War es wieder so lebensgefährlich wie neulich, als er es mit Benzin und Elektrizität zugleich anlegte?"
„Nein. Diesmal handelte es sich um Chemie."
Wie wir Storne kannten, kam es ihm auch nicht auf Chemie an. Nun, wir alle hatten nicht die Absicht, lange darüber zu sprechen; denn es war sicher, daß keiner von uns den genauen, langwierigen und ausführlichen Erklärungen und Vorführungen Stornes entgehen würde, aber Hannes sagte plötzlich ganz nachdenklich: „Wenn ihm das gelungen wäre! Schade. Wenn so etwas ginge. Den Deubel!" Nun begannen wir doch zu fragen, ob es zufällig eine nützliche Sache gewesen und ob der Gedankengang dabei auch für schlichte Köpfe zu fassen wäre.
„Ziemlich einfach", sagte Hannes. „Nehmt an: jemand raucht."
Gut, das war einfach, das konnten wir.
„Was", fragte Hannes, „geschieht dabei, chemisch gesehen?" Wir sagten, Chemie wäre das reine Gegenteil von einfach.
„Nicht in diesem Falle. Es geht eine Verbrennung vor sich, der Tabak nimmt unter Wärmeentwicklung Sauerstoff auf, er oxydiert, und was entsteht, ist Tabakoxyd. Einfach oder nicht? — Gut. Die Chemie versteht es, solche Oxydationen rückgängig zu machen. Sie setzt die verbrauchte Wärme zu, nimmt den aufgenommenen Sauerstoff fort, und was verbrannte, ist nun wieder vorhanden: das Oxyd ist reduziert."
Wir wußten dem nichts entgegenzuhalten.
„Und nun Storne: er oxydiert Tabak, das heißt, er raucht. Und was er nun erfunden hat, ist ein Apparat, der das Tabakoxyd reduziert."
„Warte", sagte einer der Unseren. „Tabakoxyd — ist das der Rauch oder ist es die Asche?"
„Ja", sagte Hannes, „er machte es so: sein Apparat bestand aus einer großen Glaskugel, die oben zu öffnen war. In der Mitte hatte er einen Halter für den Tabak angebracht, von dem zwei metallene Schläuche mit Mundstücken ausgingen. Dadurch rauchten wir, als der Tabak entzündet und die Kugel verschlossen worden war, und den Rauch bliesen wir durch ein anderes Mundstück zurück, damit er bei der Asche in der Kugel blieb. Obenauf an dem Verschlußstück saßen drei Luftballons. Es waren ein roter, ein blauer und ein gelber. Das sah lustig aus, und es machte Spaß, sie aufzublasen. Sie wurden immer dicker von dem Rauch, den wir hineinbliesen. Flugzeuge und Zeppeline waren daraufgedruckt. Aber sie hatten, wie Storne sagte, nichts weiter zu bedeuten, auch die verschiedenen Farben nicht."
Wirklich, uns allen schien, daß der Gedanke mit den Luftballons nicht schlecht war. Überhaupt schien uns der ganze Gedanke nicht schlecht zu sein. Aber nun weiter!
„Als wir den Tabak aufgeraucht hatten, zeigte mir Storne, was für Vorrichtungen er auf dem Boden der Glaskugel getroffen hatte. Da gab es, kurz gesagt, einen elektrischen Lichtbogen — für die Wärme — und einen Katalysator. Woraus und wozu, das ist Stornes Geheimnis. Er war da, und seine Anwesenheit genügte, um zusammen mit dem Lichtbogen das Tabakoxyd zu reduzieren. In der Chemie, hat Storne mir gesagt, geht es fast nie ohne einen Katalysator."
„Nun denn... aber was tat er jetzt?"
„Er schüttelte die Kugel, daß die Asche sich mit dem Rauch vermischte, und sofort darauf schaltete er den Strom ein. Es wurde furchtbar hell, und dann — —" „Dann?" — „Dann schaltete er den Strom aus, öffnete die Kugel, nahm den Katalysator heraus und zeigte ihn mir. Er war mit einer graubraunen Schicht überzogen." — „Und?" — „Und? Ja, das war der vorher verbrannte und nun reduzierte Tabak." — „Und? Und?" — „Nun, wir schabten ihn ab und rauchten ihn noch einmal." — „Noch einmal?" — „Und noch einmal, nachdem er wieder reduziert worden war." — „Immer denselben?" — „Immer denselben Tabak."
„Warte!" sagte einer der Unseren. „Du hast eine Pfeife Tabak. Guten. Den besten. Du nimmst Stornes Apparat und rauchst. Du setzt den Apparat in Bewegung und rauchst wieder. Du rauchst wieder und wieder und wieder. Kannst du wirklich und wahrhaftig auf diese Weise dein ganzes Leben lang mit einer Pfeife allerbesten Tabaks auskommen?"
„Tja!" Hannes schüttelte den Kopf. „Nein... doch, ja, natürlich, du kannst es wohl, aber..." — „Was aber?" fragte der Unsere. — „Tabak, das ist... na ja, eben Tabak, nicht? Aber das krümelige Pulver, trocken, wie Storne es von seinem Katalysator schabte — ich weiß nicht..." — „Das muß doch im Halse gekratzt haben, wenn es so trocken war?" — „Gekratzt? Nur gekratzt? Es biß und stach. Es zog nicht. Es machte husten. Es

schmeckte eher nach versengten Luftballons als nach Tabak." Wir schwiegen.

„Woran kann das nur liegen?" fragte jemand ganz enttäuscht. „Statt der Luftballons könnte er doch etwas anderes nehmen?"

„Luftballons", sagte Hannes, „schmecken nicht halb so schlimm wie das schmeckte. An den Luftballons kann es nicht liegen."

„Ja", sagte ein anderer, „woran das nun wohl liegen mag . . . ?"

„Ob das oxydierte Aroma vielleicht nicht mitreduziert worden ist?", meinte Hannes nachdenklich.

„Ach, ich will es dir sagen", hub darauf einer der Unseren an, der bisher geschwiegen hatte. „Ich will es dir sogar ganz genau sagen. Es liegt nicht an der Chemie. Ich habe nichts gegen die Chemie. Da nehme ich gerne den Hut vor ab. Aber, wenn du sie einmal danach fragst, dann ist es ihr zum Beispiel ganz einerlei, ob du zum Mittag eine Schüssel leerlöffelst, in der Fleischbrühe mit Spargelspitzen, Mandelpudding, 'n paar Koteletten, Himbeersaft, grüner Salat, eine Tasse Mokka, Salzkartoffeln, Sahne und Zucker — alles zu einem schlanken Brei gerührt, durcheinanderschwimmen. Das ist der Chemie ganz einerlei, und sie beweist dir auf den i-Punkt, daß du ein stockhorniger Dummkopf bist, wenn du das nicht löffeln magst; denn es ist genau der Nährwert darin wie vorher, als alles einzeln und in der richtigen Reihenfolge lag, und zusammen kommt es ja doch. Siehst du, das ist der Grund, warum es mit Stornes Tabakoxyd nichts ist. Hast du das verstanden? Ich meine, es ist alles darin und es ist alles richtig, aber es schmeckt nun mal nicht. Verstehst du, wie ich das meine?"

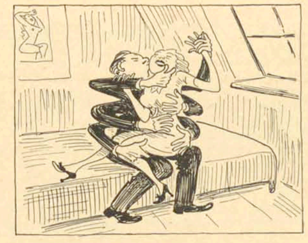
„Jawohl", sagte Hannes, „so ungefähr habe ich das wohl verstanden. Aber ich will lieber diese Schüssel auslöffeln, als daß ich noch einmal Stornes Tabakoxyd rauche."

„Schaden tut so eine Schüssel ja auch nicht, wenn man den richtigen Hunger hat."

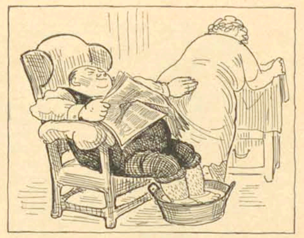
„Nein", sagte Hannes, „und nun", sagte er, „soll mir in Gottes Namen einer zum einmaligen Gebrauch eine Pfeife Tabak geben, und es braucht nicht einmal der beste zu sein!"

Die vier Temperamente

(Fr. Bilek)



Der Sanguiniker



Der Phlegmatiker



Der Melancholiker



Der Choleriker: „Ich liebe dich, ich liebe dich ja, zum Teufel!!!"

DAS KARUSSELL / ERZÄHLUNG VON GEORG VON DER VRING

(H. Nagel)



Es war spät am Nachmittag. Ein feiner Regen stob. Bartel war in das Akaziengehölz eingetreten, um zu schauen, ob die ersten Veilchen schon blühten. Die Stellen, wo man sie finden konnte, waren ihm aus der Kinderzeit noch bekannt. Er suchte herum, aber er fand noch kein einziges Veilchen, außer ein paar Knospen. Winterliche Ruhe lag zwischen den feuchten Stämmen. Die Akazien hoben sich wie angeraucht vom grauen Himmel ab und trugen noch die leeren Schoten des Vorjahres. Als Bartel die Waldschenke hinter sich gelassen und das Gehölz durchschritten hatte, vernahm er Stimmen. Gleich darauf erblickte er das helle Gestänge eines Karussells, das im Aufbau begriffen war. Dort stand es am Waldrande, neben den beiden Wagen. Bartel erinnerte sich, die Wagen über den Winter manchmal gesehen zu haben; der eine besaß ein winziges Schornsteinrohr, aus dem sich zuzeiten ein bläulicher Rauch kräuselte, ein Holzrauch, der weit drinnen im Wald zu spüren gewesen war, und der Bartel an so manche Soldatenfeuer in Rußland erinnert hatte.

Er ging auf das Karussell zu. Er sah zwei Männer und ein junges Mädchen. Sie waren eifrig bei der Arbeit. Die Männer schrien einander an, als ob sie taub wären; es hallte durch den Wald. Sie waren von gedrungenem Wuchs, gleich groß, gleich breit, und hatten nackte Arme; der eine war schwarzhaarig, der andre schon grau. Das Mädchen mochte siebzehn Jahre alt sein; sie trug eine billige rote Wolljacke.

Bartel blieb in der Nähe stehen. Das Karussell war im Rohbau fertig; jetzt würden die Pferde und die Kutschen drankommen. Die Männer warfen ihm vielsagende Blicke zu. So fragte Bartel schließlich, ob er ihnen helfen solle.

Sie waren einverstanden, und Bartel ging mit ihnen zum zweiten Wagen, in dem die Pferde steckten. Es waren vier edle Araberschimmel aus Holz, mit geblähten und roten Nüstern, vorgewölbten Augen, gelockten Mähnen und wehenden Schweifen; sie lehnten nebeneinander und streckten wie im vollen Galopp die Vorderbeine zum Wagen heraus. Der Schwarzhaarige packte sich das erste Pferd, und Bartel griff mit zu. Der Grauhaarige zog das zweite heraus, und er trug es mit dem Mädchen; sie war seine Tochter.

Als die Pferde standen und die Kutschen an die Reihe kamen, trug Bartel mit dem Mädchen zusammen. Er hatte es so einzurichten gewußt. Sie hieß Klara. Sie sprach ein paar Worte mit ihm während sie trugen, das Allernötigste, und Bartel war ganz froh darüber. Er erlebte mit ihr die gleiche Sorge, wenn ein Stück Kutsche wegzurutschen drohte, und die gleiche Befriedigung, wenn man sich verschnaufen konnte. Die Männer standen jetzt auf dem Karussell und bauten die Kutschen auf; sie entzweiten sich dabei, und es gab einen weithin hallenden Streit. Immer noch fiel der Regen, und drinnen im Gehölz begann eine Drossel ihren Gesang.

Bartel betrachtete sich diese Klara genauer. Sie war noch ziemlich mager. Sie hatte aber eine deutliche hohe Brust, gesunde Zähne und geringeltes Haar. Ihre Augen waren nicht lustig, aber voll von feuriger Bläue. Und das wenige, was sie sagte, und all das, was sie nicht sagte, stimmte so sehr zu dieser regnerischen Stunde im Akaziengehölz, daß Bartel es merkte. Und nicht nur ihre Rede und ihr Schweigen, auch der bläuliche Schimmer auf ihren Backen und unter ihren Augen, diese feuchte Frostigkeit, die er nun schon eine ganze Weile vor sich sah, die kräftigen Arme dazu und die rote verregnete Jacke paßten ganz zum Wald und zum ersten Liebesgesang der Drossel. Ihm kam vielleicht ein Gefühl, als hätte hier der schmuckloseste Vorfrühling Gestalt angenommen, nicht die eines Veilchens am nassen Boden, sondern die eines Mädchens, das im Regengeriesel bei einem Karussell arbeitete und dabei kalte und steife Hände bekommen hatte. Und da er diesen Tag und diese Stunde liebte, so hatte er, schon bevor er es merkte, auch das Mädchen zu lieben begonnen.

Das Schleppen machte den beiden viel Mühe. Als man nach einer Stunde damit fertig war, gab es auf dem Karussell zu tun. Sie stellten dann die Orgel auf. Zuletzt wurde die Glocke angebracht. Klara nahm den Riemen in die Hand und vollführte ein heftiges Geläut. Bartel sah sie zum erstenmal lachen, und auch ihr Lachen, das vor allem in den Augen stand, wich nicht von der gedämpften Hoffnung, die den Wald erfüllte, ab.

Die Männer hatten noch so manches heftige Gespräch miteinander. Schließlich war alles in Ordnung. Der Schwarzhaarige trat an die Orgel, und die Musik begann; die anderen brachten das Karussell in Gang. Es gab eine Probefahrt, eine ohne Fahrgäste, und sie gelang zur Zufriedenheit. Danach bedankten sich die Männer bei Bartel und gingen eilig davon.

„Wohin geht ihr?" rief das Mädchen ihnen nach.

„Mund halten!" gab der Schwarzhaarige zurück. Man würde eins trinken, erklärte ihr der Grauhaarige.

Dann waren die beiden zwischen den Bäumen verschwunden.

Klara hob ärgerlich die Schultern. Sie stand und knöpfte sich die rote Jacke zu.

Jetzt ist es günstig, dachte Bartel. Er schlug vor, sie wollten wegen des Regens in den leeren Wagen steigen. Klara war's zufrieden.

Sie saßen dann eine Weile auf dem Haufen von Säcken, in denen die Araberpferde geruht hatten. Es dämmerte schon ein wenig, und die Drossel sang ohne Pause.

Klara sagte: „Jetzt gehen sie wieder und versaufen die paar Groschen."

Was sollte Bartel ihr antworten? So war es eben in der Welt. Er legte den Arm um sie. Zuerst ließ sie es geschehen. Dann fragte sie:

„Trinken Sie auch gern einen Tropfen?"

Bartel schüttelte still den Kopf. Er dachte an etwas ganz anderes. „Selten", sagte er.

Ob er Geld hätte, fragte sie weiter.

Geld? Nein, wenig.

„Wenn Sie nicht trinken, so muß ich das an Ihnen loben", nickte Klara. Sie schob seine Hand von ihrer Hüfte und fuhr fort: „So einen Vater, wie Sie sind, möchte ich haben... einen, der nie trinkt oder selten. Das würde mir ein lieber Papa sein. Aber einen Kuß bekommen Sie doch, nach so viel Arbeit."

Sie küßte ihn. Es war ein Kuß von kühlen, regennassen Lippen, ein ganz geschwinder. Bevor er Klara richtig in die Arme nehmen konnte, war sie aus dem Wagen gesprungen. Sie sagte:

„Mein Vater ist lieb, das ist wahr und muß wahr sein. Weihnachten zum Beispiel... das gibt es nicht zum zweitenmal! Ich habe zu Hause ein elegantes Kleid, das ist von ihm. Denken Sie nur nicht, daß ich diese Jacke immer trage!"

„Wunderschön ist die Jacke", sagte Bartel versonnen. „Eine schönere gibt es nicht auf der Welt. Kommen Sie doch wieder zu mir!"

Klara schüttelte den Kopf. „Ich muß ihm nach", erklärte sie ernst, „sonst kommen die beiden heute nicht mehr heim. So geht es immer. Aber ich passe gut auf, darauf können Sie sich verlassen." „Und die Backe?" fragte Bartel. „Was ist mit der Backe?" „Darf ich die kalte Backe wenigstens noch küssen?"

Klara lachte los. „Nein, nein, Sie! Jetzt ist es Schluß! Aber wenn Sie Sonntag vorbeikommen, dann können Sie Karussell fahren, so lange Sie wollen und immer umsonst. Wir stellen auch noch eine kleine Lokomotive auf, morgen. Wenn Sie sie tüchtig losjagen und knallen lassen können, bekommen Sie einen Orden. Auf Wiedersehen!"

Sie lief in der Richtung auf die Waldschenke davon. Bartel blieb eine Weile auf den Säcken sitzen. Soso, einen Vater wünschte sie sich, einen wie ihn, der nicht trank, oder doch selten. Das war eine ärgerliche Sache. Wie alt bin ich denn? dachte er. Ich bin neununddreißig. Ich habe keine Frau, und ich werde wohl auch keine mehr bekommen. Eine so junge Brust unter der roten Jacke will mich nicht mehr.

Ihm ward traurig zumute. Er dachte einen Augenblick daran, sich auf einen der Araberschimmel zu setzen. Er hatte seit dem Kriege nicht mehr auf einem Pferde gesessen. Diese stolze Zeit war lange vergangen. Vielleicht wäre es ganz lustig, dort eine Weile zu hocken und die Zügel in die Hände zu nehmen.

Aber er unterließ es. Die Dämmerung nahm zu. Vielleicht stand sie noch irgendwo unter den Stämmen, die Klara. Nun, das war eine dumme Einbildung. Dort lockte nur die Drossel, und was sie im Frühling haben wollte, das würde sie bekommen.

Als Bartel aus dem Wagen kletterte, knackte drinnen im Wald ein Zweig. Er spähte aus. Ob Klara zurückkehrte? Da erhob sich hinter einer Bodenwelle ein Mensch von der Erde und kam gegangen. Es war ein hochgewachsener hübscher Bursche mit einer Schirmmütze und in einem blauen Pullover. Auf seinem Gesicht stand ein spöttisches Lächeln.

Er sagte: „Das nenne ich Glück im Unglück, Sie!"

„Haben Sie was gesehen?" fragte Bartel ärgerlich.

„Was war da viel zu sehen!" kopfschüttelte der Bursche. „Es ist ja fast nichts passiert. Und darum sag' ich ja, daß Sie Glück im Unglück gehabt haben."

Bartel verstand nicht ganz, was das bedeuten sollte. Er fragte: „Sind Sie Klaras Freund?"

Der junge Mensch lachte los. „Ihr Freund bin ich wohl, das ist richtig. Sie hat mich ja gern. So weit ist alles in Ordnung. Aber... kriegen tu ich sie nicht. Nicht daran zu denken, Sie! Ich bin ein armer Schlucker, geh in die Fabrik, na, und alles was Sie wollen."

„Wer wird sie aber bekommen?" fragte Bartel beklommen Herzens.

„Sie kriegen sie ebenfalls nicht", machte der Bursche und hatte ein gewisses Bedauern im Blick. „Wer sie bekommt? Der Rinderhagen und kein anderer!" „Wer ist ... Rinderhagen?"

„Den Rinderhagen kennen Sie nicht? Der mit den schwarzen Haaren, der vorhin dabei war! Der bekommt sie, soviel ist sicher. Denken Sie an mich, wenn es soweit ist!" — „Der alte Kerl da sollte sie bekommen?" entfuhr es Bartel.

„Alter Kerl?" machte der Bursche abschätzig. „Nun ja, ein alter Kerl. Was heißt das aber: ‚alter Kerl'? Wir beide sind eben kleine Waisenknaben gegen den! Haben Sie das auch wohl bedacht, mein Herr Beamter oder was Sie sein mögen? Der hat doch Geld, Sie! Der steckt seine Moneten ins Karussell und so weiter. Der hat auch die Rutschbahn mit der kleinen Lokomotive gekauft. Das werden Sie nächsten Sonntag erleben! Und schon klappt der bankerotte Laden wieder... so ist das, Sie... da soll doch einer lang hinschlagen..." Er redete sich allmählich in Wut, umkreiste das Karussell und schalt sich den Groll vom Halse. Bartel stand und hörte ihm zu. Er begriff jetzt so einiges.

Der wütende junge Mann war plötzlich auf eine

Die Tanznummer

(K. Heiligenstaedt)



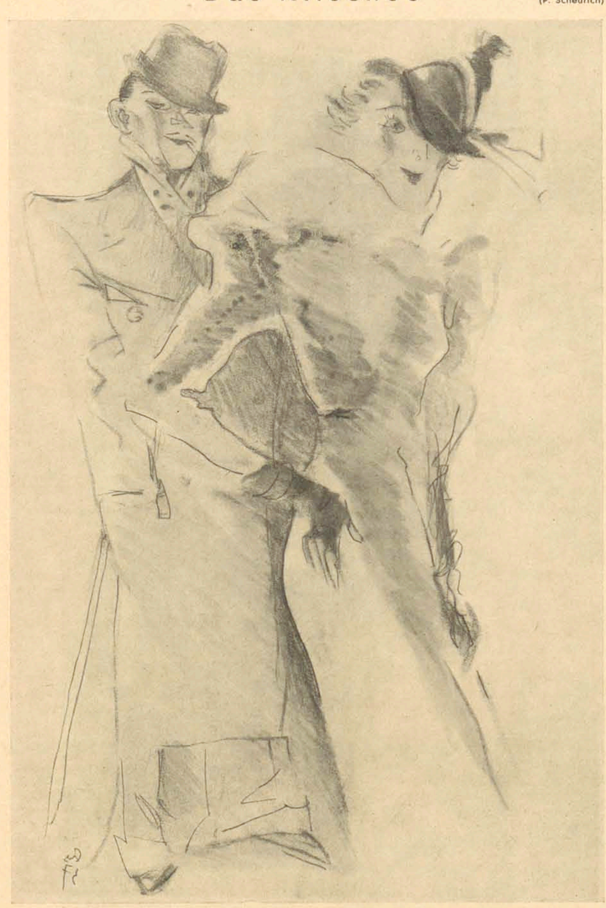
„Lolita, die Direktion meckert! Mehr südliches Temperament, mehr üppige Sinnenlust, und die älteren Herrn an der Rampe müssen zum mindesten unruhig werden!“

Idee gekommen. Er sagte: „Passen Sie auf: nun wollen wir die beiden Saufbrüder in ihrer Waldschenke mal ein bißchen ärgern!"
Er ging an die Orgel und begann am Griff zu drehen. Alsbald erklang ein Walzer und dröhnte durch den Wald. Das Gesicht des jungen Burschen heiterte sich auf; er drehte weiter, und mitten im Drehen winkte er Bartel zu, er solle das Karussell in Gang bringen. Der aber rührte sich nicht. Das beste würde sein, wenn er heimginge. Noch stand er da, als gäbe es hier etwas für ihn zu gewinnen.
Da erschien mitten in der verschwenderischsten Walzermusik ein stämmiger Mann zwischen den Bäumen. Er eilte herzu, und seine nackten Arme schlenkerten. Es war Rinderhagen. „Was soll der Unfug!" rief er wütend und kam heran.
„Das ist Musik und kein Unfug, Sie!" schrie der Bursche zurück. Er musizierte weiter. Sein Gesicht war rot geworden.
Rinderhagen war zur Stelle. Die Orgel verstummte mitten im Stück. Es begann ein wüster Wortwechsel. Bartel trat zurück. Auch die Drossel schwieg, als ob sie lauschte.
Die beiden Rivalen standen voreinander. Sie schwiegen jetzt. Plötzlich war die Schlägerei im Gange, der Bursche hatte zuerst geschlagen. Er kochte vor Wut und kam gut in Fahrt; aber Rinderhagen hielt wie eine Eiche stand; seine nackten Arme waren nicht faul und gaben den weitreichenden Fäusten des Jungen Bescheid.
Sie kämpften wortlos. Der Wald war so still. Bartel machte ein paar Schritte, er wollte sich dies nicht länger ansehen. Da entdeckte er Klara. Sie stand in der Nähe zwischen den Akazien und sah sich den Kampf an. Die Hände hielt sie in den Taschen ihrer Wolljacke und rührte sich nicht.
Der Schlagwechsel ging weiter. Noch war der junge Bursche im Angriff. Es schien aber, als ob die Sache ohne richtige Entscheidung zu Ende gehen würde. Die Dunkelheit erfüllte den Wald, und man sah dann nicht viel mehr als die nackten Arme Rinderhagens, die sich beugten und streckten. Plötzlich schnellte der eine der hellen Arme vor. Es klatschte oder krachte. Der Bursche hatte einen furchtbaren Schlag mitten ins Gesicht bekommen. Er schrie auf, taumelte und fiel. Es war aus, schneller als Bartel gedacht hatte.
Rinderhagen stand noch einen Augenblick, dann entfernte er sich in den Wald. Dort stand die Klara. Sie wartete, bis er herankam; dann legte sie ihren Arm in den seinen und ging mit ihm fort. Der junge Bursche stand auf und hielt sich den Kopf. Er sagte kein Wort.
Am Alter liegt es also nicht unbedingt, dachte Bartel. Er ging jetzt auch. Es liegt erstens am Geld und zweitens an der Faust, die man hat und zeigt, dachte er weiter... und im übrigen: wenn ich ihr Vater gewesen wäre, ihr „lieber Papa", der nicht trank oder doch selten, so hätte es gut glücken können, daß sie den Jungen da bekam. Dafür hätte ich schon gesorgt, Klara!

*

Das Klischee

(P. Scheurich)



„Verzeihen Sie, meine Gnädigste, Sie kommen mir so bekannt vor!" — „Mir Ihre Anrede auch!"

Anekdoten um ein Original

Der alte Pfarrer Öchsle war Seelsorger in einem schwäbischen Kirchdorf. Seine urwüchsige Art und sein trockener Witz hatten ihn nicht nur bei seinen Bauern beliebt gemacht, sondern ihm auch in dem nahen Städtchen H. viele Freunde verschafft. An seinem Stammtisch im „Ochsen" fragte ihn einer der Städter einmal, ob es ihm nicht unangenehm sei, in einer nur halb oder kaum gefüllten Kirche zu predigen. Der alte Pfarrer zuckte die Achseln. „Noi", sagte er trocken, „i krieg ja mein G'halt net dem Stück nach."

*

Die Stammtischsitzungen des alten Herrn währten oft bis in den frühen Morgen. So kam es mitunter vor, daß Pfarrer Öchsle sich auf den Heimweg machte, wenn die Sonne bereits aufgegangen war und seine Pfarrkinder ihre tägliche Feldarbeit begannen. In solchen Fällen pflegte der Pfarrer, der stillvergnügt den Waldweg daherkam, zur Rettung seiner Würde ein sehr einfaches Mittel anzuwenden: er hielt am Waldrand an, sah sich suchend um und pflückte hier und dort ein Blümlein am Wege. Seine Bauern freuten sich dann ob seiner Naturliebe und riefen einander zu: „Da gucket no, onser Herr Pfarrer botanisiert heut scho wieder in aller Herrgottsfrüh!"

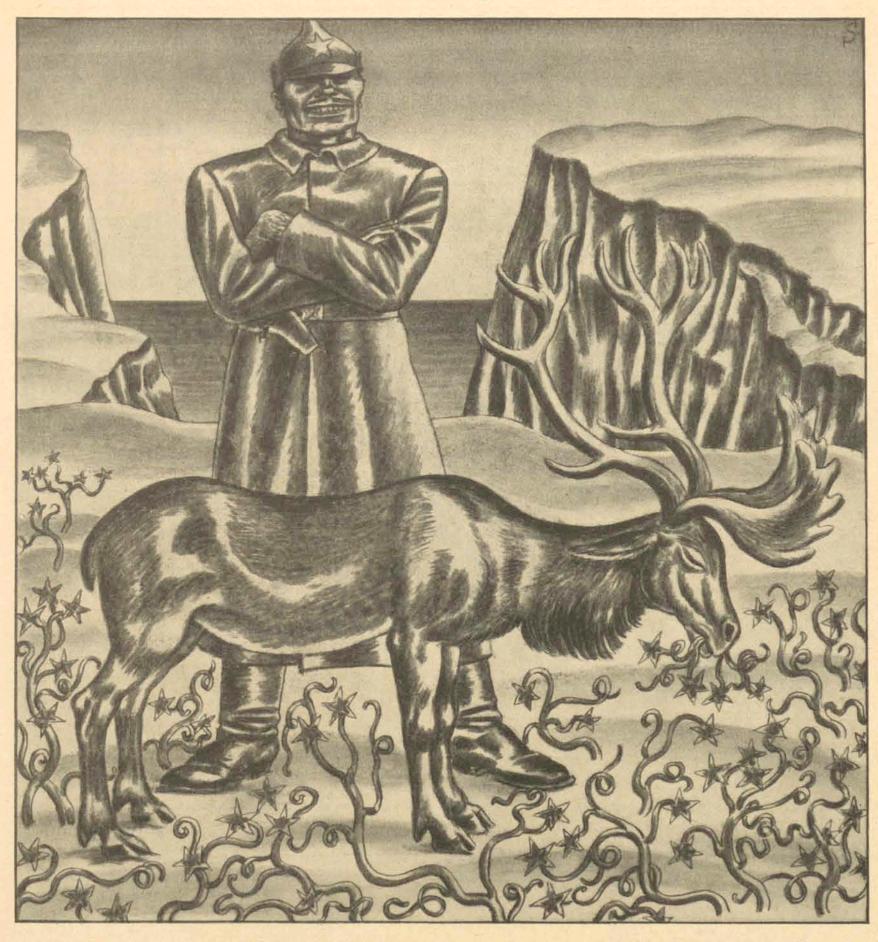
*

Einmal hatte Pfarrer Öchsle ganz unerwartet Nachmittagsgottesdienst angesetzt. Nur ein einziges altes Weiblein war erschienen. Dem legte der Pfarrer die Hand auf die Schulter und meinte: „Gehet Sie nur wieder hoim, Fraule! Wege oiner Hutzl zünd't ma da Bachofe net a'."

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. IV. Vj. 36 20174. Auflage dieser Nummer 20000 Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Norwegen

(Erich Schilling)



Viel Unkraut sät der Bolschewist — ein braves Renntier alles frißt!

Nachtbeginn in einem fremden Zimmer

Vor allen Scheiben Nacht. In allen Gassen Nacht. Vor jeder Türe Schweigen.
Im Dunkel meines Zimmers gehn die Uhren nicht.
Ich sitze da in Trauerstummheit bei einem tiefgebrannten Licht,
In dessen Schein sich alle Dinge halb verschattet zeigen . . .

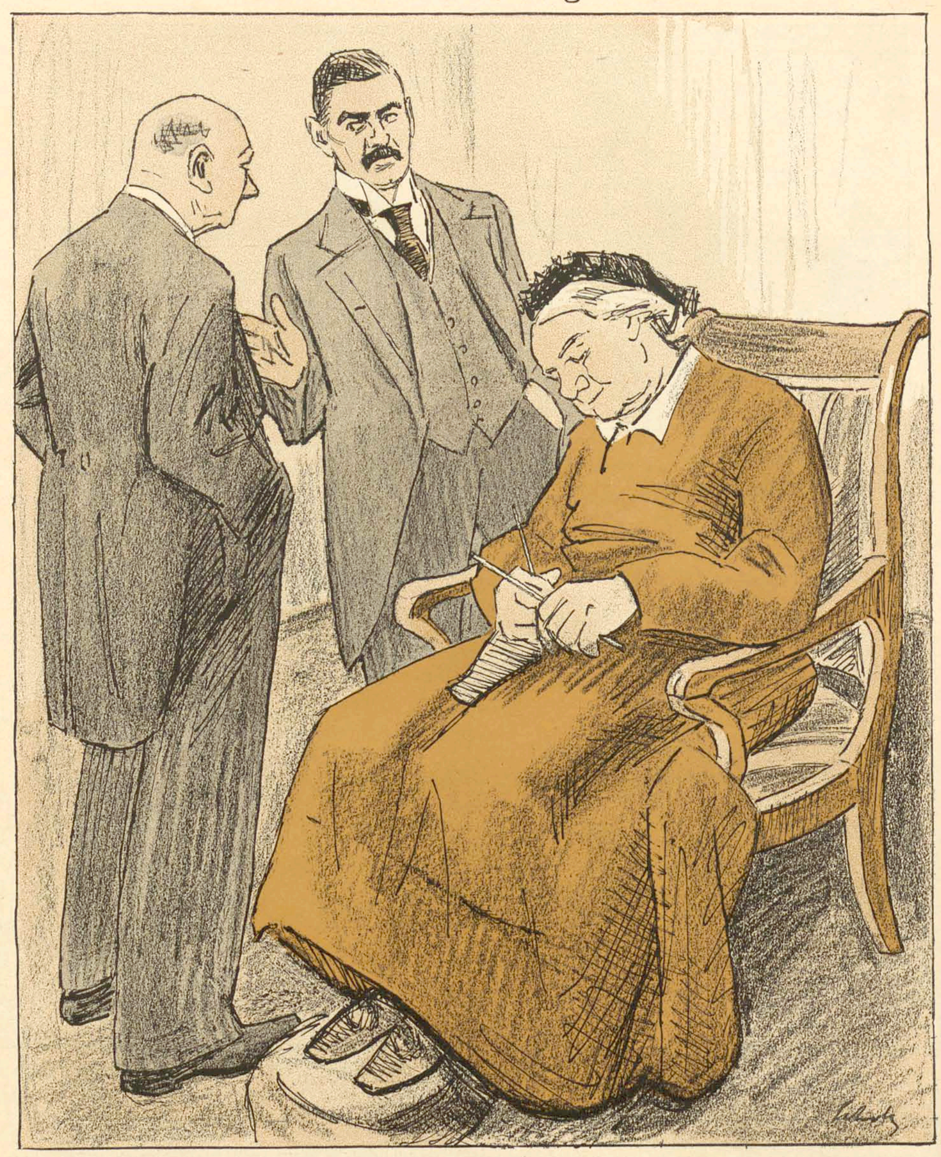
Vielleicht war einst
im Erker ein Gesicht; vielleicht ging eine Frau vor Jahren hier umher.
Ein Duft ist leichthin über der Kommode, zart von Lavendel und verschäumter Seife.
Was es auch sei: Duft, Traum und hingehauchtes Wort, das ich nicht mehr begreife —
Ich bin allein. Ich bin im Einsamen zuhaus. Ich bin von Trauer schwer.

Ich sehe durch ein dunkelgrünes Fenster . . . Nah an seinem Glas
Geht ein Gesicht vorbei, ein Arm, ein Fuß. Ein Garten ist davor.
Der Wind. Ein später Vogelflug. Von fernher wehen
Klänge von Geigen: sie steigern meine Herzunruhe bis ins Übermaß.
Was kann es sein? Ein Engel, eine Magd, ein Kind? Wer ist am Tor?
Vielleicht will die vergang'ne, traumverfall'ne Frau
noch einmal durch ihr Zimmer gehen? . . .

Anton Schnack

Schwere Besorgnisse

(Wilhelm Schulz)



„Sehen Sie nur, wie süß das Weltgewissen schlummert! Und darum soll man auch den Deutschen ihre Kolonien nicht zurückerstatten." — „Wieso?" — „Sie würden sich dort ja doch gleich wieder, wie früher, in den Kampf gegen die Schlafkrankheit stürzen, und im Handumdrehen wäre dann auch die gute alte Dame um ihr Mittagsschläfchen gebracht."

München, 21. März 1937
42. Jahrgang / Nummer 11

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G. M. B. H., MÜNCHEN

Oberbayerisch

(Wilhelm Schulz)



„No, Leitnerbauer, jetzt habt's ja aa an Radio. Wia seid's denn z'fried'n damit?" — „Ja, großartig is dös! Und wos ma dabei lernt! Jetza ham ma gspann't, daß mir an ganz an falsch'n Dialekt red'n!"

Der Frühling naht mit Brausen!

Krachend ließ der Rechtsanwalt seine Faust auf den Tisch niederfallen, daß die Bläschen in dem Bockglase wieder aufzusteigen begannen und eine verspätete Schaumkrone auf dem diesmal wieder ganz vorzüglich und süffig geratenen Salvator bildeten. Dabei rief der starke Mann: „Es ist nicht wahr, daß der Frühling die schönste Jahreszeit ist; wahr hingegen ist es, erstens, daß es im Frühling am meisten regnet und zweitens, daß die falsche Auffassung über den Frühling in erster Linie den lyrischen Dichtern zuzuschreiben ist. Das Volk in seiner gesunden Naturnähe, das seine Erkenntnisse in jahrtausendalter Erfahrung aus der Ackerkrume schöpft, kennt schon von jeher die üblen Folgen der Bodenfeuchtigkeit und meidet schon immer die schattigen Gehölze bei seinen von den Vätern überkommenen, fast altheidnischen Frühlingsspielen. Ganz anders aber wieder die Städter, deren asphaltgewachsene Naturferne die Liebespaare verlockt, die Trockenheit des vorzüglichen Straßenbetons hinaus in die Natur zu projizieren. Dies hat zur Folge, daß sich empfindliche Leiden nicht nur der Verdauungsorgane früher oder später einstellen .....“

(Zeichnungen R. Kriesch)



„Komm, laß uns geh'n, Geliebter, der Tau der Nacht sinkt schon hernieder!“

Der Schriftsteller konnte dem Rechtsanwalt auf seine aus innigster Berührung mit dem Volke erwachsenen Erkenntnisse nichts Wesentliches entgegensetzen, glaubte aber doch, eine kleine Lanze für die Dichter brechen zu müssen, deren Zeilenhonorar auch nicht auf Rosen gebettet ist. Er sagte, die richtigste Darstellung des Frühlings bedinge eben eine nahe Verbundenheit mit dem Leben, und das Leben wiederum, mit allen seinen Verbundenheiten und Ungebundenheiten, koste schließlich Geld.

In diesem Punkte mangle es bei den lyrikbeflissenen Dichtern sehr stark. Nur aus dieser Unkenntnis des Lebens lasse sich ihre Ansicht erklären, daß die Liebe dem Frühling vorbehalten sei und gerade in dieser Zeit besonders gehegt und gepflegt werde. Ach du lieber Gott, als ob wir noch im Eiszeitalter lebten und als ob es keine Zentralheizung gäbe und unsere herrlichen Verkehrsmittel! Können wir doch trockenen Fußes selbst bei dem unfreundlichsten Winterwetter einander suchen und finden. Nein, den Frühling mit der Liebe in ausschließlichen Zusammenhang zu bringen, erniedrigte den Menschen auf eine Kulturstufe, die die moderne Technik noch nicht kannte.

Da aber stellte einer die Frage, die von scharfer Beobachtungsgabe zeugte: „Was machen denn nun die Pärchen im Frühling auf den Bänken in den Anlagen?“

Allgemein wurde die Möglichkeit abgelehnt, daß sie von Innen- oder Außenpolitik sprächen; auch die Vermehrung der englischen Flotten- und Luftrüstung dürfte hier in den seltensten Fällen zur Diskussion stehen. Nicht von der Hand zu weisen war, daß sie sich die neuesten Fußballresultate zuflüsterten. „Denk dir, Franz, 3 zu 1!“ oder gar „6 zu 0!“ Einer glaubte auch, gehört zu haben, daß ein blonder Lockenkopf sich auf die Schulter seines Partners gesenkt habe und das farbechte Lippenrot die Worte hauchte: „6 Zylinder“. Hierauf haben sie sinnend in die Weite gesehen und an ihrem inneren Auge sind wohl hohe Stundenkilometer vorübergezogen. Sachte berührte seine Fußspitze die ihre, und es war ihm gewiß so als ob er Gas gäbe.



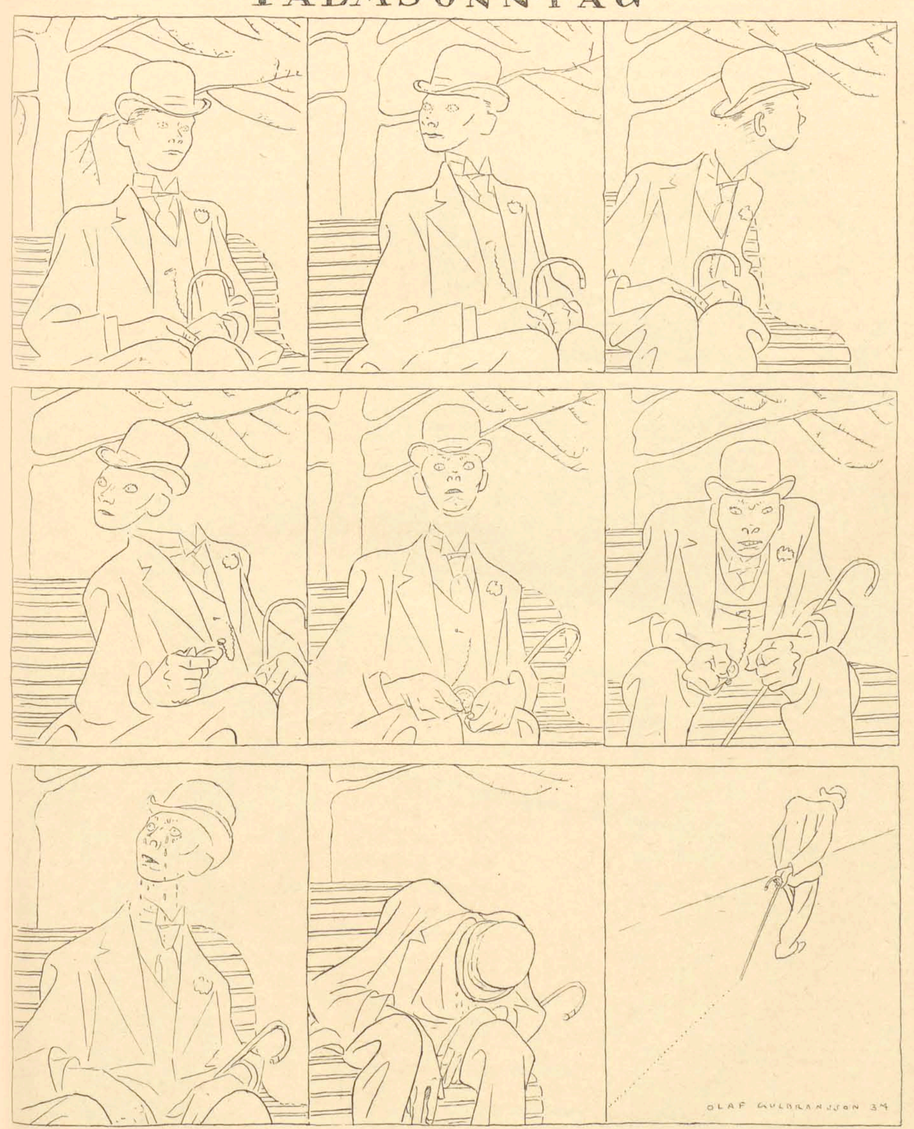
„Was, so trocken ist es schon im Park?“ - „Wieso denn?“ — „Na, da geh'n ja schon die ersten Liebespaare!“

Auffallend blieb immerhin, daß es noch immer Sitte war, sich so eng aneinander zu drängen, wo doch hier von Raummangel keine Rede sein konnte. Die Möglichkeit bestand auch, daß hier noch dunkle Erinnerungen im Unterbewußtsein fortlebten, die diese Zeit witterungsmäßig zur Gründung eines heimischen Herdes nebst Nebenräumen am geeignetsten erscheinen ließen.

Die Herren an der Tafelrunde ereiferten sich immer mehr, und, was bei Bäumen und Sträuchern der Saft, das vertrat bei ihnen das Starkbier. Es schien geradezu, als ob sie ausschlagen und blühen wollten. In dem Dichter dichtete es; man hörte den Gleichschritt seiner Versfüße unter den anfeuernden Marschklängen eines höheren Zeilenhonorars. Ha, wenn sie jetzt auf der Bank im Park säßen, sie würden den Mädchen ganz gewiß keine Resultate von Spitzenleistungen im Stabhochsprung oder Hundertmeterlauf anvertrauen! Nein, gewiß nicht. Die Herren waren voller Tatendrang, sie strotzten. Jetzt mußte etwas Unerhörtes, etwas Männliches geschehen, und so kam es, daß sie alle zusammen fast gleichzeitig riefen: „Fräulein Marie, noch eine Maß!“

Foitzick.

PALMSONNTAG



ALS DIE KLARA NICHT ZUM STELLDICHEIN KAM

Gleiche Rechte

(Eduard Thöny)



„Was soll das ewige Lamentieren? Niemand denkt daran, euch zu benachteiligen: wir Tschechen machen die Musik, weil wir bekanntlich besonders dafür begabt sind, und ihr Sudetendeutsche dürft nach ihr tanzen!"

Die Querschreiber

VON

JOSEF MARTIN BAUER

„Macht's richtig im Leben!", sagte Vater Beisbarth noch, dann machte er das Seine richtig und schloß die Augen.
„Er ist tot", sagte Georg.
„Ja. Tot", meinte Johann, und er unterdrückte das Schluchzen, weil es unmännlich gewesen wäre zu weinen.
„Er war gut zu uns", brummte Richard, aber er setzte plötzlich ab; denn der Vater machte die Augen noch einmal auf und schaute langsam vom einen zum anderen. „Was ich euch hinterlasse, das ist nicht viel. Das Haus ist nur wenig wert, und mit dem Geld fangt ihr am besten wohl gar nicht zu teilen an, sonst bleibt für keinen etwas Richtiges. Aber im übrigen seid ihr drei Brüder, und wenn ihr euch gegenseitig nie im Stich laßt, dann müßte es schon mit dem Teufel zugehen —"
„Vater, du sollst nicht vom Teufel sprechen!"
„Naja, ich habe nur gemeint, daß euch nicht einmal der Teufel unterkriegen kann, wenn ihr es richtig macht im Leben: immer alle drei mitsammen, wo es unfreundlich wird. So möchte ich ja selber das Leben noch einmal anfangen." Damit drehte er sich nach der Seite und starb, diesmal aber endgültig. Und die drei Söhne waren still dabei.
Schweigsam rechneten die drei Söhne ein paar Wochen nach dem Tod ihres Vaters die Hinterlassenschaft in drei Teile um, jedem seinen Teil vom Haus, jedem seinen Teil vom wenigen baren Geld, und als gerecht geteilt war, warfen sie alles wieder schön auf eine einzige Rechnung zusammen. Sie hatten nur einmal wissen wollen, wieviel jedem zugehörte. Dieses Wissen machte sie so zufrieden, daß jeder nach seiner Art mit etwas breiten Füßen sich den Weg treten konnte, den er wählen wollte. Weil sie alle drei Schreiner waren und der kleine Platz doch nur einen dieses Fachs ernähren konnte, blieb Johann auf dem väterlichen Besitz, während Georg und Richard sich erst einen Platz suchen mußten, jeder möglichst weit vom anderen entfernt, so daß man sich nicht zu oft begegnen mußte. Denn als rechte Brüder hatten sie sich wenig zu sagen, und die väterliche Ermahnung zu brüderlicher Gemeinschaft hatte im Augenblick des Auseinandergehens ihren Sinn verloren.
Johann Beisbarth übernahm das väterliche Geschäft, Georg Beisbarth machte irgendwo eine kleine Werkstätte auf, und Richard Beisbarth tat desgleichen. Die Anfänge waren reichlich bescheiden, und keiner der drei Brüder ließ die anderen wissen, was er tat und wie es ihm erging. Vom Vater her hatte sie nämlich die schweigsame Art überkommen.
Zwei Jahre vergingen so, ohne daß auch nur einer der drei Brüder aus den Anfangssorgen herausgekommen wäre. Alles blieb in den engen Verhältnissen stecken, jedem fehlte das Geld zu einer Vergrößerung oder einer rascheren Entwicklung, und wenn man sich nicht mit etwas Wagemut das Sprungbrett selbst vergrößerte, dann konnte der Sprung ins Leben nicht sehr beachtlich ausfallen. Darum besann zuerst Georg sich auf die Mahnung, die der sterbende Vater gegeben hatte. Man mußte gemeinsam das machen, was einer allein nicht schaffen konnte. Dann aber — so hatte der Vater wenigstens gemeint — müßte es schon mit dem Teufel zugehen, wenn man nicht auf einen grünen Ast käme. Der bewährte sichere Weg, den der Vater gegangen war, erwies sich in diesem Fall nicht als gangbar, aber Georg hatte von einem Lieferanten etwas gelernt, was er nun auch für sich einmal auswerten wollte.
Wenn schon kein Mensch Geld in eines dieser drei Geschäfte stecken wollte, weil es unsicher erschien, dann mußte der Zusammenhalt der drei Brüder das Geld schaffen.
So schrieb Georg denn nach langem Überlegen den ersten Wechsel in seinem Leben aus. Tausend Mark schrieb er schön und groß oben drüber, aber als er die hohe Summe ausgeschrieben vor sich sah, wurde ihm unfreundlich zumute. Tausend Mark waren eine riesige Summe, wenn man das Geld nicht hatte. Und wenn man sie wirklich hatte, dann waren sie für ein Geschäft in den ersten Anfängen keine spürbare Hilfe. Wenn Georg schon einmal Angst haben mußte vor einer Zahl, dann sollte es auch eine ansehnliche Zahl sein, damit die Angst sich verlohnte. Also schrieb Georg einen neuen Wechsel aus über dreitausend Mark, und dieses gefährliche Papier schickte er mit drei Zeilen Begleittext an Johann Beisbarth, der zuerst erstaunt war über die Kühnheit seines Bruders, der aber dann sich freute, daß Georg nicht mit einer Bagatelle anfing. Nach einer kurzen Weile des Überlegens schrieb er seinen Namen behutsam querdurch auf das Papier.
Damit aber glaubte er genug getan zu haben. Wenn man schon einen dritten Bruder hatte, dann sollte auch der mithelfen. Also packte Johann Beisbarth das Formular noch einmal in einen Umschlag und schickte es an Richard. Der sollte zur Bank gehen und den Wechsel diskontieren lassen. Richard war nicht der Klügste von den dreien, aber schließlich wäre es überhaupt schwer zu entscheiden gewesen, wer da der Klügere war. Unter solchen Umständen war Richard sehr erstaunt, als man ihm für das Papier ohne Vorbehalte dreitausend Mark auszahlte.
Jaja, es hätte mit dem Teufel zugehen müssen, wenn die drei Brüder in gegenseitiger Hilfeleistung nicht doch auf einen grünen Ast gekommen wären. Richard bekam da dreitausend Mark und steckte sie ohne viel Überlegen ins eigene Geschäft. Es war schön, es war freundlich von den Brüdern, daß sie seiner gedachten. Nun aber war es an Georg, sich zu wundern über das Ausbleiben des Geldes, und am meisten mußte nach dem Ablauf von drei Monaten Johann Beisbarth sich wundern, als der Wechsel bei ihm zur Einlösung vorgezeigt wurde. Er hatte doch nichts gesehen von dem Geld, aber er mußte es beibringen! Das ließ sich nur so machen, daß Georg anschrieb und Richard querschrieb und Johann zur Bank lief mit dem neuen Wechsel, auf dessen drei brave Namen wieder Geld gegeben wurde. Man besserte die Zahl auf, damit mit der Summe auch etwas gedient war. Man setzte sie bei passender Gelegenheit wieder herab, wenn Johann oder Georg oder Richard einmal tausend Mark erübrigt hatte aus dem Geschäft, das mit solcher Hilfe sich nun freundlicher anließ. Als man beim dritten Umlauf angelangt war, schien es überflüssig zu werden, daß ein Bruder dem anderen auch noch mühsam einen Begleittext schrieb. Man gab das Formular in den Umschlag und schickte es auf Reisen, damit der Vater recht bekam mit seiner Mahnung zu brüderlicher Hilfeleistung. Was sollte man sich auch sonst gegenseitig noch schreiben? Aus der angeschriebenen Summe war es zu ersehen, wie es eben dem Bruder Georg oder dem Bruder Richard erging, und als eines Tages unter Richards Namen auch noch eine Elisabeth Beisbarth querschrieb, wußten die anderen, daß Richard inzwischen geheiratet hatte. Das war gut, und das war genügend.
Im übrigen arbeitete jeder für sich, und sie arbeiteten schwer, wie sie es als Söhne eines alten Handwerksmeisters gewohnt waren. Dann mochte wohl zuweilen eine lange Lücke kommen von einem Brief zum anderen, und jeder bekam dann eine wunderliche, schweigsame Sehnsucht nach den Brüdern, wenn die Spanne zwischen Brief und Brief so lang ausfiel. Johann erarbeitete sich ein ansehnliches Geschäft, Georg baute das seine aus und bekam große Aufträge, Richard aber, der nicht der klügste war, kaufte eine große städtische Werkstätte auf, die ihn zum reichen Mann machte. Um diese Zeit begann man wieder kräftig anzuschreiben und bedächtig querzuschreiben, bis auch diese Sorgen abgetragen waren. Von da an kam es nur zuweilen noch vor, daß ein Wechsel auf die Brüderreise geschickt wurde. Keiner von allen dreien hätte es mehr nötig gehabt, aber wo man ein Leben lang nur diesen Weg des Briefverkehrs gekannt hatte, trieb den oder den zuweilen die Sehnsucht, einmal wieder Grüße auf die Rundreise zu schicken und die Grüße der Brüder so ins Haus zu bekommen.
Längst dachte keiner mehr an die Mahnung des Vaters, die den Söhnen den Weg ins sorgenfreie Leben geebnet hatte.
Da wurde Richard, als er auch ungefähr schon das Alter seines Vaters erreicht hatte, auf den Tod krank. Und die Frau — wie Frauen eben sind — ging zum erstenmal von der gewohnten Ordnung des Briefschreibens ab, indem sie Johann und Georg Beisbarth brieflich an das Sterbelager ihres Mannes bestellte. Sie kamen, sie waren still und alt und noch schweigsamer geworden, und sie sahen dem Bruder beim Sterben zu, bis Richard, dem Vater gleich, die Augen schloß mit jener Bedächtigkeit, die sein ganzes Leben ausgezeichnet hatte. „Er ist tot", sagte Georg.
„Ja. Tot", meinte Johann, und er unterdrückte das Schluchzen, weil es unmännlich gewesen wäre, zu weinen.
„Er war gut zu uns", sagte leise Frau Elisabeth Beisbarth. Aber sie setzte plötzlich ab; denn Richard machte die Augen noch einmal auf und schaute langsam vom einen zum anderen. „Wenn ich jetzt tot bin — wer wird dann querschreiben?" Damit legte er sich nach der Seite und starb, diesmal aber endgültig.
Nach Richards Tod hatten die anderen zwei Brüder nicht mehr die rechte Beweglichkeit zu geschäftlichem Tun. Langsam und stetig verfiel alles, was sie aufgebaut hatten; denn irgendwie hatte jedwedes Ding den Sinn verloren, seit mit dem Tod des einen Bruders die gemeinsame Lebenskraft zersplittert war.
Darüber lächelte Frau Elisabeth Beisbarth; denn ihr Mann war klüger gewesen und hatte im Grund die anderen sogar hintergangen, als er mit der Heirat außerhalb des Spiels der Brüder noch auf eine andere Karte gesetzt hatte.

Moralischer Spaziergang

Von Ratatöskr

An einem kühlen Vorlenztag,
wo man sich gern bemänteln mag,
ging ich, das Herze zu lüftieren,
mit einem ernsten Herrn spazieren.
Er sprach besorgt und ohne Lachen
von Tugend und dergleichen Sachen,
die, weil das Tun sich selten find't,
zumeist Objekt des Redens sind.

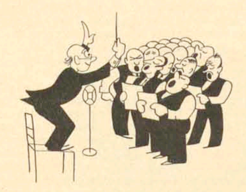
Mit ausgeprägter Schmerzgebärde
ersah er eine Schweineherde,
die kreuzfidel und ohne Scham
sich ihrem Ruf gemäß benahm
und fuselnackig, Schwart' an Schwarte,
ihr Sinnenleben offenbarte.

„Nein", rief der Herr, „das ist denn doch . . .!"
und schlug den Mantelkragen hoch;
denn eben wieder blus es kältlich,
und er war schon ein bißchen ältlich.

„Was ist's denn doch?" fragt' ich erstaunt.
Er schwieg verletzt und mißgelaunt
und rot bis über beide Ohren . . .
„Ach so, Sie meinen — unverfroren?"

(Zeichnungen O. Nückel)

Lieber Simplicissimus



Unser guter Großpapa gehört zu einem Männergesangverein. Nach vieler Mühe ist es dem Chorleiter gelungen, seinen Verein auch mal beim Rundfunk anzubringen. Kurz vor dem Start, will sagen, der Aufführung, trommelt Großpapa die ganze Verwandtschaft zusammen, Kinder und Kindeskinder, und sagt: „Damit ihr wißt, daß ich wirklich mitgesungen habe, huste ich, wenn das Lied zu Ende ist, ins Mikrofon!"
Am Aufführungstag sitzen wir alle um den Lautsprecher und warten gespannt auf das Kennzeichen. Das Lied erdröhnt. Aber als es zu Ende ist, hustet der ganze Chor...

*

Der erste und der zweite Knecht auf dem Einödhof hatten ihre Liebschaften, so daß die Resel, die dem verwitweten alten Bauern Haus und Küche versorgte, ein einschichtiges Leben zu führen gezwungen war. Als man eines Tages noch einen dritten Knecht, den Gottfried, einstellte, konzentrierte sich verständlicherweise alsbald ihr ganzes liebevolles Interesse auf das neue männliche Wesen. Gottfried jedoch wich der Resel beharrlich aus; er schien für weibliche Reize überhaupt nicht empfänglich, und als ihn die Resel eines Tages nach langem hartnäckigem Bemühen endlich in einer Situation hatte, wo er unbedingt hätte seinen Mann stellen sollen, versagte er vollständig. Von der Stunde an nahm ihn die Resel nicht mehr für voll. Als das Mittagsmahl andern Tags auf dem Tisch bereit stand, rief sie energisch: „Ihr Mannsleut'! Zum Essen!" Dann machte sie eine kleine Pause und setzte in etwas mitleidigem Ton hinzu: „Und du, Gottfried, auch!"

*

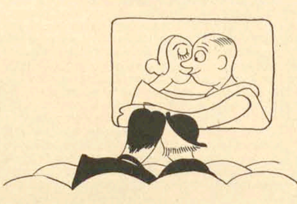
Balduin hat ein Glasauge. Es ist vortrefflich gemacht. Aber einen gewissen Unterschied zwischen den beiden Augen merkt man doch. Das eine schaut viel seelenvoller in die Welt, während das andere einen etwas leeren und nichtssagenden Ausdruck hat.
Agathe ließ sich durch letzteres aber nicht stören und ehelichte Balduin, weil sie im anderen Auge den Widerschein eines ihrer eigenen Gemütstiefe adäquaten Wesens zu erkennen glaubte.
Es war für sie ein böser Reinfall. Das seelenvolle war nämlich gerade das Glasauge!

*

Buchecker ist eine ungemein umtriebige Natur. Er hat es aus ganz kleinen Anfängen heraus zu einem sehr umfangreichen Baugeschäft gebracht, das in der Hauptsache Tiefbauten, Kanalisationen usw. durchführt. Er ist meist draußen auf den Baustellen und hat deswegen in das Leben und Treiben seines einzigen achtzehnjährigen Sprößlings keine rechte Einsicht. Der ist das Gegenteil vom Vater und hat literarische Neigungen.
Eines Tages traf ihn Buchecker daheim dabei an, wie er irgend ein ihm wichtig erscheinendes jugendliches Erlebnis in dichterische Form zu bringen versuchte. Das brachte den Alten außer sich, der in diesen Jahren sich bereits im Baufach betätigt hatte. Er raffte die auf dem Tisch herumliegenden Dichtungen des Jünglings mit einem energischen Ruck zusammen und schrie, indem er sie in den Ofen warf: „Mach' Dichtungen für Abflußrohre, das is augenblicklich wichtiger!"

*

Lottchen und Max hatten sich gefunden. Es ging sehr schnell. Erst tranken sie eine Tasse Kaffee zusammen, und dann besuchten sie ein Kino. Da war es so angenehm dunkel, und sie saßen recht dicht beieinander. Endlich rollte eine niedliche Kuß-Szene über die Leinwand. Da wurde es dem Max ganz warm, er nahm Lottchens Hand und flüsterte: „Ach Lottchen, wie schön ist das, wenn — — Du Lottchen, wo wohnst du denn?" „Ich", sagte sie unbefangen, „ich wohne in der



Gravelotte-Straße." Und noch leiser flüsternd fragte er weiter: „Darf ich dich nach Hause begleiten? Und darf ich dich auch besuchen?" Aber da nahm Lottchen ihr Köpfchen hoch und schüttelte es bedenklich: „Nein, das darfst du nicht. Für dich wohne ich in der Brave-Lotte-Straße."

Die Reue / Von Rolf Koeppel

Der Loichinger Kaspar war der beste Mensch. Er hatte eine kleine Gärtnerei und war ein geschickter Kerl, der sich neben dem Geld, das ihm seine Kohlrabi und gelben Rüben einbrachten, durch allerlei Bastlereien noch einen ganz schönen Batzen dazuverdiente.

Jung war der Kaspar nimmer. Über seinen zahnlosen Mund hing ein grauer Schnauzbart herab und hundert Falten und Fältchen hatten sich in das wettergegerbte Gesicht eingegraben. Wer ihn so abends mit gekrümmtem Rücken seine Biersuppe langsam und bedächtig auslöffeln sah, hätte ihn für den ruhigsten und friedfertigsten Menschen von der Welt gehalten. Das war er auch — wenn ihm nicht irgendeine Bosheit des Schicksals das Blut in den Kopf trieb. Es mußte ihm nur beim Schreinern ein Brett zersprungen sein oder der Hammer statt auf den Nagel auf seinen Finger getroffen haben und — vorbei war's mit der Selbstbeherrschung. Eine Flut von Flüchen sprudelte unter seinem Schnauzbart hervor und alles, was nicht niet- und nagelfest war und in der Nähe herumlag, ging in Trümmer.

Es war an einem schönen Sonntagnachmittag im Winter. Das Wetter war kalt und sonnig, und da wäre der Kaspar der letzte gewesen, der sich das Eisschießen hätte auskommen lassen. Er stieg hinauf auf den Boden, holte den Eisstock herunter und steckte sich eine Handvoll Kleingeld in die Tasche. Dann zündete er mit Genuß seine Pfeife an und machte sich auf den Weg.

„Jessas, der Loichinger, der alte Bazi, is aa scho da!" begrüßte der Bogner Jackl den Kaspar, als dieser gemütlich daherkam. „Was sagst denn zu dem Eis, ha?"

Der Kaspar erwiderte etwas und ging dann auf die Gruppe der Männer, die bereits eifrig debattierten, zu. Schnell hatte man sich zusammengeredet. Der Baderlenz fing an, dann kam der Jackl, und nun war die Reihe am Kaspar. Bedächtig spie er sich in die Hände. Dann schwang er seinen Eisstock ein paarmal langsam hin und her, um ihn endlich mit einem Schwung davonsausen zu lassen. Alles schaute gespannt hinterdrein.

„Ja, Dunnerwetter! Ja, gibt's denn sowas! Der Kaspar hat nix troffa."

Ja, der Kaspar hatte wirklich haushoch danebengeschossen.

„No", meinte er süßsauer, „dös kann do amol passier'n. Paßt's nur auf, i kriag euch schon no!"

Aber auch bei den nächsten Schüssen ging's ihm nicht besser. Und nach zwei Stunden hatte der Kaspar einen Haufen Geld verloren. Das Geld hätte er vielleicht noch verwinden können, und die Predigt seiner Alten hätte er auch noch überstanden. Aber eines konnte er nicht vertragen: das war das „Steigenlassen", das schön langsam begann.

„Ha, Kaspar, wievui Halbe host denn heut scho g'suffa, bevor daß d' kemma bist?" fragte einer recht dreckig. Ein anderer wußte wieder etwas anderes. Auf jeden Fall wurde der Kaspar — trotzdem er sich nichts anmerken lassen wollte — immer fuchtiger.

Wieder ein Schuß vom Kaspar. Wieder nichts. Ein schallendes Gelächter war die Folge. Das war aber für einen Mann wie den Loichinger denn doch zu viel. Er bekam einen feuerroten Kopf, griff mit einer wütenden Bewegung in beide Taschen, daß der Stoff krachte, und holte sein ganzes übriges Geld heraus:

„Da habt's den ganzen Dreck, ös Depp'n!" schrie er voller Wut und warf das Geld über die Köpfe seiner Freunde hinweg in den Schnee. Hierauf sagte er noch etwas ganz Gemeines und verschwand unter dem dröhnenden Gelächter der anderen.

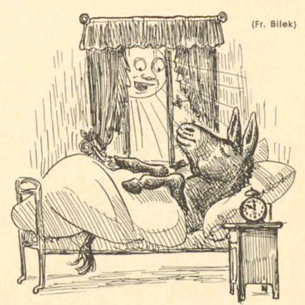
In der Nacht — der Mond schien hell — schlich der Loichinger aus dem Haus und ging, als er das Dorf hinter sich hatte, mit hastigen Schritten in der Richtung des Eisplatzes weiter. Unter dem Arm hielt er ein großes, rundes Ding, das im Mondschein funkelte.

Ein unglücklicher Zufall wollte es, daß der Bogner Jackl in dieser Nacht in der Nähe ein Stelldichein hatte.

Der Kaspar war am Eisplatz angekommen. Er legte das geheimnisvolle Werkzeug auf den Boden und schaufelte mit beiden Händen Schnee hinein. Dann ging er einige Schritte seitwärts und schüttelte kräftig hin und her. — Plötzlich ertönte ein Ruf: „Hä, Loichinger, bist denn du stocknarrisch wor'n?"

Vor Schreck fiel dem Kaspar alles aus den Händen. Er machte einen großen Satz nach rückwärts und lief mit fluchtartigen Schritten übers Feld dem Dorf zu.

Verwundert schaute der Jackl hinterdrein. Dann bückte er sich, um das geheimnisvolle Ding, das der Loichinger Kaspar im Schreck vergessen hatte, näher in Augenschein zu nehmen. Es war ein großes Sieb voller Schnee. Auf einmal ging ihm ein Licht auf: Aha, die Zehnerln wollte er wieder, der Loichinger, die er heut' Nachmittag voller Wut großartig in den Schnee geschmissen hatte!



(Fr. Bilek)

Der Palmesel

Sag' es mit Blumen!

(R. Kriesch)



„Sind die Narzissen auch wirklich ganz frisch, Frau Knietsche?!"
„Jewiß doch, die von vorjes Jahr hab' ich nämlich schon vakooft!"

Wegweiser mit geschnitzter Figur

Von Karl Martin Schiller

Ich bin gar nicht aus Holz, ich bin gar nicht geschnitzt!
Sieh mich nur richtig an, ich lächle ja verschmitzt.

Ich lächle immer so, wenn einer zu mir kommt
und mich voll Bangen fragt, ob ihm der Weg auch frommt,

wie du es, Wandrer, tust, der jetzt du vor mir stehst,
eh' du zum nächsten Ort von mir aus weitergehst.

Gewiß weiß ich genau, was dich erwartet dort,
doch ich verrat' es dir, mein Freund, mit keinem Wort.

Du bist gewandert lang, du bist gewandert breit:
vielleicht kommt auch für dich zum Glück nun bald die Zeit.

Du bist gewandert hin, du bist gewandert her:
vielleicht geht dir wie oft auch diesmal alles quer.

Geh nur die Straße fort, so weißt du bald Bescheid!
Aus mir wirst du ja doch, o Wandrer, nicht gescheit . . .

Der gute Rat

Hans von Bülow wurde oft von Damen der Gesellschaft aufgesucht, die ihre eigene Stimme oder auch die ihrer Töchter von ihm geprüft haben wollten. Er konnte sich als Hofkapellmeister oft dieser Verpflichtung nicht entziehen. Wieder einmal passierte es ihm, daß eine arrogante Dame mit ihrer Tochter ihn bemühte. Die Tochter sang zwei Lieder, die wenig Talent verrieten. Bülow ärgerte sich über eine derartige Belästigung. Als die Sängerin geendet hatte, sagte er zunächst gar nichts, um dann, auf und ab gehend, kurz und bündig zu erklären: „Gnädige Frau, geben Sie Ihre Tochter in ein Kolonialwarengeschäft! Sie hat große Rosinen im Kopf und Mandeln im Hals!" Das wirkte! Er brauchte sich von den Damen nicht zu verabschieden.

Das gute Zeugnis

(K. Heiligenstaedt)



„Er hat wirklich Talent zum Ehemann — schade, daß er schon verheiratet ist!"

Der gemeine Kerl Florian / Von A. Wisbeck

Damals, als dies geschah, war ich mit meinem Freund Florian auf der Wanderschaft in Niederbayern. Wir wollten durch das Rottal nach dem Österreichischen hinüber. Den Weg hatten wir mit Bedacht gewählt; denn ihr müßt wissen, daß er durch eine reiche, fruchtbare Gegend führt, in der noch kein Wanderbursche des Hungers gestorben ist. Ich kenne Amerika nicht, aber besser als im Rottal kann der Weizen drüben auch nicht stehen, und daß dort fettere Schweine in den Koben grunzen, das halte ich für ausgeschlossen. Nun, der Bauer schneidet dir freilich nicht gleich einen Schinken von der Sau herunter, aber er gibt dir für Gottes Lohn so viel zu essen, daß du mit vollem Magen und reinem Gewissen „Danke schön!" sagen kannst. Es sind gute Leute.

Durch diese Gegend wanderte ich also mit dem Florian. Wenn ich übrigens vorhin gesagt habe, daß er mein Freund war, so kam mir das nur so in den Mund. Denn es zeigte sich später, als die Sache mit der Theres Schmederer geschah, wie unanständig und verlogen, ja, ich muß schon sagen, wie gemein dieser Kerl gewesen ist. Daß mich die Mädchen lieber mochten als ihn, obwohl er ein Geck war und sich jeden dritten Tag rasierte, will ich nur nebenbei bemerken. Scherzte er mit den Weibern, so hatten seine Redensarten nicht den feinen Ton wie die meinen, sondern nannten das gleich beim Namen, was ich mir nur dachte. Ob ihr mir's also glaubt oder nicht: ich hatte mehr Erfolge als Florian, der mir weismachen wollte, einen Zaubergürtel zu tragen, mit dem er die Mädchen behexe. Aber das war eben auch nur wieder eine seiner vielen Lügen. Weiß der Teufel, wo er einmal diesen Ledergurt aufgetrieben hatte, auf dem zwischen roten Herzen der Spruch: „Liebe mich, so wie ich dich!" eingestickt war. Nun, ich bin ein anständiger Mensch und machte Florian nur ein vorteilhaftes Angebot, wenn ich ihm mein neues Taschenmesser für den schäbigen Gürtel geben wollte. Aber da hatte er nur wieder sein dummes Lachen und meinte, daß ihm ein Mädel lieber wäre als eine ganze Messerfabrik. Nein, er wollte den Gürtel nicht tauschen, auch als ich noch ein Paar Socken und einen Pfeifenstopfer dem Messer zulegte. — Mir fällt das nur gerade ein, und ich erzähle es, damit ihr diesen schlechten Kameraden gleich von der richtigen Seite kennenlernt.

Es ging der Erntezeit zu, als wir durch das Weizenland der Rott marschierten. Die Tage waren heiß, aber die Nächte erschienen mir noch heißer. Einsam lag unsere Straße unter dem hohen Sternenhimmel, hinter Hecken und Stauden aber regte es sich, gab es ein Flüstern und Kichern. „Verflucht und zugenäht!" knurrte der Florian vor sich hin, „man müßte halt auch wieder einmal ein Mädel im Arm haben!" „Warum sagst du's denn nicht deinem Zaubergürtel?", verhöhnte ich ihn ärgerlich, „vielleicht springt eine aus dem Weizen heraus und gibt dir einen Kuß? Probier's doch einmal!" „Du bist ein rechtes Rindviech!" gab mir Florian zurück. „Wenn man ein dummes Luder ist, hilft einem bei den Weibern auch der stärkste Zauber nichts. Den muß man schon selber machen!" Das war wieder einmal eine von Florians Frechheiten. Aber ich gab ihm keine Antwort, und so marschierten wir denn schweigend nebeneinander her, bis sich in einem Stadel ein kostenloses Nachtquartier fand.

Um die Mittagszeit des nächsten Tages kamen wir zu einem Bauernhof, der mit seinen großen Scheuern und Stallungen gerade so aussah, als ob es sich verlohnte, hier eine längere Rast zu machen. Denn erbetteln taten wir uns nichts, nein, das kam nicht vor, und wir hatten es nicht nötig. Freilich, es konnte manchesmal auch schon zum Abend läuten, bis man auf uns aufmerksam wurde. Aber dann hieß es eben doch: „Ihr seid's wohl hungrig?" oder „Ihr habt's wohl Durst?". Diesmal dauerte es kaum ein paar Stunden, als schon der Bauer aus dem Haus trat und uns bemerkte. „Wollt's vielleicht was z'essen?" frug er uns freundlich. Nun, wir wußten, was sich gehört, und so spreizte sich denn der Florian ein wenig, bis er sagte: „Was z'essen? Ach nein, aber vielleicht haben S' ein Tröpferl Milch zum Trinken und dazu ein Laiberl Brot und ein Schüsserl G'selchtes?" Der Bauer lachte, ging in das Haus zurück und kam bald wieder mit einem Krug Milch, einem Brotlaib und einem Trumm Speck zu uns heraus. Während wir über das Essen herfielen, erkundigte sich der Mann nach dem Woher und Wohin, und da er wohl erkannte, wie es mit uns stand, frug er schließlich gutherzig, ob wir bei ihm ein paar Wochen arbeiten wollten. „Wollen gern, aber nicht können", antwortete ich und sagte damit ja auch nichts Unwahres, „denn wir müssen heut' noch bis zum Inn marschieren, und dann geht's bei Schärding ins Österreichische hinein. Der Weg bis Wien ist noch weit!" „Freilich, freilich", nickte der Bauer, „da habt's noch eine lange Walz vor euch. Also geht's zu und bleibt's g'sund!"

Wir wollten gerade weiterwandern, als eine Magd aus dem Haus trat und, ohne uns zu beachten, zum Brunnentrog ging. „Ei — ei!", sagte der Florian und setzte sich gleich wieder nieder, „ei — ei, so was gibt's also auch auf dem Hof!" Es war die Theres Schmederer, wie ich hier gleich sagen will, und daß sie mir vom ersten Augenblick an gut gefiel und mich verliebt machte, soll man auch schon wissen. Die Magd streifte die Ärmel ihres Hemdes hoch und wusch sich die vollen Arme im Trog. „Ein strammes Weib!" sagte der Florian und schnalzte mit der Zunge. „Das hätte man halt vorher wissen müssen, daß so eine auf dem Hof ist. Vielleicht wär' man dann hier geblieben. Muß mir's noch überlegen." Das gleiche dachte ich mir auch, aber weil ich den Florian nun einmal kannte, sagte ich: „Wegen so einer hier bleiben? Du bist ja ein Narr! Siehst denn nicht, daß sie einen Kropf hat?" Florian blinzelte mich listig an und meinte dann: „Hast recht, wenn du wegen so einer nicht bleiben willst, die schielt ja!" Theres hatte nun allerdings weder einen Kropf noch schielte sie, aber es beruhigte mich, daß sie Florian nicht zu gefallen schien. Wir hatten immer neue Mängel an der Magd gefunden, als der Bauer wieder aus dem Haus trat und uns erstaunt frug, weshalb wir noch nicht weitergewandert wären. „Ja", sagte Florian, „die Sache ist nämlich so: mein Kollege will weitermarschieren, und ich kann's ihm nicht verdenken; denn er hat noch einen weiten Weg vor sich. Was aber mich betrifft, hab ich's weniger eilig, und so bleib ich halt hier!" „Nun, auf eine oder zwei Wochen kommt's mir auch nicht an", fiel ich rasch ein. „‚Eile mit Weile', und wenn man nur den einen von uns zweien brauchen kann, so bin ich vielleicht ein wenig kräftiger als mein Kamerad." „Narren seid's alle zwei!", lachte der Bauer, „und so könnt's auch in Gott's Namen alle zwei bleiben!" Er führte uns in das Haus, wies uns eine Schlafkammer an, und dann ging's an die Arbeit. Daß ich in die Theres vom ersten Augenblick an verliebt war, habe ich schon erzählt. Jetzt wurde ich's aber von Tag zu Tag noch mehr. Manchmal schien es mir, als ob sie mich auch nicht ungern sähe, aber man kann sich ja in diesen Dingen leicht täuschen. Ich half ihr bei der Feldarbeit, während Florian weitab ein Wiesenstück einzuzäunen hatte. Und das konnte mir nur recht sein; denn es entging mir nicht, daß er hinter der Theres her war, wo er sie nur treffen konnte. „Du hast einen lustigen Kameraden", sagte Theres eines Tages zu mir, „über den muß man lachen!" „Ja", erwiderte ich ein wenig ärgerlich, „er weiß eine ganze Menge unanständiger Witze, und davon, daß er in jedem Dorf eine Braut sitzen läßt, will ich schweigen; denn man soll seinem Nächsten nichts Schlechtes nachsagen. Und wenn er einen Bruch hat, geht's mich ja auch nichts an." „Das glaub' ich nicht", sagte die Theres und lachte dazu.

Es war ein schwüler Tag, Gewitterwolken zogen am Himmel herum, während ich mit der Theres im Schatten eines Stadels von der Arbeit rastete. „Gefalle ich dir eigentlich?" frug ich; denn wenn ich an den Florian dachte, schien es mir hohe Zeit, daß etwas Richtiges geschah. „Was fragst denn so dumm?" lachte Theres, „freilich g'fallst mir!" Und sie erlaubte es auch, daß ich meinen Arm um ihre Hüfte legte. Als ich sie aber küssen wollte, wehrte sie mich ab und ging wieder an die Arbeit. Man mußte also etwas Geduld haben, und wenn dieser gemeine Kerl, der Florian, nicht gewesen wäre, so hätte ich mir ja auch gesagt: Was heut' nicht ist, wird morgen sein! Aber wo der Florian in der Nähe herumstrich, da hieß es eben rasch zugreifen, wenn man nicht zu spät kommen wollte. „Was hältst du eigentlich von der Theres?" frug er mich abends so nebenhin. „Daß sie nichts für uns ist", gab ich grob zur Antwort, „nichts für mich und nichts für dich! Die läßt sich nicht anrühren. Ich glaub', die hat schon einen andern." „Siehst, das glaub' ich auch", sagte der Florian, und grinste dabei vor sich hin. Er war eben ein ganz gemeiner Kerl, wie sich bald zeigen wird.

Nachts brach ein Gewitter los, und ich wurde wach. Wie war das nun eigentlich mit der Theres? Hatte sie mir nicht gesagt, daß ich ihr gefiele und mich dabei ein bißl verliebt angesehen? Und hatte sie nicht vielleicht heute abend vergessen, die Stalltüre zu schließen? Je länger ich darüber nachdachte, desto sicherer schien es mir, daß die Stalltüre offen stand. Ja, und da blieb nun leider nichts anderes übrig, als zur Kammer der Theres zu gehen und sie zu wecken. Leise, damit Florian nicht erwachen sollte, tappte ich mich zur Türe hinaus, schlich zur Schlafkammer der Theres vor und klopfte an. Sie schien wach zu sein; denn sogleich kam ein erschreckter Aufschrei. Die Türe öffnete sich ein wenig. „Ich bin's", sagte ich, „mir fiel nämlich ein, daß die Stalltüre offen steht, und vielleicht können wir auch so noch ein bißl plaudern!" „Die Tür steht nicht offen!" kam es ärgerlich aus dem Dunklen zurück. In diesem Augenblick erhellte ein Blitz die Kammer, und ich sah, daß Florians Gürtel vor mir auf dem Boden lag. — Am Morgen ging ich zum Bauern und verlangte meinen Lohn. Ja, es war eben nun doch so gekommen, daß ich mich schleunigst wieder auf die Walz machen mußte; denn ich hatte noch einen weiten Weg bis Wien. — Den Florian habe ich nie mehr zu Gesicht bekommen, doch schickte er mir ein Jahr später seinen Zaubergürtel und schrieb dazu:

„Weil ich die Theres Schmederer geheiratet hab' und den Gürtel nicht mehr brauch', schenk' ich ihn Dir zur freundlichen Erinnerung. Aber er hilft Dir halt auch nichts, wenn Du so dumm bist wie damals, indem daß man den Zauber bei den Weibern selber machen muß. Das wünscht Dir von Herzen Dein treuer Freund Florian."

Vanitas — vanitatum vanitas!

Von Wendelin Überzwerch

Mitunter will's mir scheinen,
die Weisen hätten recht,
die alles Glück verneinen
und trüben Sinnes meinen,
die ganze Welt sei schlecht.

Ach, alle Lust im Kerne —
das stimmt schon — ist ein Wahn.
Des Glückes echte Sterne
sie ziehen in der Ferne
ungreifbar ihre Bahn.

Als gut hab' ich erfahren
die Tiere nur (in fein-
gebrat'nen Exemplaren) —
Kinder (bis zu zwei Jahren)
und Blumen (allgemein) . . .

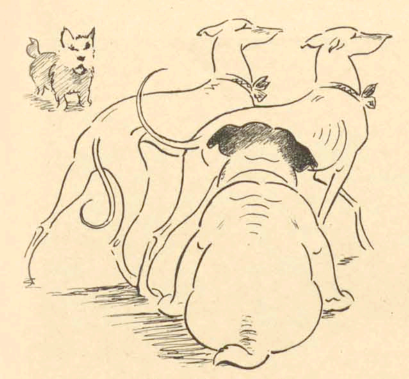
VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. IV. Vj. 36 20174. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

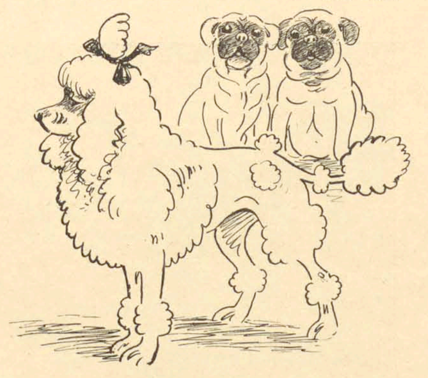
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Frühlings-Moden

(C. O. Petersen)



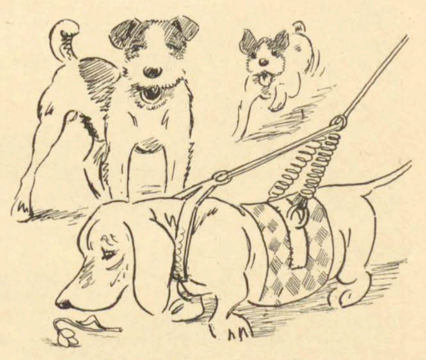
„Wenn ich nur wüßte, wo die zwei schneiden lassen!"



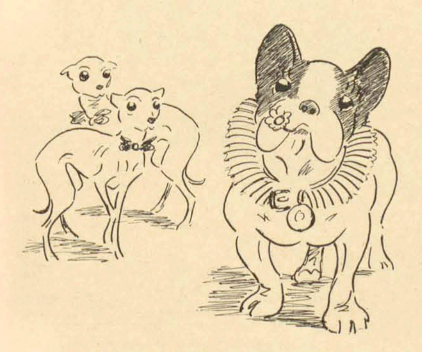
„Siehst du, Männe, so ein Stilkleid könntest du mir auch kaufen!"



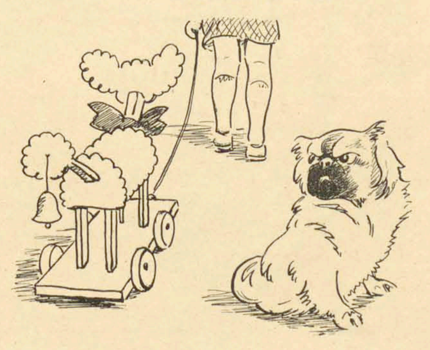
„Fabelhaft vornehm, nicht? Es macht aber doch ein wenig alt . . . "



„Schau 'mal, Bobby, der olle Mottenkistendackel ist auch wieder da!"



„Sehr, sehr schick — ich weiß aber nicht, ob es mir stehen würde!"



„Nee, allens wat recht is, aber dat mach' ich denn doch nich' mit!"

Der andere Gesichtspunkt

(Erich Schilling)



„Schön sind s' schon, die Autobahnen, aber unpraktisch: nirgends kann man in den Wald einbiegen!"

München, 28. März 1937
42. Jahrgang / Nummer 12

OSTERN

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G. M. B. H., MÜNCHEN

Das Alibi

(K. Heiligenstaedt)



„Verflixt, jetzt hab' ich vergessen, Schneeglöckchen zu kaufen!" „Wieso Schneeglöckchen, Friedrich?" „Ja, irgendwas müssen wir doch während der drei Stunden gepflückt haben!"

Immer mit der Jahreszeit

(R. Kriesch)

„Na, so ein reizendes, nettes Osterhäschen!“ — „Wat Sie denken, is' nich, aber 'nen Eierkognak können Sie haben!“

Was will der Bubi werden?

VON

WALTER FOITZICK

Der kleine Hans will Zugführer werden, Zugführer, so einer bei der Eisenbahn. Ich würde nach meiner Kenntnis des modernen Lebens vermuten, er müsse als Kind seiner Zeit eigentlich Chauffeur werden wollen. Aber dieser eigensinnige Bengel hat einen Hang zur Romantik und will durchaus in den Eisenbahndienst. Fragen Sie einmal bei Ihren Bekannten herum, die meisten Hänse wollen das. Ich glaube, es liegt daran, daß der Zugführer immer abspringt, ehe der Zug hält, und erst aufs Trittbrett springt, wenn der Zug schon fährt. Das dürfen die anderen Leute keineswegs; denn es kostet mindestens 3 Mark Strafe. Der Zugführer aber darf es, er muß es sogar, es ist sein Amt und seine Pflicht. Ich glaube, deswegen will der kleine Hans die Eisenbahnbeamtenlaufbahn einschlagen, weil er dann etwas machen darf, was die anderen nicht dürfen. Das Ab- und Aufspringen während der Fahrt verleiht viel Würde, und die Leute, besonders aber die Kinder, schauen aus den Abteilen und bewundern den Schaffner, wie er so elegant mit einem Bein das Trittbrett ergreift und mit der anderen Hand die Messingstange. Ich muß schon sagen, das hat was, und wenn ich nicht Schriftleiter geworden wäre, wäre ich ganz bestimmt als Kind gerne Schaffner bei der Eisenbahn geworden.

Ich kann mich übrigens nicht erinnern, daß ich als Knabe mit brennenden Augen ausgerufen hätte: Ach, wer doch einmal Schriftleiter sein könnte! Kinder sind doch recht unerfahren und wissen nicht, was es im Leben Schönes gibt. Dagegen wollte meine ganze Schulklasse Leutnant werden, wohlgemerkt: Leutnant, nicht etwa Kommandierender General oder Chef des Truppenverpflegungswesens. Aber das war damals vor Jahren, und es ist leicht möglich, daß darin eine Besserung eingetreten ist und daß die Gymnasiasten inzwischen den Wert des Geldes und der Bezüge erkannt haben. Wir waren damals eben sehr unreif.

Sonderbar ist es, daß ich noch nie so einen kleinen Buben getroffen habe, der durchaus Kunstmaler werden möchte, aber natürlich kann man da nicht während der Fahrt aufspringen und zu niemand kann man sagen: „Bitte, die Fahrkarten vorzeigen!“, sodaß sich alle Leute fürchten, weil sie meinen, sie hätten vielleicht doch die Fahrkarte verloren. Vor Kunstmalern fürchten sich nur ganz wenige Menschen; denn sie haben weder eine Amtsrobe noch einen Talar, noch sitzen sie streng und sachlich hinter dem Schalter, und die Leute stehen bei ihnen auch nicht an.

Früher scheint die Sehnsucht nach dem Ölgemälde namentlich in Hirtenknabenkreisen verbreitet gewesen zu sein; denn von manchem großen Meister heißt es rührend, daß er seine Kindheit hoch oben auf der Alm bei Kühen und Schafen und Ziegen zugebracht habe, bis ihm günstige Beziehungen zu Mäzenen ermöglichten, den schlichten Hirtenstab mit dem schönheitstrunkenen Pinsel zu vertauschen. So steht's in den Lebensbeschreibungen, und man ist bewegt, wie stark doch der Drang nach perspektivischer Darstellung der Wunder der Natur in den Kleinen rumorte.

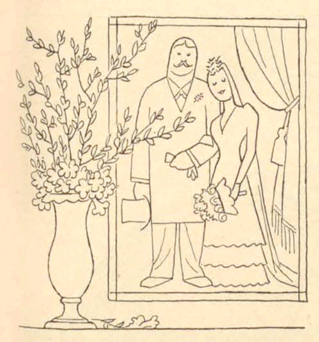
Mit so etwas möchte ich unserem Hans nicht kommen; denn er wünscht sich einen Fotoapparat. Da er noch keinen Film gesehen hat, weiß er auch nicht, mit welchem verführerischen Zauber die Regisseure das Leben im Atelier ausstatten, dem die weibliche Hauptdarstellerin stehenden Fußes oder liegenden Aktes einfach erliegen muß.

So die schöne Welt des Films, aber das Leben scheint doch anders zu sein.

Trafen da neulich ein paar Maler ein schönes Fräulein, und da ihre nimmermüden Künstlerhände gerade ruhten, begannen sie zu walzen. Sie ließen ihre besten Eigenschaften funkeln. Noch stand die Partie unentschieden, da riet jemand einem der Maler: „Sag' ihr doch, du willst sie malen!“ Er glaubte damit einen guten Freundesrat gegeben zu haben. Doch da zischte der Künstler auf: „Mensch, sei still, du willst mir wohl die ganzen Chancen verpatzen! Mit der Ölmalerei lockt man keine schöne Frau mehr hinter dem Ofen hervor. Ich sag' ihr, ich bin Chauffeur!“ Ich glaube, er ist damit recht gut gefahren.

Mißglückte Feier

(Karl Arnold)



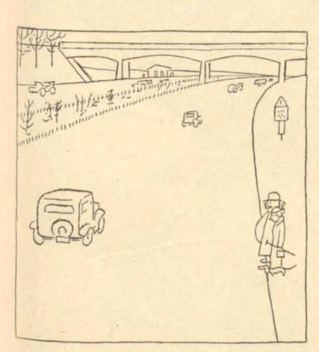
Am ersten Osterfeiertag feiert der Bäckermeister Georg Loibl mit seiner Ehefrau Josefa, geborene Untermeier, das Fest der silbernen Hochzeit.



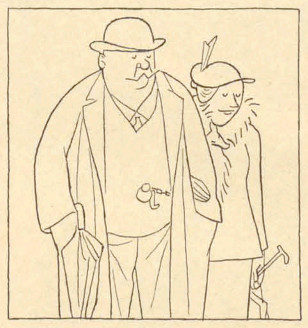
„Ach, wie liab, Girgl, a Prinzregententort'n zum Hochzeitstag!" — „Und morg'n nach 'n Kaffee geh'n mir mitanand' zu dem Bankerl, wo i vor fünfazwanz'g Jahr unserne Herz'n ei'g'schnitt'n hob'."



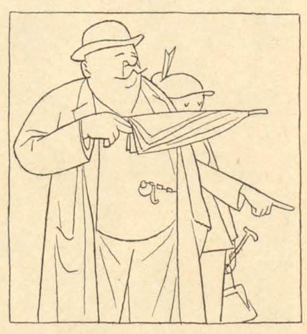
„Siegst as, Girgl, so kimmst aa amol an d'Luft!" — „Ja, es is halt net alltag' Hochzeitstag."



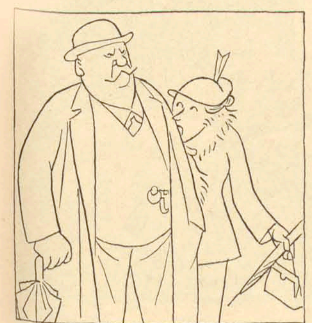
„Schau, da is auf oamal d' Autobahn!" — „Ja, wos is dös! Do war do damals a Fußweg . . ."



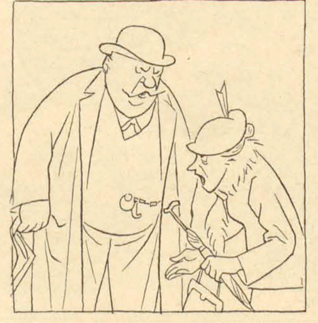
„Ja, und dort'n, Girgl, wo die groß' Bruck' aufhört, da hat amol inser Bankerl g'stand'n." — „I moan, Seferl, 's Bankerl war dort, wo jetzt die Tankstelle steht."



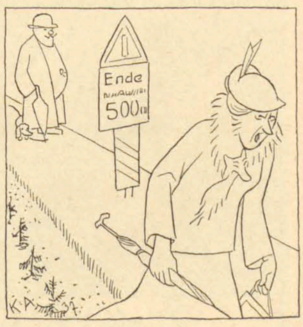
„Ah woher denn, Girgl, 's Bankerl war dort bei da groß'n Bruckn!" — „Da täuschst di, Seferl, unsa Bankerl war dort drüb'n bei da Tankstelle."



„Aba, Schorsch, es wird do mei' Gedächtnis net auslass'n! Bei da Bruckn war 's Bankerl!" — „Und i bleib' dabei, Josefa: 's Bankerl war bei da Tankstelle!"



„Ja, daß du allwei streit'n mußt, Georg! Bei da Bruckn war 's!" — „Geh' ma weita mit deina Bruckn! Ganz selbstverständli war 's bei da Tankstelle!"



„Ha, na geh' zu deiner Tankstelle, alta Streithammel! I geh' hoam!" — „A netter Hochzeitstag! Jetzt geh' i aba wirkli zu meina Tankstelle in' Hammerbräu! Da steht a Bankerl aa!"

Der bolschewistische Osterhase

(Wilhelm Schulz)



„Man kann es den lieben Kinderchen nicht bequem genug machen! Ich lege nicht bloß überall meine Ostereier, ich bringe gleich auch noch das erforderliche Moos mit."

Frühling / Von Georg Britting

Schlagt im Kalender nach!
Wo bleibt er nur?
Wie schlafend liegt die Flur.
Schwarz glänzt das Kirchendach,
Wie Gold die Uhr.

Sitzt er in den Hecken
Säumend drin?
Jagt aus den Verstecken
Wie ein Hasenjäger ihn!

Seht ihn springen!
Wie sein Nacken glänzt!
Silbern seine Sohlen singen.
Seht den Stab ihn schwingen.
Blattbekränzt!

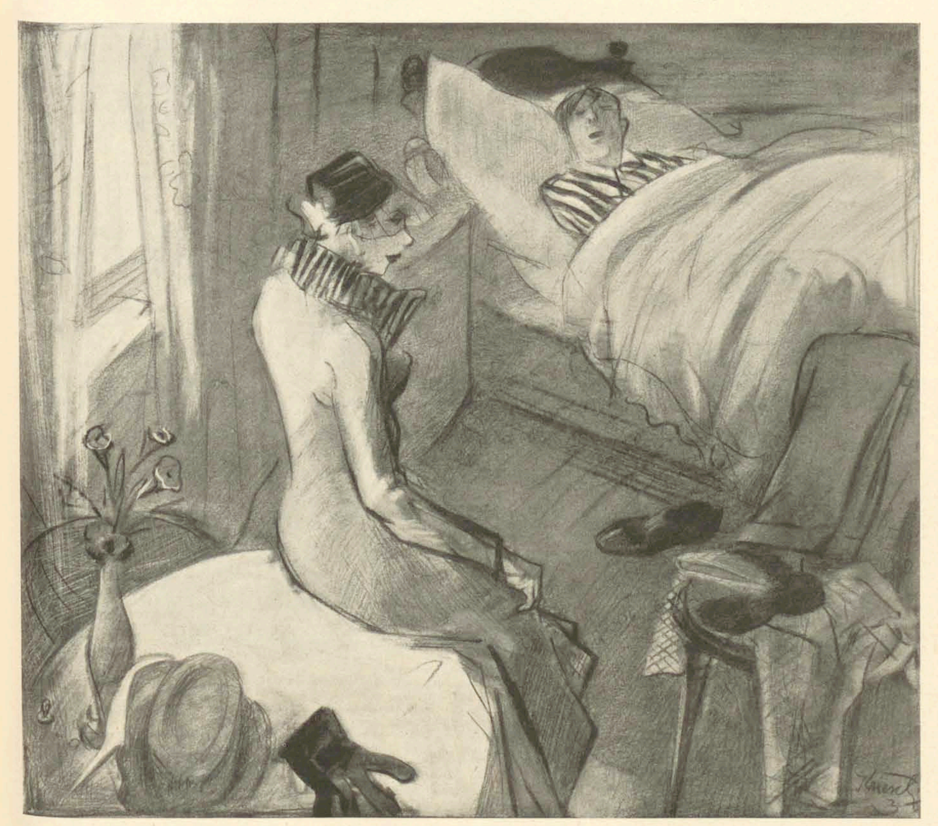
Er ist nicht zu fassen.
Jagt zum Schilf ihn hin!
Mit einem Sprung im Nassen
Ist er drin...

Mit den Fischen
Schwimmt er fort.
Nur ein Duft von frischen
Wasserrosen bleibt am Ort.

Tief unterm Kirchendach,
Wie Feuer und Gold, der Bach
Dem weißen Schwimmer nach
In Wirbeln rollt.

Der Osterspaziergang

(R. Kriesch)



„Du Faulpelz, du hast mir doch zu Ostern einen schönen, herrlichen Ausflug versprochen!" — „Laß man: ‚Wozu in der Ferne schweifen, sieh, das Gute liegt so nah!'"



Ostermahl nach Bommerjan

Von

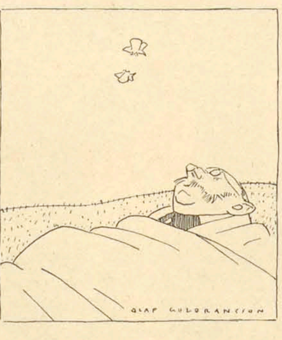
Görge Spervogel

Die Schwänze abgeschnitten? Ihnen bei lebendigem Leibe die Schwänze abgeschnitten, um eine Ochsenschwanzsuppe zu kochen? Aber er hatte doch nur eine Pfanne! Nein, selbst die Ochsen wußten, daß Onkel Bommerjan, wenn er am Ostertage mit seinen Nichten, den Neffen und ihrer Freundschaft ausfuhr, wirklich nur eine Pfanne mitnahm. Zwar, hätten sie ihn mit einem Kessel gesehen — —!

Die Pfanne, das war die Hauptsache; sie war blank wie ein Spiegel, aber auch das Waldhorn war nötig. Wir alle kannten die Pfanne und das Waldhorn, jedoch Ostern für Ostern erschienen sie uns neu. Auch der Gutshof, auch die Wagen — alles blank und neu wie die glitzernde Weite des Stromtales und der frische Himmel darüber und die Wolken, deren kühle Schatten das sprühende Licht auf den Wiesen kaum dämpften. Wir fuhren am Strome entlang durch die Wiesen, Onkel Bommerjan im Dogcart vorweg, dahinter die Equipage, der Landauer, die Chaise und der Jagdwagen, darauf Krümperwagen und Break, am Ende ein Lastgefährt; der Onkel blies, wir fuhren Trab, Lachen und Rufe den Zug entlang.

Es war das eine wie das andere Mal: Onkel Bommerjan lenkte dem Dorfflecken zu, mit krachenden Rädern und Peitschenknall kutschierten wir durch die Festtagsstille der Straßen, in den Geruch von Kaffee und frischem Kuchen und Rauch von Buchholzfeuern mischten sich schon die ersten Düfte von Braten. Der Onkel blies zum Halten, nun kaufte er ein.

Nun kaufte er ein, und nun entschied sich das Schicksal des Tages. Er hatte nur seine Bratpfanne, alles andere lag am Zufall. Was, wenn der Einkauf mißriete? Was, wenn Onkel Bommerjan erst einmal seine wahren Künste anwenden müßte? In Ruhe versammelte er die Schar der Nichten um sich her, daß sie ihm beim Suchen und Kaufen beistanden und lernten, aus dem, was der Zufall bieten mochte, ein Ostermahl zu erschaffen. Was Meister Metzger betraf, so zeigte es sich, daß er im Besitze von nichts anderem als einer großen Menge Hammelkoteletten war, ja, vielleicht noch schieres Kalbfleisch, wenn es das sein durfte oder Leber, mehr war zum Feste nicht übriggeblieben, das war alles ... Speck, jawohl, Speck war da. Keine große Auswahl, eine schwere Aufgabe für den Onkel. Er überlegte und sagte: „Schneiden Sie das Kalbfleisch und die Leber in kleine Würfel und den Speck in Scheiben. Ich nehme das alles mit." Fertig, zum Krämer. Der Metzger strahlte, als er die Last an die Wagen brachte, er hatte sich nicht verrechnet; es war Ostern, und was alle Ostern geschah, war auch in diesem Jahre nicht ausgeblieben. Indessen kam Onkel Bommerjan mit den Nichten vom Krämer zurück, eine große Tüte Holzkohlen auf dem Arme. Auch der Krämer strahlte, er hatte nicht umsonst teuren Käse und ausgesuchte Früchte bestellt.



Nun gehörte es sich, daß wir alle, Nichten, Neffen und Freundschaft, den Onkel befragten, ob er auch wirklich in den Läden wenigstens das Allernötigste bekommen habe und ob es nicht besser wäre, wieder zum Gute zu fahren oder im Gasthaus ein Essen zu bestellen. Er lächelte seine hübschen Nichten an, der gute Onkel Bommerjan, ob sie sich wohl getrauten, aus dem Eingekauften und einer Pfanne und sonst nichts eine des Tages würdige Mahlzeit für alle die Hungrigen zu bereiten; und nun gehörte es sich, daß sie daran zweifelten — nein, sie trauten es sich nicht zu, die lieben Mädchen. Ho, vorwärts, eingestiegen!

Jetzt trachtete Onkel Bommerjan danach, auf anmutigen und verzwickten Umwegen zu einem seiner Lagerplätze zu kommen. Er hatte ihrer verschiedene, die je nach dem Wetter aufgesucht wurden. Keiner lag sehr weit entfernt, alle auf dem Boden des Gutes, aber der Onkel zögerte die Ankunft stets so lange hinaus, bis ihn selbst und damit wohl auch uns der Hunger spürbar zu plagen begann. Noch einen Hügel hinauf, durch einen Wald aus Birken, dessen Boden weiß von jungen Buschwindröschen war — und dann: „Brrr!" Während wir die Pferde versorgten und die Körbe, das Eingekaufte und die Decken zum Lagerplatz trugen, streifte der Onkel einsam umher. Es gab nahebei einen kleinen Teich, in den ein Bach mündete, und Wiesen und Waldstücke, das alles war des Onkels Küchengarten. Was brachte er mit: Pfefferkraut, Löffel- und Pfennigkraut, junge Blätter vom Sauerampfer, dazu dürres Geäst, trockenes Gras und ein Bündel gerader, grüner Zweige. Er betrachtete die Decken, die wir in einem weiten Kreise auf den Boden gelegt hatten, das weiße Tischzeug mit den Gläsern und Bestecken; gut, er konnte anfangen. Zu Tisch! Zu Tisch! Aber noch war ja nichts vorhanden, nur die geöffneten Flaschen, ein Korb voll Brotscheiben und Stapel leerer Teller.

Onkel Bommerjan entzündete in der Mitte unseres Kreises das dürre Gras und das Geäst. Er schüttete Holzkohlen darauf und blies. Es gab eine rote Glut. „Schenkt ein! Verteilt Brot!" Schnell, schnell ... und unter unserem staunenden Zweifel legte er eines der Koteletten nach dem anderen, nur eben trockengerieben, nebeneinander oben auf die Glut. Es zischt und brutzelt ... eine Minute, zwei, drei, er wendet sie, noch einmal zwei Minuten — die Teller, schnell! Ein Salznebel darüber, fertig. Die Glut neu entfacht, und noch einmal von vorne. „Eßt doch schon, wartet nicht!"

Und nun gehört es sich, daß wir erstaunen. Wir erstaunen wirklich; denn die Koteletten sind goldbraun und knusperig, es hängt keine Spur von Kohle oder Asche daran; innen sind sie rosig und saftig.

„Die Teller! Schnell!" Alle Koteletten sind gebraten. „Himmel, die Kräuter!" Sie schmecken, frisch wie sie sind, besser als Kresse. Der Wein ist gut und das Brot locker und kräftig.

Der erste Gang ist beendet. Unser Onkel streift Kalbfleischwürfel, Speckscheiben, Leberstückchen und wieder Speckscheiben auf die Spieße aus grünem Holz. Wieder zittert die Luft über der entfachten Glut, wieder beginnt es zu braten und zu duften. Jeder bekommt solch einen Spieß, diesmal mit Salz, Pfeffer und einem Tropfen Zitrone gewürzt. Wir trinken etwas mehr Wein dazu. Wir essen, bis nichts mehr da ist. Die Nichten verteilen den Käse, das Obst.

„Und nun", sagt Onkel Bommerjan, „einen Kaffee, wie?"

Wir holen die Thermosflaschen. „Ein Glück, Onkel, daß du ihn nicht in der Pfanne kochst!"

Die Pfanne? Nein, wahrhaftig. Seht die Pfanne! Sie ist unbenutzt.

„Aber was hättest du getan, wenn im Dorfe nichts zu kaufen gewesen wäre?"

„Es würde ... nun, es würde vielleicht wilde Spargeln aus Teichkolbenstielen gegeben haben oder aus jungen Farrenwedeln, dazu Taubeneier und verschiedene Salate, vorher Fische, Forellen, Forellen ... und nachher — ach, es hätte sich auch für nachher etwas gefunden."

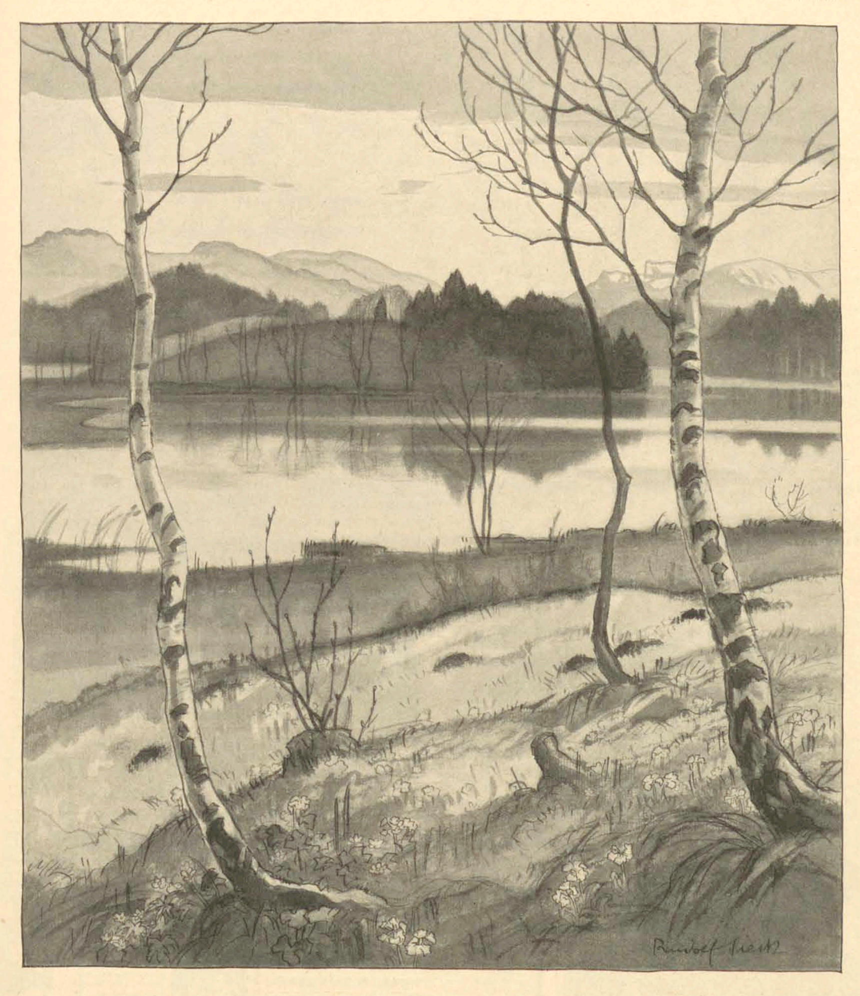
Seht ihr? Von Ochsenschwänzen keine Rede!

Aber jetzt ist es an der Zeit, daß Onkel Bommerjan schlafen muß. Zwar ist er nicht müde, er ist jung wie wir; aber welche Anstrengung, ein Mahl für so viele, aus Nichts, ohne Hilfe! So läßt er es geschehen, es sind ja seine Nichten, die ihn betten und mit allen Decken umhüllen. Leise nun! Wir gehen mit dem Geschirr zum Bach und waschen es, dann aber haben wir Zeit für uns. Wir gehen in den Wald, allein, zu zweien, zu dritt, und pflücken Anemonen, Sternblumen und Veilchen, Hungerblumen, Märzbecher und Lerchensporn. Die Nichten winden Kränze für den Onkel, des Onkels Wagen und des Onkels Pferd. Vielleicht ist auch unter uns einer, dem ein Kranz zugedacht wird. Aber wir nehmen ihn aus dem Haar, wenn das Waldhorn zum Sammeln bläst.

(ZEICHNUNGEN VON OLAF GULBRANSSON)

Um Ostern

(R. Sieck)



Wie tut doch so ein Morgen gut!
Froh durch die Adern pulst das Blut.
Mit blanken Augen trinkt die arme Seele,
mit durstiger Kehle,
den kühlen Glanz, in dem die Ferne ruht.

Ihr wird wie noch einmal im Traum,
wenn See und Berge, Busch und Baum,
wenn all die ersten Wunder an den Hängen
sie hold bedrängen . . .
Genug des Glücks, genug! Wo ist noch Raum?

Dr. Owlglaß

(Fr. Bilek)



Man soll Ostereier nicht warm aufbewahren!

Dem Andenken der Frau B.

Nun ist sie tot. Zu dieser Stunde begräbt man sie auf dem evangelischen Kirchhof zu Kö. Da frage ich mich, ob sie in den Himmel kommen wird. Die Hölle hat sie gewiß nicht verdient; aber wie sie sich im Himmel ausnehmen würde?

Schrecklich wäre es, wenn der Pfarrer, der ihr nun die Leichenpredigt hält, alles das wüßte, was ich von ihr weiß. Kann man einem Menschen wie ihr die gebührenden Worte überhaupt in kirchlicher Sprache nachrufen? Ihre Lebensart abzuzeichnen, wie sie sich im Alltag äußerte, jedenfalls einige Züge dieses einmaligen Daseins zu bewahren, das ist der Dank, den wir, die Zurückgebliebenen, dem Schöpfer dieses Menschenstückes schuldig sind. Sie führte uns Kinder nachmittäglich spazieren. Einmal zeigte einer der ersten „Aviatiker" mit seinem „Aeroplan" über dem Exerzierplatz seine Künste. In der Zuschauermenge tat sich eine Gruppe von gehobenen Frauen hervor. „Wie eine Taube! Nein, wirklich wie eine Taube!" riefen sie. Aber unsere Frau B. sprach entrüstet: „Nu, 's gunde doch ooch en Däbert sin!"

Sie hatte Sinn für das Höhere. Als sie heiratete und als ihr Emil schlimm ins Trinken kam, legte sie die Hand auf alle Einnahmen und sparte für bessere Zwecke. Als es zu einer neuen Einkleidung für den Mann reichte, sprach sie zu ihm: „Du sollst einherschreiten als wie ein Akademiker!" Emil starb daran... Als man ihn aufgebahrt hatte und die Freundinnen kamen, erkundigte sich Frau B., was für Mitteilungen über den Verblichenen man dem Pfarrer zu machen hätte, damit er eine recht ergreifende Leichenpredigt halten könnte. „Alles! Alles!" rieten die Frauen, und sie schlugen dies und das vor. Als der Pastor schon an die Tür klopfte, tuschelte sie aufgeregt: „Soll ich em denn nu ooch sagen, daß das olle Schwein immer besoffen war?"

Später aber gab sie sich freundlicheren Erinnerungen hin: „Mein Emil..." sagte sie und wiegte sinnend den leuchtäugigen Kopf, „der fuhr euch mank die jungen Mächens als wie ein wildes Schwein!"

Die Hölle hat sie nicht verdient, aber wie sie sich im Himmel ausnehmen wird?

D. P.

Lieber Simplicissimus

Reinhold, der etwas angejahrte Junggeselle, entwetzte am Ostermorgen auf die hinter den Häusern sich weithin dehnenden Wiesen, wo er die knusprigen Nachbarstöchter bei allerlei neckischen Osterspielen antraf. Dabei geriet er unversehens in einen gewissen Überschwang der Gefühle, der ihn dazu hinriß, in einem schwachen aber günstigen Augenblick Beate, das neunzehnjährige Töchterchen eines Nachbars, durch eine im übrigen nicht allzu stürmische Umarmung zu überrumpeln. „Wenn eben das Frühjahr kommt", stammelte er dabei entschuldigend, „ist junges Gemüse das einzig Wahre."
„Ob dadurch zähes Ochsenfleisch verlockender wird, ist eine große Frage!" gab Beate schnippisch zurück und entwand sich energisch seinen Armen.

*

Auf Java ist die unter den Europäern geübte Gastfreundschaft besonders groß. So waren einmal drei junge Leute bei einer ihnen bekannten Familie zu Gast gewesen. Die Sitzung hatte sich ziemlich ausgedehnt und war auch nicht ganz ruhig verlaufen, so daß am andern Tage die Drei einen großen Blumenstrauß kauften und ihn der Dame des Hauses mit einer Dankeskarte: „Drei reuige Sünder" zusenden wollten. Dem Boy beschrieben sie das Haus und schickten ihn los. Der fand das Haus nicht und wandte sich an einen andern Boy und bekam den Bescheid: „Aber ja, bring' den Strauß nur da und da hin, da habe ich heute schon viele Blumen hinbringen müssen."
Der Blumenstrauß landete also da, wo die andern vielen Blumen hingekommen waren — es wurde die Geburt eines Stammhalters in dem Hause gefeiert. Der betreffende Ehemann soll nicht schlecht getobt haben über diesen Gruß von „drei reuigen Sündern!"

*


(O. Nückel)

Bei uns gab es jüngst Warmbier. Warmbier ist eine norddeutsche Angelegenheit und wird aus heißem Bier, Milch und Eiern gekocht. Wir hatten einen Münchner als Gast. „Schmeckt es Ihnen?" fragte ich. Er meinte: „Meine Frau kocht den Kaffee anders."

*

Wanda hatte den ganzen Winter über gehofft, Gustav werde endlich in ein innigeres Verhältnis zu ihr kommen und sich eines Tages erklären. Aber es war nichts damit. Selbst der Osterausflug, von dem sie so viel erwartet hatte, war bald zu Ende und Gustav war immer noch nicht aus seiner kühlen Reserve herausgetreten. Da faßte Wanda doch eine gelinde Wut, und sie zischte bitter: „Fühlst du denn jetzt, wo der herbe Frühlingswind über die Auen streicht und es überall zu grünen und sprossen anfängt, nicht mehr als sonst?"
„Nee", erwiderte Gustav gedehnt, „das angenehme Hungergefühl nach einer längeren Tour im Freien bekomme ich eigentlich zu jeder Jahreszeit."

*

Der Sepp war die Nacht über in der Kammer der Kathi gewesen. Der Wind wehte zwar noch ein bißchen scharf ums Haus, aber der Lenz war doch spürbar und der Sepp befand sich dieserhalb und weil er überhaupt ein quicklebendiger und aufgeweckter Bursch war, in bester Laune, als er sich so langsam zum Aufbruch entschloß. Er tuschelte der Kathi noch rasch etwas Übermütiges ins Ohr. Die aber wurde darob recht böse und flüsterte, leicht errötend: „Erotisch darfst net werde, daß du es weißt; sonst bist die meiste Nächt' bei mir g'wese'!"

*

Die Händlerin B. war zu Lebzeiten eine sehr robuste und lebensfrohe Natur, der jede empfindsame Leichenbittermiene auf die Nerven ging. Als sie allmählich alt und langsam auch etwas hinfällig wurde, tat sie im Hinblick auf ihr Ende jede Woche einen gewissen Betrag in ihr „Hinterbeutelchen" und gab rechtzeitig zu wissen, daß er für ihren Leichentrunk gemünzt sei. Es dürfe da um Gotteswillen nicht trübselig zugehen und so wolle sie, was in ihren Kräften stehe, tun, damit nach ihrer Beerdigung keine miese Stimmung unter den trauernden Hinterbliebenen um sich greife.

Die Wackere mußte gut vorgesorgt haben; denn es ging tatsächlich schon zwei Stunden nach ihrer Beerdigung im „Goldenen Hahnen" hoch her. Abends um 9 Uhr etwa trat bereits der Wirt zu den Gästen und verkündigte schlicht: „Werte Leidtragende! Der Wein der lieben Entschlafenen ischt gesoffen! — Aber", setzte er rasch hinzu, „es ischt sicher im Sinne der Toten, wenn ihr trotzdem weitersaufet."

Mein Bruder Melchior

Von Christian Mahr

Wir Kinder hatten ihn nicht gern bei unsern Spielen; denn er war ein Pechvogel. Ob es meine Eisenbahn war, die Dampfmaschine, die Laterna magica oder die Puppen meiner Schwestern — alles zerbrach in seinen Händen, ging mit unausbleiblicher Gewißheit dem Untergang entgegen. Die Eisenbahnwagen verloren die Räder und das Dach, die Puppen ihre Köpfe, die Dampfmaschine flog in die Luft. Ein mächtiger und verderblicher Drang, der ihn ganz zu beherrschen schien, verführte ihn, alles was er sah und nur erreichen konnte, in seine Einzelbestandteile aufzulösen, so daß keine noch so geschickte Hand sie wieder zusammenfügen konnte. Zerstörungswut nannte es mein Vater und schüttelte bekümmert den Kopf über diesen seinen jüngsten Sohn. Mutwille schien es meiner Mutter, und sie deutete an, daß es ein dunkles Erbteil seines Paten sei, eines Bruders meines Vaters, der, wie sie sagte, zeitlebens ein Taugenichts gewesen war und das schlimmste Unheil über seine Familie gebracht hatte. Melchior selber — übrigens nach Ansicht meiner Mutter ein Name, der das Schicksal einfach herausfordern mußte, wie sie gelegentlich meinem Vater vorwarf — schlich unter diesen fortgesetzten Ermahnungen, Strafen und düsteren Prophezeiungen für seine Zukunft scheu und schuldbewußt einher, allerdings ohne besondere Anzeichen einer Besserung zu verraten; wahrscheinlich weil sich die Überzeugung, was für ein entartetes Kind er war, schon zu tief in ihm festgesetzt hatte. Meine beiden Schwestern begannen schon zu weinen und ihre Sachen zusammenzuraffen, sobald er nur in ihrer und der Nähe ihrer Puppen und Puppenstuben sichtbar wurde. Ich verbarg Dampfmaschine und alles Spielzeug ängstlich in verschlossenen Schränken, und wenn ich es hervorholte, mußte sich Melchior in die entfernteste Ecke des Zimmers setzen und durfte sich nicht rühren. Ich sehe noch den gespannten und etwas traurigen Ausdruck in seinem Gesicht, mit dem er der durch das Zimmer rasenden Eisenbahn mit den Blicken folgte oder dem schrillen und lang anhaltenden Pfeifen des Dampfmaschinenkessels lauschte, kurz bevor sich das Schwungrad in Bewegung setzte. Und je länger er saß, desto unruhiger begannen seine dunklen Augen zu glühen und zu leuchten, tasteten die mageren flinken Hände wie verzweifelt an dem Stuhl herum, auf dem er verurteilt war, zu sitzen und zuzuschauen. Jede Bewegung, die um ihn geschah, schien hundert andere in ihm selber auszulösen, Gedanken, Versuchungen und dunkle Triebe, die in seinem Körper umgingen, so daß er zu zappeln begann und aufgeregt den Mund bewegte. Aber es war ihm verboten, zu reden oder nur einen Schritt näher zu kommen! Was für Qualen muß er ausgestanden haben...

Nachher allerdings, wenn sich die Tür geschlossen hatte und er allein im Zimmer war, bahnte sich alles Zurückgestaute gewaltsam einen Weg. Er schlich zu den Schränken, und es gelang ihm alles, was er wollte. Es gab kein Schloß, das er nicht zu öffnen oder zu dem er den Schlüssel nicht zu finden verstanden hätte. Er holte die Puppen heraus und trennte ihnen den Kopf vom Rumpf, um hinter das Geheimnis der auf- und zuklappbaren Augendeckel zu kommen. Er stöberte in ihren Beinen herum und holte ihnen das Sägemehl aus dem Bauch. Dann machte er sich über den Eisenbahnzug her und hinterließ auch hier nur Trümmer. Die Linsen der Laterna magica schließlich steckte er ein, vielleicht weil er sich über ihre Verwendung noch nicht klar geworden war. Aber als meine Mutter eines Tages auffällig große Brandlöcher in ihren Gardinen, Teppichen und Tischdecken feststellte, wußte man, daß Melchior auch das Geheimnis der Linsen gelöst, daß er sie in der ausgiebigsten Weise als Brenngläser benutzt hatte.

Später, als er sechs Jahre alt geworden war und es nichts Neues mehr in der Wohnung für ihn zu entdecken gab, erweiterte er sein Tätigkeitsfeld und dehnte es über das ganze Dorf aus. Gleichzeitig hatte er einen Spielgefährten gefunden, einen Abenteurer wie er, und so zogen sie gemeinsam aus, und es verging kaum ein Tag, wo nicht irgendeine Schreckensnachricht ihre bedauernswerten Mütter erreichte. Mit einem Beil und dem besten Hahn der geizigen Kallhofbäuerin unter dem Arm, dem sie den Kopf abschlagen wollten, wie sie es hundertmal die Erwachsenen

Kleiner Ruf...

Wirf ab alle Last!
Es trägt der Ast
dich selber kaum.
Krumm und müd steht der Lebensbaum.

Will er gar nimmer blühn,
wenn der Himmel blaut
und die Vögel herziehn
und die Erde auftaut?

Maria Daut

tun sahen, wurden sie, zum Glück für den Hahn und seine Besitzerin, noch im letzten Augenblick erwischt. Auch das andere Experiment, das sie versuchten, sich gegenseitig in einen Brunnen hinabzulassen, um festzustellen, ob man wirklich dort unten die Sterne am hellichten Tage sehen könne, wie die Bauern geheimnisvoll erzählten, wurde noch rechtzeitig vereitelt. Aber als sie sich an den Bierwagen angehängt hatten, der einmal in der Woche aus der Stadt heraufkam und unbemerkt auf ihm mitgefahren waren, meilenweit in den dichten Hochwald hinein, konnten sie erst in der Frühe des nächsten Tages wiedergefunden werden. Das schlimmste war, daß sie ihr Unrecht nicht einmal einsehen wollten und nur ungern mit nach Hause kamen; denn sie hatten den Plan gehabt, den Vater des einen, der irgendwo in dem ungeheuren Waldgebiet als Holzfäller arbeitete, aufzusuchen und mit ihrem Besuch zu beehren. Daß es bei diesen zahllosen Abenteuern nicht ohne körperliche Schäden abging, ist klar. Eine Beule am Kopf, eine verstauchte Hand, ein zerschrammtes Bein, dies alles waren Alltäglichkeiten, über die weder Melchior noch eins seiner Familienmitglieder sich überrascht gezeigt hätte. Ernster war es schon, wenn man ihn übelriechend und halb erstickt seiner Mutter ins Haus brachte, weil er in eine Senkgrube gefallen war. „Dieses Unglückskind", jammerte sie dann, „es wird noch einmal mein Tod!" Und dann seufzte sie: „Ach, wenn er doch schon endlich in der Schule wäre."

Aber bevor es so weit kam, wurde Melchior von der Dampfwalze überfahren. Er war auf die Wassertonne geklettert, die der Dampfwalzenzug auf einem besonderen Wagen mit sich führte, wenn er morgens zur Arbeit auf die Waldchaussee hinausfuhr. Er hatte den Deckel gelüftet, wahrscheinlich um zu sehen, was dieses stumpfe, graue und geheimnisvolle Faß enthielt oder vielleicht auch, wieviel es enthielt. Aber in diesem Augenblick hatte der Führer vorn auf der Maschine den Hebel herumgelegt und der Zug setzte sich mit einem kurzen Ruck in Bewegung. Und bei diesem unerwarteten und heftigen Anziehen hatte Melchior wohl den Halt verloren, war hinterrücks von der glatten Tonne heruntergestürzt, und eins der schweren Räder ging ihm über die Brust.

Ja, er ist längst tot. Schläft unter einem kleinen Hügel, auf dem Heidekraut und ein wilder Wacholderstrauch wachsen, wie es ihrer viele gibt dort oben im Hohen Venn. Und es ist wahr, daß wir alle bitterlich geweint haben, als sich der kleine weiße Sarg in die dunkle Grube senkte, alle, von meinem Vater angefangen bis zur jüngsten Schwester. Jetzt erst entdeckten wir, wie wir ihn geliebt hatten und wie sehr wir seine Abenteuer und dunklen Streiche für alle Zeit entbehren würden. Ja, mein Gott, was hätte alles aus dir werden können, kühner, ruheloser kleiner Melchior!

Ostern im Süden

(H. Lehmann)



„Da haste deinen Süden, bei der Kälte zieh'n wir zu Haus den Wintermantel an!"



Wenn der Adam Klotz das Frühjahr spürt

VON KARL SPRINGENSCHMID

Der Adam Klotz ist weiter nichts Besonderes, bloß ein Holzknecht, ein ärarischer, droben im Ötzwald, ein Stück hinter Tirol. Jung ist er, im besten Saft und grad gewachsen wie ein Lärchbaum. Wenn er so auf dem Blochhaufen steht, breit verspreizt, das schwere Beil in seinen Bärenfäusten, und die blanke, blitzende Schneid niederwuchtet ins frische Holz — höllsakra, sag ich, so ein Holzknecht ist nicht leicht einer im Land wie der Adam Klotz einer ist!

Eine gute Arbeit ist es droben im Ötzwald. Etliche tausend Festmeter Lärchen, alle auf viermetrige Bloch sauber zugerichtet, müssen sie niederbringen ins Tal.

Eine richtige Mannsarbeit ist das: Die lärchenen Bloch droben auf dem Berg tief aus dem Schnee graben und mit Ketten und Klammern auf den schweren Schlitten zwingen. Drei solche Bloch, von denen jeder allein auf einen Mann geht, nimmt der Adam auf seine Fuhr. Dann faßt er den Schlitten an, stemmt sich drein mit aller Kraft und fahrt los. Den steilen Weg schießt die Fuhr hinab, in einer Wolken Schnee, hinab den Wald, hart vorbei an der jähen Wand. Mit verbissener Wut reißt der Holzknecht die Fuhr an dem Abgrund vorbei, handbreit kaum, und, wie er sich zurückwirft, schrickt er zusammen und sieht ihn hinten auf der Fuhr sitzen, wie er grinst mit den hohlen Augen, mit dem halben Kinnladen und wartet, der Tod...

So hart geht jede Fuhr um das Letzte, daß den Holzknecht, wenn er seine Bloch herunten hat, von einemmal zum andern das Leben besser freut.

Der zweite, der mit dem Adam in der Arbeit ist, der Harflinger Bartl, der Hallodri, das ist so einer, der dem, der hinten oben sitzt, keine gute Stund' gönnt und mit beiden Füßen allemal gleich mitten ins Leben springen möcht', wenn er seine Fuhr gut herunten hat.

Dem Harflinger Bartl ist der Winter schon lang genug.

„Hö, Adam!" lacht er einmal, wie sie ihre Fuhr im Tal haben, „schaug, Palmkatzln sein da!"

Einen Buschen voll hat er in seinen Händen und fahrt mit den groben Fingern über ihre feinen, silbrigen Pelzeln drüber, so gut er's halt kann. „Katzl, du feins, du liabs!" sagt er heimlich dabei und schnalzt mit der Zung'.

Der Adam aber hört nicht auf so ein Gered' und haut das Zappin in den Bloch, daß es hallt bald dreifach aus dem Wald. Da steckt der Harflinger Bartl sein Palmkatzl auf den lodenen Hut, tritt in den schweren Schlitten drein und steigt wieder den Berg an. Schwer ist ihm der Schlitten, schwerer als sonst, weil doch jetzt nimmer richtig Winter ist.

Aber der Adam fahrt seine drei lärchenen Bloch ruhig und fest wie immer. Er fahrt, wie drüben auf der Sonnseiten, wo das kleine Bachl niedergeht, schon die Wiesen grün wird, er fahrt, wie in den Baumwipfeln schon die Vögel singen, daß die ganze Welt voll ist von ihrem Sang, er fahrt und fahrt...

Der Adam ist zutiefst noch im Winter, der Harflinger Bartl aber, der spürt Wies und Wald in seinem Blut, wie der Bach rumort und wie die Starln lärmen, alles. Auferstanden ist er aus der starren Winterkälten und ist selber so frisch worden wie das leibhaftige Frühjahr.

„Heut woll!" lacht er nach der Schicht und schiebt den lodenen Hut aus der Stirn, daß die hellen Locken hervorringeln, und schnalzt mit den Fingern und springt hinters Dorf und pfeift beim Zagleitner drüben den Pfiff.

Den Pfiff von der Zagleitner Mali, der jungen. Der Adam aber steht, starr und steif gefroren bis inwendig hinein, auf dem Blochhaufen und schwingt das Zappin. Und weil es der Harflinger Bartl so eilig hat, daß er seine Fuhr stehn lassen muß, wie sie steht, so ladet er ihm seine Bloch auch noch ab und schupft sie zu den andern auf den Haufen.

Und wie die Arbeit getan ist, steht er noch eine Weile vor dem großen lärchenen Blochhaufen und schaut ihn an und denkt, was das doch für eine schöne Arbeit ist, so ein Haufen Bloch. Wenn der Harflinger Bartl oft mitten in der Arbeit einen hellen Juchzer tut, wo gar nichts zu juchzen ist, bloß weil es ihn freut, daß er ein Mannsbild ist und die Zagleitner Mali ein Weibsbild, da schaut der Adam bloß auf die Seiten ein wenig und schüttelt den Kopf.

„Mensch, Adam!" lacht der Bartl und schaut ihn an von oben bis unten, was er doch für ein sauberer Kerl ist so weit, „hat denn die Welt für di nix als lauter lärchene Bloch?"

„Was soll's denn sünst no ham?" fragt der Adam grob. —

Aber so ist es im Leben; die einen vertun alles, was sie haben, kleinweis, jeden Tag ein wenig, aber nie was Richtiges, weil sie nichts Richtiges erwarten können. Die andern aber, solche wie der Adam, die spüren erst langmächtig nichts, wenn es den andern schon längst im Blut rumort und rebellt. Doch dann auf einmal packt es sie, aber dann richtig.

So ist es jetzt mit dem Adam.

Wie er seine Fuhr abladet, haltet er mitten in der Arbeit ein und steckt die Nasen in die Luft und schnuffelt.

Es geht so eine linde Luft vom Wald her.

„Hiez schmeckt er's ah!" denkt der Harflinger Bartl.

Der Adam steht noch immer und schmeckt in die Luft, die so lind und fein vom Wald herstreicht. Dann sagt er mit einer Stimme, die noch rauh und grob ist vom langen Winter: „Bartl, du! Hiez wird's epper gar Fruehjahr?"

„Dös ischt bei mir schun lang!" sagt der Bartl und schaut den Adam an, wie er so dasteht, das Zappin in der Hand, den Bloch vor seiner, als hätt' er vor Schrecken vergessen, wie die Arbeit weitergeht.

„Und die Waldvögel singen so schian!" sagt der Adam und die Stimm' schlagt ihm über dabei, und er steht und lost hinauf in die Wipfel.

„Hiez hat's ihn richtig derwischt!" denkt der Bartl.

„A ganz an anderer Mensch wirst, bal amol der Luederswinter vorbei ischt!" sagt der Adam und schlankelt das schwere Zappin von der einen Hand in die andre, als wäre es bloß zum Spielen da.

„Ganz arg hat es ihn", denkt der Bartl, „ganz arg!" Und überlegt, wie das jetzt weitergehen wird.

Ja, die Luft ist so lind und der Himmel ist so blau und die Wiesen so grün! Die ganze Welt ist anders worden und dem Adam ist, als hätt' ihn der Herrgott grad neu erschaffen.

Er feuert das Zappin ins Holz und streckt die Glieder und haut seine Fäust auf den Brustkasten, daß es grad so dröhnt, und lacht: „Heut ischt was da!"

Der Bartl schupft verlegen seinen Bloch hin und her.

„Zu wöller wird er epper gehn?" denkt er und schaut an dem Adam auf und nieder, wie er dasteht in seiner Kraft. Und heimlich probiert er den Pfiff von der Zagleitner Mali. Aber den hört er nicht, Gott sei's gedankt. Dann den Pfiff von der Graßler Burgl. Den hört er auch nicht.

„Bartl, heut woll!" lacht der Adam und schiebt den lodenen Hut zurück, daß die Locken in die Stirn ringeln und schnalzt mit den Fingern.

Oh, es ist doch wie ein Wunder, so ein Frühjahr, wenn es den Menschen so packt, so ganz von inwendig.

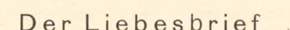
„Etwa die Gasteg Vroni?" denkt der Bartl und macht den Pfiff von der Gasteg Vroni.

Aber der Adam hört noch allweil nicht. Ganz verzweifelt ist der Bartl, weil er nicht weiß, welche der Adam meint.

„Hiez ischt es da, das Fruehjahr!" lacht er hellauf und faßt den Bartl an der Brust, „hiez mueß was g'schehn, Bartl! Was Richtig's, woaßt was?"

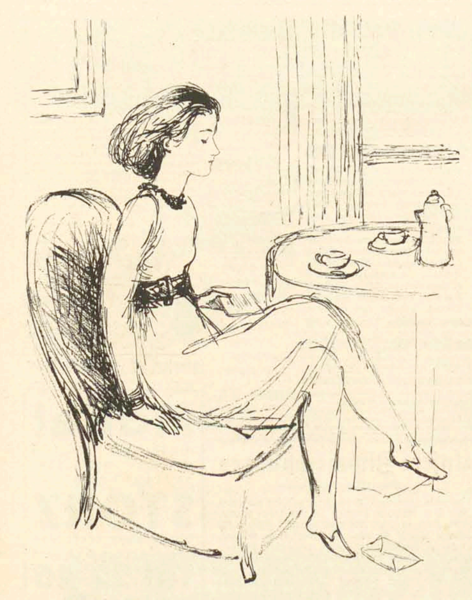
„Na, i woaß nix!"

„Bartl", schreit der Adam und schüttelt ihn in seinen Fäusten vor lauter Freud und Kraft, „Bartl, von hiez an lad' i vier Bloch auf mein Schlitten, höllsakra, daß d' es grad woaßt!"



Der Liebesbrief

(Hanna Nagel)



„Das ist mir ein Kavalier, duzt mich brieflich, wo man mit sechzehn Jahren doch überall mit ‚Sie' angeredet wird!"

Fliegergefahr!

(Erich Schilling)



„Zieh' dich an, Elli, sonst macht der Bursche noch eine Notlandung!"

DAS AMSELLIED

VON HEINZ WEIS

An einem föhndurchwehten Karfreitag ging ein Mann vor einem Gehöfte draußen weit vor der Stadt auf und ab. Er wartete auf ein junges Mädchen, das den Bewohnern des Gehöftes einen Besuch abstattete. „Tu's nicht!" sagte er laut. „Geh!" sprach er zu sich selber. Aber er blieb, und je länger er warten mußte, desto hartnäckiger ging er in einiger Entfernung vom Gehöft auf und ab, auf und ab.
Der Mann war mehr als mittelgroß, er mochte fünfunddreißig Jahre zählen und schritt dahin wie einer, der keine Angst kennt. Auch das kommt vom wunderlichen Winde: keine Angst mehr zu haben, und das Törichte zu tun, obwohl man es als töricht erkennt. Und gar mit Verwegenheit die Torheiten aufzusuchen, auch das kommt vom Winde, nicht nur vom Winde... denn die Verwegenheit ist der Mut der Jugend.
Der Mann hieß Leick und hatte Frau und Kinder. Als das junge Mädchen endlich aus dem Tor trat und den Weg nach der Stadt einschlug, hatte Leick die Wahl, ihr entweder geradewegs entgegenzugehen oder sie auf einem kleinen Umweg einzuholen. Er würde heute zum erstenmal mit ihr sprechen.
Sie kannten sich bisher nur vom scheuen, flüchtigen Anblicken bei zufälligen Begegnungen, bei denen Leick dank seiner vortrefflichen Augen überlegen war. So war ihm möglich gewesen, bei vielen Gelegenheiten unerkannt in ihren Umkreis zu treten. Aus einiger Entfernung hatte er sie oft betrachtet. Ihr Blick war etwas verschleiert, etwas verhangen und notwendig auf das nächste gerichtet: das machte wiederum seine Stärke. Ganz braun war ihr Blick; zugleich lagen Nähe und Ferne darinnen und narrten, wer Nähe suchte, mit Entrücktheit und verwirrten, wer von Ferne herantrat und unvorbereitet in diese Augen sah. Um zu reden, um den täglichen Dingen vorzustehen und um selbst das Heimlichste zu sagen, hätte der Blick dieser Augen ausgereicht. Das Unglück bestand nun darin, daß das schöne junge Mädchen neben diesem Blick noch die Sprache besaß und gebrauchte. Solcher Blick müßte für alle Zeiten allein bleiben. Um sich zu verständigen, müßte das Mädchen hinfort stumm sein.
Zwischen Blick und Sprache schien ewige Feindschaft zu bestehen. Über denselben Gegenstand widersprachen sie sich heftig. Wer beiden trauen wollte, befand sich unversehens zwischen zwei feindlichen Feuern...
Leick ging der Achtzehnjährigen entgegen. Sie soll sehen, dachte Leick, daß ich sie erwartete.
Das schöne Mädchen war sichtlich überrascht. Sie legte nur zögernd die Hand zum Gruß in die seine; Leick griff nach einem Päckchen, das sie im Arme trug. „Wir haben denselben Weg", sagte Leick. „Wir gehen miteinander, wir gehen ganz gemächlich. Der Nachmittag ist schön, der Himmel ganz groß, weit und wolkenleer, und Sie wollen fortfahren — in die Stadt! Der Wind, merken Sie nichts, der Wind..."
Das Mädchen schaute sich um, es drehte den Kopf nach allen Horizonten, die grünen Saaten fröstelten im Märzwind.
„Können Sie noch die fernen Berge sehen?", fragte Leick. „Den Malchen? Den Donnersberg?"
„Ja", sagte sie, „nur undeutlich. Aber woher wissen Sie, daß ich schlecht sehe?"
„Sie sollten sich diese Erde noch einmal einprägen, dieses topfebene Land mit den Randbergen der Pfalz und der Bergstraße und dem mächtigen Strom inmitten, ehe Sie für lange weggehen — nach Hamburg."
Das Mädchen erschrak. „Woher wissen Sie..?" — und sie errötete.
„Muß ich noch mehr verraten, muß ich den Beruf nennen, den Sie dort ergreifen werden? Muß ich die Namen Ihrer jungen Freunde nennen? Meine Freundschaft", fuhr Leick fort, „ist in die Jahre gekommen, daß sie alle Ihre Freundschaften miteinschließt, Ihre Wege einschließt, Ihre Alleingänge..."
„Sie wissen unheimlich viel, es ist nicht zu leugnen...", und ihre Stimme nahm eine böse Schärfe an. „Dann kennen Sie wohl auch den Unbekannten, der mir vor Jahresfrist ein Buch schenkte — mit nichts als meinem Namen drinnen! Wie? Und der mir neulich Blumen schickte — zum Abschied! Wohl weil ich nach Hamburg gehe?"
Diese Frage öffnete der Torheit Tür und Tor. Leick trat klopfenden Herzens ein. „Es muß eine Möglichkeit geben", begann Leick, „gegen Sitte und Brauch einem wohlbehüteten Mädchen eine Auszeichnung zukommen zu lassen. Der Weg allerdings ist schwierig für einen, der ihn nicht ganz gehen will und doch in diese Richtung gezwungen wird. Denn nicht immer sind wir die Herren unsrer Herzen. Ich habe Sie geliebt, — zwei Jahre lang, ohne Ihr Wissen geliebt und geschwiegen, und in dieser Zeit nur drei Torheiten begangen: als ich Ihnen das Buch zuschickte, als ich Ihnen vor vier Tagen Blumen sandte, und heute die größte Torheit: am Ende und bevor Sie diese Woche für sehr lange Zeit wegreisen — alles einzugestehen."
Während Leick sprach, war das Mädchen immer rascher gegangen. Auf seine Bitte, langsamer zu gehen, antwortete sie ablehnend: „Den meisten Männern gehe ich zu schnell!" Und aus eisiger Entfernung setzte sie hinzu: „So — Sie haben mich geliebt — schön! — gut! — haben mich geliebt! Das ist wenigstens deutlich, sowohl hinsichtlich Ihrer Gefühle, als auch hinsichtlich des Zeitpunktes. Haben mich geliebt. Wohl! Nun ist's vorbei. Und jetzt hassen Sie mich! Wie..? Nein..? Sie hassen mich nicht? Was denn? — Gibt es denn noch etwas außer Liebe und Haß, das so stark wäre, Sie hierherzuführen, um mir aufzulauern?"
Die braunen Augen des Mädchens funkelten, ihr Atem flog, sie war mit Leick allein, rundum allein, eine halbe Stunde vor der Stadt. In solchen Augenblicken und obwohl man zur Liebe auszog, geht es nicht ums Küssen, nicht ums Gernhaben, nicht einmal mehr um die Frage, ob Liebe, ob Haß, — es geht darum, daß man das nächste Wort noch sprechen darf, ehe man verworfen wird. Im Augenblick ist einer gerichtet und verlassen.
Es blieb Leick nur die Möglichkeit, zu schweigen. Wortlos und verschlossen ging er neben dem Mädchen her. Jetzt war er nur noch Träger ihres Päckchens, und das war wirklich das einzige, was die beiden noch verband. Sie näherten sich der Stadt. Leick glaubte wahrzunehmen, daß das Mädchen ihre raschen Schritte allmählich verlangsamte und sie seinem Schreiten anpaßte. Es ist nicht zu sagen, welche Kraft ausgeht von dem gleichmäßigen, schweigenden Schreiten eines Mannes, der nichts tut als schweigen und gehen, nachdem er kurz zuvor sagte: „Ich habe Sie sehr geliebt..."

(Hanna Nagel)



Durch dieses Schweigen und Gehen erhielt jenes Wort seine Wahrheit, seine Gültigkeit, seine Wiedererweckung zum Leben. Ist es nicht so, daß wir den Wein erst schmecken, nachdem wir ihn getrunken haben? Nachdem es vorbei ist? Sind wir nicht alle schon einmal vor dem letzten leeren Glas gesessen, als es uns endlich aufging, wie fein es um den Wein bestellt war? Leick liebte in diesem Augenblick das Mädchen wie nie zuvor. Teilt sich Liebe selber mit? Leick biß die Lippen zusammen; aber das Mädchen zögerte ein wenig im Schreiten und sah ihn an, als hätte er gesprochen...
Wer noch nie im Haß über das Ziel hinausschoß, kennt nicht das Bedauern, mit dem man auf Umwegen zum Opfer seines Hasses zurückkehrt. Als Leick stumm nach der Sonne deutete, die gegen den Donnersberg herabstieg, blieb das Mädchen einen Augenblick stehen. Ein kleines Gespräch über die alltäglichen Dinge schlich sich ein. Behutsam im Sprechen, aufmerksam im Zuhören, so schlenderten sie des Weges weiter. Es ließ sich auf einmal ganz mühelos und wirklich sagen: „Niemand sollte preisgegeben werden durch mein Geständnis, nicht meine Frau und auch nicht meine Kinder. Kein junges Mädchen wäre schön und mächtig genug, mich von ihnen abzuspalten. Aber — oder wollen Sie es nicht wahr haben — es muß auch solchem Manne ein Weg bleiben, zu sagen, wenn er von einer Liebe ergriffen wird. Nennen Sie mich meinetwegen einen Abenteurer des Herzens, aber vergessen Sie nicht, daß eine starke Wirklichkeit dem Abenteuer die Waage hält. Ich verlasse niemand, ich erkalte für niemanden, ich versäume nichts, indem ich spreche: ich liebe Sie noch immer. Liebe ist Erschaffenheit. Liebe stückt sich nicht aus Trümmern zusammen. Liebe kommt aus der Hand des himmlischen Töpfers. Liebe ist ein Gefäß *mehr*. Aber Liebe setzt Unruhe. Das ist ihr Zeichen. Alle Lebendigen kennen diese Unruhe. Sie macht die Amseln singen und den rechten Mann verwegen und den Wind so wunderlich. Im Grunde trennt uns nichts — die Amsel — den Wind — dich — mich — trennt nichts... nichts..."
In die Stille, die auf diese Worte folgte, sprach das Mädchen. Ihr Blick und ihre Worte gingen zum erstenmal und dicht nebeneinander her, so daß sie in demselben Punkt auftrafen: im Ort der Unruhe. Wo dies der Fall ist, genügt Nebensächliches und Fernhergeholtes, um das Eigentliche zu sagen. „Oh, ich habe Sie verteidigt", erwiderte das Mädchen, „gegen meine Mutter — als die Blumen kamen — und das Buch — ich habe gesagt — vielleicht kann er seinen Namen nicht nennen — weil wir alle es nicht verstünden — wie er dazu kommt — Blumen zu schicken — —. Ich habe Sie damals verstanden — ohne Sie zu kennen — ich habe Sie verteidigt — und habe damit recht behalten. Oh, das freut mich!"
Die Stimme des Mädchens war ganz dunkel geworden und stimmte mit ihren dunkelbraunen Augen überein. Die beiden Feuer, das der Sprache und das der Augen, fielen ineinander. An einer Straßenecke blieb das Mädchen stehen. Der Wind erhob sich wieder. Als Abendwind, als Märzwind rann er durch die Straßen. Die Birken in den Vorgärten wedelten mit ihren schwarzen, dünnen Hängezweigen. Eine Amsel bäumte hoch und schwankend auf und flötete. Eine einzige Amsel übertönte allen Lärm der Stadt, nicht weil sie lauter, sondern weil sie inniger sang, verwegener, wilder, leiser. Das Mädchen reichte Leick die Hand. Man kann ein Glück vermitteln, indem man nichts anderes tut, als die Hand reichen. Dann bog es um die Ecke und verschwand. Für die Dauer eines ganzen Frühlings, eines ganzen Sommers. Das war gewiß. Vielleicht für immer...

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. IV. Vj. 36 20174. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Osterbräuche

(Olaf Gulbransson)

„Hör' zu, Lisa, die Osterbräuche . . .

. . . sind uralter Fruchtbarkeitszauber.

Das Ei, das der Hase brachte . . .

OLAF GULBRANSSON 37

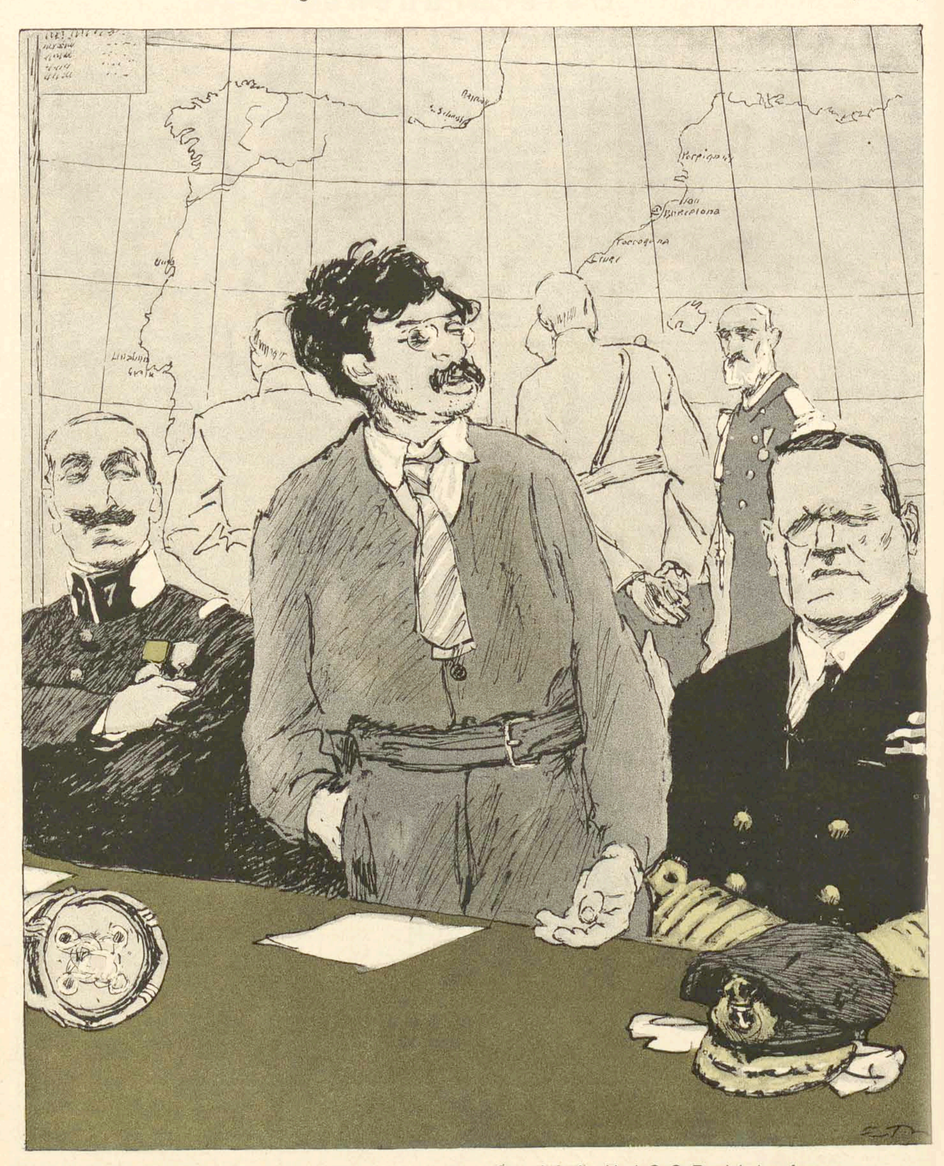
. . . bedeutete das Wiedererwachen der Erde.

. . . Großer Jubel herrschte . . .

. . . Verfluchter Saustall!"

Sowjet-Rußlands Anteil

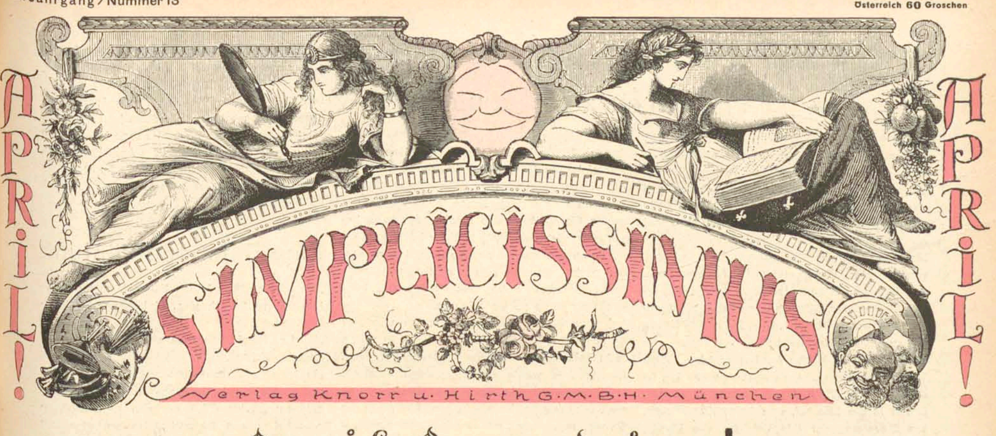
(Eduard Thöny)



„Wenn ich recht verstanden habe, meinen Sie, daß die U. d. S. S. R. sich insofern an der Nichteinmischung beteiligen, als die Sowjets auf dem Gebiet zwischen Barcelona und Madrid selber dafür sorgen, daß sich niemand anderer einmischt!“

München, 1. April 1937
42. Jahrgang / Nummer 13

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen



Emil Grundeis †

Der geniale Konstrukteur des deutschen Fußwegnetzes und unermüdliche Kämpfer für die Belange der Fußgänger, Emil Grundeis, ist am ersten April bei einer Wanderung von Hinterloiching nach Kletzenbach auf einer Rasenbank sanft entschlafen. — Sein Wahlspruch: „**Eile mit Weile auf Schusters Rappen, Wahnsinn ist es, ein Auto zu haben**", hemmte jahrelang den Fortschritt der Motorisierung. — Die wenigen hinterbliebenen Anhänger des tapferen Streiters dürf-

Onkel Felix lebt sich in Aprilscherzen aus

Jetzt muß ich wieder von Onkel Felix sprechen, denn der erste April und der Onkel Felix, die gehören zusammen wie Licht und Schatten, und der erste April wirft immer seinen Onkel Felix voraus und wo viel Felix ist, da ist auch viel April.

Ich habe schon zu Silvester von ihm berichtet, vom Silvester-Abend unter Onkel Felixens Stern. Drei Monate war Felix, fast hätte ich gesagt, arbeitslos, und nun trifft ihn der scherzhafte Aprilbeginn in voller Tätigkeit. Jetzt hat er alle Hände voll zu tun. Er scheut nicht Mühe und Kosten, alle seine Bekannten in den April zu schicken. Seine Telefonrechnung steigt, denn den ganzen Tag ist er damit beschäftigt, falsche Anrufe zu tätigen. Er ruft in die Muschel, er sei das Krematorium, das Steueramt, der Kriegsminister von Liberia, der Hauswart der ambulanten Hebammenfachschule, der Vorstand des Vereins für verwahrloste Tarockspieler, Präsident der Gesellschaft für rationelle Fußpflege und Leiter des Instituts zur Bekämpfung von Minderwertigkeitsgefühlen. Wenn an der anderen Seite des Drahtes berechtigtes Erstaunen hörbar wird, jubelt er in die Leitung hinein: „April! April!"

Jetzt hat er also wieder Wind in den Segeln, jetzt sitzt sein Humor fest im Sattel. Wie aus einem Füllhorn schüttelt er seine Aprilscherze über Verwandtschaft und Bekanntschaft. Er vermeldet Geburten und Verlobungen und zeigt an, daß die gute Tante Emma hocherfreut über die Geburt von prächtigen Zwillingen ist. „April! April!"

Er verwirrt die Fäden altererbter Familienfeindschaften, versöhnt fälschlich Gegner, indem er ihnen mitteilt, daß sie jetzt tatsächlich auf die Erbschaft verzichten.

Seine Stärke sind erfundene Verabredungen. Unter allen Bahnhofsuhren und an jedem Reiterdenkmal warten die Klienten der überall lebenden Onkel Felixe, die vergessen haben, daß heute der erste April ist. Denn in jeder Familie gibt es einen Onkel dieses Namens oder dieser Eigenschaft. Er ist der Bewahrer der Tradition des Aprilscherzes. Bitte enttäuschen Sie ihn nicht.

Aber Onkel Felix duldet es nicht in den Niederungen des Familienlebens, er will hinaus mit seinen lieben Scherzen. Wen kann es aber auf die Dauer befriedigen, Blindschleichen in die Betten erwachsener Töchter zu legen und den Schlüssel, sagen wir mal zum Badezimmer, in wohlgefüllter Bonbonniere am Nachmittag der Dame des Hauses überreichen zu lassen. Nein, unsern Onkel Felix drängt es zu hören. Er möchte mit seinen Aprilscherzen hinaus in die Öffentlichkeit. Er teilt der Direktion des Zoologischen Gartens mit, daß eine Sendung frischer Giraffenjunger auf dem Güterbahnhof zur Abholung lagert als hochherzige Stiftung eines weitgereisten Afrikaforschers. Er übermittelt dem meistgelesenen Blatt seines Heimatortes die Nachricht, daß die Baukommission beschlossen habe, den Hauptbahnhof in eine Fußballarena umzuwandeln, mit den beiden Schaltern für Fern- und Vorortkarten als Tor. Aprilscherze mit baulichen Veränderungen sind seine Spezialität. Er berichtet, daß der Negus von Abessinien heute vormittag in unserer Stadt angekommen sei und sich beim Friseur Hubelsberger seinen Bart abnehmen lassen werde. Die größte Bierfilzlfabrik des Landes aber habe beschlossen, das anfallende Barthaar käuflich zu erwerben und daraus Erinnerungsbierfilzl zu prägen, die an Interessenten zum ortsüblichen Preis als Erinnerungsstücke abgegeben werden. Onkel Felixens Phantasie geht auf Touren.

Ha, wenn Onkel Felix nur könnte, wen würde er da nicht alles in seinen April schicken. Er würde nicht haltmachen vor fernerliegenden gekrönten Häuptern. Er würde sie Telegramme wechseln und Küsse auf beide Wangen drücken lassen. Er würde politische Verwicklungen für ein paar Stunden hervorrufen, die er mit seinem befreienden Lachen dann lösen könnte. Er würde die Beziehungen von Staaten verwirren und die Geheimdiplomatie noch geheimer machen. Er würde die Mitglieder von Unterausschüssen der Kommissionen zur Herstellung und Komplizierung internationaler Verwicklungen glauben lassen, daß sie unbedingt notwendig seien. Mir bangt für unseren Felix, er bleibe in der Familie und scherze redlich. Er soll keinem mittelchinesischen Minister Blindschleichen ins Bett legen und keinen festangestellten Obereunuchen eines innerafrikanischen Negerstaates zu einem Rendezvous mit Marlene Dietrich unter der zweiten Laterne links vom Hauptpostamt bestellen. Die Leute glauben's womöglich!

Halt dich an Tante Emma, lieber Felix, brich nicht mit deinem Stammtisch, hier sind die Wurzeln deiner Kraft, hier bist du Clown, hier darfst du's sein.

Sei brav Felix, mach meinetwegen Scherze mit der Wissenschaft. Verkünde, daß es jetzt endlich gelungen sei, Eiszeiten ganz lokal in kleinstem Umfange zu erzeugen, die uns fürderhin die Sorge um die Herstellung des sommerlichen Himbeereises abnehmen. Teile mit, daß man einen Apparat konstruiert habe, der die von der Erde ausgehenden Lichtstrahlen im Weltall wieder auffangen und zurückschicken kann, so daß man alles sehen könne, wie's wirklich war, zum Beispiel das mit den Beziehungen Goethes zur Frau von Stein, einer Frage, an deren Lösung die Wissenschaft mit heißem Bemühen jetzt schon ein Jahrhundert arbeitet. Aber eins sage ich dir, mein Felix, wehe, wenn solches kein Aprilscherz wäre und womöglich mal wahr wird. Mit Aprilscherzen soll man nämlich keine Scherze machen. Foitzick

Eine Rahmenerzählung

„Als ich vor zwei Jahren bei meinem Bruder in Brasilien zu Besuch war..." begann der Weltreisende.

„Wird es lang?" fragte ich; denn wir standen auf verkehrsreicher Straße.

„Es ist eine kurze Rahmenerzählung!" sagte er und packte meinen Ellenbogen, um in Ruhe fortzuspinnen: „...hatte ich mir den rechten Oberschenkel verletzt. Darum ließ ich ihm bei meiner Rückkehr sofort einen mahagoni-polierten Klosettsitz schicken."

„Darum?" fragte ich.

„Um es ganz deutlich zu sagen: dort war alles selbstgebaut und roh und ungehobelt. Auch jener Rahmen."

„Ach so!" nickte ich.

„Als ich jetzt wieder zu meinem Bruder in den Urwald kam, war mein erster Gang dorthin, wo mein Geschenk angebracht sein mußte — oder vielmehr: hätte sollen sein. Es war aber nicht. Darum kehrte ich stehenden Fußes um..."

„Darum?" fragte ich.

„Sollte ich mich nochmals verletzen? — stehenden Fußes um und stellte meinen Bruder zur Rede. Er aber deutete nur nach einem Bild an der Wand, einer Photographie seiner Schwiegereltern in breitem, ovalem Mahagonirahmen."

„Und?" fragte ich, da der Weltreisende herausfordernd schwieg.

„Das war es! Der Rahmen war mein Geschenk! Es hatte nicht sollen sein — es war zu schön gewesen!"

„Das war wirklich eine kurze Rahmenerzählung", gab ich zu.

„Und sie läßt tief blicken!" bemerkte der Weltreisende. „Nur darum habe ich sie erzählt." D. P.

1. April, abends

Von Ratatöskr

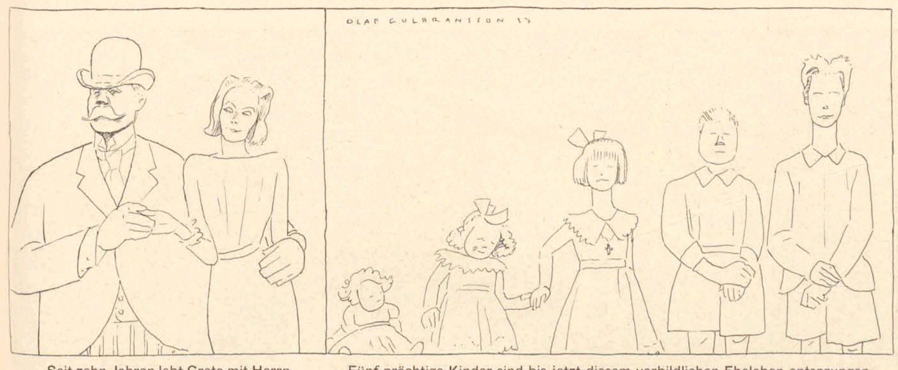
Der Tag war heute dick mit Pech gespickt.
Ich fühle mich in den April geschickt . . .
Leg' ich ihn mürrisch und bedeppt beiseite?
— Nein, altes Haus; denn morgen folgt der zweite.

Der dritte übermorgen und so fort.
Es eilt die Zeit; stabil ist nur der Ort.
Und der sogar läßt sich, wenn nötig, wechseln,
aus einem Klotz zu einem Becher drechseln.

Auch mir wird dieser Trick gelingen . . . Gilt's?
Ich greife nach dem Mantel und dem Filz
und pilgre stumm und tief in mich versponnen
durch Abendrot und Dämm'rung — in die „Sonnen".

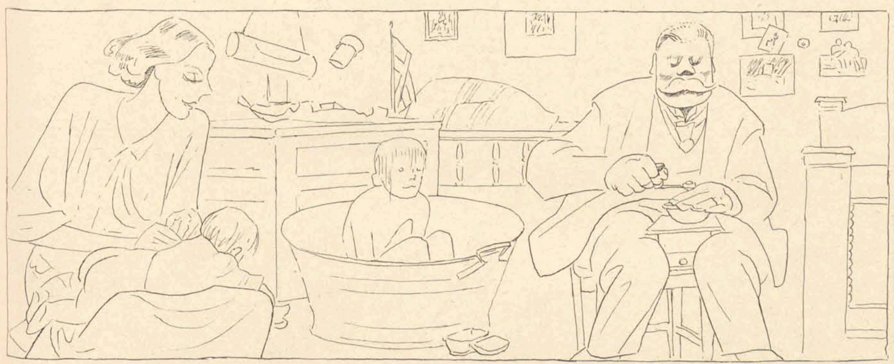
Was tu' ich dort? . . . Was ich nicht lassen kann:
wir mühen uns selbander, zwei, drei Mann,
mit Taten, Worten und verschmitzten Blicken
ihn, den April, in den April zu schicken.

Das Geheimnis um Greta Garbo enthüllt

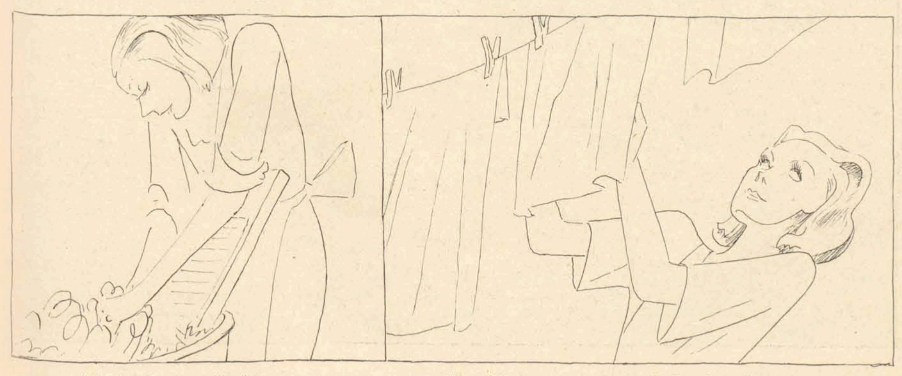


Seit zehn Jahren lebt Greta mit Herrn Gösta Garbo in glücklichster Ehe

Fünf prächtige Kinder sind bis jetzt diesem vorbildlichen Eheleben entsprungen und versprechen tüchtige Mitglieder der schwedischen Gesellschaft zu werden.



Tief in den Wäldern von Hollywood liegt das schlichte Heim der Garbos. Vater Garbo, der als Fahrstuhlführer tätig ist, hilft seinem Frauchen gerne bei der Hausarbeit. Greta lebt ganz für ihre Kinder und das ist wohl der Grund, weshalb man sie nie in der Öffentlichkeit sieht.



Wäschereien traut sie nicht, denn die könnten Chlor verwenden.

Wie schön ist es, wenn Greta, die Hausfrau, die trocknende Wäsche prüft und dabei ein Liedchen ihrer Heimat trällert.

Der Aufsitzer

(Wilhelm Schulz)



„Jetzt war'n ma den ganzen Tag beinand', Lina, — woaßt wos, du g'fallst mir so guat, dich heirat' i gleich!" — „April, April! I bin scho verheirat'!"

Ehre, dem Ehre gebührt!

Eine Geschichte aus der „guten, alten Zeit"

Von Willfried Tollhaus

Regierungsrat Wittrisch hatte einen schlechten Start beim Rennen auf der Beamtenlaufbahn gehabt. Er kroch erst aus der Verpuppung des Referendars, als seine Studiengenossen bereits fröhlich als Assessoren über die Staatswiese flatterten. Regierungsrat wurde er mit einer Dienstzeit, mit der andere schon vor der Beförderung zum Direktor standen. Das alles kümmerte ihn nicht. Als Junggeselle hatte er nur eine Liebe, die Verwaltungsjuristerei. Er wußte und konnte sehr viel, war anspruchslos und höflich und nahm niemandem übel, daß er vor ihm befördert wurde. Diese Selbstlosigkeit trieb er so weit, daß er jeden Dienstälteren in der dritten Person ansprach.

So hatte er es auch gehalten, als sein Konreferendar Keune vor ihm Regierungsrat geworden war. Dessen Begabung bestand darin, daß er den Papst zum Vetter, das heißt in seinem Fall: einen Onkel als Personalreferenten im Ministerium hatte. Sonst fiel er durch besondere Verdienste oder atembeklemmendes Wissen nicht auf. So war schon früh sein Name Keune im intimen Kreis in „Keune-Ahnung" umgedichtet worden. Was ihm an Genialität fehlte, ersetzte er durch Pedanterie. Als eine seiner wichtigsten Leistungen galten Verfügungen über die Benutzung von blauen, roten, grünen und lila Bleistiften im Dienstgebrauch. Unordnung erhöhte seinen Blutdruck auf 200. Wehe dem mittleren Beamten, der ein Stück Papier seines Frühstücksbrotes neben den Papierkorb warf oder gar Schnitzel auf dem Korridor vor dem Amtszimmer Keunes liegen ließ. Darüber geriet er in krampfartige Wutzustände.

Als Wittrisch zum erstenmal Keune in der dritten Person ansprach, dachte dieser, er mache Witze. Aber er irrte. Wittrisch begründete sein Benehmen damit, daß in der Beamtenschaft, ebenso wie in der preußischen Armee, Subordination das wichtigste sei. „Ehre, dem Ehre gebührt!", sagte er. Keune hatte bald Gelegenheit, zu begreifen, was Wittrisch unter Subordination verstand. Die Voraussetzung dafür war anscheinend sein unerschütterlicher Glaube, sein Vorgesetzter wisse und leiste mehr als er. Deshalb könne er als Untergebener immer von ihm lernen. Nahm er in einer Besprechung der Sachbearbeiter unter Vorsitz eines Vertreters des Ministeriums das Wort, so tat er es erst, wenn die höheren Gehaltsklassen ihre Bedeutung bereits erwiesen hatten. Dann stellte er Fragen. In der dritten Person. Tückische Leute behaupteten, er halte Prüfungen ab. Die Examinanden fielen dabei meistens durch.

Auch sein Amtsleiter, Regierungsdirektor Lobedanz, bestand häufig nicht. Das wurde ihm unangenehm. Er schlug Wittrisch vor, „ein besseres Vertrauensverhältnis" herzustellen. Wenn er irgend etwas wissen wolle, könne er ihn jederzeit außerhalb der Sitzungen danach fragen. Für Wittrischs Entgegenkommen erwies er sich dankbar, indem er ihm gute Referate übertrug.

Oberregierungsrat Keune, dessen Onkel pensioniert worden war, ehe er die Beförderung seines geliebten Neffen zum Regierungsdirektor durchsetzen konnte, zitterte bereits, wenn der Name Wittrisch nur genannt wurde. Er versuchte, ihn durch Einladungen gut zu stimmen und bot ihm das brüderliche Du an. Wittrisch bestand darauf, ihn weiter in der dritten Person ansprechen zu dürfen.

Der allerhöchste Chef des Amts, Ministerialdirektor Lettwitz, der wie alle Juristen ein schlechter Christ war — („Macht ihr einen zum Minister — wird ein guter Christ er", sagt Grillparzer), freute sich dieser Spannungen zwischen Wittrisch und seinen Vorgesetzten, weil der Diensteifer dadurch gefördert wurde. Als Wittrisch wieder einmal Keune in der dritten Person bewiesen hatte, daß Herr Oberregierungsrat von einem Gutachten, unter dem sein Name in stolzem Schwung stand, nur dunkle Vorstellungen besaß, ließ Lettwitz die Bemerkung fallen, Wittrisch habe nicht nur ausgezeichnete Manieren, sondern sei auch ein guter Beamter. Er denke, ihn ins Ministerium zu holen. Dann genoß er mit herzhafter Niedertracht die entsetzten Gesichter von „Keune-Ahnung" sowie des schlafsüchtigen Lobedanz und verließ die Sitzung.

Wittrisch erwehrte sich in der dritten Person des Honigseims, mit dem er nunmehr übergossen wurde. Im stillen gestand er sich ein, daß er jetzt ein glücklicher Mann und der wahre Herr des Amtes sei. Daß seine Untergebenen höhere Titel hatten als er, erhöhte nur den Reiz der Situation.

Er erschrak daher sehr, als ihn Ministerialdirektor Lettwitz kommen ließ und ihm sagte, er wolle ihn wirklich ins Ministerium nehmen. Aber nur unter einer Bedingung: Er müsse „Sie" zu ihm sagen und dürfe ihn nicht in der dritten Person ansprechen.

Dabei sah er ihm mit einem verfluchten Schmunzeln in die Augen.

Wittrisch war so verblüfft, daß er kein Wort herausbrachte.

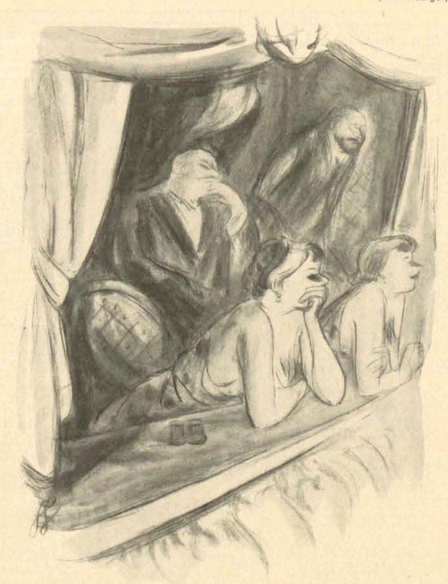
Nun winkte ihm Lettwitz mit einer Ministerialratsstelle. Wenn er sie annahm, dann stand er über Lobedanz und Keune und konnte auch ihnen nicht mehr in der dritten Person aus respektvoller Entfernung Unannehmlichkeiten sagen. Woher sollte dann noch die Freude am Leben kommen? Er senkte den Kopf und bat: „Lassen mich der Herr Ministerialdirektor ruhig, wo ich bin. Wenn man so lange wie ich in der dritten Person gelebt und gesprochen hat, kann man nicht mehr umlernen."

Sollte man glauben, daß der stramme Lettwitz im tiefsten gerührt war, als er es hörte? Er stand auf, gab Wittrisch die Hand und sagte: „Lieber Wittrisch — sagen Sie wenigstens zu *mir* ‚Sie' — als Beweis, daß wir Freunde sind. Ich schlage Sie auch nicht als Ministerialrat vor, wenn Sie es nicht wollen." Da sah ihn Wittrisch mit etwas feuchten Augen an und hatte Mühe, herauszukriegen: „Ich danke Ihnen — herzlich."

An der Tür drehte er sich noch einmal um und lächelte. „Man wird vielleicht ein bißchen komisch auf seine alten Tage. Aber dann tut es doppelt wohl, wenn einer, vor dem man wirklich Achtung hat, weiß, wie es zugegangen ist. Das wollte ich Ihnen doch noch gesagt haben, Herr Ministerialdirektor." Und damit kehrte er in die Region der dritten Person zurück.

Abwertung

(Wallenburger)



„Fabelhaft, sein Temperament, direkt himmlisch!" - „Auf der Bühne, Kitty, laß' dir gesagt sein - *nur* auf der Bühne - - !"

ERSCHUSS VON HINTEN

VON

FELIX RIEMKASTEN

„Ich möchte euch gleich in aller Deutlichkeit sagen", sagte Herr Studienrat Grantig zu seiner gesamten Familie, „damit es jeder gut weiß und sich danach richten kann: diese blöde Manier mit dem ersten April und diese blöden Witze mit ‚April-April' — das verbitte ich mir. So."

Schon im Anfang der Rede hatte er die Augen kullern lassen, aber am Schluß der Rede klang das „verbitte ich mir" wie Donner im Hochgebirge. Er meinte es ernst und hatte die Angst, es möchte vielleicht jemand albern genug sein, etwa nicht ernst genug zu glauben, zu merken, zu fühlen und zu wissen, daß er es ernst meinte. So daß also hinterher diese blöden Witze doch wieder mit ihm versucht würden.

„Wie im vorigen Jahre", grollte er und sah die Frau, den Sohn, die Tochter und die gehorsame Magd böse und giftschnöde an. „Es ist eine so blöde Blödelei", erboste er sich, „etwas so hirnlos Dummes, so im Rahmen der Dummheit außerdem noch erbarmungswürdig Dummes ..."

Er wollte es gern genau kennzeichnen; denn er war Studienrat und erfaßte es als seine Aufgabe, das zu Sagende zutreffend zu sagen.

„Also derart dumm", sagte er, „daß es nur für Dumme dumm genug sein kann, während es in Wahrheit für den denkenden Menschen nur ein Anlaß zum Ekel wie zum Mitleiden sein kann. Darum verbitte ich mir das. Es gibt einen Humor, der Humor ist durch seine sozusagen geistvollen Bestandteile, so daß im wahren Humor immer ein Körnlein höheren Goldes liegt, in dem vielfach sogar ein überlegener Geist sich offenbart, während in solchen April-Aprilfällen ..."

Er wurde immer zorniger. Margarete, seine Frau, schien ihn mit Empörung anzuschauen, die Magd glotzte nur dumm, aber der Sohn wie die Tochter schienen Neigung zu haben, versteckt zu kichern.

„Denn wieso dies ein Witz sein soll", schrie er sie an, „wie im vorigen Jahre, mir zuzurufen, ich möchte ans Telefon kommen, während ich gerade eine heiße Kartoffel im Munde habe, und nachher war am Telefon niemand, und dies alles nur, um albern darüber zu lachen, während es keineswegs lächerlich ist, mit einer Kartoffel im Munde, und außerdem einer heißen Kartoffel ... Also", schrie er sie alle zusammen an, „ich verbitte mir das, ich verbitte es mir entschieden, ich hoffe, ein jeder hat mich verstanden."

„Und um das", antwortete seine Frau giftig, „um das mußt du mich und uns alle so anschreien?"

Die Magd sagte gar nichts, aber sie dachte sich etwas, und ihr Blick gegen den Herrn war Schmach. Und die jüngere Generation blickte finster, bis aus der Finsternis dann doch das nicht mehr zu haltende Gekicher brach.

Und solchermaßen begann der erste April; er begann mit Gewölk.

In der Küche beschwor die Mutter Magd und Kinder: „Er ist ja spinnet; nun bitte ich bloß: laßt ihn in Ruhe und reizt ihn nicht!"

Und sie ließen ihn alle in Ruhe und reizten ihn nicht, sie grollten und maulten nur und hielten dieses Haus offenbar für ein Zuchthaus und saßen finster und schweigend. Der Hausherr saß streng und aß noch viel schweigender; denn in seinen Nerven zitterte es leise. Und dann läutete das Telefon; der Sohn ging hin, rief „Hallo" und rief dann verlegen herüber: „Vater möchte mal an den Apparat kommen!"

In diesem Augenblick erbrach sich die Tochter in schier irrsinnigen Gelächtern. Die Mutter war starr entsetzt, der Vater maß die Tochter mit einem menschenmordenden Enterbungsblick, die Magd stand ganz still. Nur der Sohn am Telefon versuchte zu murmeln: „Es ist wirklich wahr!" Aber alsdann wurde auch er von Gelächtern gepackt.

Und nun sprach der Vater feierlich, aber bleich wie der Tod: „Idioten seid ihr allzumal insgesamt, und idiotischer noch als alle sonstigen Idioten; und das ist mein Fleisch und Blut! Es kann mich anekeln."

Und er aß weiter, aber mit Wetterleuchten. Er ging nicht an den Apparat.

Und dabei hatte es doch für ihn geläutet, und zwar ziemlich wichtig. Es war kein April gewesen!





Lieber Simplicissimus

Es war in einer kleinen schwäbischen Stadt. Ich hatte auf der Durchfahrt eine Stunde Aufenthalt und benützte diese Zeit, um das Städtchen etwas kennenzulernen. Während ich es langsam durchbummelte, kam mich plötzlich ein menschliches Rühren an. Rasch betrat ich die nächstgelegene kleine Wirtschaft und suchte mich zu orientieren. Dabei kam ich an der Küche vorbei, in der die Wirtin hantierte. Freundlich und bereitwillig wies sie mir den Weg.
Als ich zurückkam, stand sie unter der Türe und so bedankte ich mich mit einem „Vergelt's Gott". Die Frau nickte mir freundlich zu und beantwortete meinen Dank mit den hierauf üblichen, in diesem Falle allerdings etwas unpassenden Worten: „Seg'n 's Gott!"

*

Der heranwachsende Junge eines schwäbischen Pietisten war in der Zeit des Reifens zunehmend mit einer gesunden, dem Alten aber stark mißfallenden Lebensfreude erfüllt. Dauernd lag ihm sein Erzeuger mit seinen Mahnungen im Ohr, nicht dem Irdischen zu verfallen und schon als junger Mensch „der Ewigkeit zu leben". Eingedenk der Tatsache, daß man hienieden in jedem Augenblick „abberufen" werden könne.
Der Junge spürte durchaus keine rechte Lust, kopfhängerisch durchs Leben zu wandeln, und eines Tages ärgerte er sich mehr als sonst, da man ihm versagt hatte, an einem Tanzvergnügen teilzunehmen, und begehrte trotzig auf: „Wenn man sich überhaupt emmer mit 'm Ewige beschäftige soll", meinte er zum Entsetzen des Alten, „was hat dann 's Irdische für en Senn?"

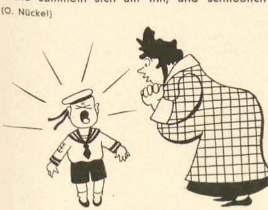
*

Tante Hulda ist äußerst autofeindlich eingestellt und diese Einstellung bringt es mit sich, daß sie auch autofremd geblieben ist. Volant bedeutet für sie Besatz an Damenkleidern, und wenn sie das Wort „parken" hört, schüttelt sie den Kopf und meint: „Zu meiner Zeit sagte man ‚im Park lustwandeln'." Neulich traf ich sie zufällig in der Stadt. „Wohin denn, Tante Hulda?" „Ich will ins Kino." „Welchen Film siehst du dir denn an?" Da kräht Tante Hulda laut und vernehmlich: „Den Film: Ja, in Oberbayern!"

*

Folgendes hat sich neulich vor einem großen Kaufhaus zugetragen. Peter hatte, zusammen mit seinem Vater, die Schaufenster beguckt. Plötzlich aber, als er sich umdreht, ist der Vater weg. Ein paar Tränen rollen über die Backen. Wo mag er nur sein? Im Kaufhaus? Oder drüben in der Gastwirtschaft?
Peter stampft mit dem Fuß auf die Erde. Dann aber fängt er — und er weiß wohl selbst nicht, ob aus Angst oder aus Wut — laut zu heulen an. Ein paar Leute sammeln sich um ihn, und schließlich ist auch ein Schupo da. Aber die ersten Fragen nach Name, Wohnung usw. scheint Peter überhaupt nicht zu hören. Der Schupo stupst ihn an die Schulter. „Du", sagt er, „nun gib mal Antwort. Wer ist denn dein Vater?" „Mein Vater?" ruft da Peter und stampft von neuem mit dem Fuß auf, „mein Vater ist ein ganz, ganz großer Haderlump!"

(O. Nückel)



*

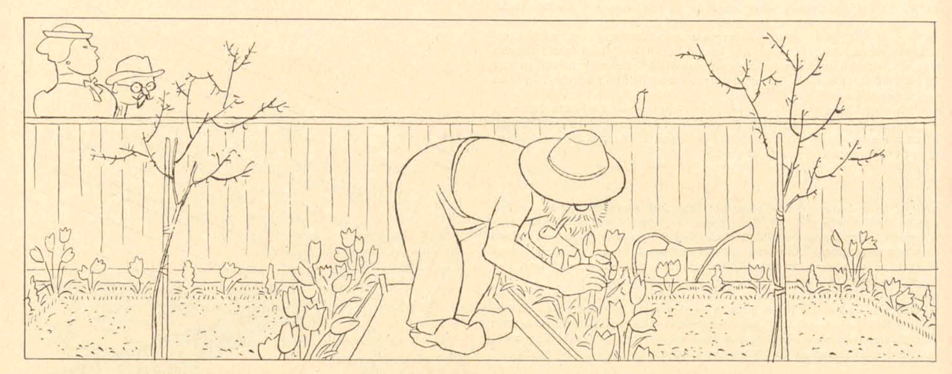
Der Standesbeamte des kleinen Städtchens kannte Fräulein Paula gut. Sie hatte in sehr knappem Abstand zwei uneheliche Kinder angemeldet und nun kam sie prompt mit dem dritten. „Mein Gott", rief er bestürzt aus, „das ist sicher auf das Gesetz der Serie zurückzuführen!"
„Naa", erwiderte daraufhin Fräulein Paula und schlug schamhaft die Augen nieder, „es war auch diesmal der Hausknecht vom Hotel zur Post."

*

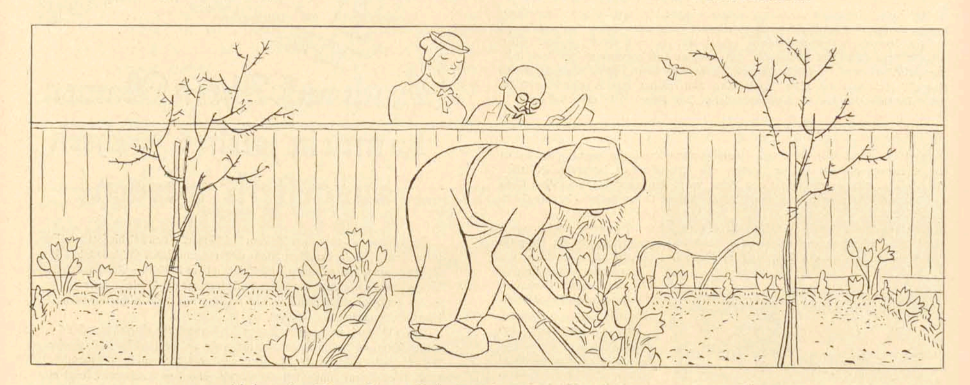
Erste Gesangstunde in der untersten Volksschulklasse. Der Lehrer will feststellen, welche Melodien den Kindern schon bekannt oder gar geläufig sind. Er spielt ein paar Takte auf der Geige, und dann fragt er: „Na? Wer kennt das Lied?" Ein paar Finger melden sich: „Hänschen klein."
„Gut", nickt der Lehrer. Dann folgt ein Weihnachtslied, Kuckuck — Kuckuck, Winter ade, und fast alle Kinder kennen die Melodien. Nun aber wird es schwieriger. Der Lehrer spielt: „Ub' immer Treu und Redlichkeit", die Kinder sitzen und spitzen die Ohren, aber niemand meldet sich.
„Na?" lächelt der Lehrer, „e i n e r von euch vierzig wird doch wohl auch dieses Lied kennen?"
In der hintersten Reihe zeigt sich eine Hand. Ein blonder, stoppelborstiger Junge steht auf. „Ich weiß es", sagt er, „Deutschlandsender!"

Fatale Verwechslung

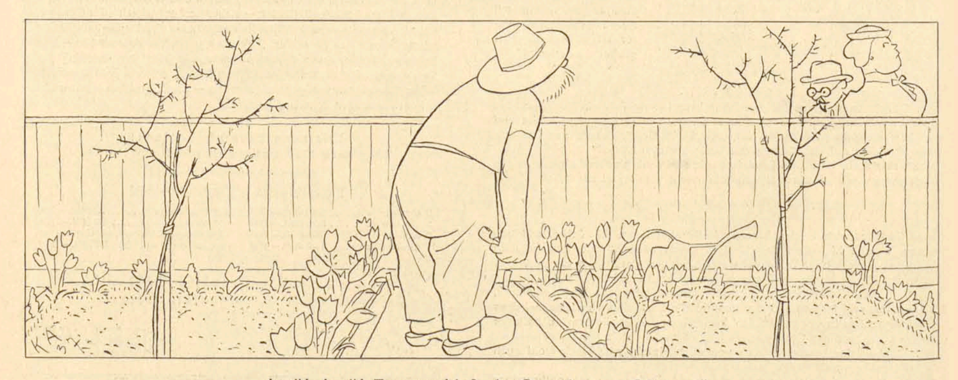
(Karl Arnold)



„Sieh mal an, der Herr Geheimrat sind schon in aller Frühe bei den Blumen!"



„Habe die Ehre, Herr Geheimrat, guten Morgen zu wünschen!"



„April! April! Es wor bloß da Oarsch vom Gärtner!"

Grün ist der Frühling

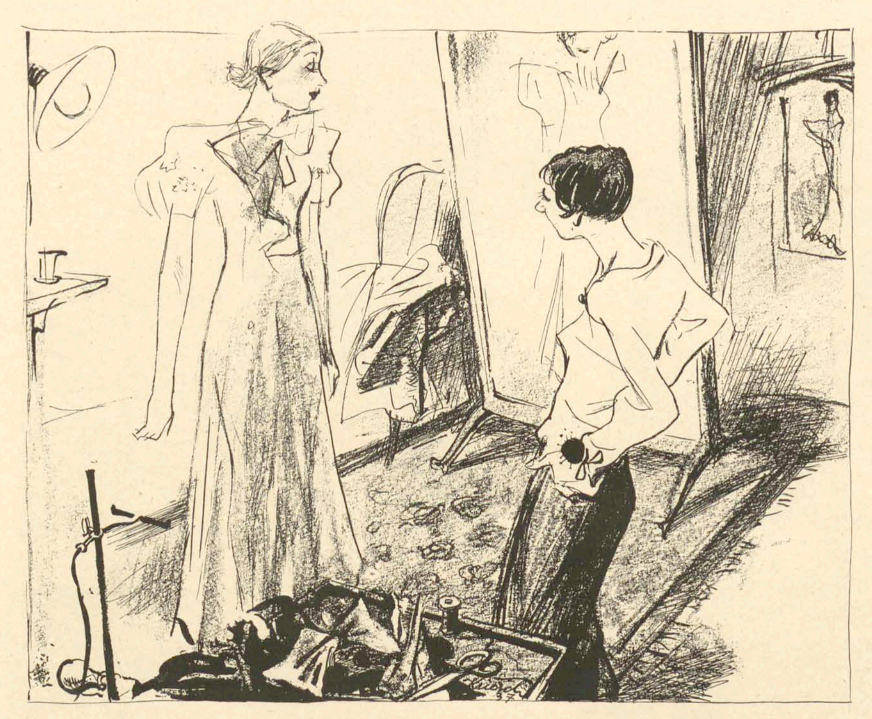
(K. Heiligenstaedt)



„ . . . man hätte viel mehr vom Frühling, wenn das Gras farbecht wäre . . . !“

Grenzen der Mode

(R. Kriesch)



„Ich kann Ihnen versichern, gnädige Frau, die Hüftpartie ist nicht zu stark betont, auf irgend etwas muß doch schließlich auch die Dame sitzen!“

Der Trauergast

Je mehr ich meine Gedanken auf den Toten sammelte, je lebendiger ich ihn mir vorstellte, um so heftiger wurde der Lachreiz. Lag wirklich in dem Kasten der gute Freund? Schaute er uns gar mit irgendwelchen seelischen Augen bei unserm Treiben zu? Eben war der Deckel geschlossen, da schritt endlich einer herein, der jedenfalls einige schwungvolle Würde entwickelte. Mit gemessener Wucht trat er heran, und als er beide flache Hände auf den Sarg preßte, war es wirklich wie feierlicher Abschied. Schon eilte er die Reihe der Leidtragenden entlang, händedrückend, ergriffen murmelnd. Zuletzt packte er auch meine Hand und schaute mir in die Augen. „Humm! Humm! Hummilumm!“ sprach er schmerzvoll. Er flüsterte mir unter wehklagendem Kopfschütteln ins Ohr: „Wenn schon, denn schon!“ setzte seinen Zylinder auf und zog mich zur Droschke.

„Nun machen Sie aber bloß das Verdeck 'runter!“ fauchte er dem Fahrer zu. „Der ganze Aufzug verfehlt ja seine Wirkung!“ Und damit wandte er sich nach den andern Wagen um, feixte, winkte gemessen und suchte alle zu gleichem Vorgehen zu bewegen. Wir stiegen ein. Der erste Aprilschauer prasselte auf unsere Zylinder.

Einige Fußgänger blickten ungläubig; aber der Mann neben mir trug heiligen Ernst zur Schau. Nun zog er auch noch ein rotseidenes Nastüchlein und preßte es mit der freien Linken an die Backe. „Weinet!“ rief er zwischendurch und warf den Fußvölkern der Straße gebietende Blicke zu. Da trug wirklich einmal einer Pathos ins Leben! Dieser Mann, der doch offenbar ganz unbeteiligt herumschauspielerte, war mir gegenüber all den unbeholfenen, kümmerlich verstellten „Leidtragenden“ eine echte Herz- und Augenweide.

Auf dem Kirchhof wiederholte er seinen gramgebeugten Rundgang mit Händedrücken. „Der treue Tote ging mir sehr nahe!“ murmelte er. Er sang ergriffen die tröstliche Strophe mit, er hing hingerissen am Mund des Pastors, er schluchzte laut auf, pünktlich bei jener einzigen rührenden Episode, die der Prediger erbeutet hatte, trat endlich kopfschüttelnd an die Grube und warf weitausholend seine drei Schäufelchen — noch eine, fünf, sechs, sieben Schöllchen auf den Sarg. Ich erledigte meine Sache trotz des bezwingenden Vorbildes nur scheu und rasch. Rundgang, Händedrucke, „Humm! Humm! Hummilum!“, dann stand er wieder neben mir, flüsterte: „Wie geht es jetzt weiter?“ Es wäre alles vorüber, vermutete ich.

„Und der Sommer? Wird er nicht angefeiert? Wie? Wer hat denn eigentlich die Regie? Aber das ist doch kein Frühlingsfest!“ „Nein“, sagte ich.

„Soll aber!“ rief er laut: „Wer ist hier verantwortlich?“ Er war mit einem Sprung am Rand der Grube, hob beide Arme und rief: „Recht ist ihm geschehen! Fort mit ihm! Deckt ihn gut zu! Laßt ihn nicht hinten hoch kommen! Ein Miesmacher war er! Viel zu lange hat er es getrieben! Er ging mir sehr nahe! — — — Aber nun laßt uns ausgehen, einen Besseren zu suchen, laßt uns ausgehen, dem Sommer entgegen!“ Und damit ergriff er den schönsten und buntesten der Kränze, hängte ihn schräg um, schulterte auch den Regenschirm, schob den Hut in den Nacken und rief nach Musik...

Zwei starke Männer hakten ihn ein und brachten ihn raschen Schrittes zur Pforte. Ich eilte hinterher. „War das nicht richtig? — Wer leitet denn die Sache?“ fragte der Fremde.

„Was suchen Sie überhaupt bei dieser Beerdigung?“ fragte der stärkere von den starken Männern.

Da holte der Bekränzte eine gedruckte Karte aus der Tasche: „Einladung zur feierlichen Beerdigung des Winters, Treffpunkt im Trauerhause Luisenweg 17 Erdg., 1. April, 11 Uhr vormittags. Frack erwünscht.“

Dem unbekannten Drucker dieser Einladung auf diesem Weg meinen herzlichen Dank! Nur eins täte mir leid: wenn mein begrabener Freund, dieser Mann des Lebens, vielleicht doch nicht zugeschaut hätte!

Dirks Paulun

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. IV. Vj. 36 20174. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Der erste Zerknall

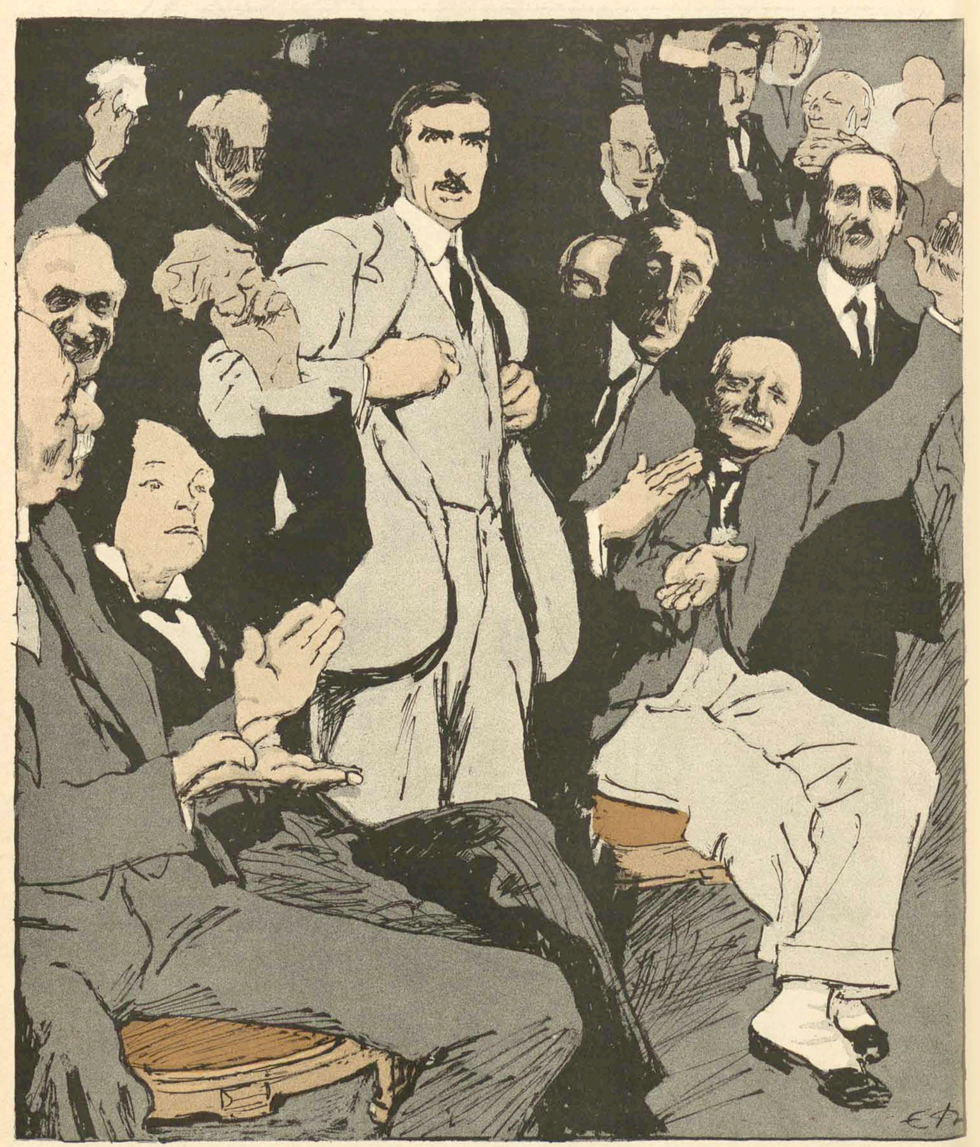
(Erich Schilling)



Die französische Aufrüstungsanleihe wird auf Vorschlag der Genfer Abrüstungskommission dazu verwendet, die Maginot-Linie in die Luft zu sprengen. Monsieur Blum vollzieht soeben die erste Sprengung.

Das Wunder an der Themse

(Eduard Thöny)



Als Außenminister Eden den Beschluß der Regierung kundgab, alle Kolonien des Empire zu verschenken, um künftig allen internationalen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehn, herrschte auf den Bänken der Abgeordneten heller Jubel und einstimmig wurde der Entschluß gutgeheißen!

München, 11. April 1937
42. Jahrgang / Nummer 14

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Der Frühling packt aus!



„Meine diesjährigen Modelle sind wie immer neu, aktuell und nicht zu überbieten!"

Kleine Schreie im Frühling

Von Bastian Müller

Sie hatten heute keine Schule, die Jungen von elf Jahren. Es war dazu ein Tag, der so angenehm duftete, nach Wind und Fluß, nach weiten Wiesen und hohem Wald.

Klaus ging über die Felder; die Hände in den Hosentaschen, pfiff er leise vor sich hin: er war so recht vergnügt. Hinten war der Deich. Klaus steuerte über die gewundenen Wege darauf zu. Der warme Wind blies ihm auf den Rücken, leise knisterte die saubere Bluse.

Dann stand er oben auf dem Damm und lugte ringsum in die Weite. Auf der einen Seite waren die Felder. Ganz fern war eine Kette runder Hügel. Er sprang den Deich hinunter und streifte mitten in die Weite der Wiesen; er hatte eine unbestimmte Ahnung, vielleicht gab es etwas zu entdecken. Vielleicht hatte der Fluß etwas angetrieben oder war in der Weide bei der Schilfkuhle wieder ein Nest mit Eiern. Letztes Jahr hatte ein Käuzchen dort gebrütet.

Wie ein Königreich dehnten sich die Wiesen, eine blaßgrüne Prärie. So im Daherschlendern pfiff Klaus ein Lied nach dem anderen, und er schaute nach den Wolken; sie flogen weiter, immer größer wurde die blaue Lücke: es war ein schöner Tag. Für den Sommer brauchte er eine Festung; einen sicheren Wigwam in der grünen Prärie. — Wie wäre es, wenn er jetzt einen Platz ausfindig machen würde? —

Gleich ließ er das Pfeifen sein. Seine Schritte wurden behutsam — sein Herz klopfte schneller. Dabei streifte er in einem großen Bogen um ein Gebüsch. Das war fast ein Wald, so wie es da dunkel über der Ebene in den Himmel ragte; ein Wald aus lauter Gestrüpp, mit einem einzigen Baum, einer Erle, die in der Krone dürr war. — Im großen Bogen umkreiste er den ganzen Horst: er war von allen Seiten dicht. Und es gab einen trockenen Flußarm, der dahinein mündete. Vielleicht war im Gebüsch ein Tümpel mit Wasser —, das war wichtig für eine lange Belagerung; sonst konnte man ja auch darin baden. Sowas mußte eigentlich da sein, es sah ganz danach aus.

Nach allen Regeln der Kunst schlich er durch die Schlenke in das Gehölz. Es war kühl darin, vom Schatten der Sträucher und vom Tümpel. Er war viel größer, als Klaus ihn sich vorgestellt. Er war fast ein See; darauf konnte man schon ein Floß gebrauchen! Zum Baden war er etwas schlammig, aber man konnte ... nein, man mußte die Scheu überwinden: führte der Mississippi nicht auch ungeheure Schlammassen mit? — Gott sei Dank war die Erde weich, da fiel das Graben einer Höhle nicht so schwer. Es standen sogar zwei knorrige Weiden da, solche, die einen hohlen Stamm von zwei, drei Meter Höhe haben, darauf wächst dann ein Nest junger Zweige: Weidenköpfe heißen sie. — Klaus tat einen leisen Pfiff durch die Zähne, die eine war Munitionslager, die andere ein Sommerwigwam; eine Bank ließ sich sicher darin bauen und ein Versteck für Tabak und Pfeife.

Vielleicht gab es sogar Fische unten im Tümpel, am liebsten Aale ..?

Klaus kroch unter einen Schlehdornbusch, da stand das dürre Gras vom Vorjahr hoch und er kuschelte sich hinein. — Das war ein Platz! — Ganz prima! — Drüben vom Tümpel gurrte eine Wildtaube, gurrte und gurrte ... Klaus hielt bebend den Atem an: ob die Tauben dort brüteten? — Er lag reglos und lauschte. Das Gurren drang dumpf und werbend in den Frühling.

Einmal war es als huschte ein Schatten über den Tümpel; noch gurrte die Taube ...

Da war es wie ein Schrei ... Wie ein — ein — kleiner Schrei. Oder träumte er mit offenen Augen?

Was war der Schatten gewesen? — Jetzt knackten kleine Zweige. Ein gurgelnder Ton gluckste über den Tümpel ... Da — da — der Schatten kam — ein Habicht landete auf der winzigen Lichtung vor dem Schlehenbusch.

Klaus lag wie ein Stein; die Brust atmete kaum noch. Er sah mit weitaufgerissenen Augen ... Der Habicht hatte die Taube — seine Taube geschlagen; sie lag da vor den Fängen des Räubers.

Die Augen des Habichts waren blind vor Gier; er tänzelte mit gesträubtem Gefieder, dann hackte der Schnabel, er traf den Hals seiner Beute ... Da fielen wie durch ein Wunder alle Federn von der toten Taube; — der Wind trieb die weichen Bauchdaunen in Klaus' Gesicht. Das war unheimlich, es konnte fast nicht wahr sein — er schloß die Augen für einen Augenblick nur, er mußte sich besinnen, daß alles war ...

Da knackte brechend ein Knochen ...

Klaus hielt die ganze Zeit über die Augen geschlossen. Er wagte es nicht, sie zu öffnen. Hundertmal hatte er mit Todesverachtung den Indianerhäuptlingen kämpfend ins Auge geschaut; hundertmal — jetzt brannten seine Lider, rot flimmerte es vor den zugepreßten Augen: denn manchmal drangen würgende Laute des kröpfenden Habichts messerscharf in die Ohren.

Er hörte einen Schnabel wetzen und Gefieder plustern: dann rauschte etwas kaum hörbar davon. Etwas später wagte er hinzuschauen; nur flüchtig: zwischen dem Kranz grauer Federn lagen die roten Taubenfüße. — Klaus schlich durch die Schlenke davon. Er trat auf einen morschen Zweig ... Oben glitt der Habicht von der Erle mit der dürren Krone; glitt davon, über die grüne Prärie, immer weiter zum Fluß hin.

Das Wasser des Tümpels roch faulig! Klaus rannte auf die Wiesen, im weiten Bogen um das Gehölz: — nie wollte er da eine Festung haben! Und plötzlich platzte ein unterdrückter Schrei aus seiner Kehle; ein kleiner Schrei voll großer Angst ...

Steigerungen?

Von Ratatöskr

Wozu immer sich vergleichen
mit Herrn Ix und Ypsilon?
Kannst ja doch kein Plus erreichen,
steckt's nicht in dir selber schon.

Laß den andern ihr Geschnupper
hin und her im Weltenraum
nach dem kompara- und super-
lativistischen Seifenschaum.

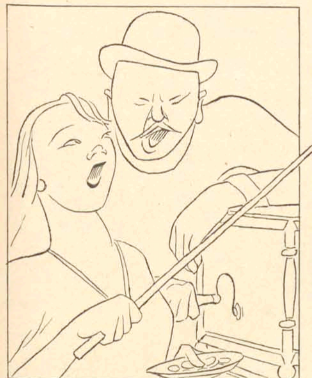
Bei dem Schielen und Beneiden,
lieber Freund, geht's immer schief.
Lern' es, dich mit dir bescheiden.
Dann erst bist du positiv.



(Fr. Bilek)

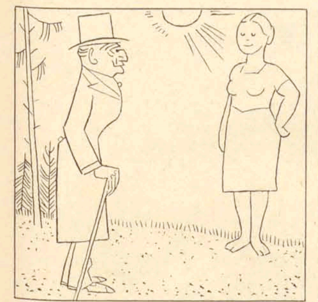
Anna, ihr Schorschl und der Herr Graf Adelbert von Eberhorst

oder: Jung gefreit hat nie gereut / Eine Moritat von Karl Arnold



Graf Adelbert von Eberhorst
Lustwandelte in seinem Forst,
Da hört der edle Ritter
Im Walde ein Geknitter.

„Sind's Wilddieb?" denkt Graf Adelbert,
„Im Erbforst? Das wär' unerhört!"
„Halt", ruft er, „wer ist da?!"
Zurück ruft's: „Die Anna!"



Da sah der Graf die Anna stehn,
Und gleich war es um ihn geschehn.
Sein edles Blut, es wallt,
Obzwar er schon recht alt.



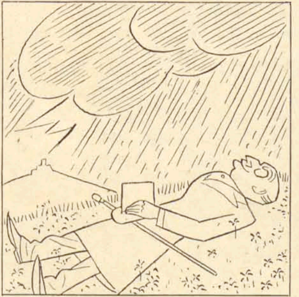
Er sprach zur Anna: „Ich liebe Sie!"
Die fragt gleich drauf: „Warum g'rod mi?"
Das hat den Graf erregt,
Sein Herze schneller schlägt.



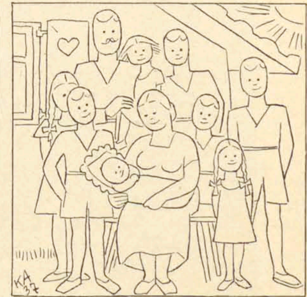
„Nein", sagt die Anna, „da wird nix draus,
I hab' mein' Schorschl scho' zu Haus,
In den bin i valiebt!"
Dies hat den Graf betrübt.



„Dann leben Sie wohl, Sie schönes Kind!
Bedauere, daß Sie schon vergeben sind.
Mir tut mein Herz so weh',
Gestatten, daß ich geh'."



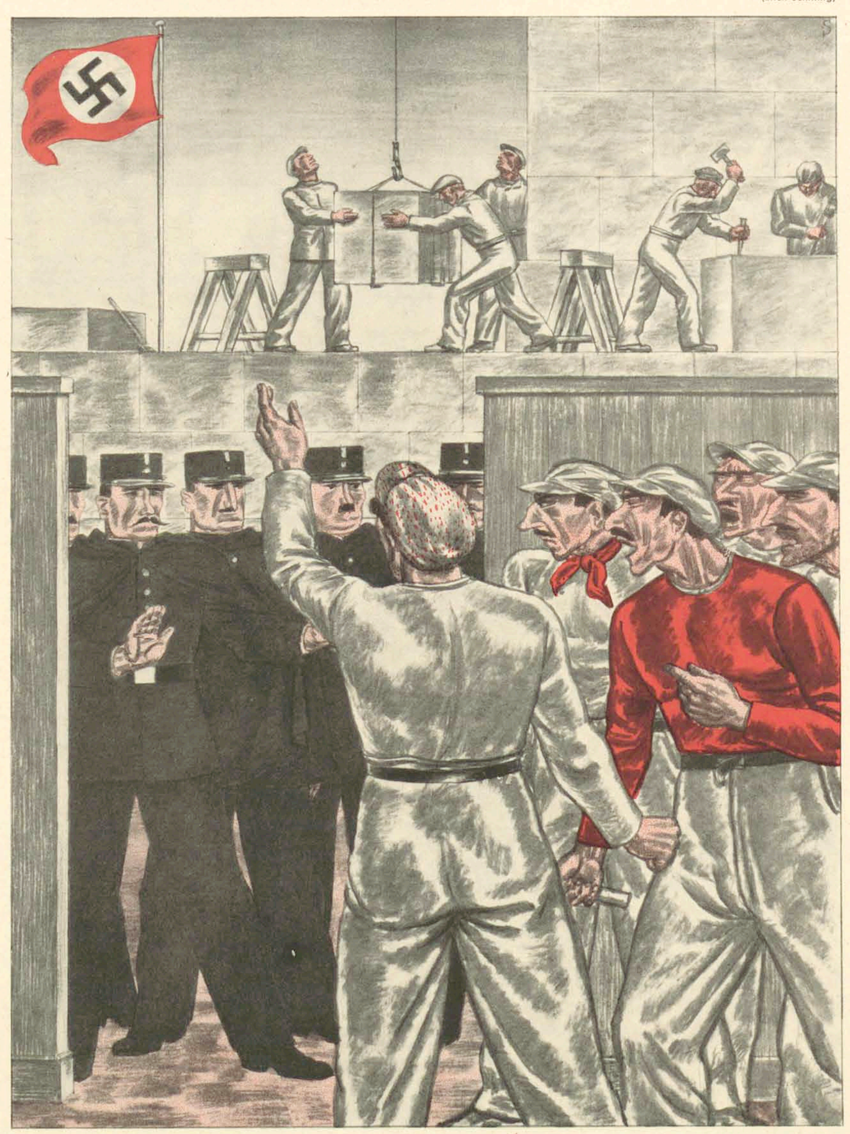
Der Graf wandelte noch zehn Schritt fürbaß,
Dann fiel er um und war ganz blaß.
Sein Herz konnt's nicht dermachen,
Er mußte dem Dasein entsagen.



Indem, daß der Graf ein Sonderling war,
Sind überhaupt die Wege der Liebe sonderbar.
Die Anna und ihr Schorsch sind g'sünder
Und haben heut' viele Kinder.

Streikposten vor der Pariser Weltausstellung

(Erich Schilling)



Am deutschen Pavillon: „Was, das wollen richtige Arbeiter sein? Merde! Die arbeiten ja!"

Tante Annas Kaffeekränzchen

Von A. Wisbeck

Nein, Frau Geheimrat Bonifazius hätte es damals, als ich diese Geschichte erzählte, nicht nötig gehabt, Tante Anna's Kaffeekränzchen vorzeitig zu verlassen. Und für Fräulein Hagedorn lag kein Grund vor, den Kanarienvogel zu füttern, ehe sie meinem Bericht bis zu seinem Ende gefolgt war. Ich will es zwar nicht bestreiten: Hotelerlebnisse spitzen sich mitunter zu Vorkommnissen zu, die eine getreue Wiedergabe in wohlanständigem Damenkreise unziemlich erscheinen lassen. Was aber nun mein damaliges Erlebnis im Hotel „Imperial" betrifft, so mußte selbst eine Dame wie meine Tante Anna, die, in eigener Ausübung ihrer Tugend ehrenvoll ergraut, einen erstaunlichen Spürsinn für die Untugend anderer aufweist, unumwunden zugeben, daß es sich um ein harmloses Geschichtchen handle. Ich werde es nun in der gleichen Weise wiedergeben, wie ich es damals erzählt habe. Denn es wäre mir wertvoll, zu erfahren, wodurch mein Erlebnis in Tante Anna's Kaffeekränzchen eine gewisse Verwirrung tragen konnte.

Ich erzählte also:

„Auf einer Reise war ich zu später Nachtzeit in einem ansehnlichen Hotel abgestiegen. Das Haus strotzte bereits von Gästen, und so hatte ich es nur einem Zufall zu verdanken, daß ich noch ein hübsches, im dritten Stockwerk gelegenes Zimmer erhalten konnte. Zum Verständnis eines späteren Vorkommnisses sei über dieses Zimmer bemerkt, daß eine Glastüre auf einen der üblichen ‚Balkons' führte, die in Handbreite ein Stockwerk umlaufend, mehr der äußerlichen Zierde als dem Gebrauch dienen. ‚Ich ahne bereits', mummelte Tante Anna vor sich hin, ‚in dem gleichen Stockwerk wohnte natürlich ein Weib!' ‚Sehr gut beobachtet!' bemerkte ich, ‚es war eine Dame. Sie hieß Tricy, kam aus Boston und hatte das neben dem meinen liegende Zimmer am gleichen Tage bezogen, an dem ich selbst angekommen war. Daß es sich um eine weibliche Nachbarschaft handle, konnte ich bereits am frühen Morgen feststellen, denn fröhliches Geträller, das hinter einer Seitentüre meines Zimmers anhob, weckte mich aus dem Schlaf. Das Rieseln und Rauschen von Wasser sagte mir weiterhin, daß sich ein Badezimmer neben dem meinen befände, in dem meine Nachbarin ihre morgendliche Erfrischung nahm. Ich konnte hören, wie sie im Wasser plätscherte, sich abbrauste, prustend aus der Wanne sprang und ihren nackten Körper mit kräftigen Massageschlägen bearbeitete. ‚Ja, ja, diese Weiber von heute', warf Frau Geheimrat Bonifazius ein, ‚daß sie einen fremden Herrn nicht gleich zum ‚Schinkenklopfen' einladen, ist noch ein Wunder!' ‚Und überhaupt', wisperte Fräulein Hagedorn, ‚wenn ich mir denke, daß sich ein Mann vorstellen könnte, wie ich —!' ‚Unnötige Sorge!' beruhigte ich sie, ‚ich würde mir bei Ihnen nichts vorstellen. Um aber in meiner Erzählung fortzufahren: Durch das Schlüsselloch der Türe, hinter der meine Nachbarin badete, fiel ein breiter Lichtstrahl in mein Zimmer. Ich stand auf, ging an die Türe heran. ‚Siehst du', unterbrach mich Tante Anna, ‚deshalb verstopfe ich auch immer Schlüssellöcher mit angefeuchtetem Zeitungspapier. Es ist ein einfaches Mittel.' ‚Ja', bestätigte ich, ‚es genügt jedoch auch ein Taschentuch, das man über die Klinke hängt. Und das tat ich in diesem Fall, denn das Licht störte mich. Ich kroch wieder in mein Bett und schlief bis in den tiefen Morgen hinein.

Ein Zufall ergab es, daß ich meine Zimmernachbarin Tricy noch des gleichen Tages kennenlernte. Sie war jung und schön, und wenn sie ihr Persianermützchen im kecken Schnick über dem Scheitel kupferroten Haargelockes trug, dann gab es vom Liftboy bis zum Greis keinen Mann im Hotel, der ihr nicht bewundernd nachgesehen hätte. Um mich aber keines oberflächlichen Urteils schuldig zu machen: Tricy war auch klug, und wenn ich dem noch beifüge, daß sie ein lebensprühendes Temperament besaß, so mag dies ihr Bild vervollständigen. Wir wurden bald gute Freunde, unternahmen gemeinsame Spaziergänge, speisten gemeinsam, und gingen abends miteinander zum Tanz.' ‚Und nachher?' frug spöttisch Fräulein Hagedorn, und faßte mich scharf in ihr stahlgraues Auge. ‚Nachher verabschiedeten wir uns vor Tricy's Zimmer', fuhr ich fort. ‚Im übrigen muß ich gestehen, daß ich mich bald in Tricy verliebte oder, um die ganze Wahrheit zu sagen, daß ich sie aus vollem Herzen liebte und von Tag zu Tag lieber gewann. Ich schwieg darüber. Denn es wäre mir lächerlich erschienen, von einem Gefühl zu sprechen, das — wie ich damals annahm — nicht erwidert wurde.' ‚Ja, ja, so raffiniert muß man es bei den Männern machen', kicherte Frau Geheimrat Bonifazius, ‚so tun, als ob — da fallen sie am leichtesten darauf herein!' ‚Wie dem auch sei', fuhr ich fort, ‚eines Tages klagte mir Tricy über ihre Schlaflosigkeit. Wenn sie so, mit ihren Gedanken allein, in ihrem Bett läge — —' ‚Ich glaube', warf Tante Anna rasch ein, ‚hier kannst du einen Schlußpunkt machen. Du darfst nicht vergessen, daß du unter Damen bist!' ‚Ich bin erst beim Strichpunkt!' versicherte ich, ‚und was Tricy's Schlaflosigkeit betrifft, so empfahl ich ihr als bestes Gegenmittel die Langeweile. Zu diesem Zweck erbot ich mich, ihr so lange aus meinen Manuskripten vorzulesen, bis sie eingeschlafen sei. Tricy lachte bei meinem Vorschlag fröhlich auf und hatte nur die Befürchtung einzuwenden, daß es ihrem Ruf schaden könne, wenn ich bei einem nächtlichen Besuch ihres Zimmers beobachtet würde. Diesem Bedenken mochte ich mich selber nicht verschließen, und so schien mir der um das Stockwerk laufende ‚Balkon' schließlich doch noch einem zweckdienlichen Gebrauche nutzbar zu sein. In der gleichen Nacht noch — es war die letzte vor Tricy's Abreise — quetschte ich mich über den engen Steg, überkletterte als guter Sportsmann ein hinderndes Quergestänge und stand schließlich vor der Glastüre, die in Tricy's Zimmer führte. Lichtschein fiel durch das Gewebe der Gardinen. Ich pochte leise an die Türe. Die Gardinen öffneten sich ein wenig, und mit etwas verängstigtem Ausdruck stand Tricy vor mir, nur mehr durch das Glas der Türe von mir getrennt. ‚Und durch eines dieser modernen Schleierhemden', fauchte Tante Anna, ‚die noch mehr zeigen, als da ist!' ‚Sie trug ein blau gestreiftes Pyjama', suchte ich zu begütigen. Aber Frau Geheimrat Bonifazius hatte sich bereits von ihrem Stuhl erhoben. ‚Es wird Zeit, daß ich nach Hause gehe', meinte sie mit schneidender Stimme. ‚Ihre Geschichte fängt an, zu interessant zu werden!' Sie ging ab. ‚Ob Hansi nicht Hunger hat?' fiel es plötzlich Fräulein Hagedorn ein, und sie verfügte sich zum Kanarienvogel in das andere Zimmer. Nun hatte ich nur mehr Tante Anna als Zuhörerin, doch fuhr ich in meiner Erzählung fort: ‚Nach einigem Zögern versuchte Tricy die Türe zu öffnen. Sie war verschlossen. Wir nickten uns lachend zu, und ich kletterte den gleichen halsbrecherischen Weg zurück, den ich gekommen war.' —

‚Nun würde auch ein Badezimmer für Sie frei!' bot mir der Zimmerkellner am nächsten Tag an, ‚die Dame von nebenan reist ab.' Empfehlend schlug er mit der Hand gegen die Klinke der Seitentüre, und diese sprang auf. ‚Verdammte Schlamperei!' mäkelte der Kellner, ‚da hatte nun mein Kollege wieder einmal vergessen, das Badezimmer gegen das Ihre abzusperren. Die beiden Zimmer waren eben vorher als ‚Appartement' vermietet. Nun ja, bei anständigen Herrschaften kommt ja trotzdem nichts vor.' ‚Nein', sagte ich, ‚es ist nichts vorgekommen', und daß ich mir heute Nacht fast den Hals gebrochen hätte, ist meine eigene Schuld. Denn man soll nicht immer auf die Ordnung dieser Welt vertrauen, sondern manchmal auch auf ihre Schlamperei!

Durch das Badezimmer ging ich nun zu Tricy hinüber, Sie stand, bereits für die Reise gekleidet, zwischen ihren Koffern. ‚Nun müssen wir also Abschied von einander nehmen', sagte sie leise, und es war mir, als ob ich verhaltenen Schmerz in ihrer Stimme hörte. Ich wollte sprechen, doch ehe ich Worte fand, lagen wir uns in den Armen und küßten uns. Es wurde an die Türe gepocht. Der Hausdiener kam, um Tricy's Gepäck abzubefördern. Ich drückte ihr noch einmal die Hand und habe sie seither nicht wiedergesehen.

‚Das war alles?' fragte Tante Anna, und ich glaubte, eine gelinde Enttäuschung aus dieser Frage klingen zu hören. ‚Ja, das war alles!' ‚Und warum hast du das nicht gleich gesagt?' ‚Weil man eine Geschichte nicht von rückwärts nach vorne erzählen kann.' ‚Freilich — natürlich', stotterte etwas verlegen Tante Anna. ‚Und du hast diese Dame seit jener Zeit wirklich nicht wiedergesehen?' ‚Nein, seit vorgestern nicht mehr', bestätigte ich, ‚denn ich bin erst gestern von der Reise, auf der ich Tricy kennengelernt habe, zurückgekehrt.' ‚Wie — was?' kreischte Tante Anna mit zitternden Unterkiefern auf. ‚Dann wirst du mit dieser Person vielleicht sogar noch einmal zusammentreffen?' ‚Ja', sagte ich, und konnte das Gefühl meines Glückes kaum unterdrücken, ‚aber leider erst am nächsten Dienstag.' ‚So — so', murmelte Tante Anna vor sich hin, ‚du wirst dieses Geschöpf wiedersehen! Nun ja, das Weitere denke ich mir lieber. Pfui!'"

Das sage ich zum April . . .

Von Anton Schnack

Die kleinen Tage; Nachtgespinste; Träumereien; Schatten;
Der Fall des Schnees; das kalte Abendrot;
Die grünen Dämmerungen, welche Nebel hatten,
Sind fort und tot.

Nun fängt es an; das gute Geh'n im Garten,
Das träge Schnuppern in die junge Luft,
Das Brüten über rußgeschwärzten Meer- und Länderkarten,
Derweil die süße Flöte eines Vogels ruft.

Ich halte mich bereit für schwärmerische Damen
Und gehe gern zu einem Stelldichein.
Ich bitte um die Zeit, den Ort und um die Namen;
Denn Liebe im April berauscht wie Wein.

Die Wiesen wachen auf mit grünen Gräsern.
Ich spüre etwas, das mich müde macht.
Der neue Himmel wird schon sonnengläsern.
Auf einen Frühjahrsmantel bin ich sehr bedacht.

Aus schwarzer Wolkenwand stürzt jäh ein Regenschauer.
Die Vogelflöte im Geäst wird still.
Mein Blut liegt abenteuerhungrig auf der Lauer,
Doch weiß es nicht, was und wohin es will . . .

Junge Dame Anita / Von Hans Schulz

Unerträglich, wie langsam die Zeit vergeht. Jetzt ist es halb vier Uhr und das bedeutet: noch eine halbe Stunde Wartezeit! Vier Uhr, hat sie gesagt, ist sie bei mir. Hm ... es könnte auch halb fünf Uhr werden. Mit Leichtigkeit ... sicher kommt sie erst um halb fünf. Junge Damen sind nie pünktlich. Und wenn ihnen dies Unglück dennoch einmal passiert, dann schauen sie Kinobilder oder Plakatsäulen an oder gehen vor dem Haus auf und ab ... das ist nun mal so.

Draußen wird's dämmrig, es regnet, die Dächer sehen so schmutzig aus und alles ist ein wenig unfreundlich. Fünf Minuten nach halb vier. Das Zimmer mißt zwölf Schritte Länge und sieben Schritte Breite. Jetzt hab ich also glücklich so und so lang gelebt, um festzustellen, wieviel Schritte mein Zimmer mißt. Wenn man übrigens quer durch geht, von Ecke links bis Ecke rechts, sind es vierzehn Schritte. Auf und ab ... auf und ab. Vierzehn Schritte dauern genau siebzehn Sekunden. Wie oft müßte ich demnach vierzehn Schritte gehen, bis es vier ... und bis es halb fünf Uhr ist? Unsinn, Unsinn, hier steht ein Stuhl, so, da setz ich mich jetzt hinein und rauche eine Zigarette. Eine Zigarette zu rauchen, beansprucht drei bis vier Minuten, je nach dem. Junge Dame Anita, punkt halb fünf Uhr. Der große Zeiger nähert sich der Zahl acht.

Könnte man nicht wenigstens lesen? Bücher sind in genügender Anzahl vorhanden, und vielleicht lenkt es ab. (Es lenkt nicht ab, man weiß so etwas schon vorher, dennoch: sei's drum, versuchen wir's!) Seite zwölf, links oben:

Wenn er an einer Straßenecke stand und seine Zigaretten feilbot, da — eine junge Frau überquerte die Fahrbahn, kam auf ihn zu — rotblonde Haare

Besonders eigenartig sind ihre Haare, ganz unbestimmbar, brünett im Grundton, gegen das Licht schimmern sie ein wenig rot, und dann werden sie wieder ganz stumpf, fast düstern, irgendwie unheimlich. Rotblond? Nein, Gott sei Dank ist sie nicht rotblond —

braune Augen, ein schmales Gesicht, in der Hand schwenkt sie das Täschchen

Braune Augen! Augen, in denen die Freude und der Jubel, das Lachen und die Tränen von allen Menschen, so auf dieser Erde wandeln, gegenwärtig sind. Braune Augen — aber das Braun wird manchmal schwarz, und das Licht werfen sie zurück, Lichtfluten werfen sie auf mich, wenn sie mich ansieht; und danach ist man geblendet und ein wenig nervös und rückt im Stuhl. Irgendwie ähnlich dem In-die-Sonne-sehen.

und die schlanken Beine, die so selbstbewußt

Ja, ja, die schlanken Beine, ja, ja, und wie schlank die sind, und wie furchtbar schön, o du lieber Himmel ... junge Dame Anita! Dreiviertel vier Uhr.

Dieses Buch ist ja blöde. Da stehen immer nur so Tatsächlichkeiten drin; harte, kalte, lieblose Brocken werden einem da vorgeworfen. Man kann das nicht lesen, wenn man weiß, was hinter diesen Dingen sich verbirgt, und wenn man ahnt, daß einen (beispielsweise) die braunen Augen ... lieben.

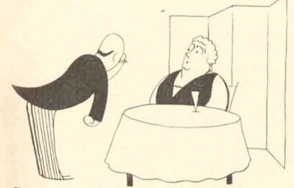
Lieben? Ach, wenn man das nur wüßte! So und so lang hab ich jetzt gelebt, um nur drei reichlich oft gesprochene Worte aus einem Mund zu hören, welcher der jungen Dame Anita angehört, die ich vor sechs Wochen kennengelernt habe. Damals, da bin ich noch ins Kino gegangen und ins Theater, und habe gelesen, lebte und träumte also in fremden Welten. Nun aber ist dies alles unmöglich, Kinos und Theater verblassen vor einer Wirklichkeit, die nicht nur von sechs Uhr fünfzehn bis acht Uhr fünfzehn gegenwärtig ist, sondern immer. Leider: immer. Beim Einschlafen und beim Aufstehen, im Büro und in der Straßenbahn. Immer, immerzu gegenwärtig! Leichtes Lächeln schwebt im Raum ... junge Dame Anita! Fünf Minuten vor vier Uhr. In der nächsten Straßenbahn: es könnte sozusagen eine Möglichkeit sein, daß sie drinsitzt. Unter all den fremden Leuten! Die Männer werden sie sicher genau beschauen und ihre Blicke ganz wild hin und her werfen; die Frauen aber werden uninteressiert tun und sich den Anschein geben, als seien sie dieser lächerlichen und komischen Welt meilenweit entrückt, gleichsam auf einem anderen Stern beheimatet. — Ach, wie schön ist es, all dies sich vorzustellen und im Geist den Wagen auf seiner Fahrt in meine Nähe zu verfolgen.

Vier Uhr. Die Stunde ist da! So gern man es vermeiden möchte ... dennoch zieht's einen vor den Spiegel. Mensch, Mensch, so siehst du also aus! Reichlich dumm eigentlich — besonders die Nase kann man als durchaus einfältig wirkend bezeichnen und der Schneider hätte die Jacke auch ruhig mehr auf Taille arbeiten können ... und dies Stückchen Mensch also (es starrt mich an aus dem Nickelrahmen, wird immer fremder, entfernter, wird zu etwas gänzlich Unbekannten und Niegesehenen, das man hochmütig-mitleidig einer Prüfung unterzieht!), dies Stückchen Mensch also — das möchte nun gern geliebt werden. Mit welchem Recht, hä? Weil es wieder liebt? Weil es glaubt, wiederzulieben? (Und selbst, gesetzt den Fall, diese Liebe wäre Wirklichkeit — sie bestände doch nur in mir und in meiner ureigenen Welt, die ich mit mir herumtrage. Wie macht man das eigentlich, eine fremde, furchtbar fremde Anita-Welt von dieser Wirklichkeit zu überzeugen?)

Vier Uhr fünf: es läutet! Sie steht vor der Tür, die Augen lächeln ein wenig ins Unbestimmte hinein, sie sehen mich an, doch auch wieder durch mich hindurch ... und ein Mund läßt leicht die Zähne durchschimmern. — Liebt sie mich oder nicht? Oh, dies alles ist vergessen. Denn sie ist ja greifbar da, steht vor mir, spricht. Ein paar Worte, gleichgültige Worte. Ich antworte auch, aber ich höre kaum, was ich sage.

(O. Nückel)

Lieber Simplicissimus



Dr. Ferdinand Hick ist nicht unter einem Glücksstern geboren. Mancherlei Widerwärtigkeiten, von denen neunundneunzig Prozent der Menschheit verschont wird, stoßen ausgerechnet ihm zu. Neulich aber scheint sich das Blatt zu wenden. Seine Bewerbung als erster Ingenieur bei den Kenkerwerken ist so gut wie angenommen, und es gilt nur noch, sich in aller Eile bei der Inhaberin, der Geheimrätin Kenker, vorzustellen. Auf einem Wohltätigkeitsfest gelingt es ihm endlich, die Geheimrätin ausfindig zu machen. Er stürzt sich an ihren Tisch, knallt die Hacken zusammen und sagt: „Hick."
„Erlauben Sie", ruft da die Geheimrätin, steht auf und wendet sich zum Gehen, „wenn Sie es nicht wissen sollten: Ich bin Vorsitzende des Frauenbundes gegen Alkohol!"

*

Bei Schmelzles im zweiten Stock geht es oft sehr laut zu; die stets teilnehmende Nachbarschaft kommt bei den wortreichen Ehegefechten immer voll und ganz auf ihre Rechnung. Der Hausbesitzer ist manches gewohnt, aber ihm mißfällt, daß bei diesen nach außen dringenden hitzigen Debatten meist wenig salonfähige Kraftausdrücke fallen. Er macht dieserhalb Frau Schmelzle eine zarte Andeutung. „Ach", entgegnet die, „mit de' eheliche Zwistigkeite ist's wie mit de' Blähunge: wenn man sich Luft schafft, gibt's keine angenehme Geräusch', aber nachher ist einem wieder viel wohler!"

*

Ein Amerikaner betritt ein Friseurgeschäft. Während er bedient wird, bemerkt er an der Wand zwei Totenmasken, die er aufmerksam betrachtet. „Was sind das für Köpfe?", erkundigt er sich.
„Das sind die Totenmasken von Beethoven und Dante", wird ihm erklärt.
Nach einer Pause sagt er gelassen: „Eine gute Reklame für den Friseur, alle zwei sind glatt rasiert!"

*

Willi ist ein Bub von neun Jahren. Er hat eine Schwester Erna, die sechs Jahre älter ist, was ihm ständigen Kummer bereitet. Denn immer und überall redet sie ihm ein und ist ihm natürlich in jeder Hinsicht über. Willi trachtet deshalb bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit, ihr eins auszuwischen.
Als einmal mehrere Gäste da sind, sitzen die beiden Kinder auch bei Tisch. Da ißt Willi im Eifer zwischendurch rasch mit dem Messer. Schon hat es Erna bemerkt und weist ihn deshalb zurecht, noch bevor die Mutter etwas sagen kann. — „O mei', wegen dem Messer da!", tut Willi die Sache als für ihn nebensächlich beiseite. „Aber", sagt er nun — ohne rechten Zusammenhang allerdings — zu seiner körperlich sehr gut entwickelten Schwester, „dir kauf' ich demnächst einen Busenhalter!" — Das Mädchen wird über und über rot und senkt den Kopf, was Willis Angriffslust nur verstärkt; denn er wendet sich jetzt laut an die Mutter, so daß die ganze Tischgesellschaft aufmerksam wird: „Du, Mama, was kostet denn so ein Busenhalter für die Erna?" — „Zwei bis drei Mark, Willi — aber hör' mal, das ist doch kein Tischgespräch!" — Doch der Bub ist noch ganz bei der Sache. Er schweigt einen Augenblick und rechnet anscheinend sein Taschengeld nach. Dann: „Du, Mama, ist das für einen oder alle zwei?"

*

Lieschen saß auf einer bunt geblumten Wiese und lehnte ihr Köpfchen elegisch an die vom Schneider gut wattierte Brust Ottos; während Otto sich krampfhaft bemühte, die Allüren zu kopieren, die sein Lieblingskinostar in solchen Situationen zu entfalten pflegte.
Lieschen aber träumte in das von Wolken wirr zerrissene Himmelsblau. „Du", flüsterte sie plötzlich, da sich Otto allzu konventionell gebärdete, „was der Himmel im Frühjahr für anzügliche Wolkenbildungen hat?!"

*

Ein Wanderer kommt auf der Landstraße an einem Grabhügel vorbei, den keine Blume und keine Inschrift ziert. Das tut seinem Herzen weh. Er legt einen Strauß auf das Grab und malt auf ein Brett:

„In dieser Grabeshöhle
liegt ein armer Wanderer.
Bruder, bet' für seine Seele."

Auf dem Rückweg findet er folgenden Zusatz von anderer Hand auf das Brett geschrieben:

„Hier begraben — dummes Luder —
liegt ein Esel. War's dein Bruder?"

Wir bitten unsere Leser, sich bei Anfragen oder Bestellungen auf den Simplicissimus zu beziehen.

Verwirrung im Lenz

(R. Kriesch)



„Nie wieder Liebe! Erst ziehe ich mich drei Stunden lang an, dann komme ich 'ne halbe Stunde zu früh zum Rendez-vous, werde patschnaß, und jetzt fällt mir ein, daß wir uns erst morgen treffen wollten!"

Das Hafenmädchen

Von Hans Leip

Niemals hab ich einen gebeten,
er solle hereinkommen.
Aber viele sind eingetreten
und dachten, die ist schon genommen.
Ihre Mienen waren leicht
und schmeckten schon die Lust,
und hielten alles für erreicht —
und haben von nichts gewußt.

Das sind die Jungs von der See,
die kennen den richtigen Wind,
die kennen Kehrwieder und Ade,
die kennen Tahiti und Bombay.
Aber im übrigen sind sie wie ein Kind.
Lot mi an Land!

Da jumpen sie vom Schiff,
die Brust gereckt und voll,
jeder Blick ist schon ein Griff
und sitzt, wie er soll.
Von der Tropensonne gebeizt,
gewürzt vom Biskayawind,
von jedem Mäuschen gereizt,
so wie Matrosen sind.

Das sind die Jungs von der See.
Auf See sind die Freuden nur klein.
Doch an Land blüht der richtige Klee,
und jedes Mädchen ist wie ein Reh,
und jedes Reh will umgelegt sein. —
Okee!

Einmal kam einer vorüber.
Sein Gesicht schien verdrossen.
Da sagte ich: Komm, mein Lieber!
Aber er blieb verschlossen.
Er hatte so etwas im Schnitt,
mir war so froh dabei.
Doch fern verhallte sein Schritt
im Nebel am Hafenkai.

Das sind die Jungs von der See,
unberechenbar wie der Wind.
Wenn sie kommen, sag ich: Geh!
Und lache. Doch mein Herz tut weh,
wenn sie gegangen sind. —
Goode Reis', min Jung!
Goode Reis'!

Der lächelnde Moment

(K. Heiligenstaedt)



„Halt! Nur mit dem Mund lächeln genügt nicht! Vor der Kamera müssen zum mindesten auch die Beine lächeln!“

Das offene Fenster / Von Saki

„Meine Tante wird gleich herunterkommen, Mister Nuttel", sagte eine sehr gewandte und offensichtlich an den Umgang mit Menschen gewöhnte junge Dame von fünfzehn Jahren, „in der Zwischenzeit müssen Sie mit mir vorliebnehmen."
Framton Nuttel versuchte ein paar passende Worte zu sagen, um der Nichte für den Augenblick gebührend zu schmeicheln, ohne die erwartete Tante ungebührlich hintanzustellen. Insgeheim zweifelte er mehr denn je, ob diese dauernden Pflichtbesuche bei völlig Fremden der Erholung seiner Nerven, derzuliebe er hier war, sehr förderlich waren.
„Ich weiß genau, wie es sein wird", hatte seine Schwester gesagt, als er sich zur Reise nach diesem ländlichen Winkel anschickte. „Du wirst dich dort vergraben, mit keiner Menschenseele reden und deine Nerven werden vom Trübsinnblasen schlechter werden denn je. Ich werde dir für alle meine dortigen Bekannten Einführungsbriefe mitgeben. Einige von ihnen sind, soweit ich mich erinnern kann, recht nett."
Framton fragte sich, ob wohl Mrs. Sappleton, die Dame, der er soeben einen der Einführungsbriefe hatte überreichen lassen, zur netten Sorte gehören mochte? „Kennen Sie viele von den hiesigen Leuten?" fragte die Nichte, nachdem sie beide ihrer Ansicht nach lange genug gemeinsam geschwiegen hatten.
„Kaum eine Menschenseele", sagte Framton. „Meine Schwester war vor ein paar Jahren hier und gab mir Einführungsbriefe an einige ihrer Bekannten hier mit." Diese letztere Feststellung machte er in einem Ton offenkundigen Bedauerns.
„Dann wissen Sie also praktisch nichts über meine Tante?" forschte die sichere junge Dame weiter.
„Nur ihren Namen und ihre Anschrift", gab der Besucher zurück. Er hätte gerne gewußt, ob Mrs. Sappleton wohl eine verheiratete Frau oder eine Witwe war. Ein ungreifbares Etwas im Zimmer schien auf einen männlichen Bewohner hinzudeuten.
„Die große Tragödie im Leben meiner Tante ereignete sich gerade vor nunmehr drei Jahren", sagte das junge Mädchen; „also nach der Zeit Ihrer Schwester."
„Eine Tragödie?" fragte Framton; irgendwie schienen Tragödien nicht zu diesem geruhsamen Erdenwinkel zu passen.
„Sie wundern sich vielleicht, warum wir dieses Fenster hier an einem Oktobernachmittag weit offenstehen lassen", sagte die Nichte und deutete dabei auf ein großes, bis zum Boden reichendes Fenster, das Ausblick auf einen Rasenplatz und den Park dahinter gewährte.
„Es ist noch recht warm für die Jahreszeit", sagte Framton. „Aber hat dieses Fenster irgend etwas mit der Tragödie zu tun?"
„Durch dieses Fenster gingen ihr Mann und ihre zwei Brüder vor heute genau drei Jahren zu ihrem täglichen Jagdgang hinaus. Sie kehrten nie mehr wieder. Auf ihrem Weg durchs Moor zu ihrem bevorzugten Schnepfen-Schußplatz versanken alle drei in einem trügerischen Sumpfloch. Es war, müssen Sie wissen, in jenem fürchterlich nassen Sommer, und Ubergangsstellen, die in anderen Jahren gangbar waren, gaben plötzlich unversehens nach. Die Leichen der drei wurden nie gefunden. Das war das Schaurige daran." Hier büßte die Stimme des jungen Mädchens ihre Selbstsicherheit ein und wurde von menschlicher Rührung überkommen schwankend. „Die arme Tante glaubt immer noch, eines Tages würden sie zusammen mit dem kleinen braunen Spaniel, der mit zugrundeging, zurückkehren und alle würden wie immer durch jenes Zimmer hereinkommen. Darum wird das Fenster jeden Abend bis zum Einbruch der Dunkelheit offen gelassen. Arme, liebe Tante, sie hat mir oft erzählt, wie sie davongingen, ihr Mann mit seinem weißen Regenhautmantel überm Arm und Ronnie, ihr jüngster Bruder, der sang: ‚Leb wohl, schwarzäugig Mägdelein!' — wie er das immer tat, wenn er Tante necken wollte, weil sie das Lied nicht mehr hören mochte. Wissen Sie, manchmal an stillen, ruhigen Abenden wie dem heutigen überläuft mich ein ahnungsvoller Schauer, als müßten sie alle gleich durch jenes Fenster hereinkommen..."
Die Nichte brach mit einem plötzlichen Frösteln ab. Es bedeutete eine Erleichterung für Framton, als nun die Tante mit einem Schwall von Entschuldigungen ins Zimmer trat: „Ich hoffe, Wera hat Sie gut unterhalten?" sagte sie.
„Sie war sehr unterhaltend", sagte Framton.
„Das offene Fenster stört Sie doch hoffentlich nicht?" sagte Mrs. Sappleton rasch. „Mein Mann und meine Brüder werden gleich von der Jagd zurück sein, und sie kommen immer auf diesem Weg herein. Sie waren heute auf der Schnepfenjagd im Moor; da werden sie wieder einen schönen Schmutz auf meine armen Teppiche hereintragen. Sie plauderte fröhlich weiter von der Jagd und der Seltenheit von Schnepfen und den Aussichten der Entenjagd für den Winter. All das war für Framton schaurig. Er machte einen verzweifelten, aber nur halb erfolgreichen Versuch, dem Gespräch eine weniger gespenstische Wendung zu geben. Er merkte wohl, daß ihm seine Gastgeberin nur geteilte Aufmerksamkeit schenkte und ihre Augen ständig nach dem offenen Fenster hinter ihm und dem davorliegenden Stück Rasen abschweifen ließ. Es war ein ausgesprochen unglückseliger Zufall, daß er seinen Antrittsbesuch gerade an diesem tragischen Jahrestag gemacht hatte.
„Die Ärzte sind sich darin einig, ich brauche nur vollständige Ruhe, keinerlei geistige Ermüdung und das Vermeiden jeglicher körperlicher Anstrengung", verkündete Framton, der unter dem weit verbreiteten Wahn litt, vollkommen Fremde und Zufallsbekannte würden gerne die letzten Einzelheiten der eigenen Gebrechen und Krankheiten, ihre Ursache und Behandlungsweise hören. „In der Ernährungsfrage sind sie sich nicht so ganz einig", fuhr er fort.
„Nein?" sagte Mrs. Sappleton mit einer Stimme, die gerade noch im letzten Augenblick ein Gähnen ersetzte. Dann plötzlich wurde sie munter und aufmerksam, aber nicht auf das, was Framton sagte. „Da sind sie ja endlich!" rief sie. „Gerade recht zum Tee. Sehen sie nicht aus, als wären sie bis zum Hals im Schlamm gesteckt?"
Framton überlief es kalt und er drehte sich der Nichte mit einem Blick zu, der sein mitfühlendes Verständnis ausdrücken wollte. Das junge Mädchen starrte mit einem Blick starren Entsetzens in den Augen an ihm vorbei, hinaus durchs offene Fenster. Mit einem eisigen Entsetzen unnennbarer Furcht fuhr Framton in seinem Sessel herum und blickte in dieselbe Richtung:
In dem sich verdunkelnden Zwielicht kamen drei Gestalten über den Rasen auf das Fenster zu gegangen. Jeder von ihnen trug ein Gewehr unterm Arm und einer von ihnen war darüber hinaus noch mit einem über die Schulter hängenden weißen Regenmantel belastet. Ein müder brauner Spaniel folgte ihnen dicht auf den Fersen. Lautlos näherten sie sich dem Haus, und dann begann eine rauhe junge Stimme aus dem Dunkel zu singen: „Was ist's, schwarzäugig Mägdelein?"
Framton riß hastig seinen Hut und Regenschirm an sich. Die Haustüre, der kiesbestreute Weg und die Gartenpforte waren die undeutlich wahrgenommenen Etappen seiner Hals über Kopf erfolgenden Flucht. Ein auf der Straße daherkommender Radfahrer mußte in die Hecke hineinfahren, um einen Zusammenprall mit ihm zu vermeiden.
„Da sind wir, meine Liebe", sagte der Träger des weißen Regenmantels, während er durch das Türfenster hereinschritt, „recht voll Schlamm, aber das meiste davon ist schon trocken. Wer war denn der junge Mann, der eben davonstürzte, als wir ankamen?"
„Ein äußerst seltsamer Mensch, ein Mr. Nuttel", sagte Mrs. Sappleton. „Er konnte nur von seiner Krankheit sprechen und floh ohne ein Wort des Abschieds oder der Entschuldigung, als ihr auftauchtet. Man könnte glauben, er habe Gespenster gesehen."
„Ich glaube, es war der Spaniel", sagte die Nichte ruhig. „Er sagte mir, er habe ein Grauen vor Hunden. Einmal, während er in Indien war, wurde er an den Ufern des Ganges von einer Meute von Paria-Hunden in einen Friedhof gejagt und mußte die ganze Nacht über in einem neu ausgeschaufelten Grabe verbringen, während die Bestien dicht über ihm knurrten, zähnefletschten und schäumten. Da hätte wohl jedermann die Nerven verloren."
Ihre Stärke war aus dem Stegreif erdichtete Romantik.

(Autor. Ubersetzung a. d. Englischen von Hans B. Wagenseil)

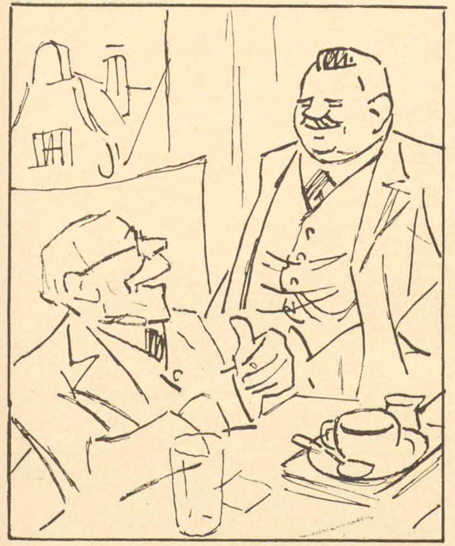
Telefon Nr. 32611 / Von Hanns A. Alfes

Die drei Freunde hausten seit einigen Wochen auf einer einsamen Berghütte; werktags stiegen sie mit ihren Skiern in den Bergen herum, aber samstags hatten sie Bedürfnis nach Geselligkeit. Sie fuhren dann meist herunter und begaben sich in den nahen Kurort, in dem an diesen Wochenendtagen Konzert und Tanz die Gemüter erfreute. Aber das kleine Bad hatte als Kurgäste nur ältere Leute; es herrschte Mangel an jungen Damen.
Um so erfreuter waren die drei, als ein Plakatanschlag das Auftreten einer Opernsängerin im Kurhaus ankündigte.
Nach dem Konzert, in dem sie mit großem Erfolg ihre Arien sang, erschien die junge Künstlerin im Ballsaal. Hermann forderte sie als erster Tänzer auf. Er näherte sich ihr mit klopfendem Herzen, aber bald, als er sie beim Tanz in den Armen hielt, war er wieder siegessicher. Er wollte seine zwei Freunde schon aus dem Felde schlagen! „Gnädiges Fräulein", flötete er, „Sie sind hier die einzige junge Dame, die Aufsehen erregt!" Sie lachte über sein Kompliment. „Ja, das merke ich seit Tagen an den Annäherungsversuchen der Herrenwelt. Dabei sind die älteren Jahrgänge die feurigsten Verehrer! Alle wollen sie meine Telefonnummer haben, weil ich mich tanzenderweise nicht verabreden will. Was würden Sie da machen?" Hermann schmunzelte. „Ich? Das ist doch einfach! Ich würde allen aufdringlichen Mannsbildern die Telefonnummer 32611 geben!" Sie stutzte. „32611? Was ist denn das für eine Nummer?" Der Tanz war zu Ende. „Das werden Sie schon sehen, Gnädigste!" Schmunzelnd ging Hermann an seinen Platz. Der zweite Tanz wurde von einem der Freunde Hermanns mit Beschlag belegt. Freudestrahlend erzählte der Beglückte nachher, daß er ihre Telefonnummer erhalten habe, ohne sie jedoch zu verraten. Dem dritten im Bunde erging es auch so; auch er notierte sich heimlich die Nummer 32611, ohne sie den andern zu zeigen.
Am folgenden Tage war die Telefonnummer 32611 von 12 bis 1 Uhr andauernd belegt. Auch die beiden Freunde mußten eine halbe Stunde warten, bis die Leitung endlich frei wurde. Als einer von ihnen die Zelle betrat, die Nummer 32611 wählte und die Sängerin zu sprechen wünschte, kam vom anderen Ende des Drahtes ein furchtbares Donnerwetter von Schimpfworten. Er konnte sich nicht denken, daß so etwa ein sich betrogen fühlender Ehemann fluchen könne. Das mußte schon ein routinierter Berufsmensch sein, der derart kräftig und anhaltend das Fluchen verstand. Endlich hörte er heraus: „Zum Donnerwetter, seit einer halben Stunde wird diese Dame verlangt, die ich nicht einmal kenne, was haben wir denn damit zu tun? Wir verbitten uns diesen Unfug." Der ahnungslose Hörer wußte nichts anderes zu erfragen als die Zahl 32611. „Jawohl, hier ist 32611!" kam es durch die Leitung. Bevor der Inhaber dieser Nummer aber einhängen wollte, erkundigte sich der also Genarrte, wer denn da sei, wer denn diese Nummer habe?
„Hier ist die Störungsstelle des Amtes!"
Nur Hermann bekam nachher, als er ihr dies erzählte, von ihr die richtige Telefonnummer!

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. IV. VJ. 36 20174. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Das dicke Ende

(Wilhelm Schulz)



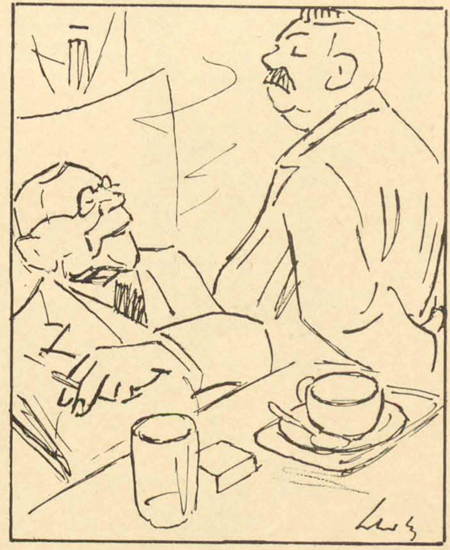
„Und wia g'fallt's Eahna denn bei uns?" — „Ausgezeichnet, Herr Posthalter, ganz ausgezeichnet! Ein reizendes altes Städtchen!



Und dann, wissen Sie, Ihr stimmungsvolles, altes Gasthaus! Für sowas hab' ich nun einmal ein ganz besondres Faible . . .



Diese Tradition, diese echten alten Möbel und Stiche an den Wänden . . . einfach wundervoll! . . . Allerdings — wenn dafür die



Bettwäsche ein bißchen weniger alt wäre, verehrter Herr Posthalter, würde das die köstliche Stimmung keineswegs beeinträchtigen . . ."

Rekrutenwerbung in England

(Eduard Thöny)



„Gentlemen, das ist nur eine der vier täglichen Mahlzeiten des Rekruten, und wenn Sie gleich in die Armee eintreten, können Sie sich sofort bedienen!"

München, 18. April 1937
42. Jahrgang / Nummer 15

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Die Aussichtsterrasse

(M. Dudovich)



„‚Glänzende Aussicht'! hat er heraufgerufen . . . Meint er nun seine Berge oder meine Beine?"

(Olaf Gulbransson)



Rudolf Sieck zum Sechzigsten

(18. April)

Hallo — einen Augenblick, lieber Alter!

Hier steh' ich im Bratenrock mit dem Psalter,
um mich ein bissel drauf auszutobigen
und Dich, so gut ich's vermag, zu belobigen.

O Mann des Gemüts und der dicken Brille,
was ist Dir die Welt? „Vorstellung und Wille".
Das heißt: Du hast sie so gewollt,
wie sie, wenn's richtig zuginge, sein sollt'
und wie sie auch überall ist allemal,
„wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual".

Und warum konnte Dir das gelingen?
Du hörst halt die Engel im Himmel singen,
hörst das Gras und die Bäume wachsen auf Erden,
hörst das ewige Atmen im Sein und im Werden
und steigst tagtäglich bis hoch übers Knie
durch die ganze sphärische Harmonie,
um die Klänge, die Deine Seele letzen,
für uns in Bildwerke umzusetzen . . .

— — — — — — — — — — —

So — und jetzt kommt es gleich knüppeldick:
Du müßtest nicht Sieck heißen, sondern — Musik . . .

— — — — — — — — — — —

Was soll dies bedrohliche Brillengefunkle?
— Ich geh' ja schon, Alter, und drück' mich ins Dunkle . . .

Dr. Owlglaß

DAS NOTIZBUCH

Den Mann ziert in der rechten oder linken inneren Brusttasche ein Notizkalender. Er wurde ihm um Neujahr von seinem Stamm-Kaffeehausbesitzer, seinem Stamm-Weinhausbesitzer, seiner Devisen- und Wechselbank oder von sonst jemand, der sich ihm dankbar oder aufmerksam erweisen wollte, überreicht. Er ist in feinster ff. Lederausführung. In so einen Notizkalender kann man für jeden Tag etwas hineinschreiben, man kann aber auch darin lesen von den wichtigsten Dingen, die man schnell bei der Hand haben will. Da wird sich z. B. öfter das Bedürfnis einstellen, zu wissen, wieviele Einwohner Sydney hat. Ein Blick in den Notizkalender löst diese brennende Frage, und man erfährt, daß in Sydney 1 238 000 Einwohner wohnen, wohingegen in Saloniki nur 240 000 Salonikesen zuständig sind. Und man denkt sich, daß sich Saloniki sehr anstrengen muß, um Sydney in der Einwohnerzahl zu überflügeln. Fast täglich kommt man wohl in die Lage, sich die Frage vorzulegen, wie hoch eigentlich der Aconcagua in den Kordilleren von Chile ist. Nur ein Blick in unseren Notizkalender überzeugt uns, daß er 6970 Meter den Meeresspiegel überragt. Man denke: Alle Achtung, wer hätte das gedacht! Oder aber, Sie haben sich einen Fleck auf den Schlips gemacht, und nun erfahren Sie an Hand Ihres Notizbüchleins, daß, falls es sich um saures Bier handelt, am besten verdünnter Salmiakgeist anzuwenden sei, dem eine leichte Spülung mit Zinnchloridlösung zu folgen habe. Gelt, da sind Sie erstaunt, wie weit man auf dem Gebiete der Fleckenreinigung fortgeschritten ist? Ich will Ihnen noch schnell verraten, daß kleine Wolkenfetzen unter grauem Himmel auf Landregen deuten, wie ich mich gelegentlich eines Blickes in mein Taschenbuch überzeugen kann. Natürlich enthält unser Merkbüchlein auch die internationalen Verkehrszeichen, so daß der Automobilist vom Blatt sicher und ungefährlich für seine Nebenmenschen fahren kann. Zum Schluß teilt uns das Büchlein noch mit, daß das Schießpulver erst im Jahre 1313 erfunden wurde, und man blickt bedauernd auf die Menschen zurück, die sich so lange Zeit ausschließlich der Hieb- und Stichwaffe bedienen mußten.

Solches und Ähnliches steht schon vorgedruckt im Notizbuch, ehe man selbst etwas hineingeschrieben hat.

Später kommen dann handschriftlich viele Telefonnummern hinzu, Telefonnummern mit und ohne Namen, deren Bedeutung meist dunkel bleibt, auch für den Besitzer des Notizbuches. Ich empfehle, gelegentlich alle diese Nummern der Reihe nach anzurufen. Man wird Wunder erleben, vielleicht ergeben sich neue Bekanntschaften.

Hauptsächlich soll der Notizkalender aber dazu dienen, an jedem Tage hineinzuschreiben, was man Wichtiges vorhat, z. B.: Tante Emmas Geburtstag nicht vergessen, Telefonrechnung bezahlen, Hundeausstellung besuchen, die Silberne Hochzeit von Onkel Felix, Forellen-Essen nicht vergessen, neues Futter für den Sommermantel, die Ahnen von Gustav Freytag mal wieder lesen, Erna wünscht sich grüngefütterte Handtasche, Hotel Goldener Hirsch in Weißenburg sehr empfehlenswert, den Kinderchen von Direktor Meier kleine Aufmerksamkeit erweisen — na, und was man sonst noch für Sorgen im Augenblick hat.

Zu Beginn des Jahres schreibt man viel ein, da man das neue Buch doch benutzen will, später fällt einem nichts mehr ein. Im übrigen ist es vollkommen gleichgültig, was man einschreibt; denn man liest's sowieso nicht mehr. Meine Notizbücher sind eine schöne Sammlung aller derjenigen Dinge, die ich im Laufe der Jahre nicht erledigt habe. Man könnte ein neues Leben darauf aufbauen und würde ein ordentlicher und gebildeter Mensch mit nützlichen Beziehungen.

Für manche ist das Notizbuch sehr wichtig, die ziehen es gelegentlich heraus und sagen: „Kennen Sie den schon?: Ludwig XIV., Baron Mikosch und ein Preisschwimmer treffen sich mal im Himmel; da sagt Petrus . . ." Mein Freund Max hat sich in sein Notizbuch den Text des Andreas-Hofer-Liedes geschrieben, und wenn er in Stimmung kommt, singt er es ohne Auslassungen mehrstimmig vor. Da es aber in seinem Notizkalender von 1936 steht, hat er seit 1. Januar nicht mehr gesungen. Man muß eben wichtige Eintragungen rechtzeitig in den neuen Jahrgang übernehmen.

Foitzick

Butter made in England

(Olaf Gulbransson)

Mister Doolittle reist nach Deutschland und nimmt sich aus Vorsicht Butter mit.

Man hat ihm gesagt, in Deutschland würde er kein Stückchen Butter sehen.

Hier betrachtet er auf dem Münchner Marienplatz das Glockenspiel; Hunderte mit ihm.

OLAF GULBRANSSON 37

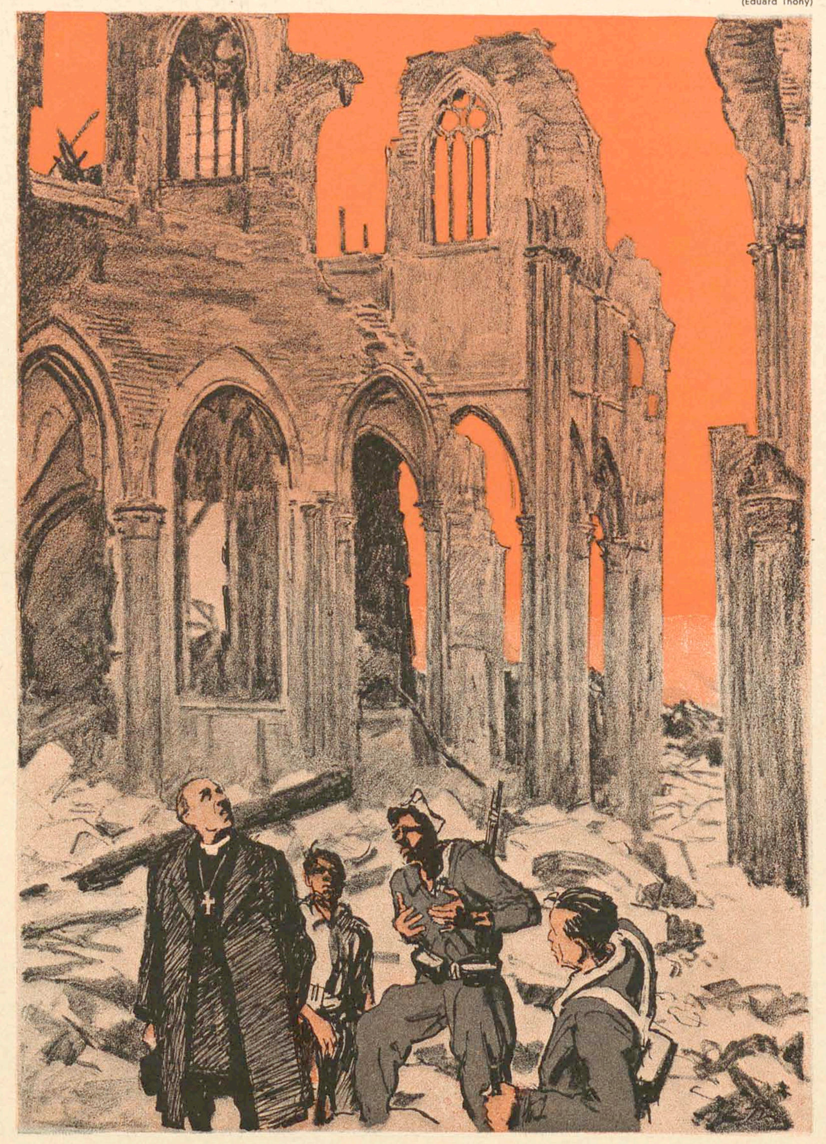
Mister Doolittle wird's warm und der Butter auch. Seine Hose ist nicht butterdicht.

Krampfhaft sucht er den Rest zu bergen. Wird er nun Hungers sterben müssen?

Beim Essen merkt er, daß es Butter in Hülle und Fülle gibt — und Märchen in England!

Englische Geistliche in Sowjet-Spanien

(Eduard Thöny)



„Sie werden doch das törichte Gerede nicht glauben, wir hätten Kirchen zerstört? Überzeugen Sie sich durch den Augenschein, daß es sich hier durchweg um alte, baufällige Ruinen handelt, deren alsbaldige Restaurierung uns innigstes Herzensbedürfnis ist.“

Es spukt bei Löwentritts

VON

FRITZ KNÖLLER

„Ich und meine Frau", erklärte in einer kleinen Abendgesellschaft zu vorgerückter Stunde der Rentner Theobald Löwentritt, „fürchten keine Gespenster, einfach weil wir nicht daran glauben. Einmal aber hätten wir schier daran geglaubt. Vor einer stattlichen Reihe von Jahren waren wir bei Käsbohrers zum Abendbrot geladen. Als Vorspeise gab es Italienischen Salat und als Getränk einen schweren Burgunder; ich erwähne dies, weil starke Weine und schwerverdauliche Speisen Alpdruck und Wahngebilde erzeugen. Nach dem Mahle unterhielten wir uns bei dicken Importen, auch diese Importen mache ich mitverantwortlich, über Spukgeschichten. Zum Beispiel wollte Käsbohrers Schwester, Fräulein Eulalia, um Mitternacht am Eselssteg, den zwei Menschen nur im Gänsemarsch passieren können, einem Geist in weißen Laken begegnet sein. Hiergegen wäre einzuwenden: Erstens ist es sittlich anrüchig, wenn um Mitternacht ein besseres Mädchen auf dem Eselssteg herumspaziert. Zweitens: Was und wieviel hatte solchermaßen beleumundete Jungfer in jener Nacht an Speisen und Getränken zu sich genommen? Drittens: Darf man den Beobachtungen eines, sittlich mindestens, bedenklichen Geschöpfes Glauben schenken? Sie sehen, meine Damen und Herren, wie bei solchem ketzergerichtlichen Verfahren jeder sogenannte rätselhafte Vorgang sich in Dunst auflöst. Damals jedoch, nach dem Genusse so vieler Reizmittel, überlief uns ein wollüstiges Grausen.

Eng aneinandergeschmiegt eilten Fanny und ich nach Hause, bei jedem Lüftlein und Blätterrascheln erschauerten wir, der sommerlich modernde Geruch des Stadtkanals, den wir ein Weilchen entlang gehen mußten, betäubte uns, am Himmel stand eine pechschwarze Wetterwand, und in der Wetterwand zuckte es bläulich, ungewiß blinkten die ausgestorbenen Fenster unseres Hauses, dem wir entgegenhasteten, ein leises Stöhnen wie von einem heimlich Gemarterten rieselte vom Dache, es war das Seufzen unserer Wetterfahne, aber wiewohl wir es ahnten, klang es unheimlich genug. Wir fielen schier in den Hausflur hinein, schmetterten die Türe hinter uns zu, und atemlos stürzten wir die Treppen zum zweiten Stocke hinauf.

In unserer Wohnung befiel uns der zweite tüchtige Schreck. Die Beleuchtung versagte. Natürlich fanden wir die frischen Sicherungen nicht und mußten uns mit einer Kerze behelfen, welche die Dinge in höchst unsicherem, höchst bedenklichem Lichte erscheinen ließ. Seltsam, keines von uns verspürte Lust, sich ins Bett zu begeben, wir saßen bei Kerzenschein auf dem Diwan im Schlafzimmer und schämten uns, daß wir so auffallend schnauften.

Fanny brach zuerst das Schweigen. ‚Du hast vergessen, die Haustüre zu schließen.' Ich erwiderte nichts. ‚So leg doch wenigstens am Glasverschluß die Sperrkette vor!' Zaudernd erhob ich mich, schlich, die Schlafzimmertüre weit offen lassend, auf den Gang hinaus, riß am Glasverschluß die Sperrkette vor, raste zurück und verriegelte die Schlafzimmertür. Ich schämte mich und lachte ein bißchen, erst zage, dann lauter und schließlich frech und herausfordernd: ‚Hohoho!' Fanny verwies mir das gottlose Betragen.

Der Mond trat aus der schwarzen Wetterwand hervor und sickerte im Zimmer umher. Entschlossen ging ich ans Fenster.

Unser Schlafzimmer liegt nach hinten hinaus, ein mannsgroßer Spalt nur trennt uns von der Feuermauer des Nachbarn, unten fault allerhand Gerümpel und Küchenabfall, und durch die Hohle, von unserm Fenster aus, kann man ein Stück vom Münster und Liebfrauenplatz sehn. Ich bin kein Naturfreund, Fanny noch weniger, trotzdem pries ich mich damals glücklich, daß ich wie durch ein Fernrohr etwas vom Platz und dem Münster und dem Fetzen Himmel über uns erhaschen konnte. Schwül war es draußen, recht schwül, die Küchenabfälle verbreiteten den ihnen eigenen Geruch, ich schielte nach dem Monde hoch oben am Himmel und konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, daß er am Rande der pechschwarzen Wolke, in der es immer stärker glitzerte und gleißte, einer Scheibe Schwefel glich, imstande, die ganze Welt in Flammen zu setzen. Beklommen äugte ich auf den Liebfrauenplatz hinaus und fühlte mich einigermaßen beruhigt, als ich dort einen Schutzmann erspähte, der wie ein furchtloser Engel an einem Laternenpfahl lehnte.

Da glomm an der Helmspitze ein bläuliches Flämmchen auf. Ich murmelte: ‚Nein, wirklich?', und weg war es. Dann flackerte es wieder auf, das bläuliche Fähnlein, bestürzt schloß ich die Augen, öffnete sie wieder, sah vorerst ein schwarzes funkenknisterndes Rad, das vor meiner Nase sich rasend schnell drehte, und endlich wieder das Fähnlein. Im selben Augenblick umklammerte mich jemand, ich stieß einen Schrei aus, Fanny nicht minder. Unbemerkt war meine Frau zu mir herangeschlichen. Ich hätte sie sicher hart angelassen, wäre mir nicht ihr nach oben gerichteter, entgeisterter Blick noch mehr aufs Gemüt gegangen.

Hoch oben an der Brandmauer des Nachbarn schwelte rötlichgelb ein kreisrunder beträchtlicher Fleck, und den Fleck verdunkelte eine mählich von beiden Seiten heranquillende Masse. Das schwoll und schwabbelte, kleine Wölbung vorne, große Wölbung hinten, immer näher aufeinander zu, immer näher, die wandelnden Berge, jeden Augenblick mußten sie zusammenprallen, kündeten etwas Entsetzliches an — den Weltuntergang!, durchfuhr es mich. Ich wankte, tastete unwillkürlich nach einem Halt, bekam eine Leine zu fassen, umkrallte sie wie der Ertrinkende den bekannten Gegenstand — krach!, fuhr der eiserne Rolladen nieder. Wir konnten gerade noch unsere Köpfe in Sicherheit bringen, sonst wären sie glatt abgeschnitten zu dem Gerümpel hinuntergepoltert. Zugleich vor dem Laden entlud sich das Gewitter in berstenden Schlägen, spalteten Blitze messerscharf die Finsternis und setzten die in Angst versteinerte Gruppe, eine ärmlings umschlungene Gruppe mit jäh zurückgeworfenen Häuptern, in grellste Beleuchtung. Fürwahr, einem Brautpaar glichen wir, das um Mitternacht eine Kette von Blitzaufnahmen wortlos über sich ergehen läßt.

Wie von einer höheren Macht wurden wir auf den Diwan verweht, wir krallten uns ins Polster, aufs Äußerste gefaßt, bereit, auf diesem Diwan ins Weltall hinausgeschleudert zu werden, Arm in Arm, ein Sinnbild ehelicher Treue. Es war uns gräßlich erhaben zu Mut, der Weltuntergang schien unausbleiblich. Fanny haspelte Gebete, auch ich versuchte mich im Vaterunser, leider vergebens; zu meiner Schande muß ich gestehn: Als aufgeklärter Mensch glaubte ich nicht mehr an Gott, hatte das Vaterunser völlig verlernt.

Plötzlich grillte die Klingel. Gilfsend sanken wir zu Boden, rasselnd brach sich unser Atem Bahn. O Himmel, der leibhaftige Gottseibeiuns stand vor der Glastür, entschlossen, uns zu holen, vornehmlich mich, der über die ersten Zeilen des Vaterunsers nicht hinauskam! Wieder läutete es, diesmal noch dringlicher, und Poltern schwerer Stiefel verriet die unzweideutige Absicht.

Das war die schwerste Stunde meines Lebens. Wie noch nicht flügge Vögelein kauerten wir auf dem Stubenboden, gänzlich verscheucht. Einem Mäuschen muß so zu Mute sein, wenn die glühenden Augen der Katze in seine Behausung starren. Gleich Hennen steckten wir die Köpfe zusammen, glotzten angestrengt in eine Dielenritze, gewärtig, daß uns die eiskalte Hand des Satanas am Schopfe packe. Noch einmal schellte es, diesmal aber gelinder, zage schier, dann stapfte der Erzfeind die Treppe hinab, schlug die Haustüre zu, und Stille trat ein. Vor dem Laden klatschten vereinzelt die Tropfen des verrauschten Gewittergusses, von fernher wetterleuchtete es, vergrollte der Donner.

Erst als uns Rösle zum Morgenkaffee klopfte, erwachten wir aus gräßlichen Träumen. Durch die Ritzen des Ladens flammte der hellichte Tag, im Zimmer drehten sich Säulen von Staub, flimmernd wie das Wirrsal ungegorener Gedanken. Während des Frühstücks beichtete uns Rösle, gestern abend beim Bügeln eines Waschkleids sei es mit einmal stockdunkel geworden. Wir trugen ihr den Kurzschluß nicht nach, andere Dinge bewegten uns, weihten sie vielmehr, die das ganze Gewitter bärenfest durchschlafen hatte, in unser düsteres Geheimnis ein. Wir hielten sie für eine Außerhalbstehende, die in die Sache vielleicht Licht bringen, uns womöglich beschwichtigen könnte. Allein Rösle bekreuzigte sich mehrmals und tischte zum Überfluß etliche greuliche Geistermären auf. Dessen ungeachtet war ich entschlossen, den nächtlichen Begebnissen, dem schwelenden Fleck mit den wallenden Bergen vor allem, auf den Grund zu kommen, und verdächtigte halb scherzend, halb schaudernd, den über uns, Rösles Kammer gegenüber, in einer Mansarde seit Jahren hausenden Doktor der Philosophie des Umgangs mit Geistern. ‚Bei richtigem Lichte besehn', erläuterte ich, ‚ist eines sonnenklar: Der feurige Lichtfleck, der, wie mir soeben einfiel, nichts anderes sein kann als der durch das kreisrunde Fenster geworfene Schein von Rauschopfs Studierlampe. Ungeklärt bleiben indessen die wandelnden Berge auf dem gelehrten Mond.' Mir fiel ein: Einmal befragte ich Rauschopf, der doch als Doktor der Philosophie so ziemlich alles wissen mußte, rein aus Neugier über Gespenster, aber der eingebildete Herr lächelte nur und kehrte mir einfach den Rücken. Sonst hatte ich an ihm wahrhaftig nichts auszusetzen, er bezahlte pünktlich, kam nie angetrunken und in Begleitung nach Haus, aber Leute, die schweigen und spöttisch in den Mundwinkeln zucken, sind stets verdächtig. Klopft man ihren Pelz, schwirren die Motten

Waldfrühling

Von Gottfried Kölwel

Schon sitzen
an den schwarzen Ästen,
noch wie auf Dingen
des Todes,
die jungen Buchenblätter
gleich Schwärmen
von grünen Schmetterlingen.

Unten im Waldgras, fast
wie betrunken,
schwelgt der Seidelbast;
Leberblümchen, Waldprimeln
und Anemonen
wimmeln
in bunten Kolonnen.

Ohne Zaum
funken
die Strahlen der Sonne
von Busch zu Baum;
auch in den verborgensten Gründen
will sich
die grüne Flamme
entzünden.

Ein alter,
ganz verknorrter Wurzelstock macht
seine Moosaugen auf
und lacht:
Entsprungen aus Gottes Feuerhauch,
steigt und fällt
ein Falter
und weht wie goldener Rauch
durch die Welt.

heraus. ‚Wie?‘ sagte ich frech, ‚wenn dieser langhaarige Mensch der Gottseibeiuns wäre in der Larve eines biederen Gelehrten und so sein Netz ungestört spänne und eines Nachts schnurstracks zusammenzöge? Am Ende war das gestern die Hauptprobe.‘ — ‚Hör auf!‘ rief meine Frau entsetzt. Ich aber unentwegt: ‚Und heute nacht vielleicht in seinem Netz die arme Erde finge und seiner Großmama wie einen Ball als Morgengabe schenkte?‘ — Fanny brach in ein irres meckerndes Gelächter aus. — ‚O nein‘, rief ich, ‚solange noch die Sonne scheint —‘, bedeutsam wies ich auf die im Morgenlichte blinkende Häuserzeile, ‚— verläßt uns der Himmel nicht!‘
Nach dem Mittagsmahl suchten wir wie stets das Bett auf. Fanny erschien ein Inkubus vom Umfang eines Heuwagens, und mir träumte von einem hänfernen Strick. So konnte das nicht weitergehn. Wir kamen überein, die Spinne zu unseren Häuptern abzuknipsen. Ich kündigte Rauschopf noch auf den Abend, räumte ihm nur ein paar Stunden Frist ein, kündigte ihm wegen ungebührlichen Benehmens verflossene Nacht und steckte den Wisch dem Briefträger zu, der infolge eines Trinkgelds der kleinen Mühe, das Schreiben ein Stockwerk höher zu tragen, sich gerne unterzog.
Nun, meine Damen und Herrn, kommt der beschämendste Abschnitt. Unter leisen Seufzern sahen wir dem Erscheinen des vermutlichen Teufels entgegen. In der Tasche hielt ich eine Kinderpistole umkrampft, nötigenfalls wollte ich dem Herrn sie auf die Brust setzen. Mit scharfgeladenen Waffen umzugehen verstehe ich nicht, nach meinem Dafürhalten gehören sie auch verboten, deshalb beschränkte ich mich auf eine Kinderpistole.
Es schrillte die Klingel. ‚Er ist's‘, gilfsten die Weiber und lagen betäubt in meinen Armen. Ich schleppte sie ins Speisezimmer auf den Diwan, wankte auf den Gang hinaus und riß den Glasverschluß auf. Der Teufel, glutrot im Gesicht, verneigte sich: ‚Verzeihen Sie die Störung!‘
‚Nichts zu sagen‘, entgegnete ich in meiner Verwirrung und öffnete die Tür zum besseren Zimmer. Unsicher schritt der Satanas hinein, dicht hinter ihm ich, den Daumen am gespannten Hahn. ‚Bitte, setzen Sie sich!‘ sagte ich schier grimmig.
‚Nein, danke‘, stotterte er, ‚das läßt sich wohl auch stehend abmachen.‘
‚Aber nein, tun Sie mir den Gefallen!‘ rief ich ganz leutselig. Ein Mensch im Sessel, fiel mir ein, im Klubsessel zumal, läßt sich nicht so leicht zu Bosheiten hinreißen.
Rauschopf sank in einen Klubsessel hinein, lag tief und hilflos in der Kule, räusperte sich und sprach: ‚Sie haben mir eigentlich Hals über Kopf gekündigt, mich schlankweg auf die Straße gesetzt, wenn auch unter Zusicherung von Schadenersatz, einer Schuld indessen, der Sie mich bezichtigen, bin ich mir in keiner Weise bewußt. Ich habe gerade ein umfängliches Werk in Arbeit, das seinem Ende entgegengeht —‘
‚Dies Werk‘, unterbrach ich ihn jäh, ‚dies Werk kennen wir zur Genüge!‘ Wer mir den Mut zu der scharfen Entgegnung verlieh, weiß ich heute noch nicht, es war wohl der Mut einer Fliege im Spinnweb.
‚Sie kennen mein Werk?‘ sagte Rauschopf verblüfft und lief puterrot an.
‚Ja — so ungefähr.‘
‚Seltsam — seltsam‘, stammelte er. ‚Aber wie dem auch sei, müssen Sie doch einsehn, daß gerade jetzt, wo die langgehegte Blüte zur Frucht reift, ein Umzug, eine so rauhe Störung von außen einer Vernichtung meiner inneren Sammlung und damit meines Werkes gleichkäme. Was haben Sie denn gegen mich? Was habe ich denn angestellt? Ich war doch stets, sollte man meinen, ein kreuzbraver Mieter. Können Sie ein solcher Unmensch sein, Herr Löwentritt?!‘ Eine Träne perlte am rechten Lid des Gelehrten.
Angesichts dieses redlichen Flehens vollzog sich in mir eine heimliche Wandlung. So konnte doch nicht der Gottseibeiuns bitten? Nie und nimmermehr! Mit leicht bebender Stimme, immer noch einen Rest Argwohn in mir, erwiderte ich: ‚Ja, unterhalten Sie keine Beziehung zu — jenseitigen Mächten?‘
Der Doktor starrte mich entgeistert an mit offenem Mund und hervorbaumelnder Zunge. Ich erklärte mich näher, erwähnte den Vorgang verflossener Nacht. Da kullerte es in dem Gelehrten, wieder trat eine Träne hervor, diesmal aber eine Freudenzähre, er polterte los mit breit schollerndem Gelächter. ‚Ach, diese Gespenster‘, rief er, ‚sind mir schon öfters begegnet und dürften auch Ihnen nicht unbekannt sein, diese ihr nächtliches Unwesen treibenden Katzen!‘
Ich mußte am ganzen Körper krebsrot sein, so brannte mir die Scham auf dem Leibe, und dieses Nessusgewand, wem verdanke ich es: Der bodenlosen Dummheit einer schreckhaften Jungfer! Auch für die übrigen geheimen Dinge jener Nacht fand Rauschopf eine Erklärung. Das bläulich flakkernde Fähnlein auf der Helmspitze des Schutzmanns war ein durch die geschwängerte Gewitterluft erzeugtes St. Elmsfeuer, und der Teufel, der Fanny und mich abholen kam, war höchst wahrscheinlich jener Schutzmann. Er hatte sich wohl, vor dem Unwetter Schutz suchend, unter unsere überdachte Haustür geflüchtet und, da er die Tür nun offen fand, als pflichtbewußter Wächter der Nacht bei dem Besitzer des Hauses, bei mir nämlich, den Vorfall melden wollen.
Ja, einstmals glaubten Fanny und ich schier an Gespenster, heute halte ich jedweden Geisterseher für einen ausgemachten Dummkopf!"

Lieber Simplicissimus

Drei herrliche Wochen war ich mit meiner Frau zum Wintersport in Tirol. Unsere gebrauchte Wäsche — darunter zwei Schlafanzüge — gaben wir einer biederen Dorfwaschfrau. Frischgewaschen erhielten wir unsere Wäsche zurück mit einer originellen handschriftlichen Rechnung, auf der mir ein Punkt von tieferer Bedeutung zu sein schien: „2 Nachtsport-Anzüge = 2 Schilling 60 Gr."

*

Ein Bauer aus der Gegend von D. steht wegen eines Beleidigungsprozesses vor Gericht. Ein Zeuge, der seiner Anschauung nach etwas Unrichtiges aussagt, regt ihn während der Verhandlung so auf, daß er ihm wütend ins Wort fällt: „Du Rindviech, du sagst as ja ganz anderscht als 's war, überhaupts konnst du mi..." (folgt die übliche Einladung). — Der Richter ist über diese Unterbrechung und die neue Beleidigung sehr aufgebracht und herrscht den Angeklagten an: „Ich verbitte mir solche Ausdrücke im Gerichtssaal; wenn es nochmal vorkommt, nehme ich Sie in Ordnungsstrafe!" — Der Bauer, der sich inzwischen wieder beruhigt hat, meint daraufhin erstaunt: „Ja, entschuldigen S', Herr Amtsrichter, i hab ja do Eahna gar net g'moant!"

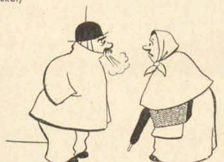
*

Auf dem Marktplatz, vor dem „Goldenen Löwen", stieg Krause ab, um dort sein Mittagessen einzunehmen. Er bat einen müßig dabeistehenden Jungen, er möge gut auf sein Motorrad achtgeben.
Nach einer halben Stunde kam der Junge in das Lokal: „Sie, Herr, wollen Sie nicht mal 'rauskommen?"
„Warum", fragte Krause unwillig, „hast du keine Zeit mehr?"
„Doch", sagte der Junge ängstlich, „aber der Mann, der sich vor zwanzig Minuten das Motorrad auf einen Augenblick von mir geliehen hat, ist noch immer nicht zurück!"

*

Es ist — mitten im Frühling — ein kalter Tag. Der alte Schümann steht an der Straßenecke, tritt von einem Bein auf's andere und schlägt sich die Arme um den Leib. Kein Zweifel also: dem alten Schümann ist kalt.
Kommt da Frau Soigerl um die Ecke. „No?", fragt sie, „was machen S' denn für a G'sicht? Haben S' an Ärger? Frieren S'?" Der alte Schümann stößt einen grunzenden Ton aus. „A Wut hob i", sagt er, „a teiflische Wut. An jeden, der vorübergeht, möcht i in den... treten, daß a — — —" „Aber, aber!" unterbricht Frau Soigerl, „was hätten S' denn davo, wenn S' so was täten?!"
„No", brummt der Schümann, „zum wenigsten warme Füß'!"

(O. Nückel)



*

Mein Freund Max ist dabei, sich die Schuhe anzuziehen. Da reißt mit einem Mal der Senkel.
Es ist schon ziemlich spät, der Kaffee steht bereits auf dem Tisch, die Straßenbahn pflegt nicht zu warten, der Herr Bürovorsteher auch nicht — was Wunder also, wenn Maxen laut und vernehmlich ein kräftiger Ausdruck entfährt, der mit „Himmel" anfängt und mit „Zwirn" schließt.
Im gleichen Augenblick schaut Max auch schon erschrocken auf das Bettchen seines Hänschens hinüber. Aber der Junge scheint nichts gehört zu haben: ganz unschuldig liegt er da und verzieht keine Miene.
Max atmet erleichtert auf und knippert den Senkel zusammen. Plötzlich ertönt eine nachdenkliche Stimme aus den Kissen: „Vati...? Was ist eigentlich Zwirn —?"

Der Schritt

Wir hatten in der Familie eine Urgroßtante. Sie war neunzigjährig, weißhaarig, verrunzelt, halb blind und halb taub, aber bolzengrade und von bezwingender Würde: ehrfurchtgebietende Ahne von Generationen. Enkel überdauernd.
Wir saßen im lauen Helldunkel eines Juniabends in der Glasveranda meines elterlichen Hauses und plauderten gedämpft. Die Tante saß dabei, bolzengerade und von bezwingender Würde, ehrfurchtgebietende Ahne von Generationen, Urmutter, ragendes Symbol. Die Tante schwieg.
Da nahte auf der Straße ein rascher, trippelnder Schritt, ein grauer Schatten huschte eilig an den Häusern hin. Die Tante beugte sich ein wenig vor, ein seltsames Lächeln voll geheimnisreicher Weisheit blühte auf in ihrem faltigen Gesicht. Und sie sprach (es waren an diesem Abend ihre ersten Worte): „Da geht eine Hebamme."
Wir sprangen auf, sieben Hälse reckten sich neugierig über die Brüstung. Wozu viele Worte machen? Es w a r eine Hebamme. Wir kannten sie alle; sie wohnte in der Nachbarschaft.
Ehrfurchtsvoll, tief angerührt vom ewigen Geheimnis einer unbegreifbaren, ahnenden Verbundenheit, sahen wir auf die Tante. Sie saß still, ihre hellen halb blinden Augen sahen in irgend eine Ferne. Sie sprach an diesem Abend kein Wort mehr.

Karl Lerbs.

Mondnacht im Gebirge / Von Georg Britting

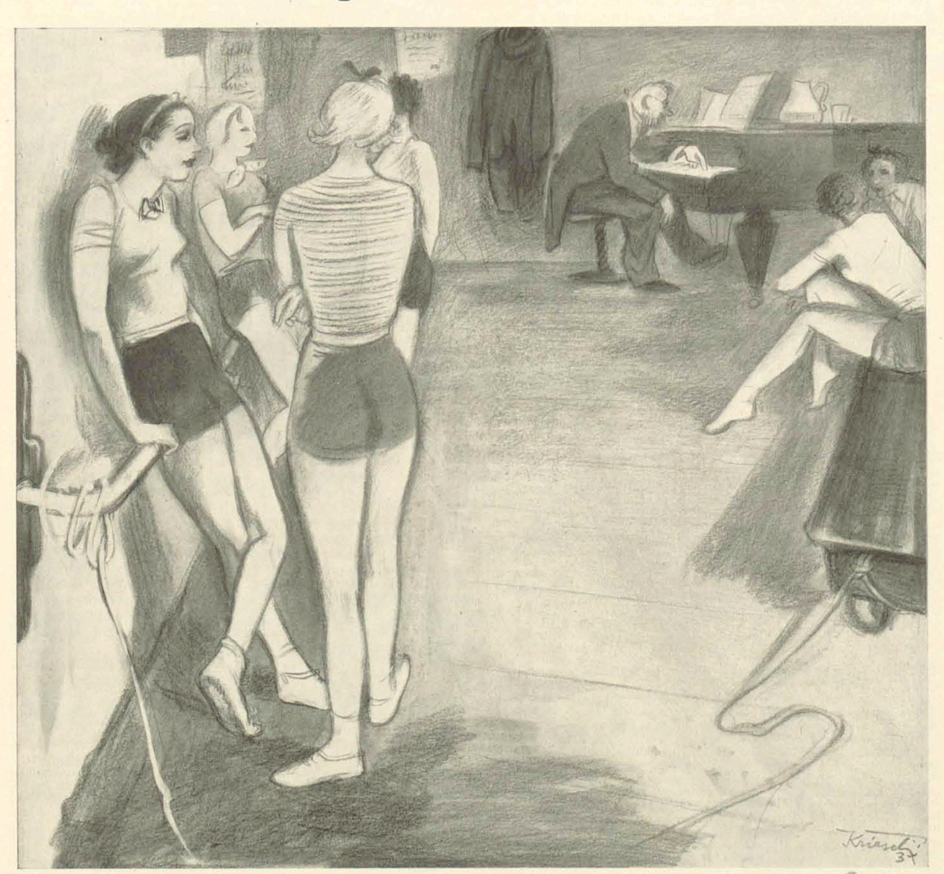
Nebel, zauberzart Gebild,
Aus den schwarzen Büschen quillt.
Am Himmel hängt der Mond als Horn.
Weiß vor Zorn
Schäumt das Wasser durch den Stein.
Wie Totenbein
Glänzt die Wand. Ein krummer Spalt,
Drachenmäulig, urweltalt,
Birgt im Schoß
Das rote Gold.
Dem gehört es, der es holt.
Wie es sprüht!
Greif hinein!
Es ist bloß
Der Mondenschein,
Der so glüht.

Huzenlaub

Bei einer Pferdemusterung im letzten Weltkrieg sollte Huzenlaub auch eines seiner Rassepferde, an denen er große Freude hatte, der Abnahmekommission vorreiten. Huzenlaub war ein guter Reiter; er schwang sich auf den Rücken seiner Rosinante und ritt sie der Kommission vor. Da Huzenlaub sehr stark Bronchialkatarrh hatte, war das Reiten für ihn eine gewisse Anstrengung und sein Atemholen und Schnaufen waren hörbar. Der anwesende Major der Kommission war über das Geräusch überrascht und machte die Bemerkung, daß das Pferd rohre oder mindestens dämpfig sei. Darauf gab Huzenlaub die Antwort: „Noi, noi, Herr Major, des isch net dr Gaul, des ben i!"

Der gefährliche Mann

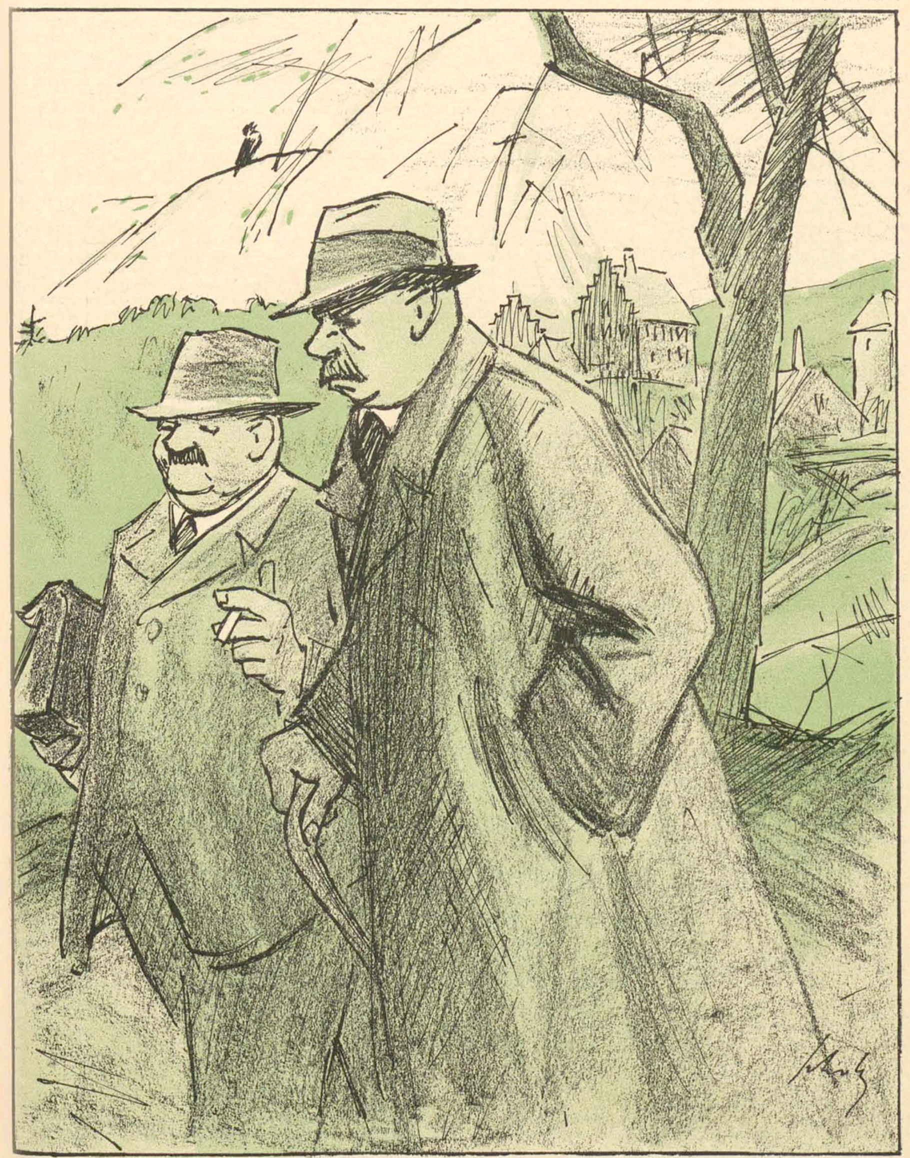
(R. Kriesch)



„Warum hast du eigentlich vorhin so gelacht?" „Ach, ich habe gestern 'nen Roman gelesen, da verführt der Klavierspieler jede Tänzerin!"

Der Grantler

(Wilhelm Schulz)



„Was sag'n S' denn zu der Schulreform? A ganz' Jahr is verlor'n!" – „Wieso denn verlor'n – g'wonnen is doch!" — „Aber für mich is verlor'n — i hätt' a ganz' Jahr früher in Pension geh'n können!"

Frühlingserwachen

Von G. V. Otten

Die Postkarte aus M.berg schloß: „... und treffen Sonntag früh dort ein. Meine Frau freut sich sehr auf die Museen. Gruß Kurt."

Ein tiefer Seufzer entfloh meiner Brust und nicht ohne Grund. Kurts Frau war keine reizlose Frau, wahrhaftig nicht, aber sie verbarg alle ihre Reize restlos; sackähnliche Kleider, Schnürschuhe mit niedrigen Absätzen, das Haar strähnig, glatt nach hinten gekämmt, selbst ihr Badeanzug, wir hatten uns vor fünf Jahren an der Ostsee kennengelernt, glich mehr einem Wochenendzelt. Das rücksichtslose Seewasser verriet mir jedoch trotz dieses Badeanzuges, daß sie keine reizlose Frau war, im Gegenteil.

Ich hielt damals die beiden für ein zehn Jahre verheiratetes Ehepaar. Später erfuhr ich, daß er nicht 40 sondern 28 und sie nicht 30 sondern 23 Jahre alt und daß sie auf der Hochzeitsreise waren. Jetzt zählte sie also 28 Lenze, freute sich auf Museen und hieß obendrein „Ellinor".

In M.berg gab es weder Museen noch Musen. Ellinor und Kurt waren zusammen aufgewachsen. Anläßlich des Abiturientenexamens hatten sie sich zum erstenmal geküßt und ewige Treue geschworen. Kurt studierte dann in G...d Philologie. Von Jugend an hatte man ihnen gesagt, daß aus ihnen ein Paar werden würde. Es war gewissermaßen stadtbekannt. Auch mochten sie sich gut leiden. Aber die Liebe, so die richtige Liebe, war es wohl doch nicht. Im ersten Jahr kam ein Töchterchen, im dritten Jahr ein Söhnchen. Sie hatten ein schönes Landhaus, einen schönen Garten, ein schönes Vermögen und sein Gehalt als Studienrat war auch schön. Es war alles so furchtbar vernünftig, schon von Anfang an.

Ich holte sie von der Bahn ab. Zwei Jägerhütchen mit Krähenfedern und Rasierpinsel, zwei Lodenmäntel, Wolken von Solidität um sich verbreitend, kamen auf mich zu. Im Hotel zeigten sie mir dann ihr Programm, Schlösser, Galerien, Museen in ungeheuren Mengen. Abends wollten sie immer früh ins Bett gehen, um morgens recht frisch zu sein, und das acht Tage lang. Ich tat mir leid.

Endlich am fünften Tage, abends, durfte ich Gastgeber sein. Wir schlemmten in einem kleinen Restaurant und tranken Wein, guten Wein — sonst trank Ellinor immer Limonade und Kurt ein kleines Helles —, und die Stimmung hob sich. Ich bekam Mut und führte beide in einen großen Tanzpalast. Wir erregten Aufsehen und mich stach der Hafer, sozusagen, und ich bestellte Sekt.

Nach der zweiten Flasche bemächtigte sich Ellinor des Tischtelefons und Kurt setzte die Rohrpost unter Hochdruck, ich kam aus dem Staunen nicht heraus. Nach der dritten Flasche fingen sie an zu tanzen. Keinen Tanz ließen sie aus. Dann mußte ich mit Ellinor tanzen. Es gab eine große Enttäuschung, Ellinor tanzte wie Terpsichore persönlich. Plötzlich blieb sie mit einem totunglücklichen Gesicht stehen, stampfte ein paarmal energisch auf, um ebenso plötzlich lachend weiterzutanzen.

Als die Tanzfläche sich geleert hatte, lag etwas unschuldig Weißes mit hübschem Hohlsaum und niedlichen Stickereien mitten auf dem Parkett. Alles blickte interessiert darauf, bis ein Page erschien, das Häufchen Weiß aufhob, es hinaustrug, während die Kapelle einen Tusch blies und alle herzhaft lachend sich fragend umsahen, auch Ellinor.

Es war ein köstlicher Abend und ich erinnere mich nur dunkel, obschon es bereits hell war, wie ich meine beiden Gäste im Hotel abgeliefert hatte.

Morgens um elf Uhr rief ich im Hotel an: „Die Herrschaften schlafen noch"; um zwölf: „Die Herrschaften schlafen noch"; da bekam ich Gewissensbisse und ging hin.

Auf halbem Wege traf ich Kurt, den Rasierpinselhut hinten im Genick, unrasiert, den Lodenmantelkragen hochgeschlagen, dunkle Ränder unter den Augen. „Georg", ruft er laut, „es war herrlich." Er zerrt mich in den nächsten Hausflur, macht ein Paket in Briefmarkengröße auf und zeigt mir zwei bis drei Fingerspitzen blaßrosa Seide. „Beinkleider" flüstert er beglückt, „für meine Frau!" Seine Augen glänzen, dann packt er wieder ein. „Ellinor will keine anderen mehr tragen." Er strahlt vor Begeisterung. „Um ein Uhr gehen wir einkaufen, das heißt erst zum Friseur; dann kaufen wir Strümpfe, Kleider, Mäntel, Hüte, Wäsche, Schuhe, Anzüge, Krawatten und was weiß ich alles. Jetzt muß ich rennen, Ellinor wartet doch auf..." Er schwingt bedeutungsvoll das Paketchen vor meiner Nase und enteilt, kommt zurückgelaufen, packt meinen Unterarm, daß er zehn blaue Flecke bekommt, und flüstert laut in mein Ohr: „Und du, Georg, ganz im Vertrauen, ich hab' es bis gestern selber noch nicht gewußt, meine Frau, meine Ellinor, die hat ja ein Temperament, ooooooch!!!" Es klang wie ein Baß-Saxophon und fort war er.

Ich kam erst wieder zu mir, als ein Schutzmann mich sachte am Arm auf den Bürgersteig zurückführte und sagte: „Wenn Sie noch länger auf dem Damm stehen bleiben, kostet das eine Mark."

Am Abend trafen wir uns wieder. Ich hätte beide nicht erkannt, wenn sie mich nicht zuerst begrüßt hätten, besonders Ellinor nicht, die schlank, elegant, hellblond, begehrenswert schön und zwanzigjährig aussah. Da vergaß ich das kleine weiße Etwas, das gestern einsam auf dem Parkett gelegen hatte. Es war ja auch für niemanden ein Verlust, im Gegenteil, sogar ein Gewinn und für meinen Freund Kurt sogar ein Haupttreffer.

Der Doktorhut

Von Hans B. Wagenseil

Das Leben ist nicht immer nur griesgrämig und witzlos, sondern manchmal legt es auch einen ausgesprochen gutmütigen Humor an den Tag. Davon weiß Dr. Wacker, der heute ein angesehener Arzt ist, ein Liedlein zu singen. Dieser Unglücksrabe gehörte als junger Studiker zu jenen Menschen, welche sich selbst das Wasser abgraben. Das heißt, es genügte, wenn unvermutet etwas gestohlen, verbrochen oder verloren worden war, laut und streng zu fragen: „Wer kann das nur gewesen sein?", damit der gute Heinrich bis unter die Haarwurzeln rot wurde und sein Bestes tat, um jeglichen Verdacht auf sich zu lenken. Vergaß man, ehe er an ein Unternehmen heranging, zu sagen: „Das kannst du ja doch nicht!" — so besorgte er das pünktlich selber und gab durch das unvermeidliche Ergebnis dem entschlafenen Coué (Gott habe ihn selig!) erstaunlich recht.

Nachdem er sich erst einmal wie die Schlange das Kaninchen dahingehend hypnotisiert hatte, daß er unweigerlich mit Pauken und Trompeten durchfallen müsse, stieg er ins Examen. Anfangs ging alles beruhigend gut. Dann aber kam das „Psychiatrische" dran. Wacker wurde zu diesem Zwecke mit einem ‚echten', dem Krankenhaus entliehenen Patienten in ein Untersuchungszimmer gesperrt; dort sollte er ihn fachgemäß verhören und die Diagnose stellen. Darin bestand die Prüfungsarbeit. Wacker atmete auf. Denn bald erwies sich, wie recht Coué und er mit seinem Argwohn hatte, daß alle Theorie grau sei. Der Kranke nämlich hockte sich in seinem blauweiß gestreiften Kittel verstockt auf die Wandbank und weigerte sich stramm, dem Prüfenden auf irgendeine seiner neugierigen Fragen nach Stammesgeschichte, Krankheitsbild und Beschwerden auch nur zu antworten. Mit über der Brust gefalteten Armen saß er verstockt da und sah den zappelnden Fragesteller hoheitsvoll und nicht ohne Spott von oben herab an. Der Doktor in spe versuchte es eine Stunde lang mit Sirenengesang, strengen Tönen und zuletzt flehentlichen Bitten; dann gab er auf. Entsagend lehnte er sich zurück und blickte mit himmelnd aufgeschlagenen Augen zur Decke empor, wo er den Doktorhut sich verflüchtigen sah. Alle ehrlichen Vorbereitungen, die Nachtarbeit und Büffelei waren umsonst! Er war und blieb ein Pechvogel. Nun brauchte er nur noch darauf zu warten, bis eine Stunde später der Professor kam, um ihm sein leeres Blatt zu übergeben!

Gereizt und mit der Welt zerfallen, saßen Prüfling und Narr so eine lange Weile schweigend nebeneinander. Dann aber schien es dem Blauweißen genug. Er beugte sich vor, deutete mit gezücktem Zeigefinger auf die abklaffende Tasche in dem weißen Klinikmantel Wackers und fragte: „Was haben Sie denn da drin, Herr Doktor?" „Mein Frühstück", sagte der Zukunftsarzt kurz angebunden. Er wollte nicht mehr gestört sein, sondern nur noch schmollen.

Das Gesicht des Kranken hellte sich zu einem kurzen Lächeln auf. Er gab dem neben ihm sitzenden Wacker einen kleinen vertraulichen Rippenstoß, legte die Hand trichterförmig an den Mund und flüsterte ihm ins Ohr: „Wenn Sie mir die Frühstückssemmel geben, so sage ich Ihnen, was mir fehlt."

Die beiden blickten sich in die Augen. Einen Augenblick lang wäre es schwer gewesen, zu entscheiden, wer von ihnen der Narr war. Jetzt aber schnellte Wacker hoch, als habe er auf einem Reißnagel gesessen. Feierlich wie ein Indianer die Friedenspfeife überreichte er dem Widerpart seine Frühstückssemmel.

„Ich habe Paranoia", sagte der Patient, während er wohlgefällig an dem Schinkenbrote kaute.

Der zukünftige Doktor schrieb, daß das Papier rauchte. Krankheitsbild und Behandlungsart gediehen unter dem Diktat des Narren zu einer fachgemäßen Doktorarbeit. Mitten drin aber war die Schinkensemmel aufgegessen und der weise Magister weigerte sich, unbelohnt mit seinem Diktat fortzufahren. Der Klinikmantel und die Rocktaschen des geplagten Kandidaten mußten erst durchsucht werden. Als der Professor eintrat, fand er das Versuchskaninchen mit großspurig übereinandergeschlagenen Beinen auf der Bank sitzen; es blies Ringe aus einer der Tasche Dr. Wackers entnommenen Zigarre. Der Prüfling aber überreichte dem verwunderten Herrn eine Arbeit, die mit Note I ausgezeichnet wurde.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

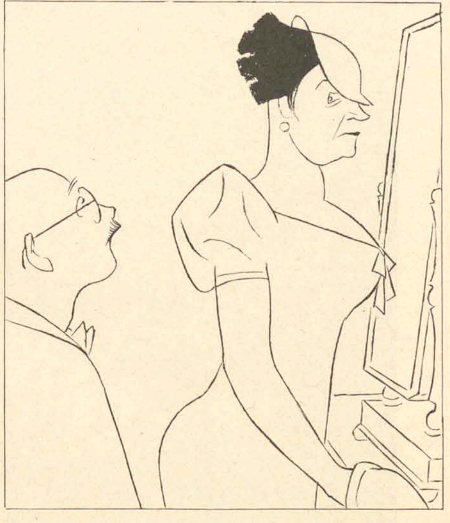
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. I. Vj. 37. 20434. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

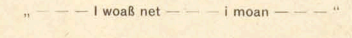
Der neue Hut

(Karl Arnold)

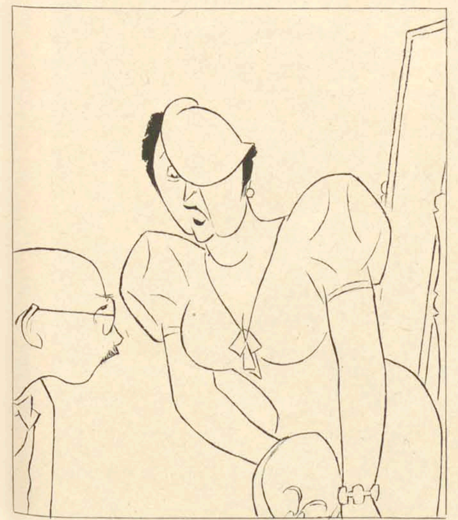


„No, Schatzerl, hast do an G'schmack! Sag', wie steht mir dös neue Hüterl?"

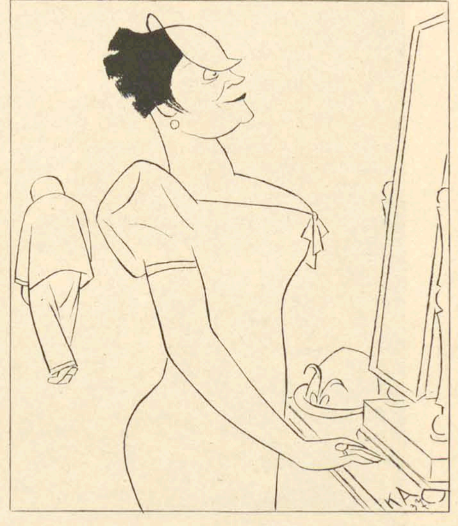




„ — — — I woaß net — — — i moan — — — "



„Was vastehst scho du von an Schick — natürli steht mir der!"



„Wirkli apart! Aber wundern wird er si' do' no' müass'n — übern Preis!"

Der innere Feind

(Erich Schilling)



„Es sind nur die Trotzki-Bazillen, die dich krank machen, Mütterchen Rußland! Darum mußt du recht fleißig meine Medizin nehmen." — „Ach, Väterchen Stalin, ich weiß nicht, woran ich schneller sterben werde, an den Bazillen oder an deiner Medizin!"

München, 25. April 1937
42. Jahrgang / Nummer 16

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Der echte Fleck

(K. Heiligenstaedt)



„Woher hast du denn den blauen Fleck am Bein?“ — „Falsch geraten, es war die Kommode!“

Der Bohrversuch

Von Ratatöskr

Hier liegt ein Brett. Dort sitzt ein Mann.
Ein Bohrer ist soeben dran,
bei diesen zwei Gegebenheiten
ein Spiel der Kräfte einzuleiten,
indem er, von dem Mann gedreht,
furchtlos dem Brett zu Leibe geht.
Als Nummer vier — so ist das Leben —
steht schweigsam ein Krug Bier daneben.

Das Brett ist leider etwas dicklich
und demzufolge unerquicklich.
Der Krug, zu Rat gezogen, schafft
durch das, was drin, erneute Kraft;
an und für sich und ausgetrunken
erzeugt er keinen Geistesfunken . . .

Des Eifers Barometer fällt . . .

Der Bohrversuch wird eingestellt.

Das Brett fühlt sich nicht sehr getroffen.
Der Bohrer kommt ans Licht geschloffen.
Der Bierkrug schmunzelt still vergnügt.
Der Mann erwägt, ob er sich rügt.

Das heißt — nur ganz vorübergehend.
Dann spricht er, licht und lichter sehend:
„Wozu, o Freund, die Selbstkritik?
Es lag am Brett — es war zu dick.
Und außerdem: das Löcherbohren
ist doch im Grund ein Spiel für Toren.
Es nimmt der einsichtsvolle Sinn
Gegebnes als Gegebnes hin.
Noch stets ward Übermut verhagelt.
Mit Brettern ist die Welt vernagelt!
Respekt drum vor dem Erdengast,
der seine Grenzen klar erfaßt!
Und weh' dem, der dagegen meutert!"

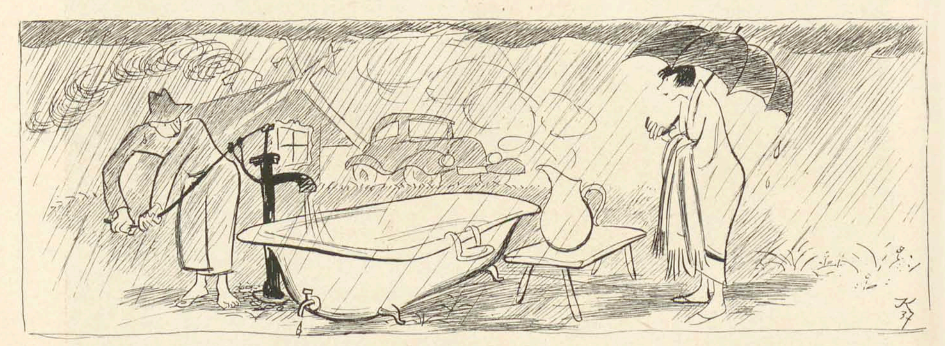
So spricht er, innerlich geläutert,
und wandelt mit dem leeren Krug
ins Restaurant „Zum Höhenflug."

Gutgehendes Büro ist preiswert abzugeben

Ich weiß nicht, wann das Büro erfunden wurde, aber ich vermute, daß schon die alten Ägypter bei ihren ausgedehnten Handelsbeziehungen und bei ihrem vorzüglich ausgebauten Beamtenapparat sich seiner bedienten. Ich kann mir z. B. den Oberarzt der Untereunuchen beim Pharao nicht ohne Kassenverwaltung und Wartezimmer mit ziemlich zerlesenen Tontäfelchen vorstellen.
Vermutlich ist in der Raubritterzeit des Mittelalters der Gebrauch des Büros stark in Vergessenheit geraten, aber seither befindet es sich in steilem Aufstieg, und was früher Menschenhirne leisteten, vollbringen jetzt Büromaschinen.
Die Entstehung eines Büros ist sehr einfach. Man hat nur ein Zimmer in guter Lage zu mieten, mit Vorraum natürlich; denn irgendwo müssen die Leute doch warten, bevor sie vorgelassen werden, und in das die Sekretärin einzutreten hat mit den Worten: „Der Herr Direktor läßt Sie bitten, einen Augenblick Platz zu nehmen, er hat gerade eine wichtige Besprechung." Doch damit sind wir schon weit ins eigentliche Leben des Büros vorgestoßen.
Also in das leere Zimmer stellt man einen Schreibmaschinentisch mit einer Schreibmaschine und einer Sekretärin, ein Regal mit Kartotheken, ein Telefon mit Umschaltung (sehr wichtig!), und am Haken links neben der Tür hängt der Abortschlüssel.
Gelegentlich kann man sich an den Schreibtisch setzen und ein wenig telefonieren. Doch das ist freilich schon für Geübtere. Ich würde empfehlen, das Büro in der ersten Zeit sich vollkommen selbst zu überlassen, damit es sich einlebt und Wurzeln schlägt.
Bitte unterbrechen Sie mich jetzt nicht mit der vollkommen unsachgemäßen Frage, was das Büro soll und wozu es da ist. Das wird sich nämlich schon später herausstellen, und übrigens sage ich Ihnen: was ein richtiges Büro ist, das genügt sich vollkommen selbst!
Es geht damit los, daß jeden Morgen die eingelaufene Post nachgesehen wird. Sie glauben vielleicht, da läuft nichts ein. Herr, wo ein Briefkasten ist, da läuft Post ein, und diese Post will geordnet werden, in Vorordnern und Nachordnern, sie will beantwortet werden, und Korrespondenz und Adressen müssen in einem ordentlichen Betrieb — und das wollen wir doch wohl sein — in die Kartothek eingetragen werden. Glauben Sie mir, das Fräulein wird bald alle Hände voll zu tun haben und nicht wissen, wo ihr der Kopf steht. Bedenken Sie doch allein den Verkehr mit den Behörden. Da sind Anfragen zu erledigen und Listen auszufüllen, besonders Listen auszufüllen! Na also, das sehen Sie ja sofort ein, und darüber brauche ich mich nicht länger auszulassen.
Mit den Nachbarbüros im Hause wird sich bald ein Briefwechsel entwickeln, teils freundlicher, teils feindlicher Art, woraus sich vermutlich Schriftwechsel mit Rechtsanwälten ergeben können. Sie werden einsehen, daß Ihre Sekretärin die Arbeit bald nicht mehr allein schaffen kann. Sie müssen ihr eine Hilfskraft an die Seite stellen, die das Geschriebene „ablegt", alphabetisch in Ordnern. Das erfordert viel Platz, und ich rate Ihnen, sorgen Sie rechtzeitig dafür, daß Sie ein weiteres Büro dazu mieten. Ist doch klar, ein richtiges Büro besteht aus zwei Räumen und einem Vorzimmer! Der Chef muß allein sitzen; man will doch verhandeln und Besprechungen führen, und schließlich braucht nicht jeder zu hören, mit wem man sich am Telefon verabredet.
Nun muß ich Ihnen von Ihrem Schreibtisch reden. In den ersten Tagen ist er vollkommen leer. Machen Sie sich deswegen keine Sorge. Er füllt sich schnell mit rasch zu Erledigendem und später zu Erledigendem. Links und rechts auf der Tischplatte werden sich sowieso Haufen von Briefschaften und Akten ansammeln. Aus was diese Papiere bestehen? Mein Gott, aus allem, was die Sekretärin nicht in die Finger bekommt und infolgedessen nicht in die schwarzen Mappen und Kästen einordnet: Unangenehme Briefe, Einladungen, Kataloge, Offerten, abgeschnittene Briefmarken für befreundete Sammler, Zeitungsausschnitte und vergilbende Zeitschriften. Das ziert ungemein und zeugt von Überlastung. Es wird nicht lange dauern und die Schubfächer des Schreibtisches sind bis an den Rand gefüllt. Sie werden sich gelegentlich vornehmen, da Ordnung zu schaffen. Das wird nicht eintreten; denn wo sollten Sie die Zeit dazu hernehmen? Es wäre am praktischsten, es gäbe Institute, die es übernehmen, gefüllte Schreibtische abzuholen und durch frische zu ersetzen, sagen wir, alle Jahre einmal. Der Betrieb wird darunter nicht leiden und Ihnen bleibt viel Unangenehmes erspart. Aber so was gibt's noch nicht.
Jetzt werden Sie einsehen, daß Ihre Frage, was dieses Büro soll, vollkommen voreilig war. Büroarbeit erfüllt den ganzen Menschen und erfordert einen umsichtigen Organisator. Schließlich wird sich ja noch irgend etwas finden lassen, was als Zweck dieses Büros zu dienen hat.
Die Räume wachsen und das Personal vermehrt sich, Kosten steigen und die Spesen. Vielleicht verkaufen Sie das Ganze dann und inserieren: „Gutgehendes Büro preiswert abzugeben." Interessenten gibt es sicher.

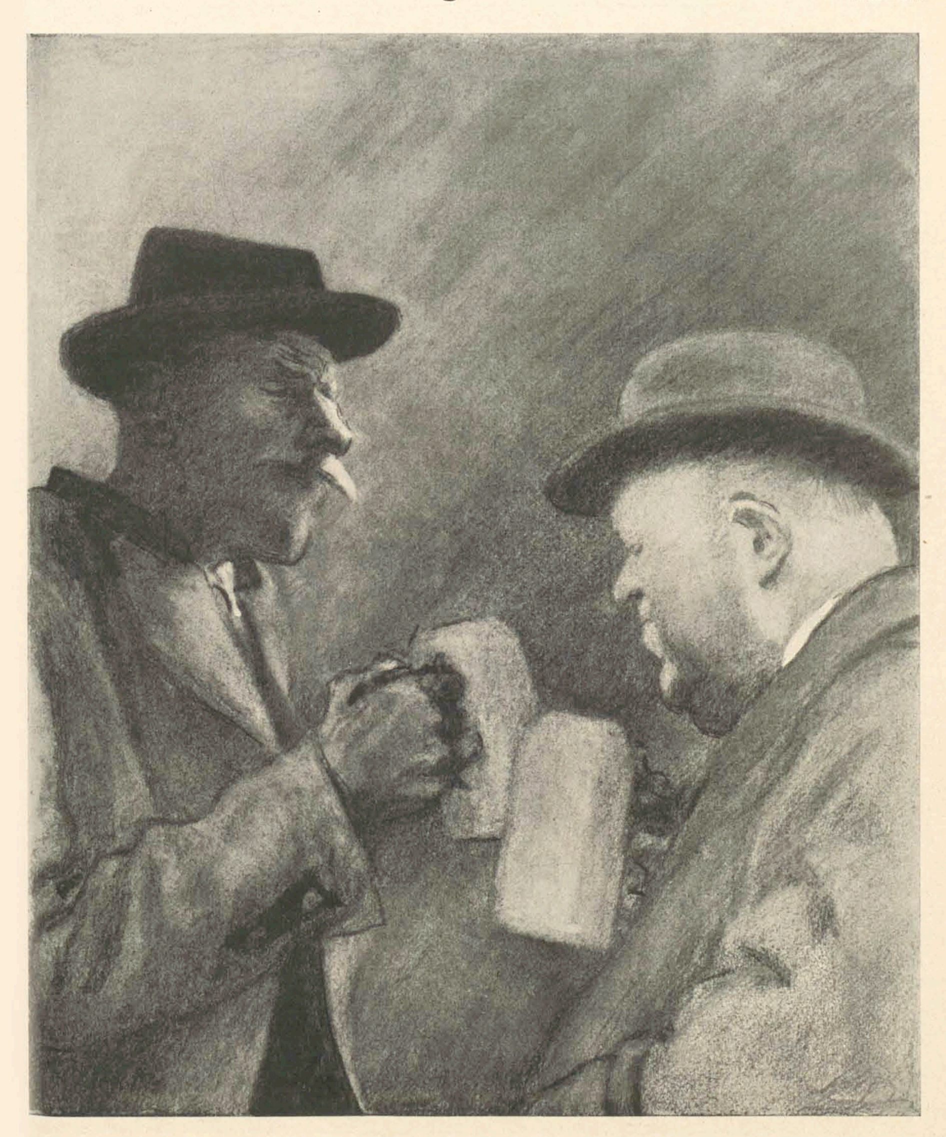
Foitzick

(R. Kriesch)



Verdächtige Anzeichen

(Eduard Thöny)



„Wissen S', Huberbauer, grod schmecken tut 's mir, und i moan fast, i wer' mit jedem Tag jünger!"
„Oh, Bluatsa! Dös kenn' i! Wie bei mei'm Vatern. Und nachher hat er nimmer lang g'lebt!"

Vorsicht!

(Olaf Gulbransson)



Bei seinem Bestreben, Palästina in eine jüdische und eine arabische Hälfte zu teilen, läuft der britische Löwe Gefahr, unvermutet mit dem landesüblichen Gummi arabicum in peinliche Berührung zu geraten.

Die Heckenschere / Von Heinz Geck

„Der Frühling ist ausgebrochen!", sagte meine Frau mit aufreizender Fröhlichkeit, als ich mittags nach Hause kam. Ich warf das eine Auge mißtrauisch auf den Laubfrosch, das andere auf den Kalender und mußte ihr — wenn auch zögernd — beipflichten.

„Wie wäre es, wenn du dich ein wenig um den Garten kümmern würdest?" fragte sie dann mit gewinnendem Lächeln.

Ich weiß nicht, ob Sie eine Frau oder einen Garten haben, aber ich weiß, was Sie im gleichen Falle tun würden.

Ich jedenfalls ging nach dem Essen in den Garten, der scheußlich verwahrlost und wirklich sehr wenig einladend aussah. Gewiß, die Sonne schien, aber sie fühlte sich hier viel kälter an, als man das drinnen auf einen Blick nach draußen hin erwarten konnte.

Im Gartenhaus ging die Tür nicht auf. Ich zog und zerrte, bis ich mich erinnerte, sie im Herbst gegen Einbruch vernagelt zu haben —, gab ihr darauf wütend einen letzten Ruck. Jetzt ging sie auf — und schlug gegen meine Nase, was meiner an sich geringen Begeisterung für „ein bißchen gesunde Bewegung im Garten" erheblichen Abbruch tat. Als ich ärgerlich durch die Tür trat, bekam ich einen zweiten Schlag auf die Nase, gut gezielt und erheblich kräftiger. Diesmal war es die Harke. Harken stehen bekanntlich immer so, daß man es unter gar keinen Umständen vermeiden kann, auf die Zinken zu treten, was allein für unbeteiligte Zuschauer eine Quelle gemütvoller Heiterkeit ist, bei den handelnden Personen indessen Gefühle auslöst, die sich von denen eines beginnenden Amokläufers nur unwesentlich unterscheiden.

Ein weniger charakterfester Zeitgenosse hätte jetzt vermutlich die Flinte ins Korn und die Tür in das demolierte Schloß geworfen, aber ich bin Kassenwart im Verein früherer Mitglieder des Sportklubs „Energie", — und das verpflichtet.

Ich fluchte also nur ein wenig, zitierte einige durchaus angebrachte Stellen deutscher Dichter und ging im übrigen bereits dazu über, mich nach einem geeigneten Werkzeug umzusehen.

Die Mähmaschine kam nicht in Frage, was ihr einen zärtlichen Blick eintrug. Anders war es mit dem Spaten. Der Spaten sah rostig und schmutzig aus. Ich möchte wissen, wer ihn wieder nicht reingemacht hat! Soll ich jetzt für die Faulheit anderer Leute büßen und mit einem schmutzigen Spaten arbeiten? Ich wurde mir schnell darüber klar, daß ich nicht die geringste Neigung verspürte, überhaupt zu graben. Auch sah der Boden nicht gerade so aus, als würde er sich heute besonders leicht graben lassen. Ich gab dem verrosteten Ding also nur einen verächtlichen Tritt und schaute mich weiter um.

Verschiedene Werkzeuge zog ich in wohlwollende Erwägung, aber keins davon sagte mir genügend zu. Also ließ ich sie allein; denn kann man sie nicht mit Lust und Liebe benutzen, macht die Arbeit ja doch keinen Spaß.

Dann kam mir eine großartige Idee! Ich würde die Hecke schneiden! Das sieht nach etwas aus, weil nachher der ganze Boden voll abgeknipster Zweige liegt, und es außerdem nicht weiter anstrengt, wenn man die notwendige Vorsicht walten läßt. Infolgedessen war das ein durchaus nicht unsympathischer Anfang für ein gartenbauliches Jahresprogramm.

Ich griff also unter die kleine Schubkarre, wo erfahrungsgemäß die Heckenschere zu liegen pflegt, aber — sie war fort! Sie lag auch nicht unter den alten Erbsenreisern oder auf dem Fensterbrett. Sie lag überhaupt nicht ... sie war fort.

Wutschnaubend lief ich ins Haus. „Wo ist meine Heckenschere?!"

„Kannst du sie nicht finden?" fragte meine Frau unschuldig zurück. Frauen sind so.

„Wenn ich sie finden könnte, brauchte ich nicht zu fragen!" Man sieht, ich blieb höflich. „Wenn ich sie aber nicht finden kann, weiß ich wirklich nicht, was ich im Garten anfangen soll."

„Vielleicht ein bißchen graben?" meinte meine Frau.

„Dazu ist es noch zu früh!" behauptete ich, sofort unangenehm an den Spaten erinnert.

Wir sannen beide.

„Hast du die Schere nicht verliehen?" fragte sie dann. Mir fiel ein, daß sie recht haben könnte.

„Natürlich!" rief ich. „So eine Gemeinheit, erst die Schere zu leihen und sie nachher ganz einfach nicht wiederzubringen! Für teures Geld schafft man sich das Zeug an, und dann kommt so ein unerfreulicher Vertreter, und weg sind sie. Nur gut, daß ich sie vermißt habe, sonst könnte ich ihr für immer hinterhertrauern. Aber jetzt werde ich sie wiederfinden und dem, der sie hat, einmal etwas ganz Energisches ins Ohr flüstern! Ich glaube, Max Bauer hat sie! Sonst ja ein ganz netter Kerl, der Maxe, — doch wenn es sich um Gartenscheren handelt, kann man niemand trauen. Ich würde ..."

„Ich würde an deiner Stelle versuchen, die Schere wiederzubekommen", unterbrach meine Frau.

— — — — — — — — —

„Nein!" sagte Max energisch. „Ich habe deine Schere nicht. Das war die Kalkspritze — nein, die war ja von Rademacher, aber dem habe ich sie wiedergegeben."

„Entschuldige!" erwiderte ich. „Weißt du, es ist doch reichlich ungehörig, anderen Leuten die Sachen abzuborgen und sie dann nicht wiederzubringen."

Max fand das auch.

Danach ging ich zu Egon Braun. Egon war nicht zu Hause. Natürlich! Erst leihen, was sich nicht wehrt, und wenn der rechtmäßige Eigentümer hinter seinen Sachen herläuft, ist der derzeitige Besitzer nicht zu Hause! Unverschämtheit! Vermutlich saß er beim Skat!

Egons Frau ging mit zum Geräteschuppen. Im ganzen waren vier Scheren da; denn Egon gilt mit Recht als Pump- und Verpumpgenie. Anscheinend aber gehörte keine dieser verrosteten Scheren mir.

Ich zog weiter. Ich suchte meine Schere bei Fritzsche, Müller, Hamester, Lotringhaus und Bielecke.

Sie leugneten alle und sahen mir dabei, ohne nur mit der Wimper zu zucken, ins zornblaue Auge. Bielecke habe ich geglaubt, — er hat nämlich nur zwei Blumenkästen auf dem Balkon — aber die anderen waren meines Erachtens immer noch verdächtig, wenn ihnen auch leider nichts nachzuweisen war.

Verbittert und geschlagen gab ich das Rennen auf und beschloß, heimwärts zu ziehen. Unterwegs traf ich ganz zufällig meinen Vetter Hannes.

„Hannes", sagte ich aufs Geratewohl, „du hast dir doch im vergangenen Herbst die Heckenschere bei mir geliehen."

„Richtig, alter Junge", gestand Hannes sofort, „ich habe sie dem Egon gegeben."

„Was?" sagte ich und stemmte die Hände in die Seite, wie ich das mal sehr wirkungsvoll im Film gesehen habe. „Du hast die Schere dem Egon gegeben — meine Schere, und ausgerechnet Egon, der zur Zeit über nicht weniger als vier Scheren verfügt?"

„Natürlich", antwortete Hannes. „Er bestand darauf. Er sagte, er hätte sich schon gewundert, wo sie sei, aber er erkenne sie wieder, weil ein ‚F' in den Griff geschnitten war. Er hat sie mal von Felix ausgeliehen."

„Stimmt, stimmt!" Da fiel es mir ein, und ich ließ die Hände fallen. „Egon hat sie mir vor drei Jahren geliehen — weitergeliehen also. Stimmt genau!" Na ja! — Egon hätte sich gewundert? — „Daß ich nicht lache! Wegen so einer dummen Heckenschere überhaupt ein Wort zu verlieren!!"

Reise an der Tauber / Von Anton Schnack

Das ist ein Gewässer! Das ist ohne Grund.
In ihm spiegeln sich die Vogelhügel rund,
Aus dem dunkelgrünen Wasser lockt der Melusinenmund.
Wenn ich aufwärts reise an der Tauber,
Überfällt mich immer ein geheimer Zauber,
Irgend etwas steht mit einer Herrlichkeit im Bund.

Und die Reise duftete nach Obst und Wein,
Abends mußte er mit Lust getrunken sein,
Mittags glühten seine Traubenkugeln heiß im roten Stein.
Und die Reise ging in viele Türen,
Viele Türen zu beglückter Rast verführen;
Denn in vielen glänzte Heiligenschein.

Und die Reise ging durch vielen Wald,
Vieles in den Dörfern war jahrhundertalt,
In der Kirche stand die Holzgestalt.
Und es war die gleiche stille Mutter,
Welche aus der Türe kam, den Arm voll Futter,
Wie sie formte höchste Kunsteinfalt.

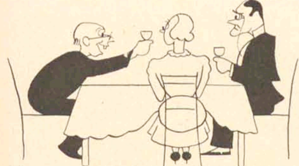
Ein Betörendes in allen Mägden schlief,
Kam es von dem Fluß, der durch die Wiesen lief,
Und mit Wassermärchen unter Brücken rief?
Alle schienen sie geschnitzt von Riemenschneider,
Schneeumschimmert, gütig lächelnd, heiter
Und von Mutterdemut tief.

Hohe Stirnen glänzten unterm Haar,
Rundgewölbte, flächig, holzweiß, klar.
Und die Augen boten fromme Demut dar.
Aber in der Dämmerung, vom Sommermond beschienen,
Wurden sie zu rotgelippten Melusinen
Und sie küßten feucht und wunderbar.

DIE MODE / VON FELIX RIEMKASTEN

Von der Mode würde niemand etwas merken, aber die Zeitungen machen Reklame dafür, und schon verfällt die Menschenherde dem großen Taumel, alles rennt hin, und in den Schaufenstern wird eine feuerbunte, gesprenkelte, gekikelte und gekakelte lächerliche Frauenverrücktheit aufgebaut. Ein Hütchen von staunenswerter Hingerücktheit auf einen kleinsten Teil des Kopfes, das ist das große Erfordernis. Ein Hut, sagt die Mode, soll nicht mehr bedecken als das Gehirn! Und da nun die eine es macht, macht die andere es mit, und bald danach machen es ohne Ausnahme alle mit. Sie sagen: „Das muß so!"
Natürlich muß es so; denn davon leben die Modemacher, sie spekulieren darin. Es soll sofort auffallen, wenn eine Frau in der Mode vom vorigen Jahre geht. Ich habe mir vorgenommen, Näheres zu erforschen. Eine nette kleine Frau, die ich bis dahin immerhin für vernünftig gehalten hatte, suchte mir den Fall zu erläutern, obwohl es natürlich umsonst war. Sie sagte: „Die Mode liegt an den Männern. Sowie ein Mädchen nicht nach der Mode geht, gehen die Männer nicht mehr nach ihr!" Und als ich ihr gegenerläutern wollte ...
Also, daß die, die schon von Natur aus nach nichts aussehen, auch in der modischsten Mode nach nichts aussehen; und doof bliebe in jeder Mode doof; und dann diese anderen, die Krötigen, die Pampigen, die Schnippischen, die außerdem dumm noch dazu sind, und einen liebenswürdigen, netten Charakter haben sie noch nie gehabt, im ganzen Leben noch nicht ...
Daran könne man nur sehen, sagte sie, daß ich eine ungerechte Wut auf die Frauen hätte, und wahrscheinlich käme die Wut nur davon her, höhnte sie, daß mir die Frauen meistens die kalte Schulter gezeigt hätten.
„Und das mit Recht", sagte sie sehr heiß: „denn solche, wie manche, und wahrscheinlich wie Sie auch, solche", sagte sie und holte groß Atem, „solche verdienen es nicht anders; denn sie wollen von den Mädchen ja nur ..."
Aber hier errötete sie. Und darum wurde sie doppelt ärgerlich und stellte fest, daß die Männer im übrigen ihre eigene Mode ebenfalls hätten und ganz genau so große Affen wären. Hiergegen läßt sich schlecht streiten. Ich stritt auch nicht, ich gab zu, daß die Männer große Affen seien, sogar die größten.
„Und woher kommt das?" fragte ich und sah sie an. „Daran haben allein die Frauen schuld!"
Und so ist es. Die Männer haben an den Frauen schuld; die Frauen haben an den Männern schuld; an der Mode aber haben die Frauen ganz allein schuld. Es ist nicht wahr, daß die Männer nicht nach den Frauen gehen, wenn die Frauen nicht nach der Mode gehen. Sondern die Männer gehen einzig und allein .... „nach den schönen Beinen", hätte ich fast gesagt, aber ich verbesserte mich und sagte: „Ich meine, sie gehen nach der schönen Seele, nach dem guten Charakter!"
Sie lachte darauf, was man so nennt „ein silberhelles Gelächter", aber es war nadelscharfes Eis in dem Gelächter, und sie sagte, den guten Charakter und die schöne Seele, das kenne man schon. Der gute Charakter läßt sich monatelang an der Nase umherführen mit einer Tasse Kaffee ohne Kuchen, und die schöne Seele soll die Männer noch weit billiger besuchen kommen abends auf der Bude.
„Aber so dumm", sagte sie, „so dumm ist heute keine mehr; so dumm waren wir mal!"
Und nun soll mich das nicht erbittern? Und vielleicht wollte sie das gar auf mich persönlich gesagt haben? Und wie denkt sie sich eigentlich die wirtschaftliche Lage der meisten jungen Männer? Das habe ich sie gefragt. Und dann habe ich mich darüber mal ausgesprochen.
Anstatt ihren Kaffee selber zu bezahlen, die Mädchen, geben sie ihr ganzes Geld aus für die Mode; sie hängen es sich vorne und hinten an den Leib und schrecken damit die Männer höchstens ab.
„Ab, ab!", habe ich geschrien und mit der Hand leicht auf den Tisch gebummert. „Denn wenn Sie etwa meinen ...", sagte ich.
Und dann habe ich es ihr mal gegeben. Daß ein Mann, habe ich ihr gesagt, ein Mann ein Mädchen überhaupt nicht anzusteuern wagt, wenn er sieht, was so ein Püppchen für ein Modezeug an sich und um sich hat; und wie er sofort überlegt, was das kostet, und wie er das jemals erschwingen soll, wenn er so eine Puppe jemals ...
„Also niemals, nie!", sagte ich ihr, „das kann er gar nicht erschwingen. Und außerdem", sagte ich ihr, „sobald diese Püppchen ihre modischen Fähnchen und Kleidchen und Hütchen und diese Verrücktheiten endlich ergattert haben ..."
„Pfui", sagte sie abweisend. Aber da es ein Gespräch um die Mode und um die Liebe war, konnte sie natürlich nicht aufhören damit und mußte mich ausreden lassen.
„Also endlich ergattert haben", sagte ich siegreich zu Ende, „so denken sie sofort: mit diesem schönen neuen Kleid will ich endlich auch einen schicken, noblen Freund haben, der mit mir in eine vornehme Gaststätte geht, haha!"
Sie schrie dagegen genau so ein „Haha", ein Kampfhaha.
Verflucht sei die Mode. Sie macht den Menschen und den Auerhahn so blind. Und nachher, was ist's nachher? Da hinken sie alle beide hinter der Mode zahm und lau hinterher und sind zufrieden, wenn sie sauber, vernünftig und anständig aussehen, den Mietzins beisammen haben und ein bißchen an das Sparbuch denken dürfen. Die Mode ist ein großer Krampf.
Ich dachte, damit hätte ich sie nun; sie würde es mir nun zugeben. Statt dessen lächelte sie nur und sagte: „Ich sehe schon, Sie haben bei den Frauen nie viel Glück gehabt!"

(O. Nückel)



Der alte Herr Köchell hat ein gutes Gedächtnis. Nur mit den Namen hapert es ein wenig. Kein Wunder, daß er sich an den bekannten Rettungsanker klammert und die Namen, die sozusagen als einzelstehende Vokabeln nicht haften bleiben wollen, mit bekannten ähnlichen Begriffen verbindet. So weiß er, daß der neue Bürgermeister „neu in der Stadt" ist und somit „Neuinstatt", der Justizrat hingegen „Merkwarde" heißt, was leicht zu behalten ist, wenn man sich vergegenwärtigt, daß er sehr „merkwürdige" Ansichten hat.
Neulich aber ist dem alten Köchell ein Herr von Zintern vorgestellt worden. Im Handumdrehen hat er den Namen — nach bewährter Methode — seinem Gedächtnis einverleibt, und zehn Minuten später ruft er laut und deutlich über den Tisch: „Ihr Spezielles, Herr von Zarsch!"

*

Ich saß in der Straßenbahn und blickte aus dem Fenster. Da redete mich eine ältere Dame an: „Aber Sie muß ich doch kennen?" Verlegen werdend, meinte ich: „Ich wüßte nicht, gnädige Frau..." „Ja", sagte die Dame pikiert, „sind Sie denn nicht der höfliche junge Mann, der mir sonst immer seinen Sitzplatz angeboten hat?"

An einem schönen Sonntagmorgen machte ich mit meinen zwei Buben einen Spaziergang. Wir kamen an einer Geflügelfarm vorbei und schauten über den Zaun, wie das bei Spaziergängern aus angeborenem Taktgefühl so üblich ist.
Mir fiel weiter nichts auf, aber meine Buben sahen einen Hahn eifrig mit einer Henne beschäftigt. „Was tut denn der Hahn?", fragte der Kleinere, und überlegen belehrte ihn mein Großer: „Na klar, der stempelt doch die Eier!"

*

Gretl ist ein wenig verschwenderisch und ziemlich putzsüchtig. Sie behauptet zwar, sie putze sich für ihren Mann, zu seiner Freude — aber in diesem Frühjahr brachte er sie doch so weit, ihm zu versprechen, daß sie sich mit einem neuen Hut begnügen wolle. Was gab's? Eine Überraschung! Gretl hatte sich zwei Hüte gekauft, den zweiten vom „eigenen Geld", wie sie sagte.
„Von welchem eigenen Geld?" fragte ihr erstaunter Mann.
„Nun ja, ich habe einen Mantel von dir verkauft!", sagte Gretl strahlend.

*

Unter dem Namen Hannibal Steinhagen stellt sich wohl jeder einen Mann vor, groß, breitschulterig und mit wuchtigem Gang; mir ging das offen gestanden auch so, als ich gesprächsweise den Namen hörte. Wie staunte ich aber, als er mir vorgestellt wurde: ein recht mikriges Männchen!
Nach längerer Bekanntschaft fragte ich ihn einmal, wie er zu dem Namen Hannibal käme.
Er sah mich wehmütig lächelnd an und meinte offenherzig: „Das habe ich meine Mutter, die eine sehr gebildete Frau war, auch gefragt, und sie hat mir erklärt, daß ich als Neugeborenes so klein und winzig gewesen sei, daß sie geglaubt habe, mich nur durch die Taufe auf den Namen Hannibal über den Berg bringen zu können; wie Sie sehen, hat der Glaube geholfen."

*

In einer Gegend unseres Vaterlandes nennt man die Ordner, die für eine Woche den Klassendienst zu übernehmen haben, „Wochner". Der Herr Referendar, der an einer Knabenschule in den Unterrichtsbetrieb eingeweiht worden war, wird plötzlich zum Stellvertreter an der Oberklasse einer Mädchenschule ernannt. Er fühlt sich sehr unsicher, da kommt ihm der Umstand zu Hilfe, daß es im Klassenzimmer an Unterrichtsmaterial fehlt und mit betonter Strammheit herrscht er die Klasse an: „Das ist doch unglaublich, wer von Ihnen ist denn Wöchnerin?"

Stilblüte

(Fr. Bilek)





„... Ein Lächeln brach aus ihrem Gesicht hervor, wie die Sonne durch den Vorhang ..."

Die Auslage

(R. Kriesch)



„Schon wieder dieser zudringliche Kerl! Was der nur will?"
„Da gibt's nur zwei Möglichkeiten, vielleicht will er 'nen Hut!"

Hau — ruck!

Es war der Superintendent selbst, der diese Erinnerung aus seiner Jugendzeit erzählte, und deshalb darf sie wohl auch hier wiedergegeben werden. In der kleinen mecklenburgischen Stadt amtierte damals der gute und schon reichlich betagte Pastor Kröck. Er konnte sich mit manchen Errungenschaften der in die ländlichen Bezirke eindringenden Technik nicht befreunden. Besondere Feindschaft hatte er dem elektrischen Licht geschworen, das auf seinem Siegeszug soeben auch unsere Stadt erreicht hatte. Er hielt es — aus theologischen Erwägungen heraus — mit der göttlichen Weltordnung für nicht vereinbar, die Nacht zum Tage zu machen. Die Beweisführung für diese seine Ansicht war natürlich weder leicht, noch war sie sehr überzeugend. Bald aber wurde ihm Gelegenheit geboten, auf ein ganz konkretes Übel hinzuweisen, das die Einführung des elektrischen Lichts im Gefolge gehabt hatte. Es handelte sich um folgendes:

Vor der Stadt war eine Akkumulatorenstation des Überlandwerkes errichtet worden, und alsbald begann eine Kolonne von dreißig, vierzig Arbeitern die Drähte über die Dächer zu ziehen und jedes einzelne Haus an das Stromnetz anzuschließen. Viele Wochen gingen darüber hin, und die Arbeiter waren junge und, wie es ihr Beruf erforderte, kräftige und gewandte Kerle. Kein Wunder, daß die längere Konzentrierung derart vitaler Jugendkraft auf unser verschlafenes Landstädtchen nicht ganz ohne Rückwirkungen blieb. Kurz und gut also, die bevölkerungspolitische Bilanz dieses Jahres versprach für unsere Stadt außergewöhnlich aktiv abzuschließen, und es wird niemanden verwundern, daß den Bürgern, den Bürgerinnen und vor allem unserem Pastor Kröck die Haare zu Berge standen. In dieser verzweifelten Lage nun wurde der Beschluß gefaßt, einen letzten Versuch zu machen, um das weitere Spiel des Bösen zu durchkreuzen. Pastor Kröck rief die Frauen und Mädchen der Stadt zu einem Bittgottesdienst zusammen und schilderte ihnen bildhaft und eindringlich die Gefahren der Zeit, denen gegenüber die Zustände etwa des Dreißigjährigen Krieges im paradiesischen Licht erscheinen mußten. „Frauen und Jungfrauen!" rief er, „Sodom und Gomorrha ist gekommen, die Nacht wird zum Tag, eine gleißende Sonne ist aufgegangen, die Sonne des Teufels. Ich aber sage euch: Hütet euch vor dem Bösen, der unsere Stadt heimsucht. Vor allem aber, ihr Jungfrauen, hütet euch vor ihnen, die die Lehre Lucifers predigen, hütet euch vor denen, die da auf den Dächern sitzen und rufen: ‚Hau — ruck'!"

H. R.

Versuchung

(Wilhelm Schulz)



„No, Herr Inspektor, was sag'n S' jetzt zu dem Frühlingslüfterl? Spür'n Sie's net auch?" —
„O mei, Fräul'n Roserl, in meinem Alter steht man sozusagen an einer windg'schützten Stell'!"

DIE ANGST / VON HANS WATZLIK


(J. Kreis)

Der Mann im heißen Bett erwacht und schreckt in die Höhe. Er denkt: „Wer bin ich? Bin ich es? Oder ist es ein anderer? Sagt mir denn niemand, wer ich bin?" Er greift sich hinters Ohr. Dort steckt eine Feder. Das Wahrzeichen des Gerichtsschreibers, das er selbst dann nicht ablegt, wenn er schlafen geht. Lob sei Gott dem Herrn! Ja, er selber ist es und kein anderer Mensch! Er selber, der Gerichtsschreiber Pelagius Grünsteidl!

Doch wo ist er? Er findet sich nicht zurecht. Wie hart er auch in die grundlose Nacht um sich stiert, er erfährt nicht, wo er ist. Er fühlt nur, daß er in einem Bett liegt. Die Decke lastet schwer. Er wirft sie hastig von der Brust.

Endlich besinnt er sich, daß er daheim in der Stube ist. Daheim. Aber er weiß nicht in welcher Richtung das Fenster ist und wo die Tür. Allmählich dämmert ihm die Anordnung des Raumes auf. Doch was hat ihn geweckt? Was hat seinen Schlaf gestört? Was ist das gewesen? Was? Was?! Klopft es jetzt nicht drin im Kleiderkasten?

Er springt vom Strohsack auf, rennt im Finstern hin und versichert sich, daß der Kasten zugesperrt ist. Dann horcht er davor. Seine Kehle wird immer enger. Im Kasten drin rührt sich nichts.

Er tastet nach den Zündhölzern. Jetzt brennt die Kerze. Der Raum ist mit Halblicht gefüllt.

Es ist nicht gut, daß er ganz allein in dem unheimlichen Haus wohnt. Er hätte dieses Haus nicht kaufen sollen, und wenn es noch billiger gewesen wäre. Wenn es gar nichts gekostet hätte.

Zwar glitzert eine Waffe auf dem Nachtkästlein neben dem Bett. Ein langes Messer hat er sich in die Reichweite seines Armes gelegt, um sich wenigstens einigermaßen zu beruhigen. Aber das Messer schützt nicht vor der furchtbaren Angst. O, hätte er nur einen zweiten Menschen um sich! Doch, ist einem andern zu trauen? Und besonders in einem so einsamen Haus. Wie dick diese Mauern sind! Ha, zu welch tückischem Zweck hat man dieses Haus da mit solch dicken Mauern versehen, die jeden Notschrei, der etwa hier ausbricht, einschlucken?!

Die Taschenuhr am Nachtkästlein neben dem Messer ist stehen geblieben. Das einzige wohlwollende Geschöpf hier. Wie soll man die Stunde jetzt wissen? Warum schweigt sie, die winzige Stimme der Uhr? Sie allein könnte trösten in dieser Stille. O, hier verfault die Zeit!

Was nur mag ihn geweckt haben? Der Schreiber sinnt schwerfällig nach. Er fährt hoch. Im Gebälk hat es geknistert. Dieses ruhelose Gebälk! Ist am Ende gar die Seele des Herrn Simon Seelenmaier darein gebannt? Simon Seelenmaier! So hat sich der frühere Besitzer dieses Hauses geschrieben, dieser Ruine. Der alte Spinnenjäger, was mag er getrieben haben innerhalb dieser gräßlichen Wände?!

Da — hat nicht eben jemand im Haus eine Tür zugeschlagen? Das kann der Wind nicht getan haben. Deutlich ist es zu hören gewesen: zu oberst im Haus, in der wüsten Dachkammer hat einer die Tür zugeschlagen! Der Herr Simon Seelenmaier, gewesener Steuereintreiber hierorts!

Der Schreiber Pelagius Grünsteidl schlüpft schlotternd in die Hosen. Er stürzt sich in den Rock. In seinen Ohren saust es. Es drosselt ihn etwas zu Tod. Er hält es nimmer aus.

Das Fenster reißt er auf. Er will um Hilfe rufen.

Der Wind weht zu ihm herein. Gestank von Häuten benimmt ihm den Atem. Er wohnt im Ledergäßlein.

Der spitze, magere Mond scheint in das Dächerwerk verspießt zu sein.

Das Gäßlein ist leer. Nur ein schwarzer Baum wartet vor dem Fenster. Was nützt es, wenn man ihm seine Angst zuschreit? Er kann nicht helfen. Will nicht helfen . . .

Da schlurft es langsam daher. Ein trunkener Mensch. Mitten in der Gasse taumelt er. Allmächtiger, er hat keinen Kopf! Aus dem grellweißen Vatermörder ragt nur der Stumpf eines dürren Halses. Allmächtiger, der Kerl trägt den Kopf auf der Spitze seines Regenschirmes! Jetzt hebt er ihn. Sein Arm ist unmenschlich lang. Er hebt den grinsenden Kopf bis zum ersten Stockwerk, bis zu dem Fenster, daraus der Schreiber schaut. Der enthalste Schädel trägt eine verlebte, wüste Stirn, die wilden Gesichtszüge zucken. Er zwinkert dem Schreiber zu. Als wisse er etwas Geheimes von ihm.

Pelagius Grünsteidl schlägt das Fenster zu und verriegelt es. Er stottert: „Ich habe mit Ihnen nichts gemein." Aber der Kerl drunten will durchaus herein. Er reißt an der Hausglocke. Es gellt durch die Gänge.

Der Schreiber will den Kasten vor die Tür schieben. Der Kerl darf nicht herein. Er ist zu allem fähig.

Inzwischen aber ist der Lärm drunten verstummt. Pelagius Grünsteidl wagt sich wieder ans Fenster. Wie feig der krumme Mond herniedersticht!

Dem Nachtgänger draußen ist der Schädel vom Schirm heruntergefallen. Er kniet auf der Erde, hilflos jetzt wie ein Blinder, indes der Kopf auf dem Pflaster hin und her rollt als suche er den Hals, um wieder mit ihm zu verwachsen.

Ein Kanal steht offen. Das breite Loch ist wie das Tor zur Unterwelt. Plumps! fällt der Kopf hinein. Es ist nicht anders zu erwarten gewesen. Jetzt kriecht der Kerl auf allen Vieren hin und läßt sich in den Kanal hinunter und verschwindet.

Pelagius Grünsteidl atmet auf. Jetzt kann er sich beruhigt wieder schlafen legen.

Doch unter seiner Bettdecke ragen zwei kalkweiße Hände mit gespreizten Fingern heraus. Und neben dem Bett der Vorhang, der schmutzige, rote, er regt sich, er baucht sich, als stünde jemand dahinter.

So geht das nicht weiter. Der Schreiber rennt die quiekende Treppe hinunter, ohne Licht, gleichgültig, ob er sich den Hals breche. Er rettet sich auf die Gasse hinaus.

Draußen schleppt er das schwere Eisengitter herbei und legt es über das Kanalloch. Jetzt ist wenigstens der da drunten gefangen. Aber wenn das Ungetüm seinen Kopf wieder findet, wird es nicht am Gitter rütteln und versuchen, es zu heben?

Pelagius Grünsteidl flüchtet. Wie ein Irrsinniger läuft er eine mondhelle Mauer entlang, seinen dürren, zerknitterten, hastigen Schatten neben sich her. Die Mauer nimmt kein Ende. Der Schatten wird immer schwerer, keuchend zieht ihn der Schreiber mit sich. Gewiß ist der Mond daran schuld, der unholde Mond, der schielende Schuft. Er bleibt stehen, die Fäuste an der jagenden Brust. Warum flieht er? Verfolgt ihn jemand? Hat einer das gesetzliche Recht, ihn so außer Atem zu hetzen? Kann ihm jemand eine von der zuständigen Behörde ausgestellte Urkunde vorlegen, daß er berechtigt sei, eine nächtliche Verfolgung gegen einen Unschuldigen einzuleiten? Lächerlich! Der Schreiber nimmt eine trotzige Haltung an. Es soll sich nur jemand heranwagen! Aber der Schatten an der Wand tut etwas anderes als sein Herr. Er unternimmt das, was im Unterbewußtsein des Pelagius Grünsteidl vorgeht: er reckt die schwarzen Arme in der Gebärde abwehrender Angst, ihm sinken die bebenden Knie.

Der Schreiber sieht sich verraten. Er starrt zum Himmel hinauf, ob ihm nicht von droben etwas zu Hilfe eile in seiner unsäglichen Not. Doch droben ist nichts als der eitle Flitterkram der Sterne. Der rote Mars dräut, zuckt. Er löscht aus. Er glimmt wieder. Die Gestirne sind auf einmal wie vergiftet. Und der eisklare, böse Mond geifert. Großer Gott, er ist rund! Und ist doch kurz vorher nur ein schmächtiges Viertel gewesen!

Die grelle Wand endet. Enge, stinkende Gassen nehmen den Schreiber auf, Gäßlein, wo tagsüber in dumpfen Gewölben die Altwarenhändler hinter ihrem Gerümpel hocken und lauern.

Ein Mensch schleicht vorüber. Er trägt einen Sack, vom Inhalt unerklärlich geformt. Eine trübselige Laterne brennt. Der schleichende Mann kehrt sein Gesicht ab, zieht die Schultern hoch und stellt sich bucklig.

Der Schreiber rennt über eine Brücke. Er glitscht im Unrat eines Zugtieres aus. Dann steht er unter dem Brückenbogen am Ufer. Der fahle Fluß geistert vorbei. Er flößt einen Balken. Nein, es ist ein blasser Schläfer!

Pelagius Grünsteidl beugt sich weit vor. Eine bleifarbene Leiche ist es. Ein aufgeschwemmter Wasserleichnam. Eine Frau . . .

O, jetzt muß der Mond droben einen Schreikrampf bekommen! Wie entsetzlich ist das menschliche Leben!

Eine Schar Ratten wimmelt daher. Sie wollen trinken. Sie werden schwimmen und auf der Toten landen.

Dünste weben, die vom Schlamm herrühren. Ein Kahn zerrt wie ein Hund an seiner Kette.

Der Schreiber schüttelt sich vor jähem Frost und rennt weiter.

Aus dem Schatten der Gasse tritt ein Mann. Der Schreiber rafft sich auf. Was will der andere von ihm? Er kommt näher. Jetzt fühlt einer den Atem des andern. Sie forschen einander ins Gesicht.

Pelagius Grünsteidl prallt zurück. Weh, er schaut vor sich, was er so oft mit Trauer und Abscheu im Spiegel gesehen! Die wie in Schreckstarre quellenden Augen! Den ungepflegten, überhängenden Schnauzbart! Die fahlen Hängebacken! Die flakkernden Runsen in der Stirn! Zug um Zug das gleiche! Er selber steht vor sich. Derselbe Mantel! Dieselben schmutzbespritzten Hosen! Ein Teufel hat dieses Bild ihm vom Leib gerissen und lebendig vor ihn hingestellt!

Der Schreiber schaudert. Der andere auch. Beide seufzen. Dann wendet sich der Doppelgänger langsam und geht.

Pelagius Grünsteidl — oder ist er es nimmer und ist sein Schicksal in den andern hinübergeflossen? — bleibt eine Weile unschlüssig. Doch eine schmerzliche Neugier siegt, und er schleicht auf den Zehen dem andern nach.

Der Schreiber klappt den Mantelkragen hoch, bis sein Kopf darin verschollen ist. Er versenkt die geballten Fäuste in die Taschen. Er will sich durchaus von dem andern unterscheiden. Doch der andere vor ihm stellt gleichfalls den Kragen hoch, steckt gleichfalls die Hände in die Taschen. Er schreitet mit demselben unsicheren Schritt, mit demselben leise pendelnden Oberleib wie der, den er mit unheimlicher Kraft hinter sich nachzieht.

Jetzt biegt er ins Ledergäßlein ein.

Jetzt hält er vor dem Haus des Pelagius Grünsteidl und sticht mit einer Sicherheit, als habe er das schon jahrelang geübt, einen Schlüssel in das Tor. Dann verschwindet er im Flur.

Der Schreiber klettert auf den Baum hinauf und starrt in sein eigenes Zimmer hinüber. Der Baum windet sich im Sturm und will ihn abschleudern. Aber er klammert sich fest.

Eben leuchtet der Doppelgänger drinnen mit der Kerze unters Bett. Er lauscht an dem Kleiderkasten. Er öffnet das Fenster, stößt den Flügel hinaus in die tosende Nacht. Der Sturm schnaubt schwarz und schwül hinein (der draußen am Baum fühlt es, als wäre er der drinnen), der Sturm wirft losgerissene Blätter hinein, stört ein aufgeschlagenes Buch auf und wühlt darin.

Der Doppelgänger entkleidet sich und legt sich ins Bett.

Angespannt stiert der Schreiber in die Stube hinüber. Er weiß: Jetzt kommt es!

Der andere liegt still. Er scheint zu schlafen. Die Kerze brennt.

Nun gewinnt der rote Vorhang neben dem Bett Leben, er bläht sich, teilt sich: ein Verlarvter tritt hervor. Behutsam greift er nach dem langen Messer auf dem Nachtkästlein und versenkt es in dem Schläfer. Ein Schrei steigt wie ein greller Strahl, sinkt und verröchelt.

Das Fenster drüben wird schwarz, das Licht ist erloschen.

Pelagius Grünsteidl weiß nicht, wie er von dem Baum heruntergekommen ist. Er hört es unterirdisch an dem Kanalgitter neben sich rütteln.

Auf einmal steht er in der Tür zur Sicherheitswache. Der Beamte fährt den verstörten Mann an. „Was ist los?"

Der Schreiber tastet sich an den Kopf. Das Hirn darin schwärt ihm. Er flüstert: „Soeben ist einer umgebracht worden. Im Ledergäßlein Nummer achtzehn."

„Wer?"

„Ich selber. Pelagius Grünsteidl, Gerichtsschreiber."

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. I. Vj. 37. 20434. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Begegnung mit einem Individualisten

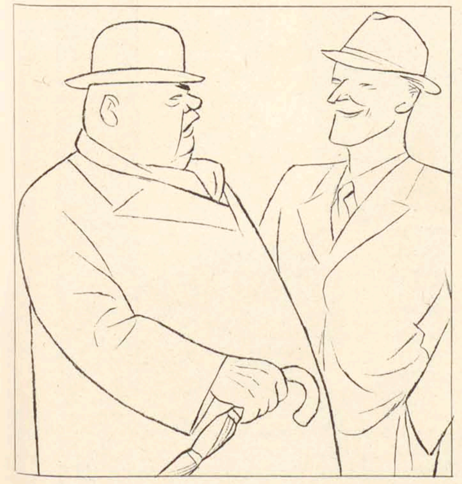
(Karl Arnold)



„Ich verstehe nicht Ihre Abneigung gegen das Auto, Herr Vierling. Es kommt ja doch die Zeit, wo jeder Berufstätige seinen eigenen Wagen haben wird." — „Erstens bin i net a jeder, und zwoat'ns setz' i mi bald zur Ruh'!"



„Da haben Sie es ja, gerade für die Freizeit ist ein Wagen am angenehmsten! Bedenken Sie, schon in einer Stunde sind Sie in der schönsten Gebirgslandschaft." — „Wos tu' i nacha im Gebirge? I hab' mein Stammtisch im Bratwurstglöckl!"



„Aber Sie waren ja doch auch Radfahrer, Herr Vierling!" „Hör'n S' mir bloß damit auf! Lieber hab' i no dahoam an Rheumatismus, als daß i mit'm Radl übern Stachus fahr'!"



„Ja, mein lieber Herr Vierling, wenn alle so denken würden wie Sie, dann gäbe es keine technischen Fortschritte." — „Mir wurscht! I brauch koa Auto, i hab' mir ja seinerzeit a koa Trambahn kauft!"

Litwinow beim englischen Schneider

(Erich Schilling)



„Nu, wie sehe ich aus im Krönungsfrack?!“ — „Oh, der Anzug ist garantiert der eines Gentleman . . .“

München, 2. Mai 1937
42. Jahrgang / Nummer 17

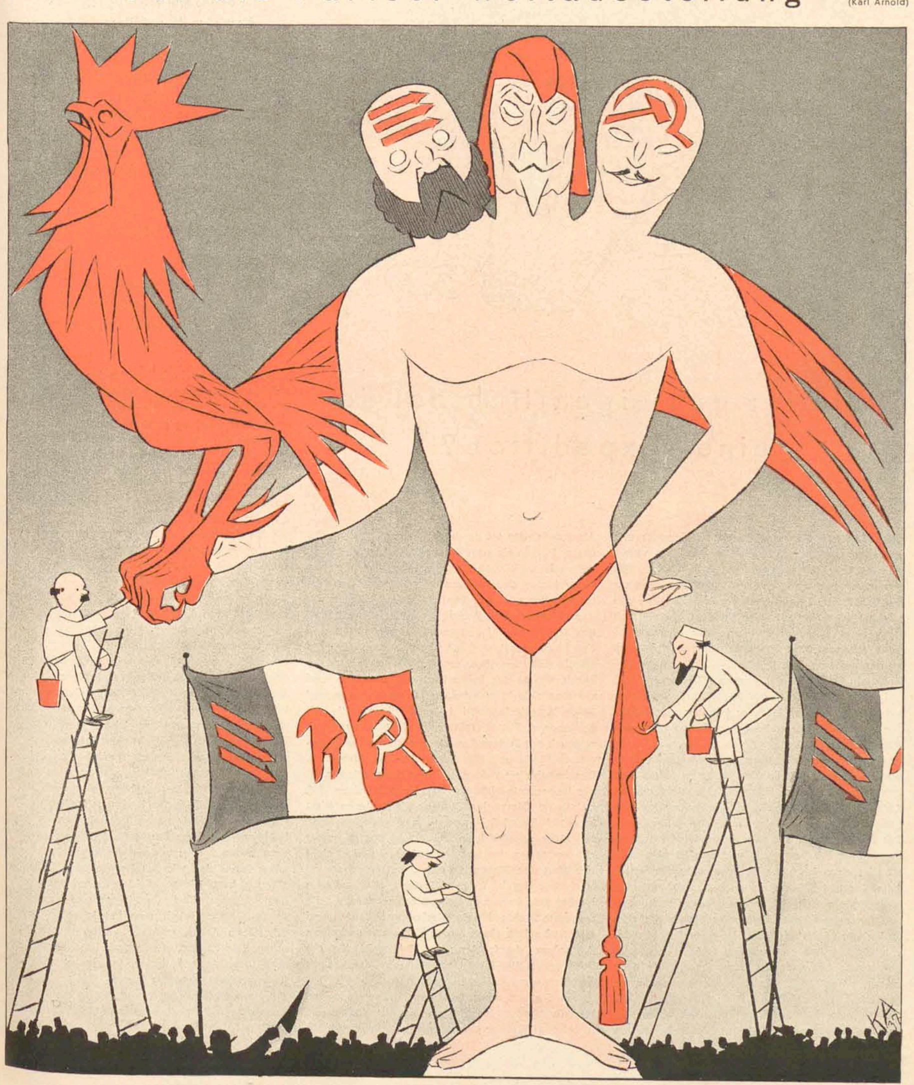
40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

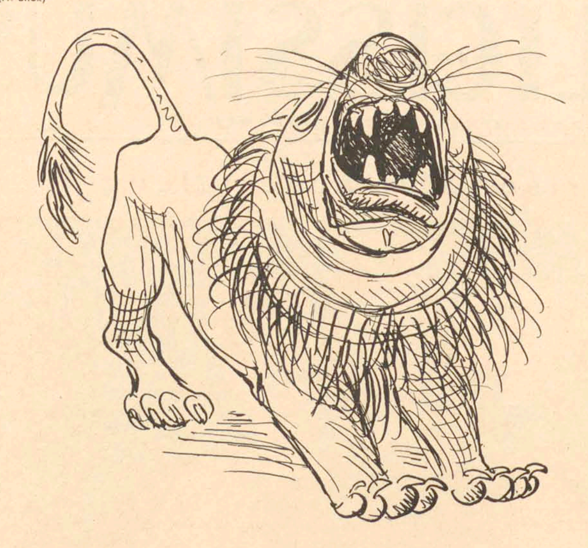
Für die Pariser Weltausstellung

(Karl Arnold)



Um zu beweisen, daß die französische Politik nicht kopflos ist, stellt Frankreich die Kolossalfigur des starken Dreimännermannes aus.

(Fr. Bilek)



Zwei Paar Stiefel

Von Ratatöskr

Es sprach zu mir der Herr Pastor:
„Sie kommen mir bedenklich vor
mit Ihrem wöchentlichen Klönen
in lax gereimten Fölljetönen.

Wie peinlich wird der Ernst vermißt,
der doch so dringend nötig ist!
Sie machen ihn mit Ihren Spässen
leichtfertig und salopp vergessen!"

„Vergessen?" replizierte ich.
„Hochwürden, nein, Sie täuschen sich.
Auch mir ist viel am Ernst gelegen.
Und insoweit sind wir Kollegen.

Nur packen wir den Feldzugsplan
bei ganz verschiednen Zipfeln an.
Wir sind bezüglich der Methoden
gewissermassen Antipoden.

Ihr Ernst verfügt pathetisch: Nein!
Ich wickle ihn in Scherze ein.
Sie kämpfen mit der Sündenhitze
per Feuer-, ich per Pravazspritze."

Wie ist das eigentlich bei so einer Expedition?

Da saßen nun also die Herren beieinander und sprachen von ungefährlichen Dingen, ein wenig von der Oper, ein wenig vom Film, ein wenig von der neuen Bereifung, und gelegentlich gaben sie ein Schüßchen Treibstoff in die Unterhaltung und neckten einander mit aller Vorsicht, da sie sich noch nicht sehr gut kannten oder andererseits ganz ausgezeichnet kannten. Sie saßen nämlich an ihrem Stammtisch im Café.
Auch ein Herr von der großen Wissenschaft saß bei ihnen, ein in seinem Fache sehr bekannter Mann, von dem es hieß, er könne sogar in der Sprache der Neger vom oberen Kongo die neuesten Witze erzählen.
Das tat er aber nicht; denn erstens erzählte er an diesem Stammtisch überhaupt keine Witze und zweitens waren die Negerdialekte vom oberen Kongo hier nicht so geläufig. Im übrigen kannten die Herren schon alle umlaufenden Witze.
Der Professor sah aus wie andere Herren an anderen Stammtischen auch, und das ist eigentlich schade; denn ich hätte ihn gern sehr romantisch geschildert. Ich hätte gern erzählt, daß er ganz beiläufig einen Revolver aus seiner Tasche zog und ihn neben seine Kaffeetasse legte mit dem Bemerken: „Entschuldigen Sie, aber ich bin das von drüben her so gewohnt." Auch sagte er genau wie die anderen: „Herr Ober, bitte noch einen kleinen Kirsch", und man hätte es doch gern gesehen, wenn er einen Schuß abgegeben hätte, weil das eben im Busch so üblich ist, wenn man den Boy vom benachbarten Lagerfeuer herbeiruft.
Aber nein, das tat er durchaus nicht, doch sollte dieser Herr in ein paar Wochen wieder zum Kongo aufbrechen. Wissen Sie, so mit Karawane, wo einer hinter dem andern hergeht, und wo die Neger alles auf dem Kopf tragen, die Kisten mit den Glasperlen und die Konservenbüchsen und das Chinin und das zusammenlegbare Zelt und den Kinoapparat, und die vielen anderen Gegenstände alle des täglichen Bedarfs da hinten im Busch, wo es gar keine Fachgeschäfte gibt, und wo man sich keine Rasierseife kaufen kann und keine Witzblätter und keine Portionsforelle mit zerlassener Butter, rein gar nichts. Nur Kopfschmuck mit Federn kann man erwerben und vergiftete Pfeile und die Artikel für den Ahnenkult. Das bezahlt man dann mit den Glasperlen, weil die Neger untereinander beschlossen haben, daß bei ihnen Glasperlen Devisen sind. Deren Wert ist natürlich auch Schwankungen unterworfen; denn auf einer so niedrigen Kulturstufe stehen selbst die Neger am oberen Kongo nicht, daß dort nicht der Wert der Glasperlen sich durch Angebot und Nachfrage regelt. Wenn viele Glasperlen auf dem Markte sind, kann man keinem Schwiegervater die magerste Tochter für ein Glaskollier abkaufen, und man muß schon einen leeren Ölkanister und einen Drillbohrer draufzahlen, das Trinkgeld für die Schwiegermutter nicht eingerechnet. Das alles gilt natürlich nur für die Eingeborenen.
Sehen Sie, so einer war der Herr an unserem Lagerfeuer, wollte sagen, an unserem Kaffeetisch. In ein paar Wochen würde er nun seiner Karawane voranschreiten und mit dem Buschmesser den Weg bahnen wegen der undurchdringlichen Lianen, wie Sie das ja aus dem Film kennen. Dabei muß er andauernd Disziplin halten; denn Disziplin ist die Hauptsache, meine Herren, und wo kämen wir ohne sie hin! Ihretwegen muß man sich auch jeden Morgen sauber rasieren. Und Gemüse gibt's gar nicht im Urwald. Wer hätte das geglaubt, daß es im Urwald kein Gemüse gibt, wo doch die Natur geradezu strotzt, aber ausgerechnet Gemüse wächst da keines. Na, eigentlich hätt' man sich's ja denken können; denn wer wird schon im Urwald Spinat oder Kohlrabi säen oder gar die fadenlosen Butterbohnen?
Der Herr Professor sprach noch viel von der wissenschaftlichen Arbeit, von Messungen und Untersuchungen und was man alles in Spiritus einweckt und wie man Schädel anrichtet.
Na, schön und gut, aber schließlich fehlte doch noch etwas. Die Wissenschaft in Ehren und die Steinbeile und der merkwürdige Gebrauch des Infinitivs bei den vollkommen im Urzustand lebenden Völkern am zweiten Nebenfluß gleich links. Sehr interessant, wirklich sehr interessant! Tja, wenn man jünger wäre, dann möchte man so was auch mal mitmachen und miterleben, die Disziplin, das Leben ohne Butterbohnen, das Rasieren im Urwald, den Infinitiv am linken Nebenfluß und die Glasdevisen. Aber sagen Sie mal ganz beiläufig, hochverehrter Herr Professor, ich hätte noch so eine kleine Frage: wie ist das eigentlich bei so einer Expedition mit den Frauen?
„Frauen, kommt ja gar nicht in Frage!" antwortete der Professor. Und alle nickten und bestätigten es ihm: Na natürlich, man hat ja seine wissenschaftliche Arbeit und die vielen grammatikalischen Studien und die Disziplin und abends fällt man todmüde aufs Lager, wo rechts und links Gefahren und Moskitos lauern.
Die Herren zahlten jetzt schnell und meinten: „Ist doch eine recht anstrengende Sache, so eine Expedition!"

Foitzick

Der Weg zum Erfolg

(Olaf Gulbransson)

„Ich habe kein Glück bei Frauen — wie machen 's nur die andern Männer?!" — „Ja, lieber Freund, du mußt dir ein Auto anschaffen, die Liebe der Frauen geht durch den Wagen!"

„So — nun wollen wir 's mal probieren: Gestatten, mein Fräulein, darf ich Sie einladen? Wohin fahren wir?"

OLAF GULBRANSSON 37

„Sehr gütig! Rasch zum Bahnhof, mein Mann ist immer so ungehalten, wenn ich zu spät komme!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Alte Stadt im Frühling

(Wilhelm Schulz)



Wie mild ist heut die Nacht!

Durch alte Gassen weht
Erinnerung und – lacht,
so wie ein Kind, das sacht
barfuß dem Glück nachgeht.

In seiner holden Spur
fängt's ein der Stunden Saum
und reiht sich Traum um Traum
wie Beeren an die Schnur . . .

Da! Dort! Im Mondlicht neigen
mit Wipfeln und mit Zweigen
die Bäume sich einander zu;
die Tore und die Giebel,
die alten Kirchturmzwiebel,
das dunkle Wasserband
– – – – – –
drei ausgetretne Stufen,
der fremden Frauen Rufen,
das dreht und dreht es in der Hand . . .

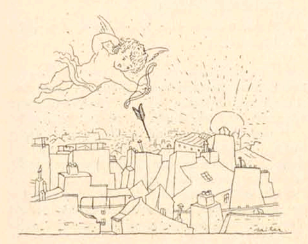
O Glück! O Ruh!

Maria Daut

Liebe steckt an

VON

NARCISO QUINTAVALLE



Nora und Robert waren keineswegs restlos glücklich.
Der Vater der hübschen Achtzehnjährigen, ein höherer Beamter in Pension, noch immer stattlich und rüstig, hatte zu seinem Kinde gesagt: „Solange ich lebe, wirst du diesen geschniegelten, lockeren Zeisig nicht heiraten, des kannst du versichert sein..." Die Kleine war verzweifelt, sie versuchte, den gestrengen Vater umzustimmen, aber der unbestechliche Beamte war durch nichts zu erweichen.
Die Mutter Roberts, eine Frau in den besten Jahren, gewissenhaft bis zur Pedanterie, hatte zu ihrem Sohn gesagt: „Solange ich lebe, wirst du dieses gemalte, nichtssagende Püppchen nicht heiraten, des kannst du gewiß sein..." Robert protestierte, er drohte, sich umzubringen, aber die gestrenge Mutter blieb fest.
Doch diese Kämpfe verbanden die beiden nur immer mehr, und ihre Liebe ward um so inniger.
Eines Abends — ein herrlicher Abend in Rom — die Luft duftete süß nach Lindenblüten, die Liebespaare auf der Allee waren in Dunkel gehüllt, die violette Kuppel des Himmels mit Sternen bestickt, die Stadtwälle phantastisch vom Mond erhellt, in den Gräben quakten die Frösche, und im Grünen zirpten wie toll die Grillen — beschlossen Nora und Robert, zu fliehen.
„Ja, Robert... entführe mich!"
„Morgen, mein Kind, morgen..."
„Wie bin ich glücklich, Liebster...!"
„Du sollst es auf ewig sein."
„Wohin wirst du mich schaffen?"
„Weit, weit... ins Land der Glückseligkeit."
„Wir wollen fliehen, wenn der Tag sich neigt."
„Wenn Mond und Sterne scheinen."
„Sag, wird morgen Vollmond sein?"
„Sicher, Liebste. Hör zu... Ich habe schon alles vorbereitet, morgen abend um diese Zeit werde ich dich in einem geschlossenen Wagen an der Engelsbrücke erwarten. Hab keine Angst, und halte Wort!"
„Ich komme."
„Mach dir keine Gewissensbisse, du wirst sehen, wir werden bald zurück sein; denn dein Vater wird uns von der Polizei suchen lassen, und meine Mutter, moralisch, wie sie ist, wird uns zwingen, innerhalb vierundzwanzig Stunden zu heiraten."
„Wie klug du bist! Ich liebe dich rasend! Ich bin von deinem Plan begeistert!"
Sie umarmten sich, küßten sich ungestüm und tauschten noch einige Liebesworte.
„Auf morgen, Liebster!"
„Auf morgen, Süßeste!"

Die Allee entlang kam ein Drehorgelmann und spielte: „Komm, o Nacht, du Lie-hie-besnacht..." und der Esel, der seinen Karren zog, sang inbrünstig dazu.

*

Der noch immer stattliche, höhere Beamte verbrachte eine unruhige Nacht. Er lief von einem Zimmer ins andere, riß alle Fenster auf, wartete und war wütend auf Nora, die längst auf und davon war.
Beim Morgengrauen war er einem Tobsuchtsanfall nahe. Schon gedachte er, die Polizei zu verständigen, als ihm noch ein Gedanke kam.
Er stürzte in sein Arbeitszimmer, nahm die Schlüssel, die hinter einem Bild versteckt hingen und öffnete die Schreibtischlade, die unterste links; er holte eine dicke, saffianlederne Brieftasche hervor, zerrte ein Notenbündel heraus, zählte und zählte und stieß einen gedämpften Fluch aus. Dann sank er schwer in einen Klubsessel.
Nora hatte dreitausend Lire mitgenommen.
Seufzend erhob sich der höhere Beamte, knirschte mit den Zähnen, stülpte den harten Hut auf, nahm den Stock und ging.

*

Die Mutter Roberts verbrachte eine schreckliche Nacht. Sie zählte jeden Schlag der nahen Turmuhr, sie rief leise, sobald sie einen Schritt auf der Straße kommen hörte, sie lief von einem Zimmer ins andere, holte sich am offenen Fenster den Schnupfen, legte sich ins Bett, stand aber sogleich wieder auf und sagte sich: „Er wird schon kommen. Er ist vielleicht ins Theater gegangen oder bei Freunden geblieben. Er muß ja kommen."
Aber Robert kam nicht.
Die gestrenge Mutter beschloß, sich auf die Polizeidirektion zu begeben und das Verschwinden ihres Sohnes zu melden. Als sie im Begriff war, sich vor dem Spiegel den Hut zurechtzurücken, gewahrte sie, daß die Kommode halb offen stand — ein Schubfach, das gewöhnlich nur von ihr geöffnet wurde. Sie fühlte, indem sie es ganz aufzog, einen kalten Schauer. Zitternd suchten ihre Hände nach dem Behälter mit dem Geld. Das Nußbaumkästchen war da und auch der Schmuck. Aber das Geld fehlte.
Robert hatte dreitausend Lire mitgenommen.
Seufzend setzte sie den Hut auf, nahm das Handtäschen und ging.

*

Am Eingang zum Polizeigebäude begegneten sich der Vater Noras und die Mutter Roberts. Zusammenzucken, wutschnauben, zornige Blicke wechseln, stehenbleiben, einander mustern war eins.
„Wenn ich nicht irre, sind Sie die Mutter dieses Halunken..."
„Und Sie, wenn mich nicht alles täuscht, der Vater dieses Frauenzimmers."
„Sie beleidigen meine Tochter!"
„Und Sie meinen Sohn!"
„Er hat sie mir entführt..."
„Vielleicht war's umgekehrt."
„Sie sind ausgerückt wie die Verbrecher, liebe Frau... Sind Sie auch hier, um Anzeige zu erstatten?"
„Wir sind beide zum gleichen Zwecke gekommen, Herr... Ein schwerer Gang für eine Mutter..."
Sie näherten sich der breiten Freitreppe und jeder würgte seinen Zorn und Gram hinunter.
Sie traten in den kleinen Anmelderaum, der um diese frühe Stunde noch leer war, und da der Kommissar im Augenblick beschäftigt war, wurden die Herrschaften gebeten, zu warten.
Eisiges Schweigen lag zwischen ihnen, aber eine seltsame Verlegenheit besiegte allmählich ihren Zorn. Vielleicht machten sie sich dieselben Gedanken um die beiden Kinder, die nun wer weiß wo waren, durch ihre Schuld. Der Vater Noras schaute die Frau weniger böse an und sagte mit gedämpfter Stimme:
„Dreitausend Lire hat sie mitgenommen."
Die Mutter Roberts antwortete, vom Klang seiner Stimme gerührt:
„Und dreitausend er."
Der noch immer rüstige höhere Beamte rückte der Witwe interessiert näher.
„Mit sechstausend Liren, denke ich", fuhr der Vater Noras fort, „kann's ihnen nicht schlecht gehen."
Die Frau sah ihn entsetzt an.
„Da haben Sie noch den Mut, Witze zu machen?"
Sie führte das Taschentuch an die Augen und trocknete die Tränen.
Der Beamte strich sich den Bart und erfüllte das Wartezimmer mit einem Seufzer, der aus seinem tiefsten Inneren kam.
Er hob den grauen Kopf und sah die Mutter Roberts an. Eine unverhoffte Zärtlichkeit stieg in ihm auf, als er die rührende Schönheit der kleinen, einsamen Frau neben sich gewahrte. Ein leiser Duft ging von ihr aus, sie hatte schmale, weiße Hände, einen faltenlosen Hals und lebhafte, leuchtende Augen. Der Vater Noras verspürte in seiner Brust ein seltsames Gemisch von Beklommenheit und Freude. Und indem er sich über die Knie strich, sagte er:
„Ja, die Liebe..."
Und ein zweiter Seufzer, der aus seinem Innersten kam, erfüllte das kleine Wartezimmer.
Die Frau blickte ihn forschend an. Ihr vereinsamtes Herz stellte fest, daß der Vater Noras ein schöner Mann war; sie zupfte sich das Kleid zurecht, raffte zwei widerspenstige Löckchen hinters Ohr und seufzte:
„Glückliche Jugend!"
„Zu unserer Zeit tat man so etwas nicht..."
„Nein, gewiß nicht, und man war darum nicht weniger verliebt."
„Sie sind Witwe, nicht wahr?"
„Seit fünf Jahren. Mit fünfunddreißig schon. Auch Sie sind verwitwet?"
„Seit zehn Jahren... Tja!"
„Tja..."
In diesem Augenblick verließ jemand rasch das Zimmer des Kommissars, und der Diener verkündete:
„Bitte, die Nächsten!"
Der höhere Beamte und die Frau traten ein, etwas unsicher, schüchtern fast.
„Sie sind erstaunt, Herr Kommissar", sagte der Vater Noras, „uns hier zu sehen. Es ist nichts Schlimmes, kann allen Eltern passieren. Meine Tochter ist mit dem Sohn dieser Dame durchgebrannt. Sie lieben sich dermaßen, die Unglücklichen, und wir waren gegen eine Verbindung, weil sie noch zu jung sind, zu unerfahren. Nicht wahr, gnädige Frau?"
„Ganz recht!"
„Die Folge davon ist", fuhr der Vater Noras fort, „daß die beiden Täubchen gestern abend ausgeflogen sind. Wir wissen nicht, wohin, Herr Kommissar, darum appellieren wir an Ihre Erfahrung und Ihre Kunst..."
Der Herr und die Dame beantworteten die notwendigen Fragen. Dann entfernten sie sich dankbar und ersichtlich erleichtert.
Als sie sich auf der Straße befanden, unter der Menge, hatten sie das Bedürfnis, einander nahe zu sein, aus Furcht fast, die andern könnten ihr Geheimnis entdecken. Sie gingen langsam, sich ab und zu mit den Ellbogen berührend.
„Wohnen Sie weit, gnädige Frau?"

„Gleich hier in Sant Angelo, im neuen Viertel."
„Darf ich Sie begleiten?"
„Gern."
„Mein Haus wird sehr einsam sein ohne meine Tochter."
„Reden Sie nicht weiter, ich bitte Sie..."
„Und doch gibt es noch so viel zu reden wegen der undankbaren Kinder. Wenn sie erst zurück sind..."
„Ich sehe ein, wir müssen sie auf der Stelle verheiraten."
Sie setzten den Weg schweigend fort, ein wenig verstört und zerstreut.
Als sie das Haus von Roberts Mutter erreicht hatten, sagte der stattliche, temperamentvolle Beamte unvermittelt:
„Wenn Sie gestatten, spreche ich am Nachmittag bei Ihnen vor, um die häßliche Szene von vorhin wieder wettzumachen. Ich habe ein Geständnis abzulegen, als ob ich im Alter meiner Nora wäre.
Die Frau spürte, wie sie errötete, sie lächelte. Dann reichte sie ihm die Hand und sagte:
„Auf später also..."
„Danke. Auf später..."
Der Vater Noras warf sich in die Brust, strich sich den Bart und wirbelte verlegen mit dem Stock. Auf dem Heimweg sagte er mehrmals vor sich hin: „Wahrhaftig, mir scheint, ich bin verliebt."
Robert und Nora wurden gefunden und zurückgeholt. Wenige Wochen später nahm das Schicksal mit großer Geschwindigkeit seinen Lauf. Die Hochzeit fand im engsten Kreise statt, die Hochzeitsreise überhaupt nicht; denn die zwei Täubchen hatten sie bereits vorher gemacht, mit Hilfe des hübschen Sümmchens, das sie der dicken, saffianledernen Brieftasche des Vaters und dem Nußbaumkästchen der Mutter entnahmen. Dennoch war es ein Fest des Frohsinns und der Glückseligkeit, zu dem die Eltern ihren Segen gaben mit den Worten: „Liebt euch und seid glücklich."
Nach einigen Wochen jedoch rief der Vater sein Kind zu sich.
„Ich muß dir eine Eröffnung machen, liebe Nora. In einer ernsten und wichtigen Angelegenheit. Hör zu: Du weißt, was Liebe ist, Liebe mit all ihrer Schönheit, ihrem Reiz, ihrer Poesie..."
„Und ob ich es weiß!"
„Schön, also: ich will wieder heiraten... und zwar aus Liebe."
„Wie...?"
„Ich will heiraten."
„Wen?"
„Deine reizende Schwiegermutter."
„Ja, bist du denn von Sinnen?"
„Vielleicht..."
„Das ist unmöglich, das ist unmoralisch. Ich könnte in diesem Falle weder zu dir als Vater aufblicken, noch dich als Großvater würdigen."
„Großvater??!"
Der Vater Noras ließ sich schwer in einen Klubsessel sinken...

*

Die junge Frau sagte ihrem Ehegemahl kein Sterbenswörtchen, Robert wurde vielmehr von seiner Mutter eingeweiht.
„Schön, heirate ihn", sagte er aufgebracht, „aber dann bist du für uns weder Mutter noch Großmutter."
„Großmutter!!?"
„Ja... wir haben uns wohl nichts weiter zu sagen."
Die Mutter Roberts sank leise stöhnend in einen Plüschfauteuil...

*

Die beiden Verwitweten gäben ein wohlanzuschauendes, stattliches Paar, aber Robert und Nora erlaubten eine Verbindung nicht. Der höhere Beamte und die Dame waren verliebt wie die Zwanzigjährigen. Abends trafen sie sich — ganz in Ehren — heimlich an den Stadtwällen und schütteten einander ihr Herz aus.
Die Luft duftete süß nach Lindenblüten, die Liebespaare auf der Allee waren in Dunkel gehüllt, die violette Kuppel des Himmels war mit Sternen bestickt...
„Ja, Liebster, entführe mich!"
„Morgen, Liebste, morgen..."
„Wohin wirst du mich schaffen?"
„Weit, weit... ins Land der Glückseligkeit."
„Was werden die Kinder sagen?"
„Sie sind grausam, wie alle Kinder..."
Da kam ein Drehorgelmann die Allee entlang, und zur Melodie eines Liebesliedes sang inbrünstig der Esel, der den Karren zog.

(Einzig berechtigte Übersetzung von Thea Reimann-Weide)

Kalter Morgen im Wald

Von Georg Britting

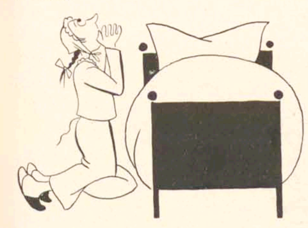
Schwarz ist der Wald.
Und schwarz und kalt
Rinnen durch ihn die Wege.

Grünfeucht glänzt Stein und Moos.
Ein Häher schreit:
Erschüttert schwankt die Einsamkeit.

Gläserne Kugel traf ein Schnabelstoß —
Davon ein Ton steigt klar, befreit,
Ins unsichtbare Blaue weit.

(O. Nückel)

Lieber Simplicissimus



In einer kleinen sächsischen Stadt, deren Name hier nicht sonderlich beachtenswert erscheint, wohnt ein gewisses Fräulein Adele. Dieses Fräulein hat das Unglück besessen, daß sich die Männerwelt in ihrer Jugend nicht für sie interessierte, so daß sie schließlich nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich vereinsamte. Manche alte Jungfrauen kaufen sich nun einen Hund oder ein anderes lebendes Wesen, Fräulein Adele hingegen beschloß, dieser sündigen Welt zu entsagen und trat einer religiösen Gemeinschaft bei. Sie war bald dermaßen für diese Gemeinschaft entflammt, daß sie — sagen wir — einen gelinden Stich davontrug. Ihre Wohnung richtete sie ganz nach ihrer neuen Gemütsverfassung ein, und im Schlafzimmer sollte der Maler über dem Bett den frommen Spruch: „Cum Deo" anbringen. Sei es nun, daß der Maler den Sinn der beiden lateinischen Worte „Mit Gott" nicht kannte und glaubte, die mangelhafte Aussprache seiner Auftraggeberin ins Hochdeutsche übertragen zu müssen, jedenfalls prangte, als Adele wieder in das Schlafzimmer zurückkehrte, ein schön verziertes: „Komm, Theo!" über ihrem Bett.

In dem kleinen Ort V. wirkt trotz hohen Alters recht und schlecht noch der Sanitätsrat X., obschon es bei ihm nicht allein mit den Augen nicht mehr so richtig gehen will. Kürzlich bei Ausstellung eines Totenscheines für einen verstorbenen Patienten passierte ihm das Unglück, infolge seiner Kurzsichtigkeit in die verkehrte Rubrik des Formulars zu geraten, wodurch nun zu lesen stand: Todesursache: San.-Rat Dr. X.

*

Hauptmann K. war vor kurzem nach D. versetzt worden. Seine junge Gattin machte ihre Einkäufe für den Haushalt ganz regelmäßig in dem Kolonialwarengeschäft Sch. Zu ihrer Verwunderung sagte ein junger Verkäufer — wir wollen ihn Maier nennen — andauernd „Fräulein" zu ihr. Dabei war er schon mehrere Wochen dort tätig und mußte sie eigentlich kennen.

Eines Tages nun wehrte sie sich schließlich dagegen, nicht unfreundlich, aber doch mit leisem Unmut:

„Herr Maier", sagte sie, „Sie nennen mich immer ‚Fräulein' — ich habe doch drei Kinder!"

Und Herr Maier lächelte freundlich: „Drei Kinder?! Ach — is nich möglich, Fräulein!"

*

Bei Geheimrats ist Gesellschaft. Frau Geheimrat aber ist untröstlich. Fräulein von Xüll hat im letzten Augenblick — wegen eines Grippeanfalls, schreibt sie, aber wer weiß, was wieder dahinter steckt — abgesagt, und nunmehr hat Herr Kallbaum nicht nur keine Tischdame, sondern man sitzt zu neununddreißig — das sind dreimal dreizehn — an der Tafel.

„Ausgeschlossen, das geht nicht!", sagte Frau Geheimrat verzweifelt. „Es muß noch jemand geladen werden."

„Lade doch das kleine Fräulein Penk ein!", riet der Geheimrat und strich sich den Bart.

„Fräulein Penk?", ächzte die Geheimrätin, „unsere Kindergärtnerin?"

„Weshalb nicht? Wenn wir ihr schon unsere Kinder anvertrauen, warum sollten wir ihr nicht den Herrn Kallbaum in Obhut geben?"

„Sie ist viel zu jung!", jammerte die Geheimrätin weiter, „und viel zu hübsch, und wer weiß, ob sie sich unterhalten kann?"

„Wie du meinst", nickte der Geheimrat.

Zwei Stunden später saßen sie aber doch glücklich zu vierzig Personen am Tisch, und trotzdem Fräulein Penk die jüngste und hübscheste von allen war, klappte alles aufs beste.

„Mein liebes Kind", sagte die Geheimrätin, als das Fest zu Ende war, „ich danke Ihnen. Sie haben sich der Gesellschaft auf das vollkommenste angepaßt. Wie aber ist es mit Ihnen? Sind Sie zufrieden? Hat man Sie auch als D a m e behandelt?"

„O ja", lachte Fräulein Penk fröhlich, „sogar zweimal: einmal im Korridor und einmal im Wintergarten!"

*

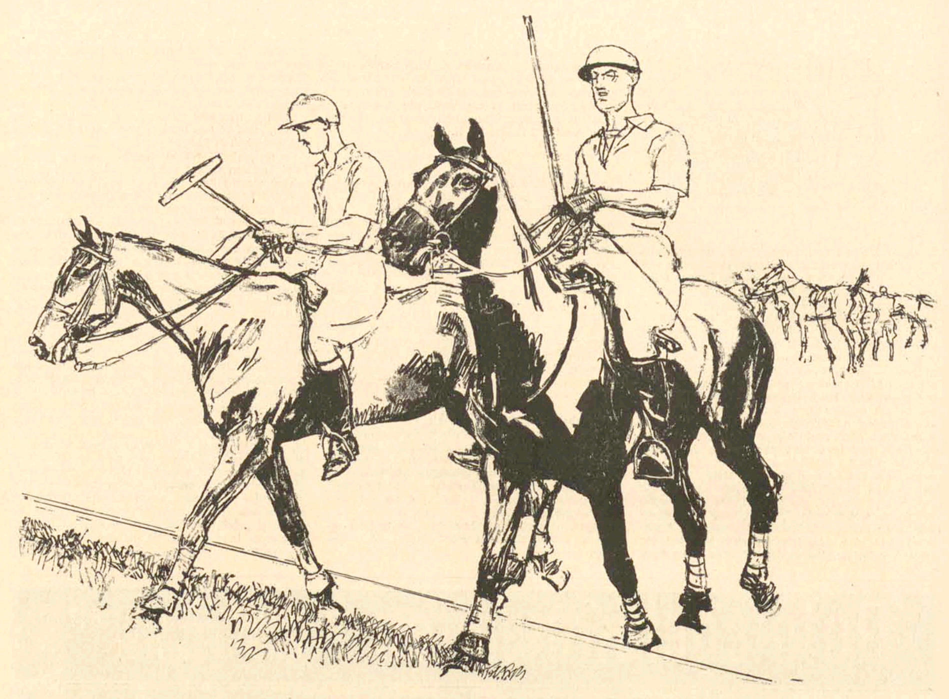
Frau Felix, die vor noch nicht langer Zeit nach Schlesien geheiratet hat, schätzt zwar das Riesengebirge, weniger aber die schlesischen Sprachlaute. Und sie zuckt jedesmal zusammen, wenn sie vom Kurtel, von der Martel, vom Vatel und vom Männdel hört.

Als ihr Sohn Knud geboren und getauft ist, verkündet sie stolz: „Mein Sohn hat wenigstens einen Namen bekommen, den man beim besten Willen nicht schlesisch aussprechen kann."

„Sollte das nicht ein Irrtum sein, gnädige Frau?", wendet ein Freund ihres Mannes ein, Schlesier wie der, „vielleicht ruft man, wenn Sie mit ihm spazieren fahren: ‚Da ist ja die Muttel vom Knuttel'!"

Keine Sentimentalitäten

(Eduard Thöny)



„Der Kerl redet egal von dem saftigen Grün der Wiesen und den herrlichen Blumen — ja, zum Donnerwetter, sind wir Botaniker oder spielen wir Polo!?"

Im schönsten Wiesengrunde

Von Georg Schwarz

In was für eine peinliche Lage die Verehrer der Dichtkunst oft ihren Dichter versetzen können, steht meist nicht in den Biographien und Literaturgeschichten. Petrarka, so erzählt sein Biograph, sei, als er ihn in seinem Garten besuchte, gerade von seiner Frau im Streit mit einem Bündel nasser Wäsche ins Gesicht geschlagen worden. Jean Paul wurde des öfteren nur mit Hemd und Hose bekleidet, in herabhängenden Socken umherwandelnd, von seinen Verehrerinnen überrascht. Mörike streckte, im Bette liegend, seinen Gästen die nackten Zehen zum Gruß entgegen — aber Wilhelm Ganzhorn, dem Dichter des vielgesungenen Liedes „Im schönsten Wiesengrunde", erging es von allen am schlimmsten.

Er war eines Sommerabends von Neckarsulm, wo er Amtsrichter war, durch einen der schönsten Wiesengründe an den Neckar gegangen, in der Absicht, zu baden. Er entkleidete sich, hängte seine Sachen an den Ästen einer alten Weide auf und sprang ins Wasser. Badehosen kannte Ganzhorn nicht. Sternlichterfunken tanzten auf den Wellen, das Wasser war warm und der Spiegelmond schnitt die drolligsten Gesichter. Ganzhorn ließ sich flußabwärts treiben.

Nach einer guten Stunde dachte er ans Heimgehen, stieg ans Ufer und eilte im nassen, saftigen Gras der Stelle zu, wo seine Kleider hingen. Da vernahm er holden Gitarrenklang und Liedgesang. Fremde Durchreisende hatten sich unweit von seinem natürlichen Kleiderständer niedergelassen, lagen im Gras und schauten in den Mond.

Und da ertönte das Lied, dessen Text der Amtsrichter gedichtet hatte.

Waren sie von den höflichen Neckarsulmern an den Badeplatz des Dichters verwiesen worden? Ganzhorn versteckte sich so rasch wie möglich. In diesem Zustand durfte er sich nicht sehen lassen vor seinen Verehrern.

Aber diese wichen nicht. Ganzhorn sah ein, daß es völlig nutzlos war, in der kühl werdenden Abendluft den Abzug der fremden Herrn und Damen abzuwarten, und als er auf dem gegenüberliegenden Neckarufer ein Licht in der ihm bekannten Dorfschenke aufblitzen sah, ließ er Kleider und Verehrer im Stich, schwamm hinüber und gelangte auf allen Vieren kriechend und Deckung suchend in den Wirtsgarten. Hinter dem Pumpbrunnen verbarg er seinen nassen Leib, lugte mit dem Kopf um die Ecke, und als die Wirtin am Küchenfenster erschien, rief er ihr mit Donnerstimme zu, sie möge ihm ihr größtes Tischtuch herunterwerfen. Die Frau erkannte ihn an der Stimme, und weil er der Amtsrichter war, glaubte sie, ihm nichts abschlagen zu dürfen. Alsbald erschien zur Verwunderung aller Stammgäste im Weinstübchen ein Mann mit langer weißer Toga im würdigen Senatorenschritt.

Alles verstummte. War das nicht der Amtsrichter von Neckarsulm?

War der Mensch verrückt geworden? Nein, er setzte sich ganz vernünftig an den Tisch, verlangte eine Flasche vorjährigen Trollinger und griff mit nackten Armen nach dem Glas. Einige befragten ihn erstaunt — und Ganzhorn erzählte mit todernstem Gesicht, daß er auf der Flucht sei. Die guten Bürger glaubten ihm, meinten, er sei aus dem Bette aufgejagt worden und unbekleidet geflohen, einige boten ihm Kleider, andere Geld an, aber Ganzhorn lehnte alles mit ernstem Gesicht ab. Unterdessen sprach er tüchtig dem Wein zu. Er erging sich in dunklen Anspielungen über die Gründe seiner Flucht, und die ängstlich dreinschauenden Biedermänner sperrten Mund und Nasen auf. Aber die Miene des Dichters wurde heiterer, je länger er saß, er sagte, daß er sein Schicksal tragen wolle, so schwer es auch sei, aber seinen Freunden dürfe er den Abend nicht mit trüber Laune verderben.

Lange nach Mitternacht brachen die Versammelten in neugieriger Erwartung auf und geleiteten den Flüchtling in seinem wallenden Gewande durch die Neckarwiesen; denn dieser gab vor, nocheinmal im Schutze des Dunkels ans andere Ufer schwimmen zu müssen, um drüben das Nötigste zu ordnen. Dann nahm er bewegt Abschied, ließ, am Ufer angelangt, rasch die Tischtuchhülle fallen, warf sich in den Fluß und schwamm im Dunkel der Nacht davon.

Am anderen Tag war im Heilbronner Blatt zu lesen: „Meine Besuche empfange ich wie bisher tagsüber in meiner Kanzlei — und nicht in den Wiesengründen am Neckar. Wilhelm Ganzhorn, Oberamtsrichter in Neckarsulm."

Das Mißverständnis

(K. Heiligenstaedt)



„Meinst du, daß ich den Hut so tragen kann?“ — „Na, ein ganz klein wenig würde ich doch noch dazu anziehen!“

Die alte Raßlin

Von Jörg Englschalk

„Jetzt kann man sich bald wieder d'Füß im Gras abputzen . . ."
„Ja, aber wenn 's Wetter so weiter macht, dauert's schon noch a Zeitlang."
„Hm, die zeitigen Frühjahr haben noch nie was g'scheit's 'bracht!"
„Ma woaß it . . . denk nur selligsmal, wie schon im März d' Bäum blüht haben, und was is dös für a schön's Jahr worden . . ."
Der Kaichlbauer von Burgholz und der jung Mander reden mitnander. Der Kaichlbauer ist nicht mehr recht gut beinander. Mei, alt wird er schon, die Jungen kommen nach, was tut er noch auf der Welt? Aber dies Wetter, ihm isch es recht, daß aber der Mander allweil recht haben möcht, wenn man dem was sagt, er muß recht haben mit seini dreiß'g Jahr!
„Isch scho wohr", sagt er jetzt, der Kaichlbaur, „aber gar so gut war dies sell Jahr nicht, woaßt scho, wie's damals mit'm Heu war, grad halt, daß man's reinbracht hat."
Der Mander lehnt sich a bißl weiter übern Zaun, der Kaichlbaur, er hackt grad Prügel, legt sei Krell weg, geht näher an Zaun hin, putzt sich die Händ' am Fürta ab, nimmt d' Dosen aus'm Schileleibl, haut sich a Pris auf d' Hand, langt die Dose dem Mander hin: „It schnupfen? Ja mei, die Jungen! 's Schnupfen haben's verlernt, aber dafür die andern Unfürm . . ."
Der Mander nimmt seine Mistgabel von der Achsel, lehnt sie an Zaun hin . . . „Woaßt scho, wegen meiner Alten hätt' ich auch amal gern gredt . . . weil s' halt gar it besser wird . . . schon zwei Monat isch sie allweil it gut beinander."
„So, dei Alte, d' Manderin, hab gar nie was ghört, daß die marodi sein soll . . .? Aber woaßt scho, i will nimmer gern, woaßt scho, sie san gar so hinter einem her, geh doch auf Gintering, der Dokter soll gar it so ohne sein. A weng teuer halt . . ."
„Auf Gintering? Hm, die Dokter, mei Alte gibt nix drauf, helfen können s' doch it; g'scheit daher reden und Kösten, so a Dokterrechnung, und glei sind sie nachher mit'm Gricht da, und überhaupts . . . Schau halt amal hintri zu uns!" Der Mander nimmt sei Gabel wieder auf d' Achsel, „kannst ja auf d' Nacht kommen, braucht's kein Mensch wissen . . ."
„Wer' schon sehn", gibt der Kaichlbaur an, geht z'ruck zu seinem Hackstock, nimmt sei Krell wieder in d'Hand, nimmt an großen Prügl und hackt weiter. Der Mander geht sein Weg.
Wie kalt der unter Wind noch rauf geht! Ha, die Jungen, alles besser wissen, aber brauchen, brauchen täten s' einem doch! Manderin, du kannst warten bis i kimm!
D' Manderin steht daheim in der Küche und kocht; wär' ja alles gleich, aber die Wehtagen, die sie schon a paar Tag her hat . . . sie muß' in die Därm haben. — Wenn nicht die ganz' Welt so bös wär! Die alt Raßlin, wie froh könnt sie sein, auf a paar Pfund Butter käm's ihr, der Manderin, g'wiß nicht an, aber nein, die muß a dumms G'red machen, so daß man nicht hingehn kann dazu, und an Butter bräucht die gwiß notwendi, ja, wenn dies nicht die einzig wär in der ganzen Gegend, zu der a Weiberleut gehn kann, und noch auf'm Kirchenweg auch sind sie zammgruckt . . . Sie, d' Manderin, werd sich doch sowas it von ein'm alten Weib sagen lassen, naa, so arg können die Wehtagen gar it sein, daß sie der noch amal a guts Wort gäb . . . Heut freut sie's noch, daß sie's ihr selbigsmal so schön hingsagt hat!

*

Der Mander kimmt vom Feld heim. „Isch 's Essen no it ferti?" Beim Mander sind nur er und sie, Kinder haben s' keine. Vor vier Jahren, wie sie g'heirat haben, isch der alt Mander glei drauf gstorben, sie, die alt Manderin, isch scho lang tot. Der Mander sitzt sich hin.
„Wo bist denn so lang?"
„Ja, mit'm Kaichlbaur hab i gredt . . . er kimmt die Tag amal hintri, er wird's nachher schon kennen . . ."

*

Z'Burgholz, beim Lochwirt, haben s' frisch anzapft. Jetzt im Nauswärts hat man gern a frisch Bier . . .
Die alt Raßlin holt sich a Halbe. Hockt sich im Hausgang drin auf d' Bank. „Etzer", sagt d' Wirtsmarie, und stellt das volle Krügerl neben ihr auf d' Bank. D' Raßlin nimmt glei an Schluck, „ich kann 's Brot nimmer recht beißen", sagt sie und schleckt sich den Schaum vom Mund, „so warm wie d' Leut tun isch noch nicht . . . Habt's es ghört? — aso, ös seids ja heut it in der Kircha gwesn, — der Manderin isch schlecht worden drin, grad vorm Deo gratias hat sie noch nausgeh'n müssen. Wenn i halt amal so weit wär, gehet i nimmer in d' Kirch, lang gnug haben s' ja braucht, sind scho fast fünf Jahr verheirat . . ."
„Soso, d' Manderin . . . jaja, Zeit haben s'", sagt d'Wirtsmarie . . .
„'s Good, Kaichlbaur!" „'s Good, Marie." Der Kaichlbaur will sich auch a Halbi kaufen, stellt sich a bißl zur Raßlin hin . . . „Auch scho Durscht?"
„Ja, 's Brot kann i nimmer gut beißen und allweil a Suppn . . ."
„Freili, isch dir ja auch vergunnt." D' Raßlin nimmt nochmal an Schluck. „Ha, d' Manderin? Etz sagst aber nix mehr!"
„Warum?"
„I mein bloß, weil's allweil glacht habts, er, der Mander, wär' schuld!"
„Ja, i woaß etz it, wo daß d' naus willst?"
„Du wirst es nachher it wissen, bist it in der Kirch gwesen heut früh, und wirst sie doch 'nausgehn haben sehen kurz vorm Deo gratias? Und dös woaß man nachher doch schon, was dös bedeut!"
„Naa, i war it, warum? Isch d' Manderin nausgangen?"
„Ja, was i seh, seh i! Anmerken tut man ihr sonst nix . . . wenn man denkt, jetzt nach fünf Jahr . . .!"

*

Beim Mander daheim haben er und sie Streit. Weil's doch wahr isch, sie will heut schon zum Kaichlbaur hingehn, hingehn! Kann 's it derwarten, bis er herkommt, jetzt hat's die ganze Zeit nicht pressiert; wär's it die nächst Woch auch noch früh genug, wenn er nicht herkommen sollt? Sie will aber heut, gleich auf d' Nacht . . .
„Sonst geh i halt auf Gintering, der Doktor soll gar it so teur sein, und verstehn, no, dies wird er nachher scho verstehn, gar so weit kann's bei mir it gfehlt sein, in dem Alter, da muß man doch noch ein finden, der ein'm hilft!" Was blieb dem Mander über? Er hat halt nachgeben . . .
Um achti richt sich d' Manderin her; bis s' hinkommt, vergeht auch a Zeit . . . grad will sie zum Hofgatter naus, wer kimmt rei? Der Kaichlbaur!
„Ah, wo aus denn noch heut?"
„I wär' nur grad noch schnell auf Betzing num gangen, was holen, weil man doch etzer beim Tag nimmer Zeit hat."
„Ja, er hat gsagt, i soll amal vorbeischaun."
„So, nachher geh i halt noch amal rei . . ."
Der Kaichlbaur hat weiter nix gfunden, was der Manderin fehl'n soll. Morgen will er wieder vorbeischaun.
Am andern Tag kommt er wirklich wieder. „Muß noch ein Tag zuschaun, i kann so schnell nix sagen; denn was man sagt, soll doch wahr sein; also morgen nachher . . ."
Ha, der nett' Kaichlbaur, ha, der versteht auch nix mehr! Aber einem für'n Narren halten, was sich der scho einbildt, noch a drittsmal kommen! Daß man ihm ja recht viel geben muß! Dös hat er von die Dokter doch schon g'lernt . . .
Am Tag drauf isch der Mander selber zu der Raßlin gangen. Sie hat zuerst schon so rumdruckt, weil d' Manderin it kommt, aber nacher, als er an Butterwecken vom Sack rauszieht und ihn ihr hilangt, wird sie g'sprächi . . . „Weil man da halt nix machen kann, wenn's auch über vier Jahr schon her isch, daß ös g'heirat habts, einmal packt's halt an . . ."
Da drauf isch der Mander gleich heim. Sei Alte jammert. Er lacht. Geht über d' Stieg nauf, in d' Kimikammer, holt d' Wiegen runter, stellt s' vor sei Alte hin . . .
„Spinnst du jetzt ganz?"
„Oder du, glaubst it gar?"
„I glaub 's it!"
„Dös isch scho so . . ."
„Drum . . .!", sagt sie drauf nur noch.
Auf d' Nacht wär nachher der Kaichlbaur wieder kommen. „Naa, heut isch sie it daheim", sagt der Mander, der ihn am Hofgatter abpaßt hat, „auf Gintering isch 'nüber, zum Doktor, hascht es ja selber graten . . ." Und der Kaichlbaur isch dann wieder abzogen. Ha, hätt' er die für'n Narren haben wollen, etz haben die ihn für'n Narren g'halten — geht die wirkli zum Dokter!
Der Mander geht in d' Stuben nei, sie näht drin schon an der Kindswäsch. „Der Kaichlbaur wär' kommen, der hat a Breaga gmacht, wia i gsagt hab, daß du auf Gintering bist zum Dokter . . .!"
Gar so lang ist es nimmer hergangen, bis 's vorbei war bei der Manderin, und sollt 's amal den Burschen sehg'n, der da drin in der Wiagn liegt . . .

Alles zu seiner Zeit

(H. Lehmann)



„Schau, die nette Bank da hinten!"
„Wieso? Ist doch noch ganz hell!"

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. I. Vj. 37. 20434. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Spielregeln

(R. Kriesch)



„Immer indirekt spielen, Elly, immer indirekt! In der Liebe wie beim Billard führt das direkt zum Erfolg!"

Wahres Geschichtchen

In Hamburch geht und ging es auch früher schon nicht immer ganz fein zu — auch bei den öbersten Herrschaften nich!

Die „Gesellschaften" sind zuerst immer ein bißchen ssteif, erst nach ein paar großen Schnäpsen lockert sich die Sstimmung allmählich. Natürlich kriegt ein echter Hamburger so rasch noch keinen Rausch, noch nicht mal einen Schwips, aber ein bißchen übermütig wird er schon und kommt dann auf allerhand dumme Gedanken.

In seliger Vorkriegszeit trug sich die Geschichte zu von dem niederträchtigsten Verrat, den jemals zwei Freunde am dritten Freund begangen haben. Die Geschichte ist allerdings ein wenig deftig, — aber wer sie nicht lesen mag, braucht sie ja nicht zu lesen.

Es war auf einer großen Gesellschaft, bei der es trotz gutem Alkohol vorläufig noch reichlich ssteif zuging. Onkel Heinrich mußte eben mal wohin und traf da mit Fritz Christiansen und Willi Petersen zusammen.

„Kinners", sagte Fritz Christiansen, „heut is das mal wieder bannig langweilig!" Das wagte sogar der korrekte Onkel Heinrich nicht zu bestreiten. „Also, Herrschaften", raffte sich Willi Petersen auf, „da müssen wir mal 'n büschen Sstimmung reinbringen! Wir gehn jetzt alle drei miteinander rein, sstellen uns in Absständen hin, ich zähl' leise bis drei, und dann — lassen wir alle drei mächtich einen fahren!"

Onkel Heinrich ist zwar sonst sehr zurückhaltend und überkorrekt, — aber Spielverderber will er doch nicht sein, — also gut! Sie marschieren ein, stellen sich in Abständen in einer Reihe feierlich auf, die ganze Gesellschaft guckt erstaunt und verstummt. Willi Petersen zählt ganz leise bis drei und — nur Onkel Heinrich läßt einen Mächtigen fahren!

Maßlose Verblüffung!! Nur Onkel Fritz und Willi, die durchtriebenen Verräter, wären beinah geplatzt vor Lachen.

Onkel Heinrich aber ging sofort nach Haus und war für mehrere Seasons nicht mehr zu sehen.

Heute sind sie alle drei tot, — also darf die schöne Geschichte aus dem alten Hamburch ruhig erzählt werden.

H. N.

Krieg in Waziristan

(Erich Schilling)



„Mister Eden in der gemütlichen Downing-Street hat gut reden, man solle nicht hinter allem die Roten wittern! Er sollte einmal hier das Sowjet-Pulver riechen!“

München, 6. Mai 1937
42. Jahrgang / Nummer 18

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

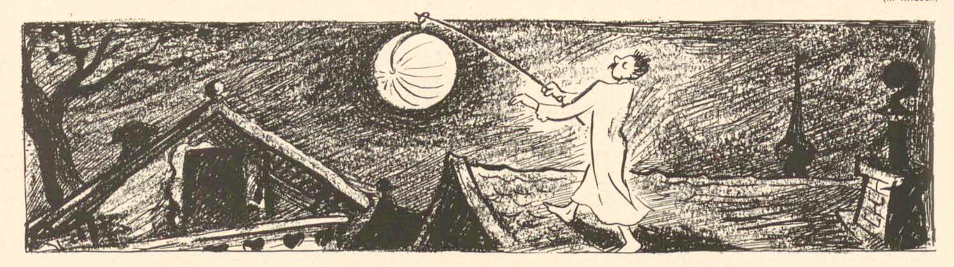
VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Das Bonmot



„Hadubrand hat gesagt, du bist ein reizender Witz; nur die Pointe kennt er noch nicht!" — „Ach, der macht immer so unpassende Bemerkungen!"

(R. Kriesch)



Der Sprung über die Klinge

Nur für Herren!

Er scheidet die Nacht vom Tage, die Kindheit vom Mannesalter, das Schlafzimmer vom Arbeitszimmer, das Familienleben von der Arbeitsfront, die Bettwärme von den rauhen Stürmen des Lebens, dieser Sprung über die Klinge, den wir jeden Morgen machen, wir Männer.

Freiwillig wie die Fakire des in diesen Dingen so erfindungsreichen Indiens haben wir uns diese Marter auferlegt, auf daß der Tag nicht allzu freudig beginne, auf daß uns inne werde, daß die Schönheit die Arbeit nicht überwuchere und Kraft nicht ausschließlich durch Freude entsteht.

Aber ich will Sie nicht weiter in das Gestrüpp meiner gefährlichen Vergleiche locken; denn ich habe ja nur die Absicht, vom Rasieren zu sprechen, einfach und schlicht vom Rasieren. Und, meine Herren, meine Mitherren, nun fühle ich Ihr verständnisinniges Handschütteln und Sie gestatten, daß ich den Nichtmännern einmal sage, wie sehr uns das Rasieren eigentlich beschäftigt, obwohl wir immer so tun, als ob es eine selbstverständliche Kleinigkeit sei, gerade so, wie es im Varieté der Akrobat macht, der mit Hundertzentnerkugeln herumschmeißt und hinterher lächelt, als wolle er gütigst um Entschuldigung bitten, weil er sich immer mit solchen Kleinigkeiten abgeben muß.

Nein, meine Damen, meine Kinder und Vollbärtigen, das Rasieren erfordert den ganzen Einsatz der Person. Ich habe mir von berühmten Skispringern sagen lassen (und ich vermute, daß man es nicht schreiben darf), daß sie vor jedem Sprung Bollen (auf preußisch: Bammel) haben. Sehen Sie, genau so geht es uns Messerhelden, und ich wage den Satz meiner Zeit ins Gesicht zu schleudern: Gern rasiert sich eigentlich kein Mann. Ich spüre die Verachtung der Ewigglatten, daß ich solch Ungeheuerliches auszusprechen wage. Und ich weiß, daß der feine Mann, der allein auf einsamster Insel lebenslänglich verbannt ist, sich auch lebenslänglich rasieren würde, um seine Selbstachtung zu erhalten, und daß er, wenn er dann sein letztes Stündlein kommen sieht, noch einmal zur alten rostigen Klinge greift, um stoppelfrei in die Ewigkeit einzugehen, ein Ritter ohne Bart und Tadel.

Da stehen wir nun in unserer morgendlichen Vergrämtheit, vor unseres Waschtisches Sachlichkeit und sehen das eingeseifte Clownsgesicht im Spiegel. „Trostlos", würde mein Freund Oskar sagen. Jeder männlichen Würde sind wir entkleidet, lächerliche Karikatur unserer selbst, die wie Spaßmacher Gesichter schneiden, wenn wir das Messer ansetzen.

Es ist nicht gut, sage ich euch, Frauen zu Zeugen dieser Erniedrigung zu machen; denn ich kann mir das liebende Mädchen nicht vorstellen, das ihrem Gebieter in dieser Situation etwa die Worte zuflüstert: „Du Starker!" Eingeseift vor dem Rasierspiegel hat, um nur einige Beispiele aus der Vergangenheit zu nennen, Alexander nicht groß gewirkt, Ivan nicht schrecklich und Wilhelm nicht als der Eroberer. Die Damen ihrer Umgebung hätten den Eingeseiften niemals die Namen eines Philipps des Schönen, eines Solimans des Prächtigen, eines Karls des Kühnen verliehen.

Aber Gott sei Dank, man sieht uns und die Großen dieser Erde so selten beim Rasieren, und wenn Winnetou sich mit diesem Tomahawk rasiert hat, hat die große Rothaut die Squaws sicher mit stummem Adlerblick aus dem Zelte gewiesen, auf daß seine Würde gewahrt bleibe. Können Sie sich übrigens den Winnetou mit Vollbart vorstellen? Mich haben immer die Steingegenstände in den Museen in Staunen versetzt, von denen die Unterschrift besagt, daß sie Rasiermesser seien. Ach du lieber Gott, das muß was gewesen sein, sich mit so einem Ding morgendlich glatt zu schaben! Na, die Laune kann ich mir vorstellen, die einer danach bekommen hat. Die Verhältnisse in der Steinzeit waren doch eben noch recht rauh, und man kann sich denken, wie froh die Leute waren, als sie merkten, daß es mit der jüngeren Steinzeit zu Ende ging und das Bronzezeitalter begann, obwohl damit noch keineswegs der Zustand der guten Solingerklingen erreicht war. Dazu bedurfte es noch harter Entwicklungsjahrtausende. In der Hallstattperiode traten dann mit dem sachgemäßen Ackerbau und der Verwendung des Eisens bessere Rasierverhältnisse ein. Freuen wir uns also, daß die ältere Steinzeit und die jüngere und die Bronzezeit vorüberging!

Wir Rasierer zerfallen in zwei Lager, die mit dem Messer, und die mit dem Apparat. Das ist wie beim hellen und beim dunklen Bier, da klaffen Abgründe, und es ist nicht abzusehen, wann diese Gegensätze überbrückt werden können. Ich kenne einen durchaus friedlichen und freundlichen Mann, dessen Blut wallt auf, wenn vom Rasieren gesprochen wird. Da verteidigt er „seinen" Rasierapparat, da führt er Hebelgesetze ins Feld, da weist er die Gesetze der schiefen Ebene nach, da manövriert er mit Sense und Sichel und Mähmaschine, da will er uns beglücken, da will er uns zum Anhänger seines Apparates machen. Erst an dem Tage, als dieser Apparat auf seinen Waschtisch kam, sei Lebensglück bei ihm eingekehrt, Friede in der Familie und Erfolg im Beruf. Wer diesen Apparat hat, habe mehr vom Leben. Nur reife Männer können diesen Mann verstehen, und undenkbar ist er in Zeiten, da der Westwind in Vollbärten rauschte.

Ein Theoretiker des Rasierens hat einmal gesagt, der Spiegel sei nur eine Angewohnheit, es würde vollkommen genügen, wenn man beim Rasieren auf einen Punkt auf der Wand starrte, das gäbe genau die gleiche Konzentration, und auf die komme es doch ausschließlich an. Ein sehr weiser Mann! Ihm war es wohl auch schon aufgefallen, daß der lächerliche Seifenkopf nicht zur Einleitung für einen Tag geeignet ist.

Aber vielleicht soll er uns die Überheblichkeit nehmen.

Foitzick

Metamorphosen

Von Ratatöskr

Ein Säuglingsschädelchen, nicht wahr,
beut sich recht unvollkommen dar.
Tief in der Schale sitzt als Mark
das Hirn, amorph und weich wie Quark.

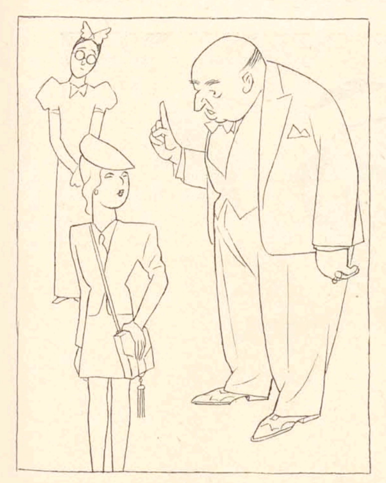
Doch nur Geduld! Das Leben naht
und ändert rasch das Grundsubstrat,
indem es Gärungspilze sät,
wodurch aus Quark ein Käs entsteht:

bald nach dem Schema Emmental
mit Löchern drin in großer Zahl,
bald nach des Limburg-Backsteins Bild,
der sich durch seinen Duft empfiehlt.

Wer dies beachtet und bemerkt,
fühlt seinen Lebensmut gestärkt,
indem er einsieht und begreift,
worauf es ankommt: daß man reift!

Amerika, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten

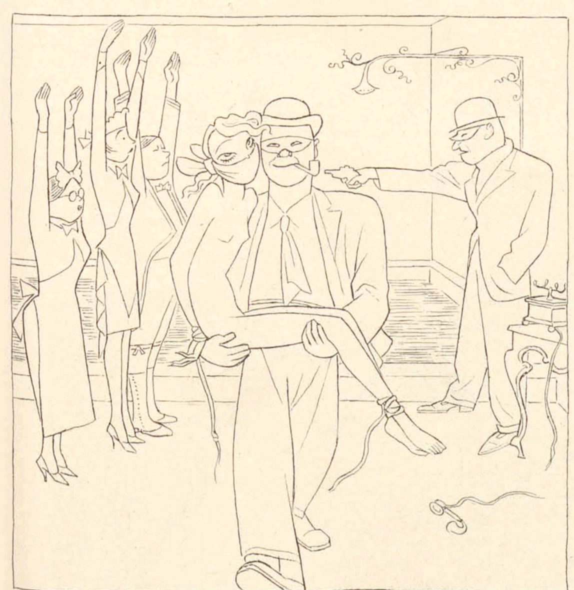
(Karl Arnold)



„So, klein Dorothy, im Täschchen hast du Scheckbuch und Füllfeder. Wenn dich die bösen Gangster entführen wollen, dann überraschst du sie gleich mit dem Lösegeld."



„Ermüdend, so ein Sitzstreik! Wenn man doch wenigstens zur Erholung ab und zu ein wenig arbeiten dürfte!"



„Aber bedenken Sie, my Darling, wenn morgen in allen Zeitungen die Schlagzeile steht: ‚Miss Florida in Hollywood aus dem Bade geraubt!', das ist doch auch für Sie eine rentable Sache!"



„Raubmord!" - „Wieviel?" - „Man sagt, zweihunderttausend Dollar." - „Wie an der Börse: große Gewinne erfordern Opfer."



„Das steht wohl fest, Amerika ist das freieste Land der Welt!" - „Aber selbstverständlich, da kann jeder auch über die Freiheit des andern verfügen."

Am nächsten Morgen

(K. Heiligenstaedt)



„Gnädiges Fräulein, heut' hat ein Herr angerufen, der wollte wissen, ob Sie blond oder braun sind?" — „Nanu, so dunkel war's doch gar nicht!"

Einmal Aloe, dreimal Wermut

VON WALDEMAR AUGUSTINY

„Geh vor die Tür, Heie", sagte der Bauer. „Wenn der Schäfer vorbeikommt, paßt du auf, rufst du mich. Ich will ihn sprechen."

Der Junge fuhr in die Holzpantoffeln und klapperte über den Hof. Vor dem Schauer aber schüttelte er die Schuhe wieder ab, schlich in die Tür und holte aus dem Versteck hinter der Häckselkiste sein Blasrohr hervor — der Vater liebte es nicht, daß die Jungen den Vögeln nachstellten. Dann ging er, sein Blasrohr in der Hand, die Taschen prall voll Erbsen, auf die Straße.

Über den ausgefahrenen, narbigen Wagengeleisen schaukelten die Schatten der Birkenwipfel, in den Wipfeln schwirrte es von flatternden Flügeln, aus allen Zweigen piepste, sang und flötete es. Heie empfand wohl, wie hübsch die Stimmen waren und wie gut sie in den frühen Tag paßten, aber er war jung und besaß die Grausamkeit der Jugend. Er steckte eine Erbse zwischen die Lippen und hob das Blasrohr.

Aber da hörte er das Scharren und Klopfen der wandernden Schafe. Wie graue Wolken drängten die schmutzigen Wollrücken über die Straße, eine Wolke von Dung und Gras und Heide wehte vor ihnen her. Die Gestalt des Schäfers kam näher, wie ein alter Kahn schaukelte sie über den wogenden Schafrücken. Krumm, das lederfarbene Gesicht gegen den Himmel gereckt, mit dem Stab vor sich hertastend, schritt der Schäfer vor seiner Herde. Heie ließ das Blasrohr sinken und schob die Erbse hinter die Backenzähne. Dann winkte er mit den Armen. Der Schäfer aber ging weiter und wandte die Augen nicht, die so blau waren wie der Himmel, und erst als Heie „He" und „du, Schäfer!" rief, blieb er stehen. Sogleich verstummte das Rascheln der vielen Hufe, die Hunde hetzten mit hängender Zunge um die Tiere herum und drängten sie zu einem Haufen zusammen.

Ehe Heie seinen Auftrag ausrichten konnte, kam der Vater schon. Mit leuchtenden Hemdärmeln, sauberem Zeug und gestickten Pantoffeln kam der Vater heran und wirkte sehr prächtig, wie er dem Schäfer gegenüberstand. Denn Joppe und Hosen des Schäfers erschienen so alt wie er selber, waren rissig und borkig von Lehm, bunt von Flicken, und die Tasche erst, die Tasche, die der Schäfer trug, sah eher nach Moos oder Schilf oder grauem, bröckelndem Gestein, denn nach Leder aus. Jeder wußte, der Schäfer trug nichts anderes am Leibe, als was mitleidige Hände ihm schenkten. Hein paßte auf, was sich nun ereignete, mit den scharfen Sinnen der Bauernjungen beobachtete er die Männer.

„Du, Gorch", sagte der Vater, „sag mir was für den Magen. Da zwickt es drinnen und beißt; möcht' wissen, es muß der Krebs sein, mit Zangen kneift es hier drinnen im Magen!"

Der Schäfer schaute über den Bauern hin, seine Augen hatten die leere Bläue von Pfützen, in denen sich der Himmel spiegelt. Er klemmte seinen Stock zwischen die Knie und streckte die Hände vor. Mit beiden Händen strich er einige Male über die gut gewölbte Weste des Bauern.

„Kein Krebs", mahlte er mit seinen zahnlosen Kiefern. „Meine Hände fühlen keinen Krebs. Hast Kolik, Bauer." Mit zitternder Hand klappte der Hirt seine Tasche auf. „Hier Aloe, hier Wermut. Tu es zusammen, eins zu drei. Aloe einmal, Wermut dreimal. Eins zu drei. Wird dir helfen, Bauer."

Da holte der Bauer aus der rückwärtigen Hosentasche einen Briefumschlag, der knisterte von Tabak. Der Schäfer griff nach dem Paket, indem er seine gelbe Hand wie eine Vogelklaue hob und dann nach unten schlug. Die Falten seines verbrannten Gesichts legten sich in ein Lächeln, als er den Briefumschlag in seine Rocktasche versenkte. Jeder wußte, der Schäfer lebte nur von den Dingen, die man ihm schenkte. Er kaufte sich weder Tabak noch Brot — alles, was er an Lohn empfing, bekam Oma Jette, die am Dorfausgang wohnte und Gina, des Schäfers Enkelin, aufzog.

Vater und Sohn standen noch, bis die Herde von der Straße weg auf die Heide bog. Heie beobachtete, wie der Schäfer mit seinem Stock gegen die Steine klopfte, die aus dem braunen Heidebuckel schimmerten. Keinen Stein, der am Wege lag, ließ der Schäfer außer acht.

„Ja", sagte der Bauer, „dann will ich das Zeug mal mischen. Hast du behalten, was es ist?"

Heie nickte und sprach die Namen richtig aus.

Der Bauer betrachtete die kleinen, aus Zeitungspapier gedrehten Tüten. „Al" war auf die eine gekritzelt, „Wer" auf die andere. „Paß mal auf, wie war die Mischung? Eins zu drei, meine ich, aber was war eins und was war drei?"

Das war nun das einzige, was Heie nicht behalten hatte. Sie rieten hin und her, Vater und Sohn, aber sie verbiesterten sich endlich ganz. Der eine meinte dreimal Wermut und der andere dreimal Aloe. „Dann lauf' schnell hinternach", befahl der Vater.

Heie klapperte los. Sein Blasrohr, das er hinten am Rücken versteckt gehalten hatte, schwenkte er jagdlustig in der Hand. Er stieg den Hügel hinan und sah die Schafe wie Wolken um die Kuppe kreisen. Und oben im Schatten der Wacholder saß der Schäfer und strickte. Er strickte immer und schaute dabei nicht auf die Nadeln, er konnte es im Schlaf. Er strickte lange graue Wollstrümpfe und verkaufte sie an die Bauern. Und er kaufte mitunter feine schwarze Wolle und strickte daraus kleine Söckchen, die waren für Gina, die Enkelin.

Heie jachterte zuerst mit den Hunden, währenddes streckte der Schäfer seinen Kopf vor. Seine Hände bewegten gleichmäßig die Nadeln. Darauf ließ Heie die Hunde in Ruhe, sie verliefen sich, und nach einer Weile starrte der Schäfer wieder in den Himmel. Leise kam Heie näher. Er schlüpfte zuletzt aus den Holzpantoffeln und schlich auf nackten Füßen. Der Schäfer ließ nicht nach mit den Nadeln zu klappern und geradeaus in die Weite zu starren.

Heie stellte sich so, daß die Augen des Schäfers ihn treffen mußten, aber es war, als ginge der Blick durch ihn hindurch. Der Schäfer rührte sich nicht. Da begann Heie zu zittern wie vor einer Jagdbeute, die seiner Hand überantwortet war. Er wußte jetzt, daß seine Beobachtungen stimmten; er hob das Blasrohr und richtete es gerade in die blauen, wasserhellen Augen.

Die Nadeln klapperten ohne Aufenthalt weiter. Heie sah, daß die Augen nicht leer waren, nein, ein Feuer brannte in ihnen, er fühlte dieses Feuer, so wie er einmal in einer Nacht die Kraft der Sterne tief in seiner Brust gespürt hatte. Er fühlte sich ganz und gar schlecht, als er sein Rohr auf diese Augen richtete. Aber er konnte seine grausame Lust nicht ganz bezwingen, nicht weiter, als daß er das Rohr ein wenig höher auf die faltenreiche Stirn richtete. Aber selbst vor der alten gezeichneten Stirn verließ ihn der Mut, so zielte er nur gegen den grün verschossenen Hut, der auf des Schäfers Kopf saß, er zielte und schoß sogleich.

Da aber brach es über Heie herein. Wie eine Wand stand der Schäfer plötzlich vor ihm, seine gelben Hände streckten sich gegen den Himmel und schlugen wie Fänge eines Raubvogels herab. Heie fühlte sich umklammert und mitgerissen und schloß die Augen und gab sich auf.

Zwei, drei Schritte machte der Schäfer, dann setzte er sich und drückte den Jungen wie eine Puppe auf die Knie.

„Vater schickt mich ...", stammelte Heie.

„Ja, ja, eins zu drei, einmal Aloe und dreimal Wermut", mahlte der Schäfer mit seinen gewaltigen Kinnbacken, und sein eisgrauer Bart wippte dabei auf und ab. „Glaubst du vielleicht, der Schäfer kann nicht mehr sehen? Hier", sagte er, machte einen Arm frei und klappte die Tasche auf, „dieses ist der Birkenpilz, hab' ich heute morgen gepflückt, dies ist der Röhrling und dies der Bovis. Stimmt es vielleicht nicht? Ja, ja, der Schäfer sieht alles, er sieht besser als die Jungen, hier drinnen im Kopf hat er sein Auge."

Der Schäfer stierte eine Weile vor sich hin. „Und dies ist Baldrian, der macht Ruhe, und dies Bilsenkraut, das macht Wildheit und Fieber und Betäubung, und dies Schierling, der macht den Tod. Alles hat der Schäfer in der Hand und kennt die Kraft von jedem Kraut, und du glaubst, du kannst ihm nachsagen, daß er blind ist?"

„Vater hat mich geschickt ..."

„Ja, ja, eins zu drei, einmal Aloe und dreimal Wermut. Merk dies genau, ich könnt' es dir auf den Hintern schreiben, aber ich tue es nicht. Ich könnte dir jetzt noch mehr tun, ich könnte dir den Stechapfel und den Schierling in den Mund drükken. Aber der Schäfer tut's nicht. Sag mir, wozu hast du das Blasrohr?" „Ich, ich", ächzte Heie und hob den Kopf und sah die Augen, die strahlten jetzt wie die ewige Sonne. Da wandte er den Kopf, er schämte sich wie nie.

„Du kannst auf die Vögel schießen und sie töten, aber was hast du davon? Du kannst auch auf mich schießen, und du kannst auch mich töten. Weißt du, wie du mich töten kannst? Du kannst den Leuten sagen, der Schäfer ist blind. Wenn ich zehnmal sage, daß ich alles innen sehe, die Schafe und die Wege und die Kräuter, so werden sie mir nicht glauben und werden mir ihre Schafe nicht mehr geben, und der Schäfer kann seinen Lohn nicht mehr verdienen. Und wenn der Schäfer keinen Lohn mehr kriegt, kann er kein Geld für die kleine Gina abliefern, damit sie Essen und Kleider bekommt. Dann ist der Schäfer nutzlos und kann sich hinlegen und sterben. Und was hast du davon?"

Der Schäfer neigte sich jetzt über den Jungen und strich ihm einmal über das Haar. „Geh los jetzt, sag deinem Vater: einmal Aloe und dreimal Wermut." Dann sank er zurück, soviel gesprochen hatte er lange nicht, seit vielen Jahren nicht.

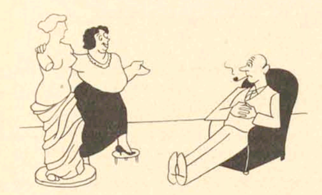
Heie schoß davon.

„Vergiß deine Holzschuhe nicht!" rief der Schäfer ihm nach. Heie hatte sie vergessen, er ging zurück und dankte dem Schäfer mit einem Blick. Aber der konnte ja nicht sehen.

Heie ging nach Hause. „Einmal Aloe, dreimal Wermut", murmelte er vor sich hin. Kurz vor dem Hof schmiß er sein Blasrohr über die Hecke. Niemals wieder konnte er so ein Blasrohr anrühren!

(Zeichnung O. Nückel)

Lieber Simplicissimus



In einer Modezeitschrift sind die Maße der Venus von Milo veröffentlicht, und es hebt nun ein großes Messen unter den Damen an. Die eine nimmt es am Hals nicht so genau und die andere an den Waden, und bei den Hüften wird sowieso immer gemogelt — kurzum, die Maße stimmen bei jeder ganz genau. — Auch bei meiner Frau. Begeistert über ihre Entdeckung ruft sie mich her: „Du kannst dich selbst überzeugen, Männe, ich habe vollkommen die Proportionen der Venus von Milo, nur bin ich fünfunddreißig Zentimeter kleiner!"

*

Frau Inspektor ist nun schon einige Male bei Frau Revisor vorbeigekommen, um sie über die letzten Neuigkeiten auf dem laufenden zu halten. Als sie sich von dem Sofa erhebt, sagt Frau Revisor: „Ich hoffe, Frau Inspektor, Sie kommen recht bald wieder!"
„Ach nein, Frau Revisor, nun besuchen Sie mich mal! Ich habe Sie nun schon so oft belästigt, Sie mich aber noch nie!"

Nachdem der Lehrer die Geschichte von der Vertreibung Adams und Evas aus dem Paradies erzählt und geschildert hatte, wie sich beide dann plagen mußten, um das mit Steinen übersäte Land urbar zu machen, fragte er den kleinen Xaver: „Nicht wahr, darüber wärst du auch traurig gewesen?"
„Naa", versicherte der Knirps, „dös wär' für mi a Gaudi g'wesen!"
„Eine Gaudi? Aber warum denn?"
„Ha, i hätt'," schmunzelte Xaver, „alle dö Stoana ins Paradies einig'schmissen!"

*

In einer kleinen württembergischen Stadt trägt eine alte Frau einen großen Zwiebelkuchen zum Bäcker. Unterwegs stolpert sie, und der schöne Zwiebelkuchen fällt mit ihr auf den Boden. Zwei daherkommende Mädchen helfen ihr auf. Aber der Jammer ist groß: „Worum han i au grad falla müssa?" ruft die Frau verzweifelt, und das eine Mädchen tröstet: „Liabs Fraule, send se doch zfrieda, mir send au scho oft g'falle." — Darauf kommt prompt die Antwort: „Ha, aber koine mit sechs Oier."

*

Der Harmoniesaal, in dem der Maitanz wegen trüben Wetters stattfand, lag mitten in einem großen Garten, der auf der einen Seite offen und allgemein zugänglich war und auf einen freien Platz mündete. Manche traten an der dortigen Hintertür heraus, um einen Augenblick Luft zu schnappen und im Park ein wenig lustzuwandeln. Auch Elfriede sah man kurz vor Zehn herauskommen; etwas erhitzt und aufgeregt, und geradewegs einem Seitenweg zusteuernd. In demselben Moment vertrat ihr ein würdiger alter Herr in schwarzem Schwenker den Weg, in den eben ein Pärchen eng verschlungen eingemündet war, und flüsterte in etwas pastoralem Ton beschwörend: „Gehen Sie nicht den Weg, der zur Sünde und Verdammnis führt!"
„Da können Se beruhigt sein", erwiderte Elfriede in großer Eile, „der führt nämlich zur öffentlichen Telefonzelle."

*

Sturm auf die Mutter

„Mutti", fragt Kurt, der Sechzehnjährige, „kannst du mir mal eine Mark pumpen?"
Die Mutter guckt den Jungen an, seufzt und gibt ihm eine Mark.
„Weißt du was?" kommt Elsbeth, die Zwölfjährige, gesprungen, „wir müssen morgen neue Buntstifte in der Schule haben. Ich brauche fünfzig Pfennig."
Die Mutter seufzt zum zweitenmal und gibt der Elsbeth fünfzig Pfennig.
„Was ich noch sagen wollte", räuspert sich der Hausherr, „hast du vielleicht eine Kleinigkeit vom Haushaltgeld übrig behalten? Ich habe da noch so eine dumme Rechnung — —"
Die Mutter weiß nicht, ob sie räsonnieren oder triumphieren soll. Schließlich zieht sie wortlos ein Fünfmarkstück aus der Tasche und gibt es ihrem Mann.
„Mutti", kommt da Peter, der Fünfjährige, „gib mir mal zwanzig Pfennig."
Jetzt läßt die Mutter aber den Kochlöffel sinken. „Ja", sagt sie, „seid ihr toll geworden alle zusammen? Was wollt ihr mit dem Geld?"
„Blumen kaufen", sagt Peter und hüpft von einem Bein aufs andere, „morgen ist doch Muttertag!"

Wir bitten unsere Leser, sich bei Anfragen oder Bestellungen auf den Simplicissimus zu beziehen.

Um den Jatten / Von Joachim Lange

Frau Neumann (Neusietzen) geht nach Altsietzen. Die Neusietzener gehen oft nach Altsietzen; denn in Altsietzen sind Post und Eisenbahn und Pfarramt und Landwirtschaftliche Genossenschaftsbank und jeden Sonntag Kino im „Alten Fritz". Die Altsietzener dagegen kommen so gut wie gar nicht nach Neusietzen; denn in Neusietzen ist nicht viel los.

Frau Neumann (Neusietzen) geht also von dem „Ott" Neusietzen nach dem „Ocht" Altsietzen. Bei einem der ersten Grundstücke findet sie Frau Altmann (Altsietzen) vor ihrem Haus beschäftigt. Frau Neumann ist eine Frau, die gerne einen kleinen Schwatz hält, und so bleibt sie stehen, stellt ihren Korb ab und ruft Frau Altmann freundlich zu: „Na, wie jeht et denn mit Ihrem Jatten?"

Frau Altmann dreht sich um und mißt Frau Neumann mit einem sehr befremdeten Blick vom Kopftuch bis zu den Stiefelspitzen. „Jut!" antwortet sie kurz.

Frau Neumann hat nichts von der Altmannschen Verstimmung bemerkt und fährt teilnahmsvoll fort: „Jaja, man hat seine hatte Mühe mit dem Jatten — und janz besonders jetzt zu't Frühjahr!"

Frau Altmann runzelt die Stirn. „Hachte Mühe — wat Sie ooch nich allet wissen!"

„Die Nächte wern ja nu immer küzzer, aber kalt sind se doch noch manchmal sehre", meint Frau Neumann weiter. „Man denkt nich dran, und een Unjelücke is all passiert."

Hierauf antwortet Frau Altmann überhaupt nichts, sondern sieht Frau Neumann nur wieder außerordentlich befremdet an.

Frau Neumann läßt sich durch diesen Blick nicht beirren (denn sie weiß: die Altsietzener sind nun einmal schwer warm zu kriegen, und besonders den Neusietzenern gegenüber) und wiederholt: „Een Unjelücke is all passiert, sar ick, und denn hat man die janze Mühe umsonst jehabt. Und die Jüngste sind Sie ja ooch nich mehr for sone Beschäftjung!"

Auf diesen Hinweis entgegnet Frau Altmann entrüstet: „Machen Sie, det Sie fortkommen, und kümmern Sie sich jefällichst um Ihren eijenen Jatten!"

Frau Neumann weiß wirklich nicht, warum die andere so grob ist und erklärt besänftigend: „Na, det intressiert eenen doch, wo man selber eenen Jatten hat, da braucht man doch nich jleich fottjeschickt wern!"

Mit starker Stimme wiederholt Frau Altmann: „Kümmern Sie sich jefällichst um Ihren eijnen Jatten!" Und sie setzt spöttisch hinzu: „Nötich wichd's woll sind!"

Jetzt ist es Frau Neumann, die sehr befremdet dreinblickt. „Nötich widd's woll sind? Wo ick meinen Jatten immer so jut pfleje? Is det nu 'ne Att, seine Mitmenschen wat Schlechtet nachzureden?"

Frau Altmann stemmt die Hände in die Hüften. „Und is det vielleicht 'ne Acht von 'ne ehrbaren verheirateten Frau, sich nach'm fremden Jatten zu erkundjen?"

Frau Neumann ist völlig verständnislos. „Wat hat denn det mit Ehrbarkeit und Verheiratetsein zu dun, wenn ick mich nach Ihrem Jatten erkundje? Da kann ick nu wirklich nischt bei finden!"

Frau Altmann, mit ihrem allerhöhnischsten Gesicht: „Ja, sowat kann ooch bloß eene aus Neusietzen saren! Und denn wollen die aus Neusietzen noch janz besonders fein sind und reden immer so vornehm vom Jatten, wo wir doch 'n jutet deutschet Wocht for haben!"

„Wat denn for'n jutet deutschet Wott?", fragt Frau Neumann. „Wie soll ick denn zu Ihrem Jatten hier anders saren?" Und sie deutet auf den kleinen Vorgarten, in dem Frau Altmann steht.

Frau Altmann erwacht aus einem Traum und blickt gänzlich verstört um sich. „Ach so, von meinem Jachten reden Sie!", sagt sie.

„Ja, natürlich von Ihrem Jatten!", sagt Frau Neumann. „Wat haben Sie sich denn jedenkt?"

*

Die päpstliche Milch

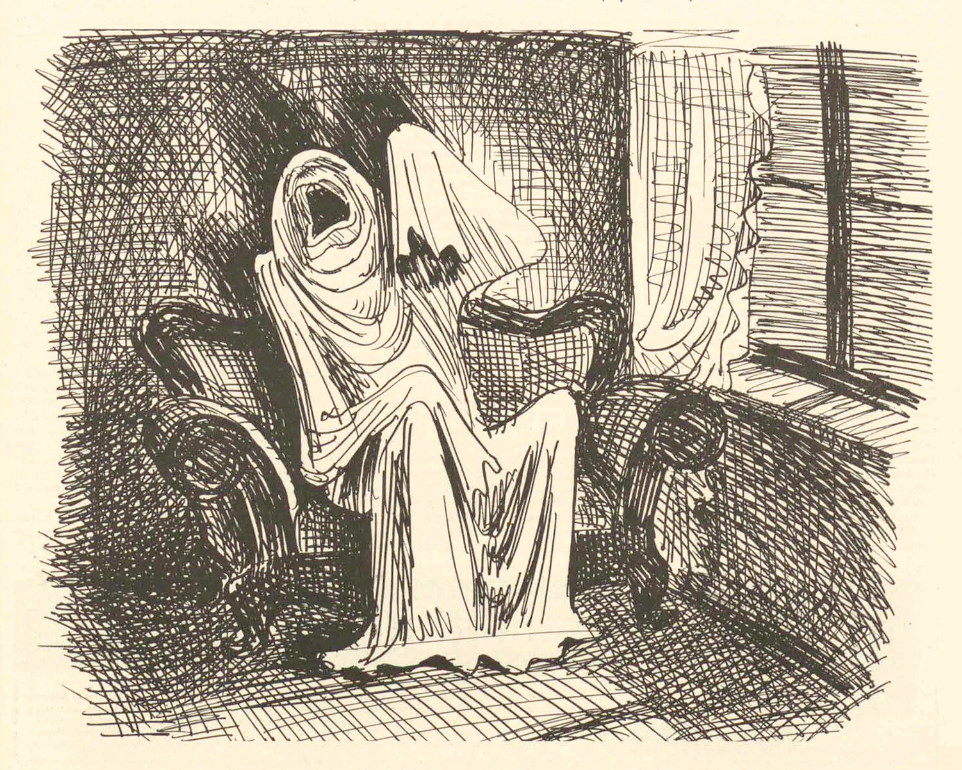
Pius XI. war, ehe er Papst wurde, als schlichter Dr. Achille Ratti nicht nur angesehener ambrosianischer Kleriker, leidenschaftlicher Alpinist und mit seinen weltlichen Schriften, die der Schönheit der Bergwelt gelten, auf ansehnliche Auflagen blickender Buch-Autor, sondern auch begeisterter Liebhaber der Landwirtschaft. Die vatikanische Gefangenschaft gelang es ihm zwar aufzuheben, aber mit dem Bergsteigen war's für immer vorbei, — blieb: die Landwirtschaft. Auf seinem Sommersitz Castelgandolfo richtete er also ein Mustergut ein, ein Über-Mustergut, mit allen Schikanen.

Einmal führte eine Gruppe auserwählter Besucher der für seinen Witz bekannte Kardinal C. Er, selber ein Bauernsohn aus der Romagna, erklärte die automatische Entmistungsanlage der Kuhställe, die mechanische Futterzufuhr und Abwasch- und Putzvorrichtung, die elektrischen Melkapparate und Spülmaschinen, nannte schätzungsweise den Stromverbrauch, die Löhne des technischen Personals sowie die monatlichen Reparaturkosten und schloß:

„So kommt Seine Heiligkeit der Liter Milch, der vom Landmann bezogen 90 Centesimi kostet, auf 38 Lire." J. B.

Das heulende Gespenst

(Fr. Bilek)



Bei dem Grabe eines Mannes, der mit einem Regenschirm erstochen wurde

(Aus den Gesängen des Michael von Jung)

Hier schlummert eines Mannes Leiche
Und modert in der Totenbahr,
Der selbst durch seine bösen Streiche
Die Ursach' seines Todes war.
Er war der Trunkenheit ergeben,
Der Spötterei und Händelsucht,
So ward von seinem bösen Leben
Sein früher Tod die böse Frucht.

Er wollte dennoch sich vermählen
Und suchte eines Mädchens Hand,
Allein er mußte lange wählen,
Bis er das Unglücksopfer fand:
Denn wo man seine Bosheit kannte,
Da war vergebens seine Wahl;
Er kam, als er sich weiterwandte,
Zuletzt ins schöne Illertal.

Da fand er nun ein schönes Mädchen
Von schlankem Wuchs und schwarzem Haar,
Das fleißig, wie am Spinnenrädchen,
In jedem Hausgeschäfte war;
Besonders war in ihrer Jugend
Sie voll der Eingezogenheit
Und weihte sich der wahren Tugend
In unbefleckter Reinigkeit.

Sie hoffte nun ihr Glück zu machen
Mit diesem Mann im Ehestand,
Doch ihrer Hoffnung Stützen brachen,
Nachdem sie sich mit ihm verband;
Er wallte nach gewohnter Weise
Beständig auf der Lasterbahn,
Genoß zuviel von Trank und Speise
Und fing mit andern Händel an.

Sie mußte nun geduldig leiden,
Was nimmermehr zu ändern war,
Um seine Schläge zu vermeiden
Und jede tödliche Gefahr;
Sie schwieg daher zu der Verblendung,
Die seinen Seelenblick umfing,
Und zu der törichten Verschwendung,
In der ihr Wohlstand unterging.

So lag sie einmal ohne Schlummer
Die ganze Nacht im höchsten Schmerz,
Und wie ein Wurm zerfraß der Kummer
Ohn' Unterlaß ihr armes Herz;
Der Mann war wieder ausgeblieben,
Wie öfter schon, die ganze Nacht,
Um besser ihre Furcht zu üben
Vor einer derben Schlägetracht.

Es schwand die Nacht, es kam der Morgen,
Allein der Mann kam nicht zurück;
Da sah mit ahnungsvollen Sorgen
Entgegen ihm ihr Jammerblick.
Sie fing nun ängstlich an zu beben,
So lange blieb er niemals aus!
Es ward ihr bange für sein Leben:
Sie suchte ihn von Haus zu Haus.

Sie fragte seine Spießgesellen:
Wo doch ihr Mann geblieben sei?
Die unverhohlen ihr erzählen
Von einer kleinen Schlägerei,
Die unterwegs sich zugetragen,
Veranlaßt durch Betrug im Spiel,
Und wie er, weil er sie geschlagen,
Durch einen Stoß zu Boden fiel.

Sie suchten ihn den ganzen Morgen
Und fanden ihn am Nachmittag
In eines Waldes Nacht verborgen,
Wo er an einem Stumpen lag.
Doch welch ein Anblick! Blut entstellte
Das schwer verwundete Gesicht,
Und zu der Schmerzensqual gesellte
Sich Mangel an Verstandeslicht.

Man untersuchte die Geschichte
Und fand das Übel unheilbar,
Weil ihm die Wunde im Gesichte
Bis ins Gehirn gedrungen war;
Sein Gegner hatte in der Hitze
Des Streites ihm, ganz unbedacht,
Mit harter Regenschirmes-Spitze
Die Todeswunde beigebracht.

So geht es öfter bei Gesellen
Der Sauf- und Spiel- und Händelsucht,
Und öfter ist, wie bei Duellen,
Der Tod hievon die böse Frucht;
Drum hüte dich vor diesen Fehlern
Und meide Spiel und Trunkenheit,
Entziehe vielmehr deinen Quälern
Durch Fliehen die Gelegenheit.

Und will mit dir dein Bruder rechten
Um deinen Rock, so sei bereit,
Anstatt mit ihm darum zu fechten,
Zu geben ihm dein Oberkleid:
Dann seid ihr eures Vaters Kinder;
Er läßt den milden Sonnenschein
Und Regen dem verstockten Sünder,
Wie dem Gerechten, angedeihn.

Friedensbote Lansbury

(Eduard Thöny)



„Das ist sicher: Deutschland will ebensowenig Krieg wie die anderen Völker!"
„Yes, Mr. Lansbury, — sind Sie aber aller anderen Völker so sicher?"

Naturgeschichten

(R. Kriesch)



„Warum quaken denn die Frösche immerzu?" — „Das sind die Männchen, die locken die Weibchen!" — „Ach so, bei denen ist es umgekehrt!"

Der Elch / Von Folke Villner

Jon wohnte oben an der Grenze der Wildnis. Jon hatte wieder einen Elch geschossen. Es war zwar noch Schonzeit, aber solche Kleinigkeiten störten ihn nicht. Er hatte sein Leben lang Elche und anderes Wild geschossen, wo und wann es ihm gefiel, und hatte nie Unannehmlichkeiten deswegen gehabt, also hatte er keinen Grund, es sein zu lassen.

Aber da war ein neuer Amtsvorsteher gekommen. Der alte hatte sich gut mit den Leuten gestanden und seine Nase nie in Dinge gesteckt, die ihn, streng genommen, nichts angingen. Aber der neue, der Blom hieß, war wie der Leibhaftige, und man wußte nicht, wie man dran war. Auf irgendeine Weise war Blom Jons letzter Heldentat auf die Spur gekommen. Er beschloß, am nächsten Tage bei dem kühnen Jägersmann Haussuchung zu halten.

Wie Jon das zu Ohren gekommen war, weiß ich nicht, aber zu Ohren gekommen war es ihm. „Ich glaube wahrhaftig, der Kerl will Geschichten machen", sagte Jon, „aber das werden wir ihm bald austreiben!"

Ohne mit den Wimpern zu zucken, schlachtete er seine alte Kuh (sie sollte sowieso bald geschlachtet werden) und pökelte sie in einem Faß in der Vorratskammer ein. Da stand allerdings schon ein Faß mit Elchfleisch, aber das wurde mit großer Mühe in den Keller hinuntergeschafft.

Am nächsten Morgen kam Blom in Begleitung des Landjägers.

Blom fragte geradeheraus, wo Jon den Elch hingetan habe. Jon antwortete:

„Was für einen Elch? Ich habe keinen Elch; denn ich habe keinen geschossen. In der Kammer ist nur meine alte Kuh, die ich geschlachtet und eingepökelt habe."

Das klang ja ebenso verdächtig wie vielversprechend! Blom ging in die Kammer und fand seine kühnsten Erwartungen übertroffen: ein ganzes Faß mit eingepökeltem Elchfleisch! Die Geschichte mit der Kuh — solche alten Tricks kennt man.

Blom beschlagnahmte das Faß nebst Inhalt. Jon fluchte und tobte.

„Sind Sie denn ganz von Gott verlassen, Herr Vorsteher? Sie machen sich ja unglücklich! Was geht Sie meine Kuh an?" Der Amtsvorsteher ließ das Faß auf den Wagen laden, spannte an und fuhr ab.

Jon wurde verklagt und verklagte selber den Amtsvorsteher. Die Gerichtsverhandlung wurde von allen mit gespanntem Interesse verfolgt; denn es handelte sich um ein Präjudiz. War es einem Amtsvorsteher erlaubt, unbescholtene Menschen zu schikanieren, nur weil sie mal einen Elch schossen, wenn sich gerade Gelegenheit bot? Nein, solche Launen würde man dem Neuling schon auszutreiben wissen!

Eine Probe des beschlagnahmten Fleisches wurde zu rechtsmedizinischer Untersuchung eingesandt. Analyse: Rindfleisch.

Der Amtsvorsteher mußte dreihundert Mark an Jon zahlen und bekam außerdem einen ernsten Verweis. Für die Zukunft war er kuriert.

(Aus dem Schwedischen von A. Eskil Avenstrup.)

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. I. Vj. 37. 20434. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Die Entziehungskur

(Wilhelm Schulz)

„Tja, das heimliche Rumtrinken müssen Sie sich schleunigst abgewöhnen, Herr Schievelbein. Zunächst trinken Sie statt Rum leichten Grog!" — „Sehr schön, Herr Doktor, wie kriege ich aber das heiße Wasser zum Grog, ohne daß meine Frau was merkt?" — „Hm, na, da verlangen Sie eben heißes Wasser zum Rasieren!"

„Herr Doktor, helfen Sie, mein Mann ist total übergeschnappt, seit vorgestern rasiert er sich sechsmal am Tage!"

Stafford Cripps

(Erich Schilling)



bei seiner Arbeit am britischen Empire

München, 16. Mai 1937
42. Jahrgang / Nummer 19

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Der Hinderungsgrund

(Eduard Thöny)



„Sie, Herr Nachbar, haben S' dös g'les'n, daß sich die Inder beschwert haben, weil in London bei der Krönungsfeier ganze Ochs'n 'brat'n werd'n?" — „Aha, jetzt wiss'n mir 's endli, warum zum Oktoberfest so wenig Inder kemma!"

Was nicht geht, geht nicht!

(Fr. Bilek)



„No, wie hammers denn, Zenzerl?"



„ Oha — — — — — — — — — — "

Der Pfingstausflug

Zu Pfingsten ist der Ausflug unvermeidlich. Wochenlang hat der Vater sich in der Hoffnung gewiegt, daß vielleicht doch schlechtes Wetter eintreten könnte. Die Wetterprognosen waren in dieser Hinsicht nicht ungünstig. Am Freitag goß es noch, am Samstag regnete es in Strömen, da brach am Sonntag unerwartet schönes Wetter aus. Der Vater muß alle Wünsche für ein geruhsames Pfingstfest aufgeben. Die Sonne dräut, kein Hoffnungswölkchen am Himmel, 'ran an den Feind! Die Mutter bläst zum Sturm, die Kinder wimmeln. Der Vater füllt die Zigarrentasche restlos mit Munition. Das sind seine Vorbereitungen. Die Familie ergreift alles Eß- und Trinkbare und macht damit viele Rucksäcke prall. Hänschen schmuggelt noch einen kleinen Elektromotor, ein Klümpchen Kitt und ein größeres unbrauchbares Bügeleisen ein; er will für alles gerüstet sein. Der größte Rucksack, von dem nur Hänschen weiß, daß er das Bügeleisen enthält, ist für den Vater bestimmt, weil er für den Stärksten gehalten wird. Um Gottes willen, das Salz für die Eier nicht vergessen und weiche Papierservietten, die sind immer nützlich! Die Thermosflaschen beginnen auszulaufen.

Karlchen brüllt, weil man versucht, ihn zu überreden, den großen Theddybären nicht mitzunehmen. Das ist ein Versuch am untauglichen Objekt, er wird den Theddybären mitnehmen. „Schatz, laß doch den Kindern die Freude!" und abends wird der Vater mit dem Theddybär unterm Arm heimkommen.

„Wenn ihr nicht schnell macht, verpassen wir den Zug!"

Oh, sie machen sehr schnell. In der Wohnung herrscht ein Verkehr wie auf dem Broadway zu der Stunde, wenn sich die Büros und Geschäfte leeren. Lieschen wird dreimal umgezogen, für kaltes Wetter, für warmes Wetter und für mittleres Wetter mit leichten Regenschauern. Zum Schluß wird noch eine Kombination für alle drei Wetterlagen versucht mit auswechselbaren Ersatzstücken. „Der Papi kann das Pulloverchen noch in seinen Rucksack nehmen und das Regenmäntelchen und das warme Unterziehjäckchen und die trockenen Reserveschuhchen."

Papi bekommt lauter Diminutive in den Rucksack, aber viele Dinge mit der Endsilbe „chen" haben, zusammengenommen, schließlich auch ihr Gewicht. Der Vater wird heute ordentlich schwitzen müssen; denn so ein Familienrucksack ist kein Sturmgepäck.

Papi denkt an die Kamele in der Sahara und sehnt sich nach der Oase, wo der Wind in Palmen fächelt. Nach dem zu urteilen, was die Familie alles an Lebensmitteln mit sich führt, scheint die Stadt von einem Wüstengürtel umgeben zu sein, der in anstrengenden Märschen zu durcheilen ist.

Die Kinder sind schwer bewaffnet mit Luftgewehren, Fußbällen, Bumerangs, Pfeil und Bogen und den lebenswichtigen Utensilien des Rasensportes. Jedes Kind hat außerdem noch offiziell sein Lieblingsspielzeug bei sich, wegen der langen Bahnfahrt und „die Kinder hängen doch so daran!". Nur bei dem großen Briefmarkenalbum von Theodor erhebt der Vater Einspruch, indem er nicht mit Unrecht behauptet, Theodor werde draußen doch kaum zum Sammeln kommen.

Dieser Einwand bringt um ein Haar den schönen Pfingstausflug zu Fall, wird aber glücklicherweise durch ein anderes Ereignis überholt, indem das kleine Ernstchen unbeaufsichtigt ein recht hübsches Muster mit der Nagelschere in die Kaffeedecke schneidet. Er ist sehr begabt, was aber im Augenblick von der Mutter nicht beachtet wird. Da jetzt für Pädagogik keine Zeit ist, wird ihm eine Tracht Prügel nach Beendigung des Familienausflugs in Aussicht gestellt.

Der Vater freut sich sehr, daß das Briefmarkenalbum in den Hintergrund gerückt ist, und Ernstchen denkt: bis zum Abend kann viel passieren. Jetzt ist es aber höchste Zeit, jubelnd eilt die Familie im Laufschritt zum Bahnhof. Das Bügeleisen hat ein schönes Gewicht. Bis an den Rand gefüllt mit frohen Menschen, setzt sich der Zug in Bewegung und Karlchen mit einem Ruck auf Vaters Zigarren.

Foitzick

Das Geständnis

(P. Scheurich)



„Na, Doktor, immer noch die kleinen Abenteuerchen? Es ist doch stets dasselbe!" — „Sehn Sie, meine Gnädigste, gerade das gefällt mir daran!"

Die Anlagenbank

In den Anlagen, gerade da, wo die große Fahrstraße sie kreuzt, steht eine Bank, eine gewöhnliche imprägnierte Holzbank mit einer Lehne, genau so wie viele andere. Ich bin schon oft an dieser Bank vorbeigekommen, habe auch darauf gesessen mit einem Buche in der Hand oder mit Gedanken im Kopfe oder auch ohne beides. Heute war etwas Neues daran: In die Lehne war frisch und sauber eingeschnitten: „Edith und Ludwig". Da ich selbst Ludwig heiße, berührte es mich törichterweise irgendwie, und ich dachte darüber nach, doch ohne Resultat, denn eine Edith kenne ich nicht. Das war im Frühjahr 1934.

Vier Wochen später: Ich bin wieder an der Bank vorbeigekommen, zu der ich ein gewisses Zugehörigkeitsgefühl empfinde. Es gab wieder etwas Neues: zwei hinzugefügte Worte: „Auf immer". Aha, dachte ich, eine ernsthafte Angelegenheit. Frühjahr 1935: Ich habe wieder einmal auf der Bank gesessen, und es war wieder etwas verändert: durch das „für immer" war ein scharfer Schnitt gezogen, es war ausgelöscht.

Wenige Tage darauf suchte ein junger Mann meinen Rat: er wäre verklagt auf Alimente, er sollte der Vater sein, das sollte er nun anerkennen, und zahlen sollte er sechzehn Jahre lang! Wo er doch selbst als junger Mechaniker fast nichts verdiene! Da er sich als Ludwig Preißl bekannt gemacht hatte, frug ich ihn nach dem Namen der Dame. „Edith Tumblinger nennt sie sich." — Aha! Vielleicht? Also doch für immer? dachte ich, und meinte, ob er denn ganz unschuldig an der Sache sei? — „Nein, das selbstredend nicht, wir haben schon was miteinander gehabt. Zuerst sitzt man nur Hand in Hand auf einer Bank, na, und dann, Sie wissen ja eh, Herr Doktor, wie das so geht. Aber ich bin's doch nicht alleinig gewesen. Die ist ja eine ganz ausgeschamte Person, mit so viele andere hat sie's gehabt, und da hab ich gar nichts zum Zahlen!"

Von diesen vielen anderen konnte Herr Preißl nun allerdings vor Gericht nicht einen einzigen nachweisen, und so wurde er verurteilt, an die minderjährige Liesl Tumblinger, uneheliches Kind der Edith Tumblinger, bis zum vollendeten sechzehnten Lebensjahre dreißig Mark monatlich zu bezahlen. „Da heirat' ich's doch lieber gleich, dös is viel einfacher!", bemerkte er mit bewundernswertem Stoizismus.

Ich hatte das für die in solchen Fällen übliche Sprüchmacherei gehalten, las aber sechs Wochen später zufällig in der Zeitung, daß der Mechaniker Ludwig Preißl und die Hilfsarbeiterin Edith Tumblinger die Ehe geschlossen hatten. Also doch für immer!

U. Schulz

Reisepläne

(K. Heiligenstaedt)



„Nimmt dich dein Freund mit nach Paris zur Weltausstellung?" — „Nein, er sagt, es sei auch nicht üblich, nach München Bier mitzunehmen!"

Papa Faerber

Von

Heinz Steguweit

Reiner Elogius Faerber, Versicherungsbeamter von Beruf, heute ferienfreier Primanerpapa, war mit seinem einzigen Sohne Harald an den Rhein gefahren, während die gluckengütige Mutter beide ziehen gelassen hatte, ein bißchen schluchzend zwar, sonst aber gönnenden Vergnügens; denn sie war eine verständige Frau. Das Einkommen, nach Provisionen und Prozenten sauber errechnet, reichte eben fürs sparsame Vorstadtdasein, doch bei einer Rheinfahrt fing schon die Üppigkeit an; also blieb Mutter zu Hause: der Junge sollte in die Welt wachsen, und dem verdrießlichen Vater tat nach so viel Büro- und Aktenluft die Sonne wohl, dazu das Gebirge und das frische Wasser des Rheins.

Freilich, Reiner Elogius Faerber hatte sich in den wenigen Tagen, da er zu Bacharach schwelgte, schon kecke Flügel wachsen lassen, er schritt an der Seite seines Sohnes mit giftgrünen Wadenstrümpfen einher, die heuer einige Krampfadern höflich verdeckten. Und kamen junge Mädchen, dann steigerte sich Papa Faerbers gefälliges Zwinkern zu einem Jauchzen, so, wie es der Birkhahn zur Zeit seiner Balz abzufeuern pflegt.

Was aber der Vater treu und vernünftig an sonstigen Wünschen in sich niederkämpfte, das forderte in dem Jungen sein natürliches Recht: wer Durst hat, soll ihn löschen, und den staunenden Augen Haralds schien jeder fleischfarbene Mädchenstrumpf eine Aufforderung zum Tanz zu sein. Also begann mitten im Schiefer eines honigduftenden Weinberges der Zweikampf zwischen Jugend und Alter, zwischen heiß und kalt:

„Ich gehe nicht zum Tanzboden", sagte Papa Faerber, und eine Wespe summerte ihm frech um die Glatze. „Ich will aber trotzdem", stampfte Harald; sein Kavalierstöckchen fuhr pfeifend durch die Luft.

„Hast nix zu wollen, nix, überhaupt nix", lamentierte der Vater, und fügte gebieterisch hinzu: „Sonst machen wir Schluß, und du darfst nicht studieren —!"

Das half. Schwergewicht gegen Leichtgewicht; oh, Väter müßten, ihrer Tiefschläge wegen, häufiger verwarnt werden. Harald knickte ein, schob das Hütchen in den Nacken und keuchte hinterm Vater her, der sich bald umdrehte und, nach Aussöhnung verlangend, sprach: „Wir müssen auch der Mutter eine Postkarte schreiben, Haraldchen!" — Der Primaner nickte. Im Grunde seiner Seele aber blieb er verwundet.

So gingen den beiden, da sie haderten, die schönsten Wunder des dionysischen Sommermorgens zwischen Eidechsen und Weintrauben verloren. Der Schiefer bröckelte unter jedem Schritt, Hummeln trommelten gierig durch die Rebstöcke, deren Laub mit Vitrioltropfen besprengt war, der drohenden Reblaus wegen, — auch die Winzerei war eine Wissenschaft.

Das alles — in seiner Vielfalt und Fülle — sahen und spürten unsere Wandernden nicht: Papa Faerber fand nur eine rostige Sicherheitsnadel, die er aufhob und an die Weste steckte.

„Laß doch den Dreck liegen!" — hätte Harald am liebsten, seiner Primanerehre wegen, gesagt, doch verschluckte er den Ärger, um neue Entladungen unfriedlicher Natur zu vermeiden. Oben aber, auf dem Gipfel des Weinberges, blieb Papa Faerber stehen, er schnaufte wie ein Kriegsschiff, führte das Sacktuch über die Glatze und legte den Arm auf die Schulter des Sohnes: „Sieh mal", meinte er, und sein Finger stach talwärts in die heiße Luft, „sieh mal, ist das nicht alles wunderschön?"

Harald nickte gelassen: „Hm, ganz annehmbar!"

„Sieh mal, wie die Sonne im Rhein glitzert, ganz weiß, wie flüssiges Silber; die Schiffe sind klein wie Wasserflöhe, da hinten rollt die Eisenbahn, das ist der D-Zug Basel—Köln, der hält erst in Koblenz und soll fahrplanmäßig um zwölf Uhr achtundfünfzig in Köln sein!"

Harald blickte auf die noble Armbanduhr: „Hm, da muß er sich aber sputen —!"

„Wie spät ist es denn?" fragte Papa Faerber, er besaß nämlich keine noble Armbanduhr.

„Gleich zwölf, ich habe Hunger!"

Dem Alten wurde leichter ums Herz, Harald schien allen Streit vergessen zu haben. „Komm, Männe", sagte Papa Faerber, „komm, gleich sind wir unten, essen eine Kalbshaxe mit jungen Erbsen und setzen eine feine Pulle drauf —!"

Harald schnalzte und verstieg sich zu einem wohlwollenden Schmunzeln. Da schloß ihn der Vater ganz und gar in die Arme, ließ sich rühren, sagte, er möge allmählich etwas reifer und gesetzter werden, bemerkte dann mit schnupperndem Naserümpfen: „Junge — Junge, was haste dir wieder für 'nen Dreck auf den Schädel geschmiert?"

„Das ist Brillantine", wehrte sich Harald mit flackernder Entrüstung.

„Das riecht wie ein schlechtes Frauenzimmer, so was mußte du dir abgewöhnen, ist nur Geldverschwendung", bemerkte Herr Faerber, dann war auch dieser Wellenschlag neuen Streites beschwichtigt.

Sie stiegen den Berg hinab, Schritt um Schritt, eher rutschend als schreitend, und wo der gute Vater ans Straucheln kam, dort griff ihm Harald unter die Arme. Von ferne war noch die Wernerkapelle mit ihren gotischen Bogen voll Efeu und Schwalbennestern zu sehen, auch die Ruine Stahleck, darüber die heiße Sommerluft zitterte; und als Haralds Magen plötzlich ein Gurgeln und Knurren vernehmen ließ, hob Papa Faerber den Finger: „Nur langsam, nur Ruhe, gleich sind wir da —!" Und sie genossen im Alten Haus zu Bacharach die Haxe mit Erbsen, schlürften bedächtig kühlen Riesling dazu, Herr Faerber mischte ihn nur mit Sprudelwasser, des Rheumas und der Krampfadern wegen. Harald sog am Glas wie eine Biene am Klee, — ja, es lohnte sich doch, daß man lebte. Dann wurde die Postkarte an Mutter geschrieben, vorne mit der Germania vom Niederwald drauf, schrecklich und schön: Wir sitzen hier, gedenken Deiner, schade, daß Du nicht dabei bist...!

Man kennt das. Papa Faerber gönnte sich noch einen Mittagsschlaf, während Harald, in der Absicht, später Staatsanwalt zu werden, das Bürgerliche Gesetzbuch unter den Arm klemmte und zum Ufer ging. —

Ein Gewitter, paukend und schäumend, erregte bald Strom und Hügel, Harald schlug den Kragen hoch und eilte heim, wo auch der Vater ob des Donners wach geworden war: Der Alte stand am Fenster und sah mit seiner Schnurrbartbinde aus wie ein Zirkustiger: „Da hinten klärt es sich wieder auf", sagte er, nach Osten zeigend, wo der Himmel gelb war wie Schwefelblüte. — Und als sie beide, Vater und Sohn, zum Abend friedlich in den kühlen Leinenbetten lagen, hielt es Papa Faerber für bekömmlich, den Jungen auf alle Gefahren zukünftiger Studentenfreundschaften aufmerksam zu machen: „Männe, sorge im Leben stets für dreierlei: klaren Kopf, gutes Essen und flotten Stuhlgang, dann geht es dir nie schlecht. Nie. Und hüte dich vor den Weibern...!"

Harald grinste unverschämt zum Fenster hinaus, tat aber sonst, als glaube er noch an den Osterhasen. Der Vater wischte sich unterdessen die Brille sauber, um dann den begonnenen Lehrsatz zu vollenden: „... denn Weiber, Junge, Weiber sind wie Kerzen: sie brennen nicht nur für den, der sie putzt. Solltest du einmal freien wollen, dann merke noch dies: eine Frau darf nicht nach Kaffee riechen, wohl aber nach frischer Wäsche. Die parfümierten sind die schlimmsten, die haben meistens viel vor, doch nie was dahinter, — ja, die haben zwar eine Vergangenheit, doch kaum eine Zukunft. Sei also auf der Hut! Junge Männer wie du sind wie Streichhölzer, fangen sie Feuer, so verlieren sie leicht den Kopf. Verstehst du das —?"

Harald schwieg.

„Ich meine, ob du mich verstehst —?" wiederholte Papa Faerber, und seine Stimme hob sich etwas mit der Lautstärke. Aber Harald, der Flegel, war längst eingeschlafen. Er sägte sich schon in die Nacht, worauf sein Vater etwas von der Jugend von heute knurrte, um dann selber das Licht zu löschen und die Augen zum Schlummer zu schließen. —

Doch der neue Ärger wucherte in der Seele des Herrn Faerber fort, bohrend und hartnäckig, zumal in seiner Magengegend einige Kundgebungen laut wurden, wie sie sonst nur als brodelnde Vorzeichen eines Kraterausbruchs zu deuten wären: der Vollmond quetschte die Nase ans

Pfingstsorgen

Von

Ratatöskr

Der Geist als Taube? Schön und gut.
Und doch — mir will's nicht untern Hut.
Gibt's nicht noch andere Vogelrassen,
die besser für die Rolle passen?

Der Kuckuck sei hier angedeutet,
der durch die Frühlingswälder läutet ...

Neinnein, der Kuckuck ist es nicht,
weil der nur von sich selber spricht.
Und auch der Wanderbursch Pirol
scheint ungeeignet als Symbol ...

Man muß sich schließlich doch bequemen,
den Geist ganz schlicht als „Geist" zu nehmen.
Wär' dieser bloß nicht heutigentages
diskreditiert durch Doktor Klages,
deß' Hand sein Spatzenhirn zerbrach ...

Komm, Täubchen, setz' dich auf mein Dach!

Fenster, Unken unkten und Zirpen zirpten, zuweilen schnob auch ein Eisenbahnzug über den nahen Bahndamm. Zehn Uhr war es erst, viel zu früh für tapfere Sommerfrischler, um auf die Matratze zu kriechen. — Unten aber, im Weinstübel des Alten Hauses zu Bacharach, hub jetzt erst die melodische Betriebsamkeit junger Wanderer an: Lieder schwollen, Reden quollen, ein Schmollis ging mit dem andern um, — Papa Faerber wälzte sich auf die linke Seite und stöhnte. Auch Harald wurde wach, rieb sich Sand aus den Augen, tastete, da es düster war, nach dem Vater, dessen Stöhnen sich mittlerweile zu schmerzhaften Akkorden steigerte: „Vater, ist es dir nicht gut —?"

„Junge — Junge, dieser Skandal da unten!"

Harald spitzte die Lauscher, fuhr mit beiden Beinen aus der Bettstelle und zündete von neuem die Kerze an. Freilich, der Vater lag mit geballten Fäusten da, Kinn und Schläfe zuckten vor Wut, indes von unten her der heitere Kantus scholl:

„Was zürnst du, Alter, in deiner Moral,
Magst nimmer singen und lieben,
Und hast es in deiner Jugend einmal
Noch viel, viel toller getrieben —!"

Harald, das Scheusal, grinste sich eins. Papa Faerber aber rief: „Nein, Junge, nein, dein Vater nicht, der nicht —!"

Da konnten beide nicht mehr einschlafen. Während Reiner Elogius Faerber das Gejauchze und Gesinge als rücksichtslos bezeichnete, wiegte Harald den Kopf im Rhythmus der flotten Walzer und Lieder, tanzte dann mit dem Stuhl durchs Zimmer, daß die Dielen krachten, verstand es so, im Fluge des Sichdrehens in Hose, Pantoffel und Rock zu schlüpfen und schoß, flink wie eine Schwalbe, zur Tür hinaus, die Treppe hinunter, hinein in den Wirbel der Heiteren, wo er, alle väterliche Kümmernis vergessend, den Tanzenden ein rechter Spießgesell wurde.

Papa Faerber hockte unterdessen aufrecht vor den Kissen, starrte abwechselnd die Tür und das leere, zerwühlte Bett an seiner Seite an, schüttelte wehrlos den Kopf, blies die Backen auf, zornig, noch zorniger: „So — was — ist mir — mein Lebtag — noch — nicht — passiert!" Dann bekam er Sodbrennen und Schüttelfrost, raffte alle Kraft zusammen, schlurfte nach der Tür, öffnete halb und schrie — schrie, was die verzweifelte Kehle hergeben konnte — um R u h e !

Vergeblich. Keiner hörte ihn. Nur die blechernen Klimpertöne eines Klaviers waren zu vernehmen, sie sprangen wie bunte Kieselsteine gegen sein Gesicht.

„Ich will s c h l a f e n !" krähte er, und die Stimme überschlug sich häßlich.

„Wir wollen tanzen!" kam es dreist von unten...

Das war die Aufsässigkeit der neuen Jugend. Und sein Junge, sein Männe, sein eigener einziger Sohn Harald, war mit im Bunde solcher Räuberei. Papa Faerbers Seele kochte über. Er kam sich verraten vor. Also wurden die Filzpantoffel angezogen, der Schlafrock flog um die Schultern, der Alte stürmte hinaus, hinunter und hinein...

Vor dem Strudel der Tanzenden und Singenden hielt Papa Faerber inne: sein väterlicher Fluch sprang in die Brust zurück, warum, wozu, weshalb, er wußte es nicht, die Füße strauchelten, der überrumpelte Körper sank in einer Ecke nieder, auf eine Bank, scheu und erschrocken. Und dann ließ sich Haralds Vater — hilflos geworden — ein Glas (auch zwei) köstlichen Rieslings von sonnenverbrannten Mädchen kredenzen. Und er lächelte.

Bald funkelte der neue Morgen über dem Rhein. Zuerst grünlich, dann rot, endlich strahlenden Goldes voll. Die Weinstube im Alten Haus zu Bacharach roch nach Wein und Gelächter, mochte auch der Trubel längst sein Ende gefunden haben. Zertretene Blumen lagen auf dem Boden, die Heiteren waren fort, waren schon wieder unterwegs, Bingen und Rüdesheim entgegen.

Während Papa Faerber in der einen Ecke lehnte, in Filzschuhen und im Morgenrock ein biederes Schläfchen zu tun, vielleicht gar freundlich zu träumen; denn ein verklärter Hauch umspielte das Gesicht vom Kinn bis hinauf zur Glatze, saß Harald, der Sohn, in der andern Nische und schrieb sein erstes Gedicht auf die Rückseite einer Weinkarte, ihm hatte ein Mädchen den jungen Kopf bekränzt.

Der Wirt kam vorsichtigen Trittes, die Träumer nicht zu wecken. Er öffnete die Fenster, ließ die Sonne herein und den frischen Wind, auf der Stadtmauer flötete eine Amsel, fast klang es wie ein trauriges Lied. —

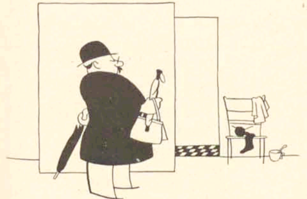
Reiner Elogius Faerber und sein Sohn stiegen zum Mittag auf denselben Berg, auf dem sie gestern gehadert hatten. Das Wetter war trübe und dunstig geworden, als ob jemand gestorben wäre. Der Junge suchte schwelgend in den Wolken, irgendwas, — der Alte zählte die grauen Stufen der Schiefertreppe und biß dabei auf die Zähne. Auf dem Gipfel sagte er:

„Vergiß nie, daß dein Vater sparsam war. Und bin ich auch nur ein kleiner Versicherungsbeamter geworden, so solltest du doch wachsen aus dem Verzicht, in dem ich mürrisch wurde!"

Dicke Tränen rollten ihm übers Gesicht. Und Harald umarmte ihn: „Du lieber, guter Vater —!"

Lieber Simplicissimus

(O. Nückel)



Herr und Frau Müller waren im Kaufhaus gewesen, Abteilung „Damenmäntel". Sie hatte aber nichts Passendes gefunden, die Sachen saßen ihr nicht, und ihre Nummer war überhaupt nicht vorrätig, nur kleinere.
Man setzte die Einkäufe fort. Zuletzt suchte Frau Müller die Damen-Toilette auf; er ging draußen auf und ab.
Endlich kam sie heraus, noch immer stark beeindruckt von dem Mißerfolg in der Mantelabteilung (Herr Müller hatte das längst vergessen) und sagte empört: „Nein, der Sitz war schrecklich! Und alles nur Größe vierundvierzig, ich habe doch achtundvierzig!"
„Nanu?" sagte Herr Müller mitleidig, „das war gewiß sehr unbequem! Ich wußte noch gar nicht, daß das dort bei euch so genau nach Maß geht!"

*

In unserem Haus wohnt ein dürres, altes Männchen, das jedoch eine zwanzigjährige Frau hat und stolzer Vater eines zweijährigen Buben ist. Die Hausbesitzerin übergab ihm gegen ein kleines monatliches Entgelt das Hofkehren und den dazu nötigen Besen. Das besorgte er brav, bis ihm auf einmal irgend jemand in den Kopf gesetzt hatte, er müsse Mietnachlaß bekommen.
Er stieg also eines Tages die drei Treppen zur Hausfrau hinauf und legte ihr mit langem Hin und Her seinen Rechtsstandpunkt klar. Natürlich konnte ihm die Hausfrau nicht helfen; denn er war ja nur Untermieter, und sie verwies ihn an die amtlichen Stellen, die ihm dasselbe sagen würden. Der Alte wollte aber keineswegs einsehen, daß er im Unrecht sei und ging sehr erbost weg. Und sein Zorn zeitigte Folgen! Anderntags steckte nämlich ein Zettel im Briefkasten der Hausfrau, auf dem folgendes zu lesen stand:
„Wen Sie nicht können, kan ich auch nicht. Der Böhsen steht in der Ecke."

*

Der bekannte Physiker Professor K. in N. fragte im Seminar eine Studentin: „Was tun Sie, wenn Sie mittags, nackt, auf dem Rathausplatz in S. stehen?"
Einigermaßen verlegen antwortete die Dame: „Ich glaube, ich schäme mich."
„Unsinn! Sie strahlen Wärme aus!"

*

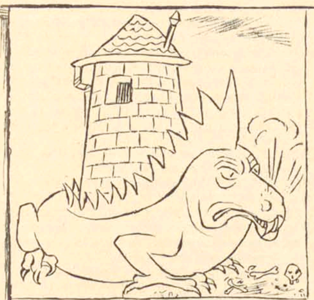
In zahlreichen Kirchengemeinden ist, wie man weiß, die Sitte der goldenen und eisernen Konfirmation eingeführt worden: Die Fünfundsechzig- bzw. die Fünfundsiebzigjährigen treffen sich in derselben Kirche, in der sie vor fünfzig oder sechzig Jahren konfirmiert wurden, sie werden eingesegnet, und dann findet irgendwo an einer Kaffeetafel eine Feier statt, bei der alte Erinnerungen wachgerufen werden. Eine solche Erinnerung wurde auch vor kurzem bei einer eisernen Konfirmation in Resum, und zwar folgendermaßen, aufgefrischt:
Die Tafelrunde saß — zunächst ein wenig schweigsam — um den Superintendenten herum. Der alte Lück guckte die fünfundsiebzigjährige Frau Kommerzienrat Berens an, die, wie sie erzählt hat, weit her aus dem Ostfriesischen zu dieser Feier gekommen ist. „Na, Meta", sagte er schließlich, „kenn's mich noch?"
Frau Kommerzienrat blinzelte zu dem alten Lück herüber und schüttelte den Kopf.
„Aber Meta", fuhr der fort, „kenn's denn Lück nich mehr, Heini Lück?"
„Nein", sagte Frau Kommerzienrat, „woher denn wohl? Aus dem Konfirmandenunterricht anno achtzehnhundertsiebenundsiebzig? Das ist ein wenig zu lange her, als daß ich — —"
„Aber Meta", schüttelte Lück ärgerlich den Kopf, „wer spricht denn von siebenundsiebzig? Achtzehnhunderteinundachtzig — weetst dat nich mehr? — wars du doch mine Brut!"

*

Willi ist achtzehn Jahre alt und seine Freundin Meta zählt siebzehn Lenze. Natürlich sind die beiden wahnsinnig ineinander verknallt. Aber die Liebe bringt auch Überraschungen:
„Willi", sagt Meta eines Tages — sie sitzen gerade auf einer Waldwiese, wo es lauschig ist und dämmerig —, „Willi, ich muß dir eine Eröffnung machen: meine Tante ist Hebamme."
Der verliebte Willi zuckt zusammen: „Himmel", sagt er erschrocken, „das fängt ja gut an!"

Die Prinzessin im Turm

oder: Zu stark bewacht, hat oft Unheil gebracht / Eine Moritat von Karl Arnold



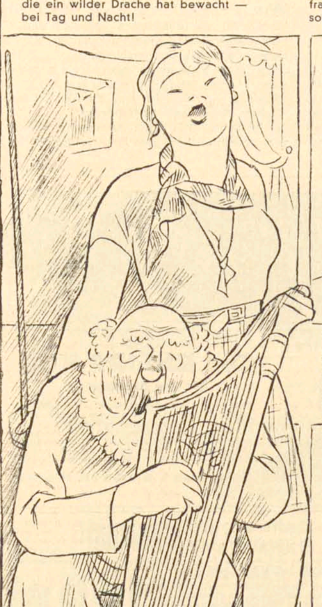
Publikum, vernimm die Trauergeschichte,
die ich dir mit stillem Gram berichte,
von einer Prinzessin
mit Namen Josephin,
die ein wilder Drache hat bewacht —
bei Tag und Nacht!



Viel edle Ritter wollten sie erretten,
jedoch der böse Wurm tat alle töten;
denn dieser alte Lurch,
der ließ nicht einen durch,
fraß alle Rittersleut samt Schild und Schwert —
sogar die Pferd!



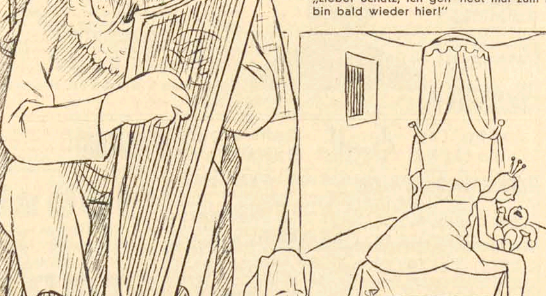
Der Emil aber kam zu Fuß von hint' an
und schlich sich leise an den Turm geschwind ran,
klettert' an der Regenrinne
hinauf zur Josephine,
die wo gerade lag im Himmelbett —
Ah, dös is nett!

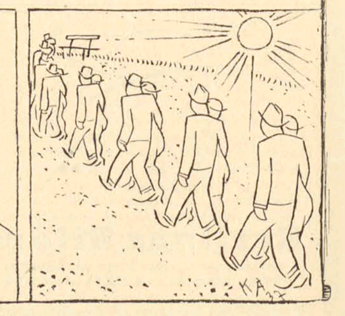




Und so lebten Emil und d' Josephine
glücklich dort beim Spiel der süßen Minne,
bis am Pfingstmontag,
wo der Emil sprach:
„Lieber Schatz, ich geh' heut mal zum Bier —
bin bald wieder hier!"

Der Emil aber war kein edler Ritter;
denn dieser Bazi kam gar niemals wieder,
weshalb die Josephin
in ihrer Kammer drin
sich gar sehr nach dem Gespielen sehnt —
und stöhnt und flennt!





Kaum neun Monde waren hingegangen,
da tat die Josephin ein Kind empfangen.
Nun staunt der alte Drach',
über so ein Sach:
Sie war allein doch, nun ist sie zu zwein! —
Wie kann das sein?!

Darum, ihr Mütter, lasset euch belehren,
tuet eure Töchter nie einsperren,
lasset sie spazierengeh'n,
damit sie selbst d'raufseh'n,
daß den künft'gen Vater man auch kennt, —
potz Aliment!

Der Handwerksbursche in der Familie

(Wilhelm Schulz)



Er lief aus seinem Vaterhaus —
Wieviele haben das gemacht!
Warum zog er hinaus?
Er sah vielleicht zu schöne Sterne in der Nacht,
Vielleicht rief ihn ein Flußgebraus.

Vielleicht rief ihn Gesang,
Der auf der Straße ging.
So mancher wartet jahrelang,
Da kommt ein Ding gering
Und bringt ihm Wanderdrang.

Vielleicht war es der Duft
Vom Lindenbaum am Zaun,
Vielleicht war es die Sommerluft,
Vielleicht war es der Perlenblitz im Morgentau'n,
Vielleicht hat vor dem Stall ein Pferd gehuft.

Vielleicht war es im März
Und Vögel zogen ihren Nordlandflug,
Vielleicht war es aus Schmerz,
Und plötzlich hatte er genug,
Und Sehnsucht jagte das gequälte Herz.

Gewitter haben seinen Weg gestört,
Und Brunnen haben ihm gerauscht.
Landstraßenhunger hat ihn wild empört,
Und Küsse hat er mit der Schnitterin getauscht;
Die grünen Äpfel haben ihm gehört.

Ich spüre ihn noch oft in mir.
Wenn Herbst im Tale blaut;
Wenn Frühlingswind faucht wie ein Tier,
Ist er es, der aus meinen Augen schaut,
Es zuckt mein Herz in seiner Wandergier.

Anton Schnack

Aktuell von vorgestern (F. v. Reznicek)



Das Wunder: „Was sagt denn deine Frau, wenn sie hört, daß du mit mir soupieren gehst?“ — „Die wundert sich.“

(Aus dem alten ‚Simplicissimus‘, Jahrgang 1898)

ERNESTINE / VON HELENE POMPLUHN

Der vom Wind geduckte alte Apfelbaum war die Grenze, die Gut von Böse trennte. Rechts von ihm wohnte Zamel, unser Helfer und Kamerad; auf der linken Seite aber herrschte Plähnken-Modder, von der das Gerücht ging, daß sie ihren Mann nicht minder temperamentvoll mit knochiger Faust zu verprügeln pflegte wie uns, wenn sie uns selten einmal erwischte.

Genau so geduckt wie der windzerzauste alte Apfelbaum erschien uns Plähnken-Vadder. Wie anders dagegen war Zamel. Zamels Frau war klein und zart. Er sagte, so und nicht anders müsse die Frau sein. Wir fragten, warum. Zamel bedachte sich: „Weil ich dat so gelernt hab'“, erwiderte er, „damals als die Wibke Kruse den Achtersteven nich beidrehn wollt. Genau wie alle Weibers war sie tück'sch. Und mit die Achterstevens bei die Weibers, da is dat man so. Swabb, drehn sie ihm männigmalen so verächtlich dir entgegen, dat du wunders denkst, wo stolz sie sünd, abers wo snell drehn sie ihm wieder bei.“

„Hieß deine Frau als Mädchen Wibke Kruse?“, fragte Martin voller Neugier.

Zamel sog an seiner Pfeife. „Nee, abers woso denn, Kind. Mein Braut, ich meine mein richtigen Braut und nich mein Frau als Deern, die hieß Ernestin'. Die Wibke Kruse war ein Schiff, einen feinen Kasten. Sie fuhr nach Frisko. Dat is ein schön S-tück von hier. Und von Frisko zurück is dat auch ein schön S-tück. Der Willm, der Sweinskerl, der konnt' wohl lachen. Mich hat er in Heuer gebracht, weil er wissen wollt', wo fein sie dat haben mit die Deerns im Hafen und mit dat amerikan'sche Geld und dat die Dschänkies immer ein offenen Büxensack hätten. Und denn läßt Willm sich überhaupt nich heuern. Überhaupt nicht, Kinnings!

Wie die Wibke Kruse schon die Nas' in den Wind s-tecken will, s-teht er noch am Pier und grient. ‚Also denn mach dat man gaud mit die Deerns von Frisko‘, schreit er, ‚die mögen die Voßhaarigen wohl leiden.‘

Die Ernestin' aber s-teht neben ihm und ruft, dat sie nie nich mehr ein einziges Wort mit mir s-pricht, wenn ich die Deerns von Frisko auch bloß anrühr'.

Wie ich dann abers an Land will, den Willm, den Sweinskerl zu fassen zu kriegen, reißen sie mich zurück. Die Wibke Kruse dreht nicht bei; kein einen darf mehr an Land.

Der Willm sieht es und lacht: ‚Fahr du man dreist, Zam‘, ruft er, ‚ick bleev hier!‘

Und wie ich über die Reling schau, seh ich just noch, wie der Willm der Ernestin' den Arm um den Hals legen will und wie sie — swabb! — ihm eine klebt.“

Zamel lächelt in der Erinnerung. „Wo fein sie dat konnt', Kinnings. Wenn sie bös war, brannt' dat noch lang.“

„Warum kam Willm denn nicht mit dir?“, unterbrach hier Martin.

„Jungs sind man dumm“, antwortete an des Gefragten Stelle die zwölfjährige Elisabeth, „natürlich wegen Ernestin', du Dösbart.“

Zamel nickte. „Ganzen gewiß, mein Kind, wegen der Ernestin.“ Seine Stimme verkündete innere Wärme. Sein geistiges Auge sah die verlorene Braut. „Oh, wo s-taatsch sie doch war: Gelbe Haar und Flechten, dick als dein Arm, mein Lütten. Und luv und lee, da fehlt rein gar nix. Wenn wir zu Tanze gingen, wollt' jeder sie im Arm zu liegen haben. Abers sie s-tößt auch den s-tärksten Maat vor den Slips, dat er s-tolpert. Denn kommt sie und setzt sich auf meinen Schoß. Und denn tanzt sie mit mir. Die Deerns von Frisko, ich sag euch, Kinnings, ein ganzen S-tube voll von denen war noch lang kein Ernestin' —“

„Warum hast du sie denn nicht geheiratet, Zamel?“

Unser Freund besieht seine Stiefel. „Wie ich zurückkam, s-tand sie nicht mehr am Pier. Zu Haus war sie. Sie sagt, der Willm hat gemeint, wir swimmen noch draußen auf dem Kanal. Der Willm ist bei ihr. Ich seh', wie er grieflacht. Freundwillig släg er mir eins an den Hals. ‚Hello beu‘, sagt er, ‚wie war dat nu mit die amerikanischen Missen?‘ — Ich mach' ihm ein Zeichen, dat er sweigen soll und schau Stinen an, denn ich denk, nun soll sie wohl gleich wild werden. Abers sie wird nich wild.

Ich nehm' ihre Hand. Ernestin', sag ich, Stining, wo is mich dat nu mit en lütten Säuten, Deern? Doch sie s-teckt sich rot an und schaut auf Willm. Dann gehn wir zu Tanze. Abers wie ich sie holen will, s-tößt sie mich vor den Slips, dat ich s-tolpere. Denn geht sie zu Willm und setzt sich ihm auf den Schoß. Und denn tanzt sie mit Willm.“

In Martin kocht die Erregung. Die Ehre unseres Freundes ist die seine, und gibt der Hoffnung Ausdruck, daß Zamel diesen Handel damals wenigstens mit einem zünftigen Boxkampf ausgetragen hat.

Zamel lacht bedächtig: „Dies nun ganzen gewiß nicht, mien Jung.“

„Aber warum denn nicht, Mensch?!“

Unser Freund lächelt über die Rede dieses Unmündigen: „Oh, was hätt' sie mich prügelt, wenn ich Willm geslagen hätt'.“ —

Elisabeth ist voll weiblicher Teilnahme. „Gelt, es hat dir leid getan, daß du sie nicht bekamst?“

Zamels blaue Augen, um die sich ein Strahlenkranz von Falten zieht, blicken mit Wohlgefallen in ihr gerötetes Gesicht: „Mir, mein Deern? — Nee ihm.“ „Aber, Zamel, wieso?“

Der Strahlenkranz um Zamels Augen vertieft sich. „Weißt du es nich, mein Lütting, die Ernestin', dat is doch ‚Plähnken-Modder‘.“

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. I. Vj. 37. 20434. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Das Schaumbad

(Olaf Gulbransson)

„Mister Plim möchte Sie sprechen!"

„Na, ich bin ja so gut wie angezogen!"

„Ah, wirklich sehr erfreut, Mister Plim!"

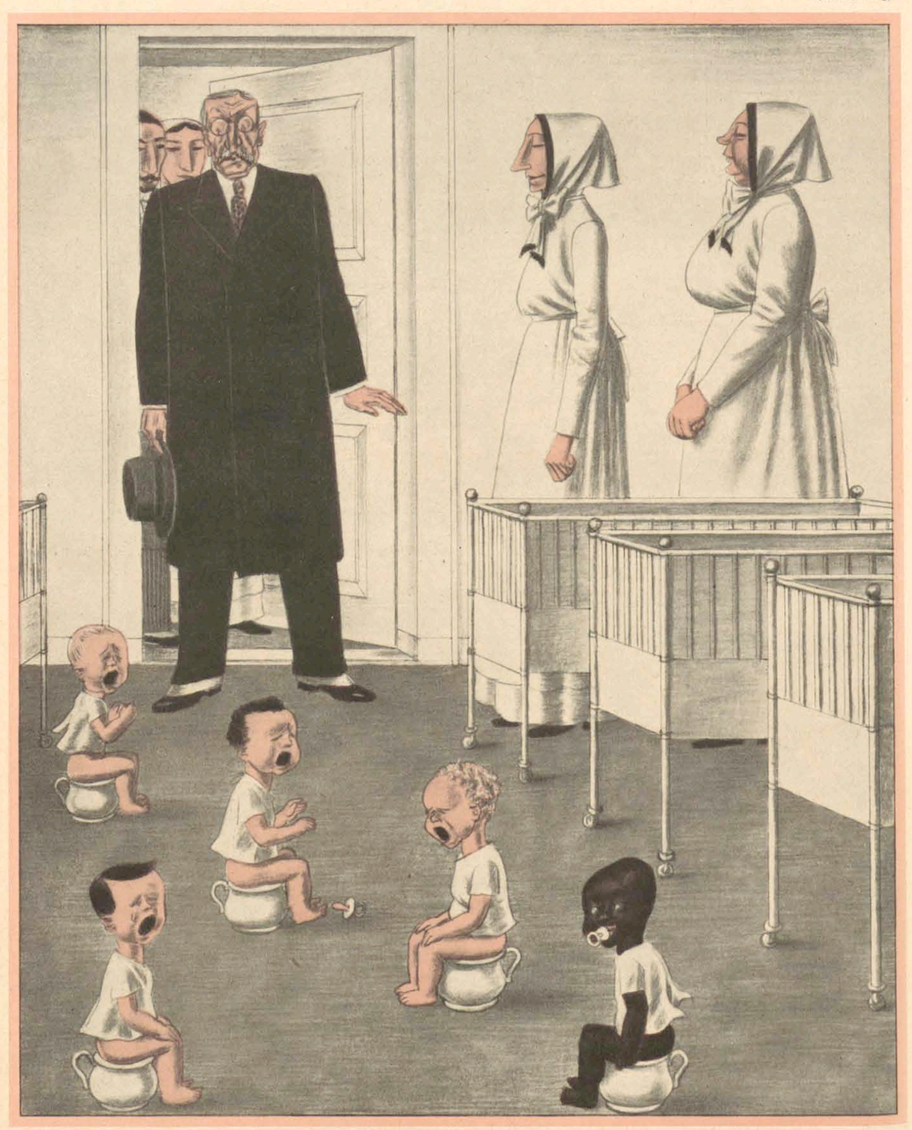
„Was sagen Sie zu dem herrlichen Wetter?"

„Nicht wahr, jetzt ist's Frühling geworden!"

„Huch . . . "

In einem französischen Säuglingsheim

(Erich Schilling)



Ministerpräsident Blum: „Um's Himmels willen, ist hier auch schon Sitzstreik?!!“

München, 23. Mai 1937
42. Jahrgang / Nummer 20

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G. M. B. H., MÜNCHEN

Takt

(K. Heiligenstaedt)



„Stell' dir vor, als ich gerade ausgezogen war, öffnet sich die Kabinentür und ein Mann schaut rein, stutzt, und sagt: ‚Entschuldigung, mein Herr!' " — „Na, und du?" — „Ich hab' gesagt: bitte sehr, mein Fräulein!"

Toilettefragen / Von Ratatöskr

Ist der alte Hosenboden
wieder einmal durchgesessen?
Und es war so guter Loden!
— Lohnt sich's, neue anzumessen?

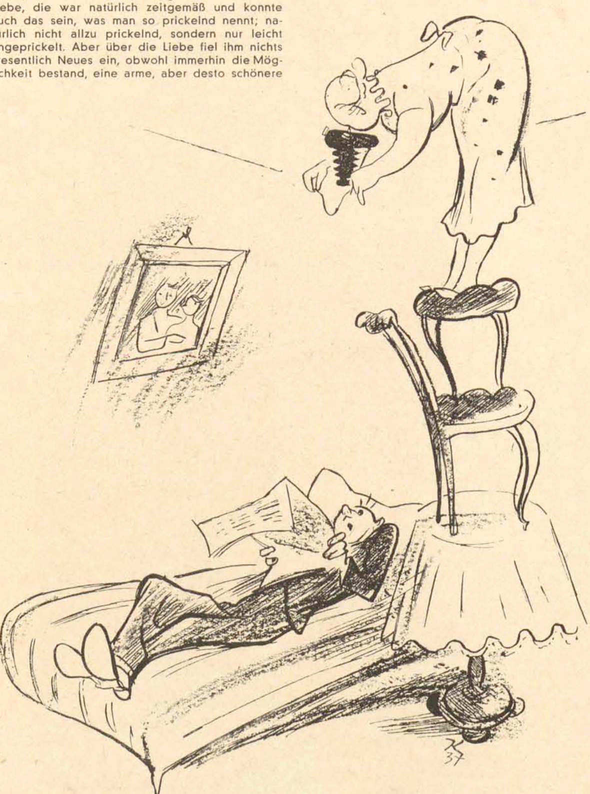
Ihrem Endzweck: zu verblümeln
würden sie ja wohl schon dienen,
aber schließlich auch zerkrümeln
wie die anderen vor ihnen.

Schluß damit! Wozu denn immer
Faltenwürfe um die Flanken?
Zeig' der Welt, dem Frauenzimmer,
endlich ungeniert den Blanken!

Der Tankwart im Urwald

Da saß der Schriftsteller und kaute an seinem Federhalter — schon gelogen; denn er hatte gar keinen Federhalter, und an einer Schreibmaschine kann man beim besten Willen nicht kauen.
Diese Redensart sollte auch nur nach einem alten Übereinkommen ausdrücken, daß ihm nichts einfiel und daß er nachsann, worüber er wohl schreiben könnte. Es sollte zeitgemäß sein und prikkelnd, so lautete seine Aufgabe. Da war die Liebe, die war natürlich zeitgemäß und konnte auch das sein, was man so prickelnd nennt; natürlich nicht allzu prickelnd, sondern nur leicht angeprickelt. Aber über die Liebe fiel ihm nichts wesentlich Neues ein, obwohl immerhin die Möglichkeit bestand, eine arme, aber desto schönere und liebenswertere Privatsekretärin in die Hände eines Wüstlings fallen zu lassen. Das hatte aber den Nachteil, daß der Wüstling nicht ausschließlich das Wüstlingshandwerk betreiben konnte, sondern er mußte noch einen Beruf haben, und da wären die anderen Mitglieder dieses Berufes wie ein Mann aufgestanden und hätten den Schriftsteller verklagt, weil er auf dem Wege über den Wüstling ihren Stand herabsetzte.
Er mußte einen Wüstling an sich nehmen, weil diese Gattung nicht zusammengeschlossen ist, keinen Syndikus hat und infolgedessen des Rechtsschutzes nicht teilhaftig ist. Hier aber ergab sich wieder die Schwierigkeit, daß einem solchen Menschen auch eine arme Privatsekretärin, die doch über ein Mindesteinkommen verfügen mußte, nicht so ohne weiteres Herz und Hand und das Übrige anvertrauen würde.
An dieser Stelle seiner Überlegungen fiel dem Schriftsteller glücklicherweise ein, daß das Farbband seiner Maschine nicht mehr ganz brauchbar sei, und er konnte somit den Beginn seiner schriftstellerischen Tätigkeit durch den Einsatz eines neuen Farbbandes erheblich hinausschieben. Da er nicht sehr geschickt war, beschmutzte er sich dabei die Hände, ging ins Badezimmer, und unter anderem reinigte er sich gut und ausdauernd. So, das hätten wir jetzt, dachte er, man soll reinen Herzens und reiner Hand an eine verantwortungsvolle Arbeit gehen.
Jetzt aber frisch ans Werk, zum Donnerwetter, es muß einem doch irgend etwas einfallen!
Könnte die Sekretärin nicht eine unerkannte Großfürstin sein, mit einem Muttermal natürlich, eine Hand breit über ...? „Du bist ja wahnsinnig", schrie da die innere Stimme des Schriftstellers seiner Muse zu. „Fängst du schon wieder an, über Gebühr zu prickeln!" Der Verband der Großfürstinnen würde so etwas sicher niemals zulassen. Außerdem konnten Großfürstinnen mit vielen amtierenden Herrschern verwandt oder verschwägert sein, und ins Außenpolitische wollte er seine Schreibmaschine keinesfalls verwickeln.
„Sei doch ganz schlicht menschlich", sagte er sich. Einfache Menschlichkeit ist immer aktuell und mit ihrer Hilfe kann man das größte Kunstwerk herstellen.
Hier klingelte willkommen das Telefon, und es gelang ihm, das Gespräch über die Wetterlage dieses Frühlings auf eine gute Viertelstunde auszudehnen.
Wo waren wir gleich stehengeblieben?
Richtig ja, beim allgemeinen Menschlichen. Sagen wir mal, so wie Goethe. Man mußte bei sich ins Innere hineinschauen, dort, wo die Ströme der Poesie ewig und vernehmlich rauschen, im Grundwasser der Schriftstellerei nach ungehobenen Schätzen schürfen. Auf diese Weise war, wenn er sich recht erinnerte, der Tasso entstanden. Na ja, so ganz prickelnd war der Tasso eigentlich nicht, und um ihn als Fortsetzungsroman zu verwenden oder gar als von Nummer zu Nummer sich steigernden Tatsachenbericht, hätte er stark umgeschrieben und von empfindlichen Längen befreit werden müssen. Außerdem würde „Tasso" als Überschrift heute nur geringe Zugkraft haben und man müßte schon sagen: „Laß das, Tasso!" Oder: „Wohin rollst du, Tassochen?"
Hier fiel dem Schriftsteller zur rechten Zeit ein, daß er bei seiner Arbeit der herrschenden Sehnsucht nach fremden, sehr entfernt liegenden Ländern nachkommen müßte, wo gut gebräunte Frauen höchstens eine scharlachrote Blume im nachtdunklen Haar als leichtes Vormittagskleidchen trugen, und wo sie nach Sandelholz riechen, von dem kein Mensch weiß, wie es riecht.
Sollte er die Privatsekretärin nach Sandelholz riechen lassen? Das war ein Motiv, das sich ausbauen ließ. An der Abstammung zu rütteln durfte dabei allerdings kein Anlaß gegeben werden. Ja, jetzt hatte er's. Jetzt fühlte er deutlich den Kuß der Muse des Fortsetzungsromans. Seine Schreibmaschine fieberte und seine Finger intonierten den ersten Satz: Mitten im Urwald eines vollkommen unentdeckten Landes lebte ein armer Wüstling, der sich kümmerlich aber ehrlich als Tankwart seine Bananen erwarb ...

Foitzick



(R. Kriesch)

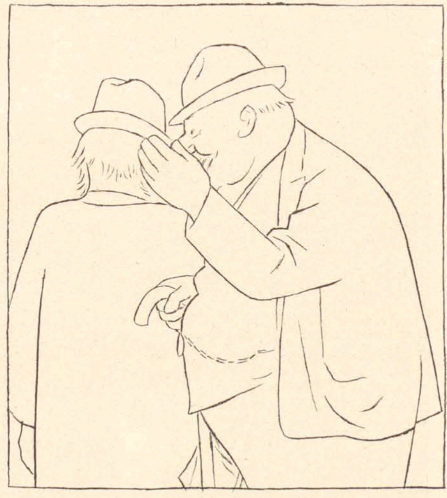
Ein Bildbericht: „Was machst du denn da, Erika?"
„Kleines Erinnerungsbild an unsere Hochzeitsreise!"

Meckermeier und Gaudihuber

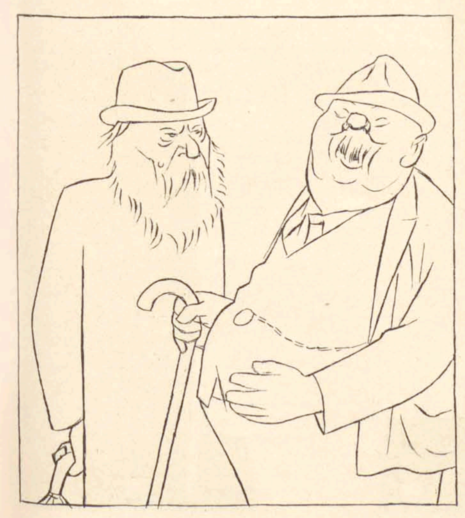
(Karl Arnold)



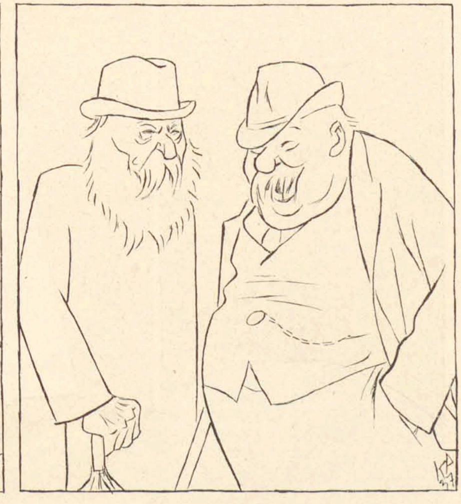
„Grüaß di' Good, alta Spezi! Hast scho 'n neiest'n Witz g'hört?" — „Naa, erzähl'n!"



„– – – – na sagt er, wie ham ma 's denn? – – – – – – – geht also die kloane Dicke zu eahm und – – – – – – da kimmt sei Alte!"



„Hahahahaha!"



„Hihihihihi!" — „Und wo is nacha da die politische Poänkte?"

Ohm Krügers Schatten

(Olaf Gulbransson)



„Die Mandatswirtschaft muß aufhören! Ich verlange, daß Deutsch-Südwest der Südafrikanischen Union einverleibt wird!“ - „Halloh, Kriegskamerad Hertzog, das Annektieren hast du von den Engländern gut gelernt!“

BEGEGNUNG / VON KARL MARTIN SCHILLER

Es ist abends gegen sieben Uhr, kurz vor Geschäftsschluß. Da geht ein Kerl durch die belebteste Straße der Stadt, ein riesenhafter Mensch, mit brettbreiten Schultern, mit einem braunen, verwegenen Gesicht, über das die Schatten eines willkürlich wuchernden Bartwuchses gebreitet sind. Gekleidet ist er nach Art der Hamburger Zimmerleute, nur daß ihm der schwarze, breitkrempige Hut dazu fehlt, und sein Hemd ist auf der Brust offen und weit zurückgeschlagen, so daß dort ein dunkler Teppich gekräuselter Haare zum Vorscheine kommt.

So also sieht der Kerl, von dem hier die Rede sein soll, aus. Er hat die Hände in die Hosentaschen vergraben, die er mit ihnen nach beiden Seiten von den Beinen hinwegzieht, daß sie sich mächtig nach außen hin bauschen, und wenn er einen Schritt mit dem linken Bein tut, so schiebt er den ganzen linken Körperteil vor, wobei er mit seiner Schulter tief niederwippt, und wenn er den linken Schritt dann getan hat, holt er zu dem nächsten rechten groß und gewaltig aus, weil er ja die ganze mächtige Masse Mensch auf diese andere Seite hinüberbugsieren muß: und so bohrt er sich durch die Straße wie ein Kanonenboot bei Windstärke zwölf und schneidet das dichte Gewühl der Menschen ringsum, das, von vorn, von hinten, aus den erleuchteten Läden heraus, in breiten Wellen an ihm vorbeischießt.

Was um ihn her vor sich geht, das scheint ihm im übrigen gleich zu sein, obwohl es ihn selber zum guten Teil mit betrifft. Eine Frau im Skunkspelz bleibt mitten im Menschenstrom stehen. Junge Mädchen stoßen einander an und drehen sich nach ihm um. Halbwüchsige Burschen stellen sich auf die Bordkante und grienen ihm nach. Das alles läßt ihn so kalt wie Griechisch oder Latein. Er blickt nicht nach rechts und nach links, er blickt halb vor sich, halb unter sich hin, und wenn er ein Ziel hat, so ist es bestimmt nicht die Straße, die er durcheilt, und in der er ein Fremdkörper ist, ein höchst gefährlicher Fremdkörper ist, den sie, so rasch es nur geht, wieder ausstoßen muß.

Plötzlich aber steht der Kerl vor dem Fenster einer Konditorei still. Dort liegen auf weißen Tellern über Papierservietten mit hübsch ausgestanzten Rändern Ananastörtchen, vier Schichten, immer eine auf den Zwischenräumen der andern; daneben sind Nußschnitten kreuzweise übereinandergetürmt zu einer ansehnlichen Pyramide, und auf der anderen Seite sind Negerköpfe zu sehen, die nach einem gräßlichen Massaker auf einen sauberen Teller gelegt worden sind, noch jetzt mit den roten Lippen angstvoll grinsend und die Zuckerwerkaugen weit aufgerissen. Zwischen den Tellern aber tummeln sich Marzipanschweine; Kremschnitten balancieren behutsam die Blätterteigdecken; Windbeutel kochen mit herrlichem Sahnenschaum über.

Die Backwaren interessieren den Kerl, der da draußen steht, nicht, das ist klar. Aber als er im Vorbeigehen war, war eben ein Mädchen mit schwarzem, enganliegendem Kleid, weißer Schürze und weißer Kopfkrause im Fenster erschienen, um die Ananastörtchen herauszuholen. Nun neigt es sich weit in das Schaufenster vor, so daß eine zierliche Grube in dem Brustausschnitt ihres Kleides sichtbar wird. Mit rotdurchglühtem Gesicht hebt es den Teller empor und wirft einen scheuen Blick dabei auf die Straße hinaus.

Da beginnt die Hand, die den Teller gefaßt hat, zu zittern. Die Kleine sieht draußen eine zottige Brust, darüber zwei große Augen, blau oder grün, sie weiß es nicht, sie sind wie das Meer, das sie von ihrem letzten Urlaub her kennt — und dann wird alles eine einzige große stürzende Flut. Sie reißt sich herum, in rastloser Flucht, sie schließt hastig die Mattglasfenster im Innern, dann ist sie wie eine verjagte Erscheinung verschwunden.

Der Kerl auf der Straße aber steht immer noch da und sieht über die Torten und Negerköpfe und Marzipanschweine weg auf das Mattglas der geschlossenen Innenfenster, so lange, bis eine gelbbraune Jalousie hinter der Scheibe herabgesaust kommt. Gleichzeitig geht auch die Ladentür. Die letzte Kundin, drei weiße Päckchen an dünnen Schlingen am Zeigefinger schwenkend, tritt auf die Straße. Ein eisernes Gitter senkt sich von selbst vor die Tür.

Da dreht der Kerl sich langsam herum. Er schlingert gemächlich nach der anderen Seite der Straße hinüber und bezieht in einem dunklen Hauseingang Posten.

Eine Uhr in der Nähe schlägt ein Viertel acht. Der Kerl steht wie ein Verschwörer im Dunkeln und wartet. Die Haustür neben dem Laden wird drei- oder viermal geöffnet. Der Kerl macht den Hals lang. Dann zieht er ihn wieder in seine Höhle zurück.

Schon schlägt es zweimal. Halb acht. Der Laden ist völlig dunkel. Der Kerl steht und steht. Die Menschen strömen vorüber. Er blickt unverwandt nach der Tür.

Da kommt sie. Das ist sie. Sie bleibt eine Weile an der Tür stehen. Sie sieht sich aus dem hochgeschlagenen Mantelkragen vorsichtig nach allen Richtungen um. Der Kerl tritt noch weiter ins Dunkel zurück. Aber sie traut der Sache noch nicht. Sie sichert noch immer mit unruhigen Augen in die Straße hinein. Endlich, als sich gar nichts Verdächtiges zeigt, begibt sie sich auf den Weg. Mit einem schrägen, seitlichen Schritt, dicht an der Mauerkante vorbei, gleitet sie auf den Gehsteig hinaus. Die ersten zehn Meter läuft sie dicht an der Mauer entlang. Dann wirft sie sich mit einem gewaltsamen Schwung in den Strom, der die Mitte der Straße erfüllt. Sie eilt in ihm, schneller, als er sie mitnimmt, davon. Hundert Meter voraus kreuzt sie auf die andere Seite hinüber. Jetzt fühlt sie sich sicher. Ihr Schritt wird ruhig und stet, die Augen wagen wieder, nach rechts und nach links zu sehen.

Um Gottes willen, da fühlt sie, wie jemand hinter ihr her ist, mit starken, mächtigen Schritten, und aufholt und näher und näher kommt! Es ist ihr, als ob das Schicksal hinter ihr her wäre, gefürchtet, ersehnt, sie ahnt, daß sich im nächsten Augenblick alles entscheiden muß, was in ihrem Leben noch in der Schwebe ist. Sie weiß nun nicht mehr, was sie tut. Sie fängt an, zu laufen, die Straße entlang, in die nächste dunkle Seitengasse hinein, Vernünftiges und Unvernünftiges, Gescheites und Törichtes, sie tut alles unüberlegt durcheinander. Sie zittert am ganzen Leibe, sie rennt immer schneller, aber sie weiß, daß das ihr alles nichts nützen wird. Mit einem Male überkommt sie das Gefühl eines wilden, gefährlichen Glücks. Ungeahnte Schauer durchbeben sie. Die Knie beginnen zu wanken. Sie hat keine Kraft mehr. Sie will auch gar nicht mehr widerstreben. Nun wird das Wunder geschehen...

Da plötzlich stakt von seitwärts herüber ein Herr im schwarzen Mantel. Schon hat er das Mädchen erreicht. Eine dünne, freundliche Stimme grüßt. Ein ruhiger Arm schiebt sich hinter den ihren, bis vor an die Hand, die ein kühler, lederner Handschuh ergreift.

Der Mann beginnt verwundert zu fragen. Das Mädchen hört nicht ein Wort. O, nun ist alles vorüber, und traurig und arm ist das ganze endlose Leben.

Ein massiger Schatten schiebt sich vorbei und wächst in das Dunkel hinein.

Das Mädchen sinkt plötzlich tief in sich zusammen. Die ganze Straße vor ihm ist von dem Schauer des riesigen Schattens erfüllt.

Mit einem Male beginnt das Mädchen zu weinen, leise schluchzend zu weinen, am Arme des ratlosen Mannes, der sich gar nicht erklären kann, was geschehen ist, und dem nichts anderes einfällt, als der Geliebten die Hände zu streicheln.

Freudiger Tag / Von Gottfried Kölwel

Auf blauen Flügeln schwebt der Tag durchs Land,
die Sonne kann sich nicht mehr zügeln.
Der Himmel ist wie helle Freude ausgespannt,
es tanzt das Licht auf Tal und Hügeln.

So schön ist heut die Welt, man faßt es kaum!
Die Rosen stehn in roten Bränden,
Holunder will sich weiß verschwenden,
es weht ein Duft durchs Land wie süßer Traum.

Im hohen Blau wiegt sich ein Vogelpaar,
sich haschend, wie auf leichten Schaukeln.
Die bunten Schmetterlinge gaukeln —
es ist ein Tag, wie lange keiner war!

Wer wäre doch von diesem Leuchten nicht betört,
wer möchte dieser Freude widerstreben?
Gelobt sei dieses helle Leben,
solang das Auge sieht, das Ohr noch hört!

Können Pferde schreiben? / Von Hans Breiteneichner

Allen Ernstes: Kann ein Pferd schreiben?

Über diese wissenschaftlich sicher nicht uninteressante Frage habe ich mich vor nicht allzulanger Zeit mit einem Fachmann eingehend unterhalten. Als Fachmann in diesem Falle konnte ohne Zweifel Herr Briani gelten, der als Dresseur mit seiner Pferdegruppe bei einem bekannten Zirkus schon aufsehenerregende Leistungen seiner Kunst gezeigt hat.

Um das Ergebnis dieses Gespräches mit Herrn Briani vorwegzunehmen, will ich gestehen, daß die Frage, ob ein Pferd, in Anbetracht seiner hohen tierischen Intelligenz und unter Berücksichtigung seiner für den genannten Zweck nicht sehr vorteilhaften körperlichen Konstitution, fähig ist, zu schreiben, nicht restlos geklärt werden konnte. Herr Briani als „Fachmann" vertrat den Standpunkt, daß nach einer befriedigenden Lösung in der Frage der Überwindung der Hauptschwierigkeit, die allein technischer Natur ist, die Generalfrage nicht ganz zu verneinen sei. Man kann doch einem Pferd nicht einfach einen Bleistift oder einen Federhalter in das Maul stecken, oder an den Fuß binden, um es damit zum Schreiben zu veranlassen, meinte er lächelnd. Vielleicht könnte man die Hufe mit Kreide oder Graphit bestreichen oder sonst mit einem Mittel schreibfähig präparieren, und dann Strich um Strich dem Pferd beibringen. Vielleicht würde es so ein i schreiben, i sogar mit Punkt? Aber er verwarf auch diesen Gedanken, warum wußte ich nicht, wieder sehr rasch.

Ich hingegen, der ich zwar Pferde liebe, aber von ihrer Dressur nichts verstehe, war der Überzeugung: Ein Pferd kann schreiben. Ich dachte dabei an meinen Freund Georg und an seine Frau Margit. Beide lieben sich heute wieder innig, aber es gab eine Zeit, da einige schwere Gewitterwolken am Ehehimmel standen. Eines Nachts träumte Georg, und er träumte sogar laut. Er sprach dabei oftmals den Namen Irene aus, und nicht nur leise, sondern sogar feurig laut: „Irene! Irene!" Seine Frau, die erwacht war, und wohl wußte, daß sie nicht plötzlich Irene heißen konnte, zog aus dieser Erkenntnis die Folgerung. Am nächsten Morgen eröffnete sie Georg, daß sie sich mit der Absicht trage, ihre Scheidung einzureichen, und zwar in Anbetracht jener nächtlich zitierten Irene.

„Was, wegen einem Pferd willst du dich scheiden lassen?!" rief Georg lachend aus.

Und er konnte rasch, und glücklicherweise überzeugend, das wirklich originelle Mißverständnis seines Traumes aufklären.

Er war erst vor kurzer Zeit von einem längeren geschäftlichen Aufenthalt in Baden-Baden nach Hause zurückgekehrt. Natürlich hatte er in Baden-Baden fleißig die dort ausgezeichnet besetzten Pferderennen besucht und auch gewettet. Und das Pferd, auf das er im letzten Rennen gesetzt hatte, und sogar ziemlich hoch gesetzt hatte, und das er im Endspurt, wie auch noch andere Rennbesucher, mit jenen feurigen Zurufen bedacht hatte, dieses Pferd hieß: Irene!

Georgs Pferd Irene, das Mißverständnis, war längst wieder vergessen, als ich Georg eines Mittags nach Hause begleitete.

Margit, Georgs Frau, erwartete ihren Mann bereits im Korridor.

Sie hielt einen Brief in der Hand.

Sie sprach sehr wenig. Und was sie sagte, während sie Georg den Brief gab, klang sehr hart und nicht nach Unwahrheit:

„Dein Pferd hat dir geschrieben."

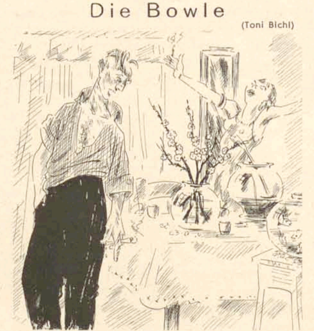
Ich lachte laut auf.

„Kann denn ein Pferd schreiben?" fragte ich.

„Ja", sagte Georg fassungslos, „es hat wirklich geschrieben."

Die Bowle

(Toni Bichl)



„Menschenskind, du hast ja 'nen Goldfisch mitgetrunken!" - „Drum, dachte mir schon, die Ananas hat gar kein Aroma!"

Lieber Simplicissimus

(Zeichnung O. Nückel)



Wir kamen von Leipzig nach Stuttgart und wohnten zunächst in Untermiete, bis wir eine passende Wohnung gefunden hatten. Unsere Quartierleute waren sehr nett, aber eines Abends kam ich in der Küche dazu, wie die Frau ihren Mann einen „Halbdackel" nannte. „Um Gottes willen", sagte ich nachher zu ihr, „haben Sie sich denn mit ihrem Mann gezankt?"

„Noi, noi", erwiderte die Frau, „was moine Se au; wenn's zwische ons zwoi ernscht wird, ben i scho so frei ond sag' Saudackel."

*

Jan Kerk, der Gemüsemann, stammt aus dem Oldenburgischen und ist aus diesem Grunde ein Freund des rollenden R; er sagt nicht etwa „Brotrinde", sondern: „Brrrrrotrrrrinde". Jan Kerk hat seine eigenen Ansichten über das Leben im allgemeinen und den Verkauf von Gemüsen im besonderen.

Zieht er da mit Pferd und Gemüsewagen durch die Straßen der Stadt und ruft — genau nach jedem zwanzigsten Schritt: „Blum'kohl! Schön'n Blum'kohl!"

Frau Schmidt öffnet die Haustür, geht auf den Wagen zu und fragt: „Was kostet denn ein Kopf?"

Jan Kerk hält den Wagen an. „Köppe?" brummt er, „Köppe hab' ich nicht."

„Wieso?" sagt Frau Schmidt, „Sie haben doch Blumenkohl?"

„Nee", brummt Jan Kerk weiter, „Blum'kohl hab' ich nich. Ich hab' man bloß brrrrunen Kohl" (das ist das, was man außerhalb Nordwestdeutschlands mit Grünkohl zu bezeichnen pflegt).

„Aber Mann", ringt Frau Schmidt die Hände, „wenn Sie braunen Kohl zu verkaufen haben, warum rufen Sie denn ‚Blumenkohl' aus?"

„Tschä", sagt Jan Kerk, zeigt mit dem Peitschenstiel auf das Pferd und guckt Frau Schmidt eindringlich aus seinen blauen Augen an, „jedesmal, wenn ich Brrrrrrrunkohl ruf', bliwt mi doch dat Perd stehn!"

*

Ich hatte neulich bei einem Trauerfall den Hinterbliebenen meine Teilnahme schriftlich zum Ausdruck gebracht und erhielt zu meiner Erbauung bald darauf folgendes Dankschreiben: „Es ist sehr wohltuend, daß Sie an dem Leid, das unsere Familie betroffen hat, teilnehmen. Wir hoffen, es bietet sich uns bald eine Gelegenheit, um uns zu revanchieren."

*

Der Herr, der mir gegenüber saß, nippte bereits am dritten Glas Trollinger und begann infolgedessen gesprächig zu werden. Er setzte mir eingehend auseinander, wie es in dieser und in jener Hinsicht um ihn persönlich stehe und was er vor allem von seiner zukünftigen Frau erwarte. Ich staunte ein wenig; denn er machte ganz bestimmte Angaben über ihre Proportionen, über die Größe, die sie haben müsse, über ihre Taillenweite, usw. Sogar eine bestimmte Schuhnummer hielt er für äußerst wünschenswert.

„Sie scheinen an die Frau doch sehr große Ansprüche zu stellen", sagte ich bewundernd.

„O ja", nickte er und nahm einen kräftigen Schluck, „vor allem könnte eben eine mit einer derartigen Figur die Sachen von meiner ersten Frau auftragen!"

*

Fräulein X. ist ein sehr feinfühliges, ätherisches Wesen. Wenn Gäste da sind, kommt sie immer in große Verlegenheit, weil ihre Wohnung gar zu klein ist und die schöngeistige Unterhaltung, die sie über alles liebt, oft durch das Wasserrauschen von draußen gestört wird, das die zeitweilig Hinausgehenden verursachen. Sie setzt sich in solchen Momenten deshalb meist ans Klavier, um die Töne von draußen durch die Macht der Musik zu bannen. Diese Gewohnheit ist durch ihr Dienstmädchen im Haus bekannt geworden. Als nun eines Abends ein Musiker bei dem Fräulein zu Besuch war und dabei ziemlich ausdauernd das Klavier bearbeitete, spitzte der Mieter im oberen Stockwerk die Ohren und sagte schließlich zu seiner Gemahlin: „Du, ich glaub', da unte habe se Durchfall kriegt!"

*

Hias Klampfinger steht wieder einmal vor dem Richter. Der ermahnte den Hias: „Sie haben schon so oft wegen Diebstahls vor Gericht gestanden, daß es keinen Zweck hat, wenn Sie leugnen; also kürzen Sie die Sache ab, und gestehen Sie!"

Da wird der Hias aber fuchtig: „No schöner wär' nachher dös! Net stehlen soll ma, glei g'stehn soll ma aa, schließli valanga S' no, daß man sich freiwillig melden tuat!"

Wahre Geschichte

Dem reichen Huberbauer war die Frau gestorben. Er hat zwar gar nicht gut mit ihr gelebt, aber einen schönen Grabstein mit noch schönerem Spruch sollte sie haben, das verlangte schon sein Ansehen. Die Sprüche machte immer der Sepp, und so ging denn der Huber hin zum Sepp und sagte ihm, was er wünschte, und er sei auch kein Geizkragen, und wenn die Verse ihm gefallen täten, so solle der Sepp zehn Markln dafür haben, wären sie aber sehr schön, so sollten es zwanzig Markeln sein, würde er ihm aber so recht aus der Seele gesprochen haben, so solle er gern dreißig Mark dafür haben.

Nach einigen Tagen brachte der Sepp den Spruch, den er verfaßt hatte, und wartete bescheiden auf das Urteil des Huber. Der Spruch aber sah so aus:

An meine Amalia:

Wohl auch die stille Häuslichkeit
Ist höchsten Lobes wert.
Ihr dank ich diese schönste Zeit,
Und, wer die Tugend ehrt,
Auch sei er aus dem fernsten Land,
Mir, meinem Schmerz ist er verwandt!
Huber.

Der Huber las und war gerührt. Das sei ein sehr schöner Spruch, der gefiele ihm ausnehmend gut, und der Sepp habe nicht nur einen, sondern zwei Zehner redlich verdient. Dankend nahm der Sepp die beiden Zehner in Empfang, meinte aber, er würde die fehlenden zehn schon auch noch bekommen; der Huber solle nur den Spruch heut' abend in der Stube, wenn die letzten Strahlen der Sonne durchs Fenster fielen, recht sorgsam lesen. Das versprach er denn auch dem Sepp. Als es nun Abend werden wollte, nahm er das Blatt mit dem Spruch wieder vor, um ihn, verklärt durch die letzten Strahlen der Sonne, nochmals zu genießen.

Plötzlich aber schlug er mit der Faust auf den Tisch: Himmelkreuzsakkermentnochmal! Hat der Sepp doch die dreißig Markeln verdient! Und fast hätte er laut gelacht, als er nochmals genau hinsah: hatte doch der Sepp die Anfangsworte des Spruches mit anderer, schillernder Tinte geschrieben, sodaß sie allein im letzten Abendschein deutlich lesbar waren, und ganz klar stand da: Wohl Ist Ihr Und Auch Mir!

Kaltwassersport

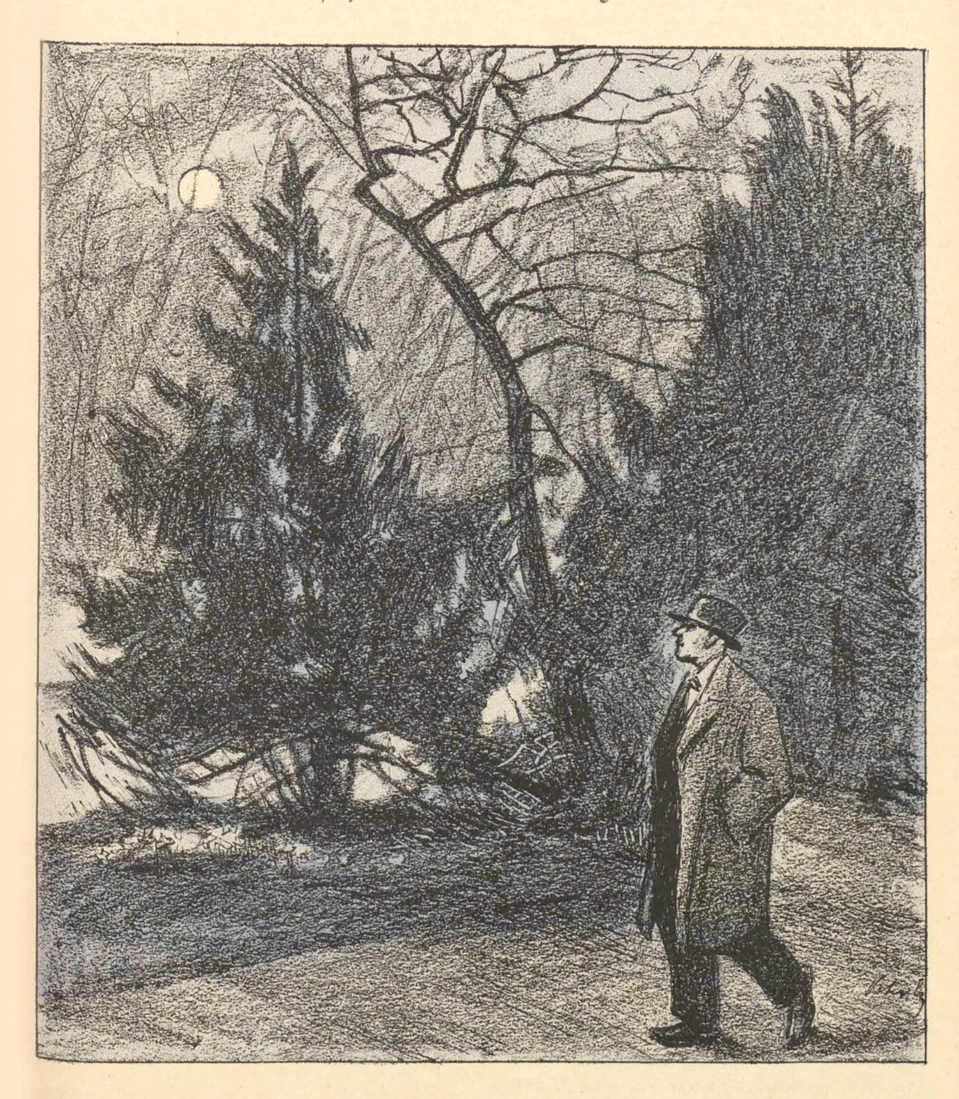
(R. Kriesch)



„Den Kanusport hab' ich mir auch aufregender vorgestellt, Kurt, bis jetzt sind wir zusammen nur ins Wasser gefallen!"

Rauschender Baumgarten

(Wilhelm Schulz)



In der Nacht, wenn du schläfst,
Schlafen die Bäume im Garten nicht.
Wenn du kämst und mich träfst,
Schlafen die Bäume im Garten nicht.

Unterm Licht, das dich streift,
Drängen die Kelche in Büscheln vor.
Um die Brust, hold gereift,
Drängen die Kelche in Büscheln vor.

Dir am Ohr, nun mir's lauscht,
Wehn die beweglichen Blätter mit.
Fern im Grund, wie vertauscht,
Wehn die beweglichen Blätter mit.

War's dein Schritt, der verklang?
War's dein Gruß, der verrauscht?
Uns am Mund wehn noch lang,
Wehn die beweglichen Blätter mit.

Georg von der Vring

Der Mann am Preßluftmeißel / Von Ludwig Beil

Gegenüber meiner Wohnung wird ein Haus abgerissen, um einem Neubau Platz zu machen. Ein Kran reckt sein dürres Eisengerippe hoch über den Schutt dieser Stätte, hoch über den Bretterzaun, der das Getöse kaum vermindert. Ein breiter Greifer mit Zähnen und Kiefern taucht in die Schuttschlucht, holt Reste umgesunkener Mauern, Mörtelbrocken, Bodengeröll mit einem einzigen Biß — die Krankette surrt die Ladung hoch und läßt sie, eine Staubwolke breit aushauchend, auf einen Wagen donnern. So ein einziges Eisenmaul voll genügt, und der Wagen ist über den Rand gefüllt. Die Pferde ziehen an, der Fuhrmann knallt mit der Peitsche, schreit Hott und Hüh, steil geht's den breiten Knüppeldamm hinan, der provisorisch durch eine Öffnung im Bretterzaun auf die Straße führt.

Die Preßluftmeißel! Sie hämmern und klirren den ganzen Tag, unausgesetzt. Mir ist am Nachmittag, als hätte man mir die Schädelnähte aufgemeißelt, Millimeter für Millimeter, mit klingenden Schlägen. Ich hätte ja, um ungestört schreiben zu können, in die Stadtbibliothek gehn können, aber dort ist nicht mein Raum, sind nicht meine Bücher; ich hätte mich in den Wald, an den Fluß begeben können, aber ich bin es gewohnt, in einem umschlossenen Raume zu arbeiten.

Wenn es sechs schlägt, bin ich erlöst: dann ist drüben Feierabend. Dann fällt von drüben die große Stille herein, die die Wände meines Gemaches mir jedesmal wunderbar zu weiten scheint. So war es bisher jeden Tag. Ich war mit dem Bauplatz versöhnt: eure Stunden sind für heute vorbei, so dachte ich mir, jetzt kommen die meinen. Ihr schließt die Tore eurer Arbeit, ich öffne die meinen.

Aber heute — die Feder glitt nach Einbruch der Stille beseligt über das Papier, eine Viertelstunde lang — da ging es drüben von neuem los: pingpingping, der Meißel! Ein einziger nur. Aber gerade der einzelne, die Unterbrechung der nach Feierabend gewohnten großen Stille — und ich war so schön im Zug...

Ich trete ans Fenster, sehe auf das umbretterte Schuttgeviert hinab. Der Kran steht groß und schwarz im Abendlicht, aber drüben, auf dem sonst verlassenen Gelände, steht ein Mann, rot im Gesicht, mit einer schrägen Mütze auf dem feuchten Schädel. Die sehnigen Arme halten den Meißel, die Hände flattern mit dem Geknatter auf und ab, der übrige Körper jedoch scheint fest wie aus Stein gefügt. Fünf Meter weiter oben steht der Wagen mit dem Benzinmotor und rattert und wackelt zornig auf seiner Federung, im Rhythmus der rasenden Explosionen. Aber der Mann steht fest in seinen Holzschuhen, auf die der Staub fortwährend niederrieselt.

Dem sollte man doch mal die Meinung sagen, ob der noch so spät nach Feierabend...! Ich gehe hinunter, quetsche mich zwischen zwei losen Planken durch und stolpere auf den Mann zu: „He! Sie da! He! Hören Sie!" Er hört mich nicht. Die zwei sind offenbar über mich einig, er und sein Motor — Ich kraxle wütend über Mauerbrocken, rostige Eisenträger und Lattenstücke: „Sie, Mann, hören Sie mal!" Ich stolpere näher, winke — er bemerkt mich erst, als ich vor ihm stehe und stellt erstaunt den Meißel ab. Die Ohren klingen mir noch nach, wie stumpf gemacht von dem vorhergegangenen Lärm.

„Was tun Sie denn hier?" fragt mich der Mann.

„Sagen Sie mal, müssen Sie denn jetzt noch hier Radau machen, ich denke, es ist schon längst Feierabend?"

„Was geht Sie das an? Scheren Sie sich vom Bauplatz weg, oder haben Sie nicht gelesen, daß sein Betreten durch Unbefugte verboten ist? Wenn der Meister kommt, können Sie was erleben!"

Ich versuche es mit Milde, zücke Zigaretten. Er greift dankend zu: „So, Sie wohnen hier gegenüber? Da versteh' ich's, gewiß. Sind noch mehr, die sich beklagen, aber die alten Kellergewölbe, die Sie hier sehen, sind so hart wie Eisen. Sprengen dürfen wir nicht, da bleibt uns nichts anderes übrig, als Stück für Stück loszumeißeln. Damit der Meister die Aufräumefrist innehalten kann, müssen eben Überstunden gemacht werden. Darf man fragen, was Sie arbeiten?" „Bin Schriftsteller."

„So? — Da haben Sie's ja leicht, jedenfalls leichter als unsereins. So ein bißchen schreiben..."

„Wie man's nimmt. Die Hauptsache macht bei Ihnen doch wohl die Maschine? Das hupst und zischt zwar ein bißchen unter Ihren Händen, aber Sie führen doch nur, die eigentliche Arbeit macht der Motor ja automatisch. Ich hab' Ihnen vorhin zugesehen, wie leicht das geht!"

„Meinen Sie?" Er nimmt die Zigarette aus dem Mund, er lacht und sieht schräg nach unten — ich merke, daß er meine Hände betrachtet: „Wenn das so leicht ist, probieren Sie's doch einmal!"

„Na, so ein paar Handgriffe müßten Sie mir erst mal zeigen", wage ich schüchtern vorzubringen und schiele mit ängstlicher „Kennerschaft" auf die eiserne Keule, die an seiner staubigen Weste lehnt.

„Gern. Zuerst stellen Sie das Dings mal grade vor sich hin. So! Dann schalten Sie am Griff die Preßluft ein: so! Nun immer hübsch senkrecht halten, wie ich's Ihnen zeige, die Beine gespreizt, sehen Sie..."

Der Meißel rattert unter seinen Fäusten, ruhig, unerschüttert steht sein Rumpf, nur die Arme vibrieren. „Ist ja furchtbar einfach", sage ich und verstehe im Getöse mein eigenes Wort nicht.

„Geben Sie mal her — — —"

„Hier..." Ich stelle mich in Position.

„Treten Sie aber nicht auf den Schlauch!"

„Den Deuwel werd' ich tun!"

Das Ding ist doch schwer. Wo ist die Schaltung? Hier... Taktaktak — großartig! Ich schwitze. Wovon eigentlich? Mein Hut fliegt vom Kopf, mein Kragen massiert mir den Hals — was ist denn mit mir los, warum kann ich das Ding nicht so festhalten wie er? Ich fliege vor, zurück, die Gegend schüttert mir vor den Augen, die zu tränen beginnen — nur die Schaltung nicht loslassen, als ob mir's zuviel würde! Warum bohrt sich die Meißelspitze nicht in den Boden, was tanzt und pendelt sie mir ständig zwischen den Fußspitzen herum, was läuft sie, was hüpft sie jetzt davon und zieht mich, dem alle Kleider fliegen, hinter sich her? Gräßlich, die eisern harte Vibrationsmassage in den Handgelenken — bin ich denn der Hampelmann dieses teuflischen Knatterrohrs geworden, das mit mir machen kann, was es will?! Es ist nicht mehr senkrecht zu kriegen, weiß der Kuckuck warum! Schritt für Schritt muß ich erbarmungslos hinterher — da, bums: es steht.

Ich stehe auch und sehe mich um wie ein Held: neben mir reibt sich dieser Mensch den Bauch vor Lachen. „Weiter, weiter!" ruft er mir zu. Ich drehe, schraube an der Preßluftschaltung — aus. Was ist denn los, der Motor da hinten pumpt doch noch, wenn auch ein bißchen röchelnd... Ich bücke mich mit dem Gesicht zum Meißel, nachzusehn, woran es fehlt — peng!!! krieg ich einen eisernen Schlag gegen das Kinn, daß mir ein Dutzend Glühlampen gleichzeitig aus den Augen spritzen — —

Ich hatte die ganze Zeit auf dem Luftzuführungsschlauch gestanden und nun beim Bücken den Fuß unwillkürlich beiseitegestellt. Wäre der Arbeiter nicht zugesprungen und hätte mir den Meißel aus den Händen gerissen, wäre er wohl noch Zeuge eines endgültigen Magenstoßes geworden; denn ich hatte in meiner Verzweiflung den selbstmörderischen Entschluß gefaßt, von neuem das tanzende Ungetüm dadurch zu beruhigen, daß ich mich mit dem Bauche meuchlings darüberlehnte. Ich zeigte ihm die geöffneten Hände: „Schwielen..." „Wie interessant...!"

„Wo ist denn hier der Ausgang?" frage ich noch völlig benommen. „Da drüben. Und vergessen Sie Ihren Hut nicht!" Mein Hühnerauge hat auch was abgekriegt, schmerzhaft humple ich davon. Tüchtig, so ein Meißel...

„Mann, du siehst ja so blaß aus!" empfängt mich meine Frau, „was ist denn mit dir los?" „Was soll denn los sein — gearbeitet habe ich!"

Aktuell von vorgestern

(Ferd. Spiegel)



Sonntagsphilosophie: „Von mir aus stammt der Mensch vom Aff'n ab. Aba den hätt' i gern g'sehg'n, der 's z'erscht g'merkt hat, daß er koa Aff nimmer is." (Aus dem alten „Simplicissimus", Jahrg. 1911)

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. I. Vj. 37. 20434. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Der Fachmann

(Erich Schilling)



„Wie wunderbar, diese warme Frühlingsnacht! Und spüren Sie nicht diesen herrlichen Duft?“ - „Gewiß, habe schon lange jemerkt, daß Gnädigste letzten Schlager der Parfümindustrie zu zwoundzwanzig Mark fünfzig verwenden!“

Der Sprachreiniger

(Eduard Thöny)



„Ich kann Ihnen sagen, das Gehell der Zerknalltreiblinge war so arg, daß ich am Hief nichts verstehen konnte!" — „Um's Himmels willen, was ist passiert?" — „Ich sage Ihnen ja, daß das Gehell der Zerknalltreiblinge so arg war, daß ich am Hief nichts verstehen konnte!" — „Verzeihen, der Herr Professor meint: der Lärm der Motoren war so arg, daß er am Telefon nichts verstehen konnte."

München, 30. Mai 1937
42. Jahrgang / Nummer 21

Reichsnährstands-Ausstellung

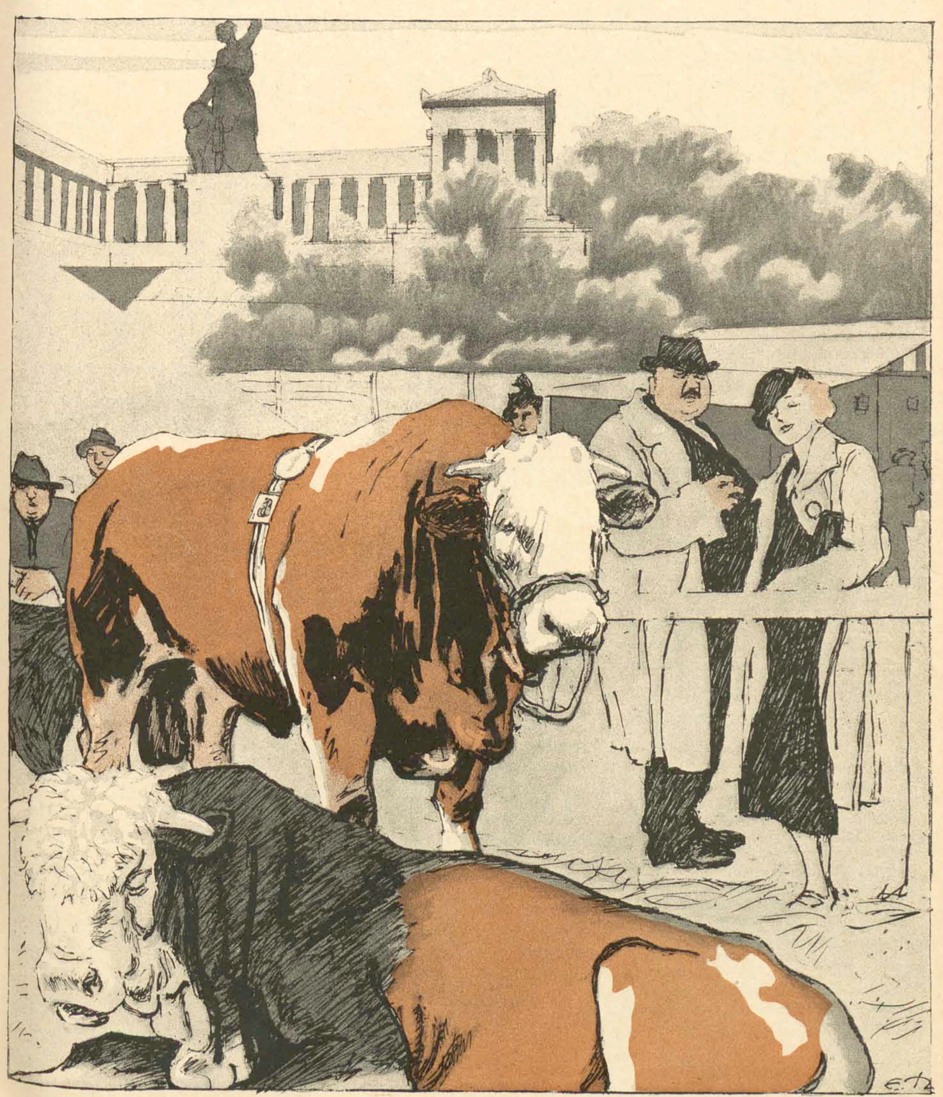
40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

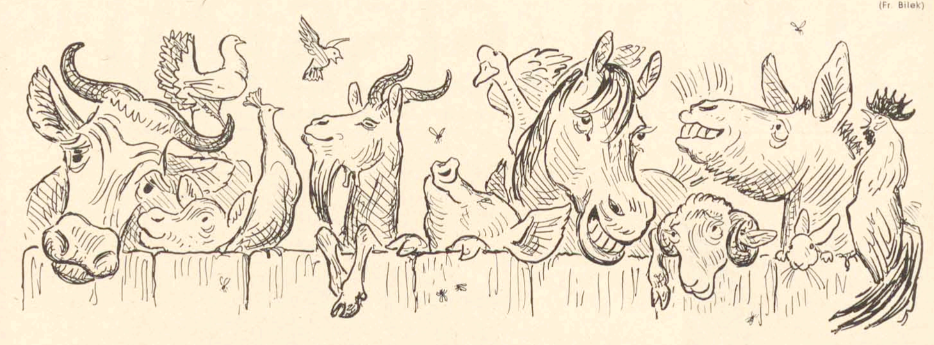
VERLAG KNORR & HIRTH G. M. B. H., MÜNCHEN

Zoologische Merkwürdigkeiten

(Eduard Thöny)



„Wird jetzt eigentli a jeder Stier a Ochs, wann er älter wird?" — „Du gell, i verbitt' mir die Anzüglichkeiten!"



Herr Landmann, seien Sie nicht böse!

Über die Entstehung der Landwirtschaft gibt es bei allen Völkern viele Sagen und Märchen, und bei den meisten haben sich die Götter und Göttinnen der obersten Rangklassen persönlich um die Schaffung des landwirtschaftlichen Betriebes bemüht und ihr lebhaftes Interesse der Lebensmittelversorgung zugewandt. Es ließ sich nämlich auf die Dauer nicht halten, daß die Rohkost so nebenbei von Baum und Halm gesammelt wurde. Diese Götter veranlaßten die Menschen zum rationellen Anbau von Rettichen und gelben Rüben, Schwarzwurzeln und Spinat, damit endlich einmal das Suchen und Graben nach eßbaren Wurzeln aufhörte, wobei kein Mensch im voraus wissen konnte, ob er die nötige Portion zum Abendessen zusammenbringen würde.

Dieser Schlamperei riefen die einschlägigen Gottheiten ein energisches Halt zu und machten sich dadurch um einen den Ackerbau rationell betreibenden Bauernstand aufs höchste verdient. Solches geschah bekanntermaßen schon lange vor dem Kriege, in grauester Vorzeit, Jahrhunderttausende vor Gründung des Bundes der Landwirte und der anderen Bauernvereine, die jetzt auch schon einer grauen Vorzeit angehören. Nein, wie die Zeit doch vergeht!

Die Landwirtschaft selbst hat sich über diese Dinge eigentlich niemals recht ausgesprochen, vielmehr taten das die Dichter, die Säen und Ernten, den Abtrieb von der Alm, den Tageslauf der Sennerin, den notwendigen und weidgerechten Abschuß des schmackhaften Wildbrets erbaulich und moralisch darstellten. Bis zur Erzeugung der Margarine sind sie allerdings nicht vorgedrungen, weil die Dichter überhaupt einem älteren Typ der Landwirtschaft anhängen.

Historisch ist noch zu bemerken, daß in verhältnismäßig neuerer Zeit sich der Landmann auch mit der Erzeugung der Sommerfrische beschäftigt, die die Städter dem Busen der Natur ungemein nahe gebracht und dem Dirndlkleid zu ungeahntem Erfolg verholfen hat. Geblümte und gewürfelte Stoffe zeugen sehr von der Naturverbundenheit und haben sich jetzt selbst in den weiblichen Kreisen des Nährstands durchgesetzt.

Auch die Ölmalerei ist heute ohne die Landwirtschaft gar nicht mehr zu denken. Nur den innigen Beziehungen zu Ackerbau und Viehzucht haben Bilder wie „Abendfrieden" und „Der Tag erwacht" und „Des Landmanns liebste Kuh" ihr Entstehen zu verdanken, und neben der Aktmalerei Vorwürfe zu markigen Charakterköpfen gegeben, die schon für billiges Geld in jedem einschlägigen Geschäft zu haben sind und den Segen der Landarbeit geradewegs über das Plüschsofa versetzen.

Woher aber die Sitte kommt, daß sich vergnügte Männergesellschaften gern Ansichtspostkarten mit karikaturistischen Darstellungen des Nährstandes schicken, ist noch nicht genügend erforscht. Besonders die Sennerin, die auf der Alm lebt, wo's bekanntlich koa Sünd' gibt, hat's ihnen angetan, und es dürfte darin die Sehnsucht der Stammtischler nach dem unverbildeten Naturkind spontan zum Ausdruck kommen. Das erste Zusammentreffen mit der Landwirtschaft haben die Städter schon in frühester Jugend, und allerlei Übungssätze von einem gewissen „Landmann", der es weit von sich weisen würde, irgendwelche Kenntnis von Roggen- und Kartoffelpreisen zu besitzen, standen in unserem Lesebuch. Dafür aber war er unendlich edel, wie eben nur so ein Lesebuchlandmann sein kann.

Früher diente der Landwirt dazu, als Ausdruck der Dummheit benutzt zu werden. Ha, was gab es da für Witzeleien, ihn beim ersten Anblick der Lokomotive, bei einer elektrischen Straßenbahn, einem Auto oder einem Radioapparat zu zeigen! Das dumme Bäuerlein mußte sich viel gefallen lassen. Jetzt hat sich das Blatt gewendet, und zugelassen ist nur das dumme Städterlein, das den Misthaufen nicht begreift und die anderen Geheimnisse der Landwirtschaft.

Die Vorsehung erhalte uns das dumme Städterlein, wir sind sonst aufgeschmissen. Wir brauchen dringend die gnädige Frau in der Sommerfrische, und das gnädige Fräulein im Kuhstall ist uns so lebenswichtig wie früher die Kuh im Porzellanladen.

In uns allen ist ein Landwirt verborgen, wenn er sich auch nur im Schnittlauchtopf vor dem Fenster äußert, ganz zu schweigen von den Kakteen, die uns reiche Mißernten ermöglichen und Fragen nach sachgemäßer Düngung.

Was grollt denn dort? Sind Sie es, lieber Landwirt, der aufgebracht ist über meinen Vergleich zwischen Schnittlauchtopf und wogendem Kornfeld? Nichts für ungut, lieber Ernährer; wischen Sie uns dummen Städterlein auch eine aus. Was dem einen sein Misthaufen, ist dem anderen seine Wasserspülung.

Foitzick

Rat für Lyriker

Von

Ratatöskr

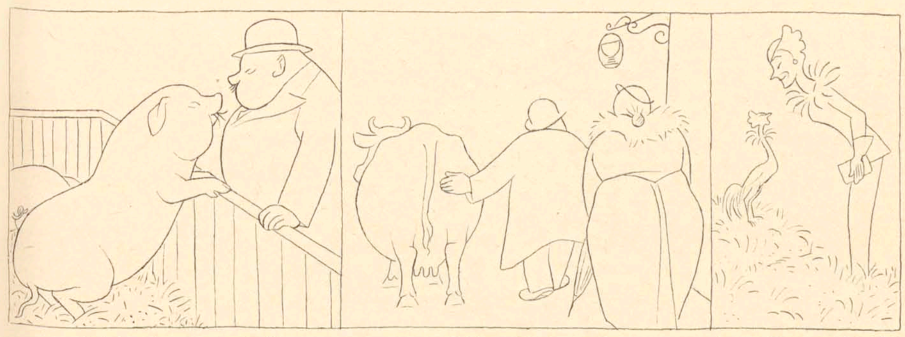
Auch der Dichter möge sich bestreben,
in die Landwirtschaft sich einzuleben,
weil sie wert ist, daß man sie besingt.
Aber hüte dich, beim Reimedrechseln
die Getreidesorten zu verwechseln,
was dem Kennerohre peinlich klingt.

Mohn und andrer Blumenflor des Kornes
sei für dich ein Gegenstand des Zornes,
während du ihn früher lieblich fandst;
wohingegen du in vollen Schüben
Blau- und Weißkraut und die Futterrüben
ohne Widerspruch beloben kannst.

Merk' dir in Beziehung auf die Tiere:
Ochsen sind nun einmal keine Stiere.
Erstre sind Platoniker von Fach.
Letztre stehn im Dienste der Verjüngung.
— Schließlich bietet auch das Thema Düngung
manchen hübschen Stoff . . . Dem sinne nach!

Dorf und Stadt

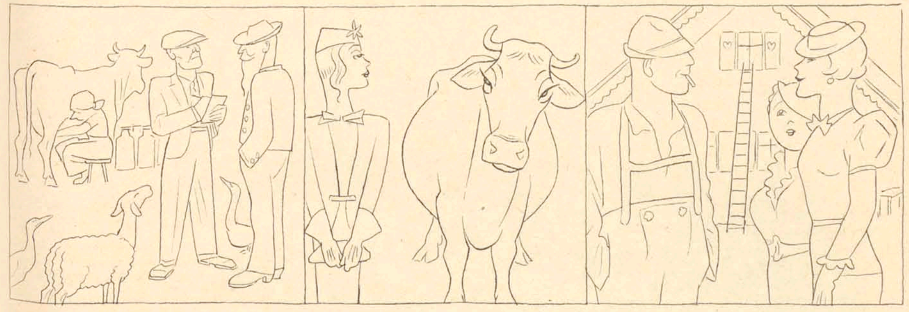
(Karl Arnold)



„Scho' saudumm, a so a Sau!"

„Geh' zua, Alte, jetzt geh'n ma dann zur Weinprobe!"

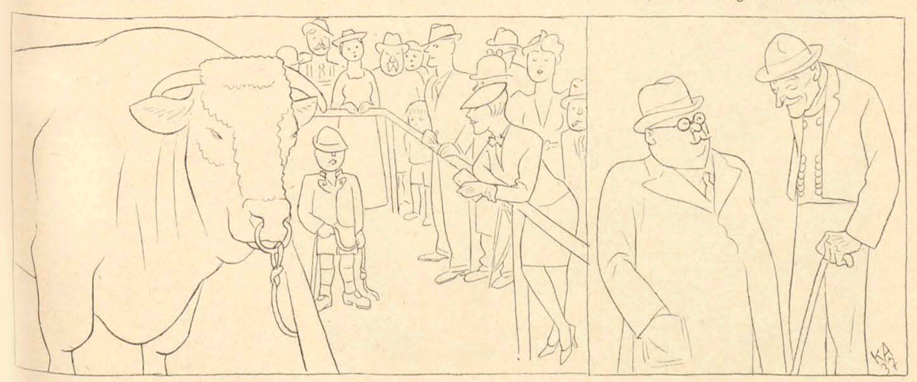
„Ja, was will denn 's Göckerle? Will 's Göckerle in d' Supp'n?"



„Well, aber Mister Eden sagt doch, Sie haben nicht Butter!" - „Von dieser Kundschaft ist mir nix bekannt, aba wenn 's b'stellt, wird's aa beliefert!"

„Diese herrlichen Augen sollte man haben, dann könnte man beim Film Karriere machen!"

„Wozu die Leiter, Herr Seppl? Ist ja doch 'ne Treppe im Haus!" — „D' Loata kunnt'n ma ja amol ausprobier'n, Freilein, aba für d' Folg'n kimm i fei net auf!"



„Sieh' mal, Fiffi, welch' stattliche Kuh!" - „Naa, Freilein, indem daß d' Kuah koa Euter hot, ist sie ein Stier!"

„Tja, ihr Bauern habt's jut! Gratis in da Sommafrische und ejal feste prima Fleisch, Butta, Eia, Jeflügel - watta wollt, habta!" - „Ko scho sei, daß 's mühsamer is, in da Stadt nach der Kart'n z' ess'n."

Nach dem Ausstellungsbesuch

(K. Heiligenstaedt)



„Kennt so ein Hahn eigentlich seine Hennen ganz genau?"
„Ach, weißt du, Trude, der wird sich auch nicht an alle erinnern!"

Briefwechsel zweng der Reichsnährstantzschau

Herausgegeben von Wugg Retzer

An Herrn Jozepf Filser juni
Erbhofbauer un Ekonom wohlgeborn
in Mintraching

Huglfing, dem 28ten Mai

Lihber Jozepf
Indem das ich vom Reischlschmuhser bedern erfahren habe, das du es in sin hasd und farsd auf Minga außi, wo diese reichs Närstantz Ausstellung ist, ergreife ich den federnhalter um dir dissen Brief zu schreiben. Lihber Jozepf, es schmärzt mich tieff, indemst du sovil Geld ferfarsd zweng nix un wieder Nix und reusesd in die Grosstatt hünein. Haber leuder, mein Geld is es gozeidang nicht un getz mich einen Dreg ahn. Lihber Jozepf, kenne selbs disse Statt wie noch barlamendarischer Folxverdretter wahr un sind disse lanwirtschaftlingen Ausstellungen nur eine Forspiegelung, das wir hüneinfarn und kost unser Geld. Lihber Jozepf, mus dich ermahnen, daß auf die Woche die rotte Loas faggelt und sollz du schon da sein und nichd in der Statt bei den Geldverbuzzen.
Lihber Jozepf, wahrum brauchz es das und halt man blözlich hintern Auswärts eine Ausstellung, wo die Bauern Ausstellung genigend haben bal die wismahd anfangt un das hei un überhaupz die rotte Loas bald faggelt, disses frage ich dich, lihber Jozepf, häde selbiges nichd erlaubt, wie noch selbs regirt habe als ein barlamendarischer Folxverdretter fon den heilingen Zendrum, wo wir um disse zeit schon in die Verihen gegangen sint und war genigend regirt. O wie fro waren wir um disse ruhe un das volk jauxte mid uns, wenn unser hochwirnigster her Bräsadent selig es angesungen had theo krazias kloriha in äxelinx theo. Disses haben wir gejauxt un dann bei dem Prinzregent zum mitag gegäsen bis nix mehr da wahr.
Lihber Jozepf, disse Ausstellung isd die folge von dem abgeschafften Barlamend und häden wir sie nichd genehmigt, wennz ihr das Zendrum fragen miszez. Haber leuder, und bisd du ein ganz ein Feinspiner, wo ich schon weis, wahrum das du in die Statt fars un vihleucht isd der Freiln Dorrodi wihder die behtstad zusamengeprochen. O wie werten deine Kinder weunen und der ihrige Fater is in der Statt bei einen schlächten Weib. Fui sage ich, disses isd abscheiling. Also fare nichd.
Disses wünscht dir mid grus von

Jozepf Filser
Ausnahmbauer un kgl. Abgeorneter a. D.

Bosd kribum. Fare nichd, indem das sie schon lang einen anternen had. Es grißt dich mid grus von deinem Jozepf.

*

An Herrn Jozef Filser sen
Ausnambauer wohlgeboren in Huglfing

Mintraching, dem 5. Juni

Lieber Ahndl
Indem daß ich deinen Brif erhalten habe und hat mich selbiger gefreit. Teile dir mit, daß ich samtdem auf die Ausstellung fare und villeicht mus ich auf Madeira hinfaren, daß er dir stingt? Dieses had sich aufgehärt, das mir der dumme Garneamt sind und ist auf dein Barlamend höflichs geschisen. Mit dem Freiln Dorate kanns dich einpagen lasen. Iberhaupz weist du gar nix. Für die Loas kan ich nicht faggeln, villeicht nimmst du dich drum an. Fon dem Zendrumsabgeorneten daad ich gar nix sagen, wist du ihn heraußhengen lasd, indem daß zwei davon sovil sint wie keine arische Grosmuter und ist dein Zendrum für mich hechstens eine Erbsünde.

Dieses wünscht dir mid Grus von
Joseph Filser.

Bs. Fare morgen auf die Ausstellung. Mid Grus.

*

An Herrn Jozepf Filser juni
Erbhofbauer und Ekonom wohlgeborn
in Mintraching

Huglfing, dem 6ten Juni

Lihber Jozepf.
Indem daß ich deinen Brif erhalten habe und teile dir mid, das mich selbiger gefreit hat. Balst du auf Mateira farst, muß du mir haber Bosd thun, das ich mid den selbigen Wilden fon Mateira tenken kahn, ho wie schön, tenken sich die Wilten, disses isd ja der Filser Jozepf fon Mintraching fon dem werten wir uns haber gleich ein hinternes Firtel anmachen in der Bröi. Da werten sie haber hoch beisen. Lihber Jozepf, das fon dem Freiln Dorrodi weis man schon gans genau, wo bei dir in der sohmer Frischen war in der Arn, un ich war bei dir für ein Kinzdeandl. Vileicht hasdu da auf die Nacht in die Menscherkamern gemust zum behtstadrichten, wo die Freiln durchgetrukt had?
Vileicht hasdu sie da mit ihrerner Hosen gesehen, mit der wo sie schlaft bei der nachd und in der frihe exiziert mid den Radio auf der Lahm, das ihrer Milchzeug frölich hübft, und disses isd gesunt? Lihber Jozepf, wennst du meinst, ich sehe nix, ich sehe schon, wo ein Mätchen ausschweiffent isd, ho ja.
Da brauchd man kein Barlamend, wo wir den Siz der Fleuscheslust stutieren mußten und haben uns haber entristet, so schwer es auch wahr, und dann das kuldus Bitscheh herabgesetz. Disse Fleuscheslust wahr gemalt un nur eine kinstlerische Ausschweiffung und haben wir unserne heilinge Keuschheid riskird zum Wol fon Volk un Vaderlant. Haber Du bisd kein dummer Garneamt nicht. Lihber Jozepf, Du has den Radio un das Heislbapier auf Rolln, daß dem Freilein ja nix abget. In dem Barlamend hat sogar inser hochwirnigster Her Bräsadent blos den Baierischen Kuhrir midgenomen und keine Rolln, samtdem das er dann wieder auf den hohen Bräsadentenstul gesesen isd zum regirn.
Lihber Jozepf, ich beschließe mein schreiben. Ich bin gesunt, was ich auch von Dir hofe.
Es grißt dich mid grus von deinem

Jozepf Filser
Ausnahmbauer un kgl. Abgeorneter a. D.

An Herrn Jozef Filser sen
Ausnambauer wohlgeboren in Huglfing

München, dem 6. Juni

Lieber Ahndl
Bin gut auf der Ausstellung angekomen. Die Ausstellung gefält mir sehr gud. Die Ausstellung ist sehr gros. Dem Zeislinger Hans sein Stier hat auf der Ausstellung einen Preiß bekomen. Balst du noch ein Hirn hast, fahrst du auch auf die Ausstellung.

Es grüßt dich mid grus von
Joseph Filser.

Bs. Das Bir ist gut auf der Ausstellung. Jede Maß wird schnel verdilgt. Dieses wünscht dir Joseph Filser.

*

An Herrn Jozepf Filser juni
Erbhofbauer un Ekonom wohlgeborn
in Mintraching

München, dem 10ten Juni

Lihber Freint und Jozepf
Bin gud auf der Ausstelung angekohmen. Bleibe noch einen Dag oder zwei. Das Bir isd gut, es mus gedrunken sein. Jah, bei Weihn und bei Bir, haber tapferne Baiern sinz wir. Und grus von Jozepf Filser, kgl. baierischer Ausnam.
P.S. Lieber Sepp! Bin auch da! Wir sind in toller Stimmung! Nur Sie gehen uns noch ab! Großvatl singt und jodelt! Von Zeit zu Zeit muß ich ihn auf die Hand hauen, sonst wird er frech. Jetzt möchte er schon wieder ein Bussl! Auf ein Wiedersehn bald im Urlaub freut sich Ihre Dorothee.

Aktuell von vorgestern

(Wilhelm Schulz)



Die Frau Konsistorialrat: „Was, zur Kuh wird der Stier geführt? Da haben Sie aber doch dafür gesorgt, daß das Jungvieh nicht dabei zusehen kann?“

(Aus dem „Simplicissimus“ Jahrg. 1911)

Agricola

Frei nach Tacitus' „Germania"

Von

Ludwig Thoma

Vor beinahe 1800 Jahren hat der berühmteste aller Geschichtsschreiber mit vielem Wohlwollen und ehrlicher Bewunderung unsere Vorfahren geschildert. Da es eine schöne und für die Nachwelt so wertvolle Aufgabe ist, situs gentium describere, Land und Leute zu beschreiben, so will ich versuchen, Sitten und Gebräuche der Nachkommen zu zeichnen. Aber nicht derer, welche untreu germanischer Sitte Städte bewohnen, sondern derer, welche ferne von ihnen die Felder bebauen. Daher auch der Titel der Schrift.

Die Ebene Germaniens vom Donaustrome bis zu den Alpen bewohnen die Bajuwaren. Ich halte sie für Ureinwohner dieses Landes, für „selbstgezügelte", wie sie in ihrer Sprache sich heißen. Fremden Einwanderern ist es schwer, sich mit ihnen zu vermischen. Gewiß ist, daß sie nie mit den Autochthonen verwechselt werden können.

Da sich dieses germanische Volk nicht durch Eheverbindungen mit fremden Nationen vermischt, bildet es einen eigenen, sich selbst gleichen Stamm. Daher auch der nämliche Körperbau bei dieser zahlreichen Menschenmasse, dieselben ungewöhnlich ausgebildeten Hände und Füße, dieselbe harte, widerstandsfähige Kopfbildung. Wie die Vorfahren, sind sie zu stürmischem Angriff tauglich und gerne bereit. Für Strapazen und Mühseligkeiten haben sie große Ausdauer, nur Durst können sie nicht ertragen.

Das Land ist verschieden gestaltet. Wälder wechseln mit Getreidefeldern, Höhenzüge mit großen Ebenen. In der Nähe der größten Ansiedlung erstreckt sich ein großes Moos; hier hat sich der Stamm am reinsten erhalten.

Die Bajuwaren haben viel Getreide und Vieh; doch herrscht über den Wert dieser Dinge jetzt großer Streit. Das Geld haben sie schätzen gelernt. Sie lieben nicht nur die alten, längst bekannten Sorten, sondern auch sämtliche neue. Das Hausgerät ist einfach. Besonders an den Gefäßen schätzen sie den Umfang höher, als kunstfertige Arbeit.

Waffen. Kriegswesen: Waffen hat dieses Volk vielerlei; doch wird auch hierin mehr auf Tauglichkeit als auf Schönheit gesehen. Sehr verbreitet ist die kurze Stoßwaffe, welche jeder Mannbare in einer Falte der Kleidung trägt; ihr Gebrauch ist aber nicht freigegeben, vielmehr sucht die herrschende Obrigkeit in den Besitz derselben zu gelangen. In diesem Falle ersetzt sie der Volksgenosse stets durch eine neue.

Als Wurfgeschoß dient ein irdener Krug mit Henkel, der ihn auch zum Hiebe tauglich erscheinen läßt. An ihren Zusammenkunftsorten sucht bei ausbrechendem Kampfe jeder möglichst viele dieser Gefäße zu ergreifen und schleudert sie dann ungemein weit. Die meisten Bajuwaren führen eine Art Speere oder in ihrer Sprache Heimtreiber aus dem heimischen Haselnußholze, ohne Spitze, biegsam und für den Gebrauch sehr handlich. Wo diese Waffen fehlen, sucht jeder solche, die ihm der Zufall bietet. Ja, es werden zu diesem Zwecke sogar die Hausgeräte, wie Tische und Bänke, ihrer Stützen beraubt. Beliebt sind auch die Bestandteile der Gartenumfriedung. Vor dem Beginne des Kampfes wird der Schlachtgesang erhoben. Es ist nicht, als ob Menschenkehlen, sondern der Kriegsgeist also sänge. Sie suchen hauptsächlich wilde Töne zu erzielen und schließen die Augen, als ob sie dadurch den Schall verstärken könnten. Sie kämpfen ohne überlegten Schlachtenplan; jeder an dem Platz, welchen er einnimmt. Der Schilde bedienen sie sich nicht. Als natürlicher Schutz gilt das Haupt, welches dem Angriffe des Gegners widersteht und den übrigen Körper schirmt. Manche bedienen sich desselben sogar zum Angriffe, wenn die übrigen Waffen versagen.

Der vornehmste Sporn zur Tapferkeit ist häufig die Anwesenheit der Familien und Sippschaften. Diese weilen in nächster Nähe ihrer Teuern und feuern sie mit ermunterndem Zurufe an. Die Schlacht beendet meist der Besitzer des Kampfplatzes, der hierzu eine auserlesene Schar befehligt.

Lebensweise im Frieden: Wenn sie nicht in den Krieg ziehen, kommen sie zu geselligen Trinkgelagen zusammen. Auch hier pflegen sie des Gesanges, der sich aber von dem Schlachtgeschrei wenig unterscheidet. Tag und Nacht durchzuzechen, gilt keinem als Schande. Versöhnung von Feinden, Abschluß von Eheverbindungen, der beliebte Tauschhandel mit Vieh und sogar die Wahl der Häuptlinge wird meist beim Becher beraten. Selten spricht einer allein, häufig alle zusammen.

Jeder legt ohne Rückhalt seine Meinung dar und hält daran fest. Bei Verschiedenheit der Meinung obsiegt der mächtige Schall der Stimme, nicht die Kraft der Gründe. Am meisten liebt dies einfache Volk die unbefangenen Scherze. Auch den anderen ist es nicht abgeneigt.

Der männlichen Jugend gilt als das höchste Fest die Wehrhaftmachung. Diese findet in den größeren Ansiedelungen statt, wo die Jünglinge in die Liste der Krieger eingetragen werden. Zu diesem Feste schmückt jeder die Kopfbedeckung mit wildem Gefieder. Die Gefolgschaft eines jeden Dorfes zieht dann mit furchterregendem Geschrei in die Stadt ein. Eine eigenartige Musik begleitet sie. Das Fest endet mit größeren Kämpfen. Denn ein stilles Leben liebt diese Nation nicht. Das Getränke der Bajuwaren ist ein brauner Saft aus Gerste und Hopfen. Häufig beklagen sie den schlechten Geschmack, niemals enthalten sie sich des Genusses. Ihre Kost ist einfach. Aus Mehl zubereitete Speisen nehmen sie in runder Form zu sich; die geringe Nährkraft ersetzen sie durch die große Menge. An einigen Tagen des Jahres essen sie geräuchertes Fleisch von Schweinen und beweisen hierbei geringe Mäßigkeit.

Prunkvolle Kleider tragen sie nicht. Auch sehen sie nicht darauf, daß diese die Formen schöner erscheinen lassen. Das Oberkleid des Mannes ist kurz und mit Münzen geziert. Das Unterkleid dagegen ist sehr lang, eng anliegend und reicht

bis an die Mitte der Brust. Meist ist es aus Leder gefertigt, schützt gegen Hitze und Kälte und ist dem Luftzuge unzugänglich. Das Kleid des Weibes besteht in übereinandergelegten Säcken und läßt über die Schönheit der Körperbildung im unklaren. So wenig wie auf die äußere Schmükkung legt dieses Volk auf die sonstige Pflege des Körpers übergroßes Gewicht. Bäder werden als weichlich verachtet. Die Seife ist selten. Der Gebrauch der Zahnbürste unbekannt.

Das Weib: Unähnlich hierin den Vorfahren, achtet dieses Volk den Rat der Weiber nicht und glaubt nicht an deren göttliches Wesen. Ihren Aussprüchen horchen sie nur ungern. Doch fehlt nicht alle Verehrung des Weibes. Zu den geselligen Zusammenkünften haben die Weiber Zutritt; ja, sie dürfen sogar mit den Männern aus einem Gefäße trinken. In dieser Gastfreundschaft herrscht eifriger Wettstreit. Auch tanzen die Jünglinge, welchen dies eine Lustbarkeit ist, mit ihnen umher. Bei dieser Ubung beweisen sie mehr Fertigkeit als Anmut.

Eigentümlich ist die Art, wie sie sich zum Tanze paaren, sie beweist die Oberherrschaft des Mannes. Der Jüngling, welcher eine Stammesjungfrau gewählt hat, stößt einen grellen Pfiff aus und winkt ihr befehlend mit der Hand. Häufig hört man auch bei diesen Lustbarkeiten plötzlich den Kriegsruf ertönen. Den Weibern gilt es als ehrenvoll, wenn um ihretwillen der Kampf entbrennt. So ist auch die Werbung um sie oft mit Gefahren verknüpft. Haß der anderen, nächtlicher Überfall und Heimscheitelung bedrohen den Jüngling, welcher einer Volksgenossin zuliebe die Gehöfte aufsucht und Mauern erklettert.

Das ist's, was ich im allgemeinen von dieses Germanenvolks Sitten erfahren habe.

(Entnommen den bei Albert Langen und Georg Müller in München erschienenen Werken Ludwig Thomas.)

Lieber Simplicissimus

Ein neuer Arzt kam ins Dorf. Er kam von Norddeutschland nach Bayern. In den ersten Tagen seines Aufenthalts wurde er zu einer Entbindung gerufen und machte sich unverzüglich auf die Beine. Er kam zu einem kleinen Bauernhof, wo schon der Bauer wartend an der Türe stand. „Ja, weil S 'nur grad da san, Herr Dokter, kemma S' no grod hintre und schaugn S', wia s' doliegt, d' arm Sau! Tat ma scho recht leid, wann s' verreckat!" Der Arzt folgte verdutzt dem Bauern und dachte, daß das wohl die bekannte derbe Art der Bayern sei. Doch wie ihn der Bauer in den Stall führte zu einem großen Mutterschwein, wurde ihm das Mißverständnis klar. „Aber, lieber Moosbauer, ich bin ja kein Tierarzt! Ich bin zu einer Entbindung gerufen worden." — „Ja so", sagte der Bauer, „da verstenga S' d' Sau freili net, da genga S' grad um a Haus weiter!"

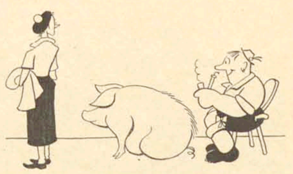
*

Ich kehrte im „Löwen" zu X. ein und kam neben einen sehr stattlichen Einheimischen zu sitzen. Der Mann verbreitete sich mit weitausholenden Gesten und mit einer raumfüllenden Stimme über eine ganze Reihe seiner Landsleute. Es fiel mir dabei auf, daß er im Grunde alle samt und sonders für recht „saudomme Kerle" hielt, und ich konnte mir deshalb nach einiger Zeit die Frage nicht verkneifen: „Wen halten Sie nun eigentlich für gescheit?"

Er sah mich zunächst mit großen Augen verwundert an, dann meinte er leichthin: „Ha, oin, wo Ansichte hot wia i!"

*

Fräulein Lydia war schon über vier Wochen auf dem Land. Aber trotz frischer Luft und kernhafter



(O. Nückel)

Kost war sie noch genau so spindeldürr wie vorher. Als sie eines Tages beim Bauern nebenan einen Blick in den Schweinestall warf, drückte der sehr schonend sein Mitgefühl aus, daß das Fräulein nicht zunehme und sagte: „Sie dürfen au froh sein, daß Se koi Sau send; sonst würd's jetzt scho heiße: ‚Des ischt au koi rechte!'"

*

Der Organist der kleinen Dorfkirche und der neue Pfarrer hatten sich noch nicht so recht aufeinander eingespielt. Entweder der Pfarrer trat zu früh aus der Sakristei oder der Organist hörte zu früh mit dem Spiel auf — jedenfalls bekam der Küster nun den Auftrag, dem Organisten durch Zeichen bekanntzumachen, daß der Pfarrer im Begriffe war, zu kommen. Einmal paßte der Organist aber wieder gar nicht auf: der Küster konnte winken und tun, was er wollte, er sah und hörte nichts an seiner Orgel. Dabei stand der Pfarrer schon hinter der Tür! So hielt sie der Küster denn in seiner Not mit beiden Händen zu und rief verzweifelt hinauf: „San S' bald ferti da drobn, nacha laß i 'n außer!"

Weinprobe

(R. Kriesch)



„Das ist ein Jahrgang, meine Damen, wenn Sie sich den hinlegen, der wird von Jahr zu Jahr feuriger!" — „Na, ich versteh' zwar vom Wein nichts, aber nach meinen Erfahrungen ist das sonst anders!"

Die drei Rebhendln

Von Karl Springenschmid

Ist einmal ein Bauer gewesen, der hat drei Rebhendln von der Jagd heimbracht. „Bäurin", hat er zu seinem Weib gesagt, „da sind drei Rebhendln. Die richtest jetzt recht schön her und bratest sie gut, eines gehört mein, eines dein, und das dritte gehört dem Pfarrer. Ich geh jetzt hinüber und lade den Pfarrer ein!"
Gut ist's. Die Bäurin putzt die drei Rebhendln fein sauber, schiebt die Pfann mit dem Butterknollen ins Bratrohr und legt dann die drei Rebhendln ein. Es hat nicht lange gedauert, so riecht es schon so fein aus dem Ofenrohr, daß der Bäurin das Wasser im Mund zusammenläuft. Alle Augenblicke macht sie das Rohr auf und zu, und wie die Rebhendln schon recht schön braun und knusperig herschauen, taucht sie den Finger in die Brüh und schleckt ihn ab. „Eins gehört ja sowieso mein", denkt die Bäurin, „das Fußerl da, das will ich probieren!" Aber so ein Fußerl ist ja gar nichts. Das ist kaum der Rede wert. So ist halt das Flügerl auch dazugekommen, und im Nu war das ganze Rebhendl verschwunden. Geschmeckt hat es ihr gut. Aber der rechte Appetit kommt halt erst beim Essen und daß an einem Rebhendl nicht viel dran ist, das weiß ein jeder. „Wenn einer richtig etwas haben wollt, müßt er drei Rebhendln essen!" So hat die Bäurin gedacht, und wie sie das fertig gedacht hatte, war sie schon beim zweiten, und dann ist das dritte an die Reih gekommen. So waren die drei Rebhendln weg und verschwunden.
Grad wie sie sich den Mund abwischt, hört sie jemand daherkommen. Sie schiebt schnell die Pfann in das Rohr zurück und macht die Ofentür zu. Es ist der Bauer.
„Sinds schon fertig?" fragt der Bauer und blinzelt selig auf das Ofentürl hin. „Der Pfarrer wird auch gleich kommen!"
„Bauer", sagt die Bäurin, „unsere Messer haben gar keine Schneid mehr. Wir müßten uns vor dem Pfarrer schämen. Geh zum Schleifstein, draußen im Stall steht er, und schleif die Messer richtig!"
Drauf nimmt der Bauer die Messer, geht in den Stall zum Schleifstein und fangt zu schleifen an.
Jetzt kommt der Pfarrer daher. „Ich bin halt so frei und . . .", sagte er.
Da schlagt die Bäurin die Hände über dem Kopf zusammen und schreit: „Um Gottes willen, Herr Pfarrer, machen Sie nur gleich, daß sie wegkommen. Der Bauer ist auf einmal ganz auseinander. Er sagt, er will Ihnen beide Ohren abschneiden. Da kommt er schon daher mit den geschliffenen Messern."
Springt der Herr Pfarrer auf und bei der Stube raus und davon.
„Bauer", sagt die Bäurin, „denk' dir, jetz ist der Pfarrer dahergekommen, hat die Rebhendln gepackt und ist auf und davon damit. Lauf, daß du ihn noch erwischst!"
Der Bauer hat gemeint, der Schlag müßt ihn treffen. Aber er ist doch aufgesprungen und dem Pfarrer nachgelaufen. „Pfarrer!" hat er gerufen, „so gebt mir doch wenigstens eins!"
„Nein", hat der Pfarrer zurückgeschrien, „ich kenn' dich schon, du möchtest zwei!", und ist schnell in sein Pfarrhaus hinein und hat die Türe zugesperrt.
So bringt oft jemand die Leute durcheinand und lacht sich dabei noch das Herz voll.

Aus Franken

Die Bawett und die Anna und die Ret dürfen mit dem Sonderzug nach München fahren zur Reichsnährstandausstellung. Aber sie sind ein wenig eitel, und ihre barchentenen Kleider gefallen ihnen auf einmal gar nicht mehr. Was tun? Die Mutter, ja, die hat schwere Seidenröcke, die könnte man schon ganz anders herumschwenken! Aber es ist sehr riskant, darum zu fragen; so läßt man's lieber bleiben und steigt heimlich zur oberen Kammer hinauf, wo die übrigen Federbetten hoch aufgestapelt sind und wo auch der Kleiderschrank der Mutter steht. Gerade hat eine jede probierenderweise sich einen der Röcke übergestülpt, da geht die Tür auf, und die Mutter steht da. Die Töchter erschrecken nicht wenig, und die Mutter kennt sich auch gleich aus: „Ihr Dunnerluader!" ruft sie, „meine schianen Klaader wollt ihr anziech'n? Und i? I soll mir wohl min Osch blow farb'n?"

Auseinanderquartiert

(Wilhelm Schulz)



„Entschuldigen S' scho, wo hot ma nacha in der Stadt d' Leiter?"

Eine gewichtige Persönlichkeit

(Erich Schilling)



„Gehören Sie auch zum Nährstand?" — „Nee, ick bin hier als ganz hervorragender Vertreter vom Verzehrstand!"

Wahre Geschichtchen

In das schwäbische Städtchen W. drang einstmals vor dem Krieg plötzlich die Kunde, daß dort unter Umständen ein kleiner Truppenteil stationiert werde. Der Bürgermeister, der dadurch sein geruhsames Leben bedroht sah, sträubte sich mit Händen und Füßen gegen diesen Plan und führte allerlei Gründe ins Feld, warum von ihm abgesehen werden müsse. Er zählte der Kommission, die dieserhalb eintraf, die Kosten auf, die der an und für sich verschuldeten Gemeinde entstehen würden; als das aber keinen großen Eindruck machte, spielte er seinen letzten Trumpf aus und sagte: „Außerdem wäre dann eine zweite Hebamme nötig!" Das Städtchen hat daraufhin keine Soldaten bekommen.

*

Der Götschlbauer von P. war dem Philipp sein guter Freund, und dem erzählte er im Vertrauen: „Neuli hab i mi mit meiner Altn wieda amal vohaklt. Is des Luada net faul und legt si acht Tag an Dachbod'n zum Schlaf'n aufi! Des hat aba mir nix ausg'macht. Wia sie nämli nach dene acht Tag' wieda zu mir in d' Schlafkammer kemma waar, hab glei i mi acht Tag' zum Schlafa an Dachbod'n aufig'legt!"

*

Der Kuttler war ein hagerer Kauz, der immer noch einschichtig lebte. Aber seit einiger Zeit hatte er sein Auge auf die Witwe Knörzle geworfen, deren schöne Güter ihm ins Auge stachen. Es scharwenzelten allerdings viele um sie herum, und er hatte so wenig Glück wie die andern. Ja, bei einem Vergleich mit ihrem stattlichen Verflossenen mußte gerade er sehr schlecht abschneiden. Aber er ließ nicht locker. „Bedenket doch", rief er eines Abends, als er sich mit ihr durchs Fenster unterhielt, „eine Witwe ist auf die Dauer wie ein Garten ohne Zaun!" „So sagt man", entgegnete sie schnippisch, „aber ihr wäret mir sogar zu einem Zaunpfahl zu dürr!" Sprach's und schlug's Fenster zu.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. I. Vj. 37. 20434. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Der schlagfertige Ansager

(Olaf Gulbransson)

Ein Hörbericht

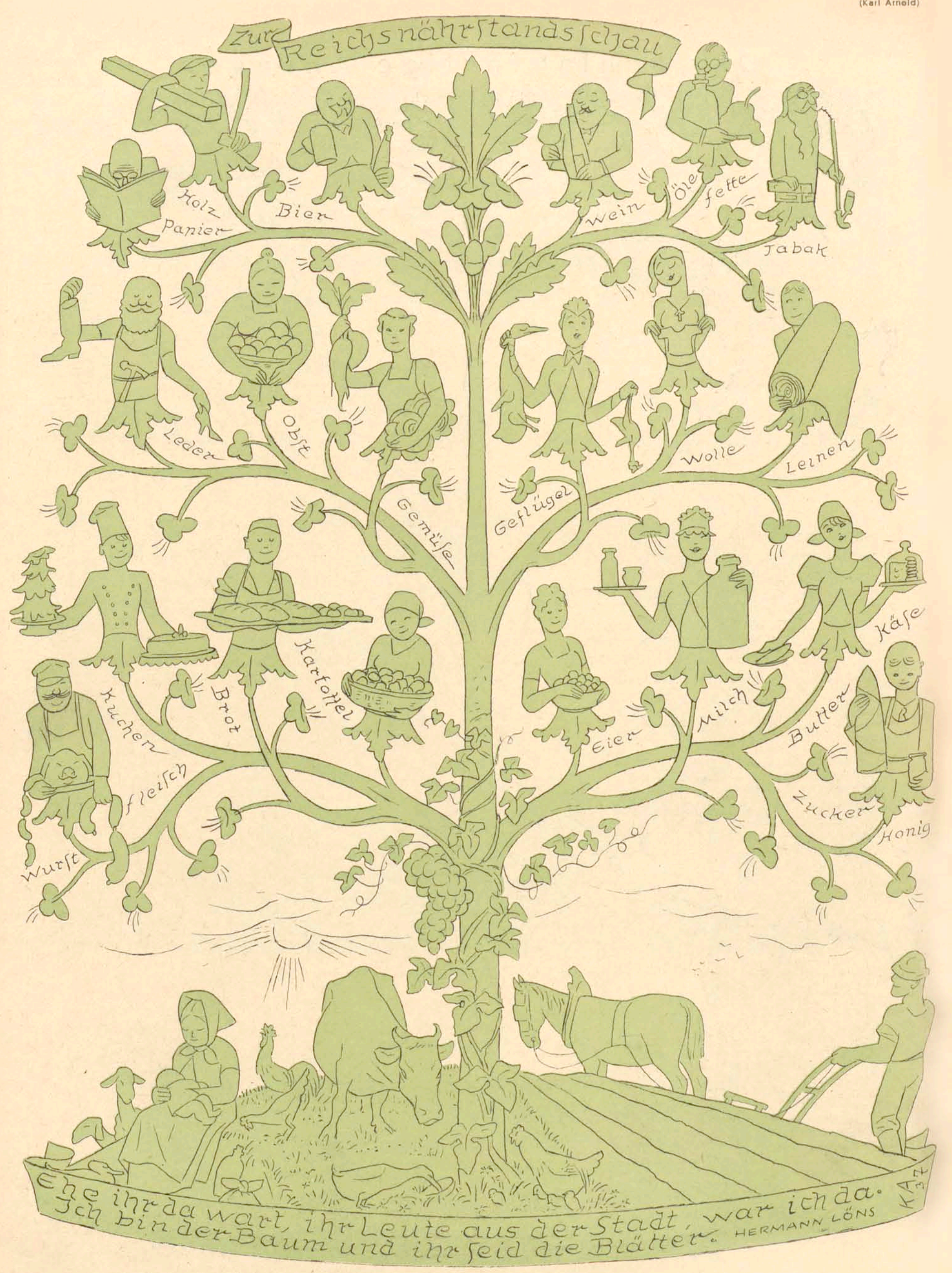
„Wir befinden uns mit unserem Mikrofon mitten in der Nährstand-Ausstellung . . .

Sie hören das prächtige Gebrüll der stolzen Rinder, die nun prämiiert werden!“

„— — — — — — — — — — —“

„Was Sie soeben hörten, war das Beifallklatschen der begeisterten Zuschauer . . .“

(Karl Arnold)


Zur Reichsnährstandsschau
Holz
Papier
Bier
Wein
Öle
Fette
Tabak
Leder
Obst
Gemüse
Geflügel
Wolle
Leinen
Kuchen
Brot
Kartoffel
Eier
Milch
Butter
Käse
Wurst
Fleisch
Zucker
Honig
Ehe ihr da wart, ihr Leute aus der Stadt, war ich da.
Ich bin der Baum und ihr seid die Blätter. HERMANN LÖNS
KA 37

München, 6. Juni 1937
42. Jahrgang / Nummer 22

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Antike Figuren, in Marmor und Fleisch

(Karl Arnold)



„Daß man so unvollständige Sachen ausstellt!" — „Aber Amalie, ein Torso ist eben kein Fertigfabrikat!"

Anerkennung

(Eduard Thöny)



„Sehen Sie, Jean, ich habe es immer gesagt: wenn Sie sich ordentlich anstrengen, verdiene ich hunderttausend Francs!"

Die Sache mit dem Spargel

Vergißmeinnicht, Veilchen und Spargel streut der Lenz in unser Poesiealbum, aber von diesen dreien ist der Spargel erst ziemlich spät auf den bürgerlichen Mittagstisch und in die Dichtkunst geraten. Von seiner Benutzung an diesem sei hier die Schreibe. Mit dem Spargel ist es nämlich nicht so leicht.

Nehmen wir z. B. an, ich sei beim König von England zum Mittagessen eingeladen und es gäbe da, wie bei fast allen anderen Einladungen auch, jetzt Spargel. Die Königin würde da vielleicht sagen: „Langen Sie ordentlich zu, Herr F.", natürlich auf englisch, und ich würde wohl antworten: „Meine Majestät, ich esse zwar Spargel besonders gern, aber ich muß gestehen, daß ich etwas ängstlich bin; denn ich bin nicht darüber unterrichtet, wie man in Ihrem Hofhalt Spargel zu essen pflegt." Ich hätte auch den Ausweg, mich durch einen Seitenblick davon zu überzeugen, um keinen Fehler zu begehen, wie man dort zu Lande sich dem Spargel naht.

Da gibt's nämlich viele Methoden, und ich habe schon mutige Männer gesehen, die sich mit Messer und Gabel, gleichsam mit Feuer und Schwert, über die Stangen warfen und sie mit kühnen Hieben zerteilten. Dies aber gilt jetzt allgemein als unfein und zeugt von keiner feinen Kinderstube mit Nebengelaß. Der heutige Spargelesser hat sich überhaupt des Messers zu enthalten, so wie jeder anderen Stahlwaffe; denn es heißt, diese schade der jungfräulichen Zartheit des Frühgemüses. Es ist mir aber immer ein Geheimnis geblieben, wie Gärtner oder Köchin das zarte Pflänzchen überwältigen. Vielleicht gehen sie ihm mit Kunstharz zuleibe?

Na schön, also das Messer lassen wir beiseite. Jetzt steht uns noch die Gabel zur Verfügung, aber nur wirklich akrobatisch begabte Naturen können die wippenden Stangen sicher zu Munde führen; es erfordert wahre Meisterleistungen an Geschicklichkeit, wobei allerlei Stützungsaktionen kaum zu vermeiden sein werden.

Der Feinschmecker jedoch hat den Spargel mit den Fingern zu essen, lautet das Gesetz, zwar nicht ganz so, wie Heinrich VIII. von England im Film es mit Geflügel tut. Noch immer hat sich die Sitte, eventuell auftretende Reste mit einem Schwung hinterwärts zu schleudern, bei den Spargelessern nicht durchgesetzt. Die eben erwähnte Methode der Handhabung setzt natürlich tadellos gereinigte Hände voraus, aber die hat man ja sowieso, nicht wahr?

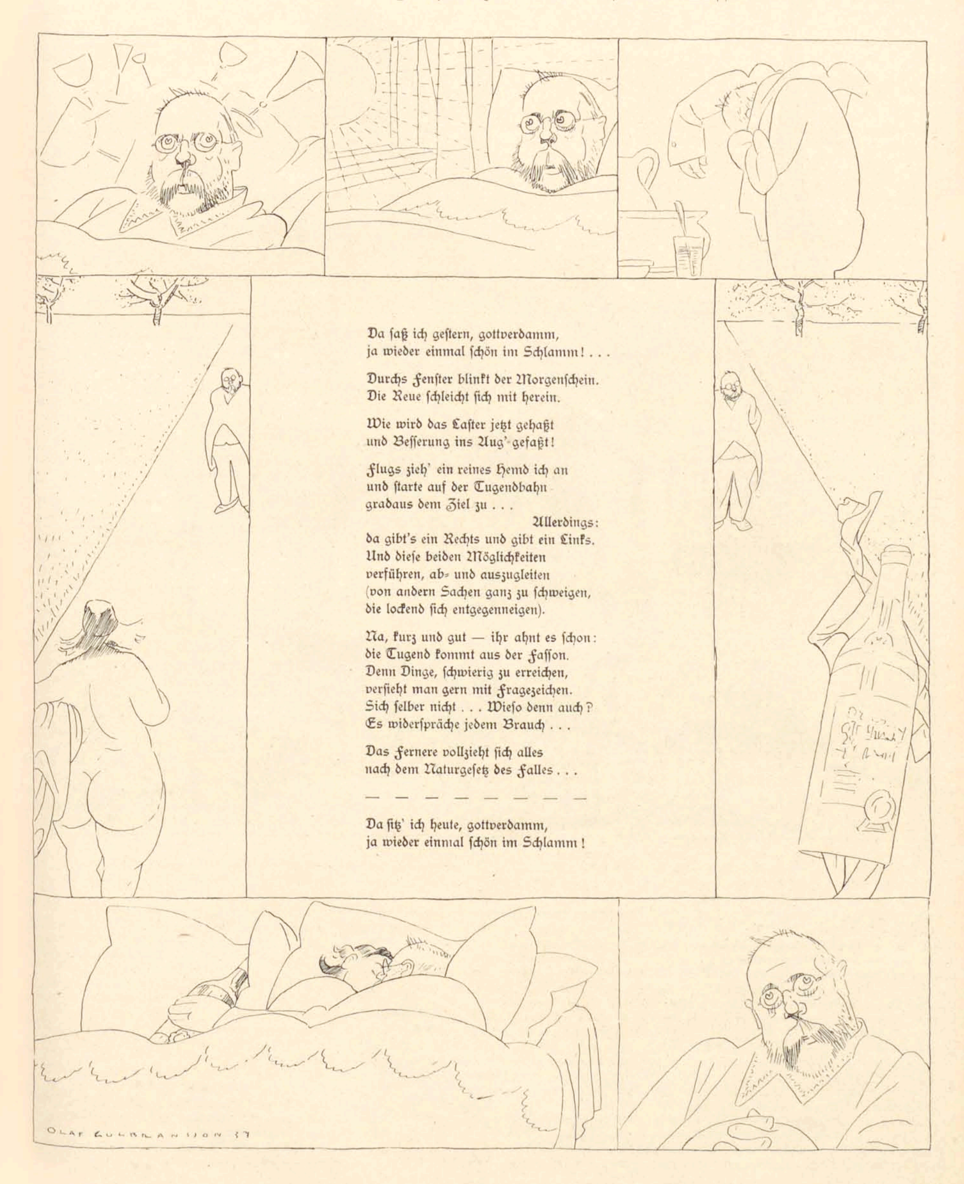
Der Spargelesser muß sich weltanschaulich ein wenig umstellen. Ich weiß, auch Sie haben sich von Kindheit an daran gewöhnt, den besten Bissen vom Kuchen bis zuletzt aufzusparen; denn nach des Erdenwallens Mühsal kommt die ewige Seligkeit. Beim Spargel dagegen kommt erst der süße Kopf und dann ganz allmählich das mehr oder minder bittere Ende. Ich gebe zu, das ist störend, aber es ist der sonst so eifrigen Landwirtschaft noch nicht gelungen, Spargel zu züchten, die den Kopf unten haben. Wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben, denn Bohnen ohne Fäden und Apfelsinen ohne Kerne, sind ihr ja schon gelungen.

So, nun kommt das Einführen der Spargelstange in den Mund. Wenn der Spargel sehr weich ist, muß man dabei die Stellung eines Degenschluckers einnehmen, der das gefährliche Instrument vorsichtig von oben in die Speiseröhre gleiten läßt. Bei härteren Stangen tut man sich schon bedeutend leichter.

Nach meiner Erfahrung wird bei dieser Leistungsprüfung die zerlassene Butter, nach dem Gravitationsgesetz gezwungen, ihren Weg zum Mittelpunkt der Erde zu suchen. Zwischen diesem Mittelpunkt und dem Spargel aber hat die Weltordnung uns hindernd gesetzt. So kommt es, daß die gute zerlassene Butter, um diesen Weg zu verkürzen, nicht ungern im Rockärmel landet. So rufe ich denn: wann kommt endlich der Gummiärmel zum Spargelessen und die Gummischürze, die unsere ganze Vorderseite schützt? Foitzick

Immer wieder

Von Ratatöskr / Zeichnungen von Olaf Gulbransson



Da saß ich gestern, gottverdamm,
ja wieder einmal schön im Schlamm! . . .

Durchs Fenster blinkt der Morgenschein.
Die Reue schleicht sich mit herein.

Wie wird das Laster jetzt gehaßt
und Besserung ins Aug'-gefaßt!

Flugs zieh' ein reines Hemd ich an
und starte auf der Tugendbahn
gradaus dem Ziel zu . . .
Allerdings:
da gibt's ein Rechts und gibt ein Links.
Und diese beiden Möglichkeiten
verführen, ab- und auszugleiten
(von andern Sachen ganz zu schweigen,
die lockend sich entgegenneigen).

Na, kurz und gut — ihr ahnt es schon:
die Tugend kommt aus der Fasson.
Denn Dinge, schwierig zu erreichen,
versieht man gern mit Fragezeichen.
Sich selber nicht . . . Wieso denn auch?
Es widerspräche jedem Brauch . . .

Das Fernere vollzieht sich alles
nach dem Naturgesetz des Falles . . .

— — — — — — — — —

Da sitz' ich heute, gottverdamm,
ja wieder einmal schön im Schlamm!

Fränkisches Städtchen

(Wilhelm Schulz)



Das standhafte Liebespaar

Nach vierstündiger Seefahrt strebte die gesamte Reisegesellschaft im Eilschritt den Quartieren zu. Jeder tat sein bestes, um die Verteilung der Zimmer zu beschleunigen, damit das Abendessen aufgetragen werden konnte; denn seefahren macht hungrig. Nur ausgerechnet in unserem Hotel klappte es nicht.

Es ergab sich, daß eine einzelne Person in einem Doppelzimmer untergebracht werden mußte, und das war dem Wirt gar nicht recht.

Er wollte, geschäftstüchtig wie er war, zwei „Einzelpersonen" in einem Doppelzimmer unterbringen. Zielsicher blickte er reihum und erspähte ein Liebespaar, das zärtlich nahe beieinander stand. „Wollen Sie nicht das Doppelzimmer nehmen? Ein Doppelzimmer ist noch frei!" bot er an.

Der junge Mann zögerte ein wenig mit der Antwort. Aber das Mädchen schüttelte den Kopf: „Nein, nein, das möchte ich nicht!"

„Ja, du lieber Gott", sagte der Wirt, „Sie möchten es nicht — aber was ist mit meinem Zimmer?" Und er war derb genug, zu fragen: „Warum möchten Sie denn nicht?"

„Weil ich —" das Mädchen wurde rot, und die übrige Reisegesellschaft schmunzelte, „weil ich nicht schlafen kann, wenn ich nicht allein bin!"

Und ehe der Wirt noch mehr Verwirrungen anrichten konnte, sagte der junge Mann: „Was denken Sie eigentlich, Herr Wirt?"

Der Wirt spielte plötzlich den Dummen: „Ja, sind Sie denn nicht verheiratet?"

„Nein!"

„Aber doch verlobt?"

„Nein, verlobt sind wir auch nicht!"

„Na, aber doch gut befreundet?"

„Nein!" brüllte der junge Mann.

Das Mädchen wurde immer röter, nicht wissend, daß es diesen Komparativ eigentlich gar nicht gibt.

Der Wirt gab's auf. So was verrücktes hatte er noch nicht erlebt. Da war Hopfen und Malz verloren. „Soso", sagte er, „dann sind Sie also nur miteinander bekannt. Nee — dann geht es eben nicht! Dann muß ich auf das eine Zimmer wohl reineweg verzichten!"

Er lächelte traurig und ließ Bratkartoffeln und Spiegeleier auftragen.

Beim Essen sagte der junge Mann leise zu dem Mädchen: „Ein taktloser Mensch, dieser Wirt..."

„Ja", sagte die Liebliche, „er hätte uns das schließlich auch allein sagen können — und nicht vor der versammelten Reisegesellschaft!" H. N.

Rein erfunden...

Von

Sir John Squire

„Die Personen dieses Buches sind rein erfunden." Wie oft liest man nicht in modernen englischen Romanen diese oder eine ähnlich lautende Vorbemerkung als Rückversicherung gegen etwaige Beleidigungsansprüche! Philipp Bliß war fertig mit seinem neuen Roman. Es war, wie er sich schmeichelte, ein Bild der Londoner Gesellschaft, achtzehn Jahre nach dem Kriege und er hatte alles vermieden, um irgendeinen „Kreis" auf die fixe Idee kommen zu lassen, die Gestalten seien ihm entnommen. Eins jedoch beunruhigte ihn. Und zwar war es dies: hatte er die eine seiner Gestalten hinreichend verändert? Einen Mann, Simpson, hatte er rundweg dem Leben abgezeichnet: es war ein unerquicklicher Mensch, der zwei verschiedene Liebschaften mit den Frauen zweier seiner Freunde unterhielt — oder so wenigstens hatte Bliß schlau gemutmaßt.

Diesen Mann, mit seinem in Brown verwandelten Namen, hatte er zur Hauptgestalt seines neuen Buches gemacht und die Verkettung zum Mittelpunkt. Jedes Erkennen der Personengleichheit bedeutete hier offenkundig eine Gefahr; also setzte Bliß, nachdem seine Arbeit beendet war, sich noch einmal hin, um „Simpson" spurlos in der Versenkung verschwinden zu lassen.

Simpson war in Wirklichkeit blond, blaß, glattrasiert, schlank und mager. Der Mann (Brown) im Buch wurde betont dunkelhaarig, rotwangig, beschnurrbartet, groß und stämmig. Simpsons Stimme war dünn und quiekend; in dem Buch wurde sie dunkel und dröhnend. Simpson war ein Mann mit Privatvermögen, Sohn eines Wollmagnaten; als Brown verwandelte er sich zum Börsenmakler. Simpson war in einer Privatschule und auf der Universität gewesen; in seiner neuen Gestalt baute er nach dem Besuch einer Presse in Southend aus eigener Kraft das Leben auf. Simpson war Stammgast im Ritz; Brown speiste täglich (wie das auch Bliß selber tat) im Savoy-Grill. Simpsons Eltern lebten; Brown hatte seine Eltern schon verloren. Nachdem Bliß die letzte Fassung seiner Simpson-Brown-Kapitel noch einmal sorgfältig auf alle Möglichkeiten einer Identifizierung durchgesehen hatte, kam er zuletzt mit einem Lächeln der Befriedigung zu dem Ergebnis, kein Mensch auf Gottes Erde könne mit irgendwelchem Recht Brown und Simpson gleichsetzen...

Das Buch erschien. Es war ein großer Erfolg. In vielen Buchläden war — wenn auch das eine Schaufenster noch immer restlos mit den Romanen von J. B. Priestley angefüllt war — das andere mit ebenso achtunggebietenden Stößen von Bliß dekoriert.

Eines Morgens, einen Monat nach Erscheinen des Buches, saß Bliß oben in seinem Wohn-, Schlaf- und Studierzimmer und versuchte an einem Theaterstück zu arbeiten, träumte aber in Wirklichkeit von Ferien am Meer — als sein Diener, der ein sehr bestürztes Gesicht machte, mit der Meldung erschien: ein Herr wünsche ihn zu sprechen.

„Wer ist es, und was will er?" fragte Bliß.

Der Diener, rot und erhitzt, befand sich offenbar in Schwierigkeiten. „Er sagte, er heiße Brown, gnädiger Herr, und Sie würden schon wissen, warum er gekommen sei."

„Aber haben Sie ihm nicht gesagt, daß ich am Vormittag nie zu sprechen bin, außer auf Verabredung?"

„Doch, gnädiger Herr; er drängte sich aber herein, knallte die Türe hinter sich zu und..."

„Nun, Parker, und was?"

„Verzeihung, gnädiger Herr, aber er sagte, wenn ich ihn nicht anmelden würde, würde er selber heraufkommen... und er drohte mir, gnädiger Herr."

Bliß hatte keine Ahnung, was das bedeuten sollte; aber sein Herz, das wußte, was Herzen oft wissen, wenn das Hirn versagt, stand still und begann dann schmerzhaft zu pochen. Gläubiger hatte er im Augenblick keine; Feinde hatte er sich bemüht, sich keine zu machen. War der Kerl ein Geisteskranker oder ein Erpresser mit einer peinlichen, wenn auch falschen Beschuldigung? Er konnte es sich einfach nicht erklären. Die feigere Seite in ihm riet ihm, den Diener hinunterzuschicken, ihn die Sache ausbaden zu lassen und die Türe abzuriegeln; aber der Stolz befahl anders, und er sagte: „Na schön, Parker, bringen Sie ihn herauf."

In das Zimmer trat, während sich die Türe wieder schloß, ein riesenhafter Mann mit rotem Gesicht, dickem Kavalleristenschnurrbart und einer Figur wie ein pralles Kissen in dunklem Überzieher. Er blieb stehen und sah sich mit durchdringendem Blick um: „Na?" sagte er mit einer tiefen, scharfen, schnarrenden und etwas näselnden Stimme.

„Ich verstehe nicht recht, was Sie wünschen", erwiderte Bliß, bestürzt die Stirne runzelnd.

„Oho! Also Sie wissen nicht, was ich will? Ich bin imstande, Ihnen Ihr verdammtes Hälschen umzudrehen!"

„Ich kann mir nicht vorstellen, was Sie eigentlich wünschen", sagte Bliß gereizt. Seine rechte Hand tastete nach dem kleinen Tisch neben dem Kamin. Jawohl, hier hatte er das Stilett; normalerweise wurde es als Brieföffner gebraucht, aber...

„Weg damit!" schnauzte der Fremde, riß einen Revolver aus der Tasche und richtete ihn auf Bliß. Der Dolch rasselte zu Boden.

„Nun sagen Sie einmal, Sie elender kleiner Schmierfink", bemerkte der Besucher, indem er mit vorgeschobener Unterlippe und geballten Fäusten auf Bliß zutrat, während Bliß zurückwich, bis der Kamin weiteres Zurückweichen verbot: „Was zum Teufel fällt Ihnen eigentlich ein? Das ist alles, was ich wissen will; wen zur Hölle glauben Sie, daß Sie vor sich haben?!"

Bliß sah ihn voller Entsetzen an. „Ich kann mir nicht vorstellen, wovon Sie sprechen", sagte er. „Ich habe Sie nie vorher in meinem Leben gesehen. Sie müssen mich mit jemand anderem verwechseln."

„Sie schmutziger kleiner Filz", sagte der Fremde, „glauben Sie wirklich, daß Sie damit auskommen können? Sie sind also nicht Herr Bliß? Sie haben also nicht diesen verflixten blöden Roman geschrieben, den ich hier habe?" Damit zog er aus seiner Tasche ein Exemplar des „Dreiecks" hervor und knallte es auf ein Tischchen, welches umstürzte.

„Freilich bin ich Philipp Bliß", wimmerte der Schriftsteller, „und natürlich habe ich den Roman geschrieben, aber ich sehe nicht ein, was in aller Welt das mit Ihnen zu tun hat oder warum Sie hier herkommen sollten, um mir Drohungen an den Kopf zu werfen."

„Etwas Besseres als Drohungen!" hohnlächelte Herr Brown. „Mein Gott, Sie erbärmliche kleine Viper, ich habe nicht übel Lust, Sie zu erwürgen, und täte das auch, glaubte ich nicht, daß es einen besseren Weg gäbe, Sie zu bestrafen. Sie haben also die Unverschämtheit, zu behaupten, Sie hätten mich nie gesehen. Als nächstes werden Sie wahrscheinlich sagen, Sie hätten nie im Savoy-Grill zu Mittag gegessen!"

„Das keineswegs", sagte Bliß, „denn ich gehe dort fast jeden Tag hin."

„Gott sei Dank, wenigstens ein Gran Wahrheit", sagte Brown. „Und vielleicht geruhen Sie als nächstes zuzugeben, daß Sie mich dort, Tag für Tag, am Nebentisch gesehen haben?"

„Das habe ich gewiß nicht", entgegnete der Schriftsteller.

„Und Sie haben mich dort nie mit Frau Green und Frau Hargrave beobachtet, denen Sie jetzt Schwierigkeiten eingebrockt haben, ohne daß die Damen die geringste Schuld träfe?"

Bliß schaute völlig verständnislos drein. „Ich kann mir einfach nicht denken", sagte er, „von was Sie reden."

„Oh, Sie können nicht, können es also nicht...?" bemerkte Brown. „Und ich vermute, Sie können sich nicht vorstellen, warum ein Mann etwas dagegen haben sollte, daß sein Name, sein Äußeres, seine Stimme, Beruf, Anschauungen und Privatleben in einem eurer schmierigen modernen Romane hinausposaunt werden sollten?! Sie können sich nicht vorstellen, daß ein Philister wie ich je dahinter kommen würde. Können sich nicht vorstellen, warum die mir befreundeten Damen etwas dagegen haben, wenn Sie sie mit Ihrem Schleim beschlabbern. Nun, Sie plundriger Herr Bliß, ich werde Sie vom Gegenteil überzeugen!" Brown reckte sein Gesicht in das des zurückfahrenden Bliß, machte eine Bewegung, als wolle er ihn schlagen, besann sich aber dann eines besseren, lächelte sauer, gab einem zufällig im Wege stehenden Tischchen, das mit im Laufe vieler Jahre gesammelten chinesischen Fayencen bedeckt war, im Vorbeigehen einen erfolgreichen Fußtritt, fauchte aus dem Zimmer, polterte die Treppe hinunter, warf die Haustüre zu und verschwand...

*

„Aber", sagte Bliß zu seinem Anwalt, „seine Anklage ist ganz lächerlich. Wirklich, ich hatte nie zuvor im Leben von diesem Herrn gehört."

Der Anwalt lächelte schlau, wenn auch mitfühlend. „Meinen Sie nicht, Herr Bliß", sagte er und legte seine Fingerspitzen aneinander, „Sie sollten ganz offen zu mir sein, da doch Ihr Vater einer meiner ältesten Freunde war?"

Bliß war verzweifelt. „Aber ich bin ja ganz offen zu Ihnen", sagte er. „Ehrlich gesprochen, meine Romanfigur war eine reine Erfindung. Ich wußte nicht einmal, daß es so jemanden wie einen Herrn Brown gab."

„Erwarten Sie von einem Richter, daß er diese Geschichte glaubt?"

„Ich weiß nicht, was ein Richter glauben wird. Aber sicherlich sollte ein Richter, wenn ein offensichtlich ehrlicher Mensch vor ihm steht, imstande sein zu sehen, daß er die Wahrheit spricht."

„Schön!" sagte der Anwalt und versuchte mit kläglichem Erfolg, eine Miene restlosen Glaubens aufzusetzen, „selbstverständlich, wenn Sie sagen, daß es sich so verhält, bin ich verpflichtet, mich an Ihr Wort zu halten. Aber ich bin ganz sicher, daß ein Richter das nie könnte."

„Aber was soll ich tun?" fragte Bliß rührend.

„Ich fürchte: zahlen, Herr Bliß."

Bliß sperrte den Mund auf. Der Anwalt tat sein Bestes, um sein Mitgefühl an den Tag zu legen. „Derlei", sagte er, „wird vor Gericht oft durch einen Vergleich geschlichtet. Ich glaube, sagen zu dürfen, wenn Sie ein paar Tausend herausrücken und Einstellung des Buchverkaufs anbieten, wird es sich machen lassen."

Und so ging die Geschichte aus.

(Berechtigte Übertragung von Hans B. Wagenseil)

(Hanna Nagel)



Stammbaumtragik

Von

Klaus Ulrich

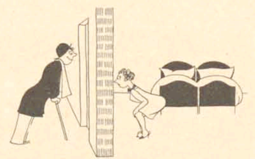
Wenn im Zusammenhang mit Ahnenforschung erst einmal der Zwang des Anlasses und die angefallene Gebühr vergessen ist, kann Ahnenforschung leicht zur leidenschaftlich betriebenen Ahnensammlung heranwachsen. Der Ahnensammlung eignet vielfach hochspekulativer Einschlag, der zeitlich natürlich nicht hinter der vorschriftsmäßigen Urgroßmutter Halt macht. Bei wertvollen Sammelstücken wird deduziert — wenn anders, dann anders; aber stets mit meßbarer Reaktion.

Ich war Zeuge zweier Reaktionen solcher Sammelwut. Es handelte sich um die Sippe meiner Familie und die der Familie meiner Ehefrau. Meinem Bruder eignen die Hauptvoraussetzungen zu ausgedehnter Sippenforschung: Zeit und Geld. Er sammelte die Vorfahren väterlicherseits bis 1628, mütterlicherseits bis 1702. Ab da sind beidlinig die Urkundenbücher entweder verbrannt oder sonstwie verschwunden, um meinen Bruder zu ärgern. Er versuchte trotzdem, weiter zu sammeln — auch, zumal ihn sein Gedächtnis an damalige Jahrhunderte restlos im Stiche ließ, im Zuge spiritistischer Anstrengung. Er beschwor die Geister leidenschaftlich, aber der liebe Gott unterbrach den natürlichen, wunderlosen Gang der Dinge nicht; ebenfalls um meinen Bruder zu ärgern. Es blieb bei 1628 beziehungsweise 1702. Ich bat meinen Bruder um eine Abschrift der Ahnentafel. Er aber schickte mir die ganze Sammlung im Original, verzichtete auf Rückgabe und ersuchte höflich, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Warum das? Meinem Bruder fehlte die ersehnte Ausbeute: irgendwann ein Adel, eine noch so verfallene Ruine, wenigstens ein bedeutsames Familiengrab in gesunder Lage und vor allen Dingen ein Wappen. Nichts von alledem. Namen — Namen braver, unendlich fruchtbarer Menschen, die ruinenlos und wappenlos niemanden durch irgendeine Größe beleidigten — und dann: genau gerechnet waren 37 Prozent aller verzeichneten Geburten außereheliche und weitere 13 Prozent verzweifelt kurzfristige Frühgeburten nach der Eheschließung. Mein Bruder hatte bei diesen Stellen am Rande vermerkt: „ungeeignet". Aber bei den uns nahekommenden Generationen konnte er gottlob zu den Geburtsvermerken notieren: „rechnerisch in Ordnung". Die späteren Vorfahren hatten offenbar auf die Vorzüge der früher geübten ziemlich formlosen Fruchtbarkeit entweder mangels Geschmacks oder wegen vorgerückter Müdigkeit verzichtet. Unter der Liste stand in der Handschrift meiner Schwägerin: „Von Atreus' Helden wollt' er singen — nun lebt denn wohl, Heroen!" Übrigens trägt jetzt mein Bruder im längst paraten Siegelring das Wappen seiner Ehefrau — in einfacher, aber teurer Ausführung auch auf seinen persönlichen Briefbogen, selbstverständlich einschließlich Briefumschlag. Er ist Anhänger der nikomachischen Ethik des Stagiriten geworden. Ich nahm die lebensschweren und lebenswarmen Notizen über meine gleichermaßen in den Weinbergen Frankens wie im Weinberg des Herrn so arbeitsamen Vorfahren ans Herz, gedachte dabei voll Verständnis und Erfahrung unserer geliebten, im Sonnenglanz wollüstig hingebreiteten fränkischen Heimat und versenkte dann die umfangreiche Ahnenliste im Bücherschrank — zwischen Aristoteles und Voltaire. Requiescant in pace!

Lebhafter und viel breiter organisiert ging's bei der Ahnensammlung in der Familie meiner Ehefrau zu. Ich war bei der Großdebatte als Gast mit Sitz ohne Stimme zugelassen. Die Ahnen meines Schwiegervaters ließ man debattelos und gnädig alle unter den Tisch fallen. Da liegen sie noch, die kleinen Leute aus dem Bayerischen Wald, voll jenseitigen Friedens mit verzeihendem Lächeln. Aber die schwiegermütterliche Linie! Die hochgespannten Erwartungen waren da ebenfalls auf Adel gerichtet — hier aber ohne Ambition auf Ruine, Wappen und Erbbegräbnis. Aber die hauptsächlichste Suche ging nach Künstlern, und zwar nach Malern! Es ist schon wahr — gewisses Kunstfühlen, gewisse Kunstfertigkeit ist bei den lebenden Generationen zu bemerken; Beweis: ein männlicher Nachkomme, der ausgiebig Farbe verwendet, ist neben vielen anderen mein eigener Sohn beziehungsweise der Sohn meiner Ehefrau. Die Ahnendebatte hatte mein Schwager, ein Diplomingenieur, inszeniert. Zum vorbestimmten Tag, zur vorbestimmten Zeit, am vorbestimmten Ort, in vorbestimmter würdiger Kleidung kam die ganze, ach so zahlreiche Familie zusammen. Ich kannte bereits viele Mitglieder als tragfähige Weihnachtsengel und schnellfeuernde Osterhasen für meine Kinder. Jeder Sitzungsteilnehmer — ausgenommen ich — hatte einen Familienforschungsabschnitt zugeteilt bekommen, sollte nun referieren und in das Ergebnis wollte dann mein Diplomschwager das unfehlbare Senkblei höherer Einsicht richten, möglichst bis Romulus und Remus einschließlich Wölfin. Es hatte sich nämlich herumgesprochen, daß sogar Italiener zur Familie gehörten. Mein Schwager eröffnete die Debatte gleichschenklig rechtwinklig. Also: Schwiegermutter vaterseits ging's bis 1508 — uninteressante, hinsichtlich der speziellen Sehnsüchte unbefriedigende und ausnahmslos verstorbene Leute. Die Versammlung schwieg indigniert, mein Schwager nahm zur Kenntnis und notierte flüchtig. Bei Schwiegermutter mutterseits gab's Überraschungen! Aus dem

Dunkel stieg zunächst die Jahreszahl 1487. Man verneigte sich und kontrollierte sich flüchtig gegenseitig auf graues Haupthaar. Dann sprach, nein deklamierte ein Onkelreferent, daß die Ehefrau des am 12. Februar 1728 in ... verstorbenen Ahnen eine geborene von ... war. Der Adel — der Adel war da! Wie selbstverständlich! Man unterließ zunächst, fließendes Blut auf Bläue zu untersuchen. Das hatte Zeit. Der Adel war da! Aber o weh! Mein Schwiegervater mit den unter dem Tisch liegenden Ahnen berichtete nicht ohne Nachdruck, er habe in den Akten des Amtes ... festgestellt, daß der Vater jenes angeheirateten Edelfräuleins wegen Unterschlagung aus dem Staatsdienst entlassen, längere Zeit eingesperrt und kurz darauf auf Gemeindekosten flink begraben wurde. Indigniertes Schweigen. Man hörte deutlich, wie ein Ast des Stammbaums abgesägt wurde und tief ins Dunkel zurückfiel — bis 1728. Anderer Adel meldete sich nicht — aber die Quelle der überaus auffälligen Kunstmalbefähigung fing dafür zu sprudeln an, so stark und frisch wie ein Wasserstrahl aus Felsenbrust. Ein Ahne hatte nämlich im Jahre 1764, und zwar am 17. März, die Tochter des als Kirchen- und Historienmaler wirklich bestbekannten Jacobus ... geheiratet. Wie selbstverständlich! Bezwungen interessierte ich mich nun meinerseits auch dafür. Jedoch ein anderer Onkelreferent bewies mit Überwindung, aber unwiderleglich, jener Schwiegermaler sei ohne leibliche Kinder gewesen und habe jenes eingeheiratete Mädchen Maria (Mutter Störnäherin, Vater unbekannt) adoptiert. Indigniertes Schweigen! Man hörte deutlich, wie ein weiterer Ast des Stammbaums abgesägt wurde und ins Dunkel zurückfiel — diesmal bis 1764. Und doch war ein Künstler unter den Ahnen — allerdings nur ein Musiker. Ein guter alter Domorganist lächelte seit Jahr und Tag vom alten Dachgiebel herunter. Der blieb unwidersprochen echt und wahr. Und zu guter Letzt klang sein lindes Orgelspiel tröstend durch die teilweise erregt geführte Ahnendebatte. Die übrigen Ahnen waren uninteressantes Beiwerk.

Lieber Simplicissimus


(O. Nückel)

„Von diesem unzuverlässigen Menschen will ich nichts mehr wissen", zischelte Erna empört. „Er gab vor, mir das Wesen des Viertakt-Motors erklären zu wollen, und ich gestattete ihm deshalb, mich durch den abendlichen Wald heimzubegleiten. Und nun hat er ..."
„Er wird doch nicht!" unterbrach sie die Freundin entsetzt.
„Doch, doch!" stieß Erna hervor. „Er hat tatsächlich den ganzen Weg nichts als diesen dummen Viertakt-Motor im Kopf gehabt."

*

Früher sah man Walter gleich vielen anderen abends mit Mädchen auf einsamen Bänken herumsitzen; seit er aber allmonatlich über das Jugendamt einen gewissen Betrag abzuführen hat, hat sein Hang für traute Situationen stark nachgelassen. Ein junger Kollege, der von Walters Verpflichtungen zunächst nichts weiß, erzählt eines Tages unter deutlichen Anspielungen auf Walters Interesselosigkeit vom träumerischen Selbander auf einer abseitigen Bank.
„Ja, ja", gibt Walter zu, „so 'ne Bank bietet schon allerhand Möglichkeiten; aber weißt du, die Bankzinsen sind oft im Verhältnis ganz enorm!"

*

Das junge Frauchen des Zahnarztes konnte sich nicht recht daran gewöhnen, daß ihr Herr Gemahl immer öfters die Abende im Wirtshaus verbrachte, während sie auf ihn wartend im Bett Romane las. Um ihm sein verwerfliches und rücksichtsloses Tun ohne lange Gardinenpredigt doch wirkungsvoll vor Augen zu führen, nahm sie eines Abends im Korridor resolut eine kleine Veränderung vor und der Herr Gemahl stieß infolgedessen bei seiner späten Rückkehr an der Schlafzimmertür auf das sonst anderswo plazierte Plakat: „Wartezimmer".
Leider hatte sie nicht berücksichtigt, daß auf der Tafel noch vermerkt war: „Sprechstunde von drei bis sechs Uhr". Der gerade in dieser Nacht sehr angesäuselte Sünder blieb prompt am Nebentext hängen, sah auf die Uhr und murmelte: „Da hab' ich ja noch Zeit!" Worauf er sich nochmals verzog.

*

Es war in einem Bauerntheater des bayerischen Oberlandes. Der Saal war gesteckt voll — viele Fremde und noch mehr Einheimische waren darin — und es hatte deshalb eine große Hitze. Bei einer recht ernsten Szene des Stücks tönte plötzlich durch die ehrfürchtige Stille im Zuschauerraum, dicht vor einem Trupp Einheimischer, ein Laut knallartig auf. Aber nicht nur das, der Ruhestörer, dem dies passiert war, auf weithin als Fremder erkenntlich, drehte sich auch noch um und schaute in geheuchelter Entrüstung die Leute hinter sich an. Das ging denen aber nun doch zu weit, und einer von ihnen sagte laut zu dem Fremden: „Sie, Herr, der is fei scho furt, den derwischen S' nimmer!"

*

Fundstück

Lungenkranker sucht fetten Hund zum Schlachten. Offerten erbeten unter Nr. 2221 an „Obb. Gebirgsbote", Holzkirchen.

Die Entfesselte

(P. Scheurich)



„Du glaubst gar nicht, wie bequem so ein Strandanzug ist!“ — „Ich seh’s, meine Liebe, ich seh’s!“

DAS EIGENTUM

Der lebenslustige und wein- und weiberfrohe Balthasar Tröpfle muß jetzt — schwerer Gicht halber — von seiner immer noch rechtschaffen in ihn verliebten Frau im Krankenwagen spazieren gefahren werden. Sie tut’s mit rührender Sorgfalt! Neulich traf ich sie im Hof, wo sie eben den Wagen abspritzte.

„Sie haben’s auch nicht leicht mit Ihrem Mann, Frau Tröpfle“, sagte ich, mehr mitleidig als taktvoll, in der Absicht, ihr damit wohlzutun. „Ist’s denn nicht eine rechte Plag’ für Sie, den schweren Mann schieben zu müssen?“

„Ha noi“, sagte Frau Tröpfle, sich behäbig aufrichtend, „so leicht han i ’s no gar nia g’habt mit mei’m Mann! Jetzt woiß i do g’wiß, daß er mir g’hört und koiner andern!“

Der einsame Badeplatz

(K. Heiligenstaedt)



„Paß auf, Irene, da kommen Leute!" – „Unsinn, mit der Badehose halten die mich für 'nen Mann!"

Die Baumpflanzer

Von Bastian Müller

An diesem Morgen hatte sich etwas ereignet; eine Kleinigkeit nur. Ein paar Worte waren gesprochen worden, nur so, in den ewigwehenden Seewind.

„Vater", hatte der kleine Conrad gesagt, „der alte Schneegaß hat gesagt, du solltest besser nicht so viel Hochstämme pflanzen, da hättest du nicht mehr viel davon. Die trügen erst in zwölf, fünfzehn Jahren."

Der alte Schneegaß war der einzige Gärtner im Dorf und ein sehr erfahrener Mann. Er hatte im Obstparadies an der Bergstraße gelernt und verstand etwas von Bäumen. Wenn er so etwas sagte, dann kam das aus seinem kundigen Gärtnerherzen.

„Vater, der alte Schneegaß hat gesagt, es wäre für uns viel besser, wenn wir Buschobst pflanzen würden. Das trägt in ein paar Jahren ..." Der kleine Conrad schaute seinen Vater an und wurde nicht recht klug aus dessen Gesicht.

„Ist das nicht richtig?", fragte Conrad. „Will der alte Schneegaß uns vielleicht die Buschbäume aufschwätzen?"

Aber der Vater gab auch darauf keine Antwort. Conrad wartete noch eine Weile und dachte dann an etwas anderes. Er schaute vom Hang des kleinen Hügels über die Ebene, das weite, flache Land, mit seinen in Baumnester gebetteten Höfen. Er schaute über die unter dem hohen Himmel liegende Gotteswelt in die Ferne, wo am Horizont, blaß und blau, die winzigen Türme und Werftgerüste der großen Stadt sich vom schmalen Silberstreifen der See abhoben. Er neigte den Kopf und horchte in den Westwind. Ein tiefes Summen traf sein Ohr; das Rufen eines Seedampfers.

Die Baumpflanzer, die eine Pause gemacht hatten, nahmen nun die Spaten und gruben das nächste Pflanzloch. Sie hoben einen Meter tief den Sandboden aus, füllten die Grube mit Mutterboden und betteten Dünger dazwischen. Sie hatten das nun schon seit drei Wochen so gemacht. Hinter ihren Rücken lag der neue Baumgarten, über einen halben Morgen groß. Und bei jedem Pflanzloch hatte der Vater gesagt, der Baum würde es aber gut bei ihnen haben. Sie hatten mit großer Sorgfalt und einer verliebten Zärtlichkeit Bäume gepflanzt, denn es war eine aufregende Sache: der Vater hatte beschlossen, sich am Hügel anzusiedeln und einen Hof zu bebauen.

„Wir werden Farmer", hatte er zu Conrad gesagt, und an die Jugendbücher seiner Zeit gedacht, an Farmer in endlosen Weiten. Vielleicht hatte er auch nur zu seinem Sohn so gesprochen, um ihn zu begeistern. Und bei jedem Baum hatte er dieselben Worte gesprochen und dasselbe gedacht; und nun war dieses Etwas geschehen und hatte ihm den Mund geschlossen. Dieses winzige Etwas.

„Vater, ich glaube, wir bekommen Regen!"

Ja, das war sicher! Die Tropfen fielen bereits und da oben hing eine dunkle Wolke. Und gleich darauf prasselte es los und die Erde verfärbte sich dunkel, und das Frühlingsgrün sog sich dick und fett, und die Zweige der jungen Obstbäume wurden blank wie Ebenholz.

Und der Vater schwieg. Sonst hatte er bei jeder Regenschauer gesagt: welch schönes Pflanzwetter! Er hatte jetzt all seine Worte verloren, und vergaß nun sogar das Loch für den Baumpfahl. Conrad sagte: „Geh mal weg und laß mich." Er grub in den aufgefüllten Mutterboden das Loch für die Baumstütze. Er überlegte dabei, was wohl mit dem Alten los sein mochte.

„Woran denkst du, Vater?", fragte er endlich, als sie den Stamm, eine Königin Luise, gepflanzt hatten und mit Stroh an den Pfahl gebunden, und nun die Baumscheibe gruben. — Es war das erstemal, daß Conrad seinen Vater fragte, woran er denke.

Der Vater hörte es mit seltsamem Erschrecken. Er konnte gar nicht so schnell eine Antwort finden. — „Oh — ich dachte, daß es vielleicht schon etwas spät im Jahr ist, um zu pflanzen. Wir sollten vielleicht aufhören", sagte er schließlich.

„Ja, wenn wir es nicht so eilig hätten", sagte Conrad, „dann wäre es wohl besser, im Herbst weiterzupflanzen, hat der alte Schneegaß gesagt." — Conrad schaute seinen Vater an. Er glaubte nicht so recht, daß sein Vater an das gedacht hatte. Er mußte an etwas ganz anderes denken. Soviel kannte Conrad den Vater nun auch schon. Er merkte auch, daß er nicht weiter zu fragen brauchte.

„So, — der alte Schneegaß meinte, wir sollten nur Buschobst pflanzen?" fragte der Vater langsam. „Hm." „Wie kamt ihr darauf?"

„Ach — der alte Schneegaß sagte, er wäre mal wo gewesen, wo viele Pensionäre ihre Ruhehäuschen gebaut hätten, und die hätten alle nur Buschobst gepflanzt", berichtete Conrad.

Der Vater lachte. Er lachte ganz laut und schien an dem Wort Pensionär eine höllische Freude zu haben. „Na", fragte er, „und was hast du ihm gesagt? Hast du ihm gesagt, daß wir sechzehn Morgen Land haben und eine Farm machen wollen?"

„Ja, das schon, aber ..."

„Na, und da wußte er nichts mehr, was?" — Der Vater lachte noch immer. Er schien verdammt gern zu lachen.

„Nee", sagte Conrad. „Er wollte mich ausfragen. Er wollte wissen, was ich mal werden will."

Plötzlich war das Lachen um des Vaters Mund fort. Er versuchte zwar noch ein bißchen zu lächeln, aber es gelang nicht recht. Er starrte zu seinem zwölfjährigen Sohn hinunter und fragte dann seltsam zögernd: „Was hast du ihm denn darauf gesagt?"

„Nichts. Ich weiß das doch noch gar nicht ..." sagte Conrad verlegen.

Der Vater drückte den Spaten in die Erde, als habe er gar keine Lust, weiterzuarbeiten. „Aber du hast doch sicher schon mal darüber nachgedacht, was du gerne werden möchtest?" — Die Worte kamen verteufelt kleinlaut und doch voller Spannung.

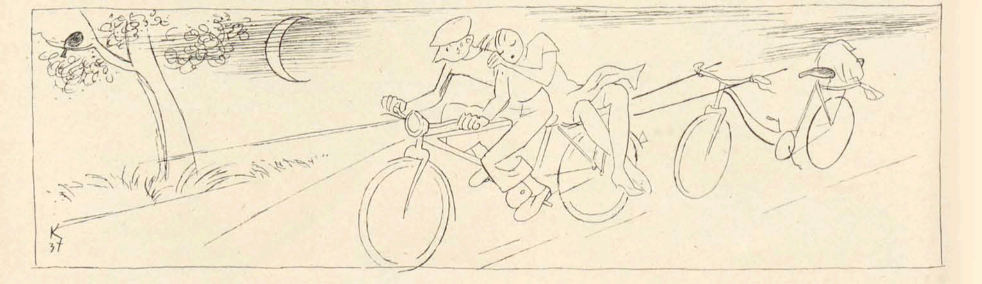
„Ich weiß es nicht. Bis vor kurzem wußte ich es noch", sagte Conrad. „Da wollte ich Tierarzt werden. Jetzt möchte ich lieber erst studieren ..." Conrad schaute dabei irgendwo in die Ferne über die Ebene zu den winzigen Türmen der großen Stadt.

Der Vater schwieg. Er schaute seinen Jungen an und dann den Obstgarten mit den Reihen junger Hochstämme, und den Bauplatz, und den Sandhaufen neben dem neuen Brunnen. Er schaute ringsum, über sein Land, auf dem er hatte eine Farm machen wollen, einen kleinen Bauernhof, und all das vergessen, was er nicht erreicht hatte. Er dachte an die Zeit, da er ein Ingenieur werden wollte und Brücken bauen über reißende Ströme; und an die Zeit, da er froh war, eine Stelle bei der Straßenbahn zu bekommen ... Er dachte an all das und folgte dabei dem Blick des Jungen in die Ferne. Und dann, nach einer Weile, sagte er: „Wir wollen Mittag machen, und nachher zu Schneegaß gehen und Buschobst holen. Wir können die Büsche überall zwischen die Hochstämme pflanzen."

„Ja", sagte Conrad, „der alte Schneegaß meinte das auch. Er meinte, das wäre für alle Fälle gut; auch, wenn ich mal kein Bauer werde ..."

Guter Sport

(R. Kriesch)



VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. I. Vj. 37. 20434. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

In der Hängematte

(R. Kriesch)



„Erna, ich seh's gar nicht gern, wenn du so daliegst!" — „Ja, Tantchen, für dich ist es auch nicht gedacht!"

DIE PRÜFUNG

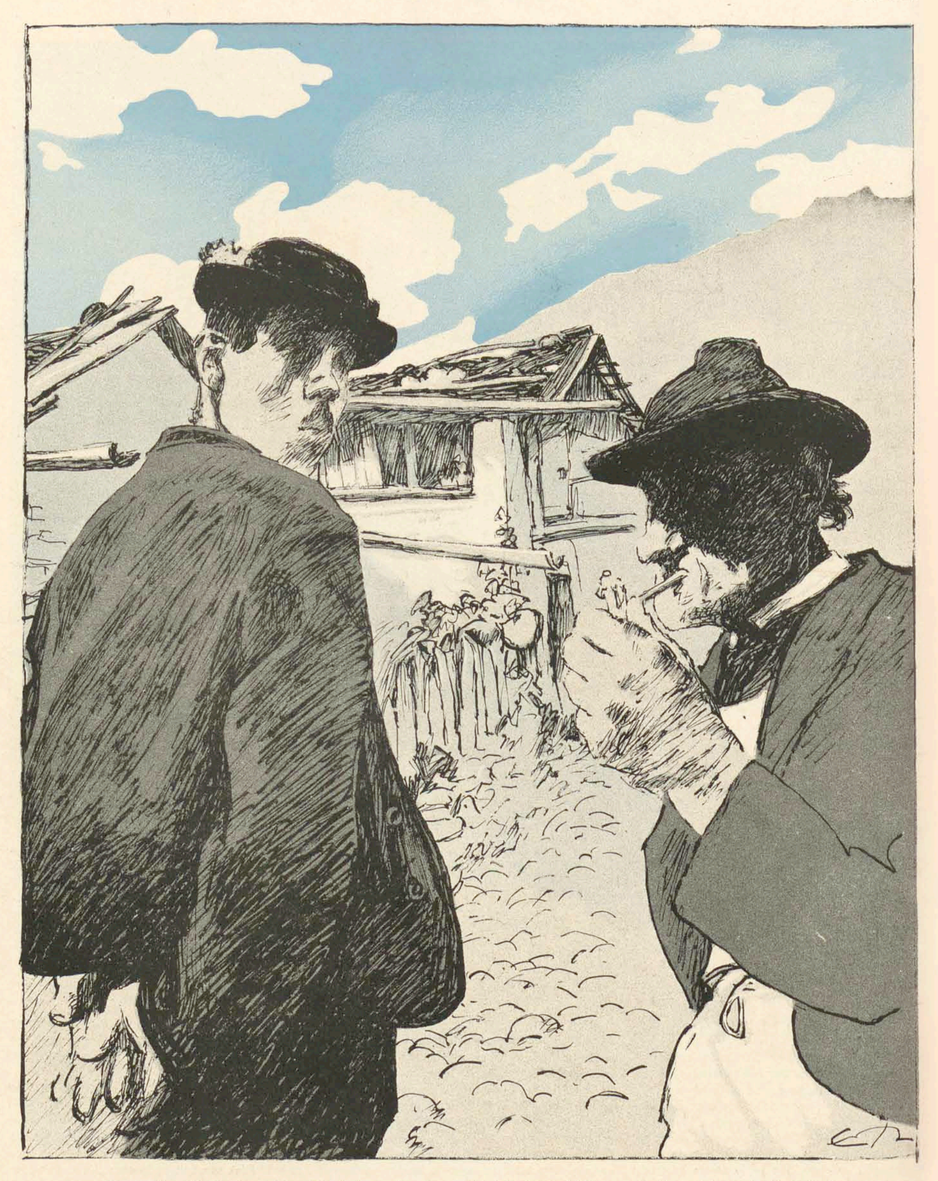
Einklassige Dorfschule irgendwo in Schleswig-Holstein vor —zig Jahren. Der Schulmeister paukt zur bevorstehenden Prüfung den Katechismus. Man ist beim zweiten Hauptstück angelangt, das vom Glauben handelt. Die Fragen werden bankweise verteilt, so wie die Kinder sitzen, und jedes hat die eingebläute Antwort zu geben. Aus der Reihe tanzen gibt es nicht, und jeder kleine Christ ist stolz auf „seine" Antwort. Also, erste Bank der erste: „Heine Möller, glaubst du an Gott, den Vater?" Antwort: „Ja, ich glaube an Gott den Vater." Zweiter: „Fiete Studt, glaubst du an Gott den Sohn?" „Ja, ich glaube an Gott den Sohn." Dritter: „Christian Dose, glaubst du an Gott den heiligen Geist?" „Ja, ich glaube an Gott den heiligen Geist." Und so geht es weiter durch die ganze Klasse, Bank für Bank, Kind für Kind. Alles geht wie geschmiert, und jede Frage findet ihre prompte Antwort.

Endlich ist der große Tag gekommen. Der gestrenge Herr Schulrat steht im langen schwarzen Rock und mit goldener Brille vor den verschüchterten Blondköpfen, deren Reihen allerdings Lükken aufweisen wegen der gerade im Dorf umgehenden Frühjahrsgrippe, und beginnt mit amtlicher Kinderfreundlichkeit das Frage- und Antwortspiel, so wie es üblich ist und eingedrillt wurde.

Also, erste Bank der erste: „Glaubst du an Gott den Vater, mein liebes Kind?" — „Ja, ich glaube an Gott den Vater." „Schön, weiter, der Nächste: Glaubst du an Gott den Sohn?" „Nee!" — Entsetzen! „Was, du glaubst nicht an Gott den Sohn?" Flink sprudelt es heraus: „Nee, dor glöwt Fiete Studt an! Ick glöw an Gott den heiligen Geist." Ob der Herr Schulrat noch weiter gefragt hat, ist nicht zu vermelden.

Der Rest

(Eduard Thöny)



„I woaß net, Sepp, dös Madl hat do a schiach's G'sicht!" — „Sell wohl, und die Füaß san viel z' groß!" — „San s' aa! Was g'fallt denn dir nacha an ihr?" — „Dös übrige!"

München, 13. Juni 1937
42. Jahrgang / Nummer 23

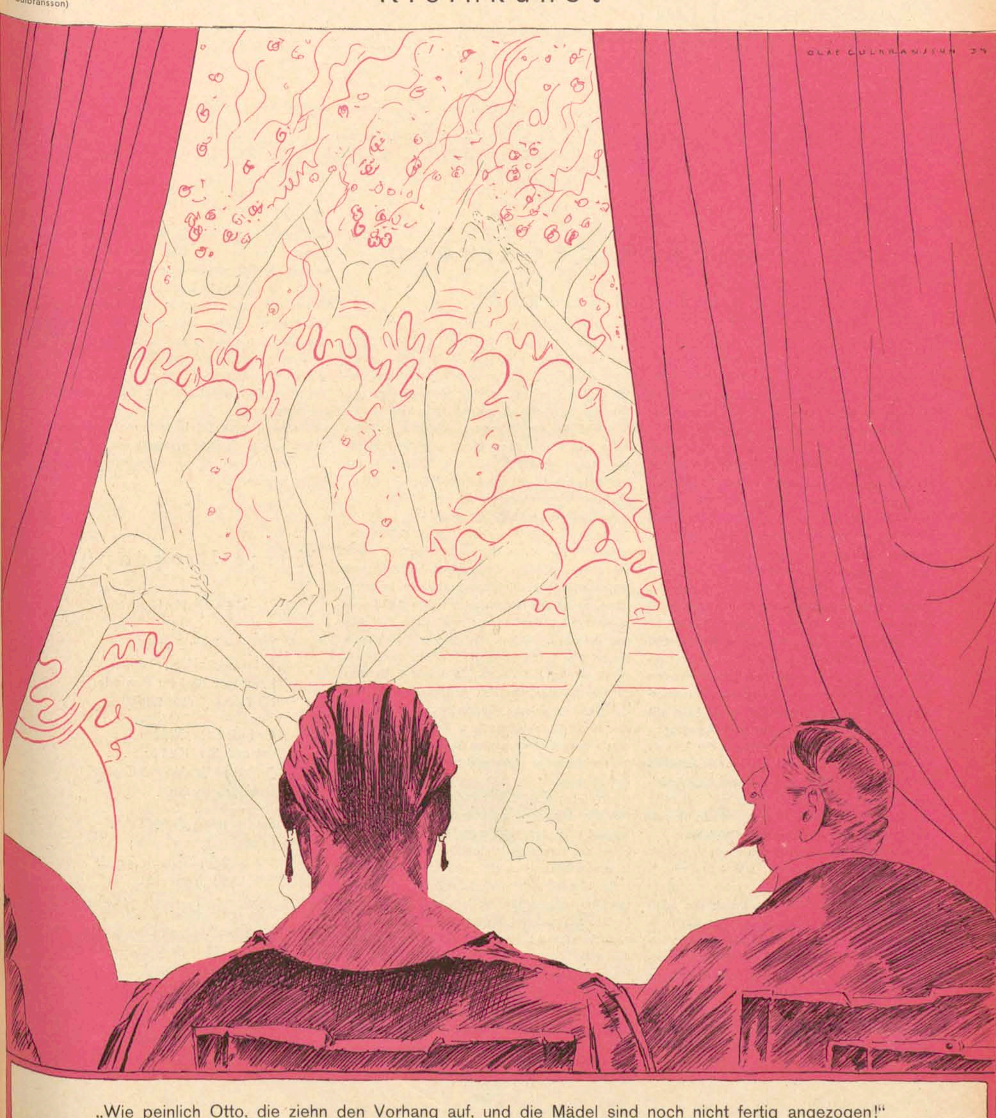
40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G. M. B. H., MÜNCHEN

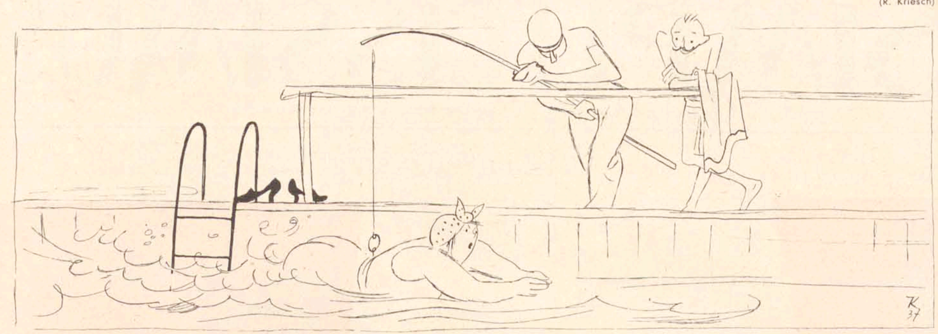
(Olaf Gulbransson)

Kleinkunst



„Wie peinlich Otto, die ziehn den Vorhang auf, und die Mädel sind noch nicht fertig angezogen!"

(R. Kriesch)



Lob und Dank der lieben Textilindustrie

Von meinem Onkel Ferdinand berichtet die Familientradition, er habe sich im Winter immer ein Loch ins Eis gehackt und ein Bad genommen, wo es am kältesten ist. Wenn es so recht eiskalt war, dann habe er sich erst richtig behaglich gefühlt. Onkel Ferdinand hat solches bis in sein höchstes Alter getan und starb schließlich kerngesund, plötzlich und springlebendig, wegen fahrlässigen Überfahrens der Altersgrenze. Mich hat dabei immer die Frage beschäftigt, woher sich Onkel Ferdinand das Recht genommen hat, Löcher in fremder Leute Eis zu schlagen, denn ich vermute, daß auch zu seiner Zeit die Eisflächen gesetzlich geschützt waren und niemand berechtigt war, das mühsam Gefrorene seines Nachbarn mutwillig zu zerteppern. Aber ich bin ja kein Rechtswahrer, und mein Onkel Ferdinand wußte anscheinend von solchen Dingen überhaupt nichts. Er war ein Bader von Gottes Gnaden. Die Familientradition berichtet auch noch — und man kann daraus ersehen, wie Legenden entstehen — er habe mit dem Rufe „Mehr Wasser!" das Feuchte gesegnet. Dieser mein Blutsverwandter lebte in der Frühzeit des Badens in jener Epoche des liberalistischen 19. Jahrhunderts, da noch das Baden eine Einzelbeschäftigung war und das Massenbad noch nicht über die Kimmung des Fremdenverkehrs heraufdämmerte. Er war ein Allzufrühvollendeter.

Hei, wie hätte er sich heute den munteren Strandspielen der Jugend gesellt, wie hätte er mit ihnen gelacht und geplantscht, und wie dankbar hätte er auf die bessere Formenwelt des edelgebräunten reiferen Alters geblickt, er, der noch hinter den Bretterwänden des Herrenbades seine besten Jahre verträumte und nur durch kümmerliche Astlöcher in eine lichtere Zukunft schauen durfte.

Die Bretter und die Astlöcher, die die Sittlichkeit bedeuteten, sind längst gefallen, und der nasse Mann hat zum feuchten Weibe gefunden. Nur eine zarte Textilie trennt den Menschen noch von seiner Umgebung. Und das ist gut so, denn, wenn der Mensch auch, wie gelegentlich behauptet wird, gut ist, schön ist er noch seltener. Das hat das Familienbad schlagartig erhellt. Jeder Blick auf den Strand zeigt auch dem ungeübten Auge, daß Schönheit vergänglich ist. Dreimal gesegnet sei deshalb die edle Textilindustrie, die mit Buntem bedeckt, was Unvernünftige bisweilen noch immer begehren zu schauen.

Gewiß, es gibt auch Ausnahmen!

Da habe ich mir schreiben lassen, daß es im hohen Norden nichts Ungewöhnliches sei, wenn man auf jedes deckende Gespinst verzichtet, und Männlein und Weiblein geradezu wie im Paradiese, bevor die Geschichte mit dem Apfel passierte, miteinander baden. Genaues läßt sich darüber schwer in Erfahrung bringen, und auch mein Freund Olaf Gulbransson, der in allem Nordischen zu Hause ist, hat darüber in seiner lichtvollen Art nur Dunkles von sich gegeben. Es ist halt dort in den polaren Gegenden sehr kalt, und daraus erklärt sich manches. Außerdem scheint dort während eines großen Teils des Jahres die Sonne überhaupt nicht, und bei Nacht sind alle Katzen grau.

Wenn's aber wirklich der Fall ist, dann kann ich mir den Anblick eines polarnahen Strandbades nur so vorstellen, wie manche mittelalterlichen Bilder das Fegefeuer schildern, und im Fegefeuer wird man bekanntlich aller sündhaften Gedanken ledig. Dieses hat mich bis jetzt immer gehindert, skandinavische Küsten zu bereisen und zu bebaden. Natürlich sei hiermit nichts gesagt, was dem Fremdenverkehr in diesen Ländern abträglich sein könnte, denn darin versteht niemand einen Spaß.

Jahrhundertelang haben die Leute wegen der Reinlichkeit gebadet. Das tun wir heute nicht mehr, heute baden wir wegen der Gesundheit und der Schönheit und des Vergnügens. Wir sind halt naturrein. Man läßt es überhaupt nicht so weit kommen, daß man baden muß, sondern man badet schon vorher, wo es noch ein Sport ist. Ehe man badet, geht man baden. Das ist sehr erfreulich und ziert die Landschaft ungemein.

O was gibt es da für schöne Badeanzüge, blaue und rote und grüne und gelbe und geringelte und gepunktete und gestreifte, und jede Saison wirft neue Dessins auf den Strand und auf die, die auf ihm wimmeln. Ich kenne Fälle, da ist sogar der Inhalt beachtenswert: Zeitgenossen in Geschenkpackung.

Und noch einmal: Sei bedankt du liebe Textilindustrie, die du nicht rastetest, bis es dir gelang, den Badeanzug mit eingebautem Büstenhalter zu ersinnen.

Foitzick

Kurze Biographie

Von Ratatöskr

Wie eine junge Semmel,
so knusprig, mürb und frisch,
betrat Herr Wilhelm Bemmel
des Lebens Frühstückstisch.

Er hatte einen Glauben
und auch das Maul dazu . . .
Jedoch die Blinden und Tauben,
die wollen ihre Ruh'.

Sie fanden das Gebäcke
zu wenig gar und schlicht;
und Wilhelm Bemmels Zwecke
durchschaute keiner nicht.

So war im großen ganzen
sein Plan, den innern Schatz
der Menschheit einzupflanzen
halt leider für die Katz'.

Nun hockt er sanft verdöselt
altbacken hinterm Haus
und gibt den Rest zerbröselt
in Aphorismen aus.

Der Weg zum Erfolg

(Karl Arnold)



„Habt's ös g'les'n Bäurin, da Rockefeller is mit achtaneunz'g Jahr als da reichste Mo vo' Amerika g'storb'n — hot oba allwei bloß in der Bib'l und im Gebetbüachl g'les'n!" — „Ja mei, unseroans hot halt weni Zeit zum Les'n, oba für d' Hochwürdig'n Herrn Pfarra g'freits mi halt, daß allesamt Müllionär werd'n."

Erlebnis in Schottland

Ich hatte eine Empfehlung zu Freunden meines Freundes in Schottland. In Schottland ist es immer auf dem Lande, und es regnet immer. Ich wurde leidlich komfortabel untergebracht, um 6 ging man zum Diner hinunter, im Frack natürlich, die gnädige Frau, eine sehr magere Dame von so etwa 65 Jahren, erheblich mehr dekolletiert als wünschenswert. Das Essen war so wie ich erwartet hatte, nicht schlecht, aber sparsam. Doch was mich stark verblüffte, war folgendes: Die Suppe wurde gemeinsam eingenommen. Dann wurde der einzige Gang dem Hausherrn und mir serviert; er sprach sehr viel und lebhaft, während seine Frau sich fast völlig schweigsam verhielt. Darauf entschuldigten sich beide für eine Minute bei mir, gingen gemeinsam aus dem Zimmer und kamen zusammen wieder herein. Jetzt erst bekam die Frau des Hauses serviert, während Mr. Mac X Y und ich uns darauf beschränkten, einen recht sauren Wein zu trinken. Die Unterhaltung führte nun die alte Dame. Vom Apfelkompott aßen wir alle, den Käse ließ der Hausherr unberührt.

Als ich am anderen Morgen im Zug mir noch weidlich den Kopf zerbrach über solch sonderbare Gepflogenheiten, kam ich mit einem Herrn ins Gespräch, der, wie sich herausstellte, Zahnarzt in dem Städtchen war, in dessen Nähe ich zu Besuch geweilt hatte. Er klagte, wie schwierig es für einen Engländer sei, mit den Leuten dort auszukommen, und wie ihr Geiz noch viel schauderhafter sei, als in allen Sprichwörtern oder Anekdoten. — „Sie werden es mir nicht glauben, und ich kann es Ihnen ja ruhig sagen, denn Sie sind fremd, und ich nenne natürlich keine Namen: Es gibt unter meinen Patienten Ehepaare, die zusammen ein Gebiß haben." U. Schulz

Die Enttäuschten

(K. Heiligenstaedt)



„Erst brausen se mit 140 Sachen in diesen Urwald und nun suchen se Erdbeeren!“

Die rohe Geschichte von Knillchs des Jüngeren Ende

Von Willi Steinborn

Er lag im Bett. Neben ihm schnarchte sein Weib. Er war soeben munter geworden und gähnte. Dabei fiel ihm ein, er hatte gestern vorm Einschlafen eine Idee gehabt. Eine Idee? Sofort begann er nachzusinnen, denn Ideen, die vorm Einschlafen kommen, dürfen nicht verloren gehen, es sind die besten, die es auf der Welt gibt, er wußte es wie alle wahrhaft schöpferischen Menschen. War ihm zu solcher Stunde nicht die Idee mit dem Heringshandel gekommen, die Idee, einen Hausstand zu gründen, die Idee, sich den Sektisten anzuschließen und ein neues Leben anzufangen am Tage nach seinem vierzigsten Geburtstag, und hatte ihm jemals etwas dauerndere Erfolge eingebracht als sie? Also wäre es eine Sünde, die neue leichtfertig fahren zu lassen, zum Teufel, wie sie nur heißt!?

In diesem Augenblick polterte es über ihm.

„Haa!" machte Knillch laut. Er stach mit seinem Zeigefinger in das Bettengebirge an seiner Seite. „Du", sagte er, „ich habe sie."

Das Schnarchen hörte auf. „Wen?" fragte das Weib. „Die Idee!" sagte er. „Welche?"

„Wir vermieten die Oberstube, möbliert, das macht monatlich dreizehn Mark!"

Das Weib richtete sich in den Sitz. „Mein Knillch!" bewunderte sie ihren Mann. In diesem Augenblick polterte es wiederum über ihnen.

Das Weib zuckte zusammen, als stürze sie aus einem Traum. „Der Alte kegelt", rief sie, „und der Alte?" Knillch winkte beruhigend ab: „Der stirbt doch bald!"

„Na gewiß", strampelte das Weib erlöst, „daß ich daran nicht gedacht habe, wann stirbt er?"

„Lange kann es nicht mehr dauern", sagte Knillch, „ich bestelle noch heute den Sarg." —

„Du bist ja noch nicht fertig angezogen", tadelte Knillch, als er mit einem Topf voll Kaffee, einer Scheibe Brot und einem Schneiderbandmaß bei seinem Vater erschien und den in Hemd und Hose auf dem Bettrand hocken sah, „willst du denn barfuß sterben, und was hast du mit den Stiefeln zu kegeln, wenn du barfuß hinüber willst?" Der Alte erwiderte nichts; er schielte nach dem Kaffee.

„Nun mäßige deine Gefräßigkeit noch ein Minütchen", wies ihn Knillch zurecht, „stell dich einmal auf und zappele auch nicht; wer hat das Wunder, wenn der Sarg nicht paßt, weil du gezappelt hast, du nicht, aber wir, ja, Hinterbliebene." Knillch nahm Maß, Größe, Bauchumfang seines Vaters, er murmelte die Zahlen vor sich hin, daß er sie nicht vergäße, einsachtundsechzig, sechzigzwo. „Einsachtundsechzig, sechzigzwo", antwortete er geistesabwesend, als ihn das Weib nachher fragte, ob er nicht den guten Hut statt der Mütze aufsetzen wollte, und verließ unbedeckt das Haus.

*

Knillch und das Weib saßen am Küchentisch und aßen; sie aßen Kuchen. „Wie gut", meinte das Weib, „daß du damals gleich den Sarg bestellt hast; heute müßte man den nächsten Tischler nehmen und zahlen, was er verlangte. Aber wer konnte so den Preis machen?, nicht der Tischler: du! Du konntest, du hast gesagt, was hast du doch gleich gesagt?"

„Ich habe gesagt", erzählte Knillch behaglich im Nachgefühl des Sieges seinerzeit, „,tot', habe ich gesagt, ‚ist er noch nicht, — wenn du nicht willst, für fünfzig Mark, du brauchst ihn nicht zu machen, angewiesen bin ich nicht darauf, — dann kann ich also erst von der Konkurrenz Angebote einholen, wie Meister?' Haha. ‚Bruder', hat der Meister gejammert, weil er doch auch bei den Sektisten ist, ‚du willst deines Bruders Ruin?, so geschehe es, ich mache ihn.' Haha. ‚Ruinieren' habe ich gesagt — doch horch" unterbrach er sich, „horch, hörst du nichts?" Das Weib hielt im Kauen inne, verdrehte die Augen. „Nichts", sagte sie, „nichts höre ich." „Eben ist seine Seele weggeflogen!"

„Wie?" wollte das Weib aufspringen, „du meinst?"

„Rege dich nicht auf, bleib sitzen", patschte Knillch dem Weib auf den Kopf — einen ausquellenden Korken treibt man so wieder in den Flaschenhals — „erst kosten wir noch den Streuselfladen, und habe ich nun nicht recht gehabt, du solltest für alle Fälle backen? Es war ein Knistern vorhin, Flügel knistern, wenn sie sich entfalten, er hat seine Seelenflügel entfaltet und ist —"

„Horch", unterbrach das Weib ihn, „horch, hörst du nichts? Diesmal war es unüberhörbar."

„Vielleicht", sagte Knillch merklich verwirrt, „vielleicht fliegt er noch eine Runde um das Haus, ehe" — „Knillch!" schrie das Weib.

Es war nicht länger zweifelhaft, eben wurde oben eine Tür geöffnet, geschlossen, Schritte tappten über den Boden, erreichten die Treppe, kamen die Treppe herab, mühselig, holprig freilich, doch aufenthaltlos, kamen tiefer herab, da waren sie unten. Und die Schritte hielten auch unten nicht an, sie kamen immer noch wie vorher, wacklig unentwegt, nur daß sie jetzt nicht mehr herab sondern herankamen, heran, näher heran, und auf einmal: schon stand er in der Küche drinnen. „Alter", fragte Knillch vorwurfsvoll, „ich denke, du hast sie ausgeatmet!"

„Sein Geist ist's!" bibberte das Weib.

„Sein Geist ist's nicht", resignierte Knillch, „komm, da iß, Vater", und er hielt ihm ein Stück des Begräbniskuchens entgegen.

*

Das Weib wusch; mitten im Hof schrubbte sie, daß es Schaumflocken schneite. Dazu sang sie das Lied von jenem Mädchen Marie, das weinend saß. Als sie mit der letzten Strophe fertig war, nahm sie sogleich die erste wieder auf. „Nein", sagte da eine Stimme hinter ihr. Sie schrak zusammen, die Schrubbürste entfiel ihr, hastig richtete sie sich auf, kehrte sich um, „Knillch", flüsterte sie, durch das Nein irregeführt, „immer noch nicht?" „Ätsch!" machte Knillch.

„Wie?" rief sie, die Stimme erhellend, da sie nun erkannte, Knillch hatte nur mit ihr spaßen wollen, „wie? Er ist . . . ?"

„Er ist!" bestätigte Knillch, wurde ernst, wiederholte, „er ist — mein Vater ist nicht mehr."

Das Weib hob beide Hände in die Höhe. „Knillch", kreischte sie, „die Wäsche!" ließ aber darauf die Hände fallen und erkundigte sich zweiflerisch, ist es auch wirklich wahr?

„Weib", sagte Knillch großartig, „wo ich doch heute dabei war; erst hat er sich gewälzt, lange Gespräche geführt, dann wurde er plötzlich starr, machte noch einmal hsch, so, sieh so, alle Luft wegblasend, hsch, aus war's. Also wasche nicht, rede nicht, backe du, ich hole den Sarg — was? Totenschein? Nichts, nichts", Knillch wurde jetzt sichtbarlich aufgeregter; „nichts Totenschein, zuerst den Sarg!" beharrte er eigensinnig. —

Knillch rollte den Sarg auf einem Handwagen an. „Tu das deine", schickte er das neugierige Weib wieder in die Küche, „ich schaff's allein." Er nahm den Deckel ab, stellte ihn beiseite. Dann stülpte er sich den Sargkasten auf die Schultern. Knillchs Kopf stak nun wie unter einem zu großen Hut, nur nach unten hatte er freie Sicht, auf die Erde, auf die Hausschwelle, auf die Stufen, so ging, so stieg er vorwärts, aus dem Hof in den Flur, die Treppe hinan. Die Last war zwar schwerer als er gemeint, zeigte sich nun, doch er zwang sie, Schritt, Schritt, Schritt, der beharrliche Knillch, aufwärts, empor, es wäre doch gelacht, besprach er sich schnaufend in seinem Kasten, und da kam ja bereits die Gangebene zur Oberstube in Sicht. Dennoch erreichte Knillch sie nicht. Plötzlich hörte er ein merkwürdiges Geräusch von einer Tür, die nicht geöffnet werden kann, weil im Raum dahinter nur ein Toter ist, und diese Tür wird von innen geöffnet. Das brachte den gleichmutgehärteten Knillch durcheinander. Er blieb auf dem letzten Viertel der Treppe stehen und schob den Sarghut ins Genick, um erst einmal schnell zu klären, was es gäbe. Da sah er seinen toten Vater lebendig aus der Stube treten, und da hatte ihn auch schon der zu weit ins Genick gerückte Sarg hintenweggezerrt. —

Als der Alte bis an die Treppe vorgestelzt war und hinuntersehen konnte, sah er folgendes:

Mitten im Flur stand ein Sarg, nicht ganz winkelrecht allerdings, die Längsseiten gegeneinander verschoben, zudem nicht eben, zwei Füße fehlten offenbar, aber er stand. In dem Sarg befand sich ein Mann, still, friedlich, wie man sich im Sarge verhält, nur hatte er sich nicht ordentlich ausgestreckt, sondern er lehnte mehr, und seinen Kopf hatte er seitwärts über den Kastenrand gehängt, der hing da, als hätte er gar nicht teil an dem dazugehörigen Leibe. Oder wenn alles nicht so unwiderruflich anzusehen gewesen wäre, hätte man meinen können, ein Puppenhanswurst wolle seiner Gretl in der ihm eigenen gebärdeübertreibenden Art bedeuten, ich bin zerknickt, sogleich wird er die Erschrockene schelmisch anrufen: Was sagst du nun? Denn in der Flurecke kauerte schlottrig und bleich eine weibliche Person und starrte kulleräugig, angstvoll stumm auf das ihr zugekehrte Gesicht.

Aber niemand rief, nur der Alte oben, nachdem er das Bild lange genug betrachtet hatte, hob sein dürres Knie vorsichtig, klatschte mit knöcherner Hand einmal darauf und krähte einmal ein heiseres „Hihi!" dazu.

Alte Stadt bei Regenwetter

Von Georg Britting

Die Nebel sinken herein.
Im leise spiegelnden Schein
Fällt nieder ein silberner Regen,
Den die Gassen trinken wie Wein.

Die Stadt ist ein nasser Stein,
Drauf Würmer sich glänzend bewegen
Und Schnecken,
Und Käfer, mit Flügeldecken,
Die goldhart blinken.

Das Frühlingslied / Von Josef Baur

Der junge Bildhauer Steffen saß im Garten hinter seiner Werkstatt beim Frühstück. Der Himmel glänzte frühlingsblau, warm schien die Sonne, es war ein Tag, so recht geeignet, daß ein Wunder geschehe.

Und es geschah. Steffen öffnete ein neues Glas Honig, da fiel aus dem Deckel die Pappscheibe heraus und ein zusammengefalteter kleiner Zettel. Steffen faltete ihn auseinander. In zierlicher Schrift stand da mit Bleistift geschrieben:

„Wenn Sie ein Mann sind und jung und hübsch, und wenn Ihr Herz noch frei ist (dies unterstrichen), — dann möchte ich Sie gerne kennenlernen. Bedingung: Sie müssen an einem schönen Abend bei Sonnenuntergang an der hinteren Gartenpforte der Imkereischule Immenhof ein Frühlingslied singen. — Eine blonde Imkerin."

Der etwas verblüffte Steffen dachte zunächst, dies sei ein hübscher Spaß, den sich da wahrscheinlich nicht nur eine, sondern wohl alle die kleinen Imkerinnen draußen vor der Stadt leisten wollten. Zugleich aber bemerkte er mit leisem Unwillen, daß sein Herz abenteuerlustig ein paar raschere Takte schlug. Er hatte also nicht übel Lust, den Helden dieses Ulkes zu spielen. Warum auch nicht?, dachte er schließlich und begann zu überlegen.

Einen kleinen Haken freilich hatte die Sache noch: mit seinem Singen konnte Steffen schwerlich ein Herz erobern. Dafür begann er, um so lustiger zu pfeifen. Ihm war ein guter Gedanke gekommen.

Der Abend hätte nicht schöner sein können. Kein Wölkchen trübte den verblassenden Schimmer des Himmels, rotgolden versank der Sonnenball am Himmelsrand. Steffen pirschte sich durch einen lichtgrünen Birkenwald an den Garten der Imkereischule heran. Er trug einen kleinen Koffer bei sich. Ein verwilderter Fahrweg trennte die Umzäunung des Gartens vom Wald, und am Waldrand stand einsam eine Bank. Steffen ging darauf zu und setzte sich, nachdem er zuvor den Koffer dahinter verborgen hatte. Eine dichte Hecke verwehrte den Einblick in den Garten. Die bezeichnete hintere Gartenpforte war aus Brettern gefügt und oben mit Stacheldraht bewehrt.

Eine Weile beobachtete Steffen den Schauplatz seines Abenteuers. Es war sehr still ringsum; auch das erwartete verhaltene Mädchengekicher jenseits der Hecke blieb aus. Nur eine dicke schwarze Amsel saß auf der äußersten Spitze einer neu ergrünten Birke und flötete ihr zärtliches Liebeslied in den friedsamen Himmel. Steffen hockte sich hinter die Bank und machte sich an dem Koffer zu schaffen. Dann saß er wieder zurückgelehnt, und obgleich er seine Lippen lächelnd geschlossen hielt, ertönte auf einmal, gesungen von einer klangvoll weichen Männerstimme, dieses Lied:

„Leise zieht durch mein Gemüt
liebliches Geläute.
Klinge, kleines Frühlingslied,
kling hinaus ins Weite . . ."

Jäh verstummte da die Amsel. Aber auch das stillvergnügte Lächeln auf Steffens Gesicht schwand, während die zweite Strophe des Frühlingsliedes in den stillen Abend klang. Unruhig wanderte sein Blick die Hecke entlang. Nichts regte sich im Garten.

Mit entschwebenden Gitarre-Akkorden verklang das Lied, nur noch ein leise schleifendes Geräusch war hinter der Bank zu hören. Steffen holte das Koffergrammophon hervor und klappte es nachdenklich zu. Mit langsamen Schritten entfernte er sich. Den Garten würdigte er keines Blickes mehr. Zärtlich flötend begann da die kleine Amsel wieder ihr Lied. Steffen blickte nach ihr zurück — und dabei sah er, wie über dem Gartentor blitzschnell ein blonder Mädchenkopf verschwand. Ohne Besinnen lief Steffen zurück und machte sich flugs daran, über das Gartentor zu klettern.

Die Verfolgte war noch nicht weit garteneinwärts gelaufen, als er über dem Tor auftauchte. Sie blieb stehen und rief mit halblauter Stimme: „Was fällt Ihnen ein — — geben Sie doch acht, Sie zerreißen sich die Kleider!" Steffen aber machte keinerlei Miene sich abhalten zu lassen. Sie kam nun herbei und sagte plötzlich sanft: „Bitte, bleiben Sie draußen, ich komme hinaus." Dabei sperrte sie das Tor auf. Den Schlüssel hatte sie aus ihrer Hosentasche genommen. Das ganze Mädchen steckte in einem dunkelbraunen Trainingsanzug. Sie war sehr hübsch und mochte etwa zwanzig Jahre alt sein. Das Gartentor lehnte sie an. Draußen deutete sie auf Steffens Grammophon, das mitten auf dem Wege lag. „Vergessen Sie es nicht", sagte sie, „sonst können Sie ja doch nicht singen." Sie gab sich plötzlich ganz unbefangen, während Steffen auf einmal schüchtern schien. Er bat jetzt um Entschuldigung und nannte seinen Namen. Sie gab ihm die Hand. Schelmisch sagte sie:

„Von mir dürfen Sie nur den Vornamen wissen: Julia!"

„Oh, das trifft sich gut. Ich heiße mit Vornamen Romeo!" — Sie blieb ernst.

Sie bogen in einen Waldweg ein. Steffen sagte mahnend:

„Eigentlich ein Leichtsinn, Fräulein Julia, mit einem wildfremden Mann diesen einsamen Weg zu gehen!" „Ach", erwiderte sie, „erstens bin ich geschützt und zweitens sind Sie ungefährlich."

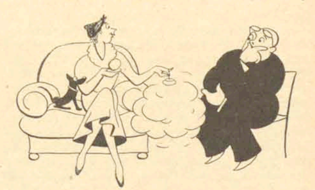
„Oho", sagte Steffen, „was gibt Ihnen diese Gewißheit?"

„Ihr Frühlingslied. Und daß Sie überhaupt auf meinen romantischen Vorschlag eingegangen sind." Sie hat nicht unrecht, dachte Steffen. Und wieso sie geschützt sei, wollte er wissen. Sie griff in die Hosentasche. Aha, dachte Steffen, sie hat eine Waffe. Aber er täuschte sich. Es kam eine Trillerpfeife zum Vorschein.

„Ein Pfiff genügt", sagte sie, „dann kommt Tyras, unser Wachhund. Seine Feindschaft möchte ich niemandem raten."
Steffen streckte die Hand aus: „Hätten Sie so viel Vertrauen, mir das Pfeifchen zu geben?" fragte er ganz ernst.
Einen Augenblick zögerte sie. In ihren hellen Augen zeigte sich ein leises Erschrecken. Aber es verschwand gleich wieder, und dann gab sie ihm das Pfeifchen mit kameradschaftlicher Geste. Steffen steckte es ein. Er hob drohend den Zeigefinger:
„Sehr schlecht, mein Fräulein", sagte er, „außer — Sie haben noch eine zweite Signalpfeife?"
„Bestimmt nicht", sagte sie und drehte sofort bereitwillig ihre beiden Taschen um. Dabei fiel etwas heraus, wonach sie sich rasch bückte.
„Was war das?" fragte Steffen unerbittlich. Sie öffnete die Hand und zeigte — ein Puderdöschen. „Gut", sagte Steffen wie ein Lehrer. „Und nun will ich Ihnen beweisen, daß Sie doch eine sehr schlechte Menschenkennerin sind. Ich werde Ihr Vertrauen schmählich mißbrauchen —". Gespannt wartete er die Wirkung seiner Worte ab. Das Mädchen blieb ruhig und schüttelte nur lächelnd den Kopf. Steffen war entwaffnet. Er gab ihr die Signalpfeife zurück. Sie ließ sie wieder in der Hosentasche verschwinden.
Dann legte Steffen sachte den Arm um ihre Schultern und küßte sie. Sie ließ es geschehen. „Ein Frühlingswunder", dachte Steffen. Und ganz wie es sich gehörte, kam jetzt hinterm Wald wie ein großer orangefarbener Lampion der Mond herauf. Die beiden versprachen einander alle kommenden schönen Frühlingsabende.
Übrigens hieß sie wirklich Julia. Steffen machte seinem angenommenen Vornamen den ganzen Sommer hindurch alle Ehre und schon im Herbst war Julia seine Frau.
Die Schallplatte mit dem Frühlingslied aber wurde zum Familienkleinod erklärt. Und wenn sie die kleinen Steffens nicht zerbrochen haben, kann man sie im Garten hinter der Werkstatt auch in diesem Frühling wieder hören.

Lieber Simplicissimus

(O. Nückel)



Pauline, die treu und brav zwanzig Jahre bei den verschiedensten Herrschaften gedient hatte, war nun doch noch in den Ehestand getreten. Aber schon im ersten Ehejahr stellte sich heraus, daß ihr Mann ein Tunichtgut war und seinen ganzen Verdienst in Alkohol umsetzte. Der etwas unbeholfenen Pauline wurde von guten Nachbarn und Freundinnen geraten, schleunigst Antrag auf Ehescheidung einzureichen und man wies sie zu diesem Zwecke an einen bekannten Rechtsanwalt. Dieser ließ sich den Sachverhalt erklären und da Pauline katholisch war, meinte er: „Also, da werden wir sofort Trennung von Tisch und Bett beantragen!"
Pauline horchte betroffen auf und fragte: „Herr Rechtsanwalt, können wir da nicht ein paar andere Möbel nehmen? Das zweischläfrige Ehebett ist doch ganz modern und besteht nur aus einem Stück."

*

Am runden Tisch im „Lamm" saß der Balthasar mit einem beträchtlichen Glanz und einer noch beträchtlicheren Wut im Gesicht, die seine Kreszentia zu Hause verursacht hatte. Als ein Fremder eintrat und neben ihm Platz nahm, schrie er gerade kampflustig: „Alle könne mi . . . ! Alle miteinander! Einer wie der andere!"
Er sah den Herrn stier an. Der lächelte ahnungslos: „Aber ich kenne Sie nicht."
Balthasar stutzte einen Augenblick, dann schrie er: „Sie könne mich trotzdem . . . !"

*

Spathelf ist Architekt und wegen seiner sarkastischen Bemerkungen bekannt und gefürchtet. Einmal besuchte ihn die Gemahlin eines Kunden, dem er vor kurzem eine Villa hingestellt hatte, und hielt ihn über das Geschäftliche hinaus durch neckisches Geplapper ziemlich lange auf. „Ich finde", flötete die Gesprächige, während sie an ihrer Puderdose hantierte und ein Spiegelchen zückte, „das architektonische Gestalten und das Bauen ist eine durchaus männliche Angelegenheit!"
„Sicher", erwiderte Spathelf gedehnt, „die Damen haben dagegen mehr Sinn für Renovierungsarbeiten."
Sie soll sich ziemlich rasch verabschiedet haben.

*

Der Theologe Josef Huber, ungefähr in Niederbayern gebürtig, erfreute sich zweier riesiger Hände. Sie waren so ausladend, daß man darunter bei einem Platzregen mit Erfolg hätte Zuflucht nehmen können. Ihr Ruf war weithin verbreitet. Und er wurde darum von seiner Umgebung gemeiniglich „der Pratzenseppel" geheißen. Hernach wurde er Kooperator in einer kleinen Donaustadt. Sein Bischof hatte bereits von dem Spitznamen gehört, und als ihm der neugebakkene Priester vorgestellt wurde, fragte er ihn vorsichtig: „Haben Sie nicht früher einen Necknamen geführt?" — „Jawohl!" erwiderte der Kooperator beschämt. — „Und wie haben Sie da geheißen?" — „Der Hände-Josef."

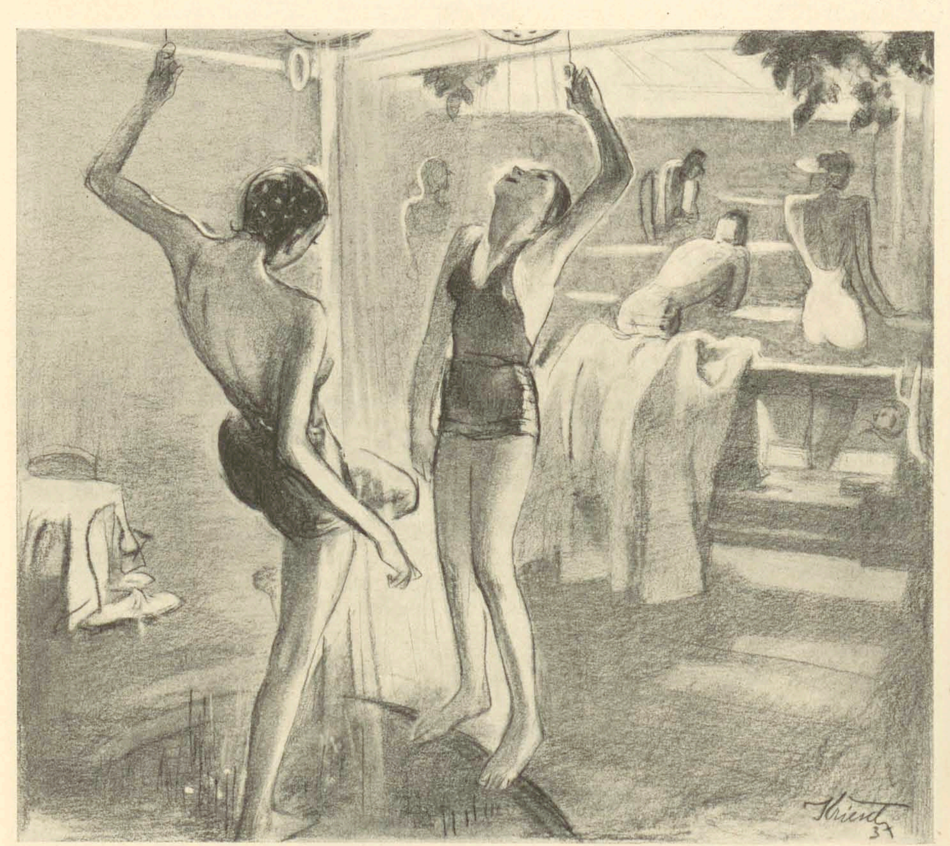
Die Zahnbürste

Der Mann, der vor der Türe stand, bot mir in drei Minuten ungefähr alles an, was wünschenswert erscheinen konnte von der Schuhwichse bis zum Fichtennadelbad, und von der Haarklammer bis zum Kleiderbügel. Zuletzt zog er einen Pappdeckel heraus, auf dem in glitzerndem Zellophan eine Reihe bunter Zahnbürsten steckten. Er redete dazu in einem fort, doch ich verstand ihn schlecht, war's doch, als murmele er in einen nicht vorhandenen Bart hinein, was äußerst störend für die Klarheit seiner Sprache war. Doch hatte er ein gutmütiges, verwittertes, listiges Gesicht, bloß kam ich nicht darauf, was an diesem Gesicht so merkwürdig war und es so seltsam in allen Linien veränderte. Ich brauchte nichts, aber ich wagte das nicht zu sagen und griff sinnlos nach einer der Zahnbürsten. Eilfertig zog er darauf eine nach der anderen ein wenig aus dem Pappdeckel heraus, in dem sie staken, und bot ihre Borsten, die rein und appetitlich unter der dichten Glitzerhülle aussahen, zum Befühlen. „Die is' weicher — die is' härter, die is' echt Schwein, meine Dame, dafür is' die dort doppelt gefaßt, so daß Sie die wieder frisch einzieh'n lass'n könnt'n."
Ich fuhr mit dem Daumen auf den Borsten hin und her und wäre froh gewesen, wenn er mir irgendeine Bürste in die Hand gedrückt hätte, aber er wollte mich sichtlich nicht drängen und mir den Genuß eingehender Wahl keineswegs schmälern. „Also", sagte ich endlich abschließend, „die oder die — welche soll ich da nehmen?"
„Die is' weicher — die is' härter?" setzte er nochmals an, da nahm ich, flüchtend vor neuem Redefluß, die zweite und stöhnte leise.
Er nickte zufrieden und aufmunternd. „Hab'ns recht", sagte er, „nehmen S' die härtere. Nix bessers früh und abends, als wie eine harte Zahnbürste. Jetzt ich" — und er hob sein gutmütiges, verschmitztes Gesicht zu zwinkernder und doch würdevoller Bekräftigung, „ich nimm nur ganz harte Zahnbürst'n, die sin' mir direkt naturnotwendig!" Und wie er dabei lachte von einem Ohr zum andern, sah ich endlich, was an seinem Gesicht so merkwürdig war: er hatte nur einen Zahn. Der stand ganz allein links oben und schien für sich privat verschmitzt und lebensfroh zu lächeln. Wahrscheinlich aus Freude darüber, daß seinetwegen täglich eine harte Bürste in Bewegung gesetzt werden mußte!

E. H.

Der Verdächtige

(R. Kriesch)



„Warum gehst du denn dem Albert aus dem Wege? Der ist doch ganz harmlos!" — „Nur stellenweise, meine Liebe, nur stellenweise!"

Wanderer

(Wilhelm Schulz)



Hätt' heut' ich gern ein eigen Haus,
Wer weiß wie es wär morgen;
Trieb mich die Wanderlust hinaus,
So ging ich voller Sorgen!

Ich könnte nimmermehr so frei,
Wie sonst mein Hütlein schwenken,
Wär nicht mit ganzer Seel dabei,
Ans Haus ich müßte denken:

Wer wird, solange ich bin weit,
Die Blumen drin begießen,
Bei Sturm und Regen rechter Zeit,
Die Fenster sorgsam schließen?

Sind solcher Sorgen es noch mehr,
Die unterwegs mich drücken,
Schlich wie die Schnecke ich einher, –
Das Haus schwer auf dem Rücken.

Drum hab' ich es mir überlegt:
So lange noch zum Wandern,
In mir die rechte Lust sich regt,
Gönn' gern das Haus ich andern!

Wilhelm Schulz

Auf dem Land

Ich liege still auf dem Balkon.
Die Hitze weht der Wind davon,
und wärmelig, ein laues Bad
von zirka fünfundzwanzig Grad
ist alle Luft.

Ich schnuppre, schmecke . . .
Schon Lindenduft?
Vermischt mit Zentifolia und Mahdgeruch . . .

Ein Seidentuch,
ein parfümiertes, ist der Wind,
darein ich gern die Nase stecke.

Die lange Nase, die so roh
die Kinder einst dem Kind verlacht.
Ich atme tief . . .
Wie bin ich froh,
daß Gott sie mir so lang gemacht!

*

„Alleh-alleh-alleh!" ruft schrill
die Bauernmagd,
und mit Geschrei und Flügelschlagen stürzt herbei
die Gänseschar,
die erst so still und vornehm war
und daunenweiß im grünen Gras
so philosophisch brütend saß.

Es wohnen — scheint's — auch in der Gänsebrust
zwei Seelen, ach!

— — — — — — — — — —

Gibt's heut Forellen aus dem kühlen Bach?
Ich hätte gar nicht übel Lust . . .
Gebacken? — — — Blau?
Oder ein Huhn?

Was die nur wieder in der Küche tun?
Längst liegt der Mond schon auf der Himmelsau!

Maria Daut

Das Karussell

Von Hans Jüngst

Es mochte ein Uhr sein oder zwei — später stritt man darüber, aber bei aufregenden Geschehnissen irrt man in der Zeit —, um Mitternacht also, alles schlief längst, und die Gassen waren nach dem Jahrmarktstrubel, der sich tagsüber ausgetobt, von einer dicken, schweren Ruhe eingepackt, da zeterte mit einem Male das Karussell wieder los und warf seine Musiken aus Blech und Röhren erschreckend gegen die Fassaden der breit um den Marktplatz gelagerten Häuser.
Die Leute verließen die Betten, die Fenster wurden wieder hell, eins nach dem andern und die letzten auf einmal, und schließlich fand sich alles wieder auf dem Marktplatz ein, drängte und zwängte zwischen toten Buden und Zelten und rückte auf das wahnsinnige Karussell zu.
Auf diesem Karussell aber hatte vom frühen Nachmittag an bis zum Kehraus ein achtzehnjähriger Bursche bedient . . . Er schüttelte die Signalglocke, schob den Hebel auf „Fahrt" oder auf „Halt", sammelte die Groschen ein, half Kindern auf die hölzernen Pferde und in die Karossen und wieder herab und heraus, wehrte etwaigem Übermut und hielt das Geschäft insgesamt . . . Vielen Mädchen wurde das tüchtige Kerlchen zur Augenweide, ein heimlicher Teil ihres harmlos heißen Jahrmarktsvergnügens; denn Janko (in Wirklichkeit hieß er Anton, jenes war sein Spitzname unter den Schaustellern) war erquickend anzusehen mit seinem dunklen Blick und dem hellen Gesicht unter kurzgeschorenem Haar, und das junge Mannsvolk kam eifersüchtig dahinter, aus welchem Grund der Andrang zum Karussell so lebhaft wurde. Der einzige, der nichts Sonderliches davon merkte, war Janko selbst. Mit wie vielen Geschöpfchen und ihrem weiblichen Zauber er auch zu tun bekam, immer drei Minuten lang eine Umlaufsfolge hindurch, und immer wieder mit neuen zu den rasch hergewöhnten, wie manche damenhaft Schöne sich von ihm die Hand reichen ließ beim Absteigen — und es hatte eine Art, wie er sich hierauf verstand —: Zeit und Neigung, ihnen mehr als flüchtig in die Augen zu sehen, besaß er nicht. Drüben hinter dem langen Tisch der Kuchenbude nämlich war unter den Verkäuferinnen Mia wieder aufgetaucht, Mia, die eigentlich Paula hieß. Vor einem halben Jahr auf dem Herbstmarkt hatte er sie von seinem Karussell aus zum erstenmal gesehen, sie verkaufte dieselben Kuchenherzen wie heute; und die er damals aus der Entfernung heiß geliebt, hatte er seitdem nicht mehr vergessen. Nun kreist Janko an ihr vorüber, alle paar Sekunden ist es so weit, daß er über die Köpfe der wogenden Menge hinweg sie sehen kann, und das Erregende dabei ist, daß er meint, untrügliche Zeichen zu entdecken, daß auch sie ihn wiedererkennt — oftmals hebt sie von ihrer Hantierung weg das Gesicht zu ihm auf, dies Gesicht, mit dem sie so in nichts ihren langweiligen Kolleginnen in der langen Reihe gleicht. Sicher hätte Mia Karussell fahren mögen, das hätte ihr Freude gemacht, so lebendig und so sehnsüchtig schaute sie manchmal her.
Der Nachmittag war bald überstanden, die Zeit rannte schneller als das Karussell. Die Kinder verliefen sich vom Marktplatz, der Zustrom der Erwachsenen war noch nicht in vollem Gange, Laternen und Lichter glommen auf, es war die Stunde da, in der Janko abgelöst wurde, damit er sein Abendbrot verzehre. Er ging geraden Weges auf die Kuchenbude zu und trat Mia gegenüber und erschrak vor Freude: sie erwartete ihn mit ihrem Blick . . . Zehn Kuchenherzen, ja die wollte er haben; sie zweifelte noch, aber das Geld lag schon auf dem Tisch. Ob das sein ‚Nachtmahl sei?' fragte sie, und er vergaß zu antworten; denn sie lächelte, und darüber entdeckte er, wie so jung sie war. Und andere sehen in der Nähe immer älter aus, dachte er und sagte verspätet sein Ja. Sie mache jetzt auch ihre Pause, erklärte sie, und so wartete er hinter ihrem Zelt . . . Sie aßen aber nichts, alle beide nicht, er hatte die Hände voller Herzen und überredete sie in der Zeit, die sie blieb, ohne Mühe und gegen einen scheinbaren Widerstand, der ihn nur mehr entflammte, nach Betriebsschluß an das Karussell zu kommen. — Da könne sie ja nicht mehr fahren, so spät —? „Aber in einer Märchenkarosse, auf rotem Plüsch, kannst du sitzen, Mia, und einen weißen Schwan an goldenem Zügel halten!" — Sie trennten sich, Janko kaufte dann noch schnell an einer Glitzerbude die Taschen voll Schmuck, Ringe mit rotem und grünem Glasfluß, ein Schlangenarmband, Ohrgehänge, einen Fächer, eine phantastische Mütze, die, obwohl zusammenklappbar, kaum in der Brusttasche untergebracht werden konnte. Dann rief ihn wieder sein Dienst.
Der Abend wurde länger als es der Nachmittag gewesen war. Das lag daran, daß Janko die Erkorene seltener sah. Es gab ein mächtiges Gedränge an ihrem Stand, er sah meistens nichts als eine Mauer von Männerrücken, hinter denen die kleine Mia völlig verschwand. Aber königlich stand Janko auf seinem Karussell, voller Sehnsucht nach ihrem Gesicht, dessen Lächeln ihm gehört hatte.
Aber wie müde war das Lächeln geworden, als sie dann, endlich, wirklich zu ihm kam. Janko hatte lange warten müssen. Die Herrlichkeiten der Buden lagen seit Stunden hinter Holzläden verschlossen, auch das Karussell war nun bis zum Erdboden hinab von einem Zelttuch verhangen, nur die kleine Aufstiegleiter hatte Janko stehen lassen, für Mias Bequemlichkeit. Es war ganz still und leer und dunkel auf dem Platz geworden, ab und zu verlor der Kirchturm ein paar Glockenschläge, und Janko, auf seinem Warteposten, erschrak jedesmal, so oft ihm der Kopf vornüber nickte. Aber er glaubte. Und wie ein Schatten wischte denn auch plötzlich Mia zu ihm herein. Sie lehnte sich erschöpft gegen einen Holzrappen mit naturwidrig weißer Mähne und weißem Schweif, und im verschwiegenen Dunkel sah Janko sonst nur noch Mias Gesicht und ihre Hände, die er sofort ergriff. Er steckte ihren Fingern die Ringe an, streifte ihr das Schlänglein an den glatten Arm, suchte die zarten Zipfel ihrer Ohren unter dem buschigen Haar und klemmte ihnen die Gehänge ein, drückte ihr die knisternde Papiermütze schräg über den Scheitel, und Mia duftete aus ihren Kleidern noch nach Honig- und Lebkuchen, spielte zerstreut mit dem Fächer, den er ihr überreicht, und ließ sich seine närrische Veranstaltung mit dem Jungenskram ein wenig mitleidig, ein wenig gerührt, ein wenig nachsichtig gefallen. Nur, als er ihr Gesicht zwischen die flachen Hände nahm und durch den süßlichen Backgeruch die junge Herbe ihrer Lippen erspürte, entzog sie sich mit rascher Wendung. Da erst stutzte er, wurde trüb, fragte, wo sie so lange geblieben sei? In einem Kaffeehaus — ach, sie machte keine Umschweife: mit vielen jungen Herren war sie noch in einem Kaffeehaus gewesen. „Man muß das mitmachen, die Kolleginnen werden böse, weißt du. Und nun bin ich müde." Diese langweiligen Kolleginnen! „Du kannst ganz vortrefflich ausruhen in dem Märchenwagen. Lauter Plüsch. Komm, ich führe dich hin." Es klang verzagt und traurig und ohne Hoffnung auf Erfüllung, er tat ihr leid, und sie ließ sich an ihrer überreich beringten Hand von ihm über das Rund der Fahrbahn bis an den Galawagen führen. Und verschwand in dem Prunksitz. Er nahm seinen Platz an ihrer Seite.
Sie wurden ausgelassen, gingen mit Lachen, das sie einander, um nicht doch entdeckt zu werden, oft beschwichtigen mußten, gegen das beklemmend Verfängliche ihrer Lage an . . . Ob sie denn nicht wenigstens kutschieren wollten?, verlangte Mia übermütig, ein stillstehender Wagen gefalle ihr durchaus nicht. — „Das kostet etwas." — „Einen Kuß etwa —?" — „Ja, natürlich." — „Nein." — Aber er umschlang sie. — „Nein, nein, nein!" Sie stand auf im Wagen. Sie machte wohl ernst, ihm durchzugehen? Entschlossen kam er dem zuvor. Mit einem Sprung ins Finstere hinein und noch drei stolpernden Schritten war er am Hebel, stellte ihn herum, das Bereich des Karussells hinter der Zeltbahn gleißte im Licht, es bebte, ruckte, rollte an, die Musik wachte röchelnd auf und trompete sich hellwach . . . Janko schwang sich zu Mia hinein, holte sich seinen Lohn und küßte sie weidlich ab, sie war überrumpelt, geblendet, sie konnte nicht entfliehen . . .
Als die ersten beherzten Männer auf das Karussell sprangen, um den Ruhestörer zu Verstand und Rechenschaft zu bringen, saßen die beiden Hand in Hand, aufrecht, stolz und glücklich nebeneinander, Janko neben seiner aufgeschmückten Königin, die Karosse paradierte, der eilende Schwan in seinen goldenen Zügeln wippte und nickte ernst mit dem Kopf.

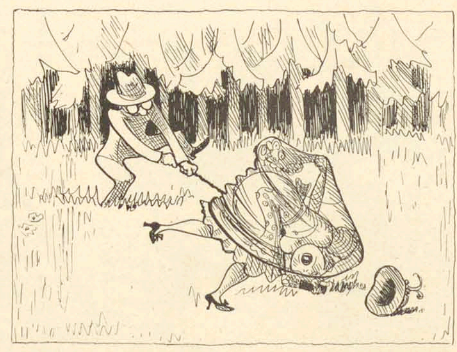
VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. I. Vj. 37. 20434. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Der Schürzenjäger

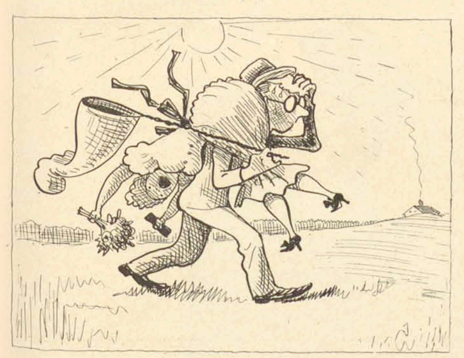
(Fr. Bilek)



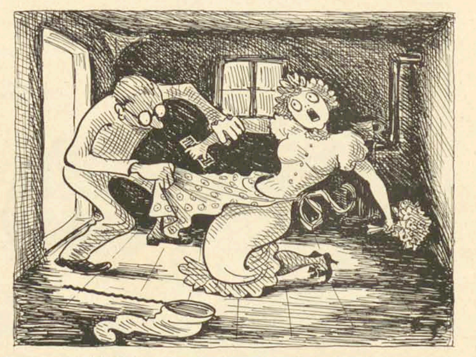
Singend ging Irenchen durch den Wald, nicht ahnend, daß ein Schürzenjäger hinter ihr her war



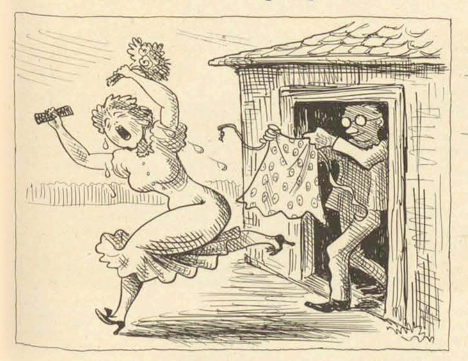
Plötzlich bekam sie einen heftigen Schlag, sie stieß einen Schrei aus, aber das half ihr nichts mehr



Sie war gefangen. Halb ohnmächtig fühlte sie, wie sie fortgetragen wurde



Und in einem einsamen Landhaus geschah dann die gräßliche Tat



Laut aufweinend floh die Ärmste aus dem Hause



Und der böse Schürzenjäger hing das neue Stück zu den übrigen

Halbfertig eröffnet

(Eduard Thöny)



„Wundervoll, diese Weltausstellung! Nur schade, daß die Astlöcher nicht größer sind!“

München, 20. Juni 1937
42. Jahrgang / Nummer 24

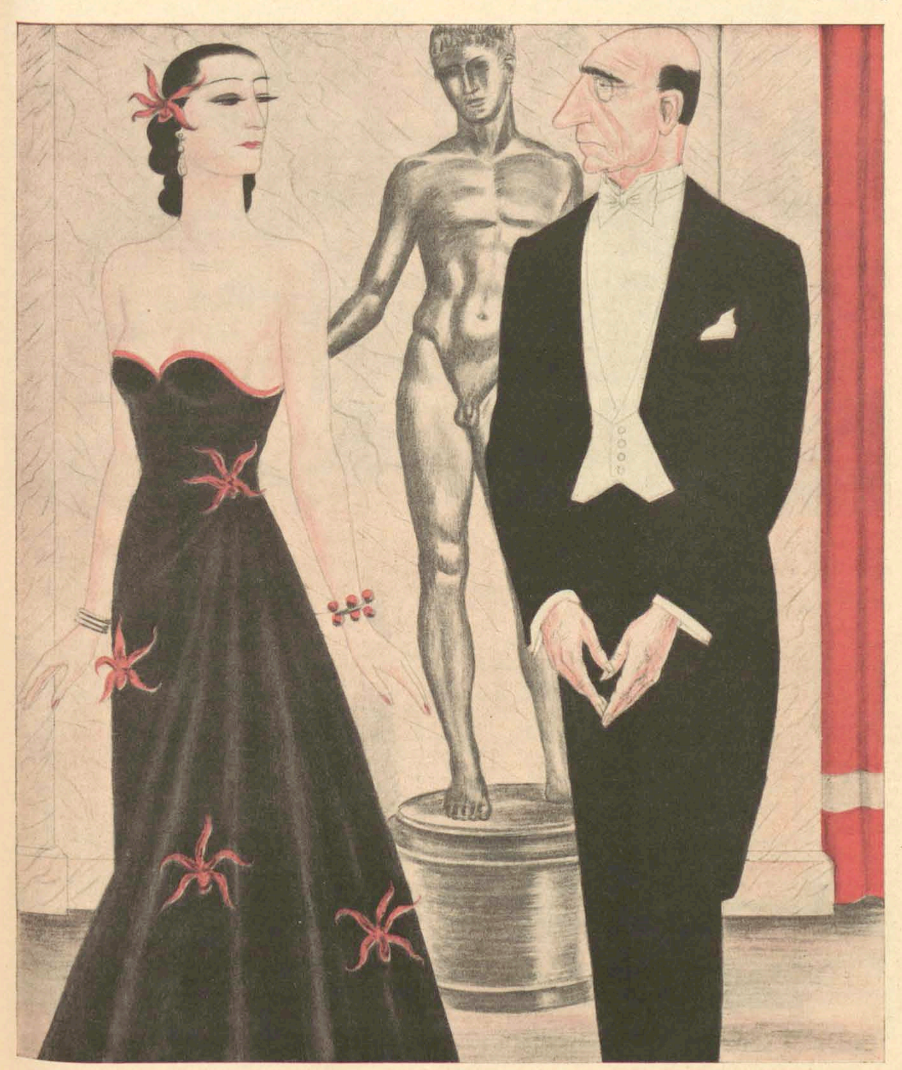
40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G. M. B. H., MÜNCHEN

Der Filmstar

(Erich Schilling)



„Ich kann Sie leider nicht heiraten, aber ich kann Sie ja mal meinem Double vorstellen!“

Angsttraum einer Zimmervermieterin

(Girod)



Der dringende Brief

Sie kommen morgens an ihren Frühstückstisch. Am Tisch sitzt ihre Frau und auf dem Tisch liegt ein Brief, ein ungeöffneter Brief. Ihre Frau sieht erwartungsvoll den Brief an und dann blickt sie auf den Hausherrn. Sie sagt: „Nun überleg ich schon die ganze Zeit, von wem dieser Brief ist. Die Schrift kommt mir bekannt vor. Das L könnte von Margot sein, während das kleine p mehr für Dr. Emmelmann spricht. Er kommt aus Breslau, und Margot ist ganz bestimmt nicht in Breslau. Sollte Emmelmann vielleicht dorthin versetzt sein? Der Arme, er hat sich in Flinzwiese gerade neu eingerichtet und dort einen netten Bekanntenkreis gefunden. Na, schließlich wird er sich in Breslau auch eingewöhnen müssen."
Sie selbst sind auch der Meinung, daß sich Emmelmann in Breslau eingewöhnen könnte, aber Sie meinen doch, daß sich alle Zweifel über den Verfasser des Briefes lösen würden, wenn man ihn öffnete, um nachzusehen, von wem er ist.
Nach allerlei anderen Vermutungen wird dieser glänzenden Idee von Ihnen Folge geleistet, und unschwer stellt sich nun heraus, daß der Brief von Olga ist, wissen Sie, von Olga, die irgendwann mal geheiratet hat. Es ist eigentlich kein Brief im gewöhnlichen Sinne, sondern eine Geburtsanzeige, durch die klar wird, daß Olga und ihrem Mann „ein gesunder Junge bei hellem Sonnenschein" geschenkt wurde.
„Da muß man gleich schreiben", sagt ihre Frau. Sie bestätigen ihr, daß dies unumgänglich notwendig sei. Dann frühstücken Sie, aber dadurch kommt die Erledigung auch nicht weiter.
Sie schlagen vor, man solle telegrafieren. Es gäbe da bei der Reichspost ganz reizende Glückwunschtelegramme, und man müsse den Text möglichst originell fassen. Sie regen an in Anlehnung an das Meteorologische der Geburtsanzeige: „Senden bei leichtem Regenwetter herzliche Glückwünsche." Das wird in Anbetracht der bisher guten Familienbeziehungen von ihrer Frau glatt abgelehnt. Damit ruht die Sache so lange, bis es für ein Telegramm zu spät geworden ist. Der drohende Brief lastet schwer auf ihrem Familienleben. Man hat ja so viel zu tun. Ja, wenn man die Antwort auf dem Wege über das Büro geben könnte, dann würden Sie einfach auf einen Knopf drücken, das Fräulein käme und Sie würden diktieren: „Antwortlich Ihres Geehrten vom soundsovielten, beehren wir uns Ihnen mitzuteilen, daß wir von der Vergrößerung Ihrer Firma mit Interesse Kenntnis genommen haben. Wir werden bei Gelegenheit . . ."
Nein, so geht's nicht, so geht's wirklich nicht, hier muß man das Herz sprechen lassen, irgend ein paar innige und menschliche Worte. Wenn man nur etwas von Olgas Familie wüßte! Ihre ganze Kenntnis besteht darin, daß Olga vor einigen Jahren geheiratet hat, was ihnen seinerzeit durch Anzeige mitgeteilt wurde. Mag sein, daß Sie damals sogar hocherfreut telegrafiert haben. Wenn Sie genau nachsehen würden, fänden Sie die Anzeige in dem Pappumschlag, auf dem von Ihrer Hand geschrieben steht: „Eilig zu erledigen". Aber an diese Mappe trauen Sie sich nicht heran. An Olga muß jedoch ganz bestimmt geschrieben werden. Da Sie vermutlich ein ordentlicher Mann sind, empfehle ich ihnen, eine neue Mappe einzurichten, in die Sie den Brief als ersten legen. Es werden bald andere hinzukommen. Auf diesen Aktendeckel könnten Sie schreiben: „Vordringlich zu erledigen". Die deutsche Sprache ist reich an Pflichtworten, und so bietet sich die Möglichkeit der Anlage ganzer Reihen ähnlicher Mappen. Und dann sage ich ihnen, der Junge wächst heran, er wird seinen ersten Geburtstag feiern, sein erstes Zähnchen bekommen, sein erstes Examen machen, angestellt und womöglich befördert werden. Heiraten wird er vermutlich auch, und, wie wäre das anders zu erwarten, auch einmal einen gesunden Jungen bekommen. Der Möglichkeiten für freudige Ereignisse sind so viele im menschlichen Leben, und vermutlich wird man sie ihnen alle mitteilen. Vielleicht finden Sie im Laufe der Jahre doch eine freie Minute, und dann können Sie ja ein Sammeltelegramm abschicken:
„Sende herzliche Glückwünsche zu Geburt, erstem Zähnchen, bestandenem Examen, Anstellung, Hochzeit und wünsche weiterhin alles Gute für angenehmen Lebensabend."

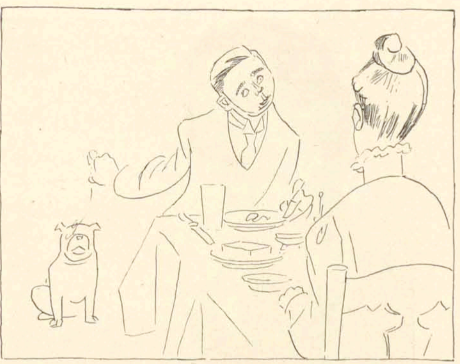
Foitzick

Sauerbraten mit Rosinensauce

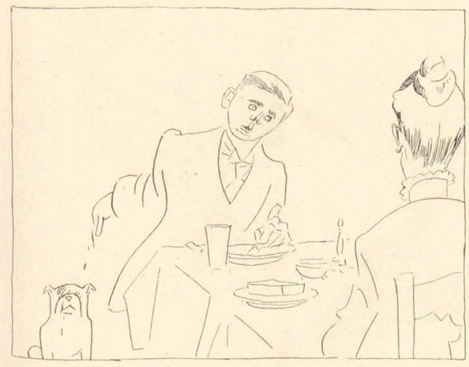
(Olaf Gulbransson)



Julius ist bei Tante Frieda zum Essen eingeladen.



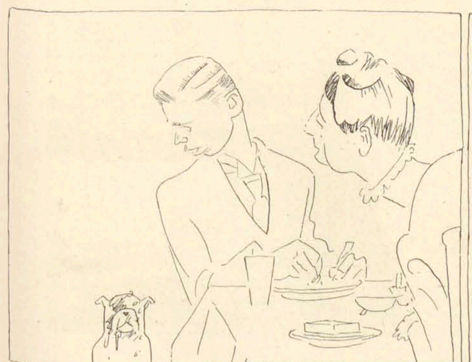
Aber Sauerbraten in Rosinensauce mag er gar nicht.



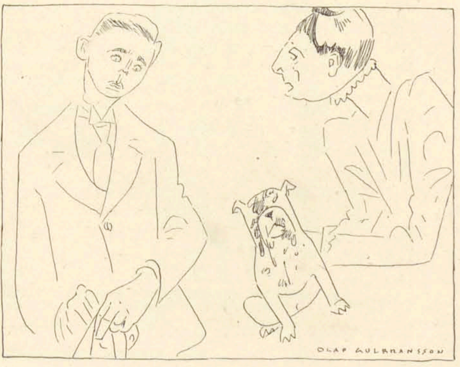
Zum Glück sitzt der Fifi hinter ihm, der frißt alles!



Viel Sauerbraten mit Rosinensauce fliegt Fifi zu.



Da sagt Tante, daß Fifi das Zeitliche gesegnet habe.



Und die Moral: Ausgestopfte Hunde fressen keinen Sauerbraten.

Am Damenstrand

(K. Heiligenstaedt)



„Vorsicht! Da drüben photographiert uns einer!"
„Macht nichts, die Aufnahme wird ja doch verwackelt!"

DER GARTEN

ERZÄHLUNG

VON GOTTFRIED KÖLWEL

Wie so viele Menschen, die gezwungen sind in der geschäftigen und lauten Stadt zu leben, so hatte auch den Zuschneider Johann Wenzel die Sehnsucht überkommen, seine freien Stunden in der Natur zu verbringen. Er hatte sich von seinem erübrigten Geld nicht allzuweit draußen vor der Stadt ein kleines Gelände erworben und sich, ebenso wie hundert andere daneben, einen Garten angelegt, mit einem sauberen Zaun herum, einem wohlverschließbaren Türchen, mit geebneten und aufgekiesten Wegen, Gemüse- und Blumenbeeten dazwischen, einem Brunnen in der Mitte und allem, was eben zu einem solchen Gärtchen gehört. Also war auch ein Häuschen darin, ein Häuschen aus Holz gezimmert und schön angestrichen, gerade unter einer Gruppe von Birkenbäumen, wie man es sich nicht geeigneter und schöner hätte denken können. Auch innen war das Häuschen nett und wohnlich hergerichtet, kleine Bilder hingen an der Wand und etliche Rehgeweihe, als wäre der Zuschneider Johann Wenzel gar einmal ein großer Jäger gewesen.

Dieser Johann Wenzel hatte, das wußten alle Leute, die ihn kannten und auch solche, die ihn nicht persönlich kannten, außer seinem Garten noch etwas anderes, nämlich eine ausnehmend schöne Frau, sehr jung noch und blond, und mit so blauen Augen, daß man hätte glauben können, sie hätte in ihren Jugendtagen immer in einen blauen See oder in den großen weiten Himmel geguckt, und es wäre ihr davon die blaue Farbe in den Augen geblieben. In Wirklichkeit freilich war sie, ebenso wie Johann Wenzel, in der Stadt groß geworden und hatte es von Kindheit auf gesehen und gelernt, wie man sich vorteilhaft kleidet und putzt, und diese Eigenschaft hatte sich in ihr um so mehr herausgebildet, als sie gleich nach ihrer Schulzeit in ein großes Modegeschäft als Lehrmädchen eintrat und es dort im Laufe der Jahre zu einer geschickten und sehr geschätzten Putzmacherin brachte.

Seit Agathe nun verheiratet war und mit ihrem Mann den kleinen Garten besaß, wandte sie alle Sorgfalt, mit der sie früher hundert und tausend Nadelstiche setzte, dem kleinen Stück Erde zu. So sproß und grünte es unter ihren Händen, daß der Garten bald zwischen allen anderen hervorstach. Wie von einem Wunder benommen, konnte sich Agathe nicht genugtun, an Samstagen und Sonntagen ihren Mann von Beet zu Beet zu führen und ihm all die kleinen grünen Spitzen zu zeigen, die aus der feuchten, braunen Erde herauskamen. Die Spitzen der Schneeglöckchen und Märzbecher, der Schwertlilien und Pfingstrosen, all die Spinat-, die Salat- und Rettich-, all die Sellerie- und Bohnenpflänzchen, sie kamen aus der Erde heraus, wie wenn die Erde in der schönen, duftenden Frühlingsluft vor Freude mit grünen Buchstaben zu reden anfangen wolle. Für Agathe und Johann Wenzel freilich war all das junge Grün zugleich ein großes Versprechen auf den Sommer und Herbst, und sie dachten beide an den von Öl glänzenden Salat, an die gebeizten Rettiche, an volle Teller und Schüsseln. Deshalb war Wenzel schon von Anfang an darauf bedacht, sich all die Schätze, die die Erde hervorbrachte, zu sichern. Abgesehen von den Schnecken, denen man mit der fleißigen Hand beikommen konnte, gab es nämlich ringsum in den Gärten und im freien Land allerlei strolchendes Federvolk, voran die unbekümmerten Spatzen, die es schon auf die kleinsten Pflänzchen abgesehen hatten, auch Hasen kamen des Nachts herbei und drängten sich durch die Zaunstäbe.

So stand eines Morgens ein Mann im Garten, ein regelrechter Mann, groß wie Johann Wenzel selbst; er hatte, wenn auch alte, so doch die gleichen Kleider an und denselben Hut auf, die Wenzel einst getragen hatte. Eine Maske stand zwischen Hut und Kragen im Gesicht und machte eine so drohende Miene, als wollte die Hand mit der Peitsche sich jeden Augenblick bewegen, sich heben und senken, kreisen und knallen; kurzum, die Hasen- und Vogelscheuche war so leibhaftig, daß auch das klügste Tierchen den innen mit Stroh und alter Watte ausgefüllten Mann von einem wirklichen lebendigen Wächter nicht unterscheiden konnte.

Es war also alles in bester Ordnung, alles war angebaut, niemand sollte stehlen, Sommer und Herbst standen verheißungsvoll vor der Tür, da geschah es, daß Agathe, je mehr es im Garten blühte und duftete, wider Erwarten still und nachdenklich wurde. Johann Wenzel konnte sich dieses ohne äußeren Grund umgewandelte Wesen seiner Frau um so weniger erklären, als er doch glaubte, gerade die herrliche Sommerzeit würde jene Freude, die Agathe in den Tagen des Frühlings gezeigt hatte, nur noch mehr entfalten und steigern. Gleich, als er in sie drang, ihm doch die Ursache ihres umgewandelten Wesens zu verraten, schwieg Agathe und ließ ihren Mann im Ungewissen. Aber eines Tages, mitten im Garten, vor all den blühenden und fruchtenden Beeten, gab sie ihrem Mann, der nicht nachließ, sie immer wieder zu fragen, schließlich doch die Ursache ihrer Veränderung zu erkennen.

„Sieh nur einmal diesen Garten an", sagte sie. „Wie leer und schwarz war die Erde, als der Schnee wegging. Und nun: Dieses Blühen und Fruchten! Früher, als ich noch im Geschäft tätig war und nur selten einmal aus den Straßen herauskam, fiel mir dies alles nie so auf wie jetzt, seit ich im Garten arbeite. Wie aus dem Nichts ist alles gekommen, aber es ist da, und ich denke nun oft und oft darüber nach, woher dies alles kommt, wohin dies alles geht."

Johann Wenzel war nicht wenig erstaunt über diese Worte seiner Frau, und die Tatsache, was dieser Garten alles vermochte, gab auch ihm zu denken. Auch er hatte bis jetzt nur dem Alltag gelebt, in Werkstätte und Haus, mit etwas Vergnügen herum, und sich eigentlich wenig Gedanken über das gemacht, was über das gewöhnliche Leben hinausging. In der Tat war es ja, wenn man den Garten so betrachtete, wirklich wunderbar, was da alles herauskam, aufwuchs, Blüten trieb und Früchte. Die Sonne allein konnte es wohl auch nicht sein, die dies alles aus dem Boden hervorzog, auch in der Erde mußten Kräfte sein, und wenn dies, im Gegensatz zur Sonne, auch dunkle, feuchte und geheimnisvolle Kräfte waren, sie trugen zum Leben und allem Lebendigwerden im Grunde wahrscheinlich nicht weniger bei als die Kräfte des Himmels und des Lichts. Fast wäre Johann Wenzel auch still und nachdenklich geworden, aber da er schon am nächsten Tag wieder an seinem Zuschneidetisch stand und während der ganzen Woche in das Geschirr des werktäglichen Lebens eingezwängt war, konnten jene absonderlichen Gedanken, die bei seiner Frau Wurzel geschlagen hatten, nicht so nachdrücklich wirken wie bei Agathe. War er doch zugleich ein Mann, der seine Kräfte und Gedanken auf den Erwerb der täglichen Güter richten mußte, während die Frau sich mehr von Gefühlen treiben lassen konnte. Trotzdem aber war Johann Wenzel so weit, daß er das verwandelte Wesen seiner Gemahlin zu verstehen und auch zu würdigen wußte. So fand er es gar nicht mehr so sehr außerhalb aller Lebensordnung, als ihm Agathe nach einiger Zeit erklärte, sie wolle zur Klärung ihrer Gefühle das nachholen, was sie bis jetzt versäumt hätte, und sich an den Versammlungen einer religiösen Gemeinde beteiligen.

Johann Wenzel hatte im Grunde überhaupt keinen dringenderen Wunsch, als daß Agathe wieder ins Gleichgewicht käme, wieder freudig und unbekümmert sein würde, kurzum, es war ihm alles recht, was sie zur Besserung ihres Zustandes tat; denn er liebte sie und wollte sie glücklich und zufrieden neben sich wissen wie in den ersten Zeiten ihrer gegenseitigen Liebe und Ehe. Statt dessen aber mußte er bald erfahren, wie wenig die Stunden der religiösen Einkehr dazu beitrugen, die alte Lage wieder herzustellen. Im Gegenteil: Agathe wurde, so zeigte sie sich wenigstens, immer noch stiller und nachdenklicher. Zugleich aber wurde sie zunehmend sonderbarer. Sie erschrak oft, wenn ihr Mann gerade unvermittelt ins Zimmer trat, auch schien ihr ein kühles Wesen anzuwachsen; sie sagte nicht ja, nicht nein, wenn er sie fragte, und oft zeigte sie sogar etwas Abweisendes gegen seine Annäherungen und Freundlichkeiten. Da Johann Wenzel sich dies alles nicht mehr erklären konnte, mutete es ihn bisweilen an, wie wenn einer jener dunklen, unbekannten Erdgeister aus dem Garten herauf in Agathe hineingefahren wäre, und er trug sich deshalb bereits mit dem Gedanken, den Garten, den er als die Ursache allen Übels betrachtete, wieder aufzugeben und ihn an den nächsten Käufer zu verschleudern.

Nun war es aber gar nicht der Garten, sein Wachsen, Werden, Blühen und Fruchten, sondern es war etwas ganz anderes, was Agathe im Innersten erfüllte und so verändert erscheinen ließ.

Sie hatte auf dem oftmaligen Weg zum Garten einen jungen Mann kennengelernt, fast noch jünger als sie selbst, einen Studenten, der stets mit einem Buch in der Hand umherschlenderte, dem aber, wie sie bald merkte, das Studieren wenig im Sinn lag, wenigstens von jenem Augenblick an, da er sie gesehen hatte. Zuerst war er ihr scheu und in ziemlich großem Abstand gefolgt, dann tagelang, zur selben Stunde, immer wieder am Zaun ihres Gartens vorbeigegangen, bis er es schließlich wagte, sie einmal zu grüßen und, während er sich über die Spitzen der Zaunpfähle neigte, mit ihr ein Gespräch zu beginnen. Sie wollte zuerst gar nicht auf ihn hören, im Gegenteil, sie wollte sich schon in das Häuschen zurückziehen, um sich vor ihm zu verbergen; dann aber gefiel er ihr doch; denn er war jung und frisch und blond und von artigen Manieren. Und weil er eigentlich von nichts anderem zu sprechen begann, als vom Garten, in dem sie stand, von den jungen Pflänzchen, von Sonne und Regen und allem möglichen, was man für die einzelnen Sorten der Gewächse zu ihrem Gedeihen Gutes tun könne, so recht mit Kennerart, als hätte er selbst schon in einem Garten gearbeitet, hörte Agathe ihn trotzdem an. Doch je mehr und je länger sie ihn anhörte, desto mehr gefiel ihr seine einschmeichelnde Stimme, und als er, wie ein junger Mensch, halb schwärmerisch, halb nachdenklich, und doch wie hinter einer deutlich sicht-

Früh am Morgen

Von Dr. Owlglaß

So schwarz war heut die Nacht, so schwer.
Das Käuzchen klagte
aus ungewissen Fernen her,
bis daß es tagte . . .

Nun fließt der erste, leise Glanz
dir über deine Wiese, Alter.
Sieh' da, und ein Aurorafalter
beginnt den Morgentaumeltanz
und hebt die Flügel
vom Ehrenpreis im Gras zum Salbeihügel.

Wer macht ihm die Musik dazu?
Die Amsel hoch auf ihrem Sitze,
zuoberst in der Tannenspitze.
Sie gönnt und gönnt sich keine Ruh . . .

Und, Alter, du?

Willst du den Käuzchenschrei nicht schwimmen lassen,
der immer noch an deinem Herzen frißt,
und flugs den Amselruf beim Worte fassen,
auch wenn dein Tanzbein steif geworden ist?

baren Maske, mit dem Blick nur zu Agathe gewandt, von den schönen Dingen des Gartens, von ihrem Blühen und Fruchten, von den unaufhaltsamen Kräften in der Erde und dem Licht des Himmels zu sprechen anfing, da rührte es in ihr einen Ton an, der sie, obgleich sie eigentlich gar nicht wollte, denn sie war doch mit Johann Wenzel verheiratet, immer mehr betörte.

Wie es nun einmal ist im Leben, daß Frauen plötzlich in einem Mann das Wunder sehen, und, unbekümmert um alle bestehenden Verhältnisse, sich einfach in ihn verlieben, ohne Gedanken darüber, wie das weitergehen und enden soll, so war auch Agathe in den jungen Menschen bald so verliebt, daß sie ihm eines Tages die Türe des Gartens öffnete und ihn, während sie vorsichtig nach allen Seiten spähte, um nicht gesehen zu werden, in das kleine Häuschen einließ. Von da ab war es völlig um sie geschehen, denn sie glaubte sich, in den Armen des Jünglings, wirklich wie im Paradiese und hatte keinen anderen Wunsch, als so viel wie möglich mit ihm beisammen zu sein. So kam sie, um möglichst leicht von zu Hause fortzukommen, in dieser Zeit auf den Gedanken, ihrem Mann von der religiösen Gemeinde zu erzählen und zwar mit dem heimlichen, echt weiblichen Vorbedacht, im Falle des Entdecktwerdens ihren Geliebten als einen harmlosen Besucher der Versammlungen auszugeben, den sie im geschlossenen Kreis kennengelernt hätte und mit dem sie nichts anderes zu tun habe als sich mit ihm über die geheimen Rätsel dieses Lebens, über Gott und Teufel, zu unterhalten.

Also hatten sich Agathe und ihr heimlicher Liebhaber eines Tages wieder, während Johann Wenzel in der Werkstätte unabkömmlich bei der Arbeit saß, in das Häuschen des Gartens zurückgezogen, ohne sich freilich über Gott und Teufel, sondern mit sich selbst zu unterhalten, als Agathe, wie von einem undeutlichen Laut erschreckt, plötzlich den Kopf reckte und durch die Lücke des etwas offenstehenden Fensterladens hinausblickte. Doch draußen war alles still wie sonst, die Sonne schien warm und breit auf die fruchtbaren Beete, die Blätter und Früchte waren oben wie mit Gold bedeckt, während sie nach unten schwarze Schatten warfen. Besonders deutlich wuchs der Schatten der Birkenbäume in das helle Licht und, was Agathe mit einemmal auffiel, der Schatten der alten Vogelscheuche streckte sich wie ein schwarzer, dicker Pfahl durch den Garten. Im selben Augenblick aber glaubte Agathe auch schon zu sehen, daß sich dieser Schatten leicht bewegte. Freilich konnte dies nur eine Einbildung sein, denn wie hätte sich dieser Schatten bewegen können, da doch die Vogelscheuche fest in der Erde stand. Jedenfalls aber blieb diese Erscheinung merkwürdig und Agathe reckte sich noch mehr, um noch aufmerksamer in den Garten hinauszusehen. Sie schaute und schaute, aber dabei ging ihr Mund auf und ihre Augen wurden immer größer. Mit einemmal doch schien sie ganz starr zu werden und das Blut lief ihr aus dem Gesicht davon. Freilich war ihr Schrecken so groß und zugleich ihre Vorsicht noch immer so bedacht, daß kein Laut über ihre Lippen kam. Doch während ihr Herz unbändig, wie vom Platze verrückt, zu schlagen anfing, sah Agathe immer deutlicher, wie sich nicht bloß der Schatten der Vogelscheuche, sondern auch die Vogelscheuche selbst langsam und lautlos vom Platze bewegte. Sie bewegte sich immer in derselben Richtung, gerade gegen das Häuschen zu. Wahrhaftig, die Vogelscheuche hob, während sie die Peitsche reglos in der Hand zu halten suchte, Bein um Bein, sie machte Schritt um Schritt, bis auf Agathes Stirn plötzlich der Schweiß stand. Aufgerichtet und doch wie geknickt stand die Frau da und sah das unheimliche Gespenst auf sich zukommen. Es war das Unheimlichste, was Agathe je in ihrem Leben erlebt hatte. Als die Scheuche mit der immer deutlicher drohenden Maske auch noch durch die Tür in das Häuschen trat, da fing Agathe, wie von Sinnen, an zu schreien, während ihr Liebhaber durch das Fenster und von hier aus durch den Garten entfloh.

Gleich darauf, noch immer im Glauben an ein unbegreifliches Geschehen, vernahm sie eine Stimme. Doch ihr Schrecken wurde davon nicht geringer. Denn es war die Stimme ihres Mannes, den sie unabkömmlich in der Werkstätte geglaubt, der sich aber, im Zustande eines unerträglichen Argwohns, dort freigemacht und sich in die Vogelscheuche verkrochen hatte, um dem Verhalten seiner Frau endlich auf den Grund zu kommen. Nun riß er mit einemmal die Maske ab und stand, noch immer mit der Peitsche in der Hand, vor Agathe da. Während sie lautlos und wie ins Nichts vor ihm zusammenbrach, glaubte sie zwar noch die Schwingung der Peitsche zu sehen. Doch schließlich, wie aus einer Ohnmacht erwacht, spürte sie eine Hand, aber gar keine so unsanfte mehr und gewalttätige. Es war die Hand ihres Mannes, der, obgleich sie ihn belogen hatte, trotzdem nicht wollte, daß sie jetzt vor Schrecken sterben sollte. Er sagte zwar nichts, solange er im Häuschen des Gartens stand, auch nichts den ganzen folgenden und nächstfolgenden Tag, er war wie stumm geworden und blieb stumm, bis Agathe, von ihrem Schrecken erholt, wieder zu sprechen anfing. Sie bat ihn, er möchte doch alles vergessen, sie werde nie wieder in ihrem Leben einen falschen Schritt tun, es sei ja ohnehin nichts als Schwärmerei gewesen, und alles solle noch besser und schöner werden als es je zuvor gewesen sei.

Wenn Johann Wenzel auch hierauf noch immer keine Antwort hatte, aber das Wesen, das seine Hand gleich nach Agathes Zusammenbruch im Häuschen des Gartens verraten hatte, blieb in ihm und trat mit der Zeit auch wieder deutlicher in Erscheinung, bis sich schließlich beide Ehegatten von neuem fanden und liebten. So aber endete die Vertreibung aus dem heimlichen Paradies mit dem Weg zurück in den alltäglichen Garten des Lebens, wo Licht und Schatten dicht nebeneinander stehen und zwischen Sonne und Regen, aus der dunklen Erde herauf, die Früchte reifen, genau so von Vögeln und Hasen bedroht und von der Scheuche beschützt, wie all jene nahrhaften und wohlschmeckenden Früchte draußen im Garten vor der Stadt.

Lieber Simplicissimus

(O. Nückel)

Gelegentlich eines Aufenthaltes in Stuttgart besuche ich einen Freund, der unter anderem eine prachtvolle Rottweiler Hündin besitzt. Als sich das Tier bei einem Rundgang durch den großen Garten zeigt, bemerkt er trocken, daß es durch die „Pantje" bald Familienzuwachs im Hause gäbe.
Er hat es kaum gesagt, als mich seine siebenjährige Tochter meine Aufmerksamkeit erheischend, am Rocke zupft.
„Weischt, Onkel", meint sie wichtig, „Rottweilerle kriegt die Pantje aber koine, weil se nämlich in ihrer Zeit mit eme ondere Hond gange isch."

*

In der Mittelschule in L. sitzen in jeder Klasse Jungen und Mädchen zusammen. Nun ist es ja einmal so, daß von einem gewissen Alter ab die Mädchen sich ein wenig zu komplettieren anfangen. Neulich läßt Kurt zu Hause ein verächtliches Wort über eben diese Komplettierung fallen. Der Vater steht sofort auf, nimmt den Jungen beiseite, redet vernünftig und ein wenig aufklärend über die Naturnotwendigkeit dieser Entwicklung, und schließlich fragt er: „Jhr sprecht aber doch wohl nicht mit den Mädchen über diese Dinge?"
„Ach watt", zuckt Kurt, der Zwölfjährige, verächtlich die Achsel.
„Was soll'n wir darüber sprechen? Wir hau'n da nur rauf!"

*

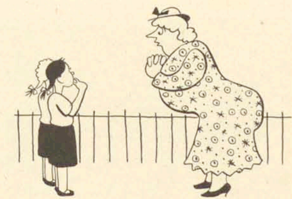
Herr X. beschäftigt sich mit der Herstellung von Haarwuchsmitteln. Der im Haus wohnende zehnjährige Karl treibt sich manchmal bei ihm im Laboratorium herum und ist infolge der dadurch entstandenen Freundschaft und dem überzeugenden Text der Prospekte felsenfest davon überzeugt, daß ein „Guter Haarboden nur durch X." zu erhalten bzw. zu erreichen ist. Eines Tages nun bekam X. einen Jungen. Karl durfte ihn bald nach der Geburt besichtigen. Er warf nur einen kurzen Blick auf das Köpfchen, das ihm aus dem Wickelkissen entgegenblinzelte, dann sagte er maßlos enttäuscht zu dem stolzen Erzeuger: „Von Ihnen hätt' ich schon einen anderen Haarboden erwartet."

*

Im Schwäbischen ist fast jedes Dorf auf seine besondere Eigenart stolz und hält zähe an Sitten und Gebräuchen fest, die oft schon im Nachbardorf anders geübt werden. Das schließt nicht aus, daß man das Brauchtum der andern gebührend respektiert.
Einmal waren in dem kleinen Dörfchen R. eine Anzahl junger Männer aus dem etwa zwei Stunden entfernten Sch. Sie tranken viel, und als sie spät nachts aus dem im ersten Stock befindlichen Wirtslokal aufbrachen, geschah es, daß sich einer von ihnen in die Kammer der Magd verirrte. Als man sie am andern Tag fragte, warum sie nicht Alarm geschlagen und den Eindringling bis zum Taganbruch geduldet habe, meinte sie: „Ha, ich hab' ebe glaubt, das sei in Sch. so Sitte!"

*

Mein Töchterl steht mit seiner Freundin hinter unserm Gartenzaun und rupft gemeinsam mit ihr unreife Stachelbeeren von einem Strauch, um sie zwischen den Zähnen verschwinden zu lassen.
Da kommt eine Frau vorüber, bleibt stehen und sagt warnend: „Ja, Kinder, ihr werd'ts ja krank!"



„Dees macht mir nix!", entgegnete die meine. „Mei Vater is Dokter!"
„Und mir macht's aa nix!" bemerkt die andere. „Mir san alle in der Krankenkass'!"

*

Ich sitze in der Straßenbahn und beobachte die beiden Herren mir gegenüber. Der jüngere — es läßt sich nicht bestreiten — stottert ein wenig (mit der Zunge). Der ältere aber, der fortgesetzt den Regenschirm um seine Achse rotieren läßt, stottert — mit dem Gehirn.
Wie sich diese ungewöhnliche Behauptung beweisen läßt? Durch den folgenden Dialog, der sich in meinem Gedächtnis festgefressen hat, und den ich nie vergessen werde.
„Verzeihung", fragte der jüngere, „wa — wwas ist das?"
„Pinakothek", antwortet der Ältere.
„Impo — — im po — posant" — ruft der jüngere.
„Oh", sagt da der Dicke und blickt den andern überrascht an, „das muß aber sehr unangenehm sein."

Schlagfertig

(R. Kriesch)



„Die Sache mit Erwin war so! Ich hab' ihn gefragt, woran er denkt und da sagt der Kerl, an dasselbe wie Sie . . ." — „Na, und?" — „Da hab' ich ihm gleich eine geklebt!"

Nachtmusik in Kopenhagen

Die junge Frau des königlichen Kaufmanns war bisher ausgesprochen fröhlich gewesen. Aber in dem Augenblick, wo sie ihr Hotelbett bestieg, verdüsterte sich ihre Miene.
„Zu verrückt!" stöhnte sie. „Da hat man den ganzen Abend nach diesem blödsinnigen Schlager getanzt — und nun hat man ihn nicht einmal im Kopf behalten! — — — Weißt du es denn nicht mehr?" Und sie sah ihrem Gatten vorwurfsvoll zu, wie er die Beine ins Bett zog. „Trallalall dumm-dumm-dumm... Was hast du denn unter der Kommode zu suchen? — Trallalall dumm-dumm-dummderallerla — Was hast du denn unter..."
„Nein!" rief der Kaufmann, „ganz falsch! Was suchst du denn da unten? Was hast du denn da unter der Kommode... oder so ähnlich."
„Tralldumdera... Was suchst du denn... Verkehrt! Tralldumdera..."
Die Frau trällerte in allerlei Lagen, mit immer neuen Wörtern, bis der Ehemann wieder eingriff: „Es war doch Walzertakt! — Trummderum, deriderаderummdummdummdulum!" (Aber da hatte er eine Polonaise von Chopin erwischt!)
„Komm doch aus der Kommodenecke 'raus!" versuchte die Frau zu singen.
„Laß doch die Kommode stehn!" schlug im Tenor der Gatte vor.
Aber endlich, endlich — nach vielen Mühen war auf einmal die richtige Anfangszeile da: „Komm doch unter der Kommode vor!"
„Richtig!" riefen beide zugleich; jeder glaubte der andere hätte geflüstert. „Aber wie geht es nur weiter?" fragte die Frau.
Und dann stammelten und stotterten und trällerten und knurrten sie wieder so lange herum, daß es den Mann unterm Bett gänzlich zermürbte. Er konnte sich nicht länger beherrschen. Er erhob zum zweitenmal die Stimme und sang ganz leise vor sich hin:
„Komm doch unter der Kommode vor!
Daran ist doch nichts zu reparieren!
Sie hat weder Bremsen noch Motor!"
Die Eheleute lauschten. Der Mann unterm Bett erkannte, daß hier nichts mehr zu verderben war. Darum wollte er jedenfalls noch seinen Vers zu Ende singen. Und er sang laut und fröhlich:
„Komm doch unter der Kommode vor!
Kriech doch nicht auf allen Vieren!
So ein Dings läuft ohne Puffmotor,
und du brauchst es nicht zu reparieren.
Komm doch unter der Kommode vor, sei nett,
leg dich lieber zu mir unters Bett!"
„Wer ist da? Und was wollen Sie?" rief der Kaufmann.
„Dedegdief!" klang es unterm Bett hervor, mannhaft, aber sächsisch.
„Wahrhaftig?" rief der Ehemann, aber er brachte keine drohende Stimme mehr fertig.
„Aber kein böser Dedegdief!" beteuerte der Mann unterm Bett.
„Böse Menschen haben keine Lieder", lachte die Frau.
„Im Vertrauen, Herr Generaldirektor, ich brobiere es zum erschtenmal."
Der Dedegdief wurde entlassen, mit dem Rat, es nie wieder zu brobieren. Die Eheleute sangen noch einmal das Kommodenlied — dann schliefen sie friedlich ein.

Dirks Paulun

In Lüneburg

(Wilhelm Schulz)



ARME GUSTEL

EINE UNGLAUBLICHE GESCHICHTE / VON ACHILLE CAMPANILE

„Lieber Freund!

Ich sitze hier in meinem Schloß allein und verbringe unausstehlich lange Tage vor dem Kamin. Es regnet, und ab und zu denke ich an Sie. Es wird Sommer, und eigentlich sollte ich trotz dieser Stimmung eine Sommererzählung schreiben. Statt dessen schaue ich durch die Fensterscheiben dem Regen zu, der traurig die Felder reinwäscht, und denke an Sie, der Sie immer unterwegs sind, und wo Sie wohl jetzt gerade sein mögen.

Schließlich — was könnte ich Ihnen auch hier in meinem alten Schloß schon bieten? Ein Schachspiel ist da, das stimmt, auch eine Rüstung, und eine Geheimtür, die hinter dem Bild eines Kriegers versteckt liegt; es soll auch ein Gespenst und einen verborgenen Schatz geben, aber es ist mir noch nie gelungen, sie zu Gesicht zu bekommen. Alle diese Zerstreuungen können freilich nur bis zu einem gewissen Grade interessieren. Ach ja, eine Kuckucksuhr ist auch noch da, und wenn Sie Spaß daran fänden zu lauschen, wie das Echo der Kuckucksuhr sich über die vielen weiten Säle verliert, könnten wir wunderschöne Tage mit diesem zunehmenden Vergnügen verbringen, das seinen Höhepunkt um 24 Uhr 45 erreicht. Aber leider auch nicht darüber hinaus, die kleinen Stunden machen schon bedeutend weniger Spaß.

Mit den herzlichsten Grüßen bin ich Ihr durchaus ergebener

Campanile."

Diesen Brief schrieb ich an einem noch unausstehlicheren Nachmittag als gewöhnlich und sandte ihn auch ab. Warum, weiß ich selbst nicht. Vielleicht, weil ich Sehnsucht nach einem freundlicheren Sommer hatte.

Die Antwort kam prompt und drahtlich: „Ankomme morgen. Chiarastella."

Und am nächsten Abend saß Chiarastella an meinem Tisch, der in festlichem Damastweiß und im Gefunkel edler Kristallgläser erstrahlte. Es ging alles gut, bis mein Diener Johann mit weiß behandschuhten Händen eine Languste in silberner Schüssel auftrug. Die Augen meines Freundes füllten sich bei ihrem Anblick mit Tränen, er schob voller Melancholie die Schüssel beiseite, stützte den Kopf in die Hand und versank in langes Schweigen. Ich begriff, daß ich mich da gegenüber einem alten und doch noch frischen Schmerz befand, und machte Johann ein Zeichen. Er beeilte sich, den Leichnam des Gliederfüßlers mit einem Mundtuch zu bedecken.

Als Chiarastella den Kopf wieder hob, sagte ich: „Verzeihen Sie mir, ich wußte nicht, daß der Anblick dieses Gliederfüßlers..."

„... mir sehr schmerzlich ist."

„Hat vielleicht eines dieser Wesen zu einem Magenleiden beigetragen?"

„Nein," erwiderte mein Freund, „es ist nicht der Magen, der leidet, sondern mein Herz."

Wir schwiegen lange. Schließlich wagte ich, zart zu fragen: „Könnte ich vielleicht erfahren, wenn es nicht indiskret ist..."

Chiarastella sah mich gütig an und begann:

„Es ist eine lange Geschichte, die ich erzählen muß, wenn Sie meine Rührung von vorhin verstehen wollen. Einer meiner vielen Schiffbrüche warf mich auf die Krebsinsel. Dieses Eiland, dessen Oberfläche glatter Marmor bedeckt, über den ständig Wasser rieselt, und der rundherum mit reizvollen Mosaiken geschmückt ist, besteht aus einer einzigen großen Säulenhalle, deren Kuppel der blaue Himmel ist.

Riesige Langusten, Hummern und Kolosse von Krebsen und Krabben bevölkern die Straßen und Plätze der Insel. Auf dem Boden sieht man nichts als ein Gewirr von Beinen, Armen und Fühlern und Scheren, die man kaum voneinander unterscheiden kann; bei jedem Schritt und Tritt muß man aufpassen, daß man nicht das eine oder andere dieser schaligen Gliedmaßen zertritt.

Das Leben der Einwohner dieses Eilands ist sehr merkwürdig. Sie haben nichts zu tun, und da sie von einer krankhaften Neugierde erfüllt sind, verbringen sie den ganzen Tag damit, daß sie aufpassen, was die anderen tun; genau wie Klatschbasen drücken sie sich in die Ecken der Straßen oder zu Füßen der Säulen, verstecken sich zwischen Steinen und Kapitälen, oder liegen regungslos auf dem blanken Boden da, lauernd, mit angehaltenem Atem und spitzen ihre kurzsichtigen Äugchen. Daß sie leben, sieht man nur an einer leichten Bewegung ihrer Scheren. Manchmal klettern sie auf die Bäume, die die Insel umgeben, hängen dort stundenlang aufgerissenen Auges, starren Blickes, und lugen durch das Laubwerk.

Ich hielt mich auf dieser Insel verhältnismäßig lange auf und freundete mich mit einer schönen, großen Languste an. Sie schloß mich sehr in ihr Herz und wollte mir unbedingt folgen, als ich beschloß, die Insel zu verlassen. Wieviel besser sind doch die Langusten als die Menschen!"

„Besonders mit Mayonnaise", unterbrach ich meinen Freund.

Chiarastella hörte meine Bemerkung gar nicht und fuhr mit wachsender Bewegung fort: „Nach Rom zurückgekehrt, wurde die Languste mein treuer Kamerad, mein Lebensgefährte. Es war mir gelungen, ihr einige Worte Italienisch beizubringen, und durch die dauernde Übung konnte sie sich schließlich ganz fließend ausdrücken. Oft führten wir lange Unterhaltungen am Kamin, was für sie ein Opfer bedeutete; denn sie hätte es vorgezogen, die endlosen Herbstabende in der Nähe des Wassers zu verbringen. Ich wollte, daß sie mich duzte. Als ich es ihr vorschlug, wurde sie ganz rot — sie war erstaunlich schüchtern: um nichts und wieder nichts errötete sie —, ließ es jedoch gewähren und nahm es an.

Manchmal, während ich schrieb, fühlte ich ein leises Kitzeln am Schienbein. Es war die Languste: ‚Was tust du?' fragte sie unter dem Tisch. ‚Arbeitest du?' Und wenn sie mich mit der Feder in der Hand sah, schlich sie sich auf Scherenspitzen davon.

Gustel nannte ich meine Languste. Anfangs bat sie mich manchmal, sie doch meinen Freunden vorzustellen. Aber da ich die Menschen kannte, hütete ich mich wohl. Abends vor dem Zubettgehen kam Gustel zu mir, der ich meistens schon im Bett lag und las. Sie betrachtete mich liebevoll mit ihren kleinen Augen und fragte vom Fußboden her: ‚Brauchst du auch nichts weiter?' — ‚Danke, Gustel, wirklich nichts, geh ruhig schlafen.' So verging einige Zeit.

An einem hübschen Sommerabend nun hatte ich einige gute Freunde zu einem kleinen Essen eingeladen. Es herrschte allgemeine Fröhlichkeit und wir wollten gerade zu Tisch gehen, als der Koch sich ganz verstört in der Tür zeigte und mir ein Zeichen machte, daß er mich unter vier Augen sprechen wollte.

‚Was ist denn los?' fragte ich ihn.

‚Los?' antwortete er, ‚der Fisch, den es zum Abendessen geben sollte, ist noch nicht einmal da!'

Das war ein Blitz aus heiterem Himmel! Vatel, der Koch des großen Condé beging Selbstmord, weil der Fisch nicht rechtzeitig zum Diner Ludwigs XIV. geliefert worden war. Auch mein Koch hätte sich gern umgebracht, aber das hätte die Situation völlig verfahren, anstatt sie zu retten. Was nun? Die Gäste fingen schon an, unruhig zu werden, und ich wußte nicht einmal, an welche Heiligen ich mich wenden sollte.

Da fühlte ich plötzlich das sanfte Kitzeln am Schienbein. Es war der gewöhnte Anruf Gustels. ‚Was willst du, Liebes? Siehst du nicht, daß ich in der Patsche bin?'

Aber Gustel ließ nicht locker. ‚Ich opfere mich', sagte sie.

‚Bist du verrückt? Was willst du damit sagen?'

‚Ich will damit sagen, daß ich weiß, was jetzt meine Pflicht ist.'

Sie begab sich zum siedenden Wassertopf. Ich konnte sie gerade noch am Schwanz erwischen.

‚Edles Herz,' rief ich aus, ‚ich werde nie und nimmer so etwas zugeben!'

‚Laß mich los! Ich will, daß du glücklich bist.'

‚Aber ich werde niemals glücklich sein, wenn du...'

‚Laß mich!'

Sie riß sich plötzlich los und stürzte kopfüber in den Topf. Ich stieß einen schrecklichen Schrei aus. Die Gäste liefen alle herbei. ‚Was ist los? Was ist denn passiert?'

‚Schnell,' stammelte ich und zeigte auf den Topf, ‚zieht sie heraus, schnell!'

Der Koch zog Gustel heraus. ‚Gar!' rief er, bleich wie Leinwand.

‚Zu Tisch, zu Tisch!' riefen begeistert meine Freunde, die nichts von den näheren Umständen wußten.

Kurz darauf zog Gustel im Speisesaal ein, unter dem Stimmengewirr der heiteren Gesellschaft: starr, unbeweglich auf einer Silberschüssel in Chippendalemuster ausgestreckt.

Arme Gustel! Sie hatte mich so oft gebeten, sie meinen Freunden vorzustellen. Nun hatte sie ihren Willen. Und — schüchtern wie stets — war sie über und über rot."

Einzig berechtigte Übertragung aus dem Ital. von A. L. Erné

Trockne Blumen

Von

Georg von der Vring

Es klopft an alle Scheiben
Des Regens Perlenton.
Ich seh' die Tropfen treiben,
Und andre fließen schon.

Was hülf's, mit euch zu gießen
Die trocknen Blumen hier!
Ihr Tropfen im Verfließen,
Wer war's, wer gab sie mir?

Wer war's und kam gegangen
Mit Blumen, jung und frisch,
Bei freudevollen Wangen
Und Augen zauberisch?

Vergessen sind die Zähne,
In einem süßen Mund,
Vergessen ist die Träne und
Der wunderbare Bund.

Zu Ende ging die Liebe,
Nicht anders als die Zeit.
Es kam die schöne Liebeszeit
Mit Ewigkeit in Streit.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. I. Vj. 37. 20434. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Generalwäsche

(Erich Schilling)



„Ein Krummstab, dem die Kirchenordnung untersteht, muß sauber sein. Man darf selber keinen Dreck am Stecken haben!"

Das Gerücht

„Wohin?" fragte ein Zimmermann. — „Einen Riß ausbessern in der Villa des Schauspielers", antwortete der Maurer. — „Die neue Villa des Schauspielers hat schon einen Riß", sagte der Zimmermann zu der Gemüsefrau. — „Die neue Villa des Schauspielers ist schon baufällig", sagte die Gemüsefrau zum Friseur. — „Vielleicht wird er seine schon baufällige Villa abreißen lassen", erklärte der Friseur. — „Der Schauspieler will wahrhaftig seine schon baufällige Villa niederreißen lassen", sagte der Wirt zum Stammgast. — „Er sollte sie einfach sprengen", erklärte der Stammgast seiner Frida. — „Wenn er sie einfach sprengen läßt", sagte Frida zu ihrer Freundin, „so muß der Schauspieler die Genehmigung der Behörde einholen." — „Er hat die Genehmigung der Behörde erhalten, seine baufällige Villa zu sprengen", sagte die Freundin zu ihrem Mann. — „So?" sagte der Mann und erzählte dem Zigarrenhändler, daß Maurer bereits mit den Vorbereitungen der Sprengung beschäftigt seien. „Haben Sie schon gehört, daß die Villa heute abend in die Luft gesprengt wird?" fragte der Zigarrenhändler hundertdreiundzwanzig Kunden. — Innerhalb einer Stunde strömten siebentausend Menschen zur Stadt hinaus. Die Polizei war sehr verwundert und sperrte ab.

Da kam der Schauspieler aus der Villa, lächelte, grüßte, zückte den Bleistift und schickte sich an — Autogramme zu verteilen. Er war sehr enttäuscht, als wir ihm mitteilten, daß die Menge auf die Sprengung seiner Villa warte. E. H.

Almeria

(E. Thöny)



„Ich versprach dir, einmal deutsch zu kommen!"

(Frei nach Goethes „Egmont")

München, 27. Juni 1937
42. Jahrgang / Nummer 25

40 Pfennig
Oesterreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Feinere Unterschiede

(K. Heiligenstaedt)



„Du sagst also, er weiß nicht, wie man richtig küßt?"
„Oh nein, ich sagte, er wußte es nicht . . . ."

Otto geht mit ihr zum ersten Male aus

Heute wollen wir mal Otto begleiten, aber er darf das in diesem Fall durchaus nicht wissen, wir sind also nur im Geist und in der Wahrheit bei ihm. Von Otto ist zu sagen, daß er einer von diesen Herren in grauen Flanellhosen und bräunlicher Golfjacke ist, die an allen Wegen und Stegen wuchern, die über Länder und Meere gestreut sind wie der Schnittlauch auf das Käsebrot, wie die Sterne auf das Firmament, wie der Sand ans Meer. Sie würden ihn unter Tausenden nicht herauskennen. Nehmt alles nur in allem, er ist ein junger Mann.

Otto ist heute nicht allein, er hat sich mit Fräulein Rosemarie Wandschiegl getroffen. Sie werden sogleich bemerken, daß er Fräulein Rosemarie Wandschiegl noch nicht lange kennt; denn er setzt sich mit ihr in die vorderste Reihe der Terrasse des Gartenlokals, dort wo die Lämpchen mit den roten und gelben Schirmchen stehen, die im Volksmunde Nepplämpchen heißen, woraus wieder einmal ersichtlich wird, daß der Volksmund bisweilen ein böses Maul hat; denn es ist keineswegs immer so.

Also da sitzt Otto und Rosemarie, und sie genießen vorläufig nur die laue Luft des Sommerabends, die selbst an diesem Ort sehr preiswert ist und nicht extra berechnet wird.

Die Tische auf der Terrasse, wie fast auf allen Terrassen der ganzen Welt, hat die Vorsehung, die sich in diesem Falle des Wirtsgewerbes als ausführenden Werkzeugs bedient, für die Liebespaare bestimmt. Die fliegen nämlich auf solche Lämpchen wie Nachtschmetterlinge auf Lichter jeder Art.

Otto und Fräulein Wandschiegl haben nicht lange Gelegenheit, sich nur der im Preise inbegriffenen Abendluft zu erfreuen; denn ein gutgeschulter und strenger Kellner legt ihnen Speise- und Getränkekarte vor. Otto ist sonst gewohnt, sich mit Behagen sein Essen auszusuchen. Heute gibt's Wichtigeres zu tun, als in den Niederungen der Materie zu waten. Vor allen Dingen muß er ja zuerst für Fräulein Rosemarie sorgen, ihr behilflich sein bei der Wahl. Das Beste sucht er auf der Karte, womit er seine Liebe schmückt. Wir können wetten, er empfiehlt Fräulein Wandschiegl Hummermayonnaise. Hummermayonnaise ist nicht billig, aber sehr dekorativ. Auch die Hummermayonnaise hat die Vorsehung für den weiblichen Teil von Liebespaaren bestimmt. Was dann folgt, ist belanglos, aber zum Schluß gibt's noch eine Nachspeise mit womöglich ausländischem Titel, auch nicht eine von den billigsten natürlich, aber Geld spielt ja heute keine Rolle bei Otto. Heut gibt's nur Repräsentationspflichten, im Anfang heißt's Gas geben, reichlich spenden, Fülle markieren oder zum mindesten Verachtung zeigen für solche Kleinigkeiten wie schnödes Geld.

Außerdem muß Otto dauernd die Unterhaltung führen, immer neckisch sein und leicht gemischt mit Geistreich und Welterfahrung, schrecklich viel Welterfahrung eines Mannes, der sich auf allen Terrassen der ganzen Welt auskennt. Gut ist's, wenn er plötzlich und vollkommen unvermutet einwerfen kann, das oder jenes erinnere ihn an Kapstadt oder Montevideo. Vorsichtig, lieber Otto! Wenn ihr euch mal richtig näher kennen werdet, wird Rosemarie, falls sie nicht sehr erfahren ist und von vornherein gemerkt hat, daß solches nur zur Belebung des Gesprächs geschah, auf Kapstadt und Montevideo zurückkommen. Also, bitte, die Hintergründe sachter anlegen und nur in unbestimmten Farben.

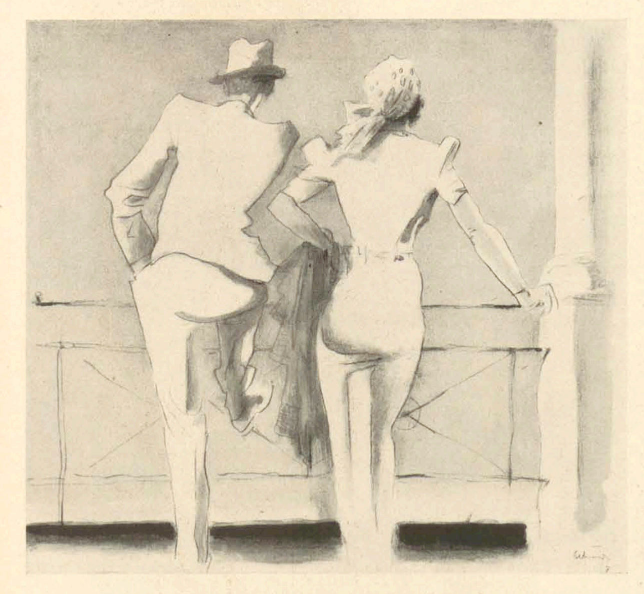
Unser Otto ist ganz bei der Sache, vielmehr ganz bei Rosemarie, so sehr ist er dabei, daß er sogar Erdbeerbowle trinkt, was er sonst strikt ablehnen würde, aber der Kellner, der alte Fachmann, hat sie als Kenner der Riten solcher ersten Ausgänge als das einzig Richtige bezeichnet. Ein Glas Bier wäre Otto lieber gewesen.

Inzwischen schwimmt Rosemarie im kleinen Glück und in Speisen zu zweimarkfünfzig. Wenn sie schon Kenntnisse besitzt, weiß sie, daß die Tage der Hummermayonnaise gezählt sind und daß fast jede Liebe mit einem kleinen Hellen endet. Ach, nur in der Literatur gibt's Abschiedssoupers.

Wir wollen die Liebenden nun jetzt allein lassen; denn es verläuft alles ganz normal. Das kann man schon daraus erkennen, daß Otto die Notierungen des Kellners nicht nachzählt und zu dem hinzugerechneten Trinkgeld noch ein weiteres fügt. Auch Otto merkt dieses plötzlich, aber welcher junge Mann würde es wagen, ein Trinkgeld, das er in Gegenwart einer Dame, mit der er zum erstenmal ausgeht, versehentlich gegeben hat, zurückzufordern. Nein, so heldenhaft starke Naturen gibt es nicht. Foitzick

Der stille Winkel

(P. Scheurich)



„Herrlich, diese Einsamkeit hier!" — „Ganz schön, aber mehr Betrieb müßte da sein!"

Lieber Simplicissimus

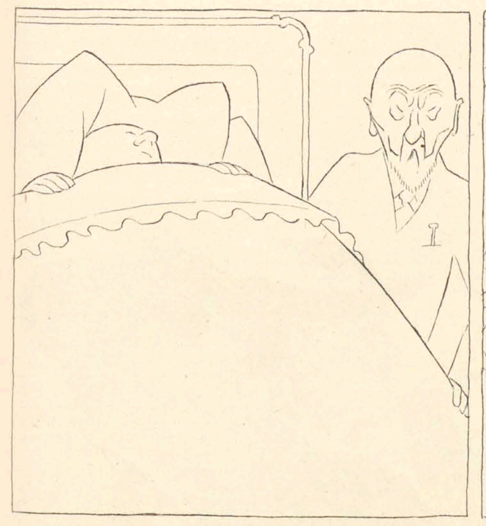
Eine überaus produktive Romanschriftstellerin wurde von einem Verehrer gefragt, wie das denn nun eigentlich sei bei ihr mit der Inspiration, und ob sie sich da nicht mitunter doch auch ein bißchen hart tue. „Keine Rede davon!" tröstete sie den Besorgten. „Ich brauche mich bloß an meinen Schreibtisch zu setzen, und schon läuft's nur grad so weg von mir."

*

Der Kopenhagener Korrespondent einer großen deutschen Zeitung war ein reizender und sonst recht brauchbarer Mensch; nur interessierte er sich leider ganz erheblich mehr für die guten Frühstücke und andre Annehmlichkeiten dortzuland als für seine beruflichen Pflichten, die er in tadelnswerter Weise vernachlässigte. Mehrfache sanfte Ermahnungen blieben ohne Erfolg. Der stellte sich erst ein, nachdem ihm der Hauptschriftleiter eine hübsche kleine Ansichtskarte geschickt hatte, auf der nur die lapidaren Worte standen: „Lieber Herr X., etwas ist faul im Staate Dänemark — nämlich Sie!"

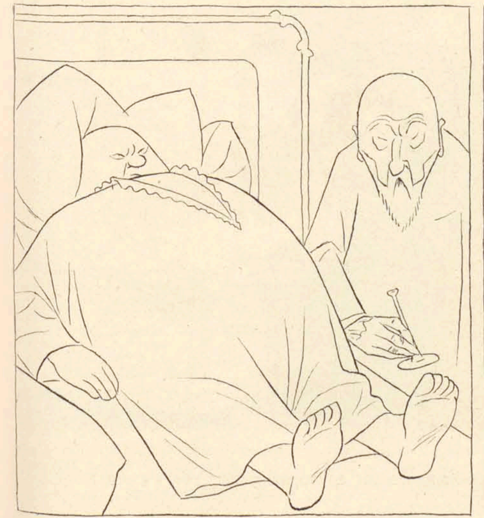
Der Doktor hat seine Brille vergessen

(K. Arnold)

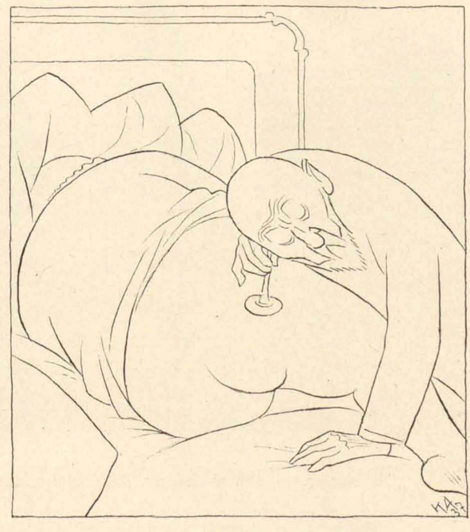


„Nehmen Sie mal die Decke weg, Herr Geheimrat, woll'n seh'n, wo es fehlt.

Mh — — — der Puls ist ja nicht gerade anormal.



Nun legen Sie sich, bitte, auf die Seite, Herr Geheimrat. Wollen mal die Lunge hören.



Sooo — — — nun sagen Sie mal ‚A', Herr Geheimrat!"

Der indische Fluggast

(E. Thöny)



„Oh Bluatsa, müaß'n s' den auf'n Schädel g'haut ham, weil er an so an groß'n Verband hat!"

Die alten Rettichpflanzer

Von

Rudolf Schneider-Schelde

„Was essen Sie da?" fragte der Mann in dem Biergarten, wo ich mich niedergelassen hatte, um einen Rettich zu essen. Er saß an meinem Tisch und sah mir zu, wie ich auspackte, und sah neugierig meinen Rettich an.
„Einen Rettich", sagte ich.
„Nein", sagte er, „ein Rettich ist das nicht."
„Wieso?" fragte ich, „wieso ist das kein Rettich; es ist doch einer und zwar ein sehr schöner."
„Nein", sagte er lächelnd, „Rettiche kenne ich. Ich pflanze selbst Rettiche. Ein Rettich ist das nicht."
„Entschuldigen Sie", sagte ich, „ich weiß nicht, was Sie pflanzen, aber ich weiß, daß das hier ein Rettich ist, und wenn das, was Sie pflanzen, nicht so aussieht, wie das hier, dann sind es jedenfalls keine Rettiche."
„Sie täuschen sich", sagte der Mann, „ich pflanze seit Jahren Rettiche, obwohl ich kein Gärtner bin, aber ich habe einen Garten, und da pflanze ich seit Jahren Rettiche. Rettiche sehen anders aus, ganz anders als das, was Sie hier hoffentlich ohne Beschädigung Ihrer Gesundheit verzehren wollen."
„Wie sehen Rettiche denn aus?" fragte ich humorvoll.
„Ich sehe, Sie essen dieses Zeug da auf Rettichart", sagte der Mann, der mir aufmerksam zusah, als ich den Rettich sorgfältig einschnitt und salzte, „aber ein Rettich ist es trotzdem nicht."
„Wollen Sie mal versuchen?" fragte ich, als ich fertig war und der Rettich genügend gezogen hatte.
„Nein, danke", sagte der Mann, „ich werde nachher einen Rettich essen, den mir meine Frau aus meinem Garten mitbringt, ich möchte lieber nicht versuchen. Sie werden, wenn Sie dann noch da sind, sehen können, wie ein Rettich aussieht."
„Da bin ich neugierig", sagte ich.
„Schmeckt es Ihnen?" fragte der Mann.
„Ausgezeichnet", sagte ich.
„Dann ist es ja gut", sagte er, „aber ein Rettich ist es nicht. Es wird wohl irgendeine Rübe sein, vielleicht eine Zuckerrübe."
„Lieber Herr", sagte ich so sanft wie möglich, „beruhigen Sie sich: es ist ein Rettich."
„Es ist wohl das erstemal, daß Sie so etwas essen?" fragte er nach einer Weile.
„Nein", sagte ich, „ich esse Rettiche seit vielen Jahren, seit meiner Kindheit sozusagen, ich habe schon Hunderte oder Tausende von Rettichen verspeist und —"
„Wo haben Sie die Rübe denn her?" unterbrach er mich.
„Herr", sagte ich, „es ist keine Rübe. Es ist ein Rettich. Ich habe ihn in einem Laden gekauft."
„Haben Sie einen Rettich verlangt?" fragte er.
„Allerdings. Das heißt", verbesserte ich mich, „vor dem Laden stand ein ganzer Korb voll Rettichen, und da habe ich mir diesen ausgewählt, weil er besonders schön war, ihn aus dem Korb genommen und gefragt, was er kostet."
„Haben Sie gefragt: ‚was kostet dieser Rettich'?"
„Ich habe nicht mit Worten gefragt", sagte ich. „Ich hielt den Rettich hoch, und da nannte die Verkäuferin den Preis."
Er nickte, dann sagte er: „Sie haben also weder einen Rettich verlangt, noch gefragt: was kostet dieser Rettich. — Woher wollen Sie dann eigentlich wissen, daß das, was Sie gekauft haben, ein Rettich ist?"
„Aber lieber Herr", sagte ich, „ich kenne doch Rettiche. Jedes Kind wird Ihnen sagen können, daß das hier ein Rettich ist."
„Nun", sagte er, „ich sage Ihnen, daß es keiner ist, und ich bin ein alter Rettichpflanzer. Ich bin Fachmann sozusagen, wenn ich auch kein Rettichgärtner bin."
„Aber was ist es denn dann?" fragte ich verzweifelt. Der Kerl fing nachgerade an, mir meinen Rettich zu verleiden.
„Ich weiß es nicht", sagte er. „Ein Erdgewächs scheint es zu sein. Ich bin sehr vorsichtig im Urteil und äußere mich nur dort, wo ein Zweifel ausgeschlossen ist. Infolgedessen kann ich Ihnen nicht sagen, was es ist, ich kann Ihnen nur sagen, was es nicht ist, nämlich: ein Rettich ist es nicht. Vielleicht ist es die Wurzel irgendeines Nachtschattengewächses."
„Bitte?" sagte ich. Er hatte mir jetzt wahrhaftig die Freude verdorben. Ich saß da und hatte fast den ganzen Rettich gegessen, und jetzt schmeckte er mir nicht mehr. Als ein Mädchen vorbeiging, das die leeren Teller abräumte, gab ich ihr meinen Teller mit dem Rest meines Rettichs mit. Ich dachte verdrossen an Nachtschattengewächse. Ohne mir helfen zu können, dachte ich plötzlich an Nachtschattengewächse in meinem Magen. Es war blödsinnig, aber ich fing auf einmal zu überlegen an, ob es möglich sein konnte, daß ich etwas andres gekauft und gegessen hatte als einen Rettich.
Dann kam die Frau des Mannes und brachte eine Einkaufstasche mit, aus der sie allerhand hervorholte. Brot, ein Stück Wurst, Käse und etwas Eingewickeltes in der Größe einer Kinderfaust, ich vermutete, daß es der Rettich war. Ich war sehr neugierig auf den Rettich. Der Mann fing an, ihn auszuwickeln und zeigte ihn mir. Es war eine rote Rübe.
„Hier sehen Sie einen Rettich", sagte er.
„Es ist eine rote Rübe", sagte ich lachend.
„Bitte?" sagte er. „Natürlich ist ein Rettich rot, wie schon der Name sagt; jeder Rettich ist rot, ursprünglich hieß das Wort rötlich, der Rötliche." Ich lachte.
„Der Herr hier", sagte der Mann zu seiner Frau, „verzehrte etwas, das er für einen Rettich hielt. Ich sagte ihm, du würdest einen aus unserm Garten mitbringen."
„Wir sind alte Rettichpflanzer", sagte die Frau.
„Jedenfalls ist das hier eine rote Rübe", sagte ich, „auch rote Beete genannt." Ich lachte immer noch.
„Wir ziehen die Samen selbst", sagte der Mann und fing an, die rote Rübe einzuschneiden, wie man einen Rettich einschneidet, und fing sie zu salzen an. „Vor Jahren haben wir durch gute Freunde, die auch ihre Rettiche selbst zogen, die ersten Samen erhalten; es ist eine besonders feine Sorte."
„Aber das kann man doch ungekocht nicht essen", sagte ich lachend.
„Rettiche lassen sich nicht kochen", sagte die Frau.
„Dieses Jahr", sagte der Mann, „sind sie besonders schön und haben einen besonders feinen Geschmack." — Er drückte mit dem Finger die rote Rübe zusammen, so daß ein rötlicher Saft herauslief und nahm vorsichtig eine Scheibe und steckte sie in den Mund. Auch die Frau nahm eine Scheibe und steckte sie in den Mund. Beide kauten.
„Er schmeckt sehr würzig", sagte der Mann, „wollen Sie nicht versuchen?"
Ich bedankte mich. Ich sah ihnen zu, wie sie kauten. Sie aßen die ganze rote Rübe auf, und sie war noch nicht einmal gekocht. Ich versuchte, ihnen noch ein paarmal klarzumachen, daß es eine rote Rübe war, aber es war nichts zu machen. Sie waren zwei alte Rettichpflanzer...

Kleine Anweisung zum Verfassen von „Shantys"

Von Wilhelm Hammond-Norden

Wer einen Shanty zu schreiben hat,
braucht erstens eine Hafenstadt,
du Dussel.
Was Englisches macht sich immer sehr nett,
Southampton, Sidney, Watercloset,
dazu eine See, welche brüllt,
und schon ist Vers eins gefüllt.
Und der Refrain, das ist ja klar,
spielt nachts gegen vier in der Hafenbar,
bei Nelly.
Sie kann auch heißen anderswie,
doch sie hat sex appeal'sche Knie,
die Nelly.
Und ganz zum Schluß (das ist nicht neu,
jedoch Gesetz) — da heißt es: Ahoi!

Im zweiten Vers kommt der Humor
in Form von drei kessen Matrosen vor,
du Kaffer.
Sie sind nicht gebildet, sie sind nicht fromm,
sie heißen Jimm und Bill und Tom.
Und spucken können die drei,
man wird direkt neidisch dabei.
Jimm, Bill und Tom, das ist ja klar,
gehn nachts gegen vier in die Hafenbar,
zu Nelly.
Was andres tun Matrosen nie,
sie lagern sich rund um das rundliche Knie
von Nelly.
Und Nelly liebt alle, sie ist ja so treu.
Da wären wir also beim zweiten Ahoi!

Im dritten Vers wird's sentimental,
eingriff das Schicksal, hart wie Stahl,
du Affe.
Jimm ist nun tot, ist elend verreckt,
und kein Aas weiß, wo Billy steckt.
Der Tom steht nun völlig allein
im lyrischen Mondenschein.
Und dennoch geht er, das ist wohl klar
des nachts gegen vier in die Hafenbar
zu Nelly.
Ach Nelly, ich bin nun alleine bei dir,
wie schaff' ich es nur, wie helfe ich mir? —
Sie tröstete ihn und meinte, es sei
doch einer besser als keiner.
Ahoi!

Nun könnte der Shanty zu Ende sein,
Doch ist er es wirklich? Du siehst es ja: nein!
Du Rindvieh.
Die Zeitungen zahlen doch allemal
Gereimtes nur nach der Zeilenzahl.
Am Gelde hängen wir sehr,
drum folgt noch ein Vers hinterher.
Der Tom und die Nelly, das ist ja mal klar,
bekamen drei Jungs in der Hafenbar.
Bravo, Nelly!
Die Jungs heißen Tom und Jimm und Bill
und machen ein mörderisches Gebrüll.
Arme Nelly!
Und wenn sie groß sind, dann fahren die drei
zur See. Und rufen nichts als: Ahoi!

Fußspuren

(J. Sauer)



„Jaja, wenn man jeden Abend tanzen geht, zertreten einem die Herren die Schuhe!" — „Nee, Meister, aber wenn man jeden Tag Straßenbahn fährt!"

Das Interview

Von German Gerhold

Lembke ist zwanzig Jahre alt.
„Sie werden wohl davon gehört haben", sagt der Chefredakteur zu ihm, „daß Brasch dieses Jahr ein Jubiläum feiert..."
„Brasch —?" Vor lauter Eifer begreift Lembke nichts.
Der Chefredakteur sieht fragend auf. „Eduard Brasch. Der Gründer der Firma Eduard Brasch."
„Ach so, ja natürlich!" hastet Lembke und möchte sich vor die Stirn schlagen.
„Fünfzigjähriges Geschäftsjubiläum, soviel ich weiß. Wir müssen zu dem Tag was Passendes in den Spalten haben, und ich meine, Sie könnten sich da sozusagen die Sporen verdienen. Ich denke an eine hübsche Zusammenstellung, eine Art Tatsachenbericht, 'n paar Interviews eingeflochten: Wie sie wurden! Nämlich die großen und größeren Unternehmen unserer Stadt, unserer Gegend..." Er lehnte sich zurück und sah auf. „Können Sie das?" Lembke nickte, bereits zappelnd vor Startfieber.
Der Chefredakteur blickte ihm nach. Wie der Junge nun lostürmen wird. Zwanzig Jahre —! Sieben Jahre behütete Kindheit in einem Witwenhaushalt, dreizehn Jahre in den Hürden diverser Schulen, deren Krippen Ideale und Gläubigkeiten aller Art verfüttern... Und nun zum Loslassen hierhergegeben. Na, schlimmstenfalls war da der Papierkorb.
Die Gediegenheit der Büropaläste strömte über alle Sinne in Lembkes Seele hinein, erfüllte ihn mit Ehrfurcht vor den Gewalten, die hinter allem stehen mußten, und weckten erhebend eine Erkenntnis, was er selbst für ein Kerl war, daß er hier über teppichbelegte Korridore in die heiligen Direktionsbezirke schreiten durfte.
Er wunderte sich in eine tief befriedigende Genugtuung hinein darüber, daß hinter hochtönenden Titeln wie „Propagandaleiter" auch nur ein spießbürgerlicher Mann, ein smarter Junge, oder sonst ein richtiggehender Mensch steckte, der in jedem Falle mit guten Zigarren, gemäßigten Scherzen und geradezu schrankenlosen Auskünften entgegenkam.
Aus allem Gehörten, Gesehenen und Gelesenen aber wuchsen die Bilder der eigentlichen Machthaber ins Gigantische. Sie hielten sich wohlverschanzt hinter Polstertüren, aber mit größter Offenheit ließen sie mündlich und in Broschüren ihre Geschichte berichten, wie sie aus dem Nichts, durch Fleiß, Energie, Klugheit und alle menschliche Tugend sich hinaufgearbeitet hatten.
Ein Olymp markiger Gestalten erstand um Lembke, während er zu nächtlicher Stunde in genialem Telegrammstil die auftürmende Wucht der Geschehnisse schilderte, aus welchen die großen Firmen hervorgingen.
Die Krönung des Ganzen aber sollten nun einige Interviews mit den Gründern solcher Firmen bilden.

Allein die Polstertüren erwiesen sich als unüberwindlich. Kalte Schultern drohten ihn zurückzustoßen in Unbedeutendheit und Winzigkeit. Aber Lembke biß die Zähne zusammen. Es durfte kein Unmöglich geben. Er griff zum Adreßbuch und notierte sich die Privatwohnungen. Andern vormittags stand er am Zaun eines Landhauses. Mit Herzklopfen und gepreßten Kinnbacken. Wenn nur dieser verdammte Gärtner nicht gewesen wäre, der schon immer öfter und länger die Heckenschere sinken ließ, um herüberzublicken!
Kurz entschlossen klinkte er die Gartenpforte auf und trat ein. Der Gärtner hielt inne und ließ ihn mißtrauisch näherkommen. Aber Lembke ging ebenso gerissen wie großzügig vor. Er zückte ein Silberstück. „Wollen Sie sich einen Taler verdienen?" Der Alte blickte ungewiß.
„Sagen Sie mir nur, wie ich Direktor Brasch persönlich sprechen kann!" forderte Lembke. Der Gärtner kratzte sich unter dem breitrandigen Strohhut. „Weeß ick, watt Sie wollen?"
„Ein Interview!"
„Hä—?"
„Eine kleine Unterredung, ich bin von der Zeitung."
„Scheene Pleite, alles verreist." Der Alte spuckte in die Hände und griff zu einem Rechen. Lembke stand ratlos und erschüttert.
„Is 'n dett so wichtich?" erbarmte sich der Alte.
In einem Aufwall einsamer Verzweiflung erklärte ihm Lembke restlos die Lage.
„Ja", sagte der Alte, „die Brüder kenn' ick ja nu alle zusammen wie meine Westentasche. Die sind ja damals alle mitnander ruffjeschwommen wie die Fettoogen uff de Bouillon. Der Schlossermeester Brasch is durch seinen Jesellen Müller hochjekommen, der die Kühlmaschine erfunden hat, Biller is durch 'ne reiche Frau zu sein Jeschäft jekommen, un der Teppichschmidt hat mit die kleenen Hausweber anjefangen, die so jut wie umsonst jearbeitet haben. Un so haben se alle eben watt jejründet, wie ja heute ooch noch ville watt anfangen, nich wahr."
„Aber es hat doch unerhört viel dazu gehört, die Unternehmen derart auszubauen!" entgegnete Lembke.
„Och Jott", der Alte rieb nachdenklich seine Nase, „wie dett damals so jing. Alles hat jebaut wie die Wilden, die Menschen ham sich vamehrt wie die Kanickeln, die Jroßstädte sind wie die Pilze uffjeschossen, — und die Menschen haben immer jrößere Ansprüche jemacht; — een Keil treibt 'n andern, — det Janze is jewachsen wie uff Hefe; — un watt da an 'ne jute Ecke jepflanzt war, det is eben mitjewachsen, ob et wollte oder nich."
Lembke wehrte die Ernüchterung ab. „Aber Technik, Organisation, die Maschinen, — die künstlerische Ausgestaltung, der Geschmack da überall —! Dazu gehören doch Kenntnisse! Bildung!"
Der Alte winkte ab. „Na, dafor jibt's doch Leute, die sowatt machen. For Jeld kann ick 'n Deubel danzen lassen, nich wahr."
Lembke sah sich um. „Wenn Herr Brasch Sie so hören würde!"
„Na, watt denn?" meckerte der Alte vergnügt. „Ick wer' doch vor mir selber keene Angst haben, wa?"

Lieber Simplicissimus

(Zeichnung O. Nückel)

Bei Professor Bumshagen, Facharzt für konstitutionelle Neurasthenie, war ein neues Mädchen angetreten. Einmal beklagt sich die Frau Professor bei ihrem Mann: „Sonst bin ich mit dem Mädchen sehr zufrieden, wenn sie nur endlich das von mir schon so oft gerügte Türenknallen lassen könnte."
Der Professor begütigt: „Du kannst von dem Mädchen nicht verlangen, daß sie sich in diesem Punkte so schnell ändert, es bedarf dies einer langen seelischen Beeinflussung; denn wie dir ja bekannt ist, war ihr Vater Eisenbahnschaffner."

„Stein"reich aber wasserarm ist die Schwäbische Alb. Als man um die Jahrhundertwende daran ging, die aus gesundheitlichen Gründen höchst notwendige Wasserversorgung durchzuführen, was den einzelnen Gemeinden nur mit Unterstützung des Staates möglich war, kam auch wieder einmal der Oberamtmann mit dem Schultheiß eines Dorfes nach Stuttgart, um bei der württembergischen Regierung einen Zuschuß zu beantragen. In bewegten Worten schilderte der Oberamtmann dem Minister, daß der Bau einer Wasserleitung nicht mehr zu umgehen sei. Als er fertig war, wandte sich der Minister an den Schultheiß mit den Worten: „Na, Schultes, ischt's denn wirklich so schlimm mit dem Wasser?", worauf der Schultheiß treu und bieder erwiderte: „Wisset Se, Herr Minister, für d' Leut däd's no, aber 's Vieh sauft's nemme!"

*

Auch die kleinen Seiten des Lebens wollen beachtet sein. Bübchen hatte sich in seinem Kinderwagen rechtzeitig gemeldet. Pappi, etwas geniert durch die sehr belebte Straße, wartete mit dem leeren Gefährt zwei Häuser weiter. Mutti rüstete das Nötige ab, trat an den nächsten Straßenbaum, hielt Bübchen ein Weilchen hoch — und rüttelte dann, zum Abschluß, das kleine Körperchen ein paarmal energisch hin und her.
Ein alter Herr ging grade vorbei. Er mußte wohl früher Apotheker gewesen sein. „So ist's recht, kleine Mutti", sagte er freundlich, „nach dem Gebrauch gut schütteln!"

Die delikate Frage

Der Finsterwalder Bauer zählte seit kurzem zu meinen Mandanten, und ich war sehr erfreut darüber; denn er war einer von den Schwersten. Seine Frau hatte auf Scheidung gegen ihn geklagt, wegen Ehebruchs mit der Nandl. Die Nandl hatte man nicht mehr als Zeugen hören können, sie war gestorben, ganz kurz vor dem Vernehmungstermin; von der Tenne gestürzt. So etwas kommt vor im bäuerlichen Leben. Der Finsterwalder war ganz unschuldig daran, war in der Stadt gewesen am selbigen Tag, wo sie das Heu eingefahren hatten und der Nandl der Fehltritt passiert war. Den auf der Tenne meine ich. Der Bauer hatte Widerklage erhoben gegen die Bäuerin, und ihr ließ sich allerlei nachweisen, was mit einem streng ehelichen Leben nicht gut vereinbar ist. Seine Sache stand also nicht schlecht. Der letzte Termin war herangekommen, und ich hatte meinen Mandanten noch einmal genau instruiert, bei der Wahrheit zu bleiben. „Woll, woll, Herr Doktor! Ich hab immer die Wahrheit gesagt. Ich hab nie nix gehabt mit der Nandl." Und dabei blieb er auch vor den Richtern. Die aber hatten so ihre Verdächte, die sich auf allerhand Redereien im Dorfe stützten, ohne daß jemand gerade etwas Bestimmtes sagen konnte. Aber der alte Präsident am Landgericht in Fiedhausen, der der Zivilkammer vorsaß, war kein heuriger Hase. — „Da gehen Sie einmal her zu uns, Finsterwalder", sagte er im wohlwollendsten und väterlichsten Tone zu meinem Schützling. „Ihre Ehe wird ja wohl geschieden werden, ich muß nur noch ein paar formelle Fragen an Sie richten, weil das Gesetz es halt so vorschreibt. Wann haben S' denn geheiratet?" — „Am 10. Oktober 1912." — „Und wo?" — „In Mindelberg." — „Wieviele Kinder?" — „Drei." — „Und wann war der letzte intime Verkehr?" — Da kratzte sich der Bauer am Kopf und sprach verlegen: „Mit welcher moanen S' jetzt, Herr Präsident?" — Der Gerichtsschreiber lachte laut und ungebührlich, und mein Prozeß war verloren.

U. Sch.

Sachverständig

(R. Kriesch)



„Was wohl so ein schwerseidenes Hemd kostet?" — „Wieso, w a s kostet? . . . W e m kostet? . . ."

Der Jäger

(Wilhelm Schulz)



Ging früh ein Mägdlein durch den Tann,
Kam da ein junger Jägersmann.
Erzählte ihr von Wolf und Bär,
Von Räubern die da kommen her,
So daß ihr könnt ein Leid geschehn,
Wenn er nicht würde mit ihr gehn.

Das Mädchen lacht ihm ins Gesicht:
„Was du da sagst, das glaub ich nicht,
Ich geh viel sicherer allein,
Mag manchmal auch ein Häher schrein,
Kein Räuber kommt, kein Ungetier,
Und hab ich Angst, ist es vor dir!

Wer weiß, was unterm grünen Hut
An meiner Seit dir steigt zu Mut?
Und dein Geleit', das kenn ich schon,
Auch was dafür du willst zum Lohn!
Sollt mich das auch ein Stündlein freu'n,
Tät's hinterdrein mich doch gereu'n."

Wilhelm Schulz

„... oder Lia ... oder Cora ...“

Von

Riccobaldi del Bava

„Es war mein ganzes Erspartes!“ sagte Professor Epifanio Scartabella (zu deutsch Epiphanius Bücherwurm), und lief aufgeregt im Zimmer auf und ab. „Es war der Fonds für die Sommerreise! Das Geld für unsere Garderobe! Die Miete! Das Theaterabonnement! Alles war berechnet! Bis auf den letzten Pfennig! Dreitausend Lire! Das ist doch keine Kleinigkeit ...“

Coralla, seine Frau, zuckte mitleidig die Achseln. Sie versuchte, ihn zu trösten. Aber Epifanio wollte nichts davon wissen.

„Ich hatte die Mappe ganz fest untern Arm geklemmt“, wiederholte er zum dreiundzwanzigsten Male, „unter den linken Arm, ganz fest, und bin lediglich von unserem Haus bis zur Tram gegangen. Ich habe mich ins Innere des Wagens gesetzt und die Zeitung gelesen. An der Universität bin ich ausgestiegen, und in der Wandelhalle merkte ich, daß ich meine Mappe nicht mehr hatte.“

„Du hättest sogleich das Depot der Straßenbahn antelephonieren sollen.“

„Das habe ich ja! Aber es ist nichts abgegeben worden. Wer gibt heutzutage dreitausend Lire ab! Und doch ... Ich zum Beispiel ‚tät‘ es.“

„Ja, du! Es sind aber nicht alle so dumm. Und nun wartest du darauf, daß dir dreitausend Lire vom Himmel kommen?“

Epifanio hielt in seinem Spaziergang inne.

„Ja, was soll ich denn tun als abwarten?“

Und als könnte sie ihm Rat geben, blickte er erwartungsvoll das Dienstmädchen an, das im Türrahmen erschien. Das Mädchen meldete aber nur: „Ein Herr möchte den Herrn Professor persönlich sprechen.“

„Das fehlte gerade noch“, grollte Epifanio, „daß jetzt noch jemand zu mir kommt! Wer ist es denn? Wie heißt er?“

„Das hat er nicht gesagt“, antwortete das Dienstmädchen in tiefer Unschuld. „Aber es ist ein feiner Herr! Einen langen Mantel hat er an, und unter dem Arm eine schöne Mappe ...“

Noch ehe sie diese Worte zu Ende sprechen konnte, stürmten Frau Coralla und der Professor an ihr vorbei zur Korridortür.

„Bitte, treten Sie ein! Treten Sie näher! Bitte schön! Bitte hier! Diese Tür, wenn ich bitten darf!“ Der vornehme Fremde brachte tatsächlich die Mappe mit den dreitausend Liren. Er lächelte edel und sagte:

„Ich fand sie in der Tram. Sie stand unter einem Sitz. Und da die darin enthaltenen Papiere den Besitzer nannten, habe ich mir erlaubt ...“

Epifanio und Coralla nahmen ihm unter entzücktem „Ah!“ und „Oh!“ die Tasche ab, und Epifanio bat: „Bitte, sagen Sie uns doch, womit wir uns Ihnen erkenntlich zeigen können! Wir sind Ihnen ja so unendlich verpflichtet ...“

Aber der Unbekannte wehrte ab.

„Oh, ich habe nichts getan, als was meine Pflicht war. Das hätte doch jeder anständige Mensch getan.“ Und dann stellte er sich vor: „Rutilio Benavente, Ingenieur“.

Welch herrlicher Name, dachte Coralla, sicherlich stammt seine Familie aus Spanien.

Als sich der Ingenieur nach einem angeregten Gespräch über Wetter, Zeitläufte, Politik und die mannigfaltigen Tücken und Glücksumstände des Geschicks verabschiedete, sagte Epifanio:

„Ach, bitte, wenn Sie nichts Besseres vorhaben, besuchen Sie uns einmal wieder! Ja, ich möchte Sie geradezu bitten: Besuchen Sie uns recht oft!“ Und Coralla schloß sich dieser Bitte mit einem holdseligen Lächeln an.

*

Seit jenem Tage besuchte Rutilio den Professor und Frau Coralla oft. Es kam so weit, daß man in dem Hause Scartabella ohne den Ingenieur Rutilio Benavente nicht mehr leben konnte. Worum es sich auch handelte, der Professor sagte stets: „Hören wir, was Rutilio dazu sagt!“

Und Frau Coralla fügte dann meist hinzu: „Benavente wird es sicher für richtig halten.“

Und wenn Frau Coralla Klavier spielte, glaubte der Professor zu bemerken, daß sie seine Lieblingsstücke noch niemals mit soviel Gefühl vorgetragen hatte.

„Weißt du“, sagte er zu Rutilio, den er jetzt du nannte, „seit du bei uns aufgetaucht bist, ist eine ganz andere Atmosphäre in unserem Hause; viel frischer, viel lebhafter, weißt du ...“

Und Benavente warf einen stolzen, heiteren Blick auf den Professor, indes seine weiße Aristokratenhand graziös das Notenblatt umwendete und Frau Corallas Finger sich mit betontem Ausdruck in die Tasten drückten.

Benavente war Junggeselle. Er lebte, ohne eigenes Heim, bald in der, bald in jener Pension. „Wie ein Vagant“, pflegte er zu sagen. Epifanio hätte ihn gern in sein Haus genommen. Er hegte nach dem großen Beweis seiner Ehrenhaftigkeit ein tiefes Vertrauen zu ihm. Aber was würden die Leute sagen! Es ging nicht. Es ging nicht wegen seiner Frau. Wegen der Moral. Wegen des guten Rufes. Aber um den guten Freund gleich bei der Hand zu haben, beabsichtigte Epifanio, ihm ein Zimmer nebenan zu mieten, das in den nächsten Tagen frei werden sollte.

Rutilio zog in das Zimmer nebenan. Ein breites Fenster ging auf die Terrasse, die halb zum Hause des Professors, halb zum Nebenhause gehörte. Eine üppige Hecke Jasmin, in grünen Holzkästen gezüchtet, trennte die beiden Teile wie ein Zaun. Der starke Duft der Blüten wehte in Rutilios Zimmer. Mond und Sterne leuchteten sanft. Es war eine wundervolle Nacht.

Bei Scartabella stand die Tür zur Terrasse offen. Coralla saß am Flügel, indes der Professor, noch über den Teller gebeugt, die Serviette um den Hals gebunden, an einem Knochen nagte. Man hatte zu Abend gegessen. Coralla kümmerte sich nicht im mindesten um ihren Mann. Sie spielte. Leidenschaftlich. Hingebungsvoll.

Da rief Rutilio von der Jasminhecke her:

„Sie spielen himmlisch ..!“

Und zugleich rief Epifanio:

„Ah, du bist schon eingezogen?! Komm doch herüber zu uns! Was tust du so allein?“

Aber ach, eines Morgens war die Jasminhecke kläglich zugerichtet! Die Zweige hingen herab, gebrochen und abgerissen, und zahllose weiße Blüten lagen am Boden.

„Was ist denn hier los?“ fragte Epifanio.

„Das werden die Katzen gewesen sein“, meinte das alte Dienstmädchen.

„Die armen Blüten!“ sagte Coralla, und das Blut schoß ihr in die Wangen.

„Ach, das war nicht absichtlich!“ stammelte Epifanio, der sich für seine Katzen verantwortlich fühlte.

„Nein, das war nicht absichtlich“, wiederholte Coralla und brach in helles Gelächter aus.

Epifanio blickte sie ratlos an. ‚Was ist das nun wieder?‘ dachte er traurig. Und tief besorgt fragte er: „Warum lachst du, Coralla?“

Sofort hörte sie auf zu lachen und sagte gereizt: „Merk dir doch endlich, daß ich nicht Coralla genannt sein will! Ich heiße Coralia. Nenne mich Lia! Oder Cora!“

‚Sie ist verrückt geworden‘, dachte der Professor, und brummig antwortete er:

„Das schickt sich nicht. Ich habe dich von jeher Coralla genannt und werde es auch weiterhin so halten.“

Sie ging und schloß sich in ihrem Zimmer ein.

Zu Mittag klopfte der Professor vorsichtig an. Coralla öffnete und kam fröhlich wie ein Kind zu Tisch. Sie trug ein helles, tief ausgeschnittenes Kleid. An ihren Handgelenken klirrten kokette Armbänder. Sie sprach viel und über ganz belanglose Dinge. Plötzlich erklärte sie:

„Weißt du, eigentlich ist Epifanio nicht der richtige Name für dich. Ich werde dich Palinsesto nennen.“

‚Sie hat die Namenswut‘, dachte der Professor entsetzt.

Und am Abend vertraute er sich Rutilio an, während Coralla wie Quecksilber im Haus hin und her lief.

*

Und dann kam das Äußerste, Letzte.

Die Nachricht davon ereilte den Professor in der Wandelhalle der Universität, fast an gleicher Stelle, an der er seinerzeit den Verlust der Mappe bemerkt hatte. Ein Kollege kam auf ihn zu und rief vergnügt:

„Nun, Scartabella, auch wieder Junggeselle?“

Und als Epifanio das nicht verstand, sagte der Kollege:

„Warum warst du denn nicht mit auf dem Bahnhof?“

Was Epifanio noch weniger verstand.

Nach vielem Hin- und Herreden bekam er schließlich heraus, daß seine Frau in Begleitung eines Herrn mit dem Romexpreß auf und davon war. Immerhin hatte er noch so viel Geistesgegenwart, zu stammeln:

„Ja, richtig, ich hatte vergessen, daß sie nach Palermo wollte ... ja, in Begleitung meines Vetters ... Sie kommt dieser Tage wieder zurück.“

Dann stürzte er davon, sprang auf die Tram und fuhr nach Hause.

„... oder Lia ... oder Cora ...“, summte ihm in den Ohren.

Zu Hause schrie er das Mädchen an: „Meine Frau? Wo ist meine Frau?“

„Ich weiß nicht. Sie sagte, sie wolle auf ein paar Tage verreisen. Aber sie hat den großen Koffer genommen ...“

Er wollte zur Terrasse stürzen, Rutilio rufen. Da sah er auf dem Schreibtisch einen Brief liegen. Einen Brief von ihrer Hand. Einen Abschiedsbrief. Der Brief war lang und weitschweifig. Sie sei eine unverstandene Frau, schrieb Coralla. Sie sei all die Zeit gezwungen gewesen, den Staub alter Bücher einzuatmen und an der Seite eines Mannes zu leben, der selber so vertrocknet und verstaubt wie ein altes Buch wäre. Sie fordere ihr Recht auf Liebe, schrieb sie.

‚Verwünschtes Buch!‘ dachte Epifanio.

„Verzeih mir, daß ich dir diesen Schmerz antue, antun muß“, schrieb Coralla weiter, „ich kann nicht anders! .... Lia.“

‚oder Cora‘, dachte Epifanio wieder.

Mühselig schleppte er sich ins Eßzimmer, wo das alte Mädchen für ihn gedeckt hatte. Einsam löffelte er die kalte Suppe.

‚Da ist nichts zu machen‘, dachte er, als er ein wenig beruhigt war. ‚Da ist nichts zu machen ... Abwarten ... nur abwarten ... Er ist ja ein ehrlicher Mensch ... Er hat damals die Mappe zurückgebracht ... Vielleicht ... eines Tages .. ganz unerwartet ... bringt er ... auch ... Coralla ... zurück ... Er ist ja ein ehrlicher Mensch ...‘

(Autorisierte Übersetzung a. d. Italienischen von Thea Welde)

Des Nußbaums Klage

Von Ratatöskr

Nüsse trug ich viele Jahre;
in der Schale stak der Kern.
Und man knackte diese Ware,
wenn sie auch nicht grad modern.

Andre Zeiten, andre Süchte.
Manches ging dabei perdü.
Viel gefragt sind weich're Früchte;
man verschlingt sie sonder Müh'.

Keiner mag mehr Nüsse knacken.
Denn trotz Gurgelns mit Odol
ist das Zahnwerk seiner Backen
— nein, der ganze Kerl ist hohl!

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. I. VJ. 37. 20434. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Das Kind aus seiner Klasse

(Olaf Gulbransson)

„Stell dir vor, Erika, mein Schulfreund Albert will mich besuchen, weißt du, der Albert, ein entzückendes Kerlchen, ganz zart mit blondem Schopf, mit einem Kieler Matrosenanzug und so schlank und zierlich. Der wird dir gut gefallen!"

„Hohoho, Emil, altes Roß, du hast dich aber gar nicht verändert!"

Lügengeschwader der Komintern (Erich Schilling)



„Nachdem unsere Bombengeschwader nicht die erhoffte Wirkung gehabt haben, greifen wir wieder auf unser altbewährtes Kampfmittel zurück!“

München, 4. Juli 1937
42. Jahrgang / Nummer 26

REISE UND ERHOLUNG

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Hab' Sonne am Herzen!

(K. Arnold)



„Gefällt dir mein Kostüm nicht? Ist doch modern und s o o luftig!"
„Das schon, aber ich glaube, z u viel Luft steht nicht jeder Dame . . ."

Urlaub / Von Ratatöskr

Da hättest du denn also Ferien
und bummelst faul durch Feld und Wald.
Was schiert dich Moskau und Iberien,
was Lebensstandard und Gehalt?

Die Sonne scheint, und für Ernährung
sorgt der dir zugewies'ne Stall.
Und suchst du Wonne und Belehrung
— ein Radio gibt's überall.

Im friedlichen Bereich des Landes
bewege dich vergnügt durchs Heu'
und freue dich des goldnen Sandes,
den Gott dir in die Augen streut!

Ran an die Natur!

Reise und Erholung gehören zusammen wie Max und Moritz, wie Léon und Blum, wie Castor und Pollux. Ausgenommen sind hiervon nur die Dienstreisen, die Geschäftsreisen, die Forschungsreisen, nach deren Beendigung sich man erholen muß, indem man sich in sein Zimmer einsperrt, die Vorhänge herunterläßt und alle neuen Eindrücke streng vermeidet. Aber das sind nur Ausnahmen. Der normale Mensch flüchtet zur Erholung in die Natur. Diese Natur darf meistens nicht in konzentriertem Zustande vorhanden sein, sie muß verdünnt werden, leicht gewürzt, wie ganz reiner Alkohol nur den wenigsten als Genußmittel zusagt.

Zur Verdünnung benutzt man Strandkörbe, Kurpromenaden, Sommerfeste mit Lampions und was sonst der Kurverwaltung an Zusätzlichem noch einfällt, das die scharfe unverschnittene Natur verdaulich und bekömmlich macht. Der Busen der Natur, an den wir zu flüchten pflegen, muß erst ordentlich angemacht sein. Grüne Blätter ohne Essig und Öl, ohne Pfeffer und Salz sind noch kein Salat. Reine Rohköstler der Natur gibt's wenige, und eine schöne Aussicht wird durch Forelle blau nicht verdorben.

Die Natur beginnt schon während der Eisenbahnfahrt in die Sommerfrische ihr gebieterisches Recht zu fordern, die wilde ungebändigte Natur. Sie äußert sich hier vorerst in der Form von Rehen. Leute, die sich sonst im Abteil nicht miteinander unterhalten, rufen einander den Schlachtruf „Rehe" zu und deuten dabei hinaus ins Ungewisse. „Dort hinten am Waldrand, zwei, vier, sieben Stück." Du mußt hinaussehen, und es wird dir erklärt, daß die kleinen braunen Flecke irgendwo da hinten im Gras ein Rudel Rehe sind. Wenn erst einmal jemand im Abteil Rehe gewittert hat, gibt's kein Halten mehr. Alle entdecken Rehe, mal links, mal rechts. Die Mitreisenden sind in ständiger Bewegung von links nach rechts, um das Vorhandensein der braunen Fleckchen dem Entdecker zu bestätigen.

Es empfiehlt sich durchaus, die Rehe auf ersten Anhieb auch zu erkennen, sonst wird dir sehr genau ihre Position erklärt, und der Rehfinder ruht nicht eher, als bis du ihm Stück für Stück bestätigst. Am besten ist es, du beginnst selbst mit diesem Gesellschaftsspiel und zeigst bald nach Verlassen des Heimatbahnhofes irgendwo hinein in die Landschaft und rufst „Rehe!". Je eher dieses Spiel begonnen wird, desto schneller hört es auf. Nach einer Stunde kräht kein Hahn mehr nach einem Reh und dein Schlachtruf würde ebenso wirkungslos verhallen wie wenn du bei einer Fahrt über den Berliner Kurfürstendamm aus der Straßenbahn hinausdeutetest und „Omnibusse!" riefest.

Omnibusse gehören außerdem gar nicht zur ungebändigten Natur, was bisweilen von verhärteten Fußgängern bezweifelt wird.

Im Hochgebirge werden die Rehe aufs glücklichste durch Gemsen ersetzt. Sie „sichern" und „äsen" zumeist, wie der Fachmann mit Hilfe des festmontierten Fernrohrs feststellt. Wenn du dann selbst an die eingestellte Röhre genötigt wirst, gibst du deiner Naturnähe durch die Worte: „Jawohl, ganz vorn ein starker Bock!" nachhaltigen Ausdruck. Auch kannst du deine Ansichtskarten an Familie und Stammtisch leicht mit dem Schlußsatze verzieren: „Wir haben viele Gemsen gesehen". Manche bringen es fertig, zu berichten, sie seien an die Gemsen bis auf zehn Schritt herangekommen, natürlich gegen den Wind. Diese taten dann auch das, was ihre naturwissenschaftliche Pflicht ist, sie ästen und sicherten. Mucksmäuschenstill aber muß man sich dabei verhalten; denn nach einem Gentlemen Agreament zwischen Gams und Mensch ist in solchem Fall für beide Teile nichts zu fürchten. Unter den Gemsen ist das allerdings noch nicht allgemein bekannt. Hier täte Aufklärung bitter not.

Aussichtspunkte sind schwer zu verfehlen, sie bestehen häufig aus einer Lichtung im Gehölz der Wegweiser. Am August-Schuster-Blick haben Dankbare der Landschaft und diesem in Gestalt einer jede Saison neu gestrichenen Bank ein Denkmal für ziemlich lange Zeit gesetzt. Hier finden namentlich die Familienmütter passende Gelegenheit, die Aussicht auf die fernen Berge und die nahe Speisenfolge, die wirklich nicht teuer für drei Mark fünfzig Pensionspreis ist, zu erörtern. „Wir haben's gestern überhaupt nicht schaffen können", nämlich nicht die fernen Berge, sondern den Kalbsbraten mit Leipziger Allerlei.

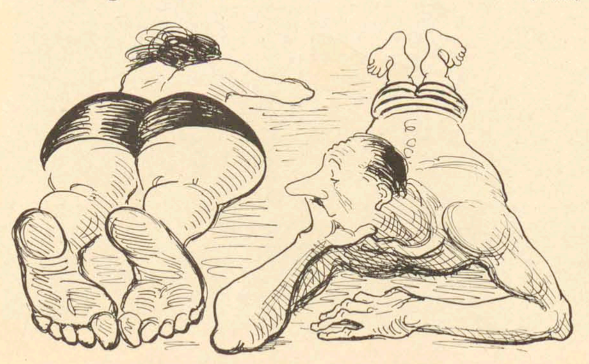
Sowas erholt ungemein und vermittelt neue Eindrücke.

Die Betten gehören zwar nicht zur Natur, aber sie sind Gegenstand der ihr verwandten Volkskunde. O, was gibt es da für Möglichkeiten, den erquikkenden Schlaf zu suchen und manchmal zu finden. Wie erfindungsreich sind die Gastgeber, vom hochgetürmten Kissenmassiv, das du auf dir balancierst wie der Herkules die Weltkugel, bis zum leichten Wolläppchen, mit einem Leinentüchlein unterlegt. Du wirst dieses, wenn du morgens aufwachst, als Halstuch um deine Gurgel geschlungen finden.

Ach, Reisen bildet doch sehr! Foitzick.

Strandgedanken

(Fr. Bilek)



„Weißt du, Mathilde, der Mensch ist von Natur eigentlich schön, nur durch die Kleidung wird er entstellt."

Am Fluß

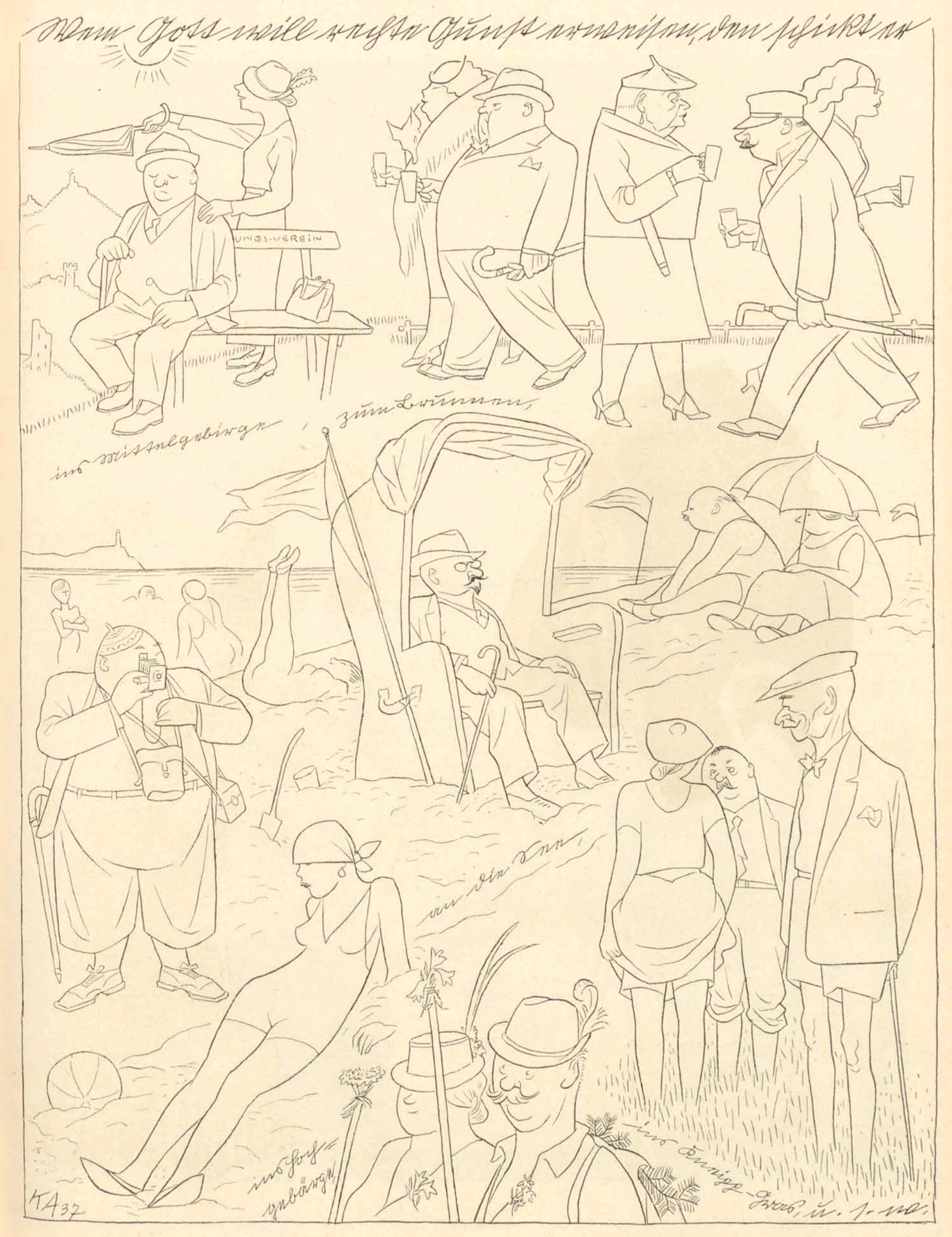
Von Georg Britting

Das Wasser plätschert am Uferstein.
Lausche nur drauf: das ist
als ob einer aus einer Flasche den Wein
in ein Kelchglas gießt.

Das Algenfloß schau!
Wie aus grünem Haar,
wie aus dem Haar einer Wasserfrau!
Und wie es zittert und bebt
von der Kühle, die tief auf dem Stromgrund war,
und nach oben strebt!

Unruhig verlangend, verwurzelt im Stein,
an den jede Welle schlägt,
ist es lüstern, zu reisen, doch kann es nicht sein,
weil keine flußabwärts ins Brausen trägt . . .
Jede Welle nur schüttelt und hebt
das Haar, grünwallend gewebt,
der Nymphe, die trauernd im Kühlen hier lebt.

(K. Arnold)


Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er
ins Mittelgebirge,
zum Brunnen,
an die See,
ins Hochgebirge
u. s. w.
KA 37

Im bayerischen Gebirge

(E. Thöny)



„So'n Rejenwetter wäre jarnich so schlimm, wenn man nich so echt verkleidet 'rumloofen müßte!"

DER LETZTE RAUSCH . . .

EIN REISE-ERLEBNIS

VON

GUNNAR GUNNARSSON

Auf Reisen kann man die sonderbarsten Menschen treffen — ganz abgesehen von denen, die erst auf Reisen sonderbar werden, weil sie es nicht vertragen können, aus ihrem täglichen Trott zu kommen, während sie im Alltag zu den Normalsten unter den Normalen gehören.

Auf einer Fahrt nach Island lernte ich einen Landsmann kennen, der durchaus der ersten Gruppe angehörte.

Unsere Bekanntschaft begann damit, daß wir — bis zu diesem Augenblick ohne Ahnung von unserem gegenseitigen Vorhandensein — zu unserem Ärger entdeckten, daß man uns eine Doppelkabine angewiesen hatte. Wir waren beide in gleicher Weise empört darüber, beide in gleicher Weise unliebenswürdig und beide gleich eifrig bestrebt, den Schaden wieder gut zu machen und Einzelkabinen zu bekommen — was dann auch gelang.

Kaum waren wir von dieser uns beiden gleichermaßen unwillkommenen intimen Reisegesellschaft glücklich befreit, da schlug — ich weiß nicht auf Grund welchen Gesetzes — die gegenseitige Abneigung, mit der unsere Bekanntschaft begonnen hatte, in gegenseitige Zuneigung um.

Jedenfalls war ich angenehm überrascht, als ich beim ersten Frühstück im Sund draußen vor Helsingör entdeckte, daß ich den mir zugedachten Kabinengenossen als Tischnachbarn bekommen hatte. Und sein freundlicher stummer Gruß beim Niedersetzen gab mir Veranlassung, zu glauben, daß auch er nicht unzufrieden war.

Die so erwachte gegenseitige Schätzung nahm mit jeder Mahlzeit zu; denn wir merkten schnell, daß wir, ohne einander zu kränken, während des Essens vollständiges Schweigen bewahren konnten, wenn wir nicht zum Plaudern aufgelegt waren.

Es war eine stille, ungewöhnlich angenehme Reise. Als wir allmählich dahinterkamen, daß wir uns gegenseitig die Weinmarke ablauerten, machten wir mit ein paar Worten und einem leisen Lachen aus, unseren Wein zum Essen gemeinsam zu bestellen. Von diesem Augenblick an tranken wir uns schweigend zu, wenn wir unser Glas leerten.

Das einzige Gespräch, dessen ich mich erinnere, fand erst am letzten Reisetag statt.

Mein Tischnachbar prüfte mich mit ernstem Blick und sagte zu meiner Überraschung: „Machen Sie sich etwas aus gemischten Schnäpsen?" Seine Miene war ernstlich bekümmert, und seine Frage wurde mit einer Feierlichkeit gestellt, als handle es sich um mein Glaubensbekenntnis.

Ich mußte unwillkürlich lächeln, und zum ersten Male lächelten wir uns an. „Mixed drinks", erwiderte ich lächelnd, „oh yes!"

Ich erhielt die Aufforderung, mich später am Abend in seiner Kabine einzufinden. Und nach dieser unvorschriftsmäßigen Unterbrechung der bei unseren Mahlzeiten sonst üblichen Schweigsamkeit wendeten wir uns beide wieder ernsthaft dem Essen und des „Kellermeisters" herbstem Burgunder zu.

Zum verabredeten Glockenschlag klopfte ich an die Tür meines Freundes — wir durften uns jetzt wohl, trotz all unserer Schweigsamkeit, nahezu als Freunde betrachten — und auf sein gedämpftes „Herein!" zog ich den Vorhang beiseite und trat in die kleine Tür.

Auf der Waschtischplatte, dem einzigen Tisch in der Kabine, standen zwei Gläser mit einem Getränk, dessen Färbung am ehesten an milchigen Opal erinnerte. Mit einer Handbewegung und einem undeutlichen Murmeln wurde ich eingeladen, auf dem Sofa Platz zu nehmen, und dann wurde mir das eine Glas überreicht. Ich erhob mich, wir tranken — schon der Duft hatte mein Herz sogleich andächtig gestimmt. Und der Geschmack brachte keine Enttäuschung. Der erste Schluck glitt durch die Kehle und hinterließ ein schwaches, seltsames Brennen — und einen Augenblick später war mein Körper kein Körper mehr, oder richtiger: nicht dieser schwere Klotz von Körper, den ich sonst täglich mit mir herumschleppe. Alle Schwere schwand unmerklich, sie versank gleichsam, und übrig blieben nur Nerven, Gedanken und Gefühle.

Mein Freund stand auf und trank, an die Kante des Bettes gelehnt. Wenn er trank, spiegelten seine Züge einen fast verzweifelten Drang, etwas zu schmecken und gingen endlich in eine Grimasse der Enttäuschung über.

Als ich mein Glas geleert hatte, waren alle meine Sinne — so fühlte ich es — bis zum äußersten geschärft und mein Gemüt in einem Zustand von Frieden, Klarheit und Wunschlosigkeit — vielleicht der angenehmsten Stimmung, die man überhaupt erreichen kann.

Mein Freund entnahm einer Reisetasche mehrere Flaschen und schickte sich an, ein neues Glas zu mischen, ich aber bat, mit einem warmen Dank für das erste Glas, ablehnen zu dürfen. „Von dem da genügt mir ein einziges Glas", antwortete ich lächelnd auf seine fragende Miene. Er stand einen Augenblick mit der Flasche in der Hand und sah mir forschend ins Auge. „Sie sind ein glücklicher Mensch", sagte er dann kopfschüttelnd und mischte sich ein neues Glas.

Einige Augenblicke grübelte ich darüber nach, ob es wohl meinen Freund kränken könnte, wenn ich meinem Bedürfnis nach Einsamkeit nachgäbe und mich zurückzöge. Und als habe er meine Gedanken gelesen, nickte er mir mit seinem traurigen, krampfhaften Lächeln zu.

Ich ging an Deck und schlenderte nach vorn. Ich wußte, dort konnte ich mich zu dieser Zeit ungestört aufhalten.

Unter dem nächtlichen Himmel glitt das stille Schiff über die dunkle Meeresfläche hin. An Steuerbord türmte sich die Masse des Landes dunkel empor. Ich stand dort oben und genoß alles, was ich sah, mit einer gesteigerten Freude: daß ich lebte, atmete, da war.

Das nagende Gefühl von Vorläufigkeit und Unsicherheit, von der kalten Härte der Natur und der argen Treulosigkeit des Lebens war in diesem Augenblick aus meinem Gemüt wie fortgeblasen. Ich war in dieser Stunde wirklich — wie mein Freund gesagt hatte — ein „glücklicher Mensch". Ich fühlte mit der seligen, unverbrüchlichen Sicherheit des Berauschten, daß meine eigentliche Heimat Raum und Unendlichkeit waren — nicht mehr und nicht weniger. Alle Fügungen des Lebens schienen mir vollkommen in Ordnung. Ich wäre in diesem Augenblick jeglichem Geschick mit unerschütterlichem seelischem Gleichgewicht und vollständiger Hingabe begegnet. Ich fühlte mich an diesem Abend, soweit man es überhaupt erreichen kann, eins mit der Natur um mich. Und ich bezweifle, daß selbst ein plötzliches Landen im Rachen eines Hais meine Gemütsruhe zu erschüttern vermocht hätte. Ich dachte mit einem Schauder, der wohl eine Mischung von Bewunderung und Mitleid war, an meinen Freund, der sich ein zweites Glas gemischt hatte — oder wer weiß wie viele noch von demselben Trank. Am nächsten Morgen in der Frühe kamen wir in Reykjavik an. Ich war unter den ersten, die von Bord gingen, und konnte meinem schweigsamen Reisekameraden, der sich bis zu dieser Stunde noch nicht gezeigt hatte, nicht Lebewohl sagen.

(W. Schwarz)



*

Ich habe es bisher versäumt, über drei Dinge Auskunft zu geben, die meinen Freund angehen: über seinen Namen, über das, was ich von seinem früheren Leben weiß — viel war es nicht — und über sein Äußeres. Ich will versuchen, das Versäumte jetzt nachzuholen.

Seinen Namen kannte ich schon, ehe ich ihn zum erstenmal sah — kannte ihn aus der Passagierliste, wo ich ihn mit Unwillen gleich hinter meinem eigenen Namen und hinter der gleichen Kabinennummer gelesen hatte: Herr Haflidi Thorgrims, Ingenieur.

Aus ein paar hingeworfenen Äußerungen während unserer spärlichen, knappen Gespräche hatte ich entnommen, daß Herr Thorgrims weit herumgekommen war und aus eigener Anschauung viele seltsame Orte kannte, die mir nur dem Namen nach — und manchmal kaum das — bekannt waren.

Durch gelegentliche Fragen an andere Mitreisende, die übrigens von Herrn Thorgrims auch nicht viel mehr wußten als ich selbst, hatte ich erfahren, daß er der Sohn einer isländischen Auswandererfamilie und in Amerika ausgebildet war. In seinem Äußeren war Herr Thorgrims ein Mann von mittlerer Größe, muskulös, mit breiten Schultern und einer so geraden Haltung, daß sie gezwungen wirkte. Seine breiten, kurzen Hände zitterten zuweilen leise, wenn er still und unbeschäftigt dasaß, wurden aber augenblicklich sicher, wenn sie irgend etwas zu tun hatten — seine Handbewegungen waren übrigens fast auffallend bestimmt und bewußt. Sein Gesicht war länglich und wirkte dadurch schmäler, als es eigentlich war. Die Nase hatte in der Mitte einen vortretenden Knubbel. Die starken Augenbrauen grenzten eine hohe, etwas fliehende Stirn ab. Die bartlosen Kiefer waren immer fest zusammengebissen. Das Haar war blond, dünn und glattgekämmt. Die dicht anliegenden Ohren hatten sozusagen etwas Zurückhaltendes — wie der ganze Mann überhaupt. Herr Thorgrims machte den Eindruck eines Mannes zwischen vierzig und fünfzig.

Die ganze Fahrt über lief er allein umher. In der Regel wanderte, oder besser, schlenderte er an Deck auf und ab, die Hände tief in den Taschen seines dicken Ulsters vergraben. Wenn es sich nicht vermeiden ließ — aber auch nur dann —, grüßte er die Mitreisenden mit kühler Höflichkeit. Die Damen bedachten ihn vergebens mit interessierten Blicken — sie waren Luft für ihn. Die Herren wagten hie und da, namentlich in den ersten Tagen, eine Bemerkung über Wind und Wetter oder was ihnen sonst einfiel — sie erhielten eine höfliche Antwort und einen ablehnenden Blick. Wenn der Betreffende sich dann nicht entfernte, blieb Herr Thorgrims eine Weile nachdenklich mit abwesendem Ausdruck in dem langen Gesicht stehen und ging dann wie aus Zerstreutheit seiner Wege. Irgendeine Bekanntschaft habe ich ihn an Bord nicht schließen sehen.

In der ersten Woche meines Aufenthaltes in Reykjavik sah ich Herrn Thorgrims, der doch im gleichen Hotel wohnte wie ich, nur ein seltenes Mal flüchtig auftauchen. Er lief in der Stadt ebenso allein umher wie an Bord, schien keine Bekannten zu haben, noch Bekanntschaften schließen zu wollen und machte den Eindruck, als hätte er irgendwelche Geschäfte zu erledigen.

Und dann befand ich mich eines Nachts — es war im zeitigen Frühjahr — als einsamer Nachtwandler in den stillen, düsteren Straßen zu einer für bürgerliche Begriffe sehr späten Stunde: drei Uhr morgens. Der Grund meines späten Herumtreibens an jenem Abend hat seine eigene Geschichte. Sie gehört nicht hierher — so darf ich mich mit der Andeutung begnügen, daß ich mich in einer Gemütsverfassung befand, die mich trieb, zu laufen, trieb, allein zu sein, und mir die Lust nahm, in mein Hotelzimmer zurückzukehren.

Ich war lange herumgelaufen und begann müde zu werden, als ich an einem schmalen Gäßchen

Der letzte Rausch / Schluß von Seite 341

vorüberkam, eigentlich nur einem Pfad, der zwischen verfallenen Häuschen zum Hafen hinunterführte. Mir fiel ein, ich könnte vielleicht einen Platz finden, um mich etwas hinzusetzen und auszuruhen, wenn ich dem Pfad zum Hafen hinunter folgte. So bog ich in das schmale Gäßchen ein. Unten fand ich neben einem Schuppen ein Boot, das einen ausgezeichneten Sitz abgab. Ich zog meinen Mantel dichter um mich und machte mir's bequem.

Mir wurde ruhig zu Sinn, ja nach und nach geradezu froh, als ich dort saß und über den Hafen hinblickte. Es lag in dieser Nacht eine eigene Ruhe über allem, als sei das Leben nur Frieden und Stille — nur Frieden und Stille. Schweigsame Häuschen mit matt erleuchteten Fenstern, der Hafen — dunkle Schiffsrümpfe mit dem roten Schein ihrer vielen Laternen, die sich still in dem blanken Wasser spiegelten — weiter draußen die dunkle Fläche des Fjords und am jenseitigen Ufer die Bergzüge des Akrafjall der Skardsheidi, der Esja in weichen Linien. Man konnte sich fast in einen freundlichen Traum versetzt glauben — so unwirklich, so ruhig harmonisch erschien das Ganze. Es war, als verflöge alles Böse, alles Unharmonische im eigenen Innern und in der umgebenden Natur, verflöge und verschwände — ein Alp nur, ein häßlicher Traum — jenseits von Zeit und Ewigkeit, hinter Unendlichkeiten von Fernen, und nur das Gute, nur Schönheit und Frieden seien geblieben. Ob ich dort lange oder kurz gesessen hatte als ich plötzlich Schritte nahen hörte, weiß ich nicht. Zuerst glaubte ich, der Störung dadurch Herr werden zu können, daß ich die Augen schloß, um das Bild des anderen Menschen nicht in mich aufnehmen zu müssen. Aber ich merkte gleich, daß es vergeblich war — meine Ruhe war dahin, der Traum fort. Ärgerlich stand ich auf, um heimzugehen.

Als ich mich umsah blieb mein Blick unwillkürlich an der Gestalt hängen, die da herankam — eine Gestalt, die mir bekannt schien.

Ja, wahrhaftig — der Ulster und die Gangart waren unverkennbar. Herr Thorgrims befand sich also gleich mir auf einem späten Nachtspaziergang. Meine Mißstimmung über die Störung war plötzlich wie fortgeblasen — ich fühlte mich geradezu angenehm überrascht von der Aussicht, schweigend neben Herrn Thorgrims zum Hotel zurückzukehren, und blieb daher stehen und wartete. Als er nur noch wenige Schritte von mir entfernt war, ging ich ihm entgegen und zog den Hut. „Guten Abend, Herr Thorgrims. Darf ich mich Ihnen anschließen? Wir haben wohl denselben Weg."

Erst als ich ausgeredet hatte, merkte ich, daß Herr Thorgrims ausgesprochen unzufrieden über die Störung aussah, und glaubte gleichzeitig in seinem Blick eine Enttäuschung darüber zu lesen, daß gerade ich es war, der ihn angehalten hatte. Er blickte mich eine Weile wortlos an, und ich bereute bereits, ihn so unbedacht begrüßt zu haben. Als er mich wie in Gedanken einen Augenblick angestarrt hatte, blickte er sich schnell um, als suche er jemand, und antwortete dann, ruhig und bedächtig: „Nein, es ist ja wohl schließlich gleichgültig."

„Entschuldigen Sie", beeilte ich mich zu sagen, „verzeihen Sie, daß ich Sie gestört habe. Es war ungeschickt von mir. Sie wollen gewiß lieber allein sein." Und ich zog noch einmal meinen Hut und wollte meiner Wege gehen.

Da tat Herr Thorgrims etwas, was mich im höchsten Grade überraschte — er faßte mich am Arm. „Nein, nein — keineswegs, im Gegenteil", widersprach er mit einer Eindringlichkeit, die meine Verwunderung noch steigerte. „Sie stören mich nicht im mindesten. Ich hatte sogar gerade das Bedürfnis, mit einem Menschen zu reden."

Unwillkürlich mußte ich lächeln. Und Herr Thorgrims verstand mich und erwiderte mein Lächeln. Ja, die Überraschungen dieser Nacht waren noch nicht erschöpft; er lachte! „Haha", es war allerdings mehr ein Husten als ein Lachen, das seiner Kehle entquoll, „ich pflege ja nicht sehr gesprächig zu sein. Aber heute abend empfinde ich wirklich das Bedürfnis, zu reden." Er ließ meinen Arm los. Und wir gingen schweigend ein Stück auf der schmalen Aufschüttung am Hafen entlang. Ich begann schon zu glauben, Herrn Thorgrims' Redebedürfnis sei für diesmal bereits versiegt. Da verlangsamte er seinen Schritt, wie jemand unwillkürlich tut, der reden will und nicht recht den Anfang finden kann, und sagte ruhig: „Man soll dem Glück nicht nachjagen ..."

Ich sah Herrn Thorgrims an und schwieg. Zu einer so zusammenhangslosen, absoluten Äußerung war schwer Stellung zu nehmen — solange man nicht wußte, wie sie eigentlich gemeint war. Übrigens war ja nicht anzunehmen, daß Herr Thorgrims sie nur so allgemein hingeworfen hatte. Ich merkte auch, daß er keine Antwort erwartet hatte, da er nach einer Weile fortfuhr: „Entschuldigen Sie — ich spreche vom Glück, als ob es das wirklich gäbe — was es ja vielleicht auch tut. Selbst wenn alles Glück begreiflicherweise nur Einbildung ist. Aber eine Einbildung ist ja Wirklichkeit, solange sie nicht zerstört wird, vielleicht sogar die allerwirklichste Wirklichkeit. Was weiß ich — jedenfalls kommt es mitunter so vor. Aber was ich eigentlich sagen wollte: man soll nicht das eine Glück leichtsinnig fortwerfen, um einem anderen nachzujagen. Rede ich dunkel? — Ich fürchte fast."

Ich hielt schweigend Schritt mit ihm und sah vor mich nieder — ich merkte jetzt, daß Herr Thorgrims wirklich das Bedürfnis empfand, zu reden — wenn auch nicht, sich zu unterhalten.

„Ist man erst auf der anderen Seite", fuhr er fort, „läßt man das Glück liegen, beginnt man, dem Genuß nachzujagen, dem Rausch, möchte ich lieber sagen, dann ist man verloren. Man erhitzt den Genuß solange, bis man die Fähigkeit verliert, noch Glück zu empfinden. Man geht von einer Frau zur anderen, bis man nicht mehr mag. Und hat längst alle Voraussetzungen verloren, die Eine zu finden. Und was den Wein betrifft — man verfeinert den Rausch, bis man nicht mehr berauscht werden kann — vorausgesetzt, wohlgemerkt, daß man mit einer so höllisch unverwüstlichen Natur begabt ist, wie sie vereinzelte Unglückliche mit sich herumschleppen müssen. Und wenn man dann die Fähigkeit verliert, Genuß zu empfinden — was dann? Dann kann man ganz

einfach nicht mehr. Die Seele — das, was man so Seele nennt — ist ermattet, ausgelaugt. Man läßt sich durch die allergewöhnlichsten, selbstverständlichsten Dinge verletzen und verwirren. Man kann die Menschen nicht mehr ertragen, man sieht nur noch ihre schlechten Seiten. Und wird einsam, wird ein Sonderling. Das ist auf die Dauer unerträglich. Man wird zuweilen sogar von einem so erbärmlichen Gefühl wie Reue überfallen. Man sieht schon die Möglichkeit, eingesperrt zu werden — ja, das ist mein bitterer Ernst. Und was bleibt einem dann?" Er blieb stehen, wendete sich mir zu, lächelte — ein Lächeln, das mich bis zum Tode verfolgen wird. „Doch, e i n Genuß bleibt einem noch. Der letzte Rausch ... Ein Rausch, der noch dazu das Gute hat, daß er sich nicht wiederholen läßt ... und also keine Enttäuschung bringen kann. Ich meine den Tod."
Ich sah ihm in die Augen. Und sah, daß alles, was er sagte, nicht nur grotesker Scherz war — es war ihm bitterer Ernst.
Wir gingen weiter. Und ich paßte mich wieder seinem Schritt an — anders wagte ich ihm meine Sympathie nicht zu zeigen.
„Sie halten mich sicher für verrückt", sagte er mit einem tiefen Seufzer, „vielleicht bin ich es auch — in gewisser Weise. Ich habe mich nämlich, geistig gesprochen, überfressen. Ich leide an einer unheilbaren inneren Ubligkeit. — Ja, ich hatte also zuletzt vom Tod geredet. Wer gelebt hat wie ich, kann ja nicht gut warten — bis man sich endlich und schließlich hinlegt und eines gewöhnlichen Todes stirbt. Ist einem nur ein einziger Genuß geblieben, so läßt man ihn sich ungern entgehen. Ich habe an alle Arten gedacht: an Revolver, Gift, Wasser, Strick, Messer — und so weiter. Ertrinken wäre vielleicht sehr schön. Aber ich bin leider ein verhältnismäßig guter Schwimmer und habe Angst, daß die Fähigkeit, das Ereignis auszukosten, vorbei sein könnte, ehe alles vorüber ist — und das wäre ebenso häßlich wie unwürdig. Nein, das Schrecklichste und daher in diesem Fall das einzige wäre, wenn man ermordet werden könnte ... Aber auch nur niedergestochen zu werden, auf den Kopf geschlagen zu werden, allein schon, einem gegenüberzustehen, der es tut ... Glauben Sie nicht, daß es einen angenehm durchschauern würde? Ich glaube es. Es müßte nur wie eine Katastrophe über einen kommen, die man erst richtig erfaßt, wenn es zur Rettung zu spät ist. Denken Sie, wenn man das in solch einer stillen Nacht erreichen könnte, an einer abgelegenen Stelle, wie hier am Hafen, und in einer Stadt wie dieser! Finden Sie nicht, daß heut eine Nacht zum Sterben wäre? So eine stille, milde, unwirkliche Nacht? — Unsinn", unterbrach er sich plötzlich selbst und blieb wieder stehen, und wieder lachte er sein kurzes, abgehacktes Lachen, das eher eine Art Husten war. „Sie verstehen natürlich kein Wort von alledem. Sie sind ja ein junger Mensch — und ein glücklicher Mensch. Ein Glas von meinem Cocktail neulich — und Sie sind im siebenten Himmel. Haha! Wissen Sie, daß ich jede Nacht hier durch die Gegend laufe? — Ich hoffe, es hat sich herumgesprochen. Gibt es hier in der Stadt nicht viel arme Leute? Sollte sich nicht ein einziger finden, der soviel Mannesmut hat, sich ein kleines Vermögen zu erwerben — bloß durch einen Messerstich? — Ja, ja. Gute Nacht. Ich will doch noch einen Gang am Hafen machen, — bevor ich nach Hause und zu Bett gehe."
Ich war fast froh, meinen Begleiter mit all seinem unheimlichen Reden los zu sein. Mir kamen bange Ahnungen über seinen Geisteszustand.
Und todmüde, wie ich mich plötzlich fühlte, eilte ich heim in mein Bett im Hotel.
Tags darauf stand in den Zeitungen unter der Überschrift „Raubmord" die Mitteilung, daß ein hier zu Besuch weilender Islandamerikaner, Herr Ingenieur Hafliði Thorgrims, an einer abgelegenen Stelle des Hafens ermordet aufgefunden worden sei. Ein wohlgezielter Dolchstoß unterhalb des Schulterblattes, grade ins Herz hinein — wahrscheinlich von hinten — hatte seinem Leben ein Ende gemacht.
Ein paar Tage später erschien ein armer Matrose bei einem Kaufmann der Stadt und verlangte für eine Krone denaturierten Spiritus. Er zahlte mit einem Hundertkronenschein. Man schöpfte Verdacht, verhaftete und verhörte ihn, und er gestand, den Mord begangen zu haben. Er erklärte vor Gericht, sein Opfer sei lautlos zusammengebrochen — er habe die Gelegenheit wahrgenommen, sich von hinten an ihn heranzuschleichen. So war Herr Thorgrims doch noch um seinen letzten Rausch gekommen.

(Deutsch von Helmut de Boor)

In schlichtem Kurdorf schlicht zur Kur . . .

Von Fritz A. Mende

In schlichtem Kurdorf schlicht zur Kur
sah einen Bauern ich, der fuhr
im Auto — doch dies wär' nicht neu,
der Bauer aber fuhr ins Heu!

Das Auto, zwar voll Fleck und Flick,
das rollte brav zur Grasfabrik,
denn etwan „Wiese" oder „Au"
scheint hier als Ausdruck ungenau.

Der Bauer lud das Heu hinein.
Das Auto stund und schickt' sich drein.
Der Bauer schwitzt' bei seiner Pflicht.
Das Auto stund und wiehert' nicht.

Ein Haufen Blech und viermal Pneu,
und hinten drauf ein Haufen Heu
fährt dann zurück zu Hof und Stall,
ganz ohne Schnalz und Peitschenknall.

Der Bauer mit Benzin-Motor
war einer, der viel Reiz verlor,
dieweil er, wie ich rasch begriff,
auf manche Art von Lyrik pfiff.

In schlichtem Kurdorf kam ich drauf:
Kunst hört beim Kunstdünger meist auf.

Kleine Hilfen

(Olaf Gulbransson)

Alfred hat ein Auge auf das junge Fräulein neben sich geworfen, aber er findet nicht den rechten Anknüpfungspunkt.

Da erhebt sich das junge Fräulein. Jetzt wird er ihr behilflich sein können, das Köfferchen herunterzuholen.

„Sehr liebenswürdig", flüstert sie, „aber ich glaube, der Koffer ist doch etwas schwer . . ."

Noch unterm Koffer hervor klingt Alfreds gewinnende Stimme: „Im Gegenteil, sehr leicht, ich spür' ihn kaum!"

Leiser Zweifel

(Erich Schilling)



„Hör' mal, Papa, ist es wirklich wahr, was die Großmama immer sagt, daß ich dir so ähnlich sehe?!"

Lieber Simplicissimus

In meiner Pension wohnt ein junges Pärchen. Er ist ein begeisterter Naturschwärmer und auch in sein Mädchen gründlich verliebt, welche beiden Gegenstände sich eigentlich miteinander vertragen sollten.
Aber es kam eine Kuh dazwischen. Diese Kuh gehörte einer Herde an, die auf einer Wiese weidete. Das Pärchen stand am Zaun vor der Wiese, und die Kuh interessierte sich für das Pärchen und kam gemächlich hergeschritten. Es war wirklich eine schöne Kuh, und der junge Mann hatte ganz recht, sie in den höchsten Tönen zu locken und zu loben: „Was bist du für ein feines Tierle, so ein weiches Fellchen hast du, und so schöne Äugle, so arg schöne ..." Die Kuh stand still und ließ es sich sagen. Dann hob sie mit dem unschuldigsten Gesicht der Welt ganz langsam den Schweif ein wenig und — — tat ihren Gefühlen keinen Zwang an.
„Siehst du", hohnlachte das verletzte Mädchen (manche der Koseworte mögen ihr lieb gewesen sein), „siehst du, die gibt dir die richtige Antwort auf dein Schöntun!"

*

In der Vorhalle von SS. Apostoli wird jener berühmte Adler vom Forum Romanum aufbewahrt, der als römisches Symbol unendlich oft abgebildet ist. Ich führte ihn einem Frankfurter Herrn vor, und er war sofort im Bilde: „Ach, das ist ja der Adler, der Romulus und Remus gesäugt hat!" meinte er. Die wahre Amme jenes Brüderpaars steht aber auf dem Kapitol. Eine junge, hübsche Berlinerin rief bei ihrem Anblick ganz begeistert aus: „Sieh mal, Männe, die reizende Wölfin mit Romeo und Julie drunter!"

*

Mein Freund Otto war bei uns zu Besuch, zum erstenmal im neuen Eigenheim. Wir führten ihn stolz durchs Haus, und er belobte alles. Es war auch ein winziges Stück Grün dabei, das meiner Frau besondere Freude machte. Hier tranken wir den Kaffee, aber der Freund sagte nichts. Sollte der Garten unbelobt bleiben? Nein! Meine Frau stellte kühn die Frage: „Wie finden Sie unseren Garten?" und sah ihm voll Hoffnung ins Gesicht. „Na, groß ist er nicht", sagte mein Freund, und zum Himmel blickend: „aber sehr hoch!"

RÜCKKEHR ZUR NATUR

VON

ERNST HOFERICHTER

An einem schönen grauen Sonntag bezog mein Freund Dr. phil. Willy Mager seinen sauer ersparten Kleingarten mit Blockhaus.

Dort legte er den Gummikragen ab, schnaufte durch die Nase ein und durch den Mund aus — und tastete sich so immer näher an den Busen der Natur heran.

Auch wenn die Sonne vor Regenwolken nicht zu sehen war, stand er mit ihr auf und ging mit ihr schlafen. Er wurde zu einem Huhn unter Hühnern, brütete vor sich hin und verwuchs täglich mehr mit dem halben Tagwerk Boden. Sein Geist versank in ihm, löste sich im Erdreich auf und man konnte zuweilen nicht mehr unterscheiden, wo der Doktor der Philosophie aufhörte und der Humus begann.

Regalweise verkitschte er seine reichhaltige Bibliothek. Vom Erlös sämtlicher Reden Buddhas kaufte er sich eine Fuhre Pferdemist und für zwei Dutzend Bände Logik und Erkenntnistheorie erwarb er ein sicheres Mittel gegen Blattläuse.

Auf dieser Rückkehr zur Natur stand ihm seine Annemarie treu zur Seite. Er übernahm die schwere Last des Nachdenkens und sie hatte nichts mehr zu tun — als zu verarbeiten, was seine Gedanken säten. Willy errechnete nach biologischen Gesetzen das Wachstum, stellte alphabetische Verzeichnisse des Unkrautes auf und versah jede Wurzel mit wissenschaftlichen Fußnoten. Annemarie brauchte dann nur mehr von früh bis nachts zu schaufeln, zu jäten und zu pflanzen ...

Eines Tages erhielt ich von ihm eine Postkarte. Um seine Wandlung zum Primitiven anzudeuten, schrieb er nicht mehr „Lieber Freund!" — sondern gebrauchte nur die kosmische Anrede „Mensch!" Darunter setzte er: „Komm und schau! Wir ernähren uns jetzt selbst ..."

Ländlich gekleidet mit blauer Leinenjacke, Huthalter und Sonntagskarte fuhr ich los — —

Und ich kam vor einer großen Tafel mit der Aufschrift „Warnung vor Hunden und Legbüchsen!" an.

Wie in einem lyrischen Gedicht stand hinter der Gartentüre Annemarie. Sie roch nach Salmiak, und als ich ihr die Hand drückte, spürte ich über ihrer Haut Pickel von Stechfliegen, die der Chemie zuvorgekommen waren.

Der Freund saß auf einem Apfelbaum. Und das war schon Ballade ...! Er staubte mit einem Lappen einen winzigen Apfel ab und putzte mit der Zahnbürste die Ritzen der Rinde rein.

„... Du bist ja übertrieben hygienisch geworden ...!" rief ich zu ihm empor.

„... Sag' das nicht ...! Nachdem unser Bedarf an Ernährung gesichert ist, beginne ich nun mit dem Veredeln ... Unsereiner kommt eben vom Kultivieren nicht los ..." sprach er und kletterte wie ein Halbgott auf mich herab.

„... Ach, Willy ...!" sagte seine Frau, wie so oft schon in ihrer Ehe — und nur am Tonfall merkte man, ob sie damit Bewunderung oder Mitleid ausdrücken wollte.

Aber der Freund hatte wahr gesprochen. Denn bald darauf bemerkte ich eine zurückgebliebene Staude Salat, in deren bleichsüchtigem Kopf ein Fieberthermometer steckte.

„... diese Pflanze ist krank?" fragte ich teilnehmend.

„... Ja — aber nicht hoffnungslos! Sie bekam heute versuchsweise eine Tablette Chinin in Wasser aufgelöst zum Schlucken ... Und die Rose dort scheint an Angina zu leiden ... ihre Knospe gurgelt soeben mit Wasserstoffsuperoxyd ..." erläuterte Willy.

„... Und die bandagierte Rebe hier hast du mit einem Bruchband versehen ...?" fragte ich schon mit einiger Sicherheit in der Pflanzenpathologie.

„... Weißt du, daß ich von der Geisteswissenschaft her mich der Natur genähert habe, das kommt der Fruchtbarkeit nur zugute" bekundete der Freund und pinselte dazu die Bruchstelle eines Stachelbeerzweiges mit Jod ein.

So schritten wir von Grün zu Grün. Jede Pflanze war mit einer Tafel versehen. Sie brauchten ihre Köpfe nur etwas nach unten zu neigen, um selbst ablesen zu können, wie sie sich weiterhin zu verhalten hatten

Da mein Freund plötzlich einen Radiergummi aus der Tasche zog, bückte ich mich zuvorkommend und reichte ihm eine Tafel zur nötigen Korrektur herauf. Er aber wehrte ab — und radierte nur an einem Kohlrabiblatt die Verunreinigung durch einen Schmetterling aus. „... So gibt es in der exakten Landwirtschaft immer zu tun ..." fügte er zu dieser Tätigkeit hinzu.

Wir näherten uns dem Blockhaus, Annemarie rief uns entgegen: „Kinder, jetzt kommt zum Essen!"

„... und du sollst heute erleben, wie uns diese Erde ernährt. Du ißt doch gern vegetarisch?" sprach der Freund.

„... Nichts lieber als das! Auch ich habe es satt, immer gebratene oder gesottene Leichenteile hinunterzuwürgen!"

Und wahrlich, der Tisch wurde bald zu einem Gärtchen im Garten. Was eine Armlänge neben uns aus der Erde sproß, ward im Teller zur fröhlichen Ernte. Es gab durcheinander Gemüse und Salat, Kraut und Rüben, Knollen und Früchte.

Während des Nachtisches bellten plötzlich die Hunde.

„... Du hast ja viele treue Wächter ...?"

„Nein — nur einen ... ! Und der besteht aus einer Gramolaplatte, die wir von Zeit zu Zeit gegen Einbrecher abspielen lassen.

Als der Freund zum Einsetzen einer neuen Nadel im Haus verschwand, ging ich allein durch das Wunder des Gartens. Hinter der Hütte entdeckte ich einen Dunghaufen. Er nahm mich stark gefangen; denn als ich darin herumstocherte, stieß ich jäh auf blecherne Gefäße, die ich beim ersten Anblick für die offerierten Legbüchsen hielt. Sie mußten erst vor Stunden verscharrt worden sein; denn frisch war noch am aufgeklebten Papierstreifen abzulesen: „... ff. Stangenspargel ... Prima Konservengemüse ... Ia Schnittbohnen im eigenen Saft ... allerbestes Dörrobst ..." — —

Und ein Blitz aus heiterem Himmel streifte mich: In seinem Schein sah ich die Annemarie — wie sie jeden Morgen heimlicherweise an der Gartentüre vom Lieferwagen empfing, was der Doktor der Philosophie als Ideen gepflanzt hat — —

Fernweh

(R. Kriesch)



„Ach, Otto, ich möchte auch mal in fremde Länder reisen!" — „Soso, und vor den Schlangen und nackten Wilden und den Devisenschwierigkeiten hast du wohl gar keine Angst?"

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. I. Vj. 37. 20434. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Einem Dichter zum Abend

(Wilhelm Schulz)



Häng' deine Harfe an den Weiden auf
für eine Stunde
und sinne nach des Stromes ewigem Lauf
mit stummem Munde.

Es ist so still und ist schon spät am Tag.
Bang schweigt die Runde,
daß deine Seele traurig werden mag:

„Geh' ich allein,
hungernd allein, im Dämmer vor die Hunde?" . . .

Ach nein!

Nicht jeder Abend schenkt ein Abendrot.
Nicht jeder Abend schenkt ein Abendbrot . . .

Aber was sang und klang,
ein Leben lang,
ist unverloren.
Und was das Leben zwang:
in immer neuen Ohren
wird's fort und fort und immer neu geboren.

Dr. Owlglaß

Zutaten

(K. Heiligenstaedt)



„Du liebst wohl die Einsamkeit nicht, Jlse?“ — „O doch, wenn sie diskret mit einigen netten Männern garniert ist!“

München, 11. Juli 1937
42. Jahrgang / Nummer 27

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

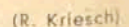
VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

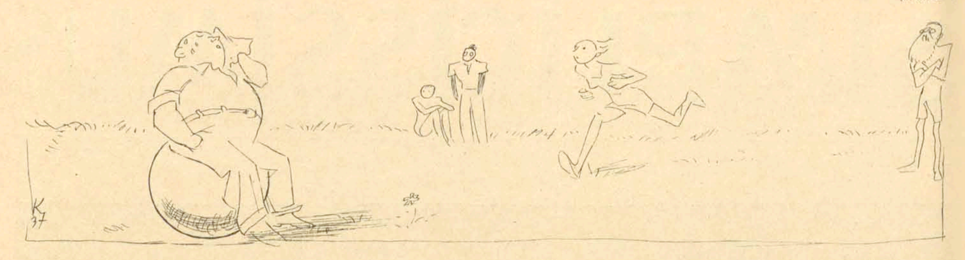
Auf einsamer Höhe

(E. Thöny)



„Dort vorn an der Kehre lasse ich halten, damit die Interessenten Gelegenheit haben, die grandiose Einsamkeit der unberührten Bergwelt auf sich wirken zu lassen . . .“





Wanderbursch mit dem Stab in der Hand

Jaja, der Wanderbursch, der springt eines Morgens vom harten Lager in seinem Dachkämmerlein, ruft „Gehabt Euch wohl, Frau Wirtin", wirft das Ränzl über die Schulter, trällert ein Liedlein, winkt den Loren an den Toren seine Abschiedsgrüße zu, daß es hinter den kleinen blanken Fenstern nur so von Tränen tropft und die gebrochenen Herzen wie Steinschlag bei Tauwetter im Gebirge die altväterischen Eichentreppen herunterpoltern. Er hat die Hände in die nachweislich leeren Taschen gesteckt und pfeift sich und der ganzen übrigen Welt eins.

Wir wissen genau, am moos'gen Stein im wald'gen Tal wird er sich ein letztes Mal umwenden und die Heimat versgemäß grüßen — winke — winke. Aber ich sage ihm und Ihnen, der Mann kommt nicht sehr weit, wenn seine Reisevorbereitungen nur im Ränzlschwingen und im Abschiedsgrüßen bestanden, nein, er kommt nicht sehr weit. Hat er sich etwa einen Reisepaß ausstellen lassen? Hat er sich eine Paßfotografie machen lassen, hat er sich irgendwas irgendwohin stempeln lassen? Hat er dafür gesorgt, daß Hartgeld in Mengen bis zu zehn Mark an richtiger Stelle eingetragen wurde? Nein, das alles hat er nicht getan. Ich sage also, die Sache mit seiner Reise geht schief, mag er noch so harmlos trällern und auf mich und die Seinen pfeifen. Ich tröste hiermit die angefallenen Loren: Kinder, macht euch keine Sorge, der Bursch ist nur mal schnell um die Ecke zum moos'gen Stein im wald'gen Tal, den grüßt er nicht zum letzten Mal. Wischt euch die Guckäuglein wieder klar, längstens in vierzehn Tagen ist er zurück, hat ja nicht mal einen Postausweis für postlagernde Sendungen bei sich, hat seine Wanderung vollkommen unvorbereitet begonnen. Da sehen Sie unsereinen an, wir stürzen nicht planlos mit den Händen in den Taschen davon. Obiges haben wir natürlich vorher alles sorgsamst geregelt, und in einem praktischen Ordner führen wir alle lebenswichtigen Papiere mit. Von so etwas braucht überhaupt gar nicht erst geredet zu werden.

Und was heißt hier Ränzl? Wozu hat sich denn die feinere Lederwarenindustrie angestrengt, um die überaus praktischen Kabinenkoffer und den vollkommen staubdichten Autokoffer und den vorzüglichen Schrankkoffer zu erfinden, der nicht einmal die Größe eines Wochenendhäuschens hat und in zusammengefaltetem Zustande bequem als Drucksache verschickt werden kann.

Und da redet noch einer vom Ränzl. Unerhört, was sich manche Lieder einbilden und halten sich womöglich noch für zeitgemäß.

In ein Ränzl kann man kein Abendkleid packen, weil kein Plissee ein Ränzl verträgt. Wir wollen doch nicht etwa ohne Frack eine Seereise antreten, wo wir uns doch schon so lange darauf gefreut haben, einmal internationales Reisepublikum zu sein und uns wie die Leute auf den Prospekten der Schiffahrtsgesellschaften zu bewegen. Glauben Sie wirklich, man könne im selben Anzug die langweiligen Bordspiele spielen und das vorzügliche Frühstück einnehmen? Mann, wo denken Sie hin? Ränzl! —

Der da durch die Straßen pfeift, hat natürlich sein Reisegepäck nicht versichert, und wenn was wegkommt, will's wieder keiner gewesen sein. Ja, wir haben unser Gepäck versichert und die Police zu den Reiseakten gelegt. Die Reiseakten geben wir im Hotel in den Safe. Einen Safe gibt es bekanntlich überall, und bei Hochstaplern wird er nachträglich geöffnet und leer gefunden. Hochstapler haben nämlich ihre Reisepapiere nicht sehr in Ordnung. Übrigens kenne ich keine Hochstapler, ich meine so richtige romanreife Hochstapler, denen vom Zimmermädchen ihr Sparkassenbuch und von der ziemlich wohlhabenden Milliardöse das Perlenhalsband nachgeschmissen wird.

Ich rate Ihnen, vergessen Sie bei Ihren Reisevorbereitungen um Gottes willen nicht, die Zeitung umzubestellen. Ich habe schon Briefkästen gesehen, die wie Dampfkessel bei Überdruck explodiert waren, und bei meinem Freunde Hermann war, als er früher einmal für ein Jahr versehentlich nach Amerika fuhr, der Pegel an eingelaufener Post, Zeitungen, Rechnungen und anderem unvermeidlichen Einwurfsgut im Hausflur bis auf einen halben Meter gestiegen, als er wiederkam. Nun wäre erst das noch mit der Lore am Tore, deren blonder Lockenkopf verschlafen aus dem Fenster bei den Geranientöpfen guckt, zu erledigen. So was müßte sehr genau vorbereitet sein, damit es klappt. Normalerweise werden die Mädchen im Städtchen beim Abschied durch die Zeitungsfrau, der wir wie gewöhnlich ein Blatt abkaufen, nicht schlecht repräsentiert, aber die Zeitungsfrau weint nicht, wenn wir ihr unsere Reisepläne mitteilen.

Foitzick

Der Unerbittliche

Von Ratatöskr

Die Dinglichkeit und ihre Kniffe
verachtet er als vag und leer.
Ihn int'ressieren nur Begriffe,
und aber diese um so mehr.

Er sitzt mit regster Fleißentfaltung
auf seinem angestammten Fleck.
Der Haare kunstgerechte Spaltung
ist ja wohl auch ein Lebenszweck.

Das scheinbar festeste Gemäu're
zerfließt vor seinem Blick wie Schnee,
und mit des Intellektes Säure
zerlegt er A in B und C.

Die sogenannten Ideale,
was gut, was schön und anders sei,
zerkocht des Schädels Platinschale
zu einem wesenlosen Brei.

Vom Faktum seines Ichs indessen
scheint er, gottlob, doch überzeugt:
ich sah ihn neulich Bratwurst essen
und zwar durchaus nicht abgeneigt.

Das Gummitier

(Olaf Gulbransson)

„Welch herrlicher Anblick bietet sich da meinen Blicken!

Laß uns zusammen hier am Strande spielen — — —

Du gestattest, daß ich dich umarme — — —

Oha, die scheint nicht dicht zu halten!"

Sprachunterricht

(Karl Arnold)



„Woll'n S' no an Buatta?" — „Man sagt nicht der Butter, liebe Vroni, sondern die Butter!"
„Aha, die Buattan, vasteh' scho, weil s' halt d' Herrschaft'n in da Mehrzahl braucha!"

„Gute Nacht!“

Von

Achille Campanile

Als mein Freund Chirastella neulich wieder einmal bei mir auf meinem Schloß zu Besuch war, kam man ins Gespräch über die Bequemlichkeiten des modernen Reisens. Auch darüber wußte er manch seltsame Dinge zu berichten.

„Ich mußte wieder einmal verreisen“, begann er mit seiner leicht näselnden Stimme, „und nahm den Zug. Die Fahrt zog sich entsetzlich in die Länge; der Zug fuhr nämlich alle Augenblicke zurück, weil er zu pfeifen vergessen hatte. Was, unter uns gesagt, doch eine kleine Entgleisung war. Als es Nacht wurde, beschloß ich, an der nächsten größeren Station umzusteigen und auf den Nachtexpreß zu warten, um mir die Bequemlichkeit eines Schlafwagens zu gönnen.

Es war das goldene Zeitalter der Schlafwagenzüge. Die Zeit, in der diese moderne Einrichtung des Verkehrs ihr Maximum an Bequemlichkeit erreicht hatte.

Ich frage: der Fortschritt hat wohl eine hübsche Strecke zurückgelegt seit der Steinzeit bis heute, nicht? Und namentlich im letzten halben Jahrhundert sogar einen gewaltigen Sprung nach vorwärts getan, meinen Sie nicht? Was will man also mehr? Etwa, daß man von der Erde zum Mond reise? O, keine Angst, wir werden auch dahin gelangen. Nur gemach!

Indessen kann man sagen, daß wenige Dinge so rapide Fortschritte gemacht haben wie die Einrichtung der Schlafwagen-Züge.

Bereits in ihren Anfängen war sie schon verhältnismäßig sehr bequem. Aber dank einem zähen, hartnäckigen Studium gelangte man mit der Zeit in bezug auf diese Verkehrsart zu einem Grade der Zivilisation, der schwer zu überbieten scheint. Wie Sie ja wissen, finden die Züge an den meisten Bahnhöfen, auch des nachts, Reisekissenvermieter, Zeitungsverkäufer, Verkäufer von Mineralwasser, Milchkaffee und Eis. Nun denn, die Schlafwagenzüge finden natürlich keine Reisekissenvermieter vor, da sie ja nichts damit anzufangen wüßten. Mineralwasser, Kaffee, Zeitungen sind ebenfalls im Zuge selber zu haben. So kann man sagen, daß den Fahrgästen dieser bevorzugten Züge nichts fehlt, die nächtens weich und geräuschlos und fast ohne Erschütterungen dahingleiten, um den Schlaf ihrer Insassen sanft einzulullen. Trotzdem ist es einem raffinierten Spekulieren gelungen, etwas zu ersinnen, das auch diese Reisenden längs der Fahrt vorfinden können. An den größeren Bahnhöfen hielt der Zug, die Wagentüren blieben geschlossen, an den Waggonfenstern war kein Lebenszeichen zu sehen, die Reisenden schliefen. Was war nun Freundliches ersonnen worden? Einige Herren schritten längs des Zuges, klopften an den Fenstern und wenn dann aus dem Wageninnern die verschlafene Stimme des plötzlich aufgeweckten Insassen zu vernehmen war, die schreiend fragte: ‚Was gibt's? Was wollen Sie?‘, antworteten jene: ‚Gute Nacht!‘ Der Reisende erwiderte, wenn er die neue Gepflogenheit kannte, mit einem: ‚Danke, gleichfalls!‘ und legte sich wieder zum Schlafen. Wenn es hingegen das erstemal war, daß ihm solches widerfuhr, murmelte er: ‚Welch reizender Einfall!‘ Am nächsten Bahnhof neue Angestellte, neue ‚Gute Nacht‘ und so weiter bis zum Morgen.

An den Bahnhöfen, an denen der Zug nicht hielt, stand aufgereiht am Perron das gesamte Personal der Gesellschaft, mit Gepäckträgern und andern, die, während der Zug vorbeifuhr, in donnerndem Unisono ‚Gute Nacht!‘ brüllten.



(Wilhelm Schulz)

Mein Zug glitt geräuschlos im Mondenschein dahin. Ein Angestellter der Gesellschaft ging von Abteil zu Abteil und fragte jeden Reisenden, ob er vielleicht da oder dort ein ‚Gute Nacht‘ extra, außer der Reihe, wünschte (und das war, weiß Gott, das non plus ultra; darüber hinaus konnte man wahrhaftig nicht gehen) und schrieb sich die entsprechenden Wünsche in einem Notizbuch auf. Wir ließen uns alle für ein Extra-Gute-Nacht in Chamonix vormerken.

In Chamonix prallte unser Zug gegen einen fahrenden FD-Zug unter den Augen der Angestellten, die uns erwarteten. Als die Katastrophe geschehen war, entstand eine Pause. Diese benutzten die Angestellten der Gesellschaft, die auf dem Perron in Reih und Glied standen, um im Chor in den ‚Gute-Nacht‘-Ruf auszubrechen, für den sie fürstlich bezahlt wurden, und starrten dabei respektvollst auf den rauchenden Trümmerhaufen. ‚Der Teufel mag euch holen‘, schrie ich, während ich mir die zerschundenen Glieder abtastete, um zu prüfen, ob ich noch alle Knochen beisammen hatte, ‚ist denn dies die Art, eine Gute Nacht zu bieten?‘

Ein anderer Reisender war wütend.

‚Verflucht‘, wiederholte er außer sich, ‚ich hatte doch bestellt, daß man mir Gute Nacht wünsche, und ihr bietet mir diese schöne Bescherung!‘

Ein Herr, der noch zwischen den aufgerissenen Gleisen, offenen Koffern, denen die Eingeweide heraushingen und den Eisentrümmern saß, sah erschrockenen Auges ob des jähen Erwachens bestürzt um sich. Als er merkte, daß man in Chamonix war, murmelte er kopfschüttelnd:

‚Komische Art, gute Nacht zu wünschen!‘

(Einzig berechtigte Übertragung aus dem Ital. von A. L. Erné)

Nach dem Gewitter

Von Willi Reindl

Unterm Gewitter brach die Sonne durch,
daß sie die Stadt mit einem Brande überbrückte.
Da brüllte laut der schwarze Wolkenlurch,
indem er seine gelbe Zunge zückte

und stach sie tot. So daß sie wie ertrunken,
gedunsen, bleich, am Horizonte schwamm.
Den Menschen, der dies sah, berückte
die Freveltat so, daß ihn Lust ankam

laut in des Mörders Siegesschrei zu stimmen,
der ruhig eines Wölkchens zartes Glimmen
wie eine Rose in die schwarze Pranke nahm.

Fasse dich kurz!

(J. Sauer)



„Da können Sie lange klopfen, die wartet auf Anschluß."
„Wenn 's weiter nischt ist, den kann Se bei mir ooch haben!"

Ein mittelmäßiger Jongleur

Von Bastian Müller

Vor ein paar Minuten war ich in die Nachmittagsvorstellung eines Varietés gekommen, saß nun da und wollte, genau wie die kaffeetrinkenden Frauen, die zigarrerauchenden Männer, unterhalten sein. Der Ansager hatte eine Jongleurnummer angekündigt. Wir schauten alle erwartungsvoll zur Bühne hin. Jetzt trat der Mann auf und sagte: „Ich stehe hier, um Ihnen zehn Minuten etwas vorzumachen. Ganz recht, ich habe Ihnen hier etwas vorzujonglieren. Sehen Sie, ich fange schon an: erst die drei Ringe, vertikal, horizontal, ganz wie Sie es wünschen. Denn auf Sie, verehrtes Publikum, kommt es einzig und allein an. Und weil es auf Sie ankommt, stehe ich hier mit Gefühlen, die mich am liebsten den ganzen Kram in die Ecke werfen ließen, die Ringe hier, die Bälle, die Keulen . . ."

Der Mann tat, als wolle er alles fortwerfen, fing seine Sachen aber im letzten Augenblick wieder auf und trieb das so weiter.

„Sehen Sie", sagte er, „ich darf ihn nicht wegwerfen. Ich muß hier stehen und diese lächerlichen Kinderspiele machen, weil ich essen und trinken muß. Entschuldigen Sie", sagte der Mann zu uns, „nicht Sie sind schuld daran. Das bin ich selber; ich weiß. Ich wollte mal eine Berühmtheit werden, ein Rastelli . . ." Hier machte der Mann eine kleine Pause. Er schluckte, er sah uns an, und fuhr dann fort in seiner Rede. „Wissen Sie, daß gerade dieser Rastelli mir diesen Wunsch verleidet hat? — Rastelli — und Sie, verehrtes Publikum. — Denn Sie haben doch Rastelli gesehen oder davon gehört. Sie sind doch der Meinung, was der konnte, kann niemand nach ihm. — Nein, kann auch niemand. Was ich hier mache, Damen und Herren, ist bestenfalls mittelmäßig. Ich gebe mir auch gar keine Mühe mehr; denn es geht ja nicht um den Kampf mit einem Meisterjongleur — es geht, entschuldigen Sie, verehrtes Publikum, um Ihre werte Meinung. Und Ihre Meinung ist doch, daß es nichts besseres geben wird als Rastelli."

Wieder eine Pause in der Rede. Aber weiter tanzten die Bälle und Ringe. Nach einem Seufzer entschloß sich der Mann, weiterzusprechen. „Ich habe es aufgegeben", sagte er, „gegen die Meinung des verehrten Publikums zu kämpfen. Ich strenge mich gar nicht mehr sonderlich an. Wozu auch!? Wo es doch aussichtslos ist! — Nicht, daß ich stets so resigniert gewesen wäre. Nein, ich habe mich in anderem versucht, in Akrobatik zum Beispiel, könnte ich Ihnen zeigen, brauch' ich aber nicht; denn ich arbeite ja wieder als Jongleur. Habe noch andere Dinge versucht, aber wenn ich wirklich mit derselben Liebe mich für diese Ausflüchte eingesetzt hätte, es gäbe da eine Masse Akrobaten und eine Masse anderer, die — Ihrer geschätzten Meinung nach — nie übertroffen werden können. — Wissen Sie, warum ich Ihnen das hier alles erzähle?" fragte der Mann plötzlich. — „Nein? — Nun, ich habe den ganzen Kram im Grunde meines Herzens satt. Und wenn

ich jetzt wieder die Ringe und die Bälle und die Keulen durch die Luft wirbeln lasse, dann tue ich es, weil ich eben ein mittelmäßiger Jongleur bin, der hier zehn Minuten zu zappeln hat.
Warum ich nicht aufhöre und was anderes anfange? — O ja! Wie schwer zu erraten! Ich verdiene einfach nicht genug. Die Herren Direktoren zahlen nicht mehr. Jedes Wort mehr darüber ist Verschwendung. Ich verdiene genug zum Leben, ich spare ein bißchen, und in sechs Jahren... Ich muß es Ihnen sagen, es gehört mit zum Programm, — dann fange ich was anderes an. Wahrscheinlich eine Pension an der See. Und dann freue ich mich auf den Winter, wo kein, kein Mensch da ist.
Aber sechs Jahre vergeblich um Ihre Gunst werben, verehrtes Publikum, das hielte ich nicht aus. Deshalb habe ich mich eines Tages entschlossen, Ihnen meine ganze Situation zu erklären; und das habe ich mit einer solchen Hingabe gemacht, daß — nicht Sie — ein anderes Publikum sich vor Schadenfreude krumm lachte. Ja, das gefiel den Leuten. Wie gut tat es denen, daß es auch einem anderen mal bis über die Hutschnur ging. Sehen Sie, und da war ein Direktor, der bot pro Auftreten eine Kleinigkeit mehr, wenn ich jeden Abend so verzweifelt reden würde...
Tja, und seitdem also. Seitdem rede ich während dem Wegwerfen und Auffangen von Kinderspielzeug, rede von meiner Niederlage, von Ihrer Meinung, von all dem Unsinn und habe, wie Sie bemerkt haben werden, eine heisere Stimme. Alles, um nur die Kleinigkeit mehr zu bekommen, und Ihnen etwas zu bieten und — Ihnen Ihre Meinung zu bestärken, daß ich nichts weiter bin, als ein mittelmäßiger Jongleur. Wenn ich aber Rastelli hieße, würden Sie atemlos zusehen, würden jetzt in Beifall ausbrechen und klatschen und trampeln und pfeifen...
Meine zehn Minuten sind um. Da ich kein Rastelli bin — und nie auch nur annähernd Gleiches leisten werde, ersparen Sie sich jede Bemühung, bleiben Sie standhaft in Ihrer Meinung, haben Sie auch kein Mitleid; denn ich habe mein Geld verdient."
Der Mann ging ab; fing im Abgehen mit einer ganz virtuosen Schnelligkeit die Ringe und Bälle auf. Der Vorhang fiel. Das Publikum saß da und lächelte vor sich hin. Einen Augenblick. Dann klatschten alle. Und alle starrten sehr gespannt auf den geschlossenen Vorhang, ich sah an den Gesichtern, daß sie auf das Wiederhervortreten des Mannes warteten. Der Mann kam aber nicht wieder. Ein Mann an meinem Nachbartisch sagte zu einer Dame: „Das ist ein ganz gerissener Trick, den Beifall zu ergaunern..."
Ich aber meinte, daß alles die Wahrheit war, was der Mann da hergeleiert hatte; die oft vor tauben Ohren vergeblich gepredigte Wahrheit, und ich wollte nicht weiter unterhalten sein. Ich ging hinaus in den späten Nachmittag; ging über die Straße an das Wasser der Alster und schaute den Möven zu. Nach einer ganzen Weile kam jemand und lehnte sich auch an das Gestänge. Es war der mittelmäßige Jongleur. Er rauchte eine Zigarette und schaute den Möven zu. Er rauchte, wie sparsame Raucher rauchen, mit kleinen Zügen. In seinen Augen war der Glanz eines sicheren Zieles.

Lieber Simplicissimus


(O. Nückel)

Frau von H. hat ein Gästebuch. Das Buch ist der Schrecken aller ihrer Gäste. Nicht nur, daß man alles lesen muß, was jeder einmal hineingeschrieben hat, nein, man muß auch zum Überdruß noch selbst einen Vers machen. Eines Tages aber war das Gästebuch wie vom Erdboden verschwunden, und man trank ungestört bei Frau von H. seinen Kaffee. Wenn das Gespräch auf das Buch kam, schwieg Frau von H. eisig und erklärte später, sie hätte es vernichtet.
Es war aber nicht vernichtet. Ich fand es an einem langen Regennachmittag. Als letzte Eintragung las ich:
„Genießt der Jüngling ein Vergnügen — so sei er dankbar und verschwiegen. Ihr Dr. B."

*

Die Besitzerin der kleinen Pension, in der ich meine Ferien verbrachte, hatte schon ein paar Mädchen fortgeschickt, weil sie abends zu sehr ausschwärmten. Alle hatten sich offenbar von der in der Nähe befindlichen Lindenstaffel angezogen gefühlt, die zwei Anlagen miteinander verbindet und die es abends jungen Leuten ungemein erleichtert, im Dunkel von Bäumen und Sträuchern flüsternde Gruppen zu bilden. Ich fand das nicht so schlimm. Aber die Pensionsmutter hatte eine lebhaftere Phantasie; das merkte ich erst, als das neue Mädchen seinen Dienst antrat. Da hörte ich auf dem Flur die mit beschwörender Stimme eindringlich vorgebrachte Mahnung: „Minna, gehe Se mir bloß net abends an die Lindenstaffel; jede Stufe is da ein Fehltritt!"

*

Wir lebten in einem wahren Tierparadies in dem kleinen italienischen Landhaus. Hunde, Katzen, vertraut gewordene Käuzchen, zwei zahme Füchse umgaben uns, edle Truthühner und eine Schar lustiger Enten.
Endlich entschlossen wir uns, die erste von ihnen zu essen. Wir saßen im offenen Speisesaal. Es herrschte eine Art Begräbnisstimmung. Jeder würgte schweigend ein Stück von Bibi, dem schönen großen Enterich, hinunter. Zu allem Überfluß erschienen auch noch die restlichen Enten draußen vor der Tür, ließen sich dort nieder, blickten zu uns herüber und schnatterten leise miteinander, als besprächen sie den traurigen Fall. Da sagte einer von uns aus tiefem Nachdenken heraus:
„Sicher haben manche ihn doch näher gekannt..."

Unsere verehrten Leser
bitten wir höflichst, bei Anfragen oder Bestellungen sich auf den „Simplicissimus" zu beziehen

Wahre Geschichtchen

Zu dem evangelischen Pfarrer in E. in Württemberg kommt ein Mann aus der Nachbargemeinde R. mit der Bitte um Vervollständigung seines Ahnenpasses. Er meint, der Herr Pfarrer solle aber gewiß auch alles eintragen, was in den Kirchenbüchern stehe; da kämen oft interessante Sachen heraus. So habe der Pfarrer in R. entdeckt, daß unter seinen Vorfahren ein Pater sei. Das kommt dem Pfarrer merkwürdig vor, und er bittet den Mann, ihm den entsprechenden Eintrag im Ahnenpaß zu zeigen. Und richtig — beim Urgroßvater steht unter der Rubrik Vater: Pater incestus.

*

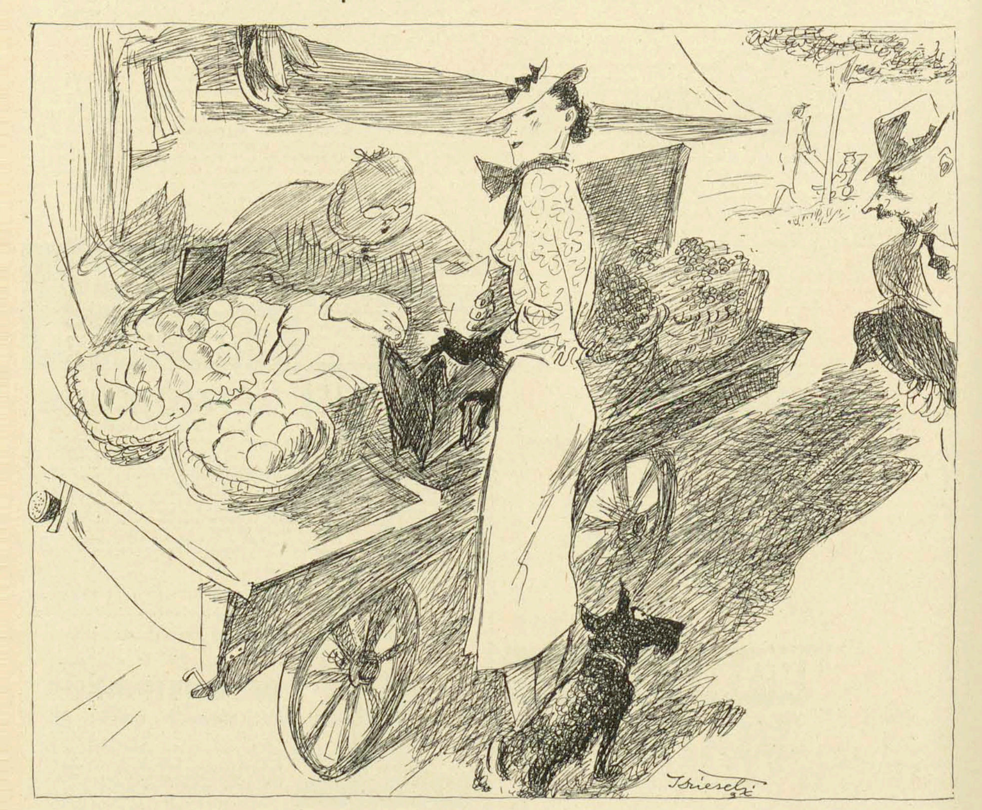
Bei einem schon ältlichen masurischen Fischerehepaar wohnt seit einiger Zeit eine Sommerfrischlerin aus Berlin. Das kleine und zierliche Fräulein ist Bibliothekarin und nebenbei auch Doktor der Philosophie. Es schwimmt leidenschaftlich gerne, und kein Tag vergeht, an dem es nicht weit draußen im See zu finden ist.
Die Fischerfrau ist darob sehr besorgt. „Wäißt du, Wenzel", meint sie eines Tages nachdenklich, als von dem schmächtigen Fräulein wieder einmal nur noch ein winziger Punkt zu sehen ist, „wäißt du, das Fräiläin wird, wenn es so wäiter macht, uns doch noch ertrinken."
„Jäi", stimmt ihr der Alte zu und flickt ohne aufzuschauen an seinem Netz. „Aberr waß ist schon dabäi: äin Fräiläin Dokterr bläibt's doch."

Der Fund

Gleich als er ihn fand, hatte er ihn in der kurzen Hose versteckt, um ihn sicher und unangefochten durch die Wirbel des Klassenausflugs zu bringen. Endlich stand er zu Hause vor seiner Mutter, hatte die Hände hinter dem Rücken verborgen und seine Augen glänzten.
„Ich hab' dir auch was mitgebracht, Mutti! Rat' mal!"
„Hast du einen schönen Stein gefunden? Oder einen Pilz?" versuchte die Mutter freundlich. Aber als er den Kopf schüttelte, forderte sie: „Nun mal 'raus damit, Junge, keine langen Umstände!"
Ihre Hand war nach einem Feldblumenstrauß ausgestreckt, aber sie ließ den Arm sinken und fragte: „Ist der von der Leine gefallen? Oder warst du am Wäschekorb?"
„Nee, den hab' ich im Wald gefunden!" meldete stolz der Sohn.
Er verstand nicht, warum seine Mutter ein so entsetztes Gesicht machte, und er war tief enttäuscht, daß sie ihn mit zwei Fingern aus seinen Händen nahm und zum Mülleimer trug — den schönen rosa Schlüpfer.

Der praktische Witwer

(R. Kriesch)



„Hör'n S' mir auf mit die Männer, Fräulein Rosi! Vor vierzehn Tagen erst ist dem Herrn Huber sei' Alte g'storb'n, und heut' kommt er schon mit einem Marktnetz, das er sich aus dem Büstenhalter seiner Seligen hat machen lassen."

Im Urlaub

(K. Heiligenstaedt)



„Die Rosen duften, die Nachtigallen schlagen, und der Herr im Nebenzimmer schnarcht; ich fürchte sehr, ich werde mich hier nur erholen.“

Die Hose des seligen Ambrosius

VON JÖRG RITZEL

Ehe noch die Eisenbahn durch die rheinischen Ufernestchen ihren eisernen Strich zog, der so manches Idyll zerstörte, lebte in dem Loreleistädtchen St. Goarshausen ein behäbiger Weinwirt, der auf den klangvollen Namen Ambrosius hörte. Die einen nannten ihn einen Schlemmer, die anderen einen Eulenspiegel. In Wirklichkeit war er beides. Das Ränzlein, das er sich in dem jahrelangen Bacchusdienst angemästet hatte und das ihm wie ein Ohmfäßchen unter der Joppe hing, zeugte davon, daß er einen guten Happen zu schätzen und ihn angemessen zu begießen wußte. Und wie der Volksmund von rundlichen Leuten zu sagen pflegt, daß ihnen der Schalk in den Speckfalten sitze, so war auch der Ambrosius eine ausgemachte Eulenspiegelnatur, der es auf einen tollen Streich und einen derben Witz nicht ankam, so daß die Gäste einmal behaupteten, er werde wohl noch im Tode die Menschen zum Lachen bringen.

„Das kann sein", versicherte der Schelm mit breitem Meckern. „Wenn ich mal den letzten Schluck getan habe, dann könnt ihr — —" Und es folgte eine Einladung der Art, wie sie einst der vielzitierte Götz von Berlichingen dem kaiserlichen Trompeter zugerufen hat, obwohl auch er nicht der Erfinder war; denn lange vor ihm hatte Hermann der Cherusker die gleiche einladsame Floskel an den römischen Feldherrn Varus gerichtet. Eines Tages hatte denn auch das ambrosianische Lachen sein Ende gefunden. Er war in einer weinseligen Nacht in die ewigen Rebgelände eingegangen. Seine Witwe, die wie ein Schatten neben ihm hergewandelt war, hatte die „Obertäler Nachbarschaft", die nach altem Brauch ihren Toten die letzten Liebespflichten erweist, benachrichtigt, damit der selige Ambrosius mit allen Ehren, wie sie einem fröhlichen Philosophen geziemten, zur Erde käme.

Am Tage vor der Bestattung erschien, in Begleitung seiner Frau, der Meister Spinnerich, ein dürres Schneiderlein, das dem lebenden Ambrosius seit Jahren die Gewandung gefertigt hatte und das nun auch den toten Ambrosius einkleiden sollte. Und sein bestes Gewand sollte er anbekommen, den schwarzen Kammgarnanzug! Darauf hatte die Witwe bestanden.

Am gleichen Tage aber war dem braven Meister ein Anzug vom Bürgermeister bestellt worden, ebenfalls in schwarzem Kammgarn, nach dem Muster, das ihm Meister Spinnerich vorgelegt hatte. Als dieser aber nach Hause kam und den Stoff nachmaß, stellte er zu seinem Schrecken fest, daß eine Elle daran fehlte. Denn auch der Bürgermeister war, wie sich's für den Lenker einer Gemeinde geziemte, ein behäbiger Herr, dessen Futteral eine Elle mehr verlangte als das der gewöhnlichen Bürger.

„Für den Rock und die Hose tät's langen, aber für die Weste fehlt's", sagte der Meister betrübt zu seiner Gesponsin, die sich ebenfalls den Kopf zergrübelte, zumal die Sache eilig war und der Bürgermeister zur Lieferung drängte.

Und so geschah denn das Unglaubliche. Als die beiden vor dem einzukleidenden toten Bacchuspriester standen, da huschte über das Gesicht der Schneidermadam plötzlich ein verklärendes Leuchten. Sie wies auf die geräumige Hose des Ambrosius hin, und sofort hatte der Meister ihre Gedanken erfaßt. Natürlich, sie hatte recht. Der Ambrosius kam ja auf den Rücken zu liegen. Da sah man's ja nicht. Also los! Die Schere her! Ein kurzes Klappern und ritsch-ratsch war aus der ambrosianischen Hose der Boden herausgeschnitten. Der Stoff glänzte zwar schon ein wenig, aber das machte nichts. Die Hauptsache war, man hatte die Elle Kammgarn, die an der bürgermeisterlichen Weste fehlte.

Die blanke Stelle am toten Ambrosius wurde mit den Rockschößen zugedeckt, der Korpus im Sarg fein zurechtgelegt — es klappte vortrefflich. Mit einem stillen Lächeln um die Lippen lag Ambrosius in seinem hölzernen Futteral. Der Streich schien ihm zu gefallen. Damit ließ sich etwas anfangen . . .

So kam der Tag der Bestattung. Der Friedhof lag damals noch im alten Teil der Stadt oben am Fuß des Katzenbergs, um die alte Kirche, die später der Bahn weichen mußte. Zu dieser Kirche führte aus der inneren Gasse eine ausgetretene, glitschige Schiefertreppe hinauf, die sich zwischen den alten Häusern hindurchwand und in Regenzeiten manchem gefährlich wurde. Die Gefahr wurde um so größer, wenn es, wie diesmal, darum ging, einen schweren Sarg die Treppe hinaufzuschleppen; denn der Ambrosius war von ansehnlichem Gewicht und wog sechsmal den Schneider auf.

Nach altem rheinischem Brauch war den Nachbarschaftsbrüdern, die den Sarg tragen sollten, vorher ein Krug Wein spendiert worden. Und da die übrigen Genossen ebenfalls Durst spürten, sintemalen das Andenken an den Eulenspiegel Ambrosius manchen Scherz auf die Lippen trieb, so wurden aus dem einen Krug zwei, und in dem Augenblick, da der Pfarrer erschien, war der dritte im Gange. Der Pfarrer, ob er sich auch ein wenig zierte, mußte ebenfalls ein Glas hinters Bäffchen schütten, so daß, als der Zug sich in Bewegung setzte, bereits eine recht vergnügliche Stimmung Platz gegriffen hatte.

Aber dann . . . O, verhüllt euer Haupt, ihr Musen! Als die Träger auf ihren Schultern den schweren Sarg die glitschige Schiefertreppe hinaufbalancierten — es hatte an dem Morgen frisch geregnet — da rutschte der eine plötzlich aus, die Lade bekam das Übergewicht, polterte zwischen dem ängstlich ausweichenden Trauergefolge die Treppe hinunter, überschlug sich, stürzte auf das Straßenpflaster — ein Krach — der Deckel flog ab und — der tote Ambrosius erschien — aber nicht etwa in der vorschriftsmäßigen Positur, sondern er hatte sich in dem Sarg herumgedreht und lag auf dem Bauche.

Im selben Augenblick ging ein Lachen los, ein dröhnendes Gewieher, daß die alten Häuser verwundert die Köpfe schüttelten und der Herr Pfarrer sich in Wahrung seiner Würde das Gebetbuch vor den Mund hielt, um nicht ebenfalls loszuplatzen. Den Sargträgern waren vor Schreck die Zitronen, die sie nach altem Brauch mit sich trugen, aus den Händen gefallen und in den Sarg gekullert. Denn das Unglaubliche war geschehen: die Rockschöße des Ambrosius waren aufgeflogen und der posteriore Teil des toten Eulenspiegels glänzte in unverhüllter Blankheit, von Zitronen garniert, in der Wintersonne . . .

Meister Zwirn stand vor Schrecken erstarrt. Seine Gesponsin aber — geistesgegenwärtiger als ihr vertatterter Gemahl — hatte rasch ihr Tränentüchlein gezogen und es über die ambrosianische Blöße gebreitet. Flugs waren auch die Nachbarschaftsbrüder zur Hand, drehten den Ambrosius wieder um, nagelten die Lade wieder zu und trugen sie — diesmal mit etwas mehr Vorsicht — zu der letzten Schlummerstätte hinauf.

Der Pfarrer versuchte, seine zurechtgelegte Lobrede auf den selig Entschlafenen zu halten, konnte es aber nicht verhindern, daß das gesamte männliche Trauergefolge — die Witwe war zum Glück nicht dabei — sich augenzwinkernd ansah und in die Zylinder grinste. Man erinnerte sich der Berlichingenschen Einladung, die der Kauz einst prophetisch ausgesprochen, und jeder war fest überzeugt, daß das Ganze ein Streich war, den der unverbesserliche Eulenspiegel in Szene gesetzt hatte. Wozu der Schneider geheimnisvoll nickte.

Aber das Satyrspiel war noch nicht zu Ende. Ein letztes Wort wollte der Nachbarschaftsmeister noch dem toten Kumpan ins Grab nachrufen. Indes — war es der genossene Wein, der ihm im Blut rumorte oder die Heiterkeit, die rings auf den Gesichtern stand — er fand die richtigen Worte nicht, und so wollte er sich kurz fassen und ihm „Schlummere sanft!" wünschen, verhaspelte sich aber und rief gerührt: „Schlammere sunft!" Da war's vorbei mit der Haltung. Der Pfarrer klappte mit einem Knall sein Buch zu, die Leidtragenden wieherten auf, der Nachbarmeister aber schmiß seinen Zylinder ins Grab und verließ die wenig andachtsvolle Stätte, gefolgt von der erheiterten Menge, der es zumute war als ob der tote Eulenspiegel hinter ihnen her lache . . .

Das Städtchen St. Goarshausen hat niemals wieder eine so vergnügte Leichenfeier erlebt wie die des seligen Ambrosius.

Sommernacht

Von

Georg Schwarz

Still wie ein Garten liegt die Welt.
Im Schlaf sie noch den Atem hält.

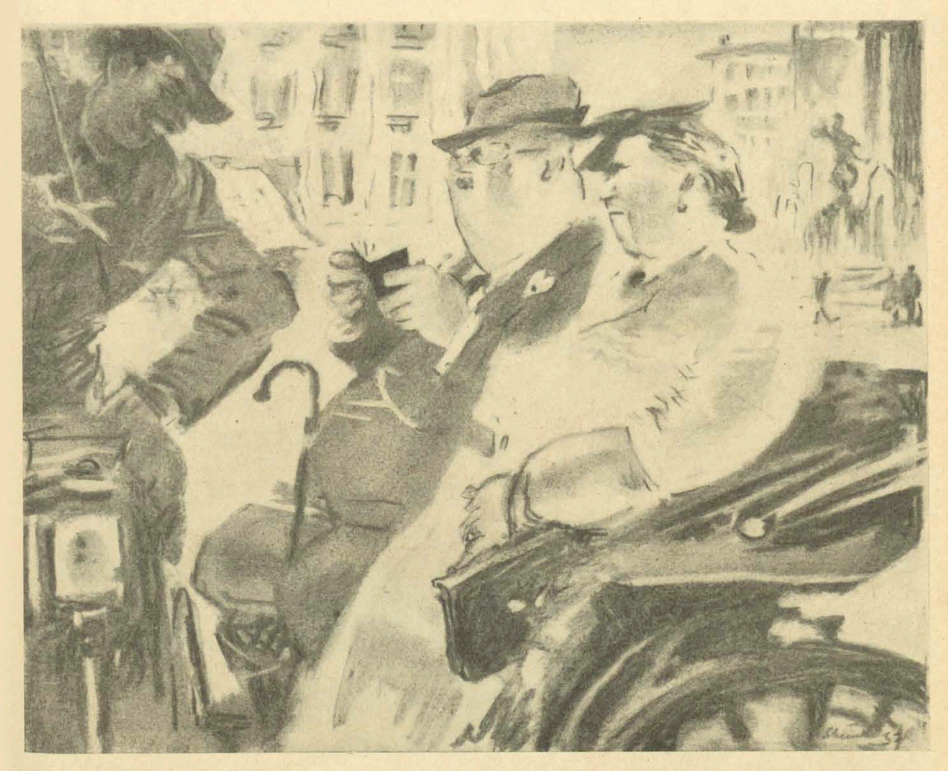
Verborgen eine Quelle singt,
die ihren Wiesen Labung bringt.

Das reife Korn liegt wie beschneit
im Mondenlicht. Das Brot gedeiht.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D. A. I. Vj. 37. 20434. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Italienische Reise

(P. Scheurich)



„Franz, was sagt denn der Kutscher eigentlich?" — „Keine Ahnung! Dem Sprachführer nach kann er jetzt nur sagen: ‚Gewiß mein Herr (mein Fräulein), ich werde ihre Hose (ihre Wäsche) sofort zum Bügeln bringen.'"

Wieder in der Stadt

Von

Karl Martin Schiller

Wenn du noch gestern schindelschiefe Reihn
von Schifferhäusern sahst — was siehst du nun?
Turmhohe Säulen aus behau'nem Stein,
auf denen graue Großstadtdünste ruhn.

Kein Sand liegt da, der deinen nackten Fuß
beim Drübergehn als weiche Flut umgibt.
Asphalt klebt an den Sohlen deines Schuhs,
der stumpf sich über Pflastersteine schiebt.

Gern legtest du dich auch am Dünenpfad
ins Strandgras hin, vom Meereswind gekämmt.
Statt dessen gehst du wie ein Zinnsoldat
steif durch die Stadt, in Schwüle eingeklemmt.

Und sahst du wochenlang am Horizont
die weißen Schiffe in die Ferne ziehn:
jetzt machst du wieder vorm Verkehrsturm Front —
rot . . . gelb . . . grün . . .

Wahres Geschichtchen

Wir machten einen dreitägigen Betriebsausflug nach Württemberg und in den Schwarzwald. Die erste Nacht blieben wir in einem sauberen, kleinen württembergischen Städtchen, wobei wir teils in Gasthöfen, teils privat untergebracht waren. Ich bekam ein Privatquartier. Die freundliche Hausfrau führte mich unter viel Reden und Fragen auf das für mich bestimmte Zimmer, in dem zu meinem Erstaunen jedoch zwei Betten standen. Auf meinen Hinweis, daß ich allein sei und daß wohl ein Irrtum vorliegen müsse, tätschelte mich die Frau gutmütig auf die Schulter und sagte: „Noi, noi, mein lieb's Herrle, des ischt koi Irrtum. Des geht schon zurecht! Sie sind zwar alloi, aber ich woiß, daß man auf der Rois' recht gern amal was andersch auf der Spoiskart'n steha hat, als immer dahoim . . ." Sprach's und ließ mich bei den sauberen zwei Betten stehen, die beide schon aufgeschlagen waren.

Mariannes Liebling

(Erich Schilling)



„Mein armes Blümchen war schon am Verwelken. Da hab ich's umgetopft, und nun wird es hoffentlich sein Köpfchen wieder heben!"

München, 18. Juli 1937
42. Jahrgang / Nummer 28

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Das Kunstwerk

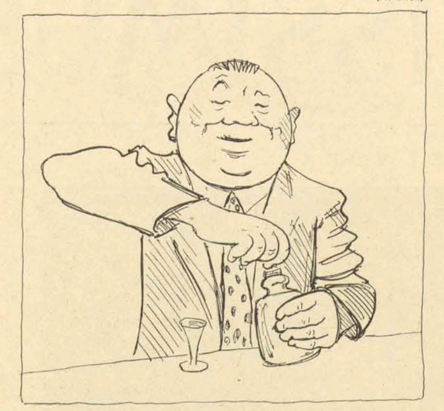
(Dudovich)

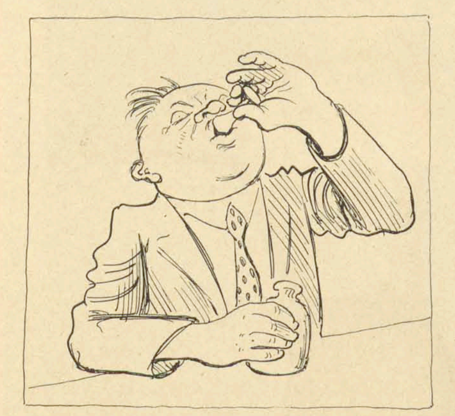


„Nun, was sagen Sie als Künstler zu meinem neuen Kleid?“ — „Der Ausschnitt ist umfassend gewählt, der Rahmen geschmackvoll, und soviel ich vom Inhalt sehe, ist er gemeinverständlich und naturnah.“

Der Genießer

(Fr. Bilek)







Bei Nektar und Ambrosia

Von

Walter Foitzick

Wenn ein Künstler sehr stark geblüht und dabei womöglich noch geduftet hat, gerät er unweigerlich in die Kunstgeschichte. Wenn er bloß so ein bißchen geblüht hat und dann verdorrt ist, sagen wir mal wegen mangelhafter Düngung, muß er später entdeckt werden, und da freuen sich alle sehr, die Kunstfreunde und die Kunsthistoriker und die Kunsthändler und diejenigen, bei denen sich, nicht durch ihre Schuld, Werke des damals Verblühten oder Verdorrten erhalten haben, sein Zimmervermieter, sein Schneider, vielleicht auch sein Zigarrenhändler und die anderen Mäzene, falls sie selbst noch am Leben sind. Die Preise seiner Werke steigen und diese gelten sogar gelegentlich als Kapitalsanlage, womöglich sogar als Sachwerte. Im Heimatort des Künstlers gibt es nun eine Kunstmaler-Emil-Huber-Straße, und in jenem Ort, wo er rastlos und erfolglos geschaffen hat, seine Künstlerträume träumte und die schönheitstrunkenen Augen immer wieder auf dem ziemlich kalten eisernen Ofen ruhen ließ, wird ein Emil-Huber-Stübchen eröffnet, wo unter Glas (bitte nicht aufstützen!) seine Palette, sein Schlips, seine Brille und die letzte, ach so unbezahlte Rechnung rührenderweise zu sehen sind.

Und die Preise seiner Bilder steigen weiter.

Droben im Künstlerhimmel aber darf Emil Huber jetzt mit Michelangelo verkehren und Raffael und Murillo und Velasquez und den anderen mit den drei Sternen, deren Werke überhaupt nicht mehr aufzutreiben sind oder nur als angezweifelte Schülerarbeiten, über die sehr entgegengesetzte Gutachten von Fachleuten vorhanden sind, vorkommen.

Jawohl, da sitzen sie denn beieinander und trinken Nektar mit Mineralwasser. Sie machen bestimmt Witze über die Kunstsachverständigen und können sich vermutlich nicht darüber einigen, ob man al prima malen soll oder auch lasieren darf und ob das Staffeleibild dem Wandbild gleichzusetzen sei.

Wie wäre es möglich, daß sie nicht über die hohen Abgaben sprächen, die sie an die „Gilde" zu leisten haben. Nein, das ist nicht möglich! Es ist gut, daß der Evangelist Lukas, der von altersher ein großes Ansehen in Künstlerkreisen genießt, obwohl von seiner Technik wenig bekannt ist und sich von seinen Werken weder etwas in den Staatsgalerien und Privatsammlungen, noch im ernsthaften Kunsthandel erhalten hat, darauf hinweist, daß die Verwaltungsspesen eben recht hoch seien und man erst kürzlich einige Engel zu Schreibarbeiten in das Korrespondenzbüro der Pensionsgenossenschaft seliger Künstler habe anfordern müssen. Er kann darauf hinweisen, daß zu diesen Zwecken natürlich nur verblichene Kunstmalerinnen herangezogen würden, die der Schreibmaschine mächtig seien, und man habe erstaunlich gute Erfahrungen gemacht mit dieser Überleitung in einen nützlichen bürgerlichen Beruf.

Praxiteles, der namhafte Bildhauer aus Athen W. meint, es sei in der Epoche der griechischen Klassik auch ohne Stenotypistinnen gegangen, aber er wolle sich einem gesunden Fortschritt nicht entgegenstemmen. Auch im Jenseits sei Organisation vonnöten und die jahrhundertealten Gegensätze zwischen Klassikern und Gotikern müßten endlich einmal zum Schweigen gebracht werden. Dazu sei ein fachschaftliches Zusammenarbeiten der geeignetste Weg, und wo Organisation sei, da sei auch Büro und wo Büro sei, da seien auch Schreibmaschinen und Kartotheken und von nischt sei nischt und deshalb sei es an der Zeit, daß die Beiträge pünktlicher bezahlt werden müßten. Das alles sagte er in sehr gewähltem Griechisch ohne den geringsten grammatischen Fehler. Weil man aber im Jenseits alles versteht, verstehen ihn auch die Maler und Bildhauer und Architekten und selbst die neuerdings angeschlossenen Gebrauchsgraphiker. Alles ruft durcheinander und man hört „sehr richtig" und „hört, hört!" und „Kitsch" und „krasser Naturalismus" und „Zurück zur Natur und zur Geschäftsordnung!"

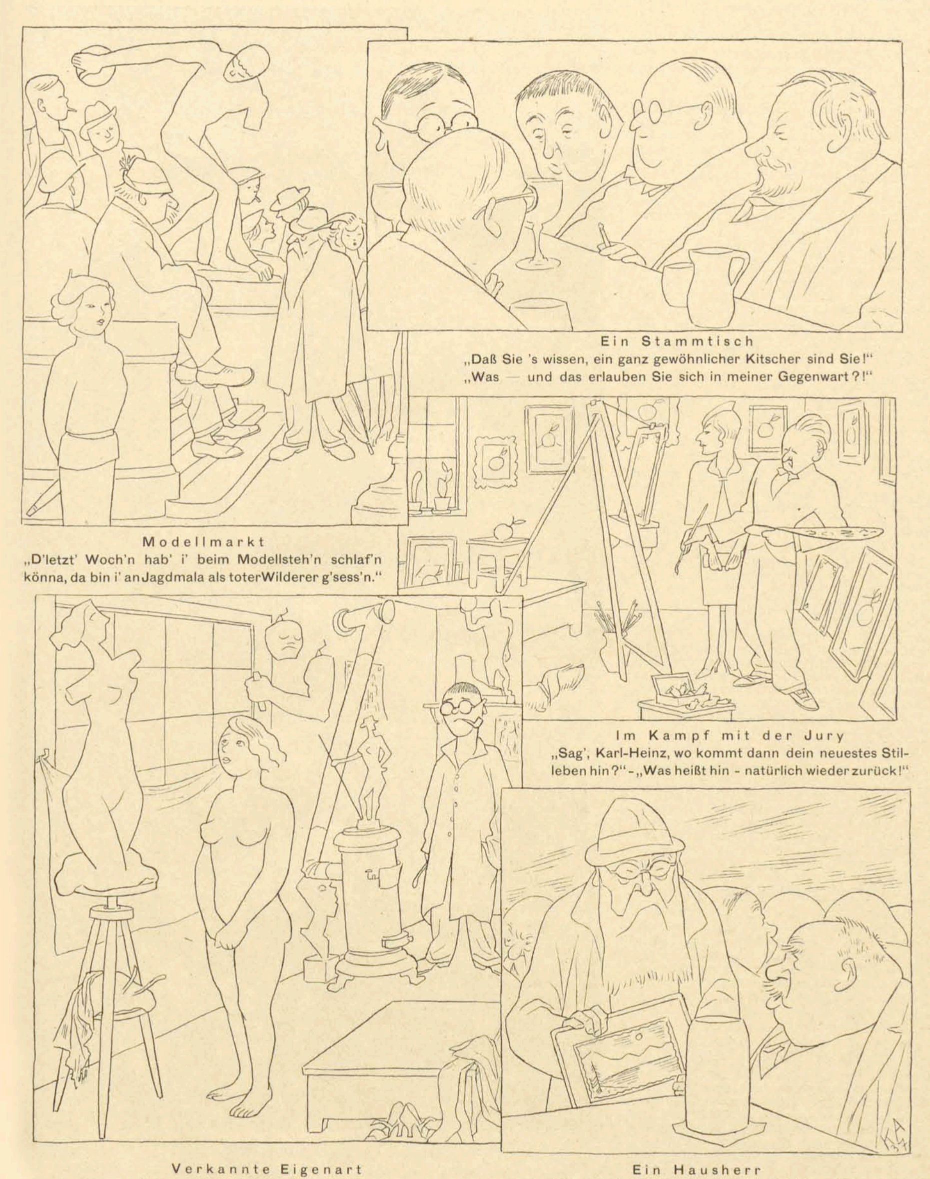
Der Evangelist Lukas hat schon viele derartige Versammlungen verstorbener Künstler mitgemacht und weiß, wo die Leute der Schuh bzw. der Pinsel drückt. Er teilt deshalb mit, daß in nächster Zeit größere Aufträge von der Leitung des Jenseits ausgehen werden, daß der Himmel neu gebläut werden soll und Morgen- und Abendwolken in altem Glanze wiedererstehen sollen, da die Farben im Laufe der Aeonen verblaßt seien und sich im Verputz teilweise schon Sprünge zeigen. Sogar die paar Expressionisten sollten bei der Ausmalung und künstlerischen Ausstattung des Höllenvestibüls sachgemäße Verwendung finden.

Nun jubelt alles, schlägt mit den Flügeln und bläst in die Posaunen; Lenbach läßt sich eine frische Maß schäumenden Nektars reichen und stößt mit einem Futuristen an, als gäbe es gar keine Gegensätze in der Verwendung von Malmitteln und haltbaren Grundierungen.

Draußen aber fragt Petrus den Lukas, was denn wieder los gewesen sei, und der sagt: „Ach, Peter, immer die alte Geschichte, mein Künstlervölkchen hat halt gar keine Disziplin im Leibe!"

Kunst und Künstler

(K. Arnold)



Modellmarkt
„D'letzt' Woch'n hab' i' beim Modellsteh'n schlaf'n könna, da bin i' an Jagdmala als toter Wilderer g'sess'n."

Ein Stammtisch
„Daß Sie 's wissen, ein ganz gewöhnlicher Kitscher sind Sie!"
„Was — und das erlauben Sie sich in meiner Gegenwart?!"

Im Kampf mit der Jury
„Sag', Karl-Heinz, wo kommt dann dein neuestes Stilleben hin?" - „Was heißt hin - natürlich wieder zurück!"

Verkannte Eigenart
„Ja, wos is denn dös, Herr Büldhauer, zwegn sowas muaß i mi extra ausziehn?!"

Ein Hausherr
„I bin geg'n d' Kunst! Mit dem Büldlnaufhänga vanag'ln d' Mietpartei'n bloß d' Wänd'."

DREI EINAKTER

Von Achille Campanile

Ewige Sehnsucht

Ein Kammerspiel

Personen: Der erste speisende Herr
Der zweite speisende Herr
Gäste, Kellner usw.

Ein Restaurant zur Essenszeit. Der erste speisende Herr sitzt an einem Tisch. Am Nebentisch der zweite speisende Herr. Im Hintergrund Damen und Herren, die so tun, als speisten sie ebenfalls, und die sich miteinander im Flüsterton unterhalten. Kellner gehen flink und behend hin und her.

Der erste speisende Herr,
im Begriff, ein Madeira-Schnitzel mit gebratenen Kartöffelchen anzuschneiden, zum zweiten speisenden Herrn:
„Dieses Madeira-Schnitzel erinnert mich an meine norwegischen Reisen."
Ißt. Nach einiger Zeit:
„Und auch an meine Reisen in Ungarn ..."
Er sieht aus, als durchforsche er ernstlich sein Gedächtnis. Dann träumerisch:
„Sowie, wenn ich's recht bedenke, auch an alle meine außereuropäischen Reisen."
Er beendet sein Schnitzel, zündet sich eine Zigarre an, und in einer plötzlichen Anwandlung großer Vertraulichkeit beugt er sich zum Ohr des zweiten speisenden Herrn:
„Im Grunde, sehen Sie, erinnert mich dieses Madeira-Schnitzel mit Kartöffelchen sogar auch an die Zeiten, wo ich nicht reise."
Der zweite speisende Herr (sehr erstaunt):
„Sollte das Madeira-Schnitzel mit Kartöffelchen eine Spezialität der ganzen Welt sein?"
Der erste speisende Herr:
„Nein. Aber es ist mein Leibgericht. Ich esse es, wo ich auch hinkommen mag ..." Vorhang.

Perpetuum mobile

Ein Traumspiel

Personen: Der Graf
Der herrschaftliche Diener Baptist

Die Szene stellt das prunkvolle Vorzimmer eines herrlichen Schlosses dar.

Der Graf
tritt durch die Mitteltür auf die Bühne, gefolgt vom Diener Baptist im Frack; ohne sich umzuwenden, übergibt er ihm mit müder Geste Zylinder, Stock und Handschuhe; dann wirft er ihm den Frackmantel zu, den Baptist mit den Schultern auffängt, da er seine Hände, die Zylinder, Stock und Handschuhe halten, nicht frei hat.
Der Graf bleibt im Frack.
„Melden Sie den Grafen ..."
Er dreht sich um, und da er Baptist im Mantel mit Zylinder, Stock und Handschuhen erblickt, macht er betroffen eine tiefe Verbeugung.
„Pardon ... Wen darf ich melden?"
Baptist, mit traumwandlerischer Sicherheit, übergibt ihm Handschuhe, Stock, Zylinder und Mantel.
„Melden Sie den Diener Baptist ... Pardon ...!"
Da er sieht, daß der Graf wieder Graf geworden ist, macht er ihm eine tiefe Verbeugung und läßt sich neuerdings Handschuhe, Stock, Zylinder und Mantel überreichen; auf diese Weise wird er wieder ein eleganter Herr, und der Graf verbeugt sich wieder tief vor ihm und erhält wieder die erwähnten Kleidungsstücke, die nun von einem zum andern unter gegenseitigen Verbeugungen wandern, bis der Zeitpunkt gekommen ist, wo das Theater schließen muß und nun langsam der Vorhang fällt.

Mißtrauen

Kurzschauspiel

Personen: Die Gattin — Der Gatte — Der Liebhaber der Gattin (spricht nicht)

In einem Wohnzimmer unserer Tage.

Der Gatte (stürzt plötzlich herein und ertappt seine Gattin, wie sie einen Unbekannten küßt):
„Ha, Elende! Er log also nicht, der anonyme Brief, den ich vor einer Stunde bekommen habe. Du hast einen Geliebten!"
Die Gattin (empört):
„Und du läßt dich von anonymen Briefen beeinflussen? Schäme dich ..."

(Berechtigte Übersetzung von A. L. Erné)

Angeltechnik

(R. Kriesch)



„Was macht man eigentlich, Tante Lisa, wenn einer anbeißt?" — „Mit kurzem Anhieb den Haken ins Fleisch treiben und dann durch stetes Anziehen und Nachlassen die Beute ermüden." — „Hm, das mit dem Haken geht nicht, aber vielleicht ließe sich der Doktor Mayer auch anders ermüden?"

Kollegen / Von Ratatöskr

Mein Hund, schon leise angegraut,
der nicht mehr so ganz gut verdaut,
preßt, wenn er möchte und nicht kann,
die Wetterseite mannigfaltig
an Mauern oder Zäune an
und fördert so die Peristaltik,
wodurch er, wenn auch nicht sehr prompt,
am Ende doch zum Ziele kommt.

Seh' ich ihn mühsam sich verrenken,
muß ich des Dichters Franz gedenken.
Auch ihm blüht nur ein Resultat,
wenn er im Rücken etwas hat,
um sich entschlossen dranzulehnen
und so die Spannkraft auszudehnen,
bis froh das inn're Ohr vernimmt:
Aha, die Leyer ist gestimmt!

Das Geburtstagsgedicht Von Willy Kramp

„Wir waren sechs Brüder", so erzählte eines Tages einer unserer Freunde, „und hatten nur eine einzige Schwester. Diese Schwester hieß Friedchen, wir nannten sie aber lange Zeit etwas herablassend nur ‚die Junge', obwohl sie auf der Altersleiter der Geschwister die vierte Stufe von oben innehatte und mir selber als dem Jüngsten der Familie um volle fünf Jahre voraus war. Unsere Mutter liebte diese Bezeichnung für ihre einzige Tochter nicht sonderlich und nannte ihre Söhne eine großmäulige und hochnäsige Bande; der Vater hingegen meinte, es sei wohl alles nur versteckte Liebe, und so blieb es vorerst bei dem Namen. Bis eines Tages ein Ereignis eintrat, an dem sich erwies, wieviel reifer und tüchtiger unser kleines Friedchen doch war als alle ihre Herren Brüder; ein Ereignis, von dem ich Ihnen kurz berichten will, weil es — so unbedeutend es auch äußerlich erscheinen mag — unsere ganze Familie dennoch in besonders inniger Weise zusammenschloß und auf eine Weise beglückte, wie Geld und Gut nicht beglücken können.

Ich muß zwei Dinge vorausschicken. Das eine ist dies, daß meine Eltern arm waren und ihre liebe Mühe hatten, uns sieben Kinder satt zu machen und zu kleiden. Wenn sie trotzdem daran festhielten, uns zu Weihnachten und zu den jeweiligen Geburtstagen durch kleine Bescherungen Freuden zu bereiten, von denen wir das ganze Jahr über innerlich zehrten, so weiß ich heute, daß sie dies nur durch große eigene Entbehrungen ermöglichten. Nahte das Weihnachtsfest oder einer der vielen Geburtstage heran, so pflegte der Vater wochenlang vorher seine Werkstatt erst spät abends zu schließen; und war er endlich zur Ruhe gegangen, so saß die Mutter noch bis tief in die Nacht hinein und nähte oder stickte um Geld für Fremde. Soviel über meine Eltern. Sie waren tätige und fröhliche Leute.

Das zweite, was ich vorausschicken muß, betrifft unsere Schwester, ‚die Junge'. Diese war von klein auf willig und geschickt zu allen häuslichen Dingen, daher der Mutter früh eine Hilfe in der Wirtschaft. Indessen hatte sie eine kleine Schwäche, die ihr Gram verursachte: das Auswendiglernen von Gedichten und Liedertexten fiel ihr schwer, schwerer als anderen Kindern. Merkwürdig, obwohl sie sonst doch eine gescheite kleine Person war und mir oftmals so schöne Märchen und Lesebuchgeschichten zu erzählen wußte, daß ich darüber alle Unarten vergaß, in diesem einen Punkte wollte und wollte ihr nichts Rechtes glükken. Auch bei den gewohnten Weihnachts- oder Geburtstagsbescherungen, wenn wir Kinder den Eltern zum Dank etwas Auswendiggelerntes vortrugen, versagte sie regelmäßig, zu ihrem eigenen Schmerz, zum Ärger des Vaters und — Gott sei's geklagt! — zum spöttischen Ergötzen der klugen Brüder. Zuletzt, als sie wieder einmal mit einem Geburtstagsgedicht gescheitert war, sagte der Vater: „Wir wollen sie in Zukunft nicht mehr damit quälen".

Aber die damals gerade Zehnjährige nahm es sich schwer zu Herzen, daß sie den Eltern, die doch so treu und gut zu uns waren, nicht einmal diese kleine Freude mehr als Dank bringen sollte; und da sie die Schlacht noch immer nicht verlorengeben wollte, verfiel sie auf ein merkwürdiges Mittel, um sich das zu erleichtern, was ihr so schwer fiel. Lernte sie zum Beispiel an dem Gedicht: „Ich ging im Walde so für mich hin . . .", so schritt sie ernsten Gesichtes und mit vor der Brust verschränkten Armen in der Küche auf und ab; plötzlich hob sie ein Blümchen vom Boden auf, das sie zuvor dort hingelegt hatte, „grub's mit allen Würzlein aus", wie das Gedicht sie anwies, und „verpflanzte" es in eine Ecke des Schlafzimmers. Wir Brüder fanden dies Gebaren zwar erheiternd, meine Mutter aber sah das Bemühen des Kindes mit Freude und Rührung an und machte ihm Mut, auf dem eingeschlagenen Wege weiterzugehen. Eines Abends — wir Brüder waren nach einer kleinen Prügelei im Schlafzimmer soeben im Begriff uns auszuziehen — hörten wir in der Küche unsere Junge laut schelten. Leise gingen wir alle sechs auf den Korridor hinaus, öffneten neugierig einen Spalt der Küchentür und sahen folgendes: Friedchen saß auf einem Schemel vor der Wand, auf ihrem Schoß hatte sie ein aufgeschlagenes Buch und in der Hand einen derben langen Stock. Über ihr an der Wand hing, an einem Haken befestigt, der ausgestopfte Balg eines Hasen, den die Großeltern aus der Försterei geschickt hatten. Diesem ehemaligen Hasen hatte unsere Schwester irgendetwas Weißes ins Maul gesteckt, und nun saß sie mit bitterernstem Gesicht vor dem bösen Tier und deklamierte, während sie von Zeit zu Zeit dem armen Meister Lampe mit ihrem Stock einen strengen Hieb versetzte:

„Fuchs, du hast die Gans gestohlen,
gib sie wieder her!
Sonst wird dich der Jäger holen
mit dem Schießgewehr."

Bei diesem Anblick konnten wir Brüder ein lautes Lachen nicht zurückhalten, ja wir trieben den Übermut noch weiter, stürmten in die Küche, entrissen unserer Schwester den Stock und prügelten wie besessen auf das Hasenfell los, indem wir alle zusammen ausriefen: „Jawohl, hier nimm nur, Gänsedieb, elender Fuchs!" Als unser Vater sah, was sich begab, setzte es Prügel wie kaum jemals zuvor. Friedchen ging still zu Bett, nachher hörte ich sie leise weinen, und ich schämte mich. Von dem Tage an hörten wir unsere Junge nicht mehr laut deklamieren, sie schien die Hoffnung aufgegeben zu haben.

Ungefähr zwei Jahre vergingen in der gewohnten Art, dann kam für unsere Eltern eine arge Zeit. Unser Vater hatte für einen Geschäftsfreund gebürgt, dieser hatte das Vertrauen des Bürgen mißbraucht, und man verlangte nun von meinem armen Vater, daß er mit seinem ganzen Hab und Gut für die Schuld jenes Ungetreuen einstehen solle. Weiß Gott, eine arge Zeit für uns alle! Wenn sich auch die Eltern nach Kräften bemühten, uns Kindern nicht das ganze Maß ihrer Sorgen zu zeigen, so bemerkten wir doch, daß der Vater jetzt seine Werkstatt fast überhaupt nicht mehr verließ und daß die Mutter so emsig um Geld nähte und stickte wie sonst nicht einmal vor den bewußten Feiertagen. Einmal aber, als wir zu Tisch saßen, sah ich, wie der Vater mit einem traurigen Blick die Runde seiner Kinder umfing, als überzähle er sie einmal und noch einmal; dann blieb sein Blick auf der Mutter haften, und als er sich wieder seiner Suppe zuwandte, seufzte er leise. Die meisten der Geschwister hörten es wohl nicht, weil sie zu eifrig aßen; ich aber hörte es, und noch jemand hörte es ganz genau, das war unsere Junge. Die hörte und sah damals überhaupt mehr von der Sorge der Eltern als sonst irgendeines von den Geschwistern. Sie nahm der anderweitig beschäftigten Mutter fast die gesamte Hausarbeit ab, uns Brüder kommandierte die Zwölfeinhalbjährige, daß es eine Art hatte, und wir fügten uns, weil wir mit der Zeit alle zu spüren begannen, welch ein schlimmer Wandel sich in unseren Verhältnissen vollzogen hatte. Ja, auch die Eltern selbst ließen es sich mitunter gern gefallen, daß die Junge mittrug und tröstete. So entsinne ich mich noch heute des Ausdruckes von Überraschung und Hoffnung auf dem Gesicht meiner Mutter, als eines Tages wieder einmal ein Lebensmittelpaket von den Großeltern gekommen war und die Junge in ihrer stillen Art sagte: „Wenn wir reich wären und genug hätten, könnten wir uns dann auch so freuen, Mutter?"

Nun geschah es, daß Friedchens dreizehnter Geburtstag gerade in die bittersten Tage dieser bitteren Zeit fiel. Die Schwester hatte ihr Bett in einem Verschlag neben unserem Schlafzimmer stehen, und es fiel mir auf, daß sie in den Wochen vor ihrem Geburtstag immer erst sehr spät zur Ruhe ging. Am letzten Abend nun schien sie mir gar zu lange aufzubleiben, und ich wurde unruhig. Was trieb sie nur so lange in der Küche? War sie vielleicht so aufgeregt vor Freude, daß sie sich noch nicht legen mochte? Zugleich fiel mir schwer in den Sinn: die beiden letzten Geburtstagstische waren so dürftig gedeckt gewesen, daß die betroffenen beiden Brüder vor Enttäuschung am liebsten losgeheult hätten und daß der Vater sich schnell abgewandt hatte, als sie ihre Dankgedichte hersagten ohne geheuchelte Freude.

Und nun erst unsere Junge!

Mir wurde plötzlich sehr weh ums Herz. Ich stand auf und sah nach, wo die Schwester blieb. Sie saß in der Küche auf einem Schemelchen, ganz still, wie tief in sich selbst versunken. In der Hand hielt sie ein Lichtstümpfchen; den Kopf hatte sie tief über ihre Knie gebeugt, auf denen ein Buch lag. Als ich eintrat, blies sie rasch das Licht aus und steckte das Buch unter die Schürze.

‚Kannst du nicht schlafen Friedchen?' fragte ich. ‚Psst!' machte sie und deutete auf die Tür, die zum Zimmer unserer Eltern führte. Dort hatte soeben das Knattern der Nähmaschine für einen Augenblick aufgehört, und in die Stille hinein hörten wir die Stimme des Vaters: ‚Willst du nicht Schluß machen, Else?' Und die Mutter antwortete: ‚Ach, es geht schon noch.' Nach einer Weile fügte sie leise hinzu: ‚Hast du noch etwas bekommen?'

‚Nein, nichts' antwortete der Vater traurig. ‚Sie borgen nicht mehr. Sie sagen, damit schaden sie sich und mir.'

Da seufzte die Mutter: ‚Armes Friedchen. Sie verdiente die Freude mehr als alle Jungen zusammen.' Und dann sagte der Vater auch noch etwas, aber wir verstanden es nicht mehr, weil die Nähmaschine wieder zu rattern begann.

Schnell verließen wir die Küche und gingen zu Bett. Aber ich konnte noch lange nicht einschlafen; denn ich horchte nur immer nach Friedchens Verschlag hin, ob sie wohl weinte. Aber sie weinte nicht. Statt dessen hörte ich sie später fortwährend etwas vor sich hinflüstern, was ich nicht verstehen konnte. Und wie ich mich noch bemühte, es zu verstehen, fielen mir die Augen zu...

Am nächsten Morgen ganz früh trat der Vater in unsere Schlafkammer und fragte: ‚Wer von euch hat ein Geschenk für Friedchen gebastelt, Jungens?' Ein Geschenk für die Junge? Seit wann? Das Schenken war doch immer Sache der Eltern gewesen? ‚Schämt euch!' sagte der Vater. Und er fügte noch hinzu: ‚Nun wird die Arme ganz leer ausgehen.'

Ach, aber den Augenblick, als wir alle so bedrückt und verwirrt in der guten Stube standen und Friedchen in ihrem Sonntagskleid eintrat, froh lächelnd aber mit blassen Wangen und Schatten unter den Augen, diesen Augenblick werde ich niemals vergessen. Unwillkürlich streifte ihr Blick den Geburtstagstisch, auf dem sich nichts weiter befand als ein Tannenkranz mit dreizehn kleinen Kerzchen; aber sie weinte nicht, unsere Junge, sie zog kein Gesicht und ließ sich nichts anmerken, sondern sah uns alle klar und freudig an, als seien ihr die herrlichsten Dinge zu ihrem dreizehnten Geburtstag beschert worden.

‚Friedchen...' begann mein Vater und räusperte sich gleich. ‚Hör mal, Friedchen...'

Aber da geschah das Erstaunliche, daß Friedchen, unsere gehorsame liebe Junge, den Vater nicht weiterreden ließ. Schnell nahm sie die Hände auf den Rücken, machte einen kleinen Knicks und begann mit fester Stimme:

„Ich dank' euch, liebe Eltern mein,
für eure Lieb' und Treue,
die ihr mir habt vom ersten Tag
erwiesen täglich neue.
Daß ihr mir gabt von Gott mein Leben,
und habt mit Fleiß ob mir gewacht,
und habt nur Gutes mir gegeben
und stets nur an mein Heil gedacht."

Ein Wunder! Die Junge sagte zum erstenmal ohne Stottern und Steckenbleiben ihr Geburtstagsgedicht her. Seht, obwohl sie die letzten Monate kaum zum Schlafen Zeit gehabt hatte und obwohl sie als erste und einzige von allen Geschwistern zu ihrem Freudentag unbeschenkt blieb, machte sie den Eltern diese Freude! Wie aufs Maul geschlagen standen wir Brüder da. Die Eltern aber hörten mit schimmernden Augen noch drei weitere Strophen so getröstet und glücklich an, als spräche eine Botin Gottes zu ihnen, allein zu ihnen.

Kaum hatte Friedchen geendet, so stürzte die Mutter auf sie zu und schloß sie fest in die Arme. Wir Jungen verkrümelten uns still aus dem Zimmer, holten allerhand Dinge, die uns lieb waren: ein leeres Heft, eine Feder, einen Tintenlappen, jeder was er hatte, der Älteste sogar seine Sparbüchse mit Inhalt, und stellten es der Schwester auf den Gabentisch. Da umfing uns der Vater alle mit einem langen Blick und es zuckte und wetterleuchtete in seinem Gesicht..."

Meer und Muschel

Von Siegfried von Vegesack

Das Meer muß immerzu rauschen,
weil es Meer ist,
und möchte doch auch einmal stille sein,
nicht unendlich, sondern ganz klein,
weil immer rauschen schwer ist . . .

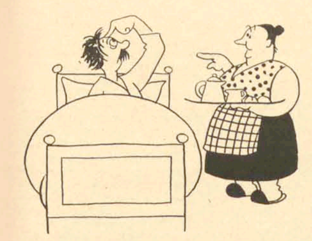
Nur manchmal darf es ein paar zärtliche Worte [tauschen
mit dem Wind, der aus Süden weht,
mit einem kleinen Segel, das sich bläht —
oder ganz sanft sich an die Küste schmiegen,
an den flachen Strand,
und liebkosend auf dem glatten, feinen Sand
sich leise auf und nieder wiegen . . .

Oder auf dem tiefsten, allertiefsten Grund
einer kleinen Muschel, die dort unten ruht,
ins Ohr flüstern mit kaum bewegtem Mund:
„Kleine Muschel — ich bin dir gut!"

Aber die Muschel kann ja gar nicht lauschen,
weil sie leer ist.
Und das Meer darf keine zärtlichen Worte [tauschen
es muß immerzu rauschen,
weil es Meer ist!

(O. Nückel)

Lieber Simplicissimus



Ein Stuttgarter Künstler steht im Ruf, ein Schwerenöter und Eulenspiegel zu sein. Eines Tages hielt es Frau Schneider, seine Wirtin, schließlich doch einmal für notwendig, ihm folgendermaßen auf den Zahn zu fühlen: „Saget Sie, Herr G., hent Sie mal eppes mit einem Fräulein Schneider g'hett?" — „Lassen Sie mich mal nachdenken. Noi, ich kann mich net erinnern." — „Hent Sie au wirklich nix mit einem Fräulein Schneider g'hett?" — „Lassen Sie mich nochmal genau nachdenken. Noi, wirklich nichts!" — „Saget Se, sind Sie vielleicht net emol mit einem Fräulein Schneider abends aus gewä?" — „Warten Sie mal, ich will mich noch einmal genau besinnen ... Noi, tatsächlich net." — „Ha, na wöiß i net, was die Leut wöllet, die saget, Sie hätte eppes mit meiner Tochter, wo i doch gar koine hent!"

*

Ich war, von einer Tour leicht übermüdet, bald ins Bett gegangen, aber weil hinten im Garten der andere Sommerfrischler — ein etwas traniger Jüngling — bei dem vor drei Tagen angekommenen Fräulein saß, konnte ich nicht einschlafen und war gezwungen, den mitunter recht wirren Gang der Unterhaltung mit zu verfolgen. Sonderbarerweise kam der Bursche im „psychologischen Moment" auf die absurde Idee, dem Mädchen leicht tremolierend elegische Lieder vorzupfeifen. Es hörte sich nicht einmal schlecht an. Da, als er gerade mit einem Lied geendet hatte und sich offenbar zu einem neuen anschickte, hörte ich das Mädchen bedächtig sagen: „Wenn man schon den Mund spitzt, braucht trotzdem net unbedingt gepfiffen zu werden!"
Ob er den Wink verstanden hat, entzog sich meiner Kenntnis. Die Pfeiferei hörte auf alle Fälle auf.

*

Meine Braut erzählt mir, daß ein Bekannter, ein früherer Verehrer meiner Braut, vor einiger Zeit gestorben sei. „Siehst du", sage ich, „wenn du den X. seinerzeit genommen hättest, wärest du jetzt schon Witwe!" — „Wie häßlich von dir, so etwas zu denken!", sagt meine Braut in ehrlicher Entrüstung, „du weißt doch, daß ich nur d i c h liebe und nur d e i n e Witwe sein möchte!"

*

Der Herr aus der Stadt besichtigte den Stall des Bauern und fand von seinem Laienstandpunkt aus das Vieh ganz prächtig. Bloß das Geschäft des Mistens schien ihm ein wenig umständlich. Er gab in leicht herablassender Weise zu bedenken, ob sich nicht eine Einrichtung ersinnen ließe, bei der die unangenehmen, wenn auch sehr nützlichen Abfallprodukte automatisch wegbefördert würden. Den Bauern ärgerte das unnütze Geschwätz ein wenig und er sagte darum: „Mach'n könnt' ma dös scho, aber zu was? Rindviecher mit Wasserspülung gibt's in der Stadt grad gnua!"

Im Café. Die Damen am Nebentisch waren mit höchstem Eifer hinter ihren üblichen Themen her. Ihr Geplapper ging wild durcheinander. Doch eine mit einem durchdringenden Organ hörte man aus allen heraus. „Es ist wahr", bemerkte sie mit erhobener Stimme und vergewisserte sich mit einem Feldherrnblick, ob die andern herhorchten, „die X. hat eine ganz selten gute Figur; beinahe so gut wie ich! — Aber was diese eitle Person damit für ein Aufhebens macht!"

*

Babette war auf einer Hochzeit gewesen und hatte anschließend ein Liebesabenteuer mit einem der Hochzeitsgäste, der, obwohl schon reiferen Alters, sich als wackerer Tänzer erwiesen hatte und sie nun mit einer gewissen Selbstverständlichkeit in ihre Kammer begleitete. Da die zweite Magd die Angelegenheit bemerkt zu haben schien, tat Babette am andern Morgen, als ihr Liebhaber längst fort war, beim Betreten der Küche einen tiefen Seufzer und sagte: „Wie schnell doch selbst gesetzte Mannsleut' darauf aus sind, zu sündige!" — „Das ist net verwunderlich", entgegnete die andere, „aber wie schnell sie oft anfange zu schnarche!"

*

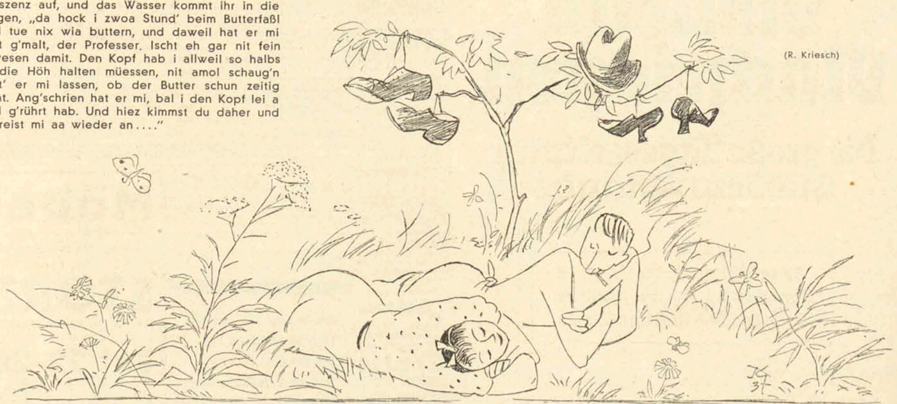
Der Privatier Xaver Schluckinger fühlt sein Ende nahen. Er winkt seine Frau ans Bett und sagt mit mühsamem Nachdruck in der Stimme: „Hörst, Frau, ein Wunsch hätt' i no: pflanzt's mir koane Blumen aufs Grab. I hab' Blumen nia nöt leiden mög'n!"
„Aber, Xaverl", wendet die Frau schluchzend ein, „'s Grab von an ordentlichen Christenmenschen braucht halt an Schmuck; was moanst nachert du, was aufs Grab soll?" Schluckinger überlegt nur kurz und bestimmt dann letztwillig: „Nacha sät's Radi!"

Adam und Eva in Öl / Von Karl Springenschmid

„Kreszenz", schreit der Jager Jock, der junge, in die Hütten und tritt die Tür auf mit dem Nagelschuh. „Du hascht oan bei dir g'habt!"
„Jockele, bischt da hiez!" ruft die Kreszenz, die Senndin, aus dem hintern Kammerl und stellt schnell das Schaffel mit der Rührmilch nieder und will ihm entgegenspringen voller Freud, wie es Brauch ist.
Aber der Jock bleibt stockstarr in der Tür stehen und tut nix dergleichen.
„Du hascht oan bei dir g'habt!" sagt er finster und haltet die Kugelbüx in der Hand.
„Was hab i?" fragt die Senndin langsam und schaut an ihm erschrocken auf und nieder und hebt das Schaffel wieder auf mit der Rührmilch.
„Bei dir hascht oan g'habt!"
„Bei mir hätt i oan g'habt? Ah, da schaugst her! Ja, wia red'st denn du mit mir?" und schüttet voller Zorn die Rührmilch in den Kaskessel, daß es dampft.
„Hiez willst epper gar läugnen, Weibsmensch, du katzenfalsches!" schreit der Jock in den Dampf drein, „und dö Frisur? Ischt dös epper dei Frisur, ha? Was mit dera Frisur ischt, frag i?"
„Was für a Frisur?" fragt die Kreszenz und dabei fallt ihr ein, daß sie richtig die Zöpf noch offen hat. Sie fangt schnell an, das Haar wieder zu zöpfeln und sagt dabei, so liab als sie es nur kann: „Hiez sei do g'scheit, Jockele, und tue amol dö Büx weg dö schiache, und hock die nieder zum Tisch. Magst g'wiß an Spöck, gell?"
Aber der Jock laßt sich nicht drausbringen und bleibt stehn wie angenagelt.
„Kimmst mir hiez aso, ha? Mit'm Spöck möchst mi fangen? Aber da fangst mi nit! Da fang dir liaber den oan, den du bei dir hascht g'habt!"
„Jock", sagt da die Kreszenz ganz staad und will sich ihm an den Arm hängen, „es ischt ja lei a Professer g'wesen!'
„So? I versteh di woll!", schnauft der Jock und tut ihr grob den Arm weg, „du gangest gern auf mildernde Umständ'. Aber da kimmst mir nit an. A Professer ischt allweil no a Mannsbild, wann er aa bloß a halbets ischt."
„Geh, hiez kimm amol einer, Jock, in die Stub'n, und laß dir verzähl'n. Dös hat ja alles mit an Mannsbild gar nix z'tüen, nit amol mit an halbeten. Es ischt ja a Künstler g'wesen, der Professer!"
„Dö Kunst versteh i woll, dö kann i aa. Und was mueß der bei seiner Kunst dös Vorhangl zuetüen beim hintern Fenster, ha?"
„Dös... dös ischt wegen der Beleuchtung g'wesen. Er hat g'sagt, i hätt' z'viel Liacht."
„Ja, was hat denn der di zu beleuchten?"
„Jock, hörst nit, er hat mi ja g'malt!"
„So. G'malt hat er di. Auf dös möchst hiez aussi. A schöne Malerei dös, hinterm Vorhangl!"
„Bischt du heut aber z'wider, Jock!" schluckt die Kreszenz auf, und das Wasser kommt ihr in die Augen, „da hock i zwoa Stund' beim Butterfaßl und tue nix wia buttern, und daweil hat er mi halt g'malt, der Professer. Ischt eh gar nit fein g'wesen damit. Den Kopf hab i allweil so halbs in die Höh halten müessen, nit amol schaug'n hätt' er mi lassen, ob der Butter schun zeitig ischt. Ang'schrien hat er mi, bal i den Kopf lei a bißl g'rührt hab. Und hiez kimmst du daher und schreist mi aa wieder an...."

Alles kann der Jager Jock vertragen, das ärgste Bergwetter, Sturm, Steinschlag, Näß' und Kälten, bloß keine trenzenden Weibsleut' nicht. So haut er den Hut hin, tut die Kugelbüx auf den Nagel und ruckt hinter den Tisch.
Die Senndin setzt ihm den Speck vor, den fettesten, den sie hat, so wie er ihn gern mag. Dann langt sie um das Schnapsglasl: „An Vogelbeerern", fragt sie, „oder an Enzianern?"
Aber der Jock schiebt das Glasl weg und schüttelt den Kopf. „Bal er di g'malt hätt", sagt er, „nachher müeßet ja eppes da sein!"
„Dös Bildl hat er wieder mitg'nummen. Es ischt ja no nit fertig. Auf an Eva macht er's.
„Auf was?"
„Auf an Eva, sagt er. Er mueß no amol auferkemmen, mit'm Öl. Und nacher zahlt er, hat er g'sagt. I moan, sakrisch guet!"
„Zahlen? Für was denn zahlen?"
„So halt. Für dös, daß i eahm mei G'sicht malen laß!"
„Wer wird denn dir für dei G'sicht eppes zahlen?" meint der Jock, mißtrauisch noch immer, und langt um den Speck.
Die Kreszenz schenkt ihm den Enzianern ein. Dann ist es eine Weile still.
Vor den Fenstern hängt das letzte Taglicht. Der Enzianerne ist gar nicht so lötz. Aber auf einmal starrt der Jock in die Ecken, das Glasl bleibt ihm stecken mitten im besten Zug, auf springt er...
„Was ischt denn dös da drenten?" schreit er halb im Sprung.
„Dö Mappen? Dö hat er no dalassen, der Professer", sagt die Kreszenz, „dö nimmt er 's nächstmal mit, hat er g'sagt."
„Leucht'!" fahrt der Jock herum.
Sie muß ihm die Kerzen halten. Er nimmt die Mappen, ein großes Trumm, tut den Knopf auf bei der Schnur und schlagt die Pappendeckel auseinander.
„Mariandjosef", kreischt die Kreszenz auf und schlagt die Händ' vor's Gesicht...
Die Kerzen fallt auf den Boden hin und löscht aus. Der Jock aber steht da, eisenfest und haltet das Bild ganz ruhig in seinen Fäusten, als wenn's nix wär', und es ist doch ein Weibsbild, das er in der Hand hat, ein splitternacktes.
„Leucht'!" schreit er.
Die Kreszenz tappt um die Kerzen und macht Licht.
„So!" sagt er.
Das ist alles.
„Jock... so hör' do!", schluchzt die Kreszenz, „dös bin ja gar nit i, dös..."
„Moanst, i kenn di nit, wo du do koa bißl koa Gwand nit anhascht, lei die Haar, die aufzöpfelten? Eva — ah s o hat er dös g'moant! Hiez versteh i erscht den ganzen Sündenfall."

„So laß dir do sagen... i bin's g'wiß nit... dös hat er auswendig g'malt, dös!"
„Auswendig?" fährt der Jock auf und lacht bitter, „wia kunnt denn a Mannsbild auswendig wiss'n, wia a Weibsbild inwendig ausschaugt?"
Und dann packt er das Bild, nackt wie es ist, unter den Arm.
„Hiez ischt es gnue", sagt er dumpf und nimmt die Kugelbüx. Dann rennt er hinaus in die Nacht.
O, was sind die Mannsleut so schiech! Hat man keinen, so sieht man sich leid, und hat man einen, so sieht man sich noch leidiger. Was soll so ein Weibsbild tun, ein armes, verlassenes, wenn der eine jetzt den andern umbringt? Eine Weile hockt sie ganz verzweifelt und verzagt auf dem Herdstein und laßt das Augenwasser rinnen.
Aber was hilft's? Mit einem Ruck steht sie auf, wischt mit der Schürzen über das Gesicht und geht hinaus in die Kammer zum Schlafen.
Am nächsten Tag läßt's ihr keine Ruhe. Wie sie's Vieh versorgt hat, nimmt sie den Hüterstekken und geht. Oder soll sie etwa da heroben auf dem Herdstein hocken bleiben, daweil unten im Dorf der eine den andern niederschießt mit seiner Kugelbüx, für nix und wieder nix?
Den Almweg stapft sie hinab, Stund über Stund. Es wird Mittag, bis sie ins Dorf kommt.
Wenn nur nix g'schehn is!
Gradwegs zum Krahbichler geht sie, wo der Professer im Quartier ist — wenn er noch lebt...
Die enge Gasse schießt sie hinauf, das schmale Brückl hinüber, da ist sie beim Krahbichler.
Zwei Staffeln auf einmal nimmt sie, das Herz klopft ihr lautmächtig. Sie reißt die Tür auf...
„Bscht", tut der Jock, „bring ihn nit draus, den Professer!"
Ja, wie? Sie kann das nicht gleich begreifen. Der Jock steht da, breit hingestellt auf dem Postament, haltet den Kopf halb schief in die Luft und streckt die Hand aus nach einem Apfel, der an einem Schnürl von der Decke herabhängt. Der Professer sitzt davor, ganz versunken, und malt und malt.
„Nacha kann i ja wieder gehn", meint die Kreszenz.
„Ja, geh lei!" sagt der Jock und macht einen steifen Hals.
„Und was wirst nacher du?" fragt die Kreszenz, schon bei der Tür. „Der Adam halt!"
„Bischt ja gar nit nacket!"
„Geh zua", lacht er und macht einen noch steiferen Hals.
Da kann es die Kreszenz nicht lassen, sie stellt sich vor das Mannsbild hin, das großmächtige, und spottet: „Schön waar er schun, der Äpfel, aber kriagn tuest ihn nit!" Und draußen ist sie bei der Tür.
„Wart lei", schreit er ihr nach, „bal i mi wieder rühr'n kann, nacher kriag i'n schon, den Äpfel!"


(R. Kriesch)

Wassernixen

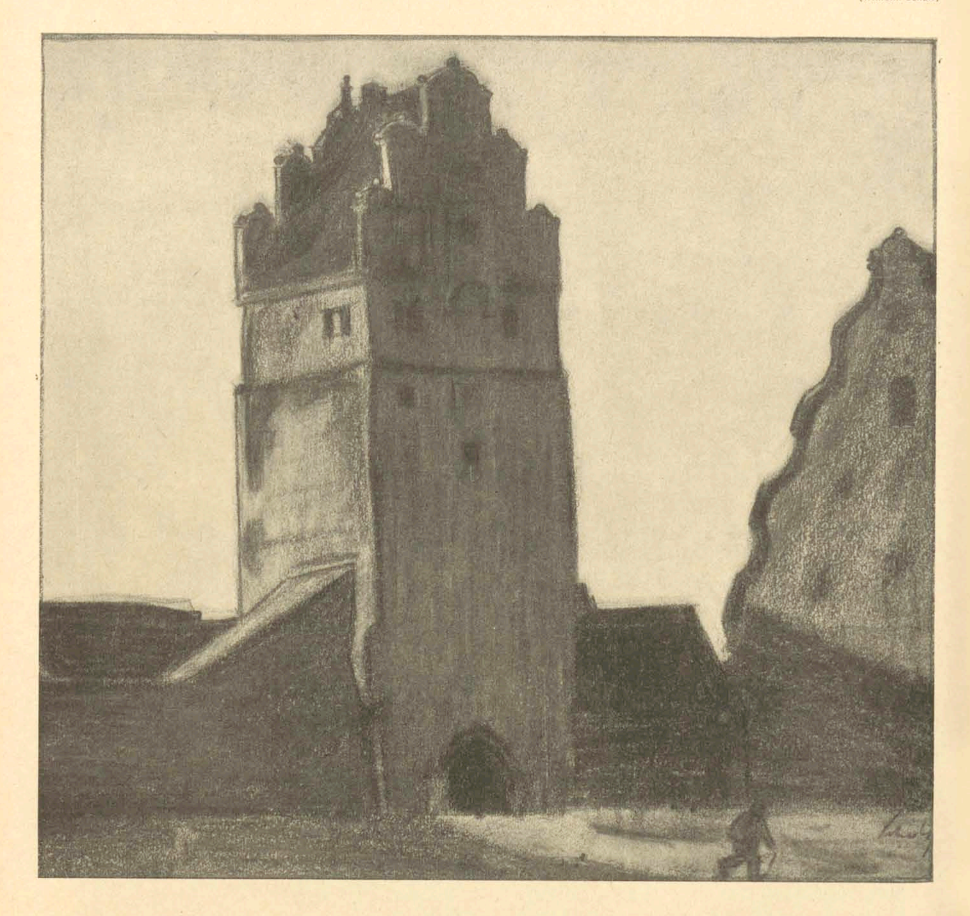
(K. Heiligenstaedt)



„Was tust du nun, Hilde, wenn plötzlich ein Mann kommt?“ — „Dem sage ich einfach: ‚Sind Sie blind, Sie Dussel? Hier ist doch p r i v a t !‘“

Das alte Tor

(Wilhelm Schulz)



Fundstück

Aus dem Entschuldigungsschreiben eines Vaters: „Sehr geehrter Herr Lehrer! Mein Sohn hat gestern auch am Nachmittag die Schule nicht besuchen können, da sich die Leiche, bei der wir waren, ziemlich in die Länge zog."

*

Drechselbeins Gattin war nie sehr hübsch, aber mit den Jahren hat sie sich noch stark zu ihrem Nachteil verändert, auch im Wesen, so daß Drechselbein manchmal das Bedürfnis hat, einen Bruchteil seiner freien Zeit ohne sie zu verbringen. So fuhr er die letzten Tage seiner Ferien mit einem seiner Kollegen nach K. Dabei berührten sie auch S. Obwohl sie gehört hatten, daß dort nicht viel los sei, ließen sie sich zu einer Rundfahrt durch die Stadt bewegen. Man bekam dabei in der Tat nicht viel Überwältigendes zu sehen. Um so mehr wunderte sich Drechselbein darüber, was der dem Omnibus beigegebene Fremdenführer aus den meist recht kümmerlichen und bedeutungslosen Gegebenheiten herauszuholen verstand. Er verfiel darob einen Augenblick in staunendes Schweigen, dann meinte er sinnend: „Von dem möchte ich mir eigentlich meine Frau beschreiben lassen; der entdeckt sicher auch an ihr noch Sehenswürdigkeiten!"

Glücksklee

Ein Freund des Hauses kommt zum Geburtstag der Mutter. Er bringt ihr weder Schokolade mit noch Blumen noch auch „etwas Praktisches", sondern ein vierblättriges Kleeblatt.

Die Mutter ist fast zu Tränen gerührt, sie bedankt sich immer wieder und findet das Geschenk schöner als irgend ein anderes. Die Kinder stehen dabei und staunen ob dieser unbegreiflichen Hochschätzung einer so unbedeutenden Sache.

Am Nachmittag kommt Ellen zur Mutter gelaufen. „Mutti", ruft sie und schwenkt etwas Grünes in der Hand, „ich schenk' dir auch was zum Geburtstag!"

„Aber Kind", sagt lächelnd die Mutter, „das ist ja ein dreiblättriges Kleeblatt!"

„Ja", jauchzt Ellen, „denk' dir, die gibt's auch!"

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. II. Vj. 37. 18074. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Die verliebte Ärztin

(Olaf Gulbransson)

Sie ist — sehr langbeinig, sehr gebräunt, sehr grazil — ein erfreulicher Anblick, wenn sie so im weißen Ärztemantel durch die Klinik geht, immer gleichmäßig freundlich, sehr zart und ein wenig scheu...

„Und was haben Sie für Beschwerden?" fragt sie bei der Aufnahme einen neuen Patienten.

„Lunge", erwidert der Patient.
„Bitte, legen Sie ab — — —!"

Und dann setzt sie das Hörrohr an seinen Rücken, legt ihr kleines Ohr an die Schallmuschel und ruft traumverloren: „Hallo...?!"

Frau Europa und Herr Chamberlain

(Eduard Thöny)



„Ach, bester Herr Chamberlain, nachdem die Londoner Schuhmachergilde Sie zum Ehrenmitglied ernannt hat, müßte es Ihnen doch eigentlich ein leichtes sein, herauszubekommen, wo mich der Schuh drückt!"

München, 25. Juli 1937
42. Jahrgang / Nummer 29

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Der Herr von der Stange

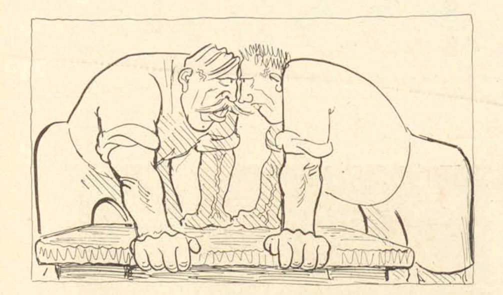
(K. Heiligenstaedt)

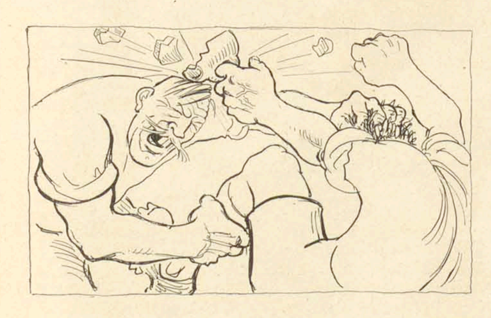


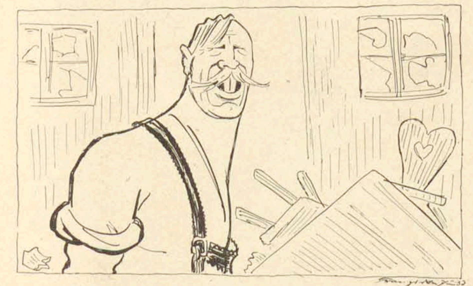
„Bitte sehr, meine Damen, ist hier noch Platz?“ — „Wir sind eigentlich mit einem anderen Herrn verabredet, aber vermutlich werden die Unterschiede nicht so wesentlich sein.“

Der harte Schädel

(Fr. Bilek)







Kartengrüße aus der Sommerfrische

Lieber Oskar! Wenn Du diese Karte erhältst, bin ich nicht mehr unter den asphaltgesessenen Großstädtern, sondern in einem stillen Tal fern allem Lärm, noch entfernter allem Telefon, allen Bahnverbindungen, allen Autos und den anderen Gegenständen unseres täglichen Bedarfs. Wir gehen hinaus aus der Welt aufs Land, zu einfachen Bauern, zurück zur Natur. Schreibe mir nicht! Ich will die Welt mit ihrem Gram und Glücke einmal ganz vergessen.

— — —

Lieber Oskar! Else und ich sind nun mitten in der Natur eingetroffen. Wurmbichl ist entzückend, nur Aussicht. Du kannst hinsehen, wo Du willst, überall Aussicht, und wenn man zwei Stunden gegangen ist, hört die Aussicht noch immer nicht auf.

— — —

Lieber Oskar! Wir sind die einzigen Sommerfrischler hier im Bauernhof, das heißt, es sind noch einige Tausend Fliegen da, aber die sind nicht zur Sommerfrische hier, sondern Eingeborene. Die haben sich über unser Kommen anscheinend sehr gefreut und summen lustig um uns und unser Tun. Mein Gott, wie naturfremd ist man doch in der Stadt geworden! Die Fliegen sind wirklich sehr zutraulich.

— — —

Lieber Freund, setz' Dich niemals auf einen Ameisenhaufen! Dies wünscht Dir Dein . . .

— — —

Unser Zusammensein mit der Natur wächst täglich. Seit acht Tagen leben wir mit einem Dauerregen zusammen, wie Bruder und Schwester, wir sind unzertrennlich. Wir können uns das Leben ohne das köstliche Naß nicht mehr vorstellen. Hoffentlich regnet es bei Euch auch. Aber in der Untergrundbahn spürt ihr nichts von den Naturgewalten, Ihr Unglücklichen!

— — —

Bitte, teile mir doch genau mit, wie reiner, starker Bohnenkaffee schmeckt. Auch könntest Du eine Beschreibung des Wohlgeschmacks von Hammelrippchen mit frischen grünen Bohnen anfügen. Gelegentlich möchte man doch etwas aus Eurer Asphaltsphäre hören, des Gegensatzes halber. Ich habe mich an die täglichen Knödl schon fast gewöhnt. Ihr eßt alle zu kompliziert!

— — —

Lieber Oskar! Denk Dir, an Wurmbichl geht eine Telefonleitung vorüber, so eine mit einer Stange und Porzellanknöpfen und Draht. Darin braust vermutlich das Leben entlang. Wenn man das Ohr an den Mast hält, kann man davon aber nichts hören. Wir haben es oft versucht. Else glaubte neulich eine falsche Verbindung zu vernehmen. Else hängt doch sehr an Althergebrachtem.

— — —

Hier ist immer etwas los. Mal fressen die Kühe, mal verdauen sie nur. Die Blumen blühen täglich, es bleibt ihnen halt nichts anderes übrig. Meine Nerven haben sich bis zum Zerspringen beruhigt.

— — —

Lieber Oskar! Heute nacht habe ich von der Straßenbahn geträumt. Weißt Du, von so einer, ganz voll mit Menschen, die sich gegenseitig ärgern, auf die Füße treten und Zeitungen lesen. Eigentlich ganz nette Menschen. Else meinte, das sei ein Angsttraum gewesen. Ich habe mich aber gar nicht geängstigt. Weiter hat sich nichts Wesentliches ereignet.

— — —

Lieber Oskar! Ich habe jetzt ein reiches Innenleben und denke viel über die Zivilisation nach, z. B. über meine heimische Badewanne mit laufendem kaltem und warmem Wasser. Hier kennt man das weniger. Gibt es bei Euch neue technische Fortschritte?

— — —

Lieber Oskar! Unser Aufenthalt im lieben Wurmbichl neigt sich immer mehr dem Ende zu, und erst jetzt fühle ich, wie ich mich erholt habe. Ich bin in so freudiger Spannung. Ich genieße die Stille und den Blick über die reifenden Kornfelder, die ich ja nun bald verlassen darf. Die armen Fliegen, sie werden uns sehr vermissen, sie hatten sich doch sehr mit uns eingelebt. Aber schließlich ist auch für sie nicht alle Tage Sonntag, und Sommerfrischler sind kein dauerndes Nahrungsmittel. Else summt ältere Schlagermelodien. Wir sind in unseren musikalischen Ansprüchen sicher oft zu kritisch.

— — —

Bester Freund! Übermorgen verlassen wir unser Paradies. Die Koffer sind bereits vollständig gepackt. Ach, wie werden wir uns nach der ländlichen Einfachheit, nach den umfassenden Fernblicken, nach der gesunden Nahrung, nach der Bedürfnislosigkeit und vielleicht auch nach den Ameisen zurücksehnen. In meinen Ohren rauscht bereits die Wasserspülung ihr freundliches Lied. Dienstag abend um ½10 Uhr kommen wir an. Sag doch allen Bekannten, sie sollen uns noch von 10 Uhr ab anrufen; ich habe ihnen viel Interessantes zu erzählen. Aufrichtige Grüße an den Mann mit der Gasrechnung.

Foltzick

Der Sommernachtsball

(P. Scheurich)



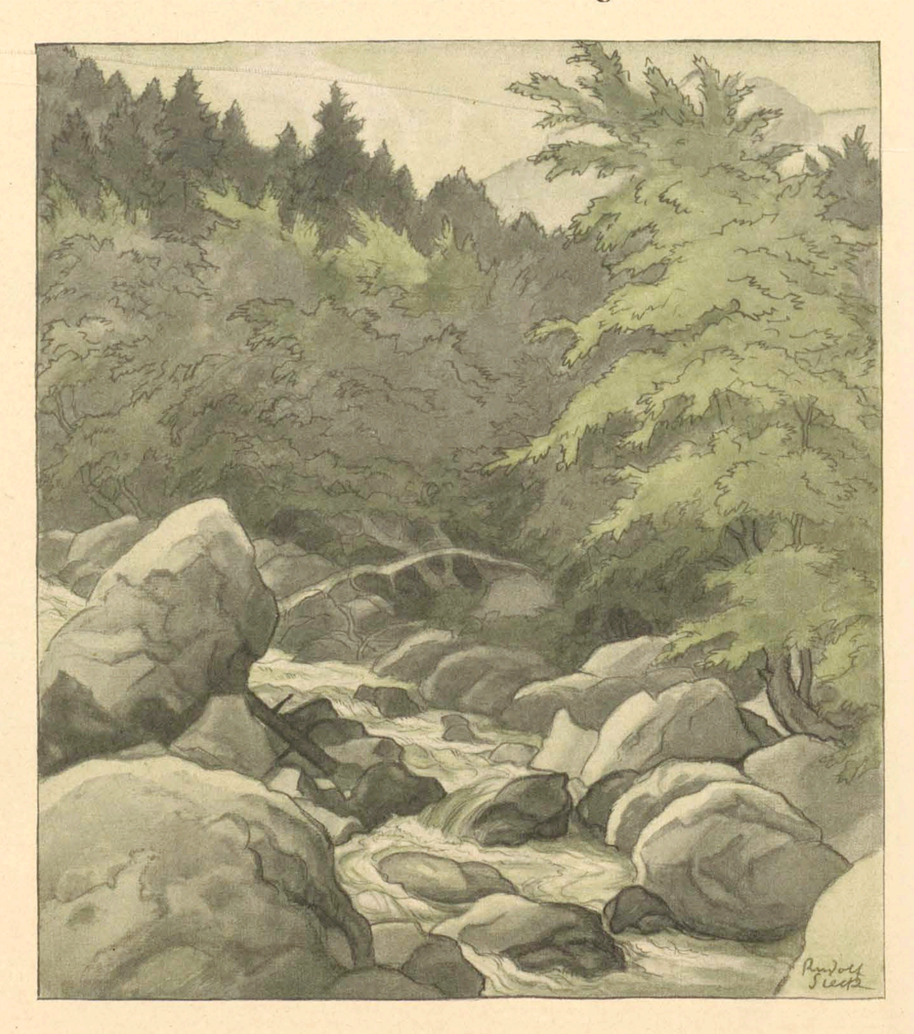
„Wenn ich gewußt hätte, daß das Fest ‚Eine Nacht im Paradiese' heißt — — !"
„Was hätt'st du denn dann gemacht?" — „Mich selbstverständlich leichter angezogen."

IRISCHES IDYLL

Gerichtsverhandlungen tragen in Irland ein ganz unkonventionelles, oft patriarchalisches, oft lokal gefärbtes Gepräge. Hier ein Beispiel.
Ein nur gälisch (keltisch) sprechender Bauer hat an eine Firma eine Schuld, die er aber bestreitet. Schriftlich liegt nichts vor, da der Mann weder lesen noch schreiben kann. Nun soll ihm vor Gericht der Eid abgenommen werden.
Dolmetsch: „Nehmen Sie das Buch in die rechte Hand und sprechen Sie mir nach: ‚Falls ich in diesem Falle nicht die Wahrheit sage — ...'"
Bauer: „Falls ich in diesem Falle nicht die Wahrheit sage ..."
Dolmetsch: „Dann sollen alle meine Schafe den Hals brechen."
Bauer: „Um Gottes willen, Herr Sekretär, solch einen furchtbaren Eid habe ich noch nie gehört."
Dolmetsch (ungeduldig): „Falls Sie mir nicht sofort nachsprechen, werde ich dem Herrn Richter sagen, daß Sie sich weigern, den Eid abzulegen."
Bauer: „Mögen alle meine Schafe ... aber, Herr Sekretär, ich habe dreihundert Schafe!" Dolmetsch: „Legen Sie jetzt den Eid ab oder nicht?"
Bauer: „Mögen alle meine — mögen alle — mögen alle — meine Schafe den Hals brechen. Der Herr stehe meinen armen Schafen bei!"
Dolmetsch: „Mögen meine sämtlichen Rinder an der Seuche krepieren."
Bauer: „Aber, Herr Sekretär, ich habe doch nur drei kleine Tiere."
Dolmetsch: „Das geht mich nichts an. Sie werden in Strafe genommen, wenn Sie mir nicht ..."
Bauer: „O Gott, wie entsetzlich! ... Mögen meine sämtlichen Rinder an der Seuche krepieren. Ich bin ein ruinierter Mann!"
Dolmetsch: „Mögen meine Kartoffeln klein bleiben und im Acker verfaulen."
Bauer: „Was?!!!"
Dolmetsch: „Weiter, mein Herr! Wiederholen Sie, bitte!"
Bauer: „Lieber Herr Sekretär (dabei legt er die Bibel auf den Tisch), ich anerkenne meine Schuld. Jetzt brauche ich nur noch einen kleinen Zahlungsaufschub." (Die klagende Firma erklärt sich einverstanden.) Cawe.

Sommerlicher Bergbach

(R. Sieck)



Einsam in grüner Schlucht
an einem kühlen Bronnen
sitz' ich, in mich versponnen,
und segne meine Flucht.

Und segne, was da schweigt:
des Ufers Felsenzone,
die junge Buchenkrone,
die sich zum Wasser neigt.

Und lausche dem, was spricht:
des Rinnsals Traumgeläute,
das Ewigkeit und Heute
in Eins zusammenflicht.

Dr. Owlglaß

DIE GEPEITSCHTE SÜNDERIN / VON GEORG BRITTING

Der junge Baumeister Hans Breckerle, sein Name sagt's: ein Schwabe, ein Schwabe aus der Gegend von Memmingen, hatte den Kopf glühend voll von Plänen für Hallen und Kirchen und Türme, die er dereinst zu bauen gedachte, und stand und saß aber vorläufig den lieben langen Tag hinter dem Zeichentisch in der Werkstube der städtischen Baubehörde, mit kleinen Aufgaben nur beschäftigt und murrend über die Plage des Amtes, mußte er noch froh darum sein, weil es ihm wenigstens das Brot gab, das er brauchte, und er brauchte es zweimal, für seine Frau auch.

Für seine Frau auch, wie das klingt; das klingt falsch und hört sich an, als sei sie ihm eine Last, die ihm eine Lust war, Frau Barbara, aus der Gegend von Memmingen auch wie er, und groß und breit und blond, und er war klein und schwarz von Haar und Bart; denn einen Bart trug er ums Kinn, gegen alle Sitte, an dem sie ihn zupfte und zerrte, oft, den Baumeisterbart, wie sie ihn nannte, und er lachte dann nur.

Er lachte aber nur mehr selten in der letzten Zeit, und dann bald gar nicht mehr, das Lachen war ihm vergangen, gänzlich, je länger und verbissener er, jede Stunde nützend seiner freien Abende und der Sonntage, an dem Entwurf arbeitete für den Rathausneubau einer kleinen norddeutschen Stadt.

Die hatte ein Ausschreiben erlassen, Pläne zu erhalten für ein zu errichtendes Stadtväterhaus, und als spätester Zeitpunkt, an dem die Bewerber ihre Arbeiten abzuliefern hatten, war der erste Oktober bestimmt worden. Aber nun war es schon Ende September und die Blätter an den Bäumen fingen schon an zu gilben, er sah es, Hans Brekkerle, wenn er den müden Blick hob von seinem Entwurf, der zwar schon so gut wie fertig genannt werden konnte, mit dem er aber jetzt sehr unzufrieden war, der ihm gar nicht mehr gefiel und der ihm doch, als er ihn zum erstenmal mit wenigen Strichen auf das Papier gesetzt gehabt hatte, glücklich und verheißungsvoll erschienen war, daß ihm das Herz fast hatte still stehen wollen vor Freude, so klar und selbstverständlich hatte sich alles gefügt.

Aber dann war er an die Ausarbeitung gegangen und vieles wollte genau überlegt sein, wo die Türen saßen und Fenster, und je deutlicher jede Einzelheit hart und schwarz aus dem Plan hervortrat, um so mehr trat die Schönheit des ersten Entwurfes zurück, versank vor seinen Augen in eine dunkle Tiefe und wollte sich nicht mehr heraufholen lassen.

Seine Frau, Barbara, die teilgenommen hatte am Rausch des ersten glücklichen Fluges, sie sah nun auch seine Niedergeschlagenheit, sie sah, wie er stockte und nicht mehr vorankam, sie sah, wie er sich festgebissen hatte, wie er sich verrannt und verbohrt hatte und nicht mehr den Entschluß fand zu dem, was jetzt nötig war: neu zu beginnen!

Wer in den Bergen an einen grün schäumenden Eisbach kommt und er muß hinüber, drüben läuft der Weg weiter und der Brettersteg, der ihn hinüberträge, ist weggerissen — wer da zögernd steht und nicht recht den Mut aufbringt, hinüberzuspringen: der nimmt wohl seinen Hut oder sein Ränzel und wirft es ans andere Ufer, und muß nun, soll er nicht Verlust haben, den Sprung wagen. Und manchmal auch wirft ein anderer für ihn den Hut...

Und eines Abends also standen die beiden, Hans und Barbara, wieder einmal nebeneinander vor dem großen Zeichentisch, den der Baumeister in seinem Arbeitszimmer aufgestellt hatte, und betrachteten sorgend den Entwurf. Auf dem Tisch funkelte im Licht der Deckenlampe ein Tintenbehälter, ein schönes Stück aus der Großväterzeit, das Barbara bei einem Althändler entdeckt und gekauft und ihrem Mann zum Geburtstag geschenkt hatte, eine große Kugel aus geschliffenem Glas, ein wenig abgeplattet, daß sie stehe. „Ein Pfuscher bin ich!", sagte Hans Breckerle, der Baumeister, ein überheblicher Nichtskönner! Und er hob zu der Frau sein kindhaftes Gesicht, das von dem schwarzen Bart männlich umrahmt war, und er sagte mutlos: „Ich gebe es auf!" „Aber nein, Hans", sagte die Frau, „der Plan ist doch so schön!", und sie stützte sich mit ihren großen, weißen, fleischigen Händen auf die Schmalseite des Tisches und beugte sich weit vor dann, genauer zusehend, und legte dabei die Arme fest und gewichtig auf die Tischplatte. Ein kurzärmliges Kleid trug die Frau, das die Arme nackt ließ, und wie sie so war, breit hingelagert mit den Armen auf dem Tisch, spürte sie sich wie froschkühl angerührt von dem Glas der Kugel. „Der Plan ist doch so schön!", sagte sie wieder mit ihrer dunklen, tönenden Stimme, „und wenn du dort links das Tor", fuhr sie fort, und sie wollte dort hindeuten, wo das Tor war, von dem sie sprach, und die tintengefüllte Kugel war ihrer deutenden Hand im Weg, das Glasgefäß wankte und tanzte und stürzte, und ein breiter Schwall von Schwärze ergoß sich aus dem speienden Mund. Die Tinte wälzte sich quer über die Zeichnung, ein mächtiger Strom, der anfangs rasch floß, sich dann staute und anschwoll zu einem schwarzen See, und aus dem See trat der Strom wieder heraus, langsamer rinnend nun und sich dann teilend in mehrere dünne Arme, wie Ströme das tun, wenn ihr Lauf ermattet, und diese dünnen Rinnsale rieselten nun gemächlicher, stockend manchmal am rauhen Korn des Papiers und dann Schleifen ziehend, und flossen vom Papier auf das Holz des Tisches und flossen weiter und erreichten ungehindert den Tischrand und tropften von dort auf den Boden. Der war mit einer Matte belegt, die aus hellem, grauem Stroh geflochten war, und die trockenen Strohfasern schluckten gierig die Nässe, und es bildeten sich drei schwarze Flecken, Tinteninseln, kleine zuerst, die sich rasch vergrößerten dann, weil immer wieder stürzende Tropfen sie nährten.

So standen die zwei, und keines sprach ein Wort, Hans nicht und nicht Barbara, und sahen untätig den fallenden Tropfen zu, bis keiner mehr kam. Dann holte Barbara einen Lappen und wischte die Tinte vom Tisch, und mit einem großen roten Löschblatt saugte sie das Nasse von der Zeichnung, die nun wie von Aussatz gefleckt und geschändet aussah, und der große schwarze See in der Mitte des Entwurfes hatte, nun er aufgetrocknet war, die Gestalt einer Eule, die finster herblickte.

Sie war schneeweiß im Gesicht, Barbara, als sie dann vor ihren Mann hintrat und sagte: „Verzeih mir, Hans!" Der nickte nur mit dem Kopf und sagte: „Wir wollen schlafen gehn!" Als Barbara folgsam zur Tür sich wandte, sagte er: „Ich schlafe heut nacht hier. Geh du nur!" Barbara ging, ging in das Zimmer, in dem sie sonst gemeinsam schliefen, und sie hatte Tränen in den Augen, als sie sich langsam entkleidete und die Tränen flossen noch, als sie schon im Bett lag und näßten das Leinen. Aber dann hörte sie auf zu weinen und atmete tief und schluchzte noch einmal auf und wühlte entschlossen den Kopf in die Kissen, und zog sich die Decke ans Kinn, und so schlief sie ein.

Nachts erwachte sie und drehte das Licht an, es war drei Uhr, und das Bett neben ihr war leer, und sie stand auf und tat einen Mantel um und ging über den Flur zur Tür des Arbeitszimmers. Sie beugte sich spähend und sah Licht durch's Schlüsselloch schimmern, und richtete sich wieder auf und stand eine Weile, und ein Frösteln überlief sie und sie zog fest den Mantel über der Brust zusammen. Dann klopfte sie an die Tür und ohne ein Herein abzuwarten trat sie in den grell beleuchteten Raum.

Hans hatte, sie sah es sofort, die verdorbene Zeichnung abgelöst vom Tisch und einen neuen, großen, weißen Bogen aufgespannt, auf dem schon wieder ein Liniengefüge sich zeigte. „Du mußt jetzt schlafen, Hans!" sagte sie, und trat zu ihm. „Du hast ja noch fünf Tage Zeit!" „Ja", sagte er, und folgte ihr, die ihm mit wehendem Mantel voranging, schweigend ins Schlafzimmer.

Und nach fünf Tagen hatte Hans Breckerle den neuen Entwurf fertig. Wie die Ameise, die unermüdliche, ist ihr Werk zerstört, nach kurzer Verwirrung emsig von neuem beginnt, so hatte er getan, von Zeitnot wunderbar und wohltätig gedrängt, alle Kraft sammelnd auf das Wesentliche. Und dann war der Abend, wo sie gemeinsam den Entwurf verpackten und verschnürten und versiegelten, und die Rolle lag auf dem Tisch, braun und stattlich, und Hans sagte: „Trag' sie morgen auf die Post!"

Am andern Morgen brachte Barbara den Entwurf auf die Post. Der Weg führte sie durch die kleine Anlage, wo Weiden um einen Teich standen und Enten schwammen darauf herum. Sie fütterte sie mit mitgebrachtem Brot, wie sie das oft tat, und als sie einen Brocken weit hinaus warf, und das Rudel, aufgeregt schnatternd, ihm zustrebte, lachte sie glücklich, als die kleine, goldgrüne Ente, die eine schwarze Krause um den Hals trug, als erste den Bissen erreichte und verschluckte, und sich dann, mit den Flügeln einen Wirbel schlagend, übers Wasser kurz hob, daß die Tropfen spritzten, und sich stolz plusterte.

Dergleichen als Vorzeichen zu nehmen, dazu neigt der kindisch-unsinnige Mensch, solchen Vorzeichen zu glauben, das Schicksal so zu befragen, das tut er gern, der unten Irrende, meint rasch, so sprächen die Götter zu ihm, die Stummen droben, und legt es sich aus auf seine Weise.

Und mehr als vier Monate vergingen, und aus dem Herbst war Winter geworden und schon wollten erste Vorfrühlingstage schüchtern sich hervorwagen und die beiden, Hans und Barbara, sprachen nie mehr ein Wort über das Schicksal des Entwurfes, sooft sie auch daran denken mochten, bei Tag und bei Nacht. Und eines Vormittags, als Barbara allein zu Hause saß, da brachte die Post einen Brief, ein großes, amtliches Schreiben.

Und sie öffnete es und ihre Hände zitterten nicht dabei, und sie wurde nicht rot und nicht blaß und war gar nicht einmal erstaunt, und tat, als sei das gar nicht anders zu erwarten gewesen, als sie las, daß die Preisrichter Hans Breckerle den Preis zugesprochen hatten.

Aber dann rannte sie in den nächsten Blumenladen und kaufte einen mächtigen Strauß weißer, nickender Blumen, aus deren Kelchen rote Zungen flammend sich streckten, und stellte sie mitten auf den Tisch, hochragend, die Tigerhaften, und als Hans Breckerle dann heimkam und vor dem Tisch stehen blieb, verwundert, sagte sie: „Du hast den Preis bekommen!"

Und sie schloß die Augen und sah die kleine Ente sich über's Wasser heben, Tropfen spritzend, siegreich flügelnd, und sah den Bergbach stürzen, wirbelnd über's Gestein, und sah sich, wie sie einen Hut warf ans andere Ufer, nicht ihren, und Hans sprang, er mußte ja springen, nicht sie, die nur so dreist gewesen war, den Hut des andern zu werfen, und hätte alles auch mißglücken können, was sie getan, die gut meinend Vorwitzige.

Als sie, Frau Barbara, die Blonde, tags darauf, einem Sonntag, gegen abend, und das Licht war noch nicht angedreht im Zimmer, blaß erhellt nur war es vom Schneeschein draußen, als sie, an der Wand stehend, groß und weiß, weit entfernt von ihm, Hans Breckerle, dem Baumeister und Ehemann, als sie ihm da plötzlich und ohne Umschweife gestand, sie habe die Kugel damals mit Absicht umgestoßen, damit die Tinte, wildflutend, fließe, da sagte er, der Schwarzbart, aus dem Dunkel her, in dem er saß, das habe er geahnt! Nicht schon gleich an jenem Abend sei ihm dieser Gedanke gekommen, aber je öfter er sich den Vorfall überlegt habe, um so klarer sei ihm alles geworden. Sie stand unbeweglich, seiner Antwort lauschend, und da drehte er das Licht an und er sah sie stehen, die den Blick vor ihm niederschlug und nun gegen die Wand sich kehrte voll Scham, und er sah im ausgeschnittenen Kleid ihren Rücken sich heben und senken, sie atmete wohl schwer. Und er nahm die Blumen aus dem Glas und hielt sie bei zusammengepreßten Stielen, und das Wasser, mit dem sie sich vollgesaugt hatten, tropfte ihm von der Hand, und die roten Tigerzungen hingen wie lechzend hervor, und mit der weißen Blumenpeitsche peitschte er der Sünderin Rücken und Hals. Und sie ließ es geschehen, sie ließ es sich gefallen, Schlag um Schlag nahm sie hin, geduldig, und daß ihr Rücken nur immer heftiger zuckte, das kam wohl von dem Schmerz, den ihr die Hiebe verursachten, woher denn sonst? Und die sie verdient hatte, ja mit Ruten hätte sie gepeitscht gehört, sie wußte es selber am besten...

Der Dachstuhlbrand

Von Fritz A. Mende

Als Eduard, einer jener jungen Männer, von denen die Witzblätter und Zimmervermieterinnen leben und den wir deshalb kurz als unverehelicht, unpfändbar, solide und berufstätig charakterisieren können, eines sonntäglichen Vormittags auf den seinen vier Wänden zugehörigen Balkon trat, bemerkte er sogleich mit interessierter Gleichgültigkeit, daß an der von seinem Standplatz aus überblickbaren Wohngegend nicht das geringste verändert war. Nun hatte er sich keineswegs etwa der bestimmten Hoffnung hingegeben, daß es ihn wie einen Spürhund des Schicksals eben in dem Augenblick ins Freie locken würde, in dem ihm ein Erdbeben, ein Verkehrsunfall oder sonst eine noch so bescheidene Sensation die träge Sonntagsstimmung würzen könnte. Er hatte sich dergleichen Hoffnungen ziemlich abgewöhnt, seitdem es tatsächlich einmal solch eine Sensation gegeben hatte, einen Dachstuhlbrand schräg gegenüber, der, da es ein ehrgeiziger Brand gewesen war, trotz den Bemühungen der Feuerwehr auf den vierten Stock des großen Mietshauses übergegriffen und damit den Abendblättern die an jenem Tage noch mangelnde Schlagzeile geliefert hatte. Eduard war damals vom ersten Wölkchen bis zum letzten Wasserstrahl dabei gewesen, hatte, während sich auf der Straße die Neugierigen drängten, von seinem Balkon wie von einer Theaterloge aus das Immer-weiter-Züngeln der Flammen beobachtet, hatte wie jeder Laie die Lage äußerst fachmännisch beurteilt, war aber schließlich doch essen gegangen, erstaunt feststellend, wie rasch Wirklichkeit zur Erinnerung werden kann, und selbst die Begegnung mit der Schlagzeile „Großbrand in Wilmersdorf" hatte nur kurz vermocht, ein flüchtiges Gefühl der Überlegenheit über sämtliche in Berlin verstreuten Abendblätter-Leser in Eduard hervorzurufen. Eduards Frage an seine Wirtin, ob auf Grund solcher außergewöhnlichen Vorkommnisse die Gefahr einer Miete-Erhöhung bestehe, war verneint und der Dachstuhl unterdessen wieder aufgebaut worden, und nun stand Eduard also eines Sonntagvormittags auf dem Balkon, wohl geneigt, sich überraschen zu lassen, doch abgeneigt, die Überraschungen zu überschätzen.

Er schaute hinunter auf die Straße, da jedoch die unten entlang gehenden Frauen vom vierten Stock aus perspektivisch verkürzt und eigentlich nur als Hut und Schuh sichtbar waren, hätte es eines zu großen Aufwandes an Phantasie bedurft, um sie zu reizvollen und schätzenswerten Figuren eines männlichen Wunschtraumes zu verwandeln, weshalb Eduard seine Augen von ihnen löste und absichtslos und gelangweilt die Balkone der gegenüber stehenden Häuser überschaute. Seine von Stockwerk zu Stockwerk höher kriechenden Blicke hafteten schließlich, weil sich sonst nichts fand, an dem üppigen Blumenschmuck eines Balkons, der in gleicher Höhe wie sein eigener lag, und da es Blumen waren wie eben Blumen sind, rot und weiß und in der Art vor lauter Farbe nicht genau erkennbar, hätte sie Eduard wohl kaum länger betrachtet, wenn er nicht unentschlossen gewesen wäre, ob er in sein Zimmer zurücktreten sollte oder nicht. Mittlerweile hatten sich seine Augen an den Blumen festgesehen, und als er sich eben mit einem halbwegs energischen Ruck umwenden wollte, geschah etwas, das in Eduard eine Dachstuhlbränden nicht unähnliche Gefühlswirkung auslöste und eine Rückkehr in sein Zimmer vorerst unmöglich machte. Ausgerechnet in jenem Augenblick nämlich und nicht, wie es für das Seelenleben Eduards bekömmlicher gewesen wäre, einen Augenblick später, trat eine Frau durch die Tür des Blumenbalkons, die mit nichts als einem Badeanzug bekleidet war, wobei zu bedenken ist, wie so ein Badeanzug heuer beschaffen ist.

„Was ist schon eine Frau im Badeanzug", wollte sich der solide Teil Eduards beruhigen. „In Freibädern laufen sie zu Tausenden so umher..."

„Eben weil es nicht tausend sind", erwiderte der unverehelichte Teil in ihm, „und weil wir uns hier in keinem Freibad befinden, bist du getroffen, mein Lieber. Außerdem", trumpfte der unverehelichte Teil auf, „handelt es sich um ein ausgesucht hübsches Exemplar von — ähm — Badeanzug..."

Das so umstrittene weibliche Wesen war, kaum gesichtet, hinter den Blumen verschwunden, und alles, was in Eduard geneigt war, Überraschungen keineswegs zu überschätzen, bemerkte aufatmend, daß sich die beunruhigende Erscheinung wohl in einen Liegestuhl gelegt habe, weshalb ein weiteres Hinstarren sinnlos und ein sofortiges Verlassen des eigenen Balkons am Platze sei.

Fast gab der unverehelichte Teil in Eduard nach, als die Frau wieder hinter den Blumen auftauchte und langsam durch die Tür gehend im Dunkel des Zimmers verschwand. Das war nun ein Anblick, der alles Solide in Eduard zum Schweigen brachte. Ein unbekleideter Rücken, sanft gegliedert durch den Bogen der Schultern und den schattigen Streifen des Rückgrats, rund umflammt vom Rot und Weiß der Blüten — Eduard hatte gerade noch soviel Verstand, um einzusehen, daß es für einen Sprung hinüber leider zu weit sei. Dafür sah er sich mit der für einen Traum gemäßen Schnelligkeit die Treppen hinunter und im jenseitigen Haus hinauflaufen, sah sich mit der Irrtümer ausschließenden Sicherheit, die den Träumen ebenso zugehört wie die Schnelligkeit, auf den richtigen Klingelknopf drücken. Eine Frau im Badeanzug öffnet... „Geliebte!" ... „Mein Ritter!" ... Und so weiter. Hier aber wurde dem soliden Teil Eduards der Traum zu dumm. „Entweder haut sie dir eine

herunter", äußerte er sich über die Möglichkeiten, „oder sie selbst öffnet gar nicht, sondern ein vierschrötiger Ehemann in Hemdsärmeln!"
Kleinlaut wurde das von Eduard, dem Unverehelichten, zugegeben, kleinlaut entschloß er sich, dem umträumten Rücken den Rücken zu kehren, als drüben die Badeanzug-Frau wieder auf den Balkon trat.
„Eine ruhelose Person!", fluchte Eduard und starrte beglückt.
„Man müßte sich bemerkbar machen", dachte er dann mit der Entschlossenheit eines Verrückten. „Brülle Juhu und spring auf die Straße!", schlug der unverehelichte Teil in ihm verantwortungslos vor; der solide Teil jedoch gab sogleich zu bedenken, daß am Sonntag keine schlagzeilenhungrigen Zeitungen erscheinen. Vergeblicher Ehrgeiz also...
Unterdessen war erneut ein makelloser Rücken, immer mehr an Helligkeit verlierend, im dunklen Zimmer verschwunden, aber schon kehrte der Rücken von vorn wieder zurück. Das war zuviel für Eduard. Er stürzte in sein Zimmer, packte etwas in die Aktentasche, eilte auf die Straße, sprang auf einen eben anfahrenden Autobus, stieg um in die Schnellbahn und strömte mit vielen anderen einem großen Freibad zu.
Dort, inmitten Hunderter von Frauen in Badeanzügen, gelang es ihm nach und nach, die Einzahl des Balkon-Traums in der Mehrzahl des Freibads zu ertränken. Auch die in solchen Fällen zu schätzende Wirkung des kalten Wassers tat das ihrige. Einigermaßen beruhigt kehrte Eduard am Abend nach Hause zurück. Aber da er diesmal einen Dachstuhlbrand nicht nur als Zuschauer, sondern als einzig Beteiligter erlebt hatte, bedurfte es erst des Montags, an dem jener umfassende Teil seiner Person in Erscheinung trat, der weder solide noch unverehelicht, sondern schlicht berufstätig war, um die Wirklichkeit eines blumenumkränzten Rückens derart in den Hintergrund zu schieben, daß... Halt! Um Abschließendes sagen zu können, müssen wir erst noch die nächsten Sonntag-Vormittage abwarten.

Lieber Simplicissimus

In Winklmoos ist der Hirschenwirt gestorben. Ein bißerl versoffen war er, aber sonst kein unrechter Mann. Und die Hirschenwirtin, die eine recht stattliche, immer noch appetitliche Frau ist, hat um ihren Xaver ganz herzzerbrechend gejammert. Ein paar Wochen später geht die Riedmüllerin über den Kirchhof. Da trifft sie die Hirschenwirtin, die eifrig am Grabe von ihrem Xaver arbeitet, die Erde herrichtet und ganze Hände voll Grassamen darüberstreut.
„Was tust denn du da?", fragt die Riedmüllerin. Die Hirschenwirtin richtet sich auf, seufzt und wischt den Schweiß mit der blauen Schürze von der Stirn.
„Ja mei — dös ist halt so a Sach! Mei Xaver, Gott hab eahm selig, is wirkli a guater Kerl gewesen! Kann ma net anders sag'n! Vor a paar Tag aber is der Metzger Leitner von Irlbach zu mir kommen und hat g'meint, daß mir zwei gut z'sammheiraten könnten. Er taat mir scho g'fall'n, der Leitner. Geld hat er aa, ma könnt 's Hirschenwirtshaus neu herricht'n lassen —, aber weißt, mei Xaver selig hat mir's Versprechen abg'nommen, daß i net eher heirat', als bis Gras über sei Grab g'wachs'n is! Jetzt sä' i 's halt an, 's Gras..."

*

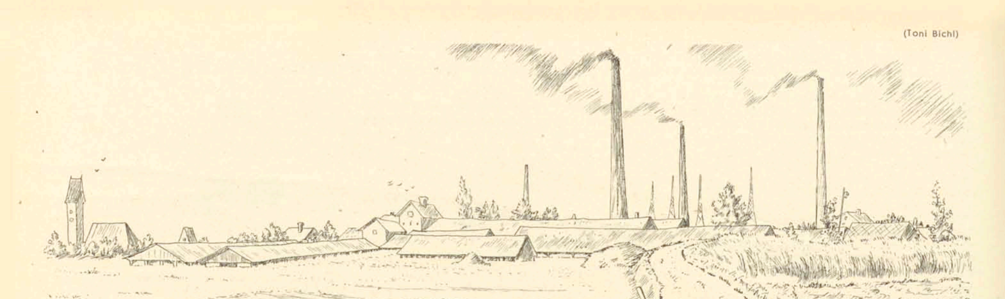
Meine Frau, eifrige Autofahrerin, fährt neulich in Berlin verkehrswidrig auf die Straßenkreuzung. Darauf der Schupo: „Wat woll'n Sie denn hier? Wie kommen Sie denn ibahaupt hierher?" Meine Frau: „Verzeihen Sie, Herr Wachtmeister, ich möchte Ihnen sagen..." Sofort unterbricht der Grüne: „Sie haben hier garnischt zu sagen! Zu sagen habe ick hier! Sie könn' ma höchstens wat' azählen!"
Das leuchtete ihr ein und sie fuhr weiter.


(O. Nückel)

Der Loisel bekommt eine neue, sehr füllige Erzieherin. Sie macht auf ihn, was ihr Äußeres betrifft, einen überwältigenden Eindruck. Nachdem er sie lange nachdenklich angeschaut hat, sagt er zu ihr: „Du, wenn du stirbst, da wird der liebe Gott aber Spaß haben, wenn ein Engel daherkommt mit so einem dicken Popo!"

*

Eine elegant angezogene junge Frau kam zu einem wegen seiner Güte bekannten Pater in den Beichtstuhl und sagte ihm, daß sie sich eigentlich nur einer einzigen Sünde anzuklagen habe, freilich einer schweren, nämlich der Eitelkeit.
„Wie äußert sich denn Ihre Eitelkeit?" fragte der Pater teilnehmend.
„Es ist eigentlich immer dasselbe", entgegnete die Frau, „ich liebe es, mich schön zu kleiden, und sobald ich meiner Laune gemäß angezogen bin, stelle ich mich vor den Spiegel und betrachte mich mit entzückten Augen, ich wiege mich eitel wie ein Pfau hin und her und bin verliebt in meine eigene Schönheit."
„O", meinte der Pater und atmete erleichtert auf, „wenn es weiter nichts ist — das ist überhaupt keine Sünde, das ist nur ein Irrtum!"


(Toni Bichl)

Tag eines Dipl. ing.

Ich habe gut gearbeitet,
mit Lust und Liebe, den ganzen Tag.

Die Zeichnung war ein bißchen groß,
ich mußte mich ordentlich recken
und habe allerhand auf dem Bauch gelegen.
Eine Trafo- und Schaltstation
mit viel Kabelkanälen, mit Kabelschlitzen und Kabelpritschen
und so.
Aber es ist auch ein feines Blatt geworden;
die „Zeichnung meines Lebens" würde ich sagen
wenn ich Amerikaner wäre;
so will ich bescheidener sein und sie nennen
was sie ist:
eine kleine Stufe aufwärts auf dem Wege der größeren Erfahrung
und der besseren Darstellung.

Zu Hause haben mich meine beiden Kinder stürmisch begrüßt
und meine liebe Frau.
Mit den Kindern habe ich viel getollt
und mußte „Hoppe-hoppe-Reiter" machen
und „sooo groß!" und alles andere.

Nachdem sie gelegt waren, ging ich hinüber ins andere Zimmer
ans Fenster.
Da lag ein kleiner Vogel tot auf der Erde!
Ein Schatten fiel über meine Freude
und den freudigen Tag
mit dem Gedanken:
irgendwann rennst auch du an die unsichtbare Scheibe
die den Tod birgt!

Am Abend spielten sie dann im Radio
die Sechste Symphonie von Tschaikowsky,
die Pathétique.
's war fast ein bißchen viel
und doch so erlösend
mit ihrem Sturm und schluchzenden Jubel,
mit seligem Lächeln und beschwingtem Tanz –
und des Schicksals schmerzlicher Klage . . . *hzh.*

Gurkensalat / Von Hasse Zetterström

Vor ein paar Tagen bekam ich von einer Dame ein Taschentuch als Geschenk. Es war kein gewöhnliches Taschentuch aus Baumwolle oder Leinen, sondern eins aus Seide, also etwas sehr Feines. Ich war hocherfreut über das hübsche Tuch und dankte der edlen Spenderin und nahm mir vor, das Dings so schnell wie möglich umzutauschen. Es paßte nicht zu meinem Teint. Es war zu farblos.

Einige Tage später, als ich einen Augenblick frei hatte, ging ich also in das Geschäft, in dem das Taschentuch gekauft war, um es umzutauschen. Eine junge Dame von unzweifelhafter Schönheit empfing mich hinter einem harten und kalten Ladentisch aus Stahl und Glas. Ich sagte:

„Ich möchte dieses Taschentuch umtauschen. Es paßt nicht zu meinem Teint. Ich möchte ein etwas dunkleres haben." Die Dame erwiderte:

„Haben Sie einen Kassenschein?" „Nein, ich habe keinen Kassenschein."

„Wann haben Sie denn das Taschentuch gekauft?"

„Ich habe das Taschentuch gar nicht gekauft. Eine Dame hat es gekauft und mir zum Geburtstag geschenkt."

„Wissen Sie, wann die Dame das Taschentuch gekauft hat?"

„Am 23. Mai 1936, 11.45 Uhr vormittags. Sie trug ein elegantes hellgraues Kostüm und einen kleinen blauen Filzhut. Ihr Name ist Frau Nirgendwer aus Nirgendwo. Ich selber bin schwedischer Mitbürger, mit Erfolg geimpft, eingesegnet, Landsturmmann, gemeldet in der Engelbrechtsgemeinde, verheiratet und Vater mehrerer Kinder. Darf ich um einen Stuhl bitten?"

Hier öffnete die Dame die Augen, die sie geschlossen gehalten hatte, um ihr Seelenleben so gut wie möglich vor diesem unliebsamen Zwischenspiel zu schützen. Dann sagte sie: „Vielleicht können Sie den Kassenschein von der Dame bekommen, die das Taschentuch gekauft hat?"

Da kam gerade ein junger Mann herbeigestürzt. Ich kannte ihn, er kannte mich. Wir fingen an, uns gegenseitig zu bearbeiten, und in zehn Minuten war alles zu vollster Zufriedenheit geordnet. Ich verließ das Geschäft mit zwei Frackhemden, Hosenträgern neuester Konstruktion, einem Stück Rasierseife und dem Taschentuch, das ich mitgebracht hatte.

Ich war müde und hatte Hunger. Ich nahm mir ein Auto und fuhr zu einem neuen Frühstückslokal. Eine kleine Abwechslung muß man ja schließlich haben. Das Lokal war voller Menschen. Schließlich bekam ich einen Tisch für mich allein. Ich hatte gerade Platz genommen, als sich ein Herr näherte und die drei freien Plätze am Tisch fragend ansah. Ich sitze nicht gern mit unbekannten Personen an demselben Tisch. Aber der Herr nahm einen Stuhl, verbeugte sich leicht und sagte:

„Shanto let du mang a tour filäng malä?"

Dieser interessanten, wenn auch kurzen Bemerkung entnahm ich, daß der Fremde in der Tschechoslowakei von chinesischen Eltern geboren, in Portugal erzogen und an einer technischen Hochschule in der Sahara geprüft worden war. Er war also Ausländer im höchsten Grade und dem mußte man natürlich jede erdenkliche Höflichkeit erweisen. Ich lächelte also, so verbindlich ich nur konnte, machte eine einladende Handbewegung und sagte: „Shien alors fumentawitz Zauberei dämours!"

Und damit war die Bekanntschaft gemacht. Jetzt kam auch eine Kellnerin mit der Speisekarte herangeschwebt. Ich entschied mich für ein Kalbsfrikandeau mit Gurkensalat. Der fremde Herr bestellte Tee. Ich vermute, daß die Sprache, die er sprach, jede andere Bestellung hier im Lande unmöglich machte. Er bekam seinen Tee und ich mein Frikandeau. Dazu stellte die Kellnerin eine kleine Schale mit eingemachten Preißelbeeren. Ich sah mir die Schale an und dachte: Sie glaubt wohl, sie hat Eierkuchen gebracht. Muß versuchen, ruhig zu bleiben. Doch dann sagte ich:

„Ich glaube, es sollte Gurkensalat sein."

„Jawohl", sagte die junge Kellnerin, „es steht allerdings Gurkensalat auf der Speisekarte, aber ich dachte, Ihnen würden Preißelbeeren besser schmecken." Nach einem Augenblick der Überraschung bekam ich meine Selbstbeherrschung wieder.

„Bitte", sagte ich, „sehe ich denn so aus, als ob ich Preißelbeeren besonders gern esse? Vielleicht gibt es besondere Gurkensalatmenschen und Preißelbeermenschen? Bin ich ein ausgesprochener Preißelbeermensch? Und wie haben Sie das entdecken können? Bin ich in irgendeinem psychologischen Leitfaden als typischer Preißelbeeresser aufgeführt?"

„Ich dachte nur, daß Preißelbeeren Ihnen besser gefallen würden als Gurkensalat, aber natürlich werde ich sofort Gurkensalat holen. Ich dachte nur — — —"

„Nein, jetzt wird es mir gerade Spaß machen, Preißelbeeren zu essen. Kalbsfrikandeau mit Preißelbeeren wird für mich etwas ganz Neues sein. In diesem Augenblick kann ich keinen Gurkensalat sehen. Ich will nicht einmal davon sprechen."

„Ja, aber wenn Gurkensalat auf der Speisekarte steht, so sollen Sie natürlich Gurkensalat haben. Ich dachte nur, daß Sie — — —"

Hier erhob sich der Chinese, machte eine Abschiedsbewegung und sagte: „Pschywipst!" Worauf ich erwiderte:

„Triffelemang, Mousieur!" Und dann ging die Unterhaltung mit der Kellnerin weiter.

„Wenn Sie Gurkensalat wünschen, so werde ich sofort Gurkensalat holen. Wenn es auf der Speisekarte steht, so — — —"

Ich bekam also ein Schüsselchen mit Gurkensalat und dann aß ich umeinander Preißelbeeren und Gurkensalat. Das Kalbsfrikandeau vergaß ich ganz. Und als ich bezahlte, sagte ich:

„Das war das herrlichste Kalbsfrikandeau, welches ich im ganzen Leben gegessen habe. Worauf die Kellnerin erwiderte:

„Wenn ich gewußt hätte, daß Sie Gurkensalat haben wollten, so hätte ich natürlich Gurkensalat gebracht, da es auf der Speisekarte steht, aber ich dachte, daß Sie — — —" Ich bekam eine neue Portion Gurkensalat.

Aus dem Schwedischen von Age Eskil Avenstrup.

Bei der Krönung Jan Kwieks, des Königs aller Zigeuner

(E. Thöny)



„Und nun führt mir mein Lieblingsroß vor!" — „Pardon, Majestät, unser Herr Justizminister haben es soeben gestohlen."

Fürchterlich artig

VON SAKI

Es war reichlich schwül im Abteil und die nächste Haltestelle war Templecombe, fast eine Stunde entfernt. Die Insassen des Abteils waren ein kleines Mädchen, ein noch kleineres Mädchen und ein kleiner Junge. Eine zu den Kindern gehörige Tante nahm den einen Fensterplatz ein und gegenüber saß ein Junggeselle, der nicht zu der Gesellschaft gehörte. Aber die kleinen Mädchen und der Junge belegten nachdrücklich das ganze Abteil. Sowohl die Tante als auch die Kinder waren in einer einseitig beharrlichen Weise gesprächig, sie erinnerten einen an die Ausdauer einer Stubenfliege, die sich nicht verscheuchen lassen will. Die meisten Bemerkungen der Tante schienen mit einem „Nicht doch" zu beginnen und fast alle Bemerkungen der Kinder begannen mit „Warum?" Der Junggeselle äußerte kein Wort.

„Nicht doch, Cyril, nicht doch!", rief die Tante, als der kleine Junge auf die Sitzpolster zu schlagen begann und dabei mit jedem Schlag eine Staubwolke aufwirbelte. „Komm und schau zum Fenster hinaus!", fügte sie hinzu.

Der Junge rückte zögernd zum Fenster. „Warum werden die Schafe aus diesem Feld herausgetrieben?" fragte er. „Ich nehme an, sie werden auf ein anderes Feld getrieben, wo mehr Gras wächst", sagte die Tante schwach. „Aber es ist doch ein Haufen Gras auf diesem Feld", erhob der Junge Einspruch, „dort ist alles voll Gras, Tante." „Vielleicht ist das Gras auf dem anderen Feld besser", meinte die Tante belehrend. „Warum ist es besser?" kam die rasche, unvermeidliche Frage. „Oh, schau diese Kühe!" rief die Tante. Fast auf jeder Wiese der Fahrstrecke entlang waren Kühe gestanden; aber sie sprach so, als mache sie auf diese Seltenheit aufmerksam.

„Warum ist das Gras auf dem anderen Feld besser?", beharrte Cyril.

Die Falten auf der Stirn des Junggesellen verfinsterten sich. Er war ein harter, unsympathischer Mann, entschied die Tante innerlich. Sie war nicht in der Lage, einen befriedigenden Entscheid wegen des Grases auf dem anderen Felde zu finden. Das kleine Mädchen schuf sich dadurch Unterhaltung, daß es „Die wandelnde Glocke" aufzusagen begann. Es kannte nur die erste Strophe, aber es machte von seinem beschränkten Wissen größtmöglichen Gebrauch. Es wiederholte die Strophe noch und noch mit träumerischer, aber sehr lauter Stimme. Es schien dem Junggesellen, als habe jemand eine Wette mit ihr gemacht, daß sie die Strophe nicht zweitausendmal ohne abzusetzen wiederholen könne. Wer auch immer die Wette eingegangen sein mochte, jedenfalls hatte er alle Aussichten, sie zu verlieren.

„Kommt her und laßt euch eine Geschichte erzählen", sagte die Tante, als der Junggeselle zweimal sie und einmal die Notbremse angeblickt hatte. Die Kinder kamen nur widerwillig zur Tante herüber. Offenbar genoß sie als Erzählerin keinen großen Ruf. Mit leiser, geheimnisvoller Stimme, in häufigen Abständen von lauten, drängenden Fragen ihrer Zuhörer unterbrochen, begann sie eine erfindungsarme und jammervoll uninteressante Geschichte von einem kleinen Mädchen, das so sehr brav und dank seiner Artigkeit die Freundin aller Welt war und zuletzt vor einem wütenden Stier gerettet wurde, weil ihr eine Anzahl Menschen um ihrer Artigkeit willen zu Hilfe eilten.

„Hätten die Leute sie nicht gerettet, wenn sie nicht artig gewesen wäre?", fragte das größere der kleinen Mädchen. Es war genau die Frage, die der Junggeselle hätte stellen mögen.

„Doch ja", räumte die Tante zaudernd ein, „aber ich glaube nicht, daß sie ganz so rasch gelaufen wären, wenn sie sie nicht so liebgehabt hätten."

„Das ist die dümmste Geschichte, die ich je gehört habe", sagte das größere Mädchen mit Überzeugung.

„Ich hörte nach dem ersten bißchen nicht mehr zu, es war so dumm!", sagte Cyril.

Das kleinere Mädchen machte keine Randbemerkung zu der Geschichte; es hatte schon lange wieder eine gemurmelte Wiederholung ihrer Lieblingsstrophe angefangen.

„Sie scheinen keinen Erfolg als Geschichtenerzählerin zu haben?", sagte der Junggeselle plötzlich aus seiner Ecke.

Die Tante huschelte sich in sofortige Verteidigungsstellung bei diesem unerwarteten Angriff zusammen. „Es ist sehr schwierig, Geschichten zu erzählen, welche die Kinder verstehen und die sie zugleich auch interessieren", sagte sie steif.

„Ich bin nicht Ihrer Ansicht", sagte der Junggeselle.

„Vielleicht erzählen Sie ihnen eine Geschichte!" war die Entgegnung der Tante.

„Ja, erzählen Sie uns doch eine Geschichte!", bat das größere der kleinen Mädchen.

„Es war einmal", begann der Junggeselle, „ein kleines Mädchen, das hieß Berta, und es war ungewöhnlich brav." Das augenblickslang erwachte Interesse der Kinder begann sofort abzunehmen; alle Geschichten schienen schrecklich gleich, ganz gleichgültig, wer sie erzählte.

„Sie folgte immer, war stets wahrheitsliebend, beschmutzte ihre Kleider nicht, aß ihren Brei wie Marmelade, machte alle ihre Aufgaben und war höflich zu jedermann."

„War sie hübsch?", fragte das größere von den kleinen Mädchen.

„Nicht so hübsch, wie eine von euch", sagte der Junggeselle, „aber sie war fürchterlich brav." Ein Stimmungsumschlag zugunsten der Geschichte machte sich bemerkbar. Das Wort fürchterlich im Zusammenhang mit brav war eine Neuheit, die sich von selbst empfahl. Ein Klang von Wahrhaftigkeit schien in die Geschichte zu kommen, der den Erzählungen der Tante vom Kinderleben fehlte.

„Sie war so brav", fuhr der Junggeselle fort, „daß sie verschiedene Auszeichnungen für gutes Betragen bekam, die sie immer an ihr Kleid angeheftet trug. Da war eine Denkmünze für Folgsamkeit, eine andere für Pünktlichkeit und eine dritte für gutes Betragen. Es waren große metallene Denkmünzen und sie klapperten aneinander, wenn Berta ging. Kein anderes Kind in der Stadt hatte so viele Denkmünzen, also wußte jedermann, daß sie ein besonders artiges Kind sein mußte."

„Fürchterlich artig", warf Cyril ein.

„Jedermann sprach von ihrer Artigkeit, und das kam auch dem Prinzen des Landes zu Ohren, und er sagte, sie sei so artig, daß sie einmal in der Woche in seinem Park, der gleich vor der Stadt draußen lag, spazierengehen dürfe. Es war ein wunderschöner Park und kein Kind durfte jemals hinein, somit war es eine große Ehre für Berta."

„Gab es Schafe im Park?", fragte Cyril.

„Nein", sagte der Junggeselle, „Schafe gab es nicht."

„Warum gab es keine Schafe?", kam die unvermeidliche Frage auf diese Antwort.

Die Tante gestattete sich ein Lächeln, das fast als Schmunzeln bezeichnet werden konnte.

„Es gab keine Schafe in dem Park", sagte der Junggeselle, „weil die Mutter des Prinzen einmal einen Traum gehabt hatte, daß ihr Sohn entweder von einem Schaf oder von einer herunterfallenden Uhr getötet werden würde. Aus diesem Grunde hatte der Prinz nie ein Schaf in seinem Park oder eine Uhr in seinem Schloß."

Die Tante unterdrückte einen Seufzer der Bewunderung. „Wurde der Prinz von einem Schaf oder von einer Uhr getötet?", fragte Cyril.

„Er lebt noch, also kann man nicht sagen, ob sich der Traum bewahrheiten wird", sagte der Junggeselle gelassen. „Jedenfalls, es gab keine Schafe im Park, aber ein Haufen kleiner Schweine rannte überall herum. Berta war recht traurig, als sie entdeckte, daß es keine Blumen in dem Park gab. Sie hatte ihrer Tante mit Tränen in den Augen versprochen, sie würde keine von den lieben Blumen des Prinzen abpflücken, somit kam sie sich natürlich ein wenig dumm vor, als überhaupt keine Blumen zum Pflücken da waren."

„Warum waren keine Blumen da?"

„Weil die Schweinchen sie alle aufgefressen hatten", sagte der Junggeselle schlagfertig. „Die Gärtner hatten dem Prinzen gesagt, man könne nicht Schweine und Blumen halten, also entschied er sich für Schweine und nicht für Blumen." Ein beifälliges Gemurmel über die Vorzüglichkeit der prinzlichen Entscheidung setzte ein; so viele Menschen hätten sich umgekehrt entschieden!

„Es gab noch viele andere herrliche Dinge in dem Park. Da waren Teiche mit goldenen und blauen und grünen Fischen und Bäume mit prächtigen Papageien, die allsogleich gescheite Sachen sagten, und Kolibris, welche alle die letzten Schlager sangen. Berta spazierte umher, fühlte sich prächtig und dachte bei sich: ‚Wenn ich nicht so besonders brav wäre, hätte ich nicht in diesen schönen Park hineingehen dürfen und alles das genießen können, was darin zu sehen ist', und ihre drei Denkmünzen klirrten aneinander, wie sie so dahinschritt und halfen ihr, sich daran zu erinnern, wie sehr artig sie doch war. Gerade da kam ein riesiger Wolf in den Park, um zu sehen,

Die Blume

Der schwarze Mann auf dem Kanzelthron
sprach von allen als vom verlorenen Sohn,
sprach von allen als vom Herzen aus Stein
und ließ sie nichts als Bettler sein.

Eine Blume hing in den bleichen Saal,
sie wußte nichts von erdachter Qual,
sie schwankte im Wind und flüsterte sacht:
Gott hat uns alle gemacht . . . O. H.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MUNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D. A. II. Vj. 37. 18074. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Das monotone Geräusch

(R. Kriesch)



„Iß doch, bitte, weiter, Otto, die Kinder schlafen dabei so gut."

ob er nicht ein fettes kleines Schwein zu seinem Abendfraß erwischen könne."

„Was für eine Farbe hatte er?", fragten die Kinder mit sofort gewecktem Interesse.

„Schmutzfarben mit einer schwarzen Zunge und fahlgrauen Augen, die mit unsagbarer Wildheit funkelten. Das erste, was er im Park sah, war Berta; ihr Kinderschürzchen war so fleckenlos weiß und rein, daß man es aus weiter Entfernung sehen konnte. Berta erblickte den Wolf und sah, daß er auf sie zugeschlichen kam, und sie fing an zu wünschen, sie wäre nie in den Park hineingelassen worden. Sie rannte so schnell wie sie konnte, und der Wolf kam mit großen Sätzen hinter ihr her. Es gelang ihr, ein Gebüsch aus Myrtensträuchern zu erreichen und sie versteckte sich in einem der dichtesten Büsche. Der Wolf kam schnuppernd durch die Sträucher, seine schwarze Zunge hing aus seinem Maul und seine fahlgrauen Augen glühten vor Wut. Berta hatte schreckliche Angst und dachte bei sich: ‚Wenn ich nicht so besonders artig gewesen wäre, wäre ich jetzt in Sicherheit in der Stadt.' Nun aber war der Myrtenduft so stark, daß der Wolf nicht herausschnuppern konnte, wo sich Berta versteckt hielt, und die Büsche waren so dicht, daß er lange zwischen ihnen hätte suchen können, ohne sie zu entdecken; also dachte er, er könne ebensogut weggehen und statt dessen ein kleines Schwein fressen. Berta zitterte sehr, als sie den Wolf so nahe nach ihr suchen und schnüffeln hörte, und wie sie so zitterte, klapperte die Denkmünze für Folgsamkeit gegen die Denkmünzen für gutes Betragen und Pünktlichkeit. Der Wolf war gerade im Fortgehen, als er das Scheppern der Denkmünzen hörte und stehen blieb, um zu lauschen; sie schepperten wieder in einem Busch ganz nahe von ihm. Er sprang in den Busch, seine grauen Augen funkelten vor Wildheit, er zerrte Berta heraus und verschlang sie mit Haut und Haaren. Alles was von ihr übrigblieb, waren die Schuhe, Kleiderreste und die drei Denkmünzen für Artigkeit."

„Wurde eines von den Schweinchen umgebracht?"

„Nein, sie entkamen alle."

„Die Geschichte fing schlecht an", sagte das kleinere der Mädchen, „aber der Schluß war wundervoll."

„Es ist die schönste Geschichte, die ich je gehört habe!", sagte das größere der kleinen Mädchen mit riesiger Bestimmtheit.

„Es ist die *einzige* schöne Geschichte, die ich je gehört habe!", sagte Cyril.

Ein abfälliges Urteil kam von der Tante: „Eine höchst unpassende Geschichte für kleine Kinder! Sie haben die Wirkung von Jahren sorgfältiger Erziehung untergraben."

(Berechtigte Übertragung von Hans B. Wagenseil)

Zwischen den Lawinen

(Erich Schilling)



Sie mögen schon recht haben mit Ihrem Hinweis auf die europäische Lawinengefahr, Herr Chamberlain. Aber die bedrohliche rote Wand in Ihrem Rücken scheint Ihrer geschätzten Aufmerksamkeit entgangen zu sein — und die ist die allergefährlichste!

München, 1. August 1937
42. Jahrgang / Nummer 30

PFERDE-RENNEN

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Praktiker der Wette

(Erich Schilling)



„Sehen Sie, Gnädigste, bei 'nem Boxkampf zähle ich es an den Knöpfen ab, wer siegt,
aber von Pferden verstehe ich weniger, da überlasse ich es dem bloßen Zufall!“

Ich lerne Pferderennen

Von Walter Foitzick

„Was, du warst noch nie bei einem Rennen?" rief Hagemann mit allen Zeichen des Entsetzens. Nein, tatsächlich, ich hatte noch nie den „grünen Rasen" betreten oder mich sonst mit der Technik des Rennplatzbesuches beschäftigt. In allen Sportdingen ist Hagemann für mich die unbedingte Autorität. Er hat mich schon gelehrt, was beim Fußball ein „Bauernspitz" ist und hat mir beigebracht, daß das heiße Ding vorn am Automobil der Kühler ist. Sie sehen, der Mann versteht was vom Sport, und gleichzeitig werden Sie erkennen, daß ich mich auf diesem Gebiet noch sehr in den Anfängen befinde. Beim Pferdesport tappe ich sogar im tiefsten Dunkel. Also aus diesen Dunkelheiten sollte mich Hagemann zum Licht emporführen.

Als gebildeter Mensch wußte ich, daß ganz England dem Derby im grauen Zylinder und Cutaway entgegenfiebert. Auch hatte ich schon in manchen Bildergalerien die Porträts siegreicher Pferde neben den Bildnissen englischer Schlachtenlenker und Großadmirale, die mit kühnen Blikken Breitseiten aus dekorativen Segelschiffen abgaben, hängen sehen. Natürlich wußte ich auch, daß bei Pferderennen die Königinnen der Mode sich nur so tummeln, und ältere Romane hatten mich darüber belehrt, daß bisweilen Barone sich auf Rennplätzen bis auf die Haut ruinieren und ihnen dann nichts anderes übrig bleibt, als durch einen wohlgezielten Schuß ihrem angenehm verfehlten Leben ein Ende zu machen oder nach Amerika zu gehen und dort den steilen Aufstieg vom Zeitungsjungen bis zum kontrollierenden Industriekapitän erster Klasse zu durchlaufen.

So hatte ich in älteren Romanen gelesen und dabei ein angenehmes Gruseln empfunden über das sündhaft funkelnde Dreigestirn: Pferde, Weiber, Sekt, die anscheinend zusammengehörten wie die drei Grazien oder andere Schicksalsgöttinnen.

Hagemann sagte, das sei jetzt überlebt und es habe wenig mit Sport zu tun.

Ich fand das bedauerlich; denn ich hätte so gern einmal die Sünde auf ihrem bodenständigen Kampfplatz in ihrer Lieblingsrolle auftreten sehen. Einen grauen Zylinder besaß ich seltsamerweise nicht, aber ich hoffte, daß die Rennen auch stattfinden würden, wenn ich in leichtem, grauem Filzhut erscheinen würde. Diese Hoffnung hat mich später nicht betrogen. Überhaupt habe ich unschwer festgestellt, daß die Leute im allgemeinen genau so angezogen waren wie die Menschen in den Straßenbahnen oder im Hofbräuhaus.

Als wir hinfuhren, sagte Hagemann: „So, jetzt wollen wir einmal erst das Programm genau studieren!" Ich studierte es, ich studierte es mehrmals, aber man lernt nie aus, ich fing eigentlich überhaupt nicht an, zu lernen. Ich bemerkte aber, daß es sehr wichtig war, allerlei Notizen ins Programm zu schreiben. Alle machten sich Notizen. „Das dritte Rennen wird sehr interessant werden", sagte Hagemann. „Die Chancen für Nebukadnezar sind nicht schlecht."

Ein toller Kerl, dieser Hagemann! Woher der wohl wieder weiß, wie schnell die Pferde laufen wollen? Dann waren wir auf dem Rennplatz und benahmen uns elegant.

Gelegentlich liefen die Pferde, sehr schnell, kann ich Ihnen sagen. Danach liefen die Zuschauer, aber nicht auf der Bahn, sondern an die Schalter, wo die Gewinne ausgezahlt wurden. Viele freuten sich sehr, aber sie zeigten es nicht; denn sie wußten, was sie ihrer Haltung schuldig waren. Sie hatten wahrscheinlich auch alle die älteren Romane gelesen, in denen die genaue Anleitung steht, wie man ohne mit der Wimper zu zucken ein Vermögen verspielt und sich dann gelassen eine Zigarette ansteckt. Ich sah sehr viele sich eine Zigarette anstecken, aber keiner machte mir den Eindruck, als habe er soeben ein elterliches Rittergut verwettet. Werden wohl im Moment keins zur Verfügung gehabt haben.

Einer kam auf mich zu und rief: „Was sagen Sie zu Nebukadnezar?" Ich zuckte bedeutungsvoll die Achseln. Er: „Wie war das möglich?" Ich sagte, es sei zu erwarten gewesen. Er fragte mich, ob er sich nochmal erholen werde. Ich gab kund, daß dies ganz von den Umständen abhängen werde. Er schien das interessant zu finden und ich steckte mir eine Zigarette an.

Der Mann hat mich sicherlich wegen meiner eisernen Nerven, die mich bei dem interessantesten Rennen auch nicht verließen, für einen Rennstallbesitzer gehalten. Ich hab's ja immer gesagt, der graue Zylinder macht's nicht!

Hagemann hatte sein ganzes Programm vollgeschrieben. Es sah aus wie ein Rechenheft für mittlere Volksschulklassen. Da auch ich nicht mit leeren Händen heimkehren wollte, schrieb ich ein paar ansehnliche Zahlen in mein Heft. Das machte sich gut, und selbst Fachleute sahen mir über die Schulter.

Als das nächste Rennen begann, stellte ich mich auf einen Stuhl, wie ich dies auf den Bildern von Zeitschriften für bessere Herrenmode gesehen hatte. Überall begegnete man mir jetzt mit Achtung.

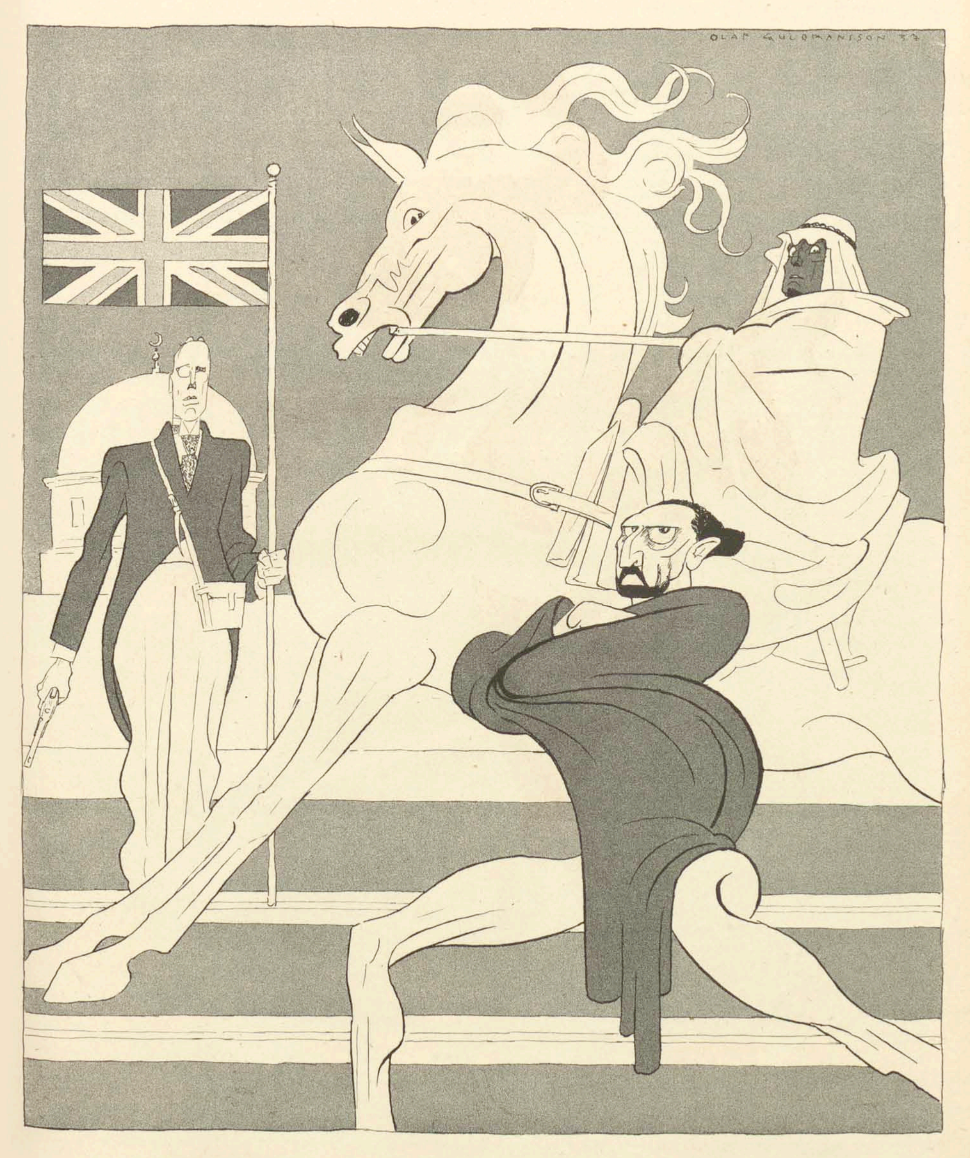
Hier muß ich noch bemerken, daß der gelegentliche Gebrauch des Wortes „Außenseiter" sehr wichtig ist. Er zeugt von tieferem Eindringen in die Materie. Nun fehlen mir noch ein paar kleinere Fachausdrücke, und beim nächsten Renntag wird mich kein Mensch mehr von den anderen Sportsleuten unterscheiden können.

(R. Kriesch)

Sein Tip: „Ich hab's genau gewußt, daß Kameliendame gewinnt!" — „Warum hast du denn dann nicht gesetzt?" — „Ja, wenn ich's genau gewußt hätte!"

Palästina-Start

(Olaf Gulbransson)



Wer wird schließlich das Rennen machen, das arabische Vollblut oder der Ewige Jude? Alles in allem ist der letztere doch noch besser trainiert . . .

Tot: Sieg 291:10

(E. Thöny)



Aus diesen Zahlen weht Geruch der Pferde,
Der wilde Stallgeruch,
Vermischt mit Duft von aufgestampfter Erde;
Vermischt mit Leder, Musik, Jockeifluch.

Aus diesen Zahlen weht Geruch der Pferde.

Aus diesen Zahlen prunkt ein grüner Rasen,
Darauf sich bunte Frauenschönheit wiegt.
Aus diesen Zahlen Tuschtrompeten blasen,
Wenn eine von den schaumumflockten Pferde-
nasen
Mit einer solchen Nase siegt.

Gar manche Zahlen freuen nicht, doch diese –
Das nennt man Pferdeglück.
Der große Schlager auf der Rennbahnwiese:
Weil eines (hoch gewettet) blieb zurück,
Und weil ein Außenseiter überraschte – –
Landjäger vor Devise.

Anton Schnack

As „Braune Band“

Da taat's ma leid, wenn's dös net kennats,
Ums Bräune Band, dös große Rennats,
Dös wieder ausg'schrieb'n is in Ream —
Ah, da müaßt's außa, da werd's zeam!
Und heuer werd's glei no viel größer,
Da laffa no viel mehra Rösser,
Und schneller saus'n s' aa — grad stauna
Muaßt heuer bei dem Band, dem brauna!

Und wer net so für d' Rösser is,
Siecht gern die schöna Weiber g'wiß.
Und für an solchen muaß si' lohna
De große Nacht der Amazona.
Werd's sehng, daß heuer alles stimmt,
Und jed's auf seine Kosten kimmt.

Wer d' Weiber gern hat und die Roß,
Für den werd d' Freud erst doppelt groß.
's möcht mancher da aus Gaudi gern
Um die Zeit so a Roßmensch wer'n,
Kentauren hoaßt ma's, die nix kenna
Als Weiber und um d' Wetten renna. E. R.

Wahres Geschichtchen

Diesen hübschen holsteinischen Vers:

„Wer Dag für Dag sin Arbeit deiht,
fix immer ub sin Posten steiht,
und deith dat immer froh un gern —
de soll sik ock mal amüseern!“

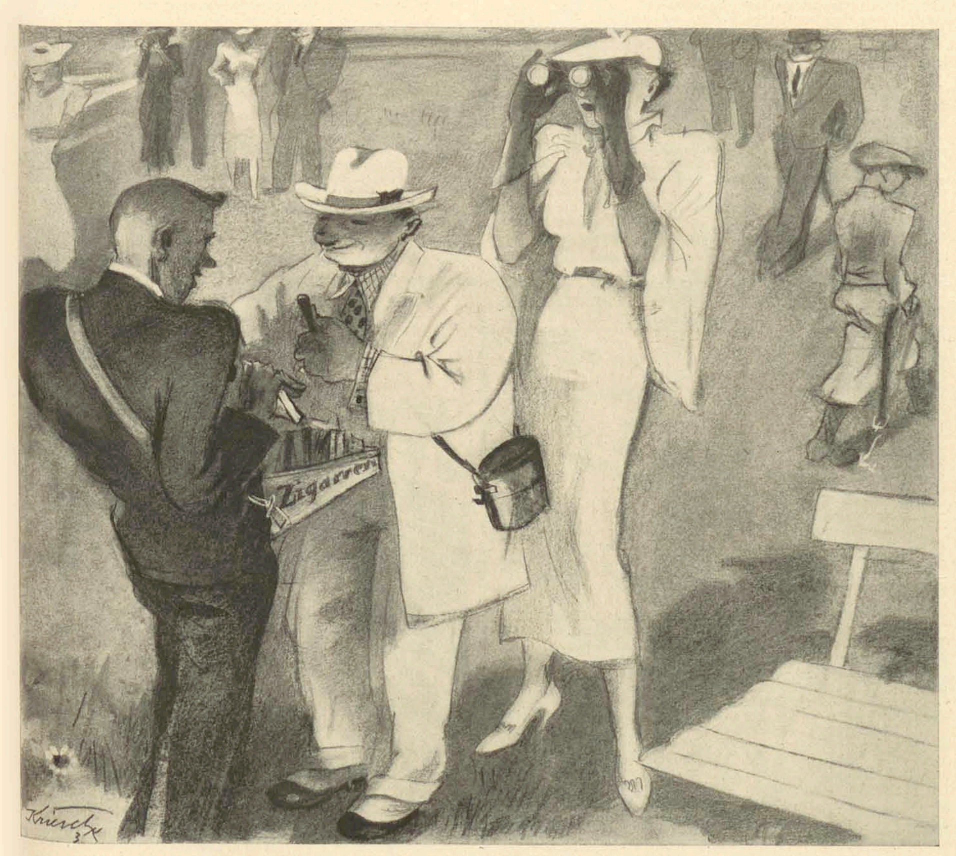
schnitzte ein zehnjähriger Bub seiner Mutter in Holz, als sogenannten Wandteller. Und — hängte den Teller insgeheim zur Überraschung am Geburtstagsmorgen über dem Bett im elterlichen Schlafzimmer auf. Haben Vater und Mutter aber da gelacht! Es liegt ein tiefer Sinn im kind'schen Spiel!

Aus dem Familienbad

Zwei im Grase liegende kleine Schlingel im Alter von 6 und 8 Jahren beobachten die auf und ab promenierenden Damen und tauschen von Zeit zu Zeit ihre Meinungen aus. Plötzlich macht der jüngste der beiden seinen Kameraden auf eine im blauen Badekostüm einherwandelnde Schöne aufmerksam: „Du, Karle, guck amol dia an, dia hot ja gar koin Busen!“ Worauf Karle, im Bewußtsein seiner durch sein höheres Alter bedingten Lebenserfahrung, diesen Mangel der Natur mit folgenden klassischen Worten erklärt: „Du dommer Kerle, dia braucht au koin, des ischt ja eine Lehrerin!“

Immer mit der Ruhe!

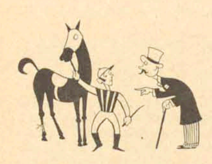
(R. Kriesch)



„Wie aufregend, Max, jetzt geht Ramses über die Hürde!“ — „Kunststück, wenn man ihn dazu zwingt!“

(O. Nückel)

Lieber Simplicissimus



Joachim Trillhose wollte sich auch einmal aktiv an einem Rennen beteiligen und sein sonst still in sich ruhendes Gemüt einer Leidenschaft preisgeben.
Er riskierte zu diesem Zweck den Betrag von fünf Reichsmark, die er aber nun nicht einfach auf gut Glück drangeben wollte an die erhoffte seelische Aufregung, sondern die fünf Mark sollten doch womöglich auch noch einen realen Gewinn einbringen.
Er horchte also überall herum nach einem guten Tip.
„Setzen Sie auf ‚Mondkalb' oder ‚Katzbuckel', sind beide gut!", riet ihm einer. Aber Trillhose, der viele Rennberichte gelesen hatte, in denen es hieß: ‚... siegte um Nasenlänge vor ...', wollte sicher gehn und frug daher den Fachmann: „Welcher von den Gäulen hat denn die längere Nase? ..."

*

Musterung der im Ring vorgerittenen Rennpferde. Ein vor mir stehender, hagerer Herr unterhält sich mit einer mehr vollen als schlanken, besonders an der unteren Körperhälfte kräftig aufgeblühten Dame. „Mein neues Modellkleid ist dir wohl noch gar nicht aufgefallen?", frägt die Dame ein wenig unmutig.
„Doch, doch!", murmelt der Herr, ohne seinen Blick von den Pferden abzuwenden, „aber sieh bloß diese herrliche Schulter von ‚Mohammed'!"
„Und für meinen neuen Modellhut interessierst du dich wohl auch nicht?", kommt es nach einer Weile etwas bitter aus dem Mund der Dame.
„Doch, sehr!", sagt der Herr nebenhin, „mit diesem Rücken wird's ‚Zaunkönig' schaffen!"
Die Dame schweigt und scheint schmerzlich betroffen.
„Großartig, diese ‚Hildegard'!", bricht der Herr in Begeisterung aus, „welche bezaubernde, kräftige Hinterhand sie hat!"
Die Dame wendet sich gekränkt ab und schmollt: „Natürlich, immer nur die Pferde, von der m e i n e n hast du noch nie so nett gesprochen!"

*

„Und nun", so beschließt der Lehrer eine Schulprüfung, „wollen wir ‚das Lied vom braven Mann' aufsagen. Wie beginnt es?" Und ohne mit der Wimper zu zucken verkündet ein Junge, der Sohn eines Gastwirts: „Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann!"

*

Ich sah da gestern ein schickes, junges Mädel — erhitzt vom Tag oder von innen her? — in Riem mit einem Jockey zusammenstehn in der Haltung jener gewissen inneren Hingerissenheit, die zwei Menschen in ersten Liebesgesprächen sofort wie mit Scheinwerfern beleuchtet aus der Umwelt heraushebt, während eben diese Umwelt für sie versunken ist. Mich zog's an, und ich streifte vorbei und horchte ein wenig. Teilnehmende Besorgnis in der Stimme, sagte das Mädel grade: „Sie haben aber einen gefährlichen Beruf! Sie stehen ja sozusagen immer mit einem Bein im Grab! Wie halten Sie das nur aus? ..." Beruhigend antwortete der lange nicht so inflammierte Jockey: „Naja — ick wechsle die Beene!"

Leipzig wird bekanntlich von einer Unzahl von Flüssen und Flüßchen durch„strömt", so daß man, wenn man an einen Flußlauf gerät, nie richtig weiß, um welchen es sich gerade handelt. Um die Verwirrung noch zu erhöhen, ist an einem Flußufer — es könnten Elster, Luppe oder einer ihrer zahlreichen Nebenarme in Frage kommen — neben einer da befindlichen Brücke ein Schild mit der Inschrift aufgestellt: „Hunde sind an der Leine zu führen." Ortsunkundige und geographieunbegabte Wanderer fragen verwundert: „Was, fließt denn die Leine hier och schon?"

*

Wir lagen 1912 im Braunschweigischen bei einem Landwirt im Manöverquartier, drei Leutnants und unser vortrefflicher Bataillons-Kommandeur. Letzterer war ein allzeit liebenswürdiger Herr, nur war er immer gar zu sehr, sich selbst beobachtend, um seine Gesundheit besorgt. Unsere Fenster gingen auf den Hof, in dessen Mitte sich der Düngerhaufen und außerdem das übliche Häuschen befanden, auf dessen Spitze sich etwas bewegte, das man für eine Wetterfahne halten konnte. Am ersten Morgen — es war ein Ruhetag — erschien unser Major blaß, fast verstört zum Frühstück. Hin und wieder schüttelte er den Kopf und murmelte etwas von „Ganz neu!" und „Noch nie an mir bemerkt!" halblaut vor sich hin. Dann kam unser Quartierwirt, plauderte über dies und das, und erzählte u. a. lachend, er habe kürzlich auf einer Auktion eine Äolsharfe billig erworben. Er hätte sie oben auf dem Häuschen im Hof anbringen lassen — „weil da viel Wind wäre", meinte er. Da ging ein Sonnenstrahl über die nachdenklichen Züge unseres Majors und befreit atmete er auf: „Also eine Äolsharfe! Und ich dachte, i c h wäre das gewesen!"

Das große Rennen

(Fr. Bilek)

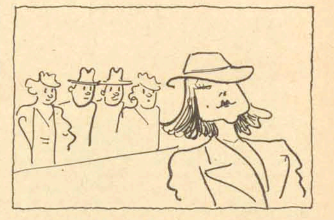


Zum „Rennen um das Braune Band“
färbt Lydia sich Haar und Hand.

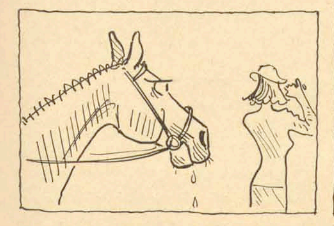
Die echte Farbe gilt nicht viel:
Blond ist's, was jeder Mann heut' will.



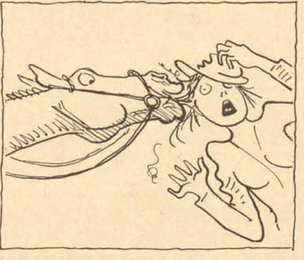
Indes — die Haare werden grün.
Na, auch die Farbe dürfte ziehn!



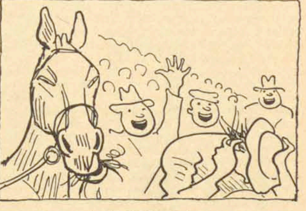
Sie geht zum Rennen, gut gelaunt,
und wird vom Publikum bestaunt.



Am Startplatz äugt nach ihr ein Gaul,
ihm wird so wässerig ums Maul —



Ein Büschel Heu? Das wär' famos!
Schnappt zu — die Haare ist sie los!



So ward die Eitelkeit bestraft . . .
Das Publikum hat froh gegafft.

Der Gaul war nur in seinem Recht:
er hielt das Heu nun mal für echt!

Achtpunktige Cicindela

VON

GÖRGE SPERVOGEL

Zuerst die Zimmertür, dann die Windfangtür, darauf die Haus- und die Gartentür, Herr Haas ließ den Doktor vor ihm auf- und hinter ihm zuschließen; er sollte merken, daß er einen Gast hatte; des Doktors Hände und Arme waren mit Netzen, Watte, Chloroform, Käschern und einem Regenschirm beladen, sein Hund tümmelte ihm vor den Füßen herum, so schloß er nun auch die Autotüre auf, und sogleich setzte sich der Dackel auf den Platz neben dem Steuer. Herr Haas brachte seine Ausrüstung, die bis auf den Regenschirm der des Doktors entsprach, im Notsitz unter und ließ gleich Platz für sich selber frei; denn er hatte schon gesehen, daß die Türen und sein Hindurchgehen als Gast ihm nichts geholfen hatte, daß wieder der Hund den guten und er den schlechten Platz bekam. Er kannte den Hund. Der Doktor trat auf den Anlasser. Der Motor sprang nicht an. Auch das kannte Herr Haas. Nun mußte er sich ans Steuer setzen. Er tat es nicht gern, der Wagen konnte losgehen. Er sollte sogar losgehen; denn darum hob der Doktor die Motorhaube ab, schraubte die Zündkerzen heraus, gab den Zylindern Einspritzungen, schraubte sie hinein und warf mit der Kurbel an. Haas, als der Motor blubberte und der Doktor „Jetzt!" schrie, Haas trat mit aller Macht und Angst auf den Hebel, der ihm gezeigt worden war, der Motor heulte auf, der Doktor steckte sein Bein in den Wagen, um Haas' Fuß abzulösen, Drängen, Winden und Ziehen, der eine hinaus, der andere hinein, dann mit Stemmen, Heben und Klettern der Aufstieg in den Notsitz, und endlich die Abfahrt.
Wenn der alte Wagen einmal fuhr, so hielt ihn nichts mehr auf. Er lief in einem fort, ohne sich aus dem Unterschied zwischen einer Landstraße, einem Heideweg und einem Moordamm etwas zu machen. Er lief, bis ihm unter scharfem Bremsen Gas und Zündung genommen wurden. Dagegen konnte er nicht an.
Sogleich sprang der Hund durch das Fenster und rannte auf den See zu. Der Doktor stieg aus und Herr Haas sah ihn rufend und befehlend dem Hunde nachlaufen. Es war heiß, die Kiefern dörrten in der Sonne, über dem dunklen Moor und der Wiesenbreite um den halb verlandeten See zitterte die Luft. Der Hund bellte noch einmal auf, dann waren nur noch des Doktors Rufe zu hören, bis es in einem Birkengebüsch neben Haas raschelte und schrie, wie ein Kind schrie, und der Hund daraus hervortrat, ein Kaninchen im Maule. Der Doktor jagte herbei, es troff ihm vom Antlitz; als er ihm die Beute abgejagt und ihn endlich an die Leine gebracht hatte, floß es an seinem Leibe entlang. Als er im Badeanzug, abgetrocknet, aber noch dampfend, daran ging, sein Jagdgerät bereit zu machen, strich Haas schon über die Wiesen dahin, den Käscher durch das Gras schlagend, und in seiner Fangflasche lagen erstickt auf chloroformgetränkter Watte einige auserlesene Stücke seltener... nun, Flöhe, und zwar einer Art, die fast nur auf wilden Kaninchen vorzukommen pflegt.
Der Doktor ging ihm nach und fragte, ob er nicht auch im See Wasserkäfer fischen wollte, aber das war nicht Haas' Absicht, in seiner Sammlung waren alle Arten Wasserkäfer vorhanden. Ob er denn wohl solange den Hund an der Leine halten wollte? Haas hielt Käscher und Flasche vor sich hin — war es nicht besser, das krummbeinige Vieh irgendwo anzubinden?
Hoffentlich hält es der Föhrenstamm aus, dachte der Doktor und watete vorsichtig hinaus in den See. Der Grund war schlammig, tiefer Morast geradezu, sicher aber ein Paradies für Käfer. Auf dem dunklen Wasser spiegelte sich die Sonne, so brannte eine von unten und eine von oben. Der Doktor tauchte sein Netz ins Wasser. „Kann ich Ihren Schirm haben?" hörte er Haas rufen. — „Meinetwegen", antwortete er. „Verdammt!" — „Wie, bitte?" — „Furchtbare Mücken, ganze Schwärme!" — „Was für eine Art, können Sie's erkennen?" — „Gewöhnliche Stechmückenweibchen." Haas knurrte enttäuscht. Furchtbare Mükken, und dann die übliche Sorte — ahnungslose, beschränkte Einseitigkeit! So mußte es einem ja ergehen, wenn man nur Käfer sammelte, wenn man die Ärmlichkeit dem Reichtum und der Fülle vorzog. Er dagegen: in seinem Reich, dem aller Insekten, waren die Käfer nur ein Teil, um nichts besser als die anderen Teile. Da waren die flügellosen und die wanzenähnlichen Insekten, die Gerad-, Netz-, Haut- und Zweiflügler, die Schmetterlinge und auch, auch die Käfer. Und zur Armseligkeit, dachte Haas noch sehr schnell, kommt die Dummheit, oder was plackt er sich sonst mit diesem Dackel ab? Er spannte den Schirm auf und sah wohlbeschattet zu, wie der Dackel zu ertrinken begann. Der Föhrenstamm hatte ausgehalten, er stand noch, es war wohl die Leine, die sich als klüger aufgespielt hatte.
Andere Hunde mögen es haben, aber dieser hatte kein Gefühl für sein Alter. Als er sich losgebissen hatte, stürzte er hinein in den See und begann zu schwimmen, so wie er sich aus seinen früheren Zeiten der Lust des Schwimmens entsann, und schon beim Vorspiel, das seit jeher aus Bellen und wildem Gegrabbel bestand, war er — eine Alterserscheinung — schon am Ertrinken. Der Doktor stapfte taumelnd und einsinkend auf ihn zu, vor dem Rauschen und Klatschen des Wassers aber erschrak der Hund bei aller Not so sehr, daß er sich noch ein Stück beiseitebrachte und dort weiter mit dem Wasser um die Luft focht. Sein Herr verlor in dem Schlamm Jagdgerät, Strohhut und Badeschuhe, nun verletzte er sich die Füße, und als er endlich das Ufer erreichte, war er mehr hilfs- und rettungsbedürftig als der Hund auf seinen Armen, was Haas zu Betrachtungen anregte.
Nach der ersten Hilfe galt es, den Doktor zu reinigen. Er war mit Schlamm beklebt, der sich von dem Schlammwasser des aufgerührten Sees nicht abwaschen ließ. Sie warteten, bis daraus eine Kruste entstanden war, und blätterten sie ab — schmerzhaft, denn die menschliche Haut ist mit Härchen besetzt, die haltbar verwurzelt sind; in diesem Falle aber hafteten sie fester in der Schlammkruste als in der Haut, der gleichen Haut, die von zwei Sonnen versengt und von Schwärmen ausgehungerter Moormücken zerstochen war. Der Doktor ertrug es, er brachte es fertig, sich zu neuer Jagd aufzuraffen und den Hund in den Wagen zu schließen.
Sie hielten sich im Schatten, schlugen die Käscher durch das Gras, schoben den Schirm unter Büsche, die sie dann schüttelten; sie jagten Insekten und wurden von Insekten gejagt, Mücken und Bremsen, wovon Haas einen Nutzen hatte, dem ein Bremsenweibchen fehlte; sie suchten Baumstämme, Wege und Sandflecken ab, taten dies und das in die Chloroformflasche, und am Ende fand der Doktor auch einen kleinen grünen Käfer, der am Rande der Flügeldecken weiße Pünktchen hatte. „Cicindela campestris", sagte Herr Haas, „so selten wie Stechmücken". — „Ich finde ihn hübsch", antwortete der Doktor und tat ihn in die Flasche, „zudem fehlt er mir noch". Da der Doktor nun auch etwas gefangen hatte, er auch glaubte, seiner Haut wieder die Last des Hemdes zutrauen zu können, und weil der Hund bald ein Loch durch den Wagen gebohrt haben mußte, beschlossen sie beide, zu einem nahen Gasthofe zu fahren, der eine kühle Diele und wohl auch etwas zu trinken haben mochte. Der Motor sprang nach der ersten Spritze an.
Kaum hatte Haas seinen Kaffee getrunken, so zog er auch schon eine Lupe hervor und hob an, die Beute zu mustern. Der Doktor hatte zwar wenig Gründe, glücklich und zufrieden zu sein, er war es dennoch, schon weil eine Entdeckung des Wildfrevels an dem Kaninchen nicht mehr zu befürchten war. Diese Beutemusterungen allerdings fielen für ihn meist unerfreulich aus.
Er hatte mit Haas eine Art Vertrag geschlossen, einen Austauschschlüssel, bei dem er gewöhnlich gut fuhr; denn Haas wirkte auf Käfer geradezu anlockend, vielleicht weil er sie alle schon besaß, während der Doktor nur wenige fing und außer gelegentlichen Spinnen, Ohrwürmern und Heuschrecken seinem Insektenpartner nichts zubrachte. So war zum Ausgleich eine Klausel aufgenommen worden, daß Haas nach jeder Strecke und hinter der Verteilung nach Schlüssel, Zahl und Wert freie Wahl für ein oder zwei Stücke der Beute des Doktors hatte. Da war nun nichts als der weithin verbreitete Käfer Cicindela, und als Haas ihn betrachtete, verfärbte er sich. Er wurde bleich und zählte von neuem, er zählte laut und immer wieder bis acht. Hat ein Käfer, so gewöhnlich er auch sein mag, statt sieben wie in diesem Falle vollständige acht weiße Punkte auf seinen grünen Flügeln, so wird er von den Sammlern für eine außergewöhnliche Rarität erachtet, eine Zierde der Sammlung, ein stolzer Besitz, dem der Neid gewiß ist. Behutsam überführte Haas die Rarität in seinen Besitz. Darüber entstand vor der Tür ein Lärm wie von Hühnern, und war es vorhin ein Kaninchen, so war es nun ein Hahn, den des Doktors Hund erlegte, und während Haas ihn absuchte und der Doktor über den Wert des Schadens verhandelte — so mager, ein guter Hahn! — legte der Dackel sich auf des Doktors Sitz, wo noch die Fangflasche stand, leer und lässig verkorkt; er zerbiß den Korken, denn er war seinen Zähnen gerade recht, und versuchte, die noch feuchte Watte aus ihr herauszuziehen, zuerst mit der Pfote, und dann mit den Zähnen, obwohl sie roch, so unbekannt, so — „Vorzüglich", sagte Herr Haas und tat den Hahn beiseite, um den Hund auf den Schoß zu nehmen. „Vorzüglich", sagte er, „ein Mittel, das man öfters anwenden sollte!", legte den Hund in den Notsitz und ließ sich unangefochten auf dem Platz neben dem Steuer nieder. „Machen Sie ruhig Ihre Spritzen da vorne, ich kann auch von hier aus an den Hebel kommen!", und nun betrachtete er vergnügt die acht Punkte in seiner Fangflasche und trat bis zur vierten Spritze immer, wenn der Doktor „Jetzt!" schrie, auf die Bremse.

Einem ungläubigen Thomas

Von

Ratatöskr

Du glaubst nur, was du siehst?
Das ist bequemlich.
Wenn du draus Schlüsse ziehst,
irrst du dich nämlich.

Bazillen sieht man nicht
und kann dran sterben . . .
„Ha!" rufst du stolzer Wicht,
„man kann sie färben!"

Soso, mein Herr . . . Und Gott,
weil nicht tingibel,
erklärst du für bankrott
und lachst der Bibel?

In seinem Lichte sind
all-alle Farben.
Nur du mußt farbenblind
im Dunkeln darben.

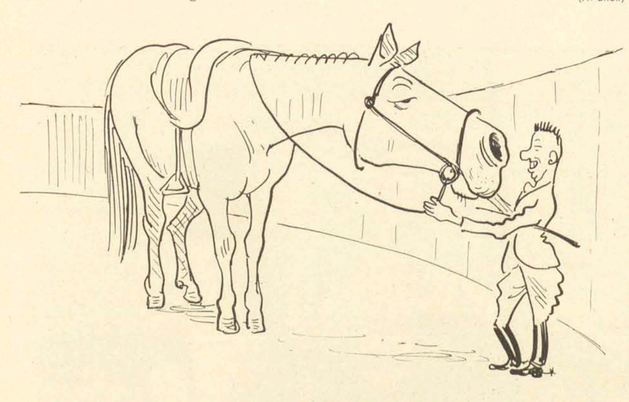
Hamburger Hafen

(Wilhelm Schulz)



Wie das Pferd den Anfänger sieht — — —

(Fr. Bilek)

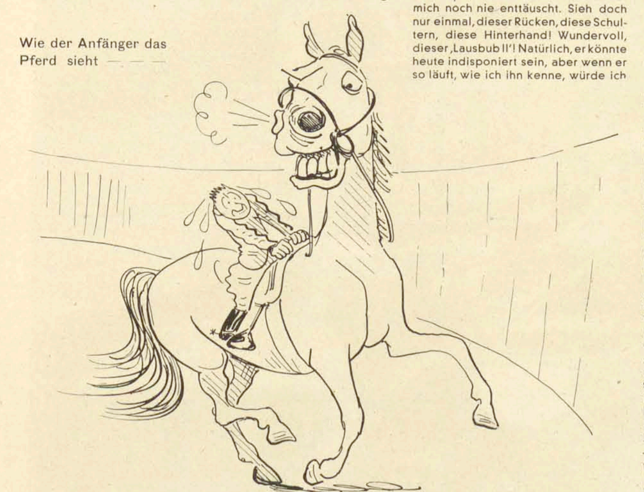


Kleines Rennbahn-Erlebnis

Von A. Wisbeck

„Verstehst du etwas von Gäulen?" fragt mich Lizzi, während wir vor den Pferden stehen, die im nächsten Rennen laufen sollen. „Mächtig viel!" lüge ich. „Es liegt sozusagen in meinem Blut. Mein Onkel hat bei den Schweren Reitern gedient, und ich selber war von meinem vierten Lebensjahr ab mit meinem Schaukelpferd wie verwachsen." „Großartig", lacht Lizzi auf und blitzt mich mit dem blendenden Gebiß ihrer Zahnpasta-Reklame-Zähne herausfordernd an. „Dann würdest du mir also auch wohl sagen können, welches von diesen Pferden im nächsten Rennen siegt?" „Selbstverständlich", antworte ich forsch, „das könnte ich. Was Pferde betrifft, darfst du dich ganz auf mich verlassen. Wenn ich sage, dieses oder jenes Pferd siegt, dann müßte es schon vorher der Schlag treffen, falls es nicht als erstes durch das Ziel geht." „Und welches von diesen Pferden ist es, das siegen wird?" drängt Lizzi in mich. — Nun, Pferde sehen einander täuschend ähnlich, doch entging es meinem Blick nicht, daß eines von ihnen die Nummer 11 trug. Ich schiele heimlich in mein Renn-Programm nach Nummer 11 und erkläre sodann kühn: „Kein Zweifel, ‚Lausbub II' macht das Rennen! Er ist mir seit längerer Zeit persönlich bekannt und hat mich noch nie enttäuscht. Sieh doch nur einmal, dieser Rücken, diese Schultern, diese Hinterhand! Wundervoll, dieser ‚Lausbub II'! Natürlich, er könnte heute indisponiert sein, aber wenn er so läuft, wie ich ihn kenne, würde ich ohne Bedenken fünfhundert Mark auf ihn setzen." Lizzi schlägt, meine Kennerschaft bewundernd, ihr rabenschwarz befranstes Auge zu mir auf, öffnet entschlossen ihr Handtäschchen und entnimmt ihm eine Zwanzigmark-Note. „Setze das für mich auf ‚Lausbub II'", sagt sie und drückt mir die Note in die Hand. „Solltest du dir nicht lieber einen Hut kaufen?" suche ich, peinlich überrascht, ihr Vorhaben zu erschüttern. „Ganz richtig, einen Hut!" bestätigt Lizzi lachend, „aber ‚Lausbub II' soll mir auch noch das passende Kostüm dazu verschaffen!" „Wenn er aber nun heute ausnahmsweise indisponiert ist?" wende ich ein. „Pferde sind oft unberechenbar, warum sollte ‚Lausbub II' nicht auch einmal einen schlechten Tag haben?" „Unsinn!" wehrt Lizzi ab, „und nun beeile dich, ehe der Toto geschlossen wird!"

Wie der Anfänger das Pferd sieht — — —



Ich verliere mich im Gewühl der gegen den Totalisator andrängenden Menschen. Zwei vor mir stehende Herren unterhalten sich im Flüsterton miteinander, doch vermag ich sie zu verstehen. „Wenn ‚Hut ab' das Rennen nicht macht", tuschelt der eine, „dann will ich selber mein Leben lang Heu fressen." „Können Sie leicht sagen", spöttelt der andere, „denn wenn kein Erdbeben kommt, geht ‚Hut ab' als Sieger durch's Ziel!" Hier scheinen zwei aufrichtige Kenner zu sprechen. Ich suche in meinem Renn-Programm und finde „Hut ab" Nummer 7. Nun, warum eigensinnig sein und sich bockbeinig dem besseren Wissen anderer verschließen? So setze ich denn Lizzis zwanzig Mark nicht auf ‚Lausbub II', sondern auf ‚Hut ab'. Wie groß wird ihre anfängliche Bestürzung, und wie verdoppelt ihre nachträgliche freudige Überraschung sein, wenn statt ‚Lausbub II' ‚Hut ab' siegt! —

Das Rennen beginnt. Wie aus der Pistole geschossen geht ‚Hut ab' vom Start und übernimmt die Führung. Als letztes Pferd liegt ‚Lausbub II' im Rennen. Lizzi beginnt unruhig zu werden. „Wie konnte man denn auch nur auf diesen lahmen Krampen setzen!" murmelt sie vorwurfsvoll vor sich hin. „Warte nur!" denke ich mir, und kann meine Freude kaum beherrschen. Bei der zweiten Runde hat ‚Hut ab' das Feld schon weit hinter sich gelassen. ‚Lausbub II' zieht verdrossen hinter ihm her und scheint das Rennen aufgeben zu wollen. „Mit dem Kostüm wird es also nichts!" sagt Lizzi hart und sieht mich dabei geradezu bösartig an. „Und durch deine Dummheit ist der Hut auch noch verloren!" fügt sie gehässig bei. In ihren Augen beginnt es feucht zu schimmern. Ich bringe es nicht über mich, Lizzi noch länger ihrem Schmerz zu überlassen, und so gestehe ich denn, daß ich im letzten Augenblick auf Grund meiner Pferdekenntnis ‚Hut ab' bevorzugt und auf ihn gesetzt habe. Lizzis Augen leuchten in freudiger Überraschung auf. „Wie gescheit du bist!" schmeichelt sie und schmiegt sich enge an mich. —

Als das Feld wieder vorüber zieht, hat es sich wesentlich verändert. ‚Hut ab' liegt zwar immer noch in Führung, aber ‚Lausbub II' ist mit einer Pferdelänge scharf hinter ihm her. „Er wird doch nicht — er wird doch nicht —!" kommt es von Lizzis bebenden Lippen. „Wer kann es wissen?" sage ich kühl, „vielleicht hat er seinen guten Tag!" In der Schlußrunde schlägt ‚Lausbub II' mit knapper Nasenlänge seinen Rivalen und geht als Sieger durch das Ziel. Lizzi ist vollkommen gebrochen und vermag es mit Aufbietung ihrer letzten Kräfte gerade noch, mich einen dummen Kerl zu heißen, der von Pferden nichts verstünde. „Ich bin nicht so dumm, wie du meinst", sage ich tröstend, denn Lizzis Schmerz wirkt ergreifend auf mich, „ich habe nämlich überhaupt nicht gesetzt!" Damit entnehme ich meiner Brieftasche eine Zwanzigmark-Note und überreiche sie Lizzi. „Du hast nicht gesetzt?" jubelt sie auf und sieht mich dabei liebevoll an. „Du bist der gescheiteste Mensch, den ich kenne, und morgen kaufe ich mir den Hut!" „Und ich gebe dir das passende Kostüm dazu", sage ich. „Und ich gebe dir einen Kuß dafür", flüstert Lizzi verschämt, „aber nicht hier, sondern zuhause — zuhause —!"

— — — Dieses kleine Erlebnis vermöchte bei tieferer Ausdeutung den Rahmen des Rennsportlichen fast zu sprengen. Doch sei diese weitläufige Sprengung anderen überlassen.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. II. Vj. 37. 18074. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Der Pferdekenner

(P. Scheurich)



„Versteht eigentlich dein Robert was von Pferden?" — „Der, sehr viel! Ér sagt immer, ich sei zu schwach auf der Hinterhand!"

Turfsprache

(K. Heiligenstaedt)



„Nun, wie steht es bei dir mit Männern?" - „Fritz hat zuerst verhalten, dann mächtig gegen Max aufgeholt, lag eine Woche lang mit Hugo Gurt an Gurt, ist dann in blendender Form an Ernst vorübergezogen, eine Nasenlänge vor Fred in die Gerade gegangen, hat aber schließlich mit Edi ein totes Rennen gemacht."

München, 8. August 1937
42. Jahrgang / Nummer 31

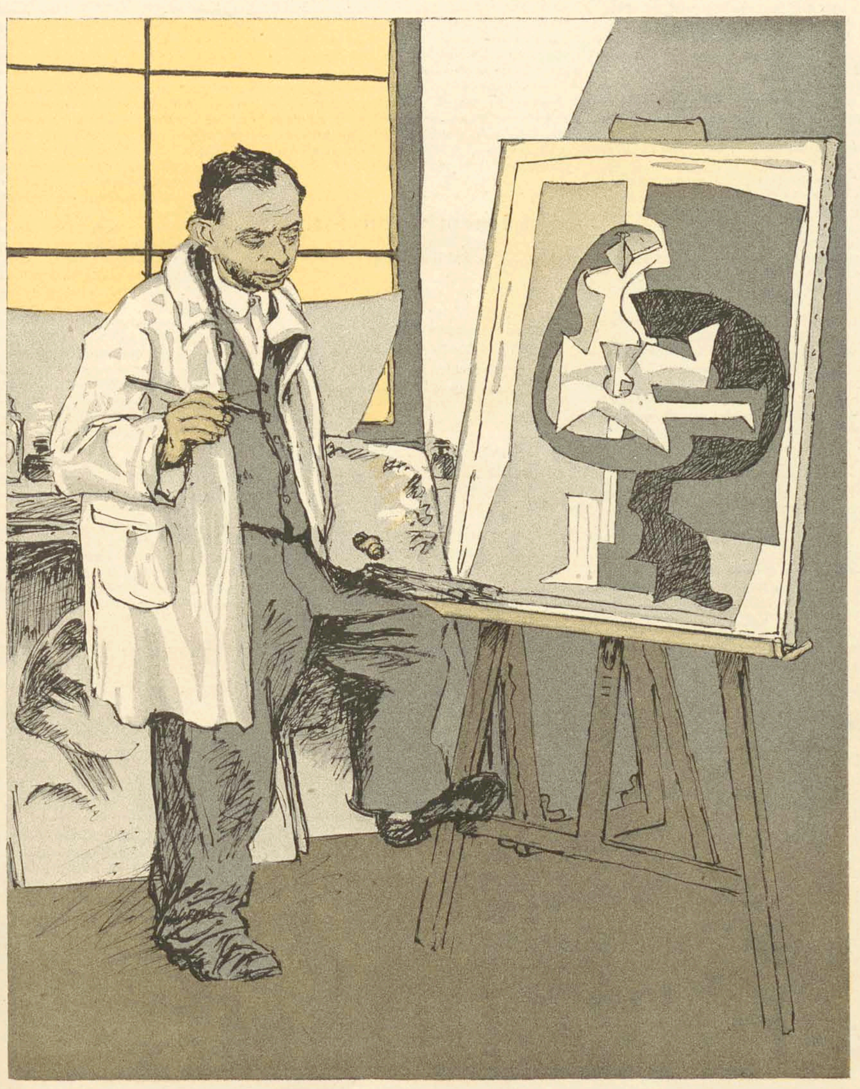
40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Entartete Kunst

(E. Thöny)



„Wie kann bloß einer behaupten, meine Kinder seien aus der Art geschlagen?! – Jeder muß doch zugeben: ganz der Papa!“

Kleines Denkmal für das Wartezimmer

Von Walter Foitzick

Es ist kein Zimmer zum Wohnen, kein Zimmer zum Essen, zum Arbeiten, zum Baden, zum Schreiben, zum Nähen, es ist nur ein Raum für verlorene Stunden und Minuten des Lebens. Es ist das Wartezimmer. Und worauf wartet man da? Daß man dran kommt. Es ist wie immer.
Ganz still ist es hier. Wenn jemand die bekannte Nadel fallen ließe, man würde es hören. Aber es läßt niemand eine Nadel fallen. Manchmal öffnet sich die Tür zum Gang, und es tritt jemand ein. Niemand weiß, ob er grüßen soll, und der Eintretende macht eine sachte Bewegung, die man als Gruß nehmen kann oder auch nur als Bewegung. Gelegentlich schellt die Hausglocke, und dann wird draußen leise gesprochen. Meist öffnet sich dann wieder die Tür, und es schleicht jemand herein.
Man vermeidet es, sich auf seinem Stuhl zu bewegen; denn er könnte knarren und die fürchterliche Stille des Warteraumes stören. Mal sieht man zur Decke, mal auf die Fußspitze. Wenn jetzt einer plötzlich laut fragte: „Kennen Sie den schon?: — Im Himmel trafen sich einmal Julius Cäsar, eine Waschfrau und der Versicherungsagent Müller...". Ich glaube, die Welt würde einstürzen ob so lauter Wirklichkeit.
Die Leute haben Filzsohlen rings um ihre Existenz. Sie sehen durcheinander hindurch. Sie tun nur so; denn sie müssen genau auf die Reihenfolge achten: das Fräulein und der dicke Herr waren schon da, dann komme ich, dann erschien die Dame mit der hellen Bluse und zuletzt ist die behäbige Frau gekommen, der man es ansieht, daß sie jedem von ihren Leiden gerne erzählen möchte. Man fühlt es, wie sie im stillen alle Symptome ihrer Krankheit repetiert: Sie wird drinnen beim Arzt einen ausgedehnten und ausschweifenden Bericht geben mit Meinungen aus ihren Bekanntenkreisen und Hinzufügung von Parallelfällen.
Die Dame in der hellen Bluse liest. Was liest sie? Nun, sie liest über Fehlschläge bei der Zucht von Angorakaninchen. Jetzt glauben Sie vielleicht, daß die Frau sich für Angorakaninchen interessiert oder gar für Fehlschläge auf diesem Gebiet. Sie irren. Sie hat nur nach einer Zeitschrift auf dem Tisch gegriffen und diese Zeitschrift handelt von Kleintierzucht. Vermutlich hat der Herr Doktor geglaubt, daß er mit diesen Fehlschlägen seinen Patienten über die Zeit des Wartens hinweghelfen könne. Unsinn, er ahnt überhaupt nicht, daß Angorakaninchen existieren. Aber was soll die Zeitschrift? Die liegt halt im Wartezimmer. Weshalb? Durch Gottes unerforschlichem Ratschluß. Das Heft wird jeden Morgen von der Sprechstundenhilfe mit den anderen Zeitschriften, die sich hier ein sonderbares Stelldichein geben, abgestaubt und zu einem ordentlichen Häufchen geschichtet, auf daß sie dazu dienen, Wartezeiten zu verkürzen. Viel Geschriebenes dringt auf diese Weise ins Volk, und ich schätze die Rolle des Wartezimmers zur Verbreitung von Unterhaltungsliteratur und leichterer Wissenschaft in weitesten Kreisen nicht gering. Ärzte und Friseure wetteifern darin.
Ich kenne das genau. Wenn jemand zu mir sagt: „Sie, wie geht denn Ihre Geschichte mit dem jungen Mann und der Hummermayonnaise weiter?", weiß ich sofort, daß er sich die Haare hat schneiden lassen oder an einer Wurzelhautentzündung gelitten hat, frisch blondiert wurde oder sonst leicht erkrankt war, was einen Aufenthalt im Wartezimmer erforderte. Wurzelfüllungen und Dauerwellen stehen in engstem Zusammenhang mit der Konsumierung zeitgenössischen Schrifttums, und selbst der verhärtetste Nichtleser greift nach einer halben Stunde Wartezimmer zu den Linderungen älterer Zeitschriften. Die Schriftsteller sollten dem unbekannten Zahnarzt ein Mal errichten. Wie Sand durchs Stundenglas rinnen die Minuten durch das Wartezimmer, die leichtere Literatur verbreitet sich und schlägt Wurzel im Herzen der Patienten.
Aber es ist nicht nur für den Geist gesorgt, auch das Auge kann sich weiden. Hier ist das wahre Museum der Familiengeschichte des Arztes. Hängt da nicht so bunt und trutzig Burg Stolzenfels am Rhein? Natürlich, der Doktor besitzt sie aus seiner Studentenzeit und seine Frau hat sie zu langen Jahren Wartezimmer verurteilt. Hier wartet auch sie, bis sie drankommt. Die Korbmöbel hingegen stammen von der Veranda ihrer Großeltern. Sie muß demnach aus einer Familie mit Villa stammen. Das Prachtstück ist die Bronzelampe auf dem Gestell. Ein metallisches nacktes Mädchen, vermutlich Nymphe, hascht da nach Lilienstengeln, die es nicht lassen konnten, zu Glühbirnen zu erblühen, und zwar ganz im Jugendstil. Ach, was war das einmal für ein prächtiges Hochzeitsgeschenk im elterlichen Haus, bis die Nachkommen es abscheulich und passend für das Wartezimmer fanden!
Da klappt die Doppeltür, der Arzt streckt einladend den Kopf herein, die helle Bluse beendet schlagartig die Kaninchenzucht und wird nie erfahren, was man eigentlich letzten Endes tun kann, um empfindliche Fehlschläge in der nutzbringenden Vermehrung der Angorakaninchen zu vermeiden.

An einem Geburtstag

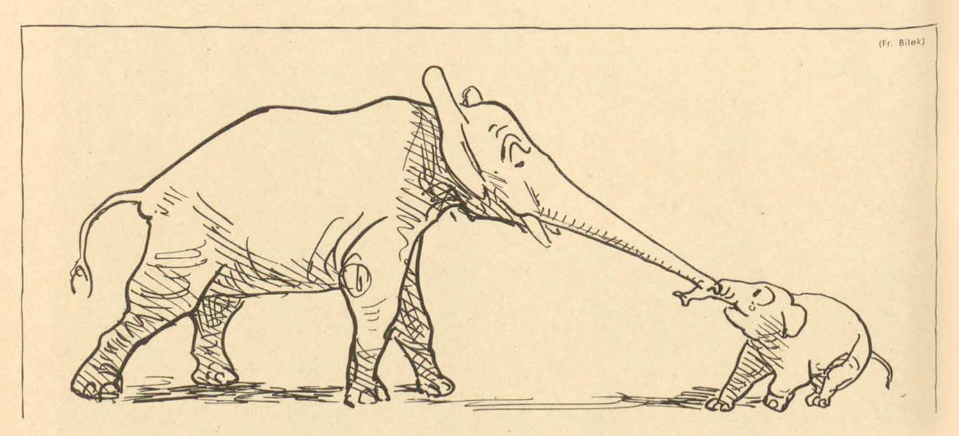
Von Ratatöskr

Und wiederum ein Meilenstein . . .
Man setzt sich hin und spinnt sich ein.
Ach, daß das nun verfloß'ne Jahr
halt auch kein Auszugstisch nicht war,
um gute Stunden zwischen bängern
schlau zu verbreitern, zu verlängern!

— — — — — — — —

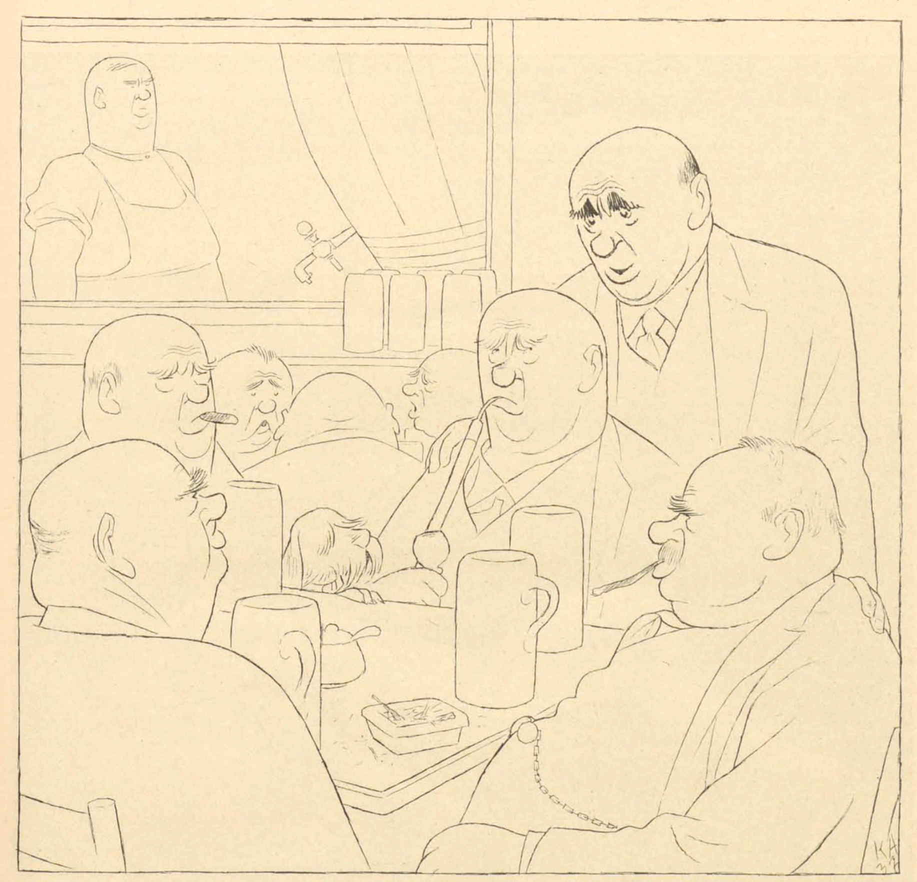
Man träumt nach hinten, späht nach vornen;
man läßt, nicht ohne Angst vor Dornen,
den Rosenkranz der Möglichkeiten
behutsam durch die Finger gleiten
und — greift dann eben wieder zu
nach dem Ragout . . .

Ob es nun zäh ist oder mürb —
friß, Vogel, heißt's da, oder stirb!


(Fr. Bilek)

Weiß Ferdl im Hofbräuhaus

(K. Arnold)



„Entschuldig'n S', kunnt net da oane oder da ander' vo dö Herr'n auf a halbs Stünderl mit ins ‚Platzl' - i brauchat schnell an Double!"

Brief an einen Lehrer

Von Rolf Italiaander

Sehr verehrter Herr Professor!

Sie gehören zu den wenigen Lehrern, die ich nicht vergessen habe, da Sie stets ein Mann mit Sinn für Humor und Witz gewesen sind. Nun waren Sie es zwar, der sich redliche Mühe gegeben hat, mich das Englische zu lehren. Aber gerade deshalb macht Ihnen vielleicht ein kleines Erlebnis Spaß, das ich kürzlich auf der grünen Insel gehabt habe. Mit ziemlich berechtigter Schadenfreude werden Sie zum Schluß ausrufen: „Siehst du, Freundchen, hättest du nur besser aufgepaßt in der Schule!" Aber dieses Vergnügen gönne ich Ihnen gerne.

Es geschah also in London bei einem Fünf-Uhr-Tee. Es waren viele feine Leute beieinander und es wurde geflissentlich Konversation getrieben. Bei Gelegenheit riß ich das Gespräch an mich und sprach von dem delikaten Tee, den wir gerade genossen. In diesem Zusammenhang erzählte ich, daß es in Hamburg eine Firma gäbe, die für jeden Haushalt Spezialmischungen zusammenstelle, vorausgesetzt, daß man eine Probe des Leitungswassers einschicke. Dieses werde untersucht und auf Grund des Ergebnisses werde dann eben die entsprechende Teemischung zusammengestellt.

Ja, in deutscher Sprache, lieber Herr Professor, kann ich das so einfach erzählen. Schwieriger fiel es mir in Englisch. Und so wurde ich ziemlich nervös und gebrauchte schließlich, als man meine verschiedenen Umschreibungen für Leitungswasser nicht verstand, folgenden Satz: „You must send your water!"

Ist ein Kommentar notwendig, lieber Herr Professor? Gleich als ich diesen peinlichen Satz heraus hatte, wußte ich, welchen Fehler ich mir geleistet hatte. Aber es war zu spät. Ich bekam einen roten Kopf. Die versammelten Ladies ebenfalls. Keiner wußte, was er sagen sollte. Nur ein junger Privatgelehrter, wie wir ihn in Bernhard Shaws Pygmalion treffen, so ein rechter, ungezwungener Naturbursche, rettete die peinliche Situation. Er wiederholte immer erneut: „You must send your water... You must send your water... You must send your water...", und war nahe daran, sich krank zu lachen. Sein Lachen indessen steckte die ganze Umgebung an, und niemand vermochte mir noch böse zu sein. So peinlich es mir damals war, so muß ich heute auch darüber lachen. Sie erinnern sich vielleicht, daß ich nicht über allzu viel Humor verfüge. Auf diesen unfreiwilligen Witz jedoch bin ich irgendwie stolz. „You must send your water!" Wohl bekomme uns der Tee, Herr Professor!

In ewiger Dankbarkeit

Ihr ergebener: Paul Gänsekiel.

Aufforderung zum Wassersport

„Hübsches junges Fräulein findet Anschluß zum schönen Segelsport." Offert. unt. B 45.

(Erich Schilling)



Hier wird der Liebe gewunken
mit Wasser, Sport und Natur.
Wer liebt den Traumton der Unken?
Wer liebt die silberne Spur,
die ein einsamer Segler fuhr?

Blau brüten die Sommertage,
und das Segel steht vogelweiß
im schwankenden Wellenschlage.
Der Teer am Boote kocht heiß,
die Brise aus Süden weht leis.

Wer segelt, kann wunderbar träumen,
wer segelt, hat unendliche Zeit –
wer segelt, hat nichts zu versäumen,
um den Segler ist Ewigkeit.
Der Himmel ist hoch, das Meer ist weit.

Wer segelt, kann vieles gewahren:
spielende Fische am Grund,
Gewächse aus Sintflutjahren,
Muscheln, perlmuttern und bunt,
Kiesel, geschliffen und rund.

Wer segelt, erobert die Meere,
wer segelt, weiß viel vom Wind.
Wer segelt, schaut oft ins Leere,
wo der Himmel im Wasser verrinnt.
Wer ahnt, wo die Träumer sind?

Nicht immer im Silbergrauen,
darin das Segelboot reist:
sie träumen von Nymphen und Frauen,
deren Bildnis im Wasser gleißt
und glückliche Liebe verheißt . . .

Anton Schnack

Die Wettermaschine

Von

Ernst Hoferichter

Ein heißer Tag war's. An der Wand hingen dreißig Grad Celsius...

Genau sieben Minuten nach zwölf Uhr mittags geschah das Wunderbare, und ein chaotischer Schrei zerschnitt die gestockte Luft in der Wohnküche des Erfinders Wenzel Bierglas.

Der Mann erbleichte — und wenn reife Männer plötzlich kreidig werden, muß etwas Großes geschehen sein. Schon vor fünf Jahren gelang ihm die Erfindung der heute bekannten Gummi-Scherzsemmel, die bei leisem Druck quiekste.

Heute aber war es ihm gegeben, durch zufällig erdrehte Sendewellen aschgraue Regenwolken in ansichtskartenblauen Himmel aufzulösen. Kurzum — er hatte das Schönwettermachen erfunden!

Einmal mußte in der Welt auch dieser Fortschritt Ereignis werden. Und warum sollte der Erfinder dann nicht Wenzel Bierglas heißen...?

Er begriff auch sogleich, daß er durch Sonnenschein auf Kommando den Mitmenschen mehr nützen werde, als durch eine quiekende Gummisemmel. Und so erbleichte er mit Recht vor Glück...

Wenzel Bierglas hatte gerade noch die Kraft, die Umwelt zu fixieren, in die jene leuchtende Sekunde gebettet lag: Am Gasherd brodelte Pfannenfett, dazwischen stieg der Geruch von Gurkensalat auf, die Wasserleitung tropfte im Dreivierteltakt, und der Kanarienvogel verlor eine Schwanzfeder... Und die Luft flimmerte... Das notierte er mit wissenschaftlicher Exaktheit zu Protokoll und fiel dann in jene Ohnmacht, die der Größe dieser Erfindung entsprach.

Als seine Frau Kordula mit Suppengrün vom Markt heimkam, fand sie ihn in einem Verhau von Drähten und einer Serie umgearbeiteter Havannakistchen. Die Anlage schwankte zwischen einem Institut für Elektromassage und einer Sendestelle auf Honolulu. Und da oft der primitive Apparat im umgekehrten Verhältnis zu seiner Auswirkung steht, so war es auch dieser Einfachheit beschieden, durch eine Kurbeldrehung jene Wunderwelle zu erzeugen, die in meteorologische Sphären einzugreifen vermochte.

Jahrelang gehen Erfinder mit dem Traum schwanger, wie sie den großen Wurf einst feiern wollen. Jetzt, da er wie die Dachtaube in der Hand lag, ward die Erfüllung zu groß, und das Ehepaar Bierglas stand ihr luftlos gegenüber.

Drei Nächte lang wurde gefeiert. Am vierten Tage aber ließen sie sich ihr Werk zunächst selbst zugute kommen; sie legten sich auf's Hausdach in die Sonne, lösten eine Regenwolke nach der andern auf und schrieben im goldenen Licht des Himmels Angebote an die Weltkonzerne.

Aus Boston kam das Angebot, wonach eine Fabrik mechanischer Apparate diese Erfindung mit allen Rechten gegen eintausend Nähmaschinen annehmen würde. Herr Bierglas schlug im Taumel in diese Art von Abfindung ein — errichtete eine Wäscheklinik, in der schadhafte Nachthemden und Flanellunterhosen pfundweise ausgebessert wurden — und lebte sein Erfinderschicksal im Gesurre von eintausend Nähmaschinen, friedlich und in entsprechender Stille...

Und die Welt ward verwandelt. Die Goodweather-Company blühte wie Sommersprossen. Bald gab es keinen Wirt mehr mit Gartenrestaurant, der nicht die Schönwettersendeantenne auf seinem Dache hatte. Feuerwerke wurden nicht mehr abgesagt und Badeanstalten waren ganzjährig geöffnet. Einst vertrieben Böllerschüsse und Glockengeläute schwere Wetterwolken — und jetzt genügte eine kleine Drehung, und die Sonne lachte wie ein Plakat für Schönheitspflege.

Über Europa lag das Azorenmaximum in ständiger Pacht und nur wenn eine Kleingartenkolonie zu verdorren drohte, ließ man gnädig eine Wolke als Gießkanne passieren.

Aber die Wirte ohne Gärten, alle Kinobesitzer, Theaterdirektoren, Regenschirmhändler und Heißwürstchenverkäufer rotteten sich in egoistischer Abwehr zu einem „Schlechtwetterkampfbund" zusammen. Meuchlings wurden Schönwetterapparate zerstört und der Erfinder Wenzel Bierglas mußte mit seinen tausend Nähmaschinen in die Eiswüsten Alaskas flüchten.

Da stürzte bei einem Vernichtungsversuch eine Schönwetteranlage so glücklich vom vierten Stockwerk auf das Pflaster, daß eine Kombination der Kupplung eintrat, die Wellen aussandte, von denen die Wolken angezogen wurden...

Und das Gegenmittel war wie eine Stecknadel gefunden. Tag und Nacht wurden Schlechtwetterapparate fabriziert und Regenwolken erstanden in allen Formen.

Der Himmel war zum Zebra geworden. Scheckig wie ein schlecht gefärbtes Haar sah das Firmament aus. Über dem Vereinshaus der Sonnenbrüder stach die Sonne. Auf das Dach des Kaffeehauses prasselte der Regen. Der Vogelbauer ließ über seine Wiesen Wolkenbrüche niedergehen und auf die Roggenfelder des Gutshofes, die dazwischen gestreut lagen, fielen reifende Gluten. Und die vollbeladenen Heuwagen mußten dorfwärts durch zehnerlei Wetter fahren.

Auf Spaziergängen wurden dauernd Regenschirme auf- und zugespannt und Gummischuhe mit Sandalen gewechselt.

Die Familie Saumweber wollte mit dem Kinderwagen eine Landpartie schaukeln. Aber mit jeder Radumdrehung wechselte das Wetter. Da kam der kinderreiche Vater auf eine wuchtige Idee: er baute seinen Schönwetterapparat in den Wagen ein, ließ dauernd heitere Wellen nach oben gehen und fuhr so in einer Rinne Sonnenschein seinen Nachwuchs in die Natur.

Dieser Einfall fand sogleich von allen Fahrzeugen Nachahmung.

Erbfeinde fingen durch schiefe Wellensendung sich gegenseitig das gewünschte Wetter von den Dächern. Blitze, Hagel, Sonnenstich und Windhosen folgten einander.

Und zum erstenmal erstanden in der Welt die Wetterprozesse mit Spezialanwälten. Sonnenstrahlen wurden wie Perlenketten gestohlen, Wolken verschoben, Taifune ersetzten Brandstiftungen und Menschen gab es, die dem feindlichen Nachbar solange Hitzeperioden auf das Dach wellten, bis die ganze Familie mumifiziert war und der verbrecherische Wettersender wegen Massenmords verurteilt wurde.

Vom Nord- zum Südpol wurde nur mehr über das Wetter gesprochen. Die Welt zerfiel in zwei Parteien. Die Anhänger des Sonnenscheins kämpften gegen die Regenkrieger. Furchtbar wütete der Streit bis in die friedlichste Familie hinein. Mama wollte Regen für die Geranien am Fensterbrett. Papa wünschte Sonne — zur Reinigung seines Panamahutes. Ellen verlangte einen Himmel mit ziehenden Wolken, Licht und Schatten, da nur diese Beleuchtung zu ihrem Teint und Rendezvous paßte.

Und Familien gab es, die sich um des lieben Friedens willen auf die Petroleumlampe geeinigt hatten, in deren Licht sie allem Himmel den Rükken wandten. Sensible Gemüter bekamen täglich Wetterneurosen; denn es war bereits so weit gekommen, daß auf den linken Ärmel Regen fiel, über der Weste die Sonne lachte und vor der Krawatte die Witterung veränderlich war.

Wenn zwei auf der Straße sich besprachen, redeten sie durch Regenbögen hindurch. Hunde hatten den Schwanz naß und die Nase trocken und die Barometer liefen sich im Auf- und Abfallen heiß.

Die Präsidenten aller Länder beriefen auf dem Äquator eine Weltwetterkonferenz zusammen. Jeder Vertreter hatte seinen Sendeapparat in Taschenformat bei sich. Und da man in die Beratung wegen des Wetters während der Konferenztage eintreten wollte, schlug ein Nebenmann dem anderen seine Wellen auf den Kopf.

Und die Versammlung spritzte wie Pfützenwasser auseinander.

Das Faustrecht setzte ein, und die stärkere Welle siegte. Dafür taten sich wieder einige schwächere Sender zusammen und wellten den Tyrannen in einen Orkan.

Es glühte, prasselte, wehte, trocknete, schwamm, schneite, dörrte und gefror durcheinander mit affenartiger Geschwindigkeit. Die Wetterhäuschen waren längst explodiert und Meteorologen saßen im Irrenhaus oder hatten Harakiri gemacht.

Und solange bastelten, wellten und kurbelten die Gegner am Firmament herum — bis es auf der Erde überhaupt kein Wetter mehr gab.

Da stand am Postamt auf der Tafel mit dem Witterungsbericht auf ewig Fehlanzeige...

*

Es tropfte im Takt... im Takt fielen Tropfen auf die Havannakiste. Herr Wenzel Bierglas schwitzte im Schlaf. Drähte hingen ihm als Schlangen um die Ohren. An der Wand klebten immer noch dreißig Grad Celsius.

Ja, es war ein heißer Tag! Der Erfinder wischte sich die letzten Traumfetzen aus dem verschlafenen Gesicht und suchte nach der Badehose.

Dann sah er zum Himmel auf, ob das Wetter heute noch aushalten würde...

Die Rose

Von Georg von der Vring

Blüht die Rose hier im Garten,
Wünsch' ich mir sie an die Brust;
Also geht's dem stets Genarrten,
Den du doppelt lieben mußt.

Glüht sie dann an meiner Brust,
Wünsch' ich mir sie auf die Beete;
Und schon ist's die schnöd Verschmähte,
Die du doppelt lieben mußt.

Niemals ernt' ich, was ich säte;
Lieber träum' ich mir ein Spiel,
Träum' ich mir das unverwehte
Spiel mit dir niemals zu viel.

„Die Jugend von heute..."

Von A. T. Gruelich

Mein Onkel stand am Gartenzaun, stopfte sich die Appenzellerpfeife, zündete sie an, drückte das Deckelein zu und blies ein paar blaue Wölklein in die milde Abendluft hinaus.
„Ihr seid eben keine richtigen Kerle mehr", sagte er mißbilligend zu uns Buben, „zu meiner Zeit, da haben wir beim Tobler seiner Haustür den Klopfer an einem Faden festgebunden, haben uns versteckt und den Tobler alle zehn Minuten herausgetrommelt, und es war Nacht und er konnte den Faden nicht sehen. Da ist er hingegangen und hat den Klopfer abgeschraubt. Oder wir haben die Tür halb aufgemacht in der Nacht und obendrauf eine Schüssel voll Wasser gestellt, und dann riefen wir ihn heraus, und das Wasser fiel ihm auf den Kopf. Aber das bringt ihr auch nicht fertig!
Und das Tollste war, wie wir ihm in der Nacht einen ganzen Mistwagen auseinandernahmen. Den brachten wir auf sein Dach und setzten ihn dort oben wieder zusammen, dann füllten wir ihn mit Mist, den wir in Körben hinaufzogen. Eine ganze Nacht haben wir gearbeitet, aber es lohnte sich auch. Der First war ganz schief geworden und der Tobler hat Augen gemacht! Oh, wir waren tolle Kerle! Aber ihr — na ja..."
Uns wurmte das, und wir schlichen davon, um uns den Schauplatz jener Heldentaten, den Toblerhof, zu betrachten.
Im dämmrigen Hofe, wo schon die Hühner sich gackernd in ihren Verschlag gemacht hatten, stand übrigens so ein leerer Mistwagen. Außerdem waren wir dem Nachkommen jenes alten Toblerbauern nicht grün, da wir seinen Garten mehrmals bei Nacht besucht hatten und er sich, statt männlich einzugreifen, bei der Schulbehörde beschwert hatte.
Als der Mond den Himmel im Osten zu vergolden begann, waren wir fünf Buben entschlossen, den Mistwagen auf das Dach zu befördern, und zwar wollten wir uns daranmachen; denn der Tobler ging, um Licht zu sparen, mit den Hühnern ins Bett. Wir schlichen zum Wagen und ruckten an den Rädern herum, aber seht, wenn mein Onkel sagte, sie hätten den Wagen auseinandergenommen, dann hatte er bestimmt gelogen. Die Splinte in den Achsen saßen so fest und außerdem war es schwer, an sie heranzukommen. Wir zerrten und ruckelten und machten einen solchen Lärm, daß das Stubenfenster des Tobler aufging. Da schlichen wir davon, und am nächsten Abend sagte ich zu meinem Onkel, der wieder am Gartenzaun stand und in den Abend hinausschaute: „Ich glaube die Geschichte nicht, wie ihr den Mistwagen dem Tobler aufs Dach gestellt habt!" Da schaute er uns mit ernstem Blick unter buschigen Augenbrauen an und antwortete: „Willst du deinen alten Onkel Lügen strafen? Wir haben noch viel tollere Sachen gemacht. Habt ihr es denn schon probiert?"
„Ja, wir haben es gestern probiert, aber nicht ein einziges Rad ist abgegangen!"
Jetzt gingen die Augenbrauen in die Höhe, daß sie fast an die Hutkrempe anstießen und mein Onkel sagte: „Solche Lausbuben, ihr macht mir ja schöne Sachen!" Dann aber senkte er die Wülste wieder und brummte: „Aber fertiggebracht habt ihr es doch nicht. Das wußte ich ja, warum fangt ihr gleich mit dem schwersten an."
Immerhin, die Klopfergeschichte konnten wir leicht probieren. Also schlichen wir am Abend wieder zum Toblerhof und banden am Klopfer des Hauses einen schwarzen Faden fest. Dann rollten wir ihn von der Spule und warteten hinter dem Misthaufen. Nun konnte der Spaß losgehen, aber er ging nicht los. Wir zogen so fest an, wie wir es dem Zwirn zutrauen konnten und ließen wieder locker, aber kein Geklopf tönte an der Türe. Ärgerlich gingen wir hin und sahen, daß der eiserne Klopfer sich zwar gehoben hatte, infolge des Rostes aber nicht mehr herunterfiel. Da nützte natürlich alles Ziehen nichts.
„Ihr bringt eben nichts fertig", lachte mein Onkel, „ihr hättet den Klopfer schmieren sollen!"
Das war zu überlegen. Aber dazu brauchte es Zeit und man konnte nicht wissen, ob der Tobler nicht plötzlich herauskam; denn nachgerade mußte er etwas merken und dann hatte er gute Ohren. Man müßte ihn irgendwie festhalten in seinem Hause.
Mein Onkel war viele Jahre in Amerika gewesen. Die weite Welt hatte er gesehen, und der Hut auf seinem Kopfe, das war ein richtiger Präriehut. Ja, er war schon ein ganzer Kerl und hatte Spaß an solchen Streichen. Darum würde er uns helfen. „Also, paßt auf, ich habe einen Plan. Ich werde heut abend hingehen und mit dem Tobler über allerhand reden, was einem eben so einfällt. Sowie ich aber ‚Gute Nacht' sage, müßt ihr verschwinden von der Tür, bis dahin muß der Klopfer geschmiert sein. Und dann wartet ihr ein Weilchen, bis ich weg bin."
Schön, das war abgemacht. Und nun holte ich aus dem Werkzeugkasten

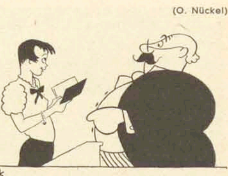
das Ölkännchen, und dann gingen wir hinter unserm Onkel her. Er gab uns öfters Zeichen nach hinten, als wäre er noch ein rechter Trapper und wir würden ein Indianerlager beschleichen. Dann ging er zum Tobler hinein. Und dann verwickelte er ihn in ein langes Gespräch über Amerika, und weil er selber gern davon erzählte und der Tobler, der nie in die Welt hinausgekommen war, gerne zuhörte, verhockten sie sich und rauchten eine Pfeife um die andere. Endlich fiel ihm unsere Abmachung ein und erschrocken stand er auf; denn die Zeit zum Schmieren des Klopfers war längst verstrichen. „Gute Nacht", sagte er laut und deutlich und trat in den Gang hinaus, wo ihm der Tobler noch mit der Kerze nachleuchtete.
Als aber mein Onkel die angelehnte Tür aufstieß, da platschte ihm eine riesige Futterschüssel voll Wasser auf den Kopf, sodaß er wie vom Donner gerührt stehenblieb. Dann aber fluchte er plötzlich los und rannte hinter uns her, derweil wir mit hellem Gelächter im dunklen, nächtlichen Baumgarten verschwanden.
Am nächsten Abend stand er wieder rauchend am Gartenzaun, und als wir ferne über die Wiese vorbeigingen, da rief er uns nach, solche Halunken wie uns hätte es früher nie gegeben, aber die heutige Jugend werde eben immer frecher!

*

Wahres Geschichtchen

Eine in Thüringen gelegene Mädchenerziehungsanstalt hat einen großen Park, in dem sich die Schülerinnen in der Freizeit nach Herzenslust tummeln können. Der Gärtnerbursche Oskar, der dort seines Amtes waltet, ist etwas beschränkt und darum oft die Zielscheibe des Witzes und der Neckerei der jungen Damen. Eben schleicht sich wieder so ein Wildfang von hinten an Oskar heran und zupft ihn ziemlich derb am krausen Haar. Nach getaner Übeltat will die Täterin hastig hinter einem dicken Baum verschwinden, bleibt aber an einer Wurzel hängen und fällt hin, wobei das Kleidchen bis über die Kopf hinauffliegt.
Oskar grinst stillvergnügt und guckt sich eingehend die hilflos mit verstauchtem Fuß daliegende Kleine an. Durch das Gekreisch der anderen Mädchen aufmerksam geworden, naht die Heimleiterin, Frau Gündel, und als sie den immer noch grinsenden Oskar sieht, sagt sie verweisend: „Aber, Oskar, da schaut man doch nicht hin, sondern sieht nach der anderen Seite!" Oskar kratzt sich den Kopf und antwortet verlegen: „Ja, Frau Gündel, da liegt se doch drauf!"

Lieber Simplicissimus


(O. Nückel)

In der französischen Unterrichtsstunde der Obertertia handelt es sich um die Beschreibung von Frauengestalten, welche die Pfeiler im Treppenhause eines französischen Renaissanceschlosses schmücken. Der zu übersetzende Satz lautet: „Les poses de ces femmes ne sont-elles pas naturelles et gracieuses?" Eine Schülerin übersetzt: „Sind die Pos dieser Frauen nicht natürlich und graziös?"

*

An der Tankstelle stand ein entzückender lackroter Kleinwagen. Ein Fahrer hielt und fragte, nachdem er getankt hatte, gemacht beiläufig: „Welcher Dame gehört denn der hübsche Wagen da?"
„Keiner", lächelte der Tankwart, „der Wagen soll nur die Kunden veranlassen, hier zu tanken!"

*

Unser Hansl ist in dem Alter, wo die allerersten Entdeckungsfahrten ins Geistige unternommen werden und das vielfragende Wörtlein „warum ..." — wie oft am Tag! — als gültige Fahrkarte ausgegeben wird.
Ich war gerade dabei, den Blumen in den Vasen frisches Wasser zu geben. Wir haben auch eine Kugelglasvase, die den Kindern besonders gut gefällt, weil man die Blumenstengel drin sehen kann. Vor dieser Vase standen meine zwei: die etwas ältere Anna und Hans.
„Warum is denn das Wasser gelb da drin?", fragte Hans.
„Weil's schon länger drin is ..."
„Warum wird's dann gelb?", forschte er zäh weiter.
Und nun war ich gespannt, wie Anna dieses Phänomen erklären würde. Aber sie kam nicht in Verlegenheit. O nein, keineswegs!
„Ja", sagte sie mit leisem Vorwurf, „glaubst denn du, die Blumen müssen net auch ihr Brünnele machen?"

*

Man betrachtete den zärtlich schönen Angorakater des Dichters H. W. „Bietet die Ernährung eines so subtilen Tieres nicht gewisse Schwierigkeiten?" fragte jemand. „Vor allem: kommt Sie das nicht ziemlich teuer?" „Nein, nein", wehrte W., „es ist nicht so arg . . . Was er nicht ißt, das fressen wir."

Ein böser Brief

(Ch. Girod)



„Schneuztuch", meint der Url . . .

Von K. Springenschmid

Die Sprache des Volkes ist einfach und grob. Und doch kann man sie oft nicht verstehen; denn sie liebt seltsame Umschreibungen.

„Sie, Herr, i möcht' Ihna was fragen", so hatte der Url, der junge Holzknecht, gemeint und hatte ihn, den Professor, eben als er vom Herzlerbauern ins Dorf herabkam, derb am Rock gefaßt. „Ham Sie nit Ihna eigens Schneuztuech, moan i, oans, dös Ihna g'hört, alloan, zum Schneuzen, moan i?"

„Schneuztuch?" hatte der Professor mit erstauntem Blick geantwortet, „natürlich!", und hatte hastig sein Taschentuch hervorgezogen. „Hier! Übrigens, wieso?"

Da nahm der Url bloß die eine Schulter ein wenig hoch und sagte, ohne auf das Taschentuch niederzusehen: „Nacher ischt es ja guet!" und ging.

Seltsam, dachte der Professor, wirklich seltsam! und ging kopfschüttelnd heim. Was hatte ihn dieser Waldarbeiter, der so nach Holz und Pech roch, um sein Taschentuch zu fragen? Wahrhaft, umgekehrt wäre es wohl eher berechtigt gewesen; denn solche Leute wie dieser pflegen meist, besonders wenn sie im Walde unter sich allein sind, kein Taschentuch zu benützen, sondern lediglich den Daumen. Wozu also diese anmaßende Frage? Zwar hatte es durchaus nicht unfreundlich geklungen, doch sehr sachlich-streng, ganz auf die Feststellung eines Tatbestandes gerichtet, aber dabei doch schlicht und einfältig, wie es nun einmal dem Wesen dieser unverbildeten bäuerlichen Menschen entsprach.

Einmal, als er eines Abends wieder vom Herzlerbauern den stillen Wiesenweg herabschritt ins Dorf, aufgeräumt und guter Dinge — es waren wirklich liebe Leute, die beim Herzler — da trat ihm abermals der Url entgegen, ziemlich unvermutet, und pflanzte sich in seiner ganzen Baumlänge vor ihm auf, faßte ihn mit beiden Fäusten fest am Rock, schnaufte tief herauf und sagte: „Mensch, wer sein eigens Schneuztuech hat, dös merk dir, der braucht in koa fremd's nit schneuzen!"

„Natürlich", nickte der Professor rasch und sah mit bangen Blicken an dem Mannsbild auf und nieder, „natürlich ... wer sein eigenes ... der, selbstverständlich ..."

Da schupfte der Url bloß die eine Schulter ein wenig. „No also!" und ging.

Ein eigenartiger Mensch, dachte der Professor und blieb nachdenklich stehen und rückte seinen Rock wieder zurecht, und eine ebenso eigenartige Sache, das mit dem Schneuztuch. Aber ... schoß es ihm plötzlich in den Kopf, vielleicht meinte der Mann das gar nicht so! Vielleicht war das alles nicht wirklich, sondern nur bildlich zu verstehen? Welch eine Sache! War er nicht eigens in dieses weltferne Bergdorf gezogen, um hier die Seele des Volkes zu studieren, die Seele und ihr Spiegelbild, die Sprache, diese schollenverwachsene, erdhaft-urtümliche Sprache?

Schneuztuch? ... Was wollte die Sprache des Volkes mit diesem seltsamen Bilde? Schneuztuch mußte für etwas stehen, was die unbefangene Volksseele in ihrer keuschen Art nicht auszusprechen wagte, etwas, das sie lieber scheu in Bilder kleidete, das sie umschrieb ...

Dann kam eine Nacht, eine mondhelle Sommernacht, da der Professor ganz himmelselig vom Herzlerhofe den Wiesenweg heimwärts ging, nein, schwebte, tänzelte — es waren wirklich einzig liebe Menschen, die oben beim Herzler, besonders die weiblichen — er summte ein Lied, ja, er sang! Warum auch nicht? War er nicht noch ein Mann in den besten Jahren, ein Mann von durchaus angenehmem Äußeren?

Da aber brach plötzlich wie eine finstere Urgewalt der Waldmensch herfür, der Url, verstellte ihm, breit hingegrätscht, den Weg, nahm ihn derb in seine Bärenfäuste und schrie.

„Manndl du, bal du di no amol in mei' Schneuztuech schneuzt ...!"

Und dabei lupfte er ihn mit seinen Fäusten auf, wie die Holzknechte ein Bloch auflupfen, ehe sie es schmeißen.

„Was ... was wollen Sie damit sagen?" stammelte der Professor erschreckt und suchte sich zu fassen. „Sie meinen doch nicht wirklich ... ich will sagen, ich meine, Sie meinen ..."

„Ja, dös moan i!" gurgelte der Url und stellte den Professor nieder und ließ ihn stehen, wie er stand. Merkwürdig ist die Sprache des Volkes. Warum sagt sie nicht gradwegs, was sie sagen will? Warum diese seltsamen Umschreibungen? Allerdings, die Menschen waren hier sehr umständlich. Sie begriffen alles erst sehr spät, oft zu spät. Und trotzdem machten sie sich die Mühe, und kleideten die wenigen Dinge, die sie sich zu sagen hatten, in diese seltsamen Umschreibungen. Was aber umschrieb der Url?

Der Url „schrieb" nichts mehr „um".

Er nahm den Professor, als er am andern Abend wieder von der Herzler Rosl herabkam, bloß in seine Fäuste, hob ihn, ohne etwas zu umschreiben, hoch auf, wie man ein Bloch aufhebt, und schlug ihn wieder nieder, hob ihn wieder auf und schlug ihn abermals nieder und setzte das fort, ziemlich oft. Dann packte er ihn und legte ihn, weil er ein bißl blutete, beim Sternwirt unter den Brunntrog und sagte:

„Hiez hascht ausg'schneuzt, Luedermanndl, bei meiner Rosl!"

„Rosl, ach so?' stöhnte der Professor, der durch das frische Wasser seine halbverlorenen Lebenskräfte wieder fand, „die Rosl ... Sie meinen ...? Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?"

„Dolm, damischer!" dröhnte der Url mit seiner schweren Stimme, „bal i eh schun die ganz' Zeit davon red'!"

Der Kenner

(K. Heiligenstaedt)



„Ich versteh' nicht, was du an der Lilo findest?!!"
„Mein liebes Kind, jede Frau ist irgendwo sympathisch!"

SAUERMILCH / VON AAGE v. HOVMAND

Auf der reichhaltigen Speisenkarte des Restaurants „Windsor", in dem ich als Oberkellner angestellt bin, vermißt selbst der verwöhnte Gaumen kaum eines der zahllosen leckeren Gerichte dieser Erde.
Und doch gibt es eines, nach dem der Feinschmecker vergebens sucht. Treffender: es gab — schon seit langem wird es nunmehr auch bei uns geführt — keine Sauermilch.
Eines Abends wurde der Geschäftsführer ans Telefon gerufen. Ein Herr erkundigte sich umständlich nach der Güte unseres Speisenzettels. Der Geschäftsführer vermochte nur zu bejahen.
„So führen Sie gewiß auch mein Leibgericht?" vermutete der Unbekannte.
„Und das wäre?" „Sauermilch!"
Der Geschäftsführer mußte seinem Bedauern Ausdruck verleihen, daß wir mit dieser Delikatesse nicht dienen könnten.
„Eine Hundswirtschaft!" schimpfte der sonderbare Feinschmecker und hängte ein.
Am nächsten Abend trat der Direktor auf mich zu. Er sah recht bekümmert aus, und als ich mir erlaubte, nach der Ursache seines Leids zu fragen, vertraute er mir an, daß er soeben an den Fernsprecher gerufen worden sei und eine unbekannte Stimme gefragt hätte, ob das Etablissement auch Sauermilch serviere. Hierzu hatte er antworten müssen, daß sie eine jener wenigen Speisen sei, mit denen wir den Gästen nicht aufzuwarten vermochten.
„Und können Sie sich denken, was mir diese Person ins Gesicht schleuderte?" schloß der Direktor verdrießlich.
„,Eine Hundswirtschaft!' vermutlich", erwiderte ich schlagfertig.
„Woher wissen Sie davon?" Der Direktor warf mir einen Blick zu, als verdächtige er mich dieser Unverschämtheit.
Am nächsten Abend klingelte wieder das Telephon. Diesmal nahm ich selbst den Hörer ab. Vorsichtig fragte ich, mit wem ich die Ehre hätte.
„Ehre?" brummte es zurück. „Hier ist Olsen!"
„Welcher Olsen?"
„Dinosaurus Olsen. Ich möchte nur wissen, ob ich bei Ihnen Sauermilch bekommen kann."
Ich stammelte, daß wir Sauermilch gerade nicht im Hause hätten. Doch ehe ich — noch ganz von diesem gewaltigen Namen benommen — zum Ausdruck brachte, daß wir in Zukunft dafür Sorge tragen würden, schrie der Unbekannte sein ste-

Die Sybille

(P. Scheurich)



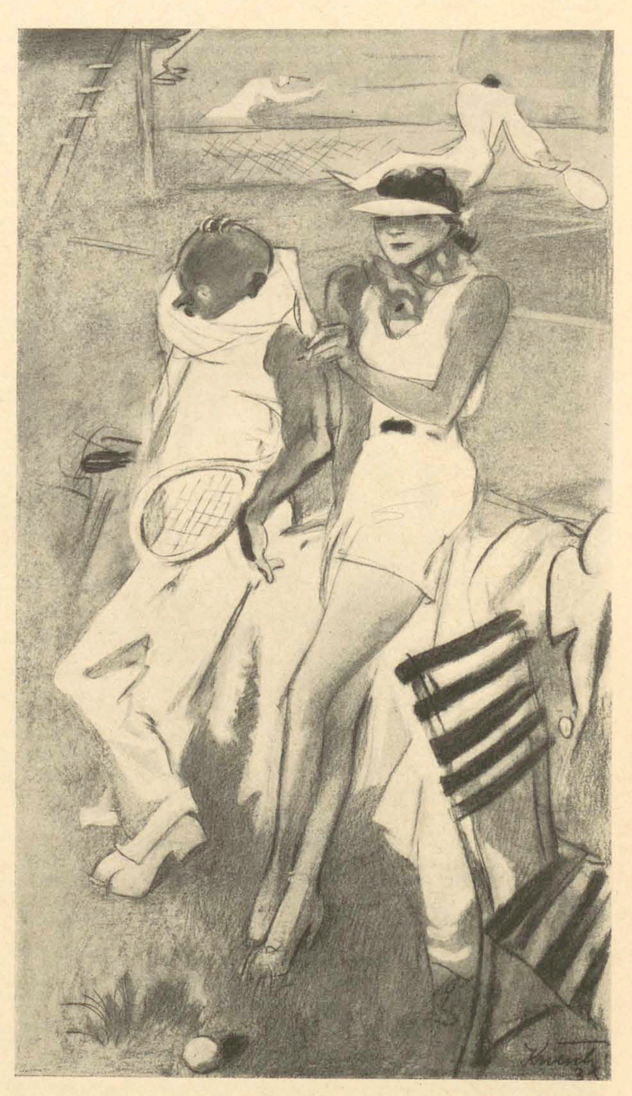
„Wenn Sie etwas von Frauen verstünden, junger Mann, dann müßten Sie wissen, daß meine Figur stark im Kommen ist!"

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D. A. II. Vj. 37. 18074. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

reotypes ‚Eine Hundswirtschaft!' durch den Draht und hängte ein.
Eine nicht gelinde Wut packte mich. Sollte jeder Irgendwer sich erdreisten dürfen, unser bestrenommiertes Haus Abend für Abend ‚eine Hundswirtschaft' zu schimpfen?
Nein, es mußte Sauermilch herbeigeschafft werden. Schon längst hätten wir sie haben sollen! Ich verabredete mit der Küche, daß man am kommenden Morgen einen Teller mit Sauermilch ansetzen werde.
Im Verlaufe des nächsten Tages überzeugte ich mich wiederholt, daß sie prächtig geriet.
Um die Zeit, zu der Herr Dinosaurus anzurufen pflegte, hielt ich mich in der Nähe des Telefons auf. Ich war gespannt. Sobald er seine übliche Frage stellen würde, beabsichtigte ich, zu antworten: „Aber selbstverständlich, mein Herr, haben wir Sauermilch im Hause. Bitte, bemühen Sie sich nur hierher. Ich werde inzwischen die Sauermilch anrichten lassen."
Das gesamte Personal des „Windsor" — vom Pikkolo angefangen bis zum Direktor hinauf — harrte begierig auf die Bekanntschaft mit unserem sensationellen Sauermilchliebhaber. Doch wer nichts von sich hören ließ, war Herr Dinosaurus Olsen. Er telefonierte weder zur gewöhnlichen Zeit, noch eine oder zwei Stunden später.
Ich tat das einzig Vernünftige in solcher Situation: ich ließ mir die Sauermilch selbst gut schmecken. Für diese Speise habe ich seitdem eine ausgesprochene Schwäche, und in der Tat, sie war vortrefflich.
Gerade wischte ich mir den Mund ab, da schrillte das Telefon.
Ob wir Sauermilch hätten?
„Natürlich — das heißt — wir hatten eine Portion den ganzen Tag über bereitstehen, aber gerade in diesem Augenblick hätte ich sie verspeist, weil . . ."
Weiter kam ich nicht. Die Stimme fauchte los: „Eine Hundswirtschaft ist das! Die Kellner essen den Gästen die Speisen weg!"
Nicht einmal meine Versicherungen, daß wir morgen eine Portion reservieren würden, an die sich niemand heranwagen dürfe, wartete Herr Dinosaurus ab; schon war der Hörer eingehängt worden.
Ich hatte den bekömmlichen Brauch, abends Sauermilch zu schlürfen, schätzen gelernt, und so wurden am kommenden Tage zwei Portionen zubereitet — eine für mich und eine für Herrn Dinosaurus Olsen.
Die meine verzehrte ich im Verlaufe des Abends. Im übrigen warteten wir mit Spannung auf Dinosaurus Olsens Anruf, doch der Fernsprecher meldete nur gewöhnliche Gäste.
Nach Geschäftsschluß vergewisserte sich der Geschäftsführer noch einmal, ob auch jede Tür und alle Fenster ordnungsgemäß verschlossen seien, stellte das Telefon ab — und trat in die Küche und löffelte die Sauermilch aus.
Kaum legte er den Löffel aus der Hand, als es gegen die Hintertür polterte.
„Dino . . ." stammelte er erbleichend, raffte sich jedoch mutig auf und schritt auf die Tür zu.
Alle Blicke richteten sich erwartungsvoll auf den späten Eindringling.
Herein trat — der Nachtwächter auf seiner allnächtlichen Runde.
Erleichtert atmete der Geschäftsführer auf, ging noch einmal in die Küche und ordnete an, daß ab morgen drei Teller mit Sauermilch aufgestellt würden — einer für ihn, einer für mich und einer für Herrn Dinosaurus Olsen.
Am nächsten Abend fand dann ein zweiter Kellner Gelegenheit, sich von der Vortrefflichkeit der Sauermilch zu überzeugen, und am übernächsten ein weiterer Kollege. Nach und nach wurde es Tradition, daß das gesamte Personal sich abends die köstliche Sauermilch bekommen ließ. Doch ständig hielten wir eine besondere Portion bereit, die keiner anzurühren wagte.
Sie war für Herrn Dinosaurus Olsen bestimmt. Wir bekamen ihn niemals zu Gesicht. Manchmal haben wir noch heute unseren verschmitzt lächelnden Milchhändler in Verdacht. Aber vielleicht existiert Herr Dinosaurus Olsen doch in Wirklichkeit — vielleicht hat er sich an anderer Stätte niedergelassen und kostet dort sein Leibgericht aus, ohne zu ahnen, daß die Belegschaft des Restaurants „Windsor" ihm die tägliche Sauermilch verdankt. Autoris. Übersetzung v. W. Rietig

Abgekämpft

(R. Kriesch)



„Weißt du, Erna, mit dem Tennis ist's wie mit der Liebe: ab vierzig ist's 'ne Schinderei!"

Erinnerungen

(Wilhelm Schulz)



„Watt, vierundachtzig Johr sind Se schon? Warraftig, 'n gesegnetes, schönes Alter!" — „J, datt seggen Se man nich! Joa, wie ich noch so tein, föftein Johr jünger weer, o herrje, da war noch watt to maken! Heute awer — nee, heute will dat nich mehr. Heute kann ick man eijentlich bloß noch supen!"

München, 15. August 1937
42. Jahrgang / Nummer 32

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Churchill, der Kanonensucher

(E. Thöny)



„Mister Churchill, die Sache ist ein Aufsitzer: weit und breit sind in Spanisch-Marokko keine Kanonen zu finden!"
„Dann müssen wir aber feststellen, daß es sich um eine neue Erfindung unsichtbarer Kanonen handelt!"

Im Pferdestall

(K. Rössing)



REISE-BEKANNTSCHAFTEN

VON

WALTER FOITZICK

Solche Bekanntschaften verpflichten zu gar nichts. Schließlich kann ich ja nichts dafür, wenn mir jemand im Bahnabteil erzählt, er finde es heute sehr heiß und gestern sei es fast noch heißer gewesen, aber man dürfe hoffen, daß es morgen wieder kühler sein werde. Diese meteorologischen Beobachtungen mit beigefügter Wettervorhersage erweitern sich häufig in der nächsten Stunde zu vertraulichen Mitteilungen über Familienverhältnisse und die Lage auf dem Binnenmarkte mit Ausflügen in den Welthandel. Es soll sogar Fälle geben, in denen einem der Mitreisende zum Danke für gehabte Geduld das Du anbietet, doch sind mir solche in meiner Praxis noch nicht vorgekommen.

Diese Reisebekanntschaften haben den Vorteil, daß man in der darauffolgenden Zeit sagen kann: „Ich habe von einem Fachmann vertraulich gehört, daß die Verhältnisse in der Branche handgepflückter Brennesselblätter derartig sind..." Also solche Bekanntschaften sind ohne jede Folge, und der Herr steigt meist in der Gegend von Magdeburg wieder aus. — Schwieriger wird die Sache schon, wenn einer mit seiner Familie reist, mit Frau, mit Elschen und Willichen. Kinder binden doch sehr, nicht nur im Eheleben, sondern auch im außerehelichen Verkehr, ich meine Eisenbahnverkehr, Urlaubsverkehr. Kinder schlagen sofort Brücken zu allen Mitreisenden, d. h. sie werden meist von den anderen zu Brückenpfeilern benutzt. Elschen bekommt von einer fremden säuerlichen Dame ein Stück Schokolade. Sie möchten die Sache gern abbiegen oder bagatellisieren. Geht nicht, denn Elschen hat sich nicht in der ihr von Ihnen vorgeschriebenen Bahn guter Erziehung bewegt und sich nicht ordnungsgemäß bedankt. Sie werden also eingreifen müssen und Elschen sagen, wie schön sie sich zu bedanken habe.

Die Dame lächelt, Sie lächeln, Elschen bedankt sich ziemlich schön und die Dame sagt, daß Elschen ein niedliches und artiges Kind sei. Jetzt würden Sie gerne antworten, daß das Ganze die Dame einen Dreck angehe und Elschen weder so niedlich, noch so artig sei. Aber das bringen Sie nicht fertig, und schon haben Sie die Bescherung. Brücken sind geschlagen, und Sie können von Glück reden, wenn Sie nicht nach einer halben Stunde irgendwo gemeinsame Bekannte haben. Ich empfehle in solchen Fällen, überhaupt keinen Menschen auf der Welt zu kennen, nicht verwandt zu sein, keinen festen Wohnsitz und keinen eigentlichen Beruf zu haben.

Kinder binden ungemein, und vielleicht werden Sie die säuerliche Dame mit der süßlichen Schokolade überhaupt nicht mehr los. Es wird unvermeidlich sein, daß Sie ihr das reichliche Handgepäck im Bahnhof tragen, vorläufig mal. —

Sollte die gegnerische Partei auch mit Kindern behaftet sein, ist jeder Widerstand verloren, so eine Fahrt gestaltet sich zum Familienfest, das in besonders gefährlichen Fällen zu Bindungen für die ganze Reise, wenn nicht länger, führen kann. Die Kinder wetteifern bei solchen Gelegenheiten ganz unvermutet in ausgesprochener Wohlerzogenheit miteinander. Man führt die lieben Kleinen in der Hohen Schule vor. Man läßt sie in allen Gangarten von Artigkeit laufen und über die Hürde springen. Seiltänzerische Ubungen im Gehorsam werden produziert und von Familie gegen Familie ausgespielt. Willichen muß nebenbei die Entfernung des Mondes von der Erde bis auf Zentimeter zum besten geben, ein so kluges Kind ist er. Die Gegenpartei wird sich schon revanchieren und ihr Fritz schleudert als Trumpf „des Sängers Fluch" von Uhland ohne Partitur in die Debatte, denn er ist für sein Alter recht fortgeschritten, bis zur letzten Strophe.

Wie edle Rennpferde, die zu wissen scheinen worum es geht, machen die Kinder mit. Sie wollen die Erwachsenen nicht blamieren oder ihnen den Spaß verderben. Kinderstube Müller kämpft gegen Kinderstube Schneider. Stall Schneider siegt mit der Kenntnis, daß Oslo die Hauptstadt von Norwegen ist, was Vater Müller selbst kaum gewußt hat.

Die Kinder werden sich später eine Ansichtskarte schreiben und die lieben Eltern grüßen lassen, aber in Schönschrift unter Anleitung der Mütter. Doch das geschieht erst nach den Ferien. —

Dann gibt es noch die zurückhaltenden Reisebekanntschaften: Das distinguierte Ehepaar. Hier wird die Fahrt zum reizvollen Gesellschaftsspiel. Sie möchten natürlich wissen, wer die sind. Sie stellen Umgehungsmanöver an, versuchen die Front von der Flanke her aufzurollen. Sie tippen mal auf Großindustrie, mal auf Kleindiplomatie, mal auf Wissenschaft, die nicht gerade für den Tagesbedarf arbeitet, etwa auf Assyriologie. Man ahnt gar nicht, wie schwer oft ein Assyriologe von einem Hersteller von Bandeisen zu unterscheiden ist. Und doch möchte man wissen, mit wem man darüber gesprochen hat, daß man jetzt gerade über die Donau gefahren ist. Im allgemeinen wird die Annahme, daß es sich hier um einen diskreten Geographen gehandelt habe, den meisten nicht genügen.

Zu Ihren Gunsten will ich hoffen, daß Sie Stellung und monatliches Einkommen des feinen Herrn nicht herausbekommen, Sie können dann immer denken, es sei der Prinzregent von Welutschistan mit seiner Lieblingsodaliske gewesen.

Der selbstgestrickte Badeanzug

(Olaf Gulbransson)

An einem Nagel blieb sie hängen, — — nichtsahnend eilte sie dem Strande zu.

Da kam der Bademeister und sagte, daß ein Büstenhalter zu wenig sei!

Ein kluges Mädchen

(K. Heiligenstaedt)



„Hüte dich vor den Männern, Elly! Wenn man ihnen den kleinen Finger gibt, nehmen sie gleich die ganze Hand!“ — „Hand ist gut!“

DER LETZTE TAG

VON BASTIAN MÜLLER

Ich sah ihn auf den Steinen sitzen, als ich am Rhein entlang kam. Seine weißblonden Haare schimmerten hell gegen das grüngraue Wasser des Flusses. Es war weiter nichts Besonderes an ihm; hätte nicht das Fräulein, das mir entgegen kam, so große Augen gemacht, wäre ich so vorübergegangen.
Aber man sah es dem Fräulein an, daß sie dem Manne auf den Steinen freundlich gesonnen war. Sein Gesicht konnte ich nicht sehen, er saß ja mit dem Rücken zum Wege, und er spürte es einfach nicht, daß das Fräulein hinter ihm auf und ab wandelte.
Schließlich ging es mich nichts an. An diesem frühen Morgen, während der junge, blonde Mann auf den Steinen saß, das Fräulein hinter seinem Rücken auf und ab spazierte, war ich auf dem Wege zu den Metzgereien. Am Morgen schneide ich immer die Proben aus den geschlachteten Schweinen, die ich mir am Abend vorher lebend angesehen habe. Zu Hause lege ich dann die Fleischstückchen fein säuberlich zwischen zwei Glasplatten unter das Mikroskop und suche nach Trichinen. Aber auch an diesem Morgen sehe ich nur das gelbe Geäder des gesunden Fleisches. So nehme ich meinen Stempel und die Dose mit dem violetten Kissen und gehe, um dem toten Schwein einen blauen Kuß auf die Schinken zu geben. Ich habe Zeit genug, eben den Umweg am Rhein entlang zu machen, und dann durch die Anlagen zurückzugehen. Da begegnen sie mir. Das Fräulein hat sich bei dem blonden Mann untergehakt und sie lacht über das ganze Gesicht, vor lauter Glück. Es ist verständlich. Er ist groß, seine Haut blank und dunkelbraun von der Sonne. Auch er lacht, mit dem Munde, mit den kleinen Falten auf der Nase, aber seine Augen, die sind wie Glas.
Als ich sie sehe, muß ich an die Schweine denken, die ich abends anschaue. Sie glotzen starr vor sich hin. Ich meine dann immer, sie wissen, daß es mit ihnen zu Ende ist.
Sie gehen an mir vorbei und ich spüre den Geruch des Fräuleins. Sie duftet, trotz des Parfüms, nach warmer weißer Haut. Der Mann hat keinen Geruch. — Manche Männer riechen nach Tabak, manche nach Schweiß oder Büro oder Rasiercreme, dieser junge Blonde nach nichts. Während ich ihm verwundert nachschaue, seinen wohlgeformten Rücken sehe, sind seine starren Augen noch vor mir. Er gefällt mir nicht.
Aber Metzger Johst will vor Mittag noch eine Kuh schlachten, da muß ich hin. Als ich in das Schlachthaus komme, steht die Kuh schon mit fliegenden Nüstern in dem Dunst von faulem Blut, glotzt mich mit ihren schwarzen Augen an. Gleich muß ich an den Mann denken.
Ich habe weiter nichts zu tun, als die Kuh anzuschauen. Man braucht mich erst wieder, wenn sie geschlachtet ist; aber da man schon dabei ist, warte ich. Metzger Johst schwingt den spitzen Hammer, sein Bäuchlein tanzt auf und ab. Er trifft die Kuh wie immer an der richtigen Stelle, zwischen den Augen, da etwas höher. Sie sinkt zusammen, als trieben ihr die Beine fort, liegt so gerade richtig zum Abstechen. Ich gehe zwei, drei Schritte zurück, weil ich mir meine helle Sommerhose nicht voll Blut spritzen lassen will.
Die ganze Zeit muß ich an den Mann denken. Er spaziert da mit dem Fräulein über die Promenade am Rhein. Sie redet sicher mit süßen Worten auf ihn ein, um ihn ganz zu gewinnen. Und er lächelt sein blickloses Lachen. Ich weiß nicht warum, aber dieses Lächeln erinnert mich an einen Toten.
Die schwarzweiße Masse der geschlachteten Kuh wird mit dem Flaschenzug hochgezogen. Knisternd löst sich das Fell unter dem krummen Messer vom dampfenden Fleisch.
Nachher, als es so weit ist, gehe ich wieder nach Hause, um das Fleisch und ein Stückchen Lunge auf Tuberkulose zu untersuchen. Ich sage zu meiner Frau: „Valeska, beeile dich mit dem Essen, ich will in der Mittagszeit zum Baden."
Sie sagt nur: „Jau! hast Zeit."
Danach weiß ich, daß noch keine Aussicht auf die Suppe besteht. Ich gehe nebenan in die Kammer um mich ein wenig hinzulegen. Meine Frau ruft mir nach: „Tscht! Wecke das Kleine nicht!"
Mäuschenstill liege ich auf meinem Bett. Draußen die Bullenhitze. Fliegen brummen über meiner Nase; das wiegt mich in den Schlaf.
Nach dem Essen gehe ich noch eben bei Metzger Johst vorbei, stemple das kaltgewordene Fleisch der Kuh. Als ich dann in die Kranengasse komme, sehe ich den Sondheimer, den Jul Paff und die anderen zum Fluß laufen.
„Ist ein Mann abgesackt!" rufen sie.
Ich setze mich in Trab, laufe an den Rhein.
Da stehen sie schon alle. Der Fährmann, der mein Bruder ist, stakt mit der Bootsstange im Wasser herum, gleich vor der ersten Kribbe. Jul Paff ist schon im Wasser.
„Dieser Idiot!" brüllt mein Bruder aus seinem Boot über das Wasser. „Konnte er nicht im Strandbad schwimmen! Ihm gehört der Hintern schwarz und blau gehauen!" — Ich kenne meinen Bruder, wenn er so brüllt, ist es zu spät; dann muß er seinem Kummer in groben Worten Luft verschaffen.
Aber ich streife doch noch meine Hose herunter und ziehe das Hemd über den Kopf. Die da stehenden Frauen wenden solange die Augen ab, bis sie das aufklatschende Wasser hören. Es ist zwecklos, denke ich, schwimme aber doch zu der Stelle, wo er abgesackt sein soll. Und als Jul mit hervorgequollenen Augen auftaucht und den Kopf schüttelt, tauche ich unter. Ich wühle mich nach unten, mit gespreizten Händen, jeden Augenblick bereit, zuzupacken. Ich muß mit mir kämpfen: tiefer nach unten! Glaube jeden Augenblick in den Ertrunkenen zu greifen. Aber nur das trübe Wasser strömt durch meine Hände; ich bekomme keinen Grund zu fassen. Die Luft geht mir aus. Mit den letzten Blasen schieße ich hoch. Die Strömung dreht sich hier, wie der Kessel einer Eismaschine, und genau so kalt ist das Wasser.
Wir tauchen noch eine Viertelstunde, mal Jul, mal ich, dann schwimmen wir zum Ufer. Es hat keinen Zweck mehr. Der wird aus dem Loch nicht eher herauskommen, bevor nicht drei Tage vergangen sind. Sie stehen noch alle am Ufer, mit entsetzten Gesichtern, und die Frauen vergessen ganz die Köpfe abzuwenden, als ich aus dem Wasser steige. Uns allen sitzt der Schreck wie Blei in den Adern.
Gerade wie ich über die Steine zu meinen Kleidern klettere, kommt das Fräulein aus den Anlagen gelaufen. Wie ein Teufel fahre ich in meine Hose; denn sie kommt schnurgerade auf mich zu: „Ist jemand ertrunken?"
„Ja", sage ich. — Hatte aber auch keine Ahnung! Sie heulte gleich los und schrie: „Mein Gott!"
Da hatten sie hinten beim Fußballplatz die Kleider gefunden. Sie heben eine Hose hoch. Das Fräulein schaut wie gebannt hin. Sie wird ganz blaß und bekommt keinen Ton mehr heraus.
„Wollen uns die graue Hose mal aus der Nähe ansehen", sage ich. „Gibt ja schließlich mehr als eine bunte Kuh." — Wie ich das so ruhig sagen kann, begreife ich selber nicht. Denn nun weiß ich es auch: die Augen waren wie Glas gewesen. Als wir bei den Kleidern stehen, bekommt das Fräulein einen Weinkrampf. Sondheimer, der Barbier ist, meint, er hat einen Herzschlag bekommen. — Jul bringt die Hose und das Hemd und die weißen Schuhe zur Polizei. Da ist vorerst nichts zu machen.
Das Fräulein ist ganz außer Fassung. Sie legt einfach ihren Kopf gegen mich und heult. Ich überlege schon die ganze Zeit, wie ich sie beruhigen kann.
„Mein Gott!" muß ich schließlich sagen, „Sie kannten ihn ja erst seit ein paar Stunden, da brauchen Sie sich doch nicht so anzustellen. Ich hätte es Ihnen auch gleich sagen können, wissen Sie, die..." bald hätte ich ihr was von den Augen gesagt. Ich merke, daß mir nicht die rechten Worte kommen wollen, und schweig' für eine Weile. Da fällt mir noch ein: „Sie haben noch keinen Kuß von ihm bekommen, also darf er Ihnen überhaupt nicht nahestehen. Wer weiß, was er für ein Schuft war", sage ich.
„Nein! Ein Schuft war er nicht", sagt sie. Langsam hört das Schlucken in ihrem Halse auf.
Braucht er ja auch nicht gewesen zu sein.
Am dritten Tage hatten wir nachmittags ein Gewitter. Es goß nur so und krachte. In den Hotels konnten sie den Kaffee mit der Handmühle mahlen; denn es hatte irgendwo in die elektrische Leitung geschlagen. Als es dann aufhörte, so gegen Sieben, ging alles nach draußen, die hellen Regenmäntel lose übergehangen.
Ich traf das Fräulein am Rhein. Sie schaute vor sich auf die Erde, um nicht in die Regenpfützen zu treten. Wie ich ihr „guten Abend" sage, schaut sie mich an. Sie hat schwarze Ringe unter den Augen und schaut dankbar in mein Gesicht, als ich mich anstelle, neben ihr herzugehen. Für sie bin ich einer, der sein Leben für seine Rettung eingesetzt hat.
Wir spazieren von der Dampferanlegestelle bis zur Fähre meines Bruders, schweigend, und sehen schon immer die Menschen da stehen, auf einen Haufen gedrängt. Sie schauen uns mit umflorten Blicken entgegen. Nicht eigentlich mir, vielmehr dem Fräulein. Aber die tastet mit ihren Blicken die blankgeregneten Kieselsteine auf dem Wege ab. Ich weiß Bescheid.
Wir gehen vorbei. Ich schaue eben, ganz unauffällig, zur Seite, und sehe die Leiche unten liegen. Das Gesicht ist noch im Wasser, der Kopf schwappt mit den Wellen auf und ab. Heimlich spucke ich aus. Das Fräulein geht wie im Schlaf, schaut nicht auf. Ich habe noch immer die bedrückende Angst: wird sie sich umschauen? Ohne daß sie es merkt, biege ich in die Anlagen; da sagt sie mit einemmal: „Ich habe gesehen, wie sie ihn herauszogen."
Mir stockt der Atem.
Sie spricht weiter, Wort für Wort: „Er war den letzten Tag hier. Aber wir wollten uns wiedersehen. Er war aus derselben Stadt wie ich. Zufällig."
Hier machte sie eine Pause. Dann: „Wenn ich in den nächsten Tagen in dieser Stadt einer Frau begegne, die schwarz gekleidet ist, so ist das vielleicht seine Mutter..."
Ich dachte, es vergißt sich alles. Aber da war das Schlucken in ihrem Halse wieder da...

Morgenbummel

à la Pieter Bruighel

Von Ratatöskr

Heut' bin ich über den Viehmarkt gelaufen.
Da gab es schöne Ochsen zu kaufen,
Kühe und Kälber und junge Schweine
— gottlob, ich selber brauch' ja keine.

Aber den Wurststand nebendran,
den schaut' ich mir doch mit Intresse an.

Zwei Kessel, drunter ein Feuer zuckte,
enthielten die schwimmenden Kunstprodukte,
die einen braunrot, in Häute verpackt,
die anderen grau und gleichsam nackt...

Das hochverehrliche Publikum
(Mann, Weib und Kinder) riß sich drum.
Der Metzger, in einer schmierigen Schürze,
spendierte dazu des Senfes Würze,
den er — patsch! — jeweils nach Bedarf
auf einen gemeinsamen Teller warf,
wodrein dann jeglicher und jede
den köstlichen Imbiß tunken täte.

Und war ein Lachen und Lärmen und Schwatzen
und Zähnefletschen und Lippenschmatzen.
Eine wahrhaft berückende Harmonie,
wie man selten sie findet oder nie,
hielt die Wurst- und Senfschwelger brünstig
umfangen...

Nachdenklich bin ich nach Haus gegangen.

Lieber den Spatz in der Hand...

Aug' in Aug' gesprochen: hast du schon einmal einen Menschen mit einem Spatz in der Hand gesehen? Nein. Gut. Hast du nicht aber schon viele, viele Male Menschen gesehen, die sich Tauben auf dem Dach halten? Aha! Und wenn du nun der Sache nachgehst und den Mann findest, der dieses Kalendersprüchlein aussprach, dann ist es bestimmt einer, der nicht nur eine Taube auf dem Dach, sondern sogar das Huhn im Topfe hat. So ist es. Außerdem habe ich viel herumgefragt, und noch keinem ist ein Spatz in die Hand geflogen. Wenn man also das liebe Federvieh jagen muß, um es in die Hand zu bekommen, dann jage man die Taube und nicht den Spatz. Wir wollen doch nicht jenen Vater vergessen, der seine beiden Söhne den Satz lehrte: „Lieber den Spatz..." Da lächelte der Ältere ironisch, sprach: „Lieber den Hahn im Korb, als den Vogel im Kopf und den Kopf im Sand!" — sprach's, ging hinaus und schlug die Tür zu, daß die arme aber saubere Hütte erbebte. Der Jüngere indessen lebte nach dem Spruch: „Mit dem Spatzen in der Hand kommst du durch das ganze Land." Er kam wirklich durch das ganze Land, nämlich einfach, weil er in seiner grenzenlosen Bescheidenheit nirgends ein Dach über den Kopf bekam, auf dem eine Taube saß. Auf seinem Kalender hatte er den Spruch von der Taube wiedergefunden, — als wäre eine Taube etwas so seltenes wie im Lohengrin, wo sie nur alljährlich einmal naht. Eines Tages kam der junge Kalendermann in eine große Stadt. Bewundernd blieb er vor einem prachtvollen Hause stehen, aus dessen Fenstern Licht strömte und Bratenduft, Gläserklingen und frohes Lachen. Ach, an ihm selbst war keine Unze Fett mehr! „Wem gehört dieses Haus?" fragte er einen Vorübergehenden. „Einem fleißigen und strebsamen Menschen", war die Antwort. Kurz und gut: das Haus gehörte dem älteren Bruder! „Wie aber ist mein Bruder zu so viel Geld gekommen?" flüsterte der Jüngere; denn laut konnte er gar nicht mehr sprechen, so schwach war er schon. „Ei nun", erwiderte der Vorübergehende, „durch den Druck von Kalendern mit weisen Sprüchen!" Da warf der Jüngere weinend seinen Kalender fort. Fortan gab er jedem tüchtig eine 'runter, der sich ihm in den Weg stellte, ließ sich nicht mehr die Butter vom Brot stehlen, und nach einem Jahr konnte er die Kalenderfabrik seines Bruders aufkaufen. Er spielte für einen Taler in der Lotterie und gewann für fünf Millionen Mark. „Bescheiden war ich einst?" rief er, „faul war ich, phlegmatisch und langweilig! Wer ängstlich den Spatz in der Hand hält, kann freilich nicht nach Tauben greifen!" Freunde, der Spatz in der Hand ist bestenfalls besser als der Kuckuck hinter dem Klavier.

Helmut Kindler

(H. Lehmann)



Die passende Anrede: „Wie du den Schuft anreden sollst? Da schreibste einfach: ‚Sehr geehrter Herr!'"

Lieber Simplicissimus

(Zeichnung O. Nückel)

Im Laden einer schwäbischen Kleinstadt. Die Besitzerin ist damit beschäftigt, mir ein Pfund Zukker auszuwiegen. Nebenher berät sie eine hinzukommende Nachbarin, die wegen irgendeiner verlangten Bescheinigung in Not ist, mit den liebevollen Worten: „Du saudumm's Rindvieh, geh doch aufs Rathaus und hol' dr en Schei!" usw. Anscheinend befürchtet sie dann doch, ich könnte vielleicht an ihren Umgangsformen Anstoß nehmen. Wenigstens erklärt sie mir nach dem Weggang der anderen: „Wisset Se, mir send grad wia Schwestere zuenander."

*

Der Schorschel und die Lisl haben sich beim Tanzen kennengelernt. Sie sind das zweitemal beisammen, und das Mädel, das von dem schmukken Herrn, der ihr gar so gut gefällt, eigentlich noch gar nichts weiß, möchte ihm doch ein bißl auf den Zahn fühlen.
„Jetzt sagen S' mir amal", flüstert sie beim Steppen, „was treiben S' denn eigentlich so den ganzen Tag?" — Der Schorschl lacht: „Ja, mei Arbeit tu i halt." — „Ja schon, natürlich. Aber ich mein, was is denn so Ihr Standpunkt?" — Da lacht der Schorschl noch mehr und sagt stark und protzig: „Alle Räder stehen still, wenn mein starker Arm es will." — Die Lisl ist ganz bestürzt: „Ah na, a so oaner sind Sie! Das hätt' ich net denkt von Ihnen. Sie san wohl gar ein Kommunist?" — „Naa, dös net, aber Verkehrsschutzmann."

*

Zwei Hausangestellte unterhalten sich über ihre „Gnädigen". Sie sitzen — es ist Sonntag — auf einer Anlagenbank, wo ich auch sitze. „Die meine", sagt das eine Mädchen mit dem lustigen Gesicht, „die streicht mir meine Brote immer so: zuerst kommt ganz dick Butter drauf, dann kratzt sie s' wieder weg, und die Butter ist nur mehr am Messer. Dann schmiert sie sie wieder hin, und die Butter ist alle am Brot, dann kratzt sie s' wieder weg — und die Butter b l e i b t am Messer." Die beiden Mädchen lachen, es macht ihnen Spaß. Jaja, denke ich, solang's bloß eine „Gnädige" tut, mag's ja angeh'n — aber streicht im Grunde das Schicksal die Butterbrote nicht ebenso?

*

Großmütterchen war gestorben, und traurig hatte sie der kleine Albrecht im Sarge liegen gesehen. Bei der Beerdigung, mit Mutter hinter dem Sarge herschreitend, frug er plötzlich leise: „Mama, wirft der liebe Gott nun den Sarg wieder 'runter, wenn er Oma ausgepackt hat?"

*

Ach, seufzte Lydia, die einen neuen Liebhaber geangelt hatte und den Abend zuvor mit ihm durch Gottes freie Natur gewandelt war, „die Männer sind so unterschiedlich; auf dem Hinweg hat er mir zweimal leicht die Hand getätschelt, aber heimwärts, da war seine Leidenschaftlichkeit wie weggeblasen!"

*

Eine neue Hausdame, älterer Jahrgang, hager, bebrillt und durchgeistigt, meldet sich bei meiner Kusine. Man verhandelt in der guten Stube, nebenan spielen die Kinder nicht eben geräuschlos.
Die Augen hinter der Brille erglänzen plötzlich in Ekstase: „Gnädige Frau, ein Blatt Papier, ein Blatt Papier, zeigen Sie mir einen stillen Ort!"
Eiligst geleitet meine Kusine sie über den Flur: „Hier, bitte, Papier finden Sie auf der Rolle."
— Und dabei hatte sie doch nur schnell einen poetischen Gedanken niederschreiben wollen!

*

Ich komme gerade dazu, wie sich in einem schwäbischen Ort drei Mädchen über die Haarfarbe ihrer Eltern unterhalten. Die eine sagt: „Mei Date hot a blond's Hoor." Die andere: „Dr meine hot a schwarz' Hoor!" — und die dritte, etwas betrübt: „Mei Date hot bloß no da Koopf!"

Fundstück

aus einem Inserat: Infolge Todesfall ist tüchtigem Schlossermeister oder Gehilfen, der die Prüfung ablegt, Einheirat geboten.

DIE TASSE / VON FRITZ SCHLÜTER

Nun war das oberste Fach in der Vitrine der Frau des Professors leer. Dort hatte die Tasse gestanden, allein, wie es ihrem Wert zukam. Im Vergleich zu den anderen Dingen war sie plump, eine derbe Tasse mit einem blauen Rand und einem Frauennamen in der gleichen Farbe, der einmal der Name der Mutter des Professors gewesen war.
Ihre Kostbarkeit lag in der Erinnerung. Als kleine Jungen hatten der Professor und seine beiden Brüder ihrer Mutter die Tasse einmal zum Geburtstag geschenkt.
Ihren unbezahlbaren Wert aber hatte die Tasse bekommen, als sie nicht lange nach dem Geburtstage der Mutter in Scherben gefallen war. — In diesem Augenblick, so sagte der Professor, war ihm damals mit dem Schmerze plötzlich und zum erstenmal seine Liebe zu seiner Mutter deutlich geworden. Er selbst hatte die Tasse fallen lassen, und seinem jungen Gemüte, das noch so sehr der sichtbaren Dinge bedurfte, um das auszudrücken, was es empfand, mußte es scheinen, als wäre mit der Tasse auch seine Liebe zu Schaden gekommen. Der lächelnde Trost seiner Mutter war kaum imstande gewesen, seinen Schmerz zu lindern, und auch die noch so eifervolle Hingabe, mit der er dann unter dem Beistand der Mutter die Scherben wieder zusammenfügte, hatte ihm als keine gültige Versicherung seiner Liebe gelten wollen und ihm für lange Zeit das Gefühl von Schuld nicht nehmen können.
So hütete er denn die Tasse bald an die sechzig Jahre, damit sie ihn stetig an die quellende Ursprünglichkeit seiner Liebe zu seiner Mutter, aber auch an die aller schönen Gefühle seines Herzens erinnern und gemahnen möge.
Ach, — und nun hatte er sie zum zweiten Male in Scherben fallen lassen, gestern abend, nachdem er einem fremden Besuch, der sich über die Tasse verwunderte, ihre Geschichte erzählt hatte. Er saß im Sessel und wollte die Tasse, die er in der Hand hielt, auf das Tischchen zur Seite stellen. Da war es geschehen, noch ehe er zugreifen konnte.
In der Nacht ließ es ihn nicht schlafen, bis er die Bedeutung erkannte, die sich ihm sogleich in dem ersten Schrecken aufgedrängt hatte: Die Gewohnheit, die Tasse zu sehen, hatte ihren Sinn langsam unsichtbar gemacht. Und die regelmäßige Form, die seine Erzählung von ihr mit den Jahren angenommen hatte, mußte sie ihrem Wesen nicht die Lebendigkeit nehmen?
Ja, so war's! Und nun lobte er das Geschick, das ihm mit der neuen Erschütterung noch einmal die Wirklichkeit seiner Liebe zu seiner Mutter zuteil werden ließ; denn nun wird sie gewiß dauern können bis zu dem Zeitpunkt, an dem er sein Leben beschließt.

Roman um Mitternacht

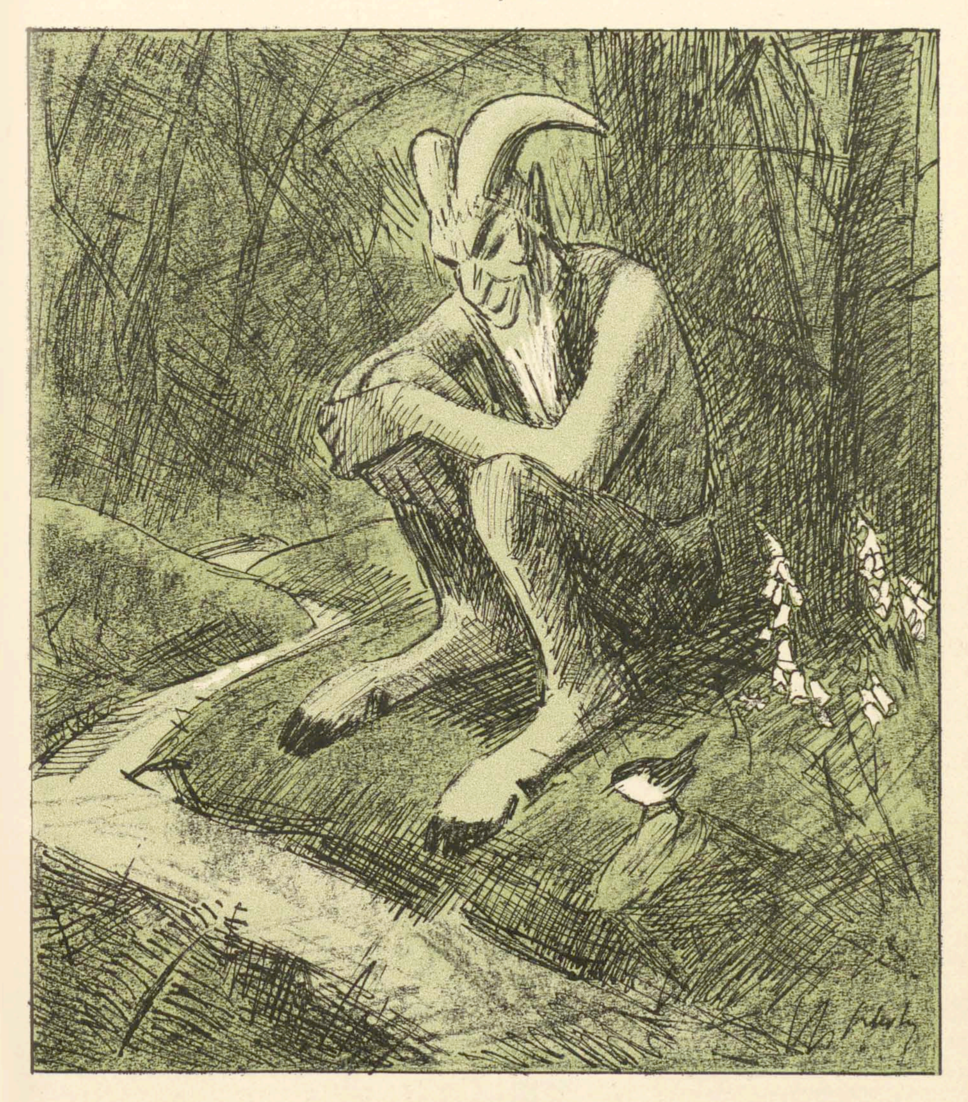
(R. Kriesch)



„Hör' mal, Max: ‚Voll Leidenschaft schloß der Generaldirektor seine Gattin in die Arme und . . .' " — „Huah, jaja, Papier ist geduldig!"

Der Pan

(Wilhelm Schulz)



Es spricht im Waldesgrunde
zum Bächlein leis der Pan:
„Was läufst du Stund um Stunde
So hastig deine Bahn?

Du solltest lieber bleiben,
Dir schlagen aus dem Sinn,
Daß du willst Mühlen treiben.
Da ist dein Glück dahin.

Die Säge mit Geschrille
Läßt sterben jeden Laut,
Der in des Waldes Stille
Umschmeichelte dich traut. —

Schaust du dann nicht so helle,
Wie jetzt im Walde hier,
Kommt nimmer die Libelle
Als Liebchen gern zu dir!"

Wilhelm Schulz

Wieder einmal . . .

Ach, schon wieder wird der Herbst aufrührisch!
Sehr verdächtig gilbt mir schon das Gras,
mürber hängt das Laubwerk. Und ich werde lyrisch.
Düster schnuppre ich am leeren Glas.

O mein teurer Leichnam! Viele Freude soff er
hierorts. Und nun muß ich schmählich ziehn.
Legt mich, Freunde, in den dumpfen Koffer!
Staubt mich ein mit feierlichem Naphtalin!

Soll ich raunzen? Daß der Geier mich behüte!
Seele, himmlisch war ja deine Sommerzeit,
war ja reinste, unverdiente Herrgottsgüte:
Wälder, Licht und Leben! Liebe! Seligkeit!

Hans Watzlik

SPORTBRIEFE

VON

FRITZ KNÖLLER

Liebe Edith! Wenn ich mit Ach und Krach bei meinen Eltern durchsetzte, zu dem Tennisturnier hierher zu dürfen, wo ich bei ziemlich ekligen Verwandten wohne, die aus Rache und zum Ausgleich demnächst meinen Eltern ins Haus fallen wollen, geschah es nur seinetwegen. Er ist einfach fesch und glatt zum Anbeißen! Schon wie er hereinkam, seine Tennisjoppe am Richterstuhl ablegte, den Schläger kurz prüfte und bereitstand, als ginge es zu einem Tennisgeplänkel in unserm Stadtgartenklub, war nahezu himmlisch. Und die Figur! Schlank und rank wie eine Gerte! Wo er eigentlich seine Muskeln hat, und die muß er doch haben, besonders an den Armen, kann man wirklich nicht sehn. Sein Kopf übertrifft alle Erwartungen. Ein schmaler, nicht endenwollender Schädel, auf dem die Blondhaare flattern, und ein paar Augen, Gott, so jungenhaft süß, auch bei einem Ausball! Ich kann nicht glauben, daß er, behauptet meine Base Ingrid, — verheiratet und — Vater zweier Kinder ist! Das sagt Ingrid sicher bloß aus Neid, weil sie keine Aussichten hat und furchtbar häßlich ist. Denke Dir, sie behauptet sogar, er lebe in Z. inkognito unter einem polizeilich genehmigten Pseudonym als Leiter einer — Damenkonfektionsabteilung! Wenn schon, wie sollte er in diesem unmöglichen Berufe unerkannt bleiben? Ich, glaub' mir, würde ihn durch das verbindliche Lächeln eines Rayonchefs hindurch erkennen! Sein Spiel ist wirklich märchenhaft. Ein glasharter Aufschlag, mancher Schläger ging dabei k. o., ein furchtbar elegantes Grundlinienspiel, ein himmlisches Placieren, eine goldige Vor- und eine noch goldigere Rückhand, die Bälle ziehn nur millimeterhoch übers Netz hin, plötzlich stoppt er und läßt, wenn er nicht schneidet, die Bälle hinterm Netz abgleiten oder schmettert sie im Fluge weg. Dabei merkst Du ihm nicht die mindeste Anstrengung an, ich glaube, er schwitzt nicht einmal, und immer dieses heitere Lächeln um die Lippen, wofür ich ihn einfach fressen könnte, und Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle! Denn als er einmal einen Satz abgab, tat er es sicher nur aus Nettigkeit. Natürlich machte ich, wie sich die Pressemenschen auf ihn stürzten, ein paar Schnappschüsse von ihm. Leider war ich zu weit weg, sein Gesicht wurde nur stecknadelkopfgroß, und konnte ich nur auf Kosten der Hühneraugen meiner Mitmenschen, schier lauter Gören, ein Autogramm ergattern. Er war derart benommen von dem Ansturm — Gott, er ist ja so schüchtern! — daß er bei den Unterschriften nicht ein einziges Mal sein blaues leuchtendes Auge erhob. Ich hab aber von einem Kellner erfahren, den ich mit Blicken und einem Trinkgeld bestach, daß er morgen zwischen dem ersten und zweiten Kampf in der Erfrischungshalle hinter einer Efeuwand sich stärken wird, und bin ich entschlossen, ihn da zu attackieren, und zwar mit meiner neuesten Errungenschaft, einem — Kußalbum. Man trägt nämlich jetzt im Handtäschchen ein Dutzend mundgroße seidenbespannte Papptäfelchen bei sich und eine Tube Lippenrot. Will man nun von einem, der einem naheliegt, einen Kuß ergattern, ersucht man selbigen, den Mund mit der Pomade einzufetten und sodann auf das Seidentäfelchen zu drücken, worauf man den Kuß numeriert und etikettiert ins Album klebt. Ingrid hat schon zweihundertvierundvierzig gedruckte Küsse, aber nur von lauter älteren Herrn, auch Frauen darunter. Nicht mal ihr leibhaftiger Vetter hat sich bei ihr zu einem solchen Kuß herbeigelassen, während ich ihn, um ihn loszuhaben, in dieser Hinsicht erhörte. Er ist ein gräßlich zudringlicher Kerl und dabei nur Bankmensch. Aber ihn, ihn muß ich morgen so weit bringen! Halte mir den Daumen, Edith! Einen Mund hat er, einen ganz kleinen, wie ein wirkliches Herz! Vielleicht lasse ich mir den Kuß in Erz gießen, damit ich ihn Tag und Nacht herzen kann; denn er verdient's!

Innigst Deine treue Waltraut.


(Fr. Bilek)

Liebe Edith! Mein sehnlichst gehegter Wunsch ging nicht so ganz, wie ich hoffte, in Erfüllung. Nach dem ersten Kampf fuhr er, natürlich als Sieger, in einem Rennwagen davon, um heimlich hinter der Erfrischungshalle zu parken. Mir klopfte das Herz bis zum Halse hinauf, als ich in die noch menschenleere Efeulaube trat. Ich hatte mir so viel ihm zu sagen vorgenommen, statt dessen faßte mich, wie er federnd eintrat, ein ganz unvorhergesehener Schwindel, und hielt ich ihm nur zitternd ein Papptäfelchen und das Lippenrot hin. Er muß über meine unvermutete Gegenwart ein bißchen aus der Ordnung geraten sein; denn er starrte mich ziemlich fassungslos an und fragte endlich, als immer noch Schweigen zwischen uns herrschte, womit er mir dienen könne. Etwas zusammenhanglos brachte ich mein Anliegen vor; ich war, glaube ich, rot wie eine Klatschrose. Da lächelte er kaum merklich — o Gott, dieses himmlische Lächeln! — und sagte, Küsse pflege das männliche Geschlecht von sich aus und nicht auf Bestellung zu liefern. Der Gute, er muß mich mißverstanden haben oder ich war meiner Sprache, was ich schier fürchte, nicht mehr mächtig genug, und er glaubte, mich — direkt küssen zu müssen! Ach, vielleicht wäre ich ihm nicht einmal böse gewesen, wenn er dieses Mißverständnis begangen hätte! Ein Weilchen standen wir uns noch ziemlich hilflos gegenüber, dann stammelte er, während er sich eine Naturlimonade bestellte, ob ich ihm verübeln würde, wenn er bis zum nächsten Kampf allein sein wolle. Das konnte ich sehr gut begreifen; denn schließlich wollte er, was auch der Fall, aus allen Kämpfen siegreich hervorgehn. Ich hatte sichtlich Eindruck auf ihn gemacht. Wozu sonst seine grenzenlose Verlegenheit? So fängt es, glaub' mir, bei den Männern stets an. Ich muß ihn, koste es, was es wolle, unbedingt noch einmal sprechen!

Deine herzwunde Waltraut.

P.S. Ingrid, das häßliche, gehässige Ding, behauptet natürlich, ich bilde mir alles nur ein. Nein, nein, ich lasse mir den Schmelz dieser Begegnung nicht nehmen und bin jetzt felsenfest überzeugt, das er nicht verheiratet ist!

*

Der Champion: Meine liebe Frau! In aller Eile Dank für Deine und der Kinder Glückwünsche! Es wäre wieder einmal geschafft, und ich sehne die Stunde herbei, wo ich ungestört mit Euch zusammen sein kann. Ich wurde wieder in geradezu widerlicher Weise von jungen und alten Gänsen umschnattert und mußte innerlich lachen, dachte ich daran, welche Augen diese lästigen Tierchen drehen würden, wüßten sie, wie wenig ich mir aus solchen Beifallsgeräuschen mache. Ich küsse Dich und die kleine Bande von Herzen.

Dein XYZ.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. II. Vj. 37 18074. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Kritik in Hinterhupfing

(K. Arnold)



„Wos, sieb'nhundert Johr is dös Berlin erscht alt — na soll si' aba unsa Bürgermoasta schama, daß mir 's mit elfhundert Johr no net weita 'bracht hab'n!"

Marconi in Gottes Werkstatt

(Erich Schilling)



„Himmel!, hier oben macht man ja schon alles drahtlos — warum hat man mich dann heraufgeholt?!“

München, 22. August 1937
42. Jahrgang / Nummer 33

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

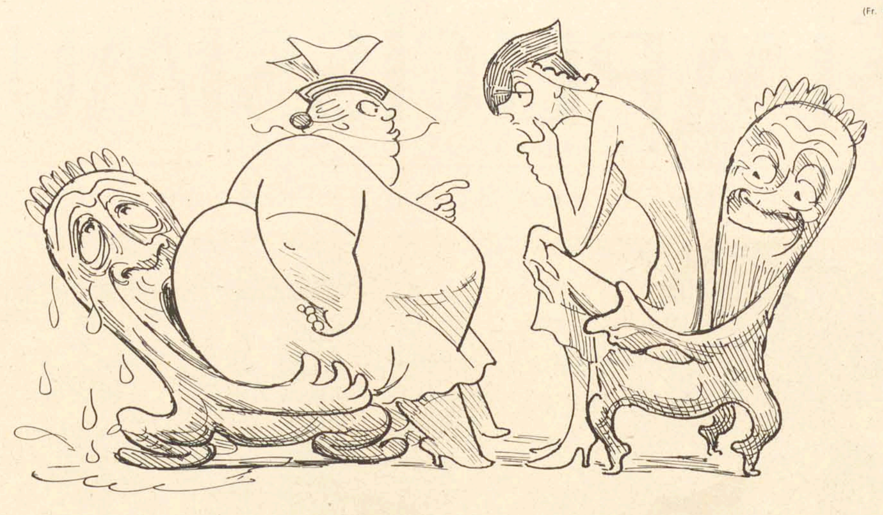
VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Nach der Sommerfrische

(K. Heiligenstaedt)



„Ach, Babett, ein Mann ist wie der andere!" — „Also das find' ich nicht so unangenehm, gnädige Frau!"


(Fr. Bilek)

KLEINES HEIMWEH NACH DEM HOSENTRÄGER

Ich weiß, Sie tragen keine Hosenträger. Beruhigen Sie sich, ich trage auch keine Hosenträger. Wir wissen beide, was wir unserer Zeit schuldig sind. Ich weiß nicht, wie es mit Ihrer Figur bestellt ist, aber vielleicht hat Ihnen Ihr Schneider schon gesagt, daß mit Hilfe von Hosenträgern Ihre Hosen besser sitzen würden. Aber es darf nicht sein. Es steht fest, Ihre Frau ist für Gürtel, Margot ist für Gürtel, und Trude. Fragen Sie mal herum, alle werden es Ihnen bestätigen, außer Ihrer Großmama, die spricht von so unanständigen Kleidungsstücken wie Hosenträgern überhaupt nicht. Eigentlich sieht man's ja nicht, was Sie da unterm Rock überm Herzen tragen, oder nur wenige sehen es, aber man kommt doch manchmal in die Lage, seinen Rock abzulegen, und da möchte man nicht dastehen wie die ersten Menschen nach der Vertreibung aus dem Paradiese, die erst in diesem Moment erkannten, daß sie nackt waren, und just deshalb das Bekleidungsgewerbe damals aus der Taufe hoben.

Wer Hosenträger an sich hat, empfindet sich in manchen Fällen schlimmer denn nackt, es sei denn, er ist ein so starker und eigenwilliger Charakter, wie mein Freund Julius, den noch niemand ohne Hosenträger gesehen hat und der mit beiden Daumen unter die Bänder greift und sie klatschend gegen die trotzig männliche Brust knallen läßt.

Tja, so selbstsichere Leute gibt's, und sie schreiten unbeirrt ihre Bahn in Hosenträgern, wie der Ritter trotz Tod und Teufel.

Am Gürtel kann man von Monat zu Monat feststellen, daß man dicker wird. Es kommt der Augenblick, da pfeifen Sie auf dem letzten Loch des Gürtels, und wie der Äquator sich um die Erdkugel windet, so schlingt sich der Gürtel um Ihren Bauch, den die Mode streng geteilt, nunmehr in eine nördliche und eine südliche Halbkugel. Wenn Sie Gürtel tragen, müssen Sie sich daran gewöhnen, ihn mit allem, was unten dran hängt, immer wieder empor zu ziehen, auf daß der Gürtel nicht bis zum Wendekreis des Steinbocks gleite, denn dann gäbe es kein Halten mehr.

Sehr charakteristisch ist die Haltung des Mannes bei dieser Betätigung, und ich wundere mich, warum sich ihrer die Bildhauer noch nicht zu Bewegungsstudien bedient haben. Immer nur Speerträger und Bogenschützen und Langläufer, warum nicht einmal „Hosenhochzieher"? Das wäre ein neuzeitiger Vorwurf, das Spiel der Muskeln ist bei ihm auch durchaus vorhanden. Ich weiß es aus Erfahrung. Erst hebt sich die eine Schulter, dann hebt sich die andere, und der Mann fädelt sich wieder ein.

Können Sie sich noch erinnern an die Zeit, da Sie Hosenträger trugen? Niemals weilten unsere Gedanken beim Sitz der Beinkleider. Unmerklich und sicher lasteten sie auf unseren Schultern. Die Hände durften wir in die Tasche stecken und alles andere, was wir bei uns haben wollten. Nichts verschob sich, die Hose war stabilieret wie ein Rocher de bronce. O du selige, unbefangene Jugendzeit!

Natürlich flüstere ich solches nur, ganz unter uns, denn Ihre Frau darf es nicht wissen und nicht Erna und nicht Trude, denn diese würden vermutlich ausrufen: „Dann könntest du ja gleich Röllchen tragen und gestärkte Vorhemden und eiserne Schlipschen."

Gemach, meine Damen, wir sind ja nicht rückfällig, wir bleiben beim straffen Gurt, aber gelegentlich hat man doch eine schwache Stunde und darf an verlorenes Glück denken.

Hinweg ihr weichlichen Gedanken — weiche von mir, du dehnbarer Gummistreif am Horizont! Mit beiden Händen greife ich in den Bund und ziehe die Hosen wieder herauf. Wozu hat uns die Natur zwei kräftige Arme gegeben! Nie will ich wieder davon sprechen, Ihr Freunde, wo uns der Gürtel drückt.

Foitzick

Kurzer Schreck

Von Dr. Owlglaß

Jäh dunkelt's. Züngelblitze. Donnerböller . . .
So gieß' doch, Himmel! Gieße, gieße, gieße!
— Sieh, schon verrollt's nach Osten und wird heller.
Ein Regenbogen steht in Nachbars Wiese.

Wie köstlich riecht die Welt aus allen Büschen!
Blau kommt der Abendfriede angeflogen
auf flaumigen Wölklein, hoch, mit Rosenrüschen.
. . . In Nachbars Wiese stirbt der Regenbogen.

Tragische Begegnung

(Olaf Gulbransson)



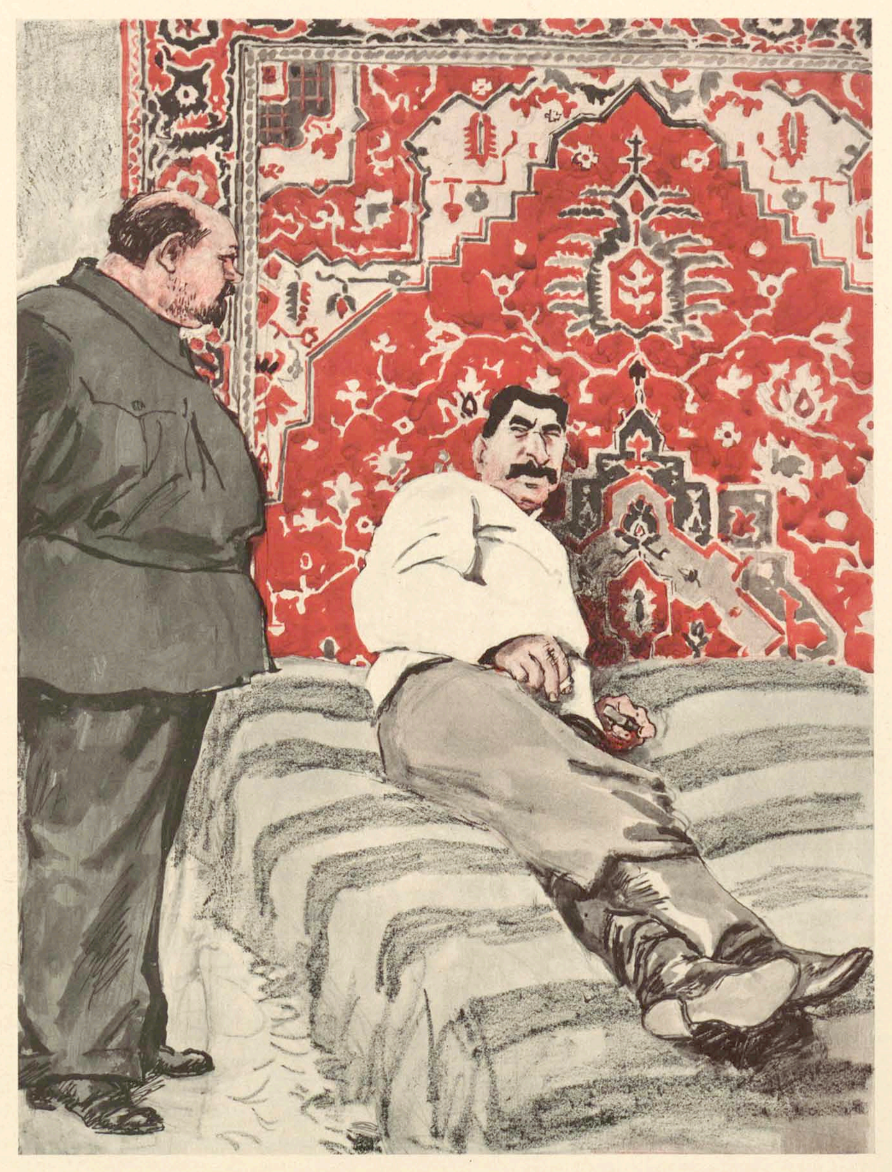
Die Augen blank, die Nüstern witternd offen —
„Wer sind Sie?" fragt das Mädchen den Gesellen.
„Und Sie?" entgegnet dieser, tief betroffen.
. . . Man starrt sich an, umwogt von Dauerwellen.

Zwei Phänomene steh'n sich gegenüber.
Verständigung ist zwecklos und vergebens.
Hier gibt es kein Hinüber, kein Herüber.
— O grause Tragik unsres Erdenlebens!

Ratatöskr

Des Rätsels Lösung

(E. Thöny)



„Im Vertrauen, Genosse Stalin, warum lassen Sie so viele Funktionäre erschießen?"
„Ja, glauben Sie denn, Sowjetrußland kann sich 's leisten, die Burschen zu pensionieren?"

Der Einbrecher

Von Georg von der Vring

Es war schon über viertel nach zwei; da hieß es scheiden.
„Geh, eil dich!" flüsterte Julietta.
Giorgio mußte gehorchen. Er kletterte durchs Fenster, faßte auf dem Balkon Fuß und wandte sich wieder um. Das Scheiden wurde ihm schwer; man schied sich heute zum drittenmal. Er umfaßte Juliettas Haar. Rings um sein Gesicht standen die großen Sterne.
„Geh jetzt aber!" flüsterte Julietta zwischen seinen Küssen. „Um drei fängt das Milchauto an zu fahren. Geh, eil dich, Giorgio. Und tausend Dank!"
„Millionen Dank!" stammelte er.
Er sah wohl ein, daß er jetzt gehen mußte. Die Gelegenheit zum Verschwinden war sehr günstig: die Häuser lagen ohne Lichtschein in ihren leise rauschenden Gärten, ihre Bewohner schliefen, es war totenstill auf der Welt. Auch die Mitbewohner dieses Hauses, Juliettas Eltern, schliefen. Sie ruhten im anderen Flügel und zwar nach alter Gewohnheit im Atelier, im Geruch von Terpentin und Farbe. Juliettas Vater war ein Professor der Malerei.
Giorgio wartete immer noch; von fern herüber klang der singende Ton eines Autos, das den Berg hinanfuhr. Als es nicht mehr zu hören war, bekam Julietta den letzten Kuß.
„Es bleibt für immer?" fragte sie und drängte ihn fort.
„Für ewig!" gab er begeistert zurück.
Darauf überschritt er den Balkon, glitt über die Brüstung, ließ sich behutsam in die Rosmarinbüsche hinunter, erreichte mit dem Fuß die Mauer und trat ohne das geringste Geräusch auf die Gasse. „Ewig!" hörte Julietta ihn flüstern, und ein drittesmal: „Ewig!" Sie deckte die Hände vor das Gesicht, um nicht sehen zu müssen, daß er ging, denn noch war seine Gestalt zu erkennen. Sie spähte zwischen ihren Fingern auf die Gasse hinunter, und sie sah, daß er fortging. Er war wie ein Schatten der Nacht und verschwand ohne Laut, wegen der Gummischuhe, die er trug.
Dann war nichts mehr von ihm zu entdecken. Julietta legte die Hände auf die Fensterbank und schaute zum Himmel hinauf. Sie wußte nicht, wem sie danken sollte, wenn nicht diesem nächtlichen Himmel. Das Glück war ihr hold... ein verbotenes Glück, ihm hatte sie sich ergeben; die Eltern aber waren allzu streng mit ihr und allzu verliebt in sie, um ihrer Tochter solch ein fremdes Glück zu erlauben; sie wußten nichts davon und kannten diesen Giorgio nicht einmal. Heute war es das dritte Mal gewesen, daß sie nichts bemerkt hatten, und jetzt war er auf seinen lautlosen Schuhen davon, der Geliebte.
Dies dachte Julietta. Es waren Gedanken von wenigen Sekunden Dauer, und ihre Augen, die ganz und gar nicht müde waren, ruhten bei diesen Gedanken auf den Mimosensträuchern, die wie helle Felsen mitten im Garten standen. Und als die fünfte, die sechste Sekunde vorbeigehuscht war, merkte Julietta auf. Sie vernahm einen Schritt. Er klang aus dem Garten. Giorgio konnte es nicht mehr sein.
Der Vater? Ihr schlug das Herz. Wenn der Vater ihn beobachtet und gehört hatte! Wenn nun alles ans Licht kam!
Sie hatte gar keine Zeit zum Überlegen. Sie lauschte. Der Schritt war in der stillen Nacht sehr deutlich zu hören. Er schien drüben vom Atelier zu kommen. Das Atelier lag zu ebener Erde, und die Eltern waren seit vielen Jahren gewöhnt, in den heißen Nächten bei offener Tür zu schlafen. Und der Schritt? Julietta starrte auf die Rasenfläche hinunter. Jetzt bemerkte sie einen Mann. Vater war es nicht. Der Mann bemühte sich, sehr leise aufzutreten; er ging jetzt schneller; nun lief er; er übersprang die Wege, rannte unter den Mimosen hin, erreichte das hintere Gartentor, schwang sich hinüber und war verschwunden.
Ob es Vater wirklich nicht gewesen war? O Gott! Julietta zitterte, sie streckte die Zunge heraus und ließ sie verzweifelt über die Lippen fahren. Und wenn nicht Vater... wer dann? Giorgio? Hatte er noch irgendwo gestanden, weil er sich nicht trennen konnte? War er es gewesen?
Julietta lauschte mit klopfenden Schläfen. Regungslos stand sie in ihrem seidenen Schlafanzug und setzte den linken Fuß auf den rechten... Aber wieder war wenig Zeit zum Nachdenken, denn eben, als sich der Mann über das hintere Tor geschwungen hatte, erklang ein neuer Schritt, ein kräftiges Laufen; und dieser Schritt kam ebenfalls vom Atelier herüber. Jemand rannte über den Rasen dahin, ein Jemand in einem gestreiften Bademantel. Es war der Vater. Er rannte und kam zum Tor und jetzt... jetzt rief er:
„Sie da! Halt! Sie da! Halt!"
Es war Vaters wütende Stimme. Auch er überkletterte das Tor. Sein Rufen entfernte sich durch die hintere Gasse. Und der andere? War es Giorgio? Hatte er sich in die Nähe der offenstehenden Ateliertür gewagt? Weshalb aber? Der leichtfertige Mensch! War das möglich? Wahnsinniger Gedanke! Nein! Ja! Nein!
Kaum dachte sie dies, so wurde an ihre Kammertür geklopft. Julietta nahm sich zusammen und fragte, als ob sie aus tiefem Schlaf käme:
„Wer ist da?"
„Mach schnell auf!" klang es ängstlich durch die Tür. „Ich bin's."
Es war die Mutter. Julietta ließ sie ein und riegelte wieder ab. „Was ist denn los?" fragte sie gespannt.
„O laß mich zu Atem kommen!" keuchte die kleine Mutter und schüttelte verzweifelt ihre weißen Locken. „O es war ja ein Einbrecher da! Ein richtiger Einbrecher, Kind! Ich glaube es wenigstens." „Ein Einbrecher?"
„Ja, ich glaube. Er war bei uns im Atelier. Ich sah ihn zuerst. Vater ist ihm nach mit der Schreckschußpistole. O wie ich mich ängstige! Wenn der Kerl nun zornig wird! Wenn Vater ihn in die Enge treibt, und der Bösewicht... o... o..."
„Erzähle es doch richtig!" beschwor Julietta die Mutter.
„Richtig erzählen? Gut. Also... aber wo mag Vater jetzt sein?"
„Der ist ein alter Soldat und weiß sich zu helfen. So erzähle doch!"
„Du meinst, daß er sich zu helfen weiß, Kind?... Nun, ich lag also und schlief. Plötzlich werde ich wach und höre und sehe, wie jemand durchs Atelier geht. Vielleicht hat er sich auch am Schrank zu schaffen gemacht. Zuerst dachte ich, es ist Vater, er ist aufgestanden und geht umher. Ich greife zur Seite, aber Vater liegt auf seinem Platz und schläft. Dann habe ich wohl einen Laut von mir gegeben, und darauf schleicht der Mann eilig zur Tür zurück. Er hat ein sehr dunkles Gesicht, wie sonnverbrannt und ein helles Hemd mit aufgestreiften Ärmeln..."
„Sonnverbrannt und ein helles Hemd mit aufgestreiften Ärmeln?" flüsterte Julietta. So konnte es wahrhaftig der tolle Giorgio gewesen sein!
„Ja. Und er hielt sich beide Hände, so... mit gespreizten Fingern vor das Gesicht, wie die Verbrecher im Kino, weißt du, damit er nicht erkannt würde. Vielleicht hat er auch gefürchtet, daß jemand auf ihn schießt... O, war das schrecklich!"
„Sonnverbrannt und ein helles Hemd mit aufgestreiften Ärmeln", murmelte Julietta fassungslos. „Das war ja entsetzlich, Mutter! Und dann? Was war dann?"
„Dann wurde Vater endlich wach und griff nach der Pistole und dann... du kennst ihn... dann lief er los."
„Ist etwas gestohlen worden?" fragte Julietta.
„Ich weiß es nicht. Wo Vater so lange bleibt! Still! War das ein Schuß? Hörst du nichts?... O wie entsetzlich ist das!"
Plötzlich hörten sie ihn im Haus. Er war auf der Diele, schaltete das Licht an und telephonierte.
„Er ruft das Überfallkommando", sagte Julietta. „Komm!" Sie gingen nach unten. Vater legte eben den Hörer ab. Er reckte seine Hünengestalt und sagte zornig:
„Verdammt, er ist mir entwischt! Hatte jüngere Beine als ich, der Lump. Gleich kommt die Polizei, dann werden wir sehen. Hab eben meine Hose untersucht, der Gauner hat sie auf dem Stuhl gefunden."
„Und hat etwas gestohlen?" fragte Julietta gespannt.
„Einen Hunderter, alles was ich bei mir hatte."
Die Mutter schüttelte bekümmert den Kopf. Julietta atmete auf, denn Georgio konnte es unmöglich gewesen sein; er war doch kein Dieb!
In diesem Augenblick klingelte das Telephon. Die Mutter nahm den Hörer. Sie fragte, wer dort sei. Sie bekam große Augen, deckte die Hand auf die Muschel und flüsterte:
„Er ist es... er hat die Frechheit, es zu gestehen und fragt an..."
„Sprich mit sehr tiefer Stimme", raunte ihr der Vater zu. „So, als ob ich es wäre. Ich renne los."
„Wohin?" fragte Julietta.
„Zur Fernsprechzelle! Ich versuch's und will ihn packen, den Frechling. Haltet ihn so lange wie möglich auf, mindestens zwei Minuten!" Er eilte fort.
Die wackere Mutter führte den Befehl aus. Immer wieder stellte sie sich, als begriffe sie nicht, wer da wäre, mit „Wie? Wer ist dort? Wie?"
Und jener Einbrecher? Nun, er mochte erfahren wollen, ob die Polizei alarmiert sei... oder aber, er war total verrückt.
Julietta zählte die Sekunden. Es vergingen wohl mehr als zwei Minuten. War der Vater inzwischen bei der Fernsprechzelle angelangt? Und sprach der Einbrecher wirklich von dieser nächsten Zelle aus oder von anderswo?
Das Gespräch brach ab. Der Mann hatte den Hörer aufgelegt.
Plötzlich hörten sie ein Auto heranbrausen: Das Überfallkommando. Es hielt. Man läutete. Julietta machte auf. Die Polizisten drängten wie ein Heerwurm ins Haus. Der Kriminalbeamte der Abteilung ließ sich kurz berichten. Ein paar Polizisten durchstreiften den Garten; die übrigen bestiegen wieder ihr Auto und brausten los, um zu suchen; hinter dem Führersitz blitzte ein Scheinwerfer auf und zielte in die Nacht.
Der Kriminalbeamte nahm bei den beiden Frauen auf der Diele Platz und begann seinen Bericht zu schreiben. Die Mutter, als Zeugin, beantwortete seine knappen Fragen.
Die Meldung war gerade fertig, als draußen Stimmen erklangen. Der Vater kam zurück. Welch eine Überraschung! Es staunte selbst der Kriminalist. Vater brachte den Kerl, er hatte ihn in der Fernsprechzelle erwischt. Sie hörten, wie er ihn mit einem Stoß ins Haus beförderte. Julietta erblickte den Mann und atmete auf: natürlich und Gott sei dank war es nicht der Giorgio. Das war zum Glück gut ausgegangen.
Der Mann, den der Vater gebracht hatte, und der jetzt vom Kommissar verhört wurde, sah übrigens recht harmlos aus. Er war zwar sonnverbrannt und hatte aufgeschlagene Hemdärmel... doch bestritt er sehr entschieden, etwas mit einem Einbruch zu tun zu haben. Er erklärte offenherzig, er wäre nicht ganz nüchtern, hätte sich im Café Stella verspätet, sei zur Haltestelle gekommen... die letzte Elektrische fort... und hätte mit seiner Frau telefoniert, um sie über sein Ausbleiben zu beruhigen. Da hätte ihn dieser ihm unbekannte rebiate Herr — Juliettas Vater — gepackt und gemißhandelt und beschuldigt, einen Raub oder Diebstahl begangen zu haben, und ihn hierher

Bergdorf

Von Georg Britting

Der Kirchturm, weiß und nadelspitz,
Schießt so ins himmlische Blau,
Als sei er ein umgekehrter Blitz,
Auffahrend aus Dickicht und Brennessel-Au.

Die Kirche ist rund wie ein Fingerhut.
Die Glocke klimpert darin,
Töricht und ohne Sinn,
Wie der Nagel am Fingerhut tut.

Der Bergbach hängt, wie ein Faden hängt,
Und schwenkt schräg durch die Luft.
Wo ihn die Schlucht einfängt, einzwängt,
Zerstäubt er zu grünem Duft.

befördert, gegen seinen Willen und bei seiner völligen Unschuld. Und er erklärte noch: „Wenn dieser grobe Herr behauptet, ich hätte in seinem Hause angerufen, so ist das eine Lüge; das bezeugt meine Frau, mit der ich ganz harmlos telefoniert habe."

Während er in großem Wortschwall daherredete, durchsuchte ein Polizist seine Taschen. Er fand nichts als ein wenig Kleingeld.

„Sie sehen, daß ich unschuldig bin, Herr Kommissar!" fuhr der Mann ebenso lebhaft wie höflich fort. „Ich bin ein anständiger Mensch, ich heiße Boccini, Sie können sich nach mir erkundigen, wo Sie wollen; wenn ich eins trinke und mich verspäte, so ist das meine eigene Sache und geht auf meine Kosten. Ich bin vor zwanzig Minuten vom Café Stella fortgegangen, habe fünf Minuten telephoniert, bin fünf Minuten gemißhandelt worden, der Weg von der Stella beträgt zehn Minuten — was wollen Sie! Rufen Sie doch im Café an, ich bin dort wohlbekannt. Im übrigen werde ich den Herrn dort zur Anzeige bringen, jawohl."

Er deutete auf den Vater. Der stand, die Hände in den Taschen, und rauchte eine Zigarette.

„Langweilige Sache", paffte der Vater enttäuscht. „Es gibt kein Raffinement mehr bei den Herren Dieben."

Der Kommissar hob die Schultern und schrieb.

In diesem Augenblick kehrte das Überfallauto zurück. Ein Polizist erschien und meldete dem Kommissar, sie hätten drüben im Akazienwald einen jungen Menschen gefaßt, auf den die Beschreibung des Einbrechers paßte. Julietta erschrak bis ins tiefste Herz. Sie mußte sich setzen, fast wäre sie gefallen. Der Kommissar ordnete an, daß der Verhaftete hereinzubringen sei.

„Es kompliziert sich bereits", sagte er zum Vater.

„Hoffentlich", nickte der.

Julietta saß und hielt die Augen geschlossen. Als sie sie wieder öffnete, war er bereits im Zimmer: Giorgio. Dieser unschuldige Mensch stand wie ein Verbrecher zwischen zwei Polizisten, die seine Kleidung abtasteten. Der gestohlene Hunderter fand sich nicht. Der andere Mann, jener Boccini, warf einen Blick auf Giorgio und wiegte den Kopf, als hegte er einen tüchtigen Verdacht. Giorgio, der sich nicht gegen die Festnahme gewehrt hatte, sah niemanden an, seine schwarzen Augen starrten zornig geradeaus.

Er mußte seine Personalien bekanntgeben. Sodann fragte ihn der Kommissar, weshalb er in einer trockenen Sommernacht Gummischuhe trüge. Giorgio verweigerte die Auskunft. Der Kommissar nahm es zur Kenntnis. Im weiteren Verhör bestritt Giorgio, daß er irgendetwas mit dem Einbruch zu tun hätte. Auf die Frage, ob er behaupten wolle, dies Haus nie betreten zu haben, schwieg er. Auch dies notierte sich der Kommissar. Weitere und schwerwiegende Fragen, wie zum Beispiel die, was er zwischen zwei und drei Uhr nachts fern von seiner Wohnung in diesem Viertel zu tun gehabt hätte, beantwortete er ebenfalls nicht.

„Ihr Schweigen wird Ihnen sehr schaden", sagte der Kommissar. „Sie haben kein Alibi, nicht wahr."

„Ich werde mich erschießen müssen", erwiderte Giorgio trotzig. „Ich habe in diesem Viertel etwas zu tun gehabt, jawohl. Das geht nur mich an."

Julietta vernahm seine verzweifelten Worte. Sie meinte vor Angst zu sterben. Zugleich aber ... wie stolz war sie auf ihn! Dort stand er, der Geliebte, und benahm sich wie ein Mann.

„Ich meine, wir sehen jetzt klar", stellte der Kommissar fest.

„Wieso?" fragte der Vater. „Was werden Sie mit diesem jungen Herrn machen?"

„Ich nehme ihn in Haft. Er ist hinreichend verdächtig."

„Und was geschieht mit jenem ... Herrn Boccini, den ich Ihnen gebracht habe?"

„Ich lasse noch im Café Stella anrufen."

Es geschah. Die Angaben des Herrn Boccini wurden von dem Wirt des Café Stella bestätigt.

„Dieser Herr ist also vollkommen grundlos von Ihnen angegriffen worden!" wandte sich der Kommissar mit gerunzelter Stirn an den Vater.

„Das ist nicht wahr!" rief Julietta. Sie war aufgesprungen. Aber niemand beachtete ihren Zuruf. Der Vater trat zu Giorgio. Er sagte zu ihm: „Geben Sie eine Erklärung ab, mein Herr. Ich persönlich glaube an Ihre Unschuld; als Psychologe sehe ich so was. Ein Wort wird genügen. Waren Sie vielleicht ...?"

„Wo?" murmelte Giorgio, den Blick am Boden.

Julietta kam aus der Ecke, sie schlich auf Zehen heran und lauschte.

„Ich meine so", fuhr der Vater fort, „ob Sie vielleicht ... wegen der Gummischuhe ... bei einer Dame gewesen sind in dieser Nacht. Sie sind ein hübscher Mensch, sind jung ... Ich könnte mir vorstellen, daß Sie sich genierten ..."

Giorgio sah auf. Er lächelte kaum merklich. Und er sagte: „Sie haben recht, mein Herr."

„Dummheiten!" rief der Kommissar. „Wir wollen ihm keine Ausflüchte in den Mund legen. Oder aber, gut, er nennt mir den Namen der Dame!"

Alle blickten auf Giorgio. Julietta ... o nein, sie war durchaus nicht bange in dieser Minute! Und Giorgio schüttelte den Kopf.

„So ist das, Herr Kommissar", bemerkte der Vater. „Ein Kavalier nennt den Namen seiner Dame nicht."

„Um so schlimmer für den Herrn Kavalier", versetzte der Kommissar. „Die Zeit drängt. Ich habe mich zu entscheiden."

„Entscheiden Sie sich doch!" rief Giorgio zornig.

„Ich habe mich entschieden!" erwiderte der Kommissar kalt.

„Ich ... ein Einbrecher? So so!" rief Giorgio.

„Sie werden es, als echter Kavalier, auf sich nehmen müssen", sagte der Vater bedauernd.

So sah in diesem Augenblick die Zukunft des jungen Giorgio aus! Die Sommernacht, die für ihn so glückverheißend begonnen hatte, drohte unheilverkündend zu endigen.

„Ein Jahr Gefängnis", fuhr der Vater fort. „Das wird das mindeste sein. Wahrscheinlich bekommen Sie mehr. Die Frauen sind die kostspieligsten Wesen der Erde. Nun, hoffentlich ist jene Dame Ihnen so viel wert."

Giorgio nickte überzeugt. „Das ist wahr", sagte er leise.

„Ich habe einmal etwas Ähnliches erlebt", lächelte der Vater. „Ich kam damals mit einem blauen Auge davon. Wäre es anders gekommen, so hätte ich nie wieder in der Gesellschaft anständiger Leute Fuß fassen können. Sie tun mir leid, junger

Mann. Sie stehen an einem entsetzlichen Abgrund. Sie wissen das, nicht wahr. Erwägen Sie immerhin, ob Sie den Namen der Dame nicht doch preisgeben wollen. Ich sage das nicht aus Neugierde, sondern weil Sie mir leid tun."

Giorgio schüttelte den Kopf. Er sagte:

„Bitte, führen Sie mich ab, Herr Kommissar."

„Einen Augenblick noch!" bat der Vater. „Würden Sie Ihr Geständnis dem Herrn Kommissar unter vier Augen machen? Bitte, Herr Kommissar, wäre das möglich?"

„Ich nenne den Namen nicht, basta", bemerkte Giorgio.

Der Kommissar erklärte:

„Ich müßte den Namen der Dame doch melden und würde sie dann zu verhören haben." Er winkte seine Beamten heran. Als sie Giorgio in ihre Mitte nahmen, sagte der Vater:

„Und nun haben Sie sich doch geirrt, Herr Kommissar!"

„Inwiefern, mein Herr?"

„Sie haben sich in dem Täter geirrt ... es gibt heute wahrhaftig kein Raffinement mehr, nicht einmal bei unserer tüchtigen Polizei."

„Was soll das heißen?" fuhr der Kommissar auf. Giorgio blickte überrascht auf den Vater seiner Freundin. Der Vater lächelte voll Spott. Julietta und die Mutter traten vor, auch sie sahen ihn lächeln. Und auch der Mann vom Café Stella, Herr Boccini, bemerkte dies Lächeln des gewalttätigen Herrn, und er fragte ungeduldig:

„Kann ich jetzt endlich gehen, Herr Kommissar?"

„Nur einen Augenblick", sagte der Vater und verließ das Zimmer. Er kehrte sogleich zurück und brachte einen winzigen Malschemel, auf dem eine Palette lag, in der etwa ein Dutzend Pinsel steckten. Er setzte den Schemel neben der Tür nieder und sagte: „Kunstmaler sind findige Leute, Herr Kommissar. Lassen Sie sich also durch meinen Scharfblick nicht kränken. Geben Sie acht ..."

Plötzlich lachte der Kommissar los. „Ja, natürlich!" rief er und schlug sich gegen die Stirn. „Jetzt sehe ich es auch!"

Die übrigen merkten auch jetzt noch nichts. Nur der Herr Boccini schaute auf seine Hose nieder und entdeckte dort etwas. Da entdeckten es alle: einen schmalen zinnoberroten Strich von Ölfarbe am Knie des Herrn Boccini, der von einem der langen Pinsel herrührte. Alle lachten, außer dem Herrn mit dem roten Strich an der Hose. Der Kommissar zog den Pinsel aus der Palette und verglich die Farbe mit der an der Hose. Es stimmte. Dies war der Mann, der durch das Atelier gegangen war. Dieser war der Einbrecher.

Er widersprach zwar heftig. Gleich darauf brauste das Polizeiauto mit ihm davon.

Und nun stand Giorgio mitten im Raum und wußte nicht, wie das alles so rasch gekommen war. Sein erster und sehr jugendlicher Gedanke war: jetzt muß ich alles eingestehen; sein zweiter: ich werde mich erst einmal vorstellen.

Aber nur das zweite geschah. Giorgio tat recht daran; denn der Vater einer schönen Tochter denkt in einem solchen Fall doch wesentlich anders als der junge Liebhaber, der nachts ihren Balkon erklettert. Giorgio besaß so viel Einsicht, daß er „das andere" verschwieg.

Mutter und Julietta ließen sich den jungen Herrn vorstellen, und man nahm Platz. Vater ging in den Keller und holte eine Flasche Wein herauf. Es schlug drei. Die Nacht war schon halb dahin. Im Fenster prangte die lichte Krone aller heimlichen Liebesleute, der Morgenstern.

Man stieß an und trank, man unterhielt sich gut, alles hatte sich so prachtvoll und nach Wunsch geklärt. Der Vater hatte beweisen können, daß ein Maler mehr sieht als ein Polizeikommissar. So saß man fröhlich beieinander und besprach die Geschehnisse der Nacht. Und als Giorgio bei Tagesanbruch Abschied nahm, mußte er versprechen, trotz der Verpflichtungen, die ihm die Freundschaft mit „jener Dame" auferlegte, recht bald wiederzukommen. Vater würde ihn gern porträtieren; Vater würde Spaziergänge mit ihm machen; Vater würde ihm einmal erzählen, wie es ihm selbst in seiner Jugend ergangen war, als er nachts eine Freundin besucht hatte und in eine ähnliche Lage geriet ... denn Vater, o ja, war damals ebenso standhaft verschwiegen gewesen wie dieser sympathische Herr Giorgio.

Lieber Simplicissimus

(O. Nückel)

Sie saßen im Grünen.
Sie schrie auf: Bei mir ist eine Mücke im Rükken unter dem Kleid!
Er brummte: Dumme Scherze! Das waren Spässe, als wir noch unverheiratet waren!

Kürzlich kam unsere Tante Agathe zu uns auf Besuch. Tante Agathe ist besonders wohlproportioniert — man kann schon sagen: auffällig gut. Mümmchen, unsere Sechsjährige, sah sich die Tante lang an. Dann sagte sie zaghaft:

„Tante, nicht wahr, wenn du das hinten hättest, was du vorne hast, nachher wärst du ein Kamel?"

Wir haben einen Gasthof. Wenn die Gäste getrunken haben und mit munteren Worten unterhalten worden sind, fragen sie vor dem Heimgehen nach der Zeche.

Als unser Kind dieses Jahr zum ersten Male zur Schule ging und der erste Schultag zu Ende war, trippelte die Kleine zum Lehrer, holte ihre kleine Kinderbörse aus der Tasche und fragte:

„Was macht's denn nachher heute?"

Eine Europäerin reiste in China. Auf der Suche nach Kuriositäten und Seltenheiten betrat sie einen Laden und fragte den Inhaber nach dem Preis eines Stückes, das ihr aufgefallen war.

Der Inhaber: „Dieses Stück? Vierzig Dollar."

Die Kundin: „O, John, du bist ein Diebsmann. Yah Sin da oben verkauft das gleiche Stück um zehn Dollar!" Der Ladeninhaber war sehr entrüstet: „Ich nicht Diebsmann! Yah Sin da oben — ein Heide. Ich — christlicher Glaube!"

Fragen in Paris

(E. Köhler)



„Pardon, mesdames — streiken Sie auch?"

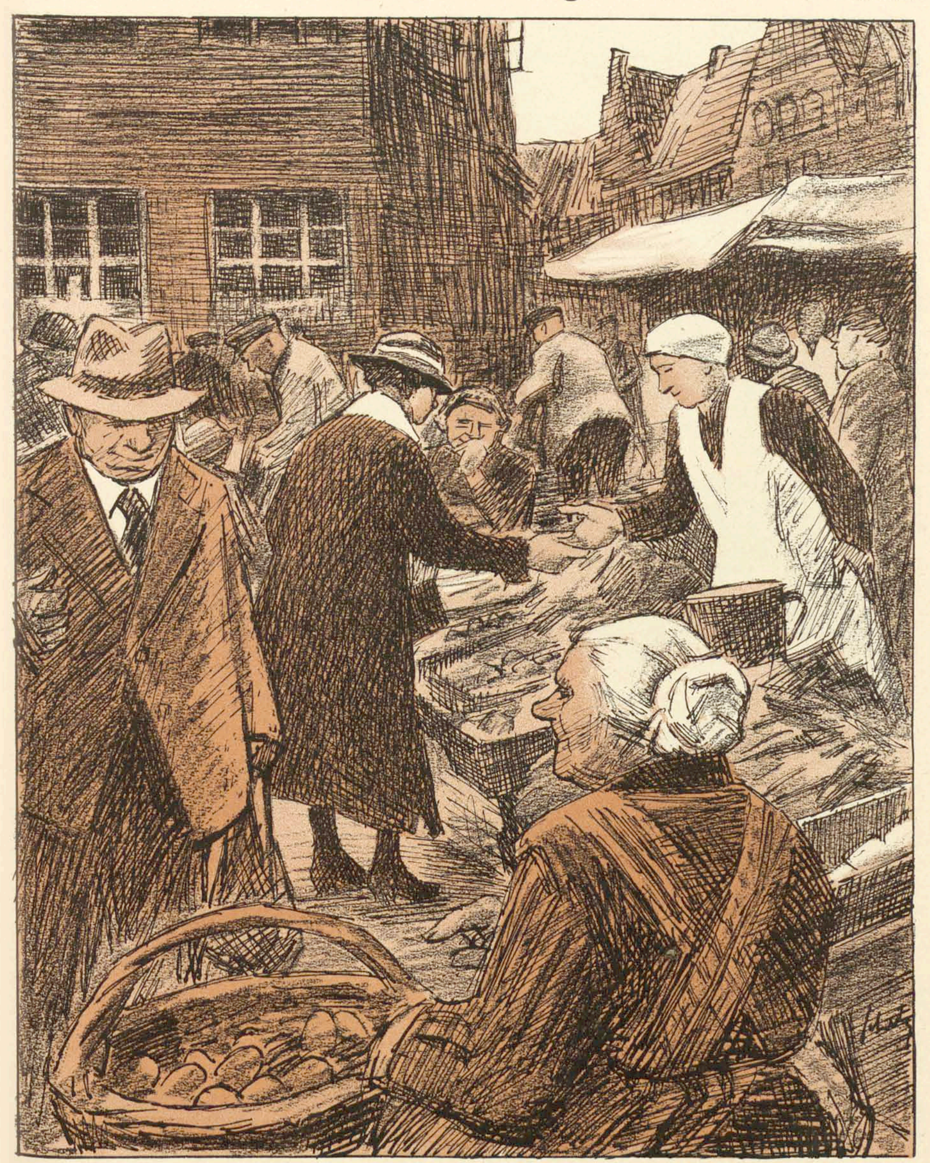
Schlank wie ein Elefant

Von Rudolf Schneider-Schelde

Am Morgen nach dem Aufstehn, es war Sonntag, und sie waren sehr spät aufgestanden und wollten außer Haus essen, sagte Nelly zu Carlo, nachdem sie ihm zugesehen hatte, wie er sich mit einem neuen elektrischen Trockenrasierapparat rasierte: „Carlo, du wirst dick."
„Wieso?" fragte er.
Sie sah ihn ruhig an, wie sie ihn schon die ganze Zeit über angesehen hatte, ruhig und anscheinend unbewegt, und sagte: „Du bekommst einen Bauch."
Er klopfte sich die Schultern ab und blickte an sich hinunter und bemerkte, daß er seine Schuhspitzen nicht sah, er wußte, daß er braune Schuhe anhatte, aber er sah sie nicht. Er glaubte sich zu erinnern, seine Schuhspitzen früher gut gesehen zu haben, wenn er an sich hinuntergeblickt hatte, es mochte einige Zeit her sein, daß er nicht an sich hinuntergeblickt hatte. Jetzt sah er nur die Uhrkette auf der Weste. Er sah die Uhrkette, die einen kleinen Bogen beschrieb, und weiter unten sah er ein Stück vom Parkettboden. Er war in guter Laune gewesen, und jetzt wußte er nicht, ob die Laune nicht vielleicht wegging, es war schließlich keine Schande, wenn er etwas Fett ansetzte. Er sagte es.
„Ja", sagte Nelly von der Couch her, wo sie untätig saß und ab und zu an ihren Nägeln polierte, „aber es macht schwerfällig. Du wirst schwerfällig."
„Nicht so sehr schwerfällig", sagte er.
„Doch."
Er schwieg und band sich die Krawatte und sah in den Spiegel und sah im Spiegel hinter dem Mann, der er war und der sich die Krawatte band, die Frau, die Nelly war, auf der Couch, Nelly, die er geliebt und geheiratet hatte und liebte und vermutlich lieben würde, und dachte an die Aufregungen, bis sie sich gehabt hatten. Er hatte nicht gedacht, daß er jemals dick werden würde. Er sah im Spiegel seine Füße sehr gut, es war ein großer Spiegel, aber wenn er an sich 'runterblickte, sah er nur die Uhrkette. Es fiel ihm ein, daß sie von Nelly war. „Was hast du denn?" fragte er.
„Nichts", sagte sie und sah an ihm vorbei und sah, während sie kühl an ihm vorbeiblickte, in sich ihn, wie er um neun Uhr sich im Bett herumgedreht hatte, um weiterzuschlafen, als sie hereingekommen war und guten Morgen gesagt hatte. Sie sah deutlich seine langsame Drehung unter der Decke, behaglich und träg und ohne Wunsch, und sah gleichzeitig sich an der Tür, unzufrieden werdend in ihrem Morgenkleid, in dem hübschen Morgenkleid aus rosa Spitzen.
„Du hast was", sagte er.
„Wie kommst du drauf? Ich habe nur eine Feststellung gemacht. Ich habe nur festgestellt, daß —"
„— ich dick bin. Schön, ich bin dick. Was weiter?"
„Es macht schwerfällig, sagte ich."
„Schön. Ich bin dick und schwerfällig. Bist du dann zufrieden?"
Sie sagte nichts.
„Alles macht schwerfällig", sagte Carlo. „Man wird nicht schwerfällig, weil man dick ist, sondern umgekehrt."
„Ach so!"
„Du hast gemeint, wir würden ewig jung bleiben?"
„Ich finde nicht, daß ich schon so sehr alt bin."
„Bestimmt nicht."
„Wenn ich auch leben muß wie eine alte Frau."
Er sah kurz zu ihr hin, während er sich abbürstete, und sagte: „Ich wußte nicht, daß alte Frauen sich die Nägel polieren. Ich wußte nicht, daß sie solche Kleider und solche Schuhe tragen wie du."
„Das meine ich nicht."
„Ich weiß, was du meinst."
Sie warf den Kopf zur Seite und wandte sich von ihm ab.
„Weiß schon", sagte er.
„Nichts weißt du."
„Genau weiß ich."
„Du bist dick wie ein Tenor, aber du kannst nicht singen wie einer", sagte sie. „Du weißt nichts."
„Und ich weiß doch."
„Dann sag es, Liebling!"
„Liebling ist gut", sagte er.
Sie blies verächtlich die Luft aus den Lungen. Er kam heran und setzte sich auf die Ecke der Couch und lächelte und sah sie an und sagte lächelnd: „Gehen wir zusammen schön zum Essen?"
Sie wandte sich weg und sagte nichts.
„Bin ich dir zu dick, Schatz?" — Er suchte ihren Arm zu nehmen, sie entzog sich ihm, aber er faßte wieder nach ihr. — „Hab ich dir zu lang geschlafen?"
„Von mir aus schläfst du den ganzen Tag."
„... Siehst du, daß ich's weiß...?" Er tändelte mit ihrem Arm und sah nachdenklich aus; sie merkte, daß er an andres dachte, und entzog sich ihm wieder. „Es ist nichts zu machen", sagte er. „Was möchtest du denn?"
„Nichts."
„Doch. Du möchtest etwas. Du möchtest, daß ich schlank bin. — Ich bin schlank."
Sie sah ihn einen Augenblick lang an und lachte ihm ins Gesicht. „Schlank wie ein Elefant."
„Auch Elefanten sind schlank. Ich bin ein schlanker Elefant. Glaub mir, Schatz, ich bin so schlank, wie ich nur sein kann. Ich kann unmöglich noch schlanker sein."
„Einst warst du schlanker."
„Einst flogst du höher", sagte Carlo. „Aber wir waren es nicht, die damals flogen."
„Ich war es."
„Es waren unsere Vorposten. Vorposten fliegen immer. Die Hauptmacht ist schwerer beweglich."
Sie sagte nichts. Er sah zu ihr hin und sah, daß sie eine Träne an der Wimper hatte. Er stand auf und trat vor den Spiegel und streckte sich und blickte an sich hinunter und sah nichts von seinen Schuhspitzen. Er neigte den Kopf und betrachtete prüfend im Spiegel seinen Scheitel, der Scheitel war schmal und die Haare ringsum voll, es war kein graues Haar dabei. Er betrachtete aufmerksam sein ganzes Gesicht, dann drehte er sich um und betrachtete ebenso aufmerksam Nelly. Sie saß mit gesenkten Lidern da, die Träne war fort.
„Wollen wir gehen?" fragte er.
Sie stand auf und nahm ihren Hut und setzte ihn auf und prüfte sich im Spiegel und puderte sich unter den Augen nach. Er sah ihr zu, aber sie sah nicht zu ihm hin.
„Wohin wollen wir?" fragte er.
Sie zuckte die Achseln.
Er ging voraus und nahm im Vorplatz seinen Hut vom Haken und blieb wartend stehen und klapperte mit den Schlüsseln in der Hosentasche. Sie kam nach einer Minute und warf ihm einen raschen Blick zu. Er lächelte.
„Bin ich denn wirklich so unanständig dick?" fragte er.
Sie lächelte und sagte nichts.
„Nelly!"
„Dicker alter Mann", sagte sie lächelnd und drohte ihm, und sie gingen beide ganz vergnügt die Treppe hinunter. Er überlegte, ob er ihr versprechen sollte, schlanker zu werden, und sie überlegte, ob sie ihm gestehen sollte, daß sie sich am Morgen über ihn geärgert hatte und ihn nur hatte wieder ärgern wollen, aber sie sagten beide nichts und gingen friedlich zusammen zum Essen, ein vierzigjähriger großer Mann, der anfing, dick zu werden, und seine um zehn Jahre jüngere hübsche Frau, beide ganz glücklich.

Aufklärung

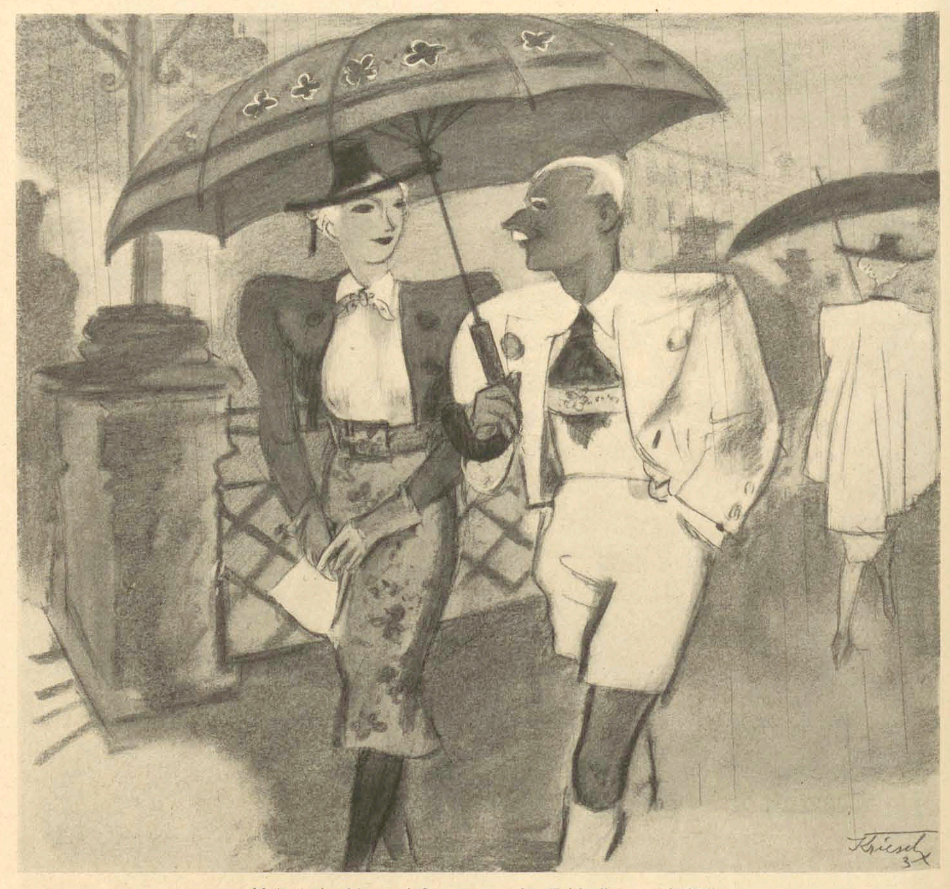
(Wilhelm Schulz)



„Nanu, die Kartoffeln sind Ihnen zu kleen? Wat kleen is, is ooch zart, daran wern Sie sich wohl noch dunkel erinnern können, Herr!“

Snobbismus

(R. Kriesch)



„Meinst du, Lissy, daß man uns für Erbhofbauern hält?"

ANGELN

Groteske nach einem wirklichen Vorfall

Hubertus mußte seinen Freund mitnehmen, denn er gehört zu jenen Leuten, die nicht imstande sind, einen Wurm auf den Angelhaken zu spießen, nur weil geangelt werden soll.

Sein Freund hatte also die Aufgabe, die Angel auf den Wurm hin zu kontrollieren und den Fischen den Haken aus dem Rachen zu reißen.

Als Hubertus den Stummel seiner dritten Zigarre fortgeworfen hatte, traf ihn der Zorn der Fischgötter. Er warf nämlich die Angel aus, der Wurm flog fort, Hubertus ließ die Schnur elegant pendeln, der Haken kam zurück, flog auf die schöne Unterlippe zu, saß dort fest — viel fester als dies Hubertus je für möglich gehalten hatte. Vorsichtig zog Hubertus an der Schnur. Seine Unterlippe folgte, mit der Unterlippe das Kinn, mit dem Kinn der Kopf, mit dem Kopf Herr Hubertus selber. Er zog sich selbst durch die Gegend. Hierauf band Hubertus die Schnur fest und befahl sich: „Volle Kraft zurück!" Der Befehl war gut, aber Hubertus hatte ängstliche Beine: sie gehorchten nicht.

Leg dich hin, sprach sein Freund, ich kniee auf deiner Brust und reiße den Haken heraus. Hubertus legte sich hin, der Freund riß. Ein Dampfer hielt den Schrei des Hubertus für ein Signal und antwortete lang dröhnend mit tiefem Baß.

Ich werde mit meinem Taschenmesser arbeiten, sagte der Freund. Hubertus sah, daß seine Lachmuskeln zitterten und zischte: Zum Arzt!

Der Freund trug die Angel, Hubertus folgte an der Schnur wie ein Hund an der Leine. Hubertus hielt der Leute wegen die Augen gesenkt wie eine Jungfrau, die verkauft werden soll. Lippen können großartig bluten, viel besser als Fische. Auch die Lachmuskeln eines Polizisten und eines Taxilenkers zitterten. Wer wurde je so an der Angel durch die Straßen geführt?! Hubertus weinte leise. Es war ein unsterblicher Tag.

Am Abend kam er heim, vor den Lippen einen großen Verband. Da er nicht sprechen konnte, zeigte er seiner Wirtin den Angelhaken und deutete auf seine Lippen. Die Wirtin riß die Augen auf, holte tief Luft, warf die Arme hoch — hierauf zitterten auch ihre Lachmuskeln. Hubertus sprach vierzehn Tage lang nicht mit seiner Wirtin, den Angelhaken ließ er vernickeln.

Jo.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D. A. II. Vj. 37. 18074. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Das große Herz

(K. Heiligenstaedt)



„Sie lieben mich? Und Ihre Frau — — ?“ — „Unbesorgt, die lieb' ich auch!“

Tschechischer Anschauungsunterricht

(Erich Schilling)



„In Deutschland will man euch auffüttern, Kinder? Lächerlich! Betrachtet euch lieber in unserem schönen Marienbad die verabscheuungswürdigen Folgen der Überernährung und nehmt euch ein warnendes Beispiel daran!"

München, 29. August 1937
42. Jahrgang / Nummer 34

LEIPZIGER MESSE

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

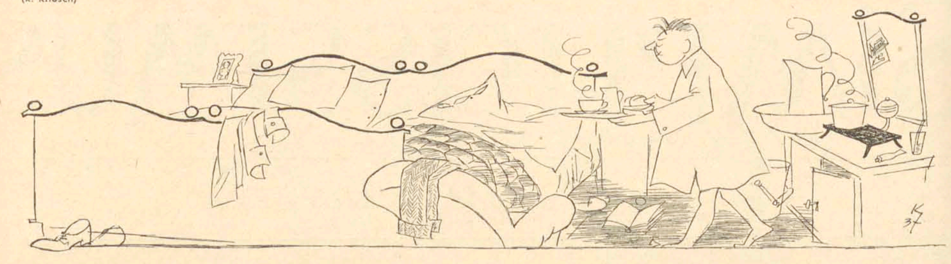
Übungsflugplatz Leipzig

(K. Arnold)



„Hauptsache, daß man das Fliegen nicht verlernt! So trainiert man sich für die künftigen großen Welthandelsflüge."

(R. Kriesch)

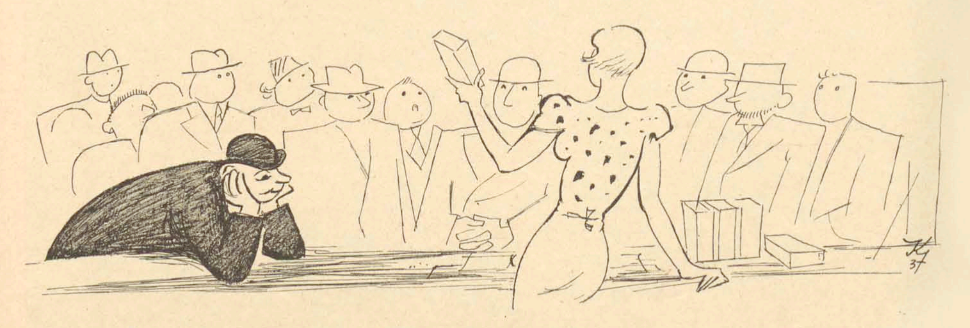


Der glückliche Strohwitwer: „Seit meine Frau auf der Messe ist, bekomme ich endlich mein Frühstück ans Bett!"

Die Kundfahrt nach Leipzig

Sie kennen sicher den Aegid Hasenöhrl von der Ecke „Bürsten und Pinsel". Natürlich hat er auch Besen, und Wischtücher hat er auch, und Bodenwachs und Wäscheleinen und Waschzuber. Eigentlich bin ich in Verlegenheit, wenn ich alle Dinge aufzählen soll, die er verkaufen will und verkauft, und wenn ich der Wahrheit die Ehre geben soll, so muß ich sagen, bei ihm kann man so ziemlich alles haben, was man braucht, außer Lokomotiven, Zubehörteilen zu Hängebrücken und anderen schweren Eisengegenständen. Aber wer braucht schon Lokomotiven und wer schafft sich heute eine Hängebrücke an? Fast niemand, meine ich. Doch ich will der Wahrheit nicht die Ehre geben und so bleibe auch ich wie Aegid Hasenöhrl bei Bürsten und Pinseln.
Wenn Sie übrigens den Aegid nicht kennen, macht's auch nichts. Bei Ihnen an der Ecke wohnt sicher irgend jemand, na, und der wird auch ein ganz gut gehendes Geschäft haben.
Also eines Tages sagte Herr Hasenöhrl nach dem Essen, es hatte gerade abgeröstete Leberknödel gegeben: „Ich fahre nach Leipzig!" Frau Therese fragte sofort: „Was für a Leipzig?" Worauf der Aegid nur antwortete: „Das mit dera Messn". Hierauf wußte Frau Hasenöhrl nur „Oha" zu rufen, wobei sie offenließ, ob das eine Äußerung des Erstaunens, der Freude, der Mißbilligung, oder überhaupt nur ein Ausruf sein sollte.
Die Firma war noch nie in Leipzig gewesen, jetzt aber wollte sie Aegid dort vertreten, daß es nur so seine Art hatte.
Auch abends im Lamm sagte er: „Ich fahre nach Leipzig". Der Stammtisch fragte wieso und warum, und Hasenöhrl gab kurz zu verstehen, daß man sich eben orientieren müsse. Da staunte die gemeine Menge.
Durch die Straßen des Städtchens lief nun das Gerücht: Hasenöhrl fährt nach Leipzig, er will sich orientieren.
Vor dem Laden begegnete dem Hasenöhrl der Tierarzt Nubl. Der grüßte zuvorkommender als sonst und sagte: „Habe gehört, Sie fahren nach Leipzig, meine Hochachtung, mein Kompliment, Herr Hasenöhrl. Aber" und dabei drohte er etwas mit dem Finger „Leipzig hat ein glattes Pflaster." Und durch die Straßen und über die Plätzchen und durch die Milchlädl und durch die Schmiede und durch die Gerberei lief's mit Windeseile: Hasenöhrl wird sich in Leipzig sehr orientieren und da ist ein glattes Pflaster.
Doktor Dommler tat eigentlich nur seine Pflicht, als er am Abend bei Aegid eintrat und anerkennend ausrief: „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein!"
Ein toller Bursche, dieser Doktor Dommler, der von sich gern sagte, er habe sich den Wind ordentlich um die Nase wehen lassen. Der Doktor Dommler liebte so wagemutige Gesellen, die bis nach Leipzig fuhren, und er selbst hätte auch gern mal an einer Forschungsreise zum oberen Amazonas teilgenommen.
Kinder sammelten sich vor dem Laden der Bürsten und Pinsel und wollten den Mann sehen, der hinaus nach Norden fuhr, von wo aus es ja gar nicht mehr so weit sein konnte zum Eismeer und zur Mitternachtssonne. Ob er wohl schon Eskimos sehen würde?
Der Umsatz im Laden nahm merklich zu. Fräulein Sackerer kaufte sich ein Stück Toillettenseife mit Rosenduft und der alte Holzknecht verlangte eine Zahnbürste mit der Entschuldigung, sie sei für ein Geschenk. Alle wollten den Duft der Ferne wittern, geheimnisvolle Länder, Zimtinseln und glattes Pflaster.
Hasenöhrl aber war der Situation gewachsen. Er sagte, es sei nicht der Rede wert, und so eine Reise nach Leipzig sei heute gar keine Angelegenheit mehr, und der Gefahren spotte er, und übrigens seien jetzt die Verhältnisse um Leipzig durchaus sicher.
Er lehnte es von vornherein ab, daß die Freiwillige Feuerwehr ihm ein Abschiedsständchen brachte. Nur keine Ehrung! Er tat ja nur seine Pflicht zur Hebung des Handels. Er wollte das Bürstengeschäft vorwärtstreiben. Wer rastet, der rostet.
Ganz heimlich und unauffällig ging er eines Tages zur nächsten Bahnstation, wie bedeutende Männer vor großen Ereignissen tun. Er wollte kein Aufsehen erregen. Als er im Zug nach Leipzig saß, war es ihm, als müsse er irgendein Telegramm heimsenden, das ungefähr so lauten könnte wie: „Leipzig soeben mit stürmender Hand genommen, Jubel der Eingeborenen unbeschreiblich."

Foltzick



Der Messeschlager: „Was gibt's denn da zu seh'n?" — „'ne durchbroch'ne Bluse!"

Der Enttäuschte

(Olaf Gulbransson)

„Nichts Neues!"

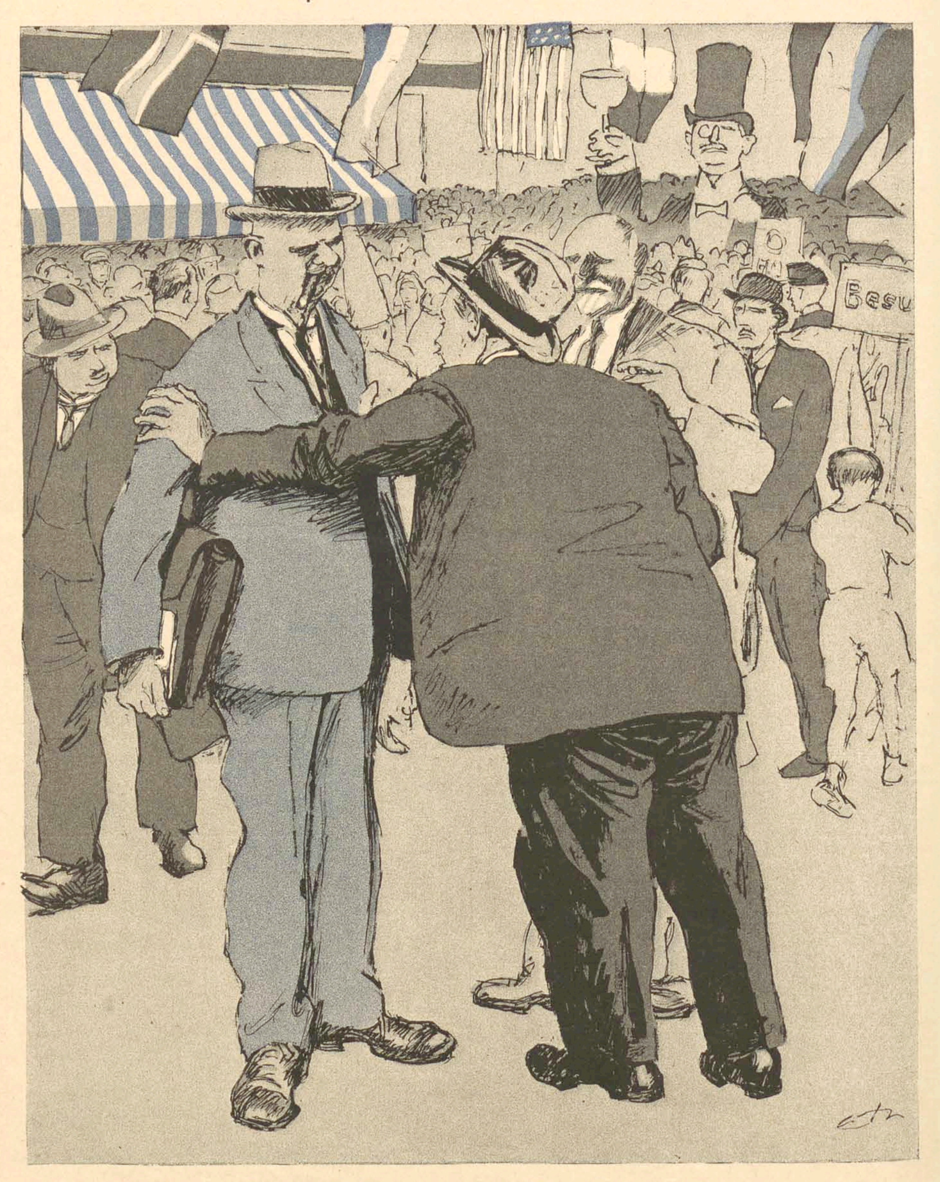
„Auch nichts Neues!"

„Donnerwetter, was Neues!"

„Ach so, Attrappen!"

Der praktische Artikel

(E. Thöny)



„Sie, da hab' ich ein ganz neues Muster, Nachtgeschirr mit Henkel innen, im Versand kolossal platzsparend!"

LERNET AN BEISPIELEN

Von A. Wisbeck

I.

Harold war landauf, landab als Schnellfahrer berüchtigt, der es mit Hilfe seines schnittigen Kraftwagens schon zu mancher Übertretung der Straßenverkehrsordnung gebracht hatte. Wenn er so im 120-Kilometer-Tempo über die Landschaft dahinwetzte, dann schlug selbst der beherzteste Fußgänger das Kreuz und pries dankerfüllt die göttliche Fürsorge, die ihn vor Harolds Achtzylinder so sichtbarlich in ihren Schutz genommen hatte. Fuhr ihm ein anderer Wagen voraus, so knirschte Harold zornbebend mit den Zähnen und tat es so lange, bis er den „anderen" gelegentlich einer S-Kurve in einer Wolke von Staub hinter sich gelassen hatte. — Völlig gegensätzlicher Art war Alfred. Denn dieser zog es vor, ein gemäßigtes Tempo zu fahren. Wurde er von einem anderen Wagen überholt, so war sein sanftmütiges Herz weit davon entfernt, dies als Beleidigung zu empfinden, ja, er ging in seiner Versöhnlichkeit sogar so weit, das stärkere Leistungsvermögen des „anderen" milde lächelnd anzuerkennen.

Einmal nun, auf einer Straße des bayerischen Hochlandes, geschah es, daß Alfreds Wagen hinter einer kirschroten Limousine lag. Sie wurde in mäßigem Tempo gefahren, und da Alfred nicht von dem Ehrgeiz besessen war, sie überholen zu wollen, steuerte er im gleichen Tempo über Berg und Tal hinter dem roten Wagen her. Weit zurück noch lag Harolds Achtzylinder. Kaum jedoch hatte sein scharfes Auge die vorausfahrenden, gerade über eine Anhöhe rollenden Wagen erspäht, als er auch schon mit einem wilden Fluch Vollgas gab und zähneknirschend über die Straße dahinfegte. Von Sekunde zu Sekunde verringerte sich der Abstand, bis Harold mit einem siegerhaften Blick aus seiner Autobrille an Alfreds Wagen vorüberjagte und bald auch die kirschrote Limousine überholt hatte.

Der sanftmütige Alfred fuhr gleichmütig, einen angemessenen Abstand wahrend, solange hinter der Limousine her, bis sie bei den ersten Häusern einer Ortschaft abgestoppt wurde und hielt. Ein Mädchen von strahlender Schönheit sprang leichtfüßig aus dem Wagen und begann, mit etwas hilflosen Griffen an der Zündung zu hantieren. Kurz entschlossen hielt auch Alfred, stieg aus und trug dem schönen Mädchen seine Dienste an, falls es sich um eine Panne handle. Die gemeinsame Untersuchung ergab, daß ein Mechaniker benötigt war, um den Wagen wieder fahrtbereit zu machen. Alfred holte dienstbeflissen den geeigneten Mann herbei, und dieser erklärte, die Panne erst bis zum nächsten Tage beheben zu können. „Gut!" sagte das schöne Mädchen mit einer Stimme, deren Wohllaut Alfred erschauern ließ, „gut, so werde ich eben in dieser Ortschaft übernachten!" „Dies zu tun, war auch meine Absicht", stammelte Alfred, und er geleitete das Mädchen in ein verträumtes, zwischen blühende Lindenbäume eingebettetes Gasthaus. — — —

„Ist der Wagen fahrtbereit?" frugen die beiden am nächsten Tage den Mechaniker. „Nein, noch nicht", antwortete dieser, „aber in zwei Stunden kann die Dame wieder fahren." „O", murmelte Alfred, „so sehr eilt das nicht, wir wollen Sie nicht drängen!" „Nein, gewiß nicht!" beteuerte das schöne Mädchen, und sah versonnen vor sich hin, „wenn ich den Wagen in zwei Tagen fahren kann, genügt mir das vollkommen." — Am fünften Tag frug der Mechaniker nach, ob er den Wagen am Gasthaus vorfahren solle. „Morgen!" entschied Alfred, während das schöne Mädchen gleichzeitig „Übermorgen" geflüstert hatte.

Und so fuhr denn Alfred an diesem Tage wieder in seinem mäßigen Tempo hinter der kirschroten Limousine her. Während er aber neun Monde später das schöne Mädchen zur Frau nahm und sich wenige Tage hernach Vater eines strammen Jungen nennen durfte, lag der schnelle Harold zu gleicher Zeit an einem doppelten Unterschenkelbruch im Krankenhaus. — — —

So mögt ihr Kraftwagenfahrer diesem lehrreichen Beispiel wieder einmal entnehmen, wie schlecht sich das Überholen verlohnt, und wie schon so mancher, ohne es zu wissen, mit Vollgas an seinem Glück vorübergehastet sein mag! Deshalb fahrt ein gemäßigtes Tempo, besonders in Kurven!

II.

Mittels mehrjähriger Ersparnisse hatte sich Max vom einfachen Radfahrer zum Motorradfahrer mit Soziussitz emporgeschwungen. Freilich, Emmi, die blonde Braut, war auch unverdrossen hinter ihm her in die Pedale getreten, wenn es nach Geschäftsschluß auf dem Fahrrad vor die Stadt ging. Man bog von der Straße in einsame Wege ab, schob die Räder durch den Wald, dorthin, wo er am dichtesten war, ruhte ein Stündchen im Moos und fuhr durch die sommerliche Sternennacht wieder nach Hause. Der Besitz eines Motorrades mußte das Erlebnis noch vertiefen. Denn auf dem Soziussitz war das Weib erst richtiger Besitz des Mannes, seinem Mute anvertraut und seinem Willen hingegeben. Allerdings, in den Wald, dorthin, wo er am dichtesten war, konnte man die schwere Maschine nun nicht mehr schieben. Man war genötigt, sie am Straßenrand zurückzulassen. — Ohne sich der tieferen Zusammenhänge bewußt zu werden, mußte Max die Wahrnehmung machen, daß seine Beliebtheit bei der Mädchenwelt rasch und in erstaunlichem Maße wuchs. So sah ihn die schwarze Mizzi, deren bisheriges Verhalten als durchaus frostig bezeichnet werden konnte, nunmehr mit einem geradezu brennenden Blick an, die rote Mimi schwärmte, ihr Auge träumerisch verschleiernd, von der Einsamkeit des abendlichen Waldes und schlug eine gemeinsame Fahrt vor, die braune Lizzi aber gestand kurzweg, daß sich ihr Herz schon seit Jahren an Max gehängt habe und sein Geheimnis nicht länger wahren könne. So geschah es denn, daß sich die mit Emmi, der blonden Braut, unternommenen Fahrten allmählich nur mehr auf einen Tag der Woche beschränkten, während sich die restlichen auf andere Anwärterinnen des Soziussitzes verteilten.

Einmal verwechselte Max die Tage, und als die Braut Emmi am Treffpunkt erschien, konnte sie gerade noch wahrnehmen, wie Max, in enger Tuchfühlung mit der schwarzen Mizzi, auf dem Motorrad davonfegte. Sie schrieb dem Abtrünnigen einen Brief, in dem sie sich höchst ungünstig über Mizzi's Beine ausließ und gleichzeitig mit den schroffsten Worten den Abbruch der bisherigen Beziehungen zur Kenntnis gab. Max teilte in seiner Betrübnis den durch Emmi's Ausscheiden frei gewordenen Tag der wasserstoffsuperoxydfarbenen Thea zu. Man ratterte zum Wald hinaus, hinterstellte die Maschine am Straßenrand und ruhte im Jungholz, dort, wo es am dichtesten war. Als sich das Paar jedoch zur Heimfahrt anschickte, mußte es die überraschende Bemerkung machen, daß an Stelle des Motorrades nur mehr ein schwärzlicher Ölflecken vorhanden war. „Gestohlen!" schrie Max auf. „Deine Schuld!" nörgelte Thea ärgerlich. Ihre Angriffe auf Max nahmen auf dem zweistündigen Fußmarsch zur Bahnstation geradezu beleidigende Formen an. Man lief auseinander und sah sich nie wieder.

„Was bedeuten in meinem Falle schon vierzehn Prozent Verlust?" errechnete Max. Und er lud die schwarze Mizzi zu einer Straßenbahnfahrt mit anschließendem Waldspaziergang ein. Leider mußte jedoch Mizzi infolge heftiger Zahnschmerzen eine Absage erteilen, die rote Mimi hatte ihren erkrankten Kanarienvogel zu pflegen, und die braune Lizzi glaubte, am Sterbetag ihres Urgroßonkels einem Vergnügen entsagen zu müssen. Durch Erfahrung belehrt und geläuterten Herzens beschloß Max die Rückkehr zur blonden Braut Emmi. Als er sie jedoch an der Seite eines jungen Mannes in einem Kleinauto an sich vorüberrollen sah, gab er auch diesen Entschluß wieder auf, ging in sich und stellte einen Spartopf auf, der ihm die Beschaffung eines neuen Motorrades ermöglichen sollte. — — —

Diese Geschichte belehrt wieder einmal so recht darüber, wie wenig es einem Manne frommt, seinen Bräuten die Treue zu brechen, selbst wenn sich hinreichende Gelegenheit dazu bietet. Dem Motorradfahrer aber mag im besonderen zur Lehre dienen: Ruhe in Begleitung einer Dame niemals im dichtesten, sondern stets im lichtesten Teil des Waldes und lasse dich dabei nicht verleiten, das Auge von deinem Motorrad abzuwenden!

Blinddarmentzündung bis Ella

Von Wendelin Überzwerch

Tausend Dinge erlebt man —
Hunderttausende nicht.
Tausend Dinge erstrebt man —
Hundert tut man (aus Pflicht).

Stückwerk ist alles Dasein:
Ob man muß Kellner in Wien
Oder indischer Schah sein
Oder Major in Dublin —

Aus des Möglichen Gänze
Gibt es Kosthappen nur.
Irgendwo ist eine Grenze:
Schicksal oder Natur.

Jedem ist zugemessen
Nur vom Apfel ein Schnitz.
Wer den ganzen will essen,
Landet im Irrenhospiz.

Ja: aus dem Grenzenlosen
Gibt es begrenzte Portion:
Ein Band nur aus dem großen
Konversationslexikon:

Blinddarmentzündung bis Ella,
Viskafaser bis Wien,
Rindvieh bis Tarantella,
Goethe bis Insulin . . .

Die Reise nach Leipzig

„Was hat dir eigentlich in Leipzig am besten gefallen?" — „Laß' doch diese dummen Anspielungen, war nur geschäftlich dort!"

DIE SANDTORTE

Eine Groteske von Klaus Back

Herr und Frau Schultze waren jung verheiratet und hatten zum erstenmal Kaffeegäste. Als diese vor der Wohnungstür standen, hörten sie drinnen ein vielstimmiges Rattern und Summen und Sausen. „Was ist denn das?" fragten sie den Hausherrn, der öffnete.

„Das sind unsere Küchenmaschinen", sagte Herr Schultze und stieß die Küchentür auf.

Da saß Frau Schultze auf dem Stühlchen und hielt die Hände im Schoß. Um sie herum lärmten zahllose kleine Motoren und besorgten die Arbeit. Ein Lautsprecher rief gerade von der Wand: „Die Eier sind jetzt halbweich!"

„Das ist die Eierkochmaschine!" erklärte Herr Schultze stolz.

Frau Schultze lächelte lieblich den Lautsprecher an, und die Gäste staunten umher. Was gab es da alles zu sehen! Eine Kartoffelschälmaschine, eine Messerputzmaschine, eine Tellerspülmaschine, eineGläserspülmaschine,eineGemüseputzmaschine, eine Salzstreumaschine, eine Eierkuchenwendemaschine — nichts war vergessen.

„Die Eier sind jetzt pflaumweich!" rief der Lautsprecher.

„Kinder, Kinder", sagten die Gäste und schüttelten bedenklich die Köpfe, „die vielen Maschinen! Habt ihr denn soviel Geld?"

„Haha!" lachte Herr Schultze, „haha, Geld! Die sind doch alle zur Probe hier! Jede Woche kommt eine andere Firma und läßt uns Maschinen zur Probe hier! Ich denke, wir werden auf diese Weise bis zur goldenen Hochzeit versehen sein!"

„Die Milch beginnt zu kochen!" brüllte ein anderer Lautsprecher dröhnend.

Die Gäste waren sprachlos.

Auf dem Tisch stand etwas, das wie ein kleines chemisches Laboratorium aussah. Ein feiner, dampfender Springbrunnen stieg aus der Mitte plätschernd empor.

„Das ist die Kaffeemaschine", belehrte Schultze seine Gäste, „sie arbeitet nach dem Geiserprinzip."

„Geiserprinzip?" fragten die Gäste verwundert.

„Ja. Ein Geiser, das ist eine vulkanische Quelle, versteht ihr. In bestimmten Zeitabständen erfolgt ein Ausbruch." —

„So, so", sagten die Gäste, und schon erfolgte der erste Ausbruch! Das heiße Wasser spritzte umher und hüllte die Küche in dicke Dampfwolken. Schreiend ergriffen die Gäste die Flucht.

„Es war ein bißchen zu stark", meinte Herr Schultze gelassen. Er führte die Gäste in die gute Stube. Dort war schon die Kaffeetafel gedeckt. Auf dem Tisch stand eine mächtige Sandtorte, neben ihr eine Kuchenschneidemaschine.

„Langt zu!" sagte Herr Schultze. „Ich will nur noch meiner Frau draußen helfen, die Wasserspritzerei aufzuwischen. Macht's euch bequem!"

Er nahm sich selber ein tüchtiges Stück und ging. Als er die Tür schloß, sah er noch gerade, wie die fünf Gäste sich mit Heißhunger auf die Sandtorte stürzten. Offenbar hatten sie das Mittagessen gespart.

Mühsam kauend erschien Herr Schultze in der Küche. Er stand eine Weile da und würgte und würgte. „Verdammt nochmal!" stöhnte er unter Qualen, „die ist aber trocken! Unsere Sandtortenbackmaschine scheint auch nicht ganz in Ordnung zu sein! O Donnerwetter!" Er schnappte nach Luft. Frau Schultze rutschte auf den Knien herum und wischte die Überschwemmung auf. „Laß nur!" sagte sie ruhig. „Das ist schon ganz richtig so. Sandtorte muß trocken sein, sonst futtern sie mir zuviel!"

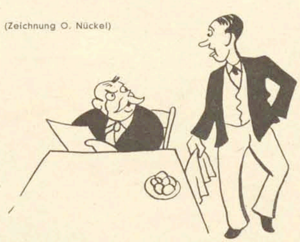
Herr Schultze nickte, dann horchte er auf. „Unsere Gäste sind ja so still! Es scheint ihnen jedenfalls zu schmecken!"

Der Kaffee war endlich fertig. Aber als Herr und

Frau Schultze ihn in die Stube brachten, bot sich ihnen ein trauriges Bild. Leblos, schiefgesunken saßen und hingen die Gäste auf ihren Stühlen. Sie waren sämtlich an der Sandtorte erstickt!
„Du liebe Zeit!" rief Frau Schultze. „Schnell einen Arzt!"
„Du bist wohl wahnsinnig!" schimpfte ihr Mann. „Sowas noch an die große Glocke bringen, was? Wir werden ja wegen Massenmordes verhaftet! — Nein, selbst ist der Mann! Wir müssen sie allein wieder munterkriegen! Ich will es mal mit künstlicher Atmung versuchen!"
Herr Schultze nahm die Gäste, drei Männer und zwei Frauen, legte sie nebeneinander auf den Fußboden und lockerte ihnen die Kleidung. Dann kniete er hinter den ersten, zog ihm die Arme über den Kopf und drückte sie wieder gegen die Brust. So tat er's mit allen, doch es wollte nichts nützen.
„Die Sandtorte muß erst heraus", meinte Herr Schultze und schleppte die Opfer ins Badezimmer. Dort legte er sie quer über die Wanne und ließ ihnen das Wasser in starkem Strahl in den Mund strömen. Es wurde auch wirklich ein wenig Torte herausgespült, aber nur das, was in den hohlen Zähnen gesessen hatte. Die Kehlen blieben verstopft.
„Was machen wir nur?" fragte Herr Schultze ratlos und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Da klatschte seine Frau in die Hände und rief: „Ich hab's!"
„Na, und?"
„Mit dem Staubsauger!"
„Esel ich!" Herr Schultze schlug sich mit der Hand gegen den Kopf. „Natürlich! Selbstverständlich!" Er setzte dem ersten Gast den Schlauch des Staubsaugers an den Mund, drückte die Nasenlöcher zu, um Nebenluft zu verhindern, und schaltete an. Der Staubsauger hatte schwere Arbeit zu leisten, er schrie in den höchsten Tönen.
Blupp! machte es plötzlich, und der Gast schlug lächelnd die Augen auf.
Bald waren sie alle wieder lebendig, und der Jubel war groß. Sie ließen sich mit ihren klatschnassen Köpfen fröhlich wieder am Kaffeetisch nieder.
Nach einiger Zeit kam ein Vertreter der Staubsaugerfirma und wollte das probeweise überlassene Gerät wieder abholen. Er stellte es an, doch siehe, der Staubsauger konnte nicht mehr! Er war nun seinerseits an der Sandtorte erstickt!
„Er ist kaputt", sagte der Vertreter. „Jetzt müssen Sie ihn bezahlen!"
„Für ein Menschenleben ist kein Opfer zu groß!" rief Herr Schultze mit großartiger Gebärde, „und nun gar für fünf!"
„Ja, ja", so rief Herr Schultze und schickte seinen Gästen die Rechnungen zu.

Lieber Simplicissimus

(Zeichnung O. Nückel)



Der Franzel Hinterpointner ist durch das Spiel des Zufalls Aushilfskellner in einem Berggasthof in den Radstätter Tauern geworden. Er legt eben einem Gast die Speisekarte vor und wartet. Doch benützt er diese schöpferische Pause, indem er sich eindringlich an einer ganz unmöglichen Stelle seines Leibes kratzt. Der Gast bemerkt das, zieht unwillig die Brauen zusammen, starrt ihn durchbohrend an und fragt: „Haben Sie etwa Hämorrhoiden?" Der Franzel verneigt sich dienstwillig und sagt: „Humoriden? Wartens a bissel! I wir gleich in der Kuchel nachschaun. Vielleicht san noch ein paar da."

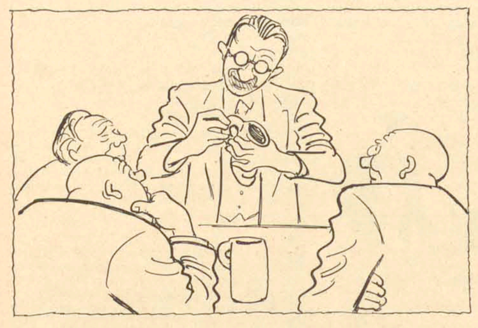
Die Krankenschwester betritt das Zimmer einer Patientin, um ein Gewisses zum analysieren zu holen. Da errötet die junge Frau und flüstert der Schwester zu: „Ach, Schwesterchen, heute können Sie es nicht gebrauchen, meine Nichte hatte mich nämlich vorhin besucht."

*

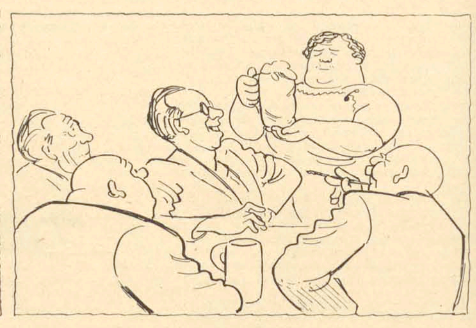
Der alte Arzt hatte in seinem Hause eine treue Dienerin, die sich im Laufe der Jahre zum Faktotum herausgebildet hatte.
Eines Tages schickte der alte Herr Wilhelmine zum Schneider, der eine Hose frisch aufbügeln sollte. Das alte Mädchen nahm die Unaussprechlichen ihres Herrn über den Arm und stürzte aus dem Hause. Der gerade aus dem Fenster schauende Besitzer derselben bemerkte noch im letzten Augenblick, daß das aufzufrischende Beinkleid auf dem Arm der Botin ins Rutschen kam und rief mit Stentorstimme: „Wilhelmine, Vorsicht, Sie verlieren ja die Hose."
Wilhelmine hatte den Ruf vernommen, schaute sich daraufhin um und als sie ihren Herrn am offenen Fenster gestikulierend stehen sah, verhielt sie einen Augenblick den Schritt, verzog ihr gutmütiges Gesicht zu einem breiten Grinsen und rief nicht weniger vernehmlich zurück: „Aber Herr Doktor, das is ja gar nich möglich, ich hab' ja gar keine an."

Der Gummi-Maßkrug

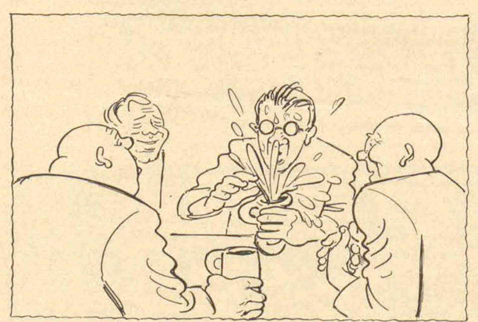
(Fr. Bilek)



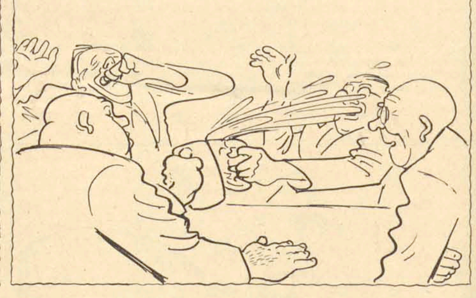
„Ich sag' euch, der wird in Leipzig Aufsehen erregen!"



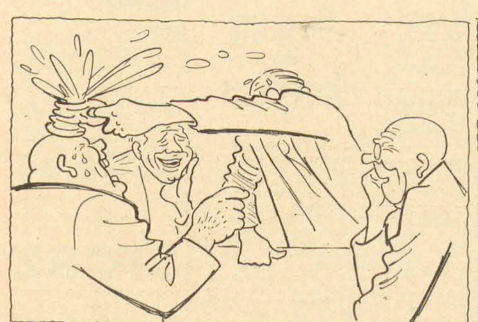
„Sehr gut, Zenzi, genau wie ein steinerner Maßkrug."



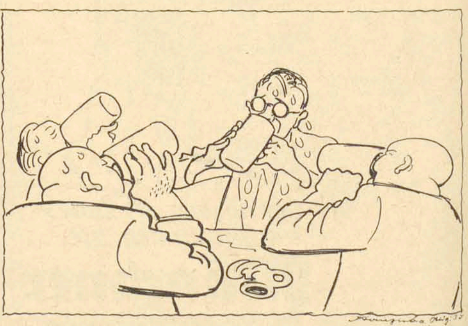
„Und nun paßt auf, man faßt den Krug wie üblich an!"



„Hoppla! Dafür geht das Anstoßen um so besser!"



„Lach' nicht so dumm, damische Nuß, damische!"





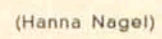
„Auf jeden Fall, Körperverletzung gibt's damit keine!"

Die Frau des Messe-Onkels (K. Heiligenstaedt)



„Den Trottel möcht' ich kennen, der sich den Büstenhalter ausgedacht hat!"
„Aber Ferdinand, das ist doch dein Messeschlager vom vorigen Jahr!"

Messalina


(Hanna Nagel)



„Zum Davonlaufen! Vor lauter Abschlüssen kommt kein Anschluß zustande!“

Häschen im Glück

Es war einmal ein armes, frommes Mädchen, das verdingte sich bei einem Tankstellen- und Garagenbesitzer. Sie pumpte fleißig, spritzte die Wagen ab, ließ sich durch kein Trinkgeld betören und war nach dem Werkend immer wieder rechtzeitig zur Stelle. Und weil sie so rechtschaffen war und zudem noch schön und verschwiegen, so liebten sie alle.

Als sie aber fünf Jahre bei ihrem Herrn gedient hatte (warum gerade fünf Jahre weiß ich auch nicht), wurde sie traurig und sie wollte wieder heim zu ihrem lieben, alten Mütterchen. Also bat sie den Garagen- und Tankstellenbesitzer um Urlaub. Der sprach: „Weil du mir durch fünf Jahre so treu gedient hast, soll es mit dem tarifmäßigen Lohn nicht abgetan sein; nein, als besonderen Dank schenke ich dir den Achttopfzerknalltreibling mit Schiebedach und Nebellampe aus Stall 38, weißt du, den von Herrn Knillig, der vor zwei Jahren schon Konkurs machte und seitdem nichts mehr von sich hat hören lassen; er nimmt mir ohnehin den Platz fort, und zudem schuldet mir Herr Knillig schon mehr an Miete und Pflege als die Kiste wert ist. Nimm ihn also und sei glücklich!“ (Damit meinte er natürlich den Achtzylinder.) Da dankte ihm das Mädchen mit feuchten Augen, nahm Abschied, stieg in den Achttopfzerknalltreibling, gab Laut und Gas und brauste ab zu seinem lieben Mütterchen. Glücklich gewann es die Landstraße. Weil es aber die Schaltung mehr nur vom Ansehen kannte, dieweil es meist mit Herrenfahrern gefahren war, so geschah es, daß es bei Kilometer 148 Komma sechs, als es einmal probeweise den Winker in Richtung seines alten Mütterchens bewegen wollte, ohnwissend die Zündung ausschaltete, worauf es dauernd Gas gab und der Motor ersoff. So blieb denn der Achttopfzerknalltreibling auf der einsamen Landstraße stehen und das arme, verlassene Mädchen sah sich bekümmert nach Hilfe um. „Oh, wenn doch jetzt einer käme und mir hülfe“, dachte es und half jammernd den etwas erblaßten Lippen mit frischem Rot nach, „vielleicht ein netter junger Mann, so in fester Lebensstellung mit eigenem Wagen und ein paar Mille für die Möbel!“

Während sie noch traurig und bekümmert verhoffte, hörte sie hinter sich ein mildes Puppern; es war ein Motorfahrer mit Hilfsmotor. Der sah das arme, hilflose Mädchen und auch den bockenden Achttopfzerknalltreibling, und weil ihm beide gefielen, so stieg er ab und erkundigte sich nach den näheren Umständen.

„Oh“, sagte das Mädchen, „wer es doch so gut hätte wie Ihr: so ein Hilfsmotor läßt sich leicht übersehen, braucht nur etwa zwei bis drei Liter pro 100 Kilometer und kann zur Not ganz abmontiert werden; so läuft die Kiste immer; es kann nie etwas passieren und man kommt stets vorwärts!“ Da meinte der Fahrer mit Hilfsmotor: „Weil du ein so armes gutes Mädchen bist, will ich dir gerne helfen; weißt du was: wir wollen tauschen, du überläßt mir den bockenden Zerknalltreibling und ich schenke dir dafür mein Rad mit Hilfsmotor; so ist dir am besten geholfen!“

Da freute sich das gute, fromme Mädchen sehr: „Oh“, sprach es, welch ein Glück habe ich doch; kaum bin ich in Not, hilft mir auch schon ein Fahrer mit Hilfsmotor! Wie soll ich Euch das danken!“ Der Fahrer aber meinte:

„Keine Ursache, Frollein!“ Hob sie selbst auf das Rad, schob es an und schob sie ab.

„Ich bin doch ein Glückskind“, dachte das Mädchen, als der Motor munter über die Straße pupperte; „gibt mir für die alte bockende Karre (die noch nicht einmal steuerfrei war) dieses köstliche Rad; nun werde ich bald zu meinem lieben Mütterlein kommen. Wird die sich freuen; ich werde dann noch einen Soziussitz anbringen lassen und wir werden bis zum seligen Ende glücklich sein!“

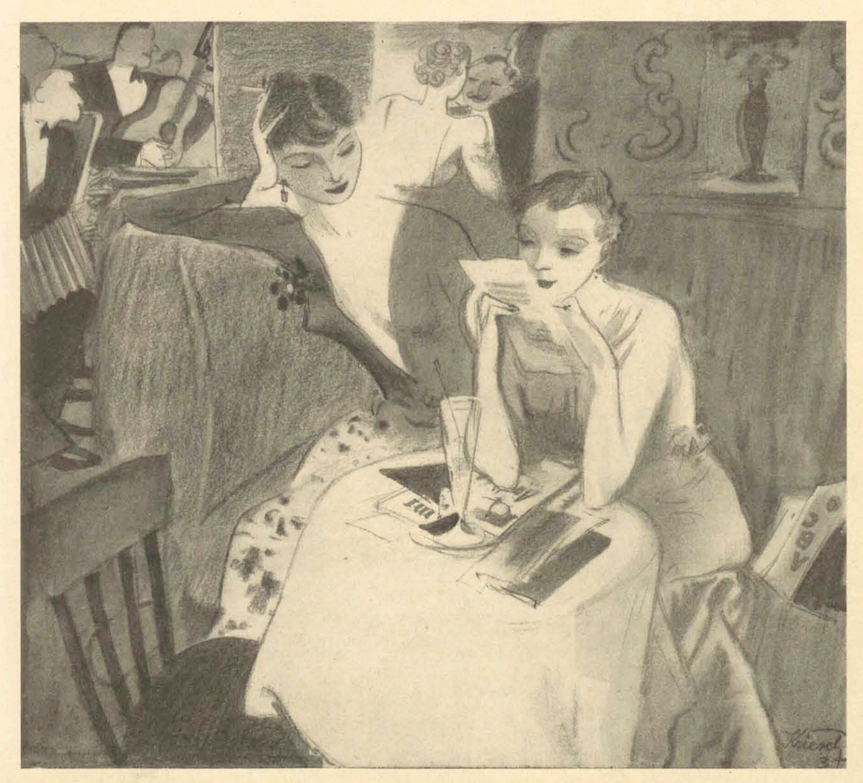
Während sie noch solches dachte, kam sie an einen Berg, und da sie voll starken Dranges nach Hause wollte, so half sie mit Treten und Strampeln kräftig nach. Wobei sie aber das Unglück hatte, mit einem der hohen Absätze in das Kabel der Zündkerze zu geraten. Was wiederum zur Folge hatte, daß der Hilfsmotor einen letzten Seufzer von sich gab und streikte. Da saß sie nun wiederum bekümmert auf der einsamen Landstraße. Weil aber ein Rad mit Hilfsmotor leicht zu übersehen war, so drehte, schraubte und probierte sie so lange, bis schließlich nur noch ein ausgepichter Fachmann hätte Rettung bringen können. Es war ein freundlicher Wanderer, der auf einem uralten Fahrrad fuhr. Er hatte zwar zu Hause eine schwere Maschine mit Beiwagen stehen, aber die Polizei hatte ihm wegen wilden Fahrens für zwei Monate den Führerschein entzogen. „Oh“, dachte der, „so ein Rad mit Hilfsmotor das wäre eine Sache; die Dinger sind ja führerscheinfrei.“ — Er besah sich den zerlegten Motor und das bekümmerte Mädchen, und da ihm deuchte, daß beide wohl einer Hilfe wert seien, so fühlte er ein Mitleid in sich aufsteigen. Das arme, gute Mädchen aber jammerte: „Oh, es ist schon spät, und gleich kommt die Dunkelheit, und das Haus meines lieben, alten Mütterleins ist noch weit!“ —

Der führerscheinentzogene, hilfsbereite Wanderer aber meinte: „Nee, nee, Frollein, auf dergleichen Sachen lasse ich mir prinzipiell nicht ein; im übrigen habe ich eine Braut! — Weil du aber unbedingt nach Hause mußt und ein armes liebes Kind bist, will ich dir gerne helfen; hier, nimm mein Rad; ich selbst will dann sehen, wie ich zu meiner Braut komme und den Schrotladen bis zum nächsten Autofriedhof bringe!“ Da klatschte das arme, fromme Mädchen voll Freude in die Hände und rief: „Oh, welch ein Glück habe ich doch heute: erst saß ich mit dem ollen Achttopfzerknalltreibling in der Tinte, dann kam einer und half mir mit seinem Hilfsmotor, und nun, da ich

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. II. Vj. 37. 18074. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Vorbereitung in der Bar

(R. Kriesch)



„Was liest 'n da, Else?" — „'n Katalog über Kreissägen!" — „Bist wohl blemblem?" — „Nee, aber mein Eisenfritze verlangt Branchenkenntnis!"

wieder im Unglück bin, hilft mir wieder ein edler Mensch in der Not!" —

„Keine Veranlassung", meinte der freundliche Radfahrwanderer, „fahren Sie nur man los!" Da fuhr das arme fromme Mädchen los; hei, war das eine Lust, so auf Schlankheit trainieren zu können; man wurde ordentlich warm dabei. Nun kam sie doch noch rechtzeitig zu ihrem lieben Mütterlein. Gewiß, die Karre war reichlich alt, aber mit einem neuen Tretlager und einer zweiten Lenkstange ließ sie sich doch noch vorteilhaft zu einem Tandem umbauen. Oh, wie könnte sie dann mit ihrem lieben Mütterchen durch die Straßen und Gassen ihrer Jugend gondeln —. Mit verstärktem Eifer trat sie die Pedale, aber das war für das alte Rad zuviel; die Kette riß! Da saß nun das arme Mädchen wieder: siehe oben! Kullernd rannen die Tränen. Da kam wieder ein einsamer Wanderer des Weges, sah das Mädchen und ließ sich ihr Malheur erzählen. Und da er fand, daß die alte Karre schließlich doch noch einer Reparatur wert sei, so empfand er Mitleid und sprach: „Höre, weil du ein so armes Mädchen bist, will ich dir helfen. Siehst du, hier habe ich eine Wochenkarte, die brauchst du nur knipsen zu lassen und du fährst bis vor deines Mütterchens Tür; ich komme nämlich gerade von da, wohin du willst. Gehe also von hier zirka zwanzig Minuten bis zur Kopfstation, steige da ein und fahre sechs Teilstrecken bis zur ersten Haltestelle links."

„Oh, was bin ich doch ein Glückskind", jubelte das Mädchen; „erst der Achttopfzerknalltreibling und so weiter. — Oh, wie gut sind doch die Menschen!" — So nahm es dann Abschied, dankte noch einmal herzlich und machte sich auf den Weg. Kaum aber saß das arme, fromme Mädchen in Linie 35, so kam der Schaffner, prüfte die Wochenkarte, runzelte die Stirn, schalt sie und meinte schließlich: „Nee, nee Frollein, das mit dem Irrtum kennen wir; seien Sie froh, wenn ich Ihnen nicht wegen Betrugsversuchs anzeige!" — Bim! — Bim! — Und der Wagen hielt. Da mußte das gute, arme Mädchen aussteigen, und es war doch schon sackduster. Weinend wollte es sich an den Straßengraben setzen: siehe oben. Weil aber Autos an der Stelle haltende Straßenbahnwagen nicht überholen durften, so geschah es, daß das arme Mädchen unversehens in den grellen Lichtkegel eines Wagens geriet. Und plötzlich hörte es eine Stimme: „Donner auch! — Häschen, bist du das!? — Los! Steig ein!" — Da stieg das gute, fromme Mädchen ein. Und siehe da, die freundliche Stimme kam von dem jungen Volontär in Firma Gutta und Percha, der bei ihrem bisherigen Brotherrn eine Box hatte und sich schon öfter in ihrer Verlassenheit ihrer angenommen —.

Sie kam zwar in dieser Nacht nicht mehr bis zu ihrem lieben, guten Mütterlein, aber auch das war kein Unglück, sondern ein Glück; denn der junge, edle Volontär kalkulierte ein halbes Jahr später folgendermaßen: schließlich ist es doch das beste, wenn ich sie heirate; sie ist wirklich ein nettes, liebes Mädel — und es gibt gleich eine Zulage! — Und so mietete er eine Dreizimmerwohnung, modern, mit eingebauter Kochnische, kaufte noch auf ihren besonderen Wunsch ein reizendes Kinderzimmer in weißem Schleiflack und heiratete sie — und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heut —. H. C.

Mitbringsel von der Messe

(Wilhelm Schulz)



„So, Kinder, jetzt sind wir wieder für ein Jahr mit Papier versorgt! Nur ein bißchen hart sind die Prospekte halt!"

München, 5. September 1937
42. Jahrgang / Nummer 35

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

FLIEGER ÜBER SCHANGHAI



Der Friedensengel: „Und da soll nun unsereins die Haltung nicht verlieren!"

Die und der Pilzkunde

Von Walter Foitzick

Ganz vorsichtig muß ich mich an dieses Gebiet heranpirschen, Deckung nehmen, sichern, leise treten. Pilzfreunde oder, in bayrischer Übersetzung, Schwammerlsucher sind so leicht verletzlich, wie ihre Schwammerln oder vielleicht noch mehr. Sie ähneln darin den Radfahrern, den Briefmarkensammlern und den Kakteenzüchtern. Und man will doch niemanden wehe tun. Manchmal ist's sogar gefährlich.

Ich habe versucht, festzustellen, an welchen Merkmalen man einen Pilzfreund erkennen kann. Ich muß gestehen, er ist von anderen Menschen äußerlich überhaupt nicht zu unterscheiden, äußerlich sage ich. Er verbirgt sich unter der Maske des Ministerialrats, des Kellners, des städtischen Beamten aller Gehaltsklassen, des Kunstmalers mit verkäuflichen und unverkäuflichen Bildern, kurz, er tritt in jederlei Gestalt auf und ähnelt darin den Fabelwesen alter Mythen und Religionen.

Aber untereinander erkennen sich die Pilzleute sofort und meiden einander, wenigstens auf ihren Pilzgängen. Denn wer möchte ein Jagdrevier dem anderen verraten. Er weiß, wo Steinpilze wachsen, er braucht nur hingehen und holt sich zwei Pfund, drei Pfund, fünf Pfund, so sagt er, halt so viel wie ihm beliebt. Wenn nun auch ein anderer da holte, hätte er nichts zu brocken und zu beißen.

Man sagt immer, daß eine Frau der anderen nicht ihre Schneiderin verrät. Ist ja gar nicht so schlimm, kommt immer mal wieder vor, aber daß einer, der weiß, wo Steinpilze wachsen, einem anderen, der 's nicht weiß, die Stelle verriete — unmöglich, sage ich, kommt ja jarnich in Frahe. Schließlich leben wir doch nicht im Paradiese und der Kampf ums Dasein (der Schwammerln) tobt erbittert und leise.

Da gehen Sie im Walde so für sich hin, und plötzlich knackt es im Gebüsch, und wenn es so im einsamen Walde knackt, denken Sie gewiß, es könne vielleicht doch ein Original-Räuber sein, so ein unzeitgemäßer mit „die Börse her oder lebst nicht mehr". Lassen Sie diese Romantik, es ist ganz gewiß nur Herr Mühlhuber, der mit der Börse schon gar nichts zu tun hat, und der ist dem echten Reizker auf der Spur, wohlgemerkt dem echten, von dem, wenn er auf der Pfanne gebraten, mit etwas Petersilie und Pfeffer, wahre Wunderdinge erzählt werden und neben dem chinesische Schwalbennester nur so etwas wie Kohlrüben ohne Butter sind. Wohlgemerkt der echte Reizker, der gar nicht zu verwechseln ist mit dem unechten Reizker, der aber doch sehr häufig verwechselt wird, und dann ist das Unglück da.

Gehen Sie an Herrn Mühlhuber vorbei und tun Sie so, als haben Sie ihn nicht gesehen; er hätte sonst einen unruhigen Tag, da er glauben würde, Sie hätten ihn im Paradies der echten Reizker erblickt und würden nun die echten Reizker aus diesem Paradies vertreiben, um sie leicht anzubraten mit Petersilie und Pfeffer.

Anfänger sind diejenigen, die nur den Allerweltsschwammerln nachjagen, den allerdings noblen Steinpilzen und den Birkenpilzen und den Rehlingen. Ha, was wissen die von der Schmackhaftigkeit so mancher Geheimpilze. Die richtige Pilzweidmannslust rumort im Blute! Was ein richtiger Schwammerlsucher ist, der hat seine Spezialitäten. Mitleidig zuckt er die Achseln, daß Sie den Damenschirmling nicht kennen und den Schweinsbratling und den getupften Abflußröhrling, der so leicht zu verwechseln ist mit dem Mückenpisling, der auch nicht giftig ist, aber vollkommen ungenießbar, wenn man ihn nicht vorher in starkverdünnter Salzsäure absiedet, wodurch er geradezu unschädlich wird und sich als Suppeneinlage immer noch nicht eignet. Aber gestorben ist noch niemand daran.

Tja, das sind Spezialkenntnisse, die man sich nur ganz langsam erwerben kann und die keine noch so bunt gedruckte Tafel in einem der vielen vorzüglichen Pilzbücher vermittelt. Solche Geheimnisse pflanzen sich in den Familien fort, vom Vater auf den Sohn und auf den Enkel. Sie werden treuer gewahrt als Bowlenrezepte.

Ich habe das alles nur so aufgeschnappt und möchte mich nicht unter die Schweinsbratlinge mischen, die genau so wie abgebräunte Kalbshaxen schmecken sollen. Das hat mir der Herr Geheimrat Siebold verraten. Aber ich vertraue eigentlich nur auf die braven alten Pilzweiber, und was mir von ihnen gereicht wird, esse ich ohne mit der Wimper zu zucken. An den Geheimräten zweifle ich etwas, wenn es sich um das Gebiet der eßbaren Pilzkunde handelt. Ich bilde mir immer ein, was ein Akademieprofessor ist, oder ein Abteilungschef, oder ein höherer Steuerberater, dem könnte es doch mal passieren, daß er einen Damenstrümpfling mit einem Knollenblätterschwamm verwechselt, und da muß ich immer hinterher so viel Kirschwasser trinken. Man liest halt so viel in den Zeitungen.

Konsultation

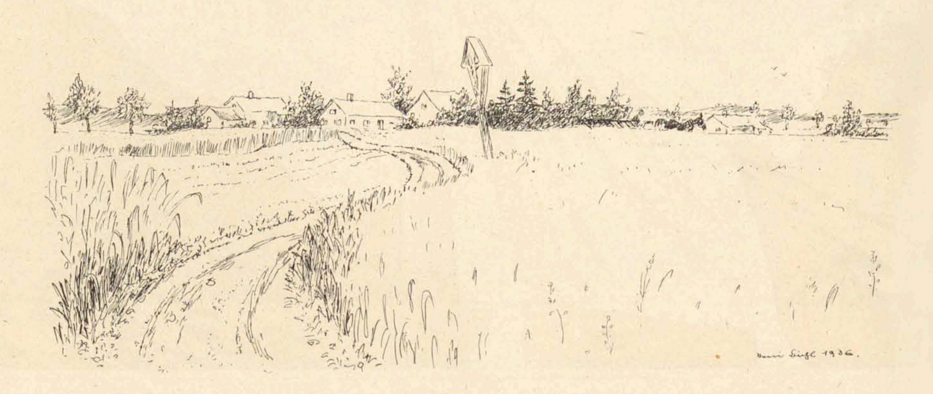
Von Ratatöskr

Stunden gibt es, grau und greulich,
wo ein inn'rer Zwiespalt klafft.
Und so konsultiert' ich neulich
einen Mann der Wissenschaft.

Lächelnd hub er an zu sprechen:
„Trösten Sie sich, lieber Sohn,
und beklagen Sie nicht Schwächen
Ihrer Konstitution.

Denn wir sind (selbst die Berliner
— keiner ist davor gefeit)
ein Ergebnis endokriner
Drüsenzellentätigkeit."

. . . „Ei, soso?" seufzt' ich ergeben.
„Ja, nun wird mir freilich klar,
daß und weshalb dieses Leben
oft — pardon! — verdrüßlich war."



Mode und Verkehr

(P. Scheurich)



„Laß dir sagen, Kitty, die Röcke werden wieder ganz kurz, bis ans Knie!"
„Dann wird auch das Trambahnfahren wieder stark in Mode kommen!"

Die Macht des Gebetes

Von Carl Ludwig

In einem Städtchen des frommen Böhmer Landes lebte ein Apotheker mit seiner Frau, einem Sohn und zwei Töchtern. Der Vater hieß Xaver-Franz, der Sohn Franz-Xaver. Die ganze Familie war äußerlich und innerlich auf höchste Solidität eingestellt und von erprobter Frömmigkeit. Als der Sohn zur Apothekerprüfung in die Stadt mußte, kam die Familie auf die glorreiche Idee, die himmlischen Mächte zu Hilfe zu rufen. Es wurde beschlossen, daß die ganze Familie täglich von sechs bis sieben Uhr morgens und abends Bittgebete zum heiligen Xaver gen' Himmel schicken solle. Nur Franz-Xaver solle statt einer vollen Stunde immer nur eine halbe beten, weil er Zeit und Kraft noch nötiger für die Prüfung brauche.

Der Beschluß wurde gewissenhaft durchgeführt. Das Hausmädchen mußte die Familie kurz vor sechs Uhr früh wecken, und Punkt sechs Uhr begannen die Gebete im Schlafzimmer der Eltern und der Töchter. Das Mädchen schloß sich den Betübungen freiwillig an, weil es Franz-Xaver liebte, natürlich nur im geheimen, unbemerkt von der Dienstherrschaft. Aber es beschränkte die Gebete auf die Dauer der Morgentoilette und lag den Rest der Stunde angekleidet auf dem Bett; wegen der Aussichtslosigkeit dieser Liebe schien ihm dies ausreichend. Nachmittags betete die Familie gemeinschaftlich im Eßzimmer, das Mädchen war vom Mitbeten befreit, weil es in dieser Zeit einholen und das Abendessen zurichten mußte. Xaver-Franz, der Vater, brachte der guten Sache sogar den Dämmerschoppen, der laut geheiligter Gewohnheit pünktlich um sechs Uhr begann, zum Opfer. Er führte dafür einen Abendschoppen ein, der ihm nach der voraufgegangenen Kasteiung des Leibes noch besser mundete und auch länger dauerte.

Auch der Sohn erfüllte das Betabkommen gewissenhaft, und wenn er die festgesetzte Zeit nicht einhalten konnte, so holte er das Versäumte später nach.

So vergingen mehrere Wochen, bis eines abends bald nach Beginn des Betens das Mädchen das ersehnte Telegramm brachte:

„Bestanden. Beten einstellen."

Das geschah auch prompt. Alle vier erhoben sich sofort aus der knienden Stellung, in der sie die Botschaft erreicht hatte. Xaver-Franz, der Vater, ging mit beschleunigten Schritten zu dem alten Sechs-Uhr-Abendschoppen, um auch dorthin die frohe Botschaft zu bringen.

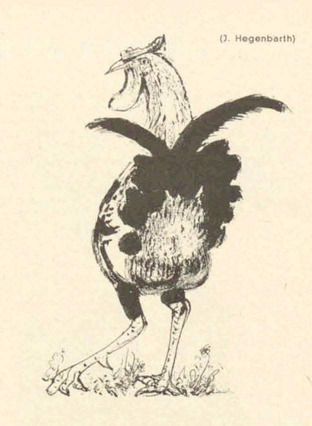
(Prüfungskandidaten und ihren Angehörigen zur Nachahmung empfohlen.)

Traum und Wirklichkeit

(K. Heiligenstaedt)



„Wenn ich dich so sehe, muß ich immer an Marlene Dietrich denken!" — „Wirklich?" — „Tatsächlich, obwohl es aussichtslos ist; ein Mann wie ich muß sich eben bescheiden!"


(J. Hegenbarth)

Das Herrentauschen

Von Karl Springenschmid

Der Abend ist gekommen und die Führer haben ihre Herren vom Seil getan und jetzt hocken sie in der engen Kuchl beisammen, wo ihnen die alte Haslwanter Thres, die Hüttenwirtin, den Schmarrn hinstellt, eine Pfann wie ein Wagenradl so groß.

„Viel z'trucken, Thres!" würgt der alte Pflerscher, der den groben Schmarrn nicht derschlingen kann, wenn er keinen Wein hat dazu. Aber, wie es halt mit einem alten Führer ist, Wein, den tragt's ihm nur alle heiligen Zeiten einmal.

Da hat es ein junger, ein lediger Mensch viel leichter, einer wie der Zwicknagl. Dem schlieft der Schmarrn grad so durch den Schlund und er haut ein, daß dem alten Pflerscher schier angst wird um sein Seelenheil.

„Oha, Zwicknagl!" fahrt er auf und stellt ihm den Löffel quer.

Aber der Zwicknagl bellt bloß grantig: „Ho, ho!"

„Was hascht denn du heut?" fragt der Pflerscher.

„Nix hab i", faucht der Zwicknagl bissig, „bloß a Wut hab i!"

„A Wut aufm Schmarrn, gell, dös kenn i!"

„Naa, aufm Schmarrn nit, auf mein Herrn!"

Und dann rumpelt er los: „Ausgmacht ischt der Elfer g'wesen für morgen. Da hab i schnell ihr, der Meinigen, der Kathl, woaßt eh, Botschaft sagen lassen, daß i morgen kimm bei der Nacht. Es ischt nit guet, bal so a jungs Menschl allweil alloan ischt, wo i hiez dritthalb Woch nimmer ins Dorf kemmen bin und zu ihr. Und hiez fallt mein Herrn auf amol ein, dem Spinner, dem narrischen, nit aufm Elfer morgen, naa, aufm Cristallo, nix mitm Dorf, nix..."

„Nix mit der Kathl!" schlingt der Pflerscher sein Brocken hinunter, „hart ischt dös, versteh woll, für so a jungs Mannsbild, bal die Nacht so schian ischt und stad und dös Bluat rebellisch wird..."

„Hör auf mit dem!" meint der Zwicknagl.

„So ischt die Welt", seufzt der Pflerscher und plagt sich weiter mit dem Schmarrn, „trucken und zach und kreuzweis verdraht; dein Herr möcht aufm Cristallo morgen und der meine, der möcht just aufm Elfer!"

Eine Weile ist es jetzt still um die Pfann. Der Zwicknagl in seiner Wut ladet die doppelte Fuhr auf, um den Vorsprung, den der Pflerscher hat, aufzuholen. Aber plötzlich bleibt ihm mitten in der Luft der Löffel stecken.

„Wo hascht g'sagt, tuest morgen dein Herrn hin?"

„Aufm Elfer tu i'n!"

„Pflerscher, Freund!" blitzt da der Zwicknagl auf, „da brauchen mier ja grad ünsre Herren tauschen, nacher kimm i ins Dorf und..."

„... und zur Kathl, gell!" meint der Pflerscher, „naa, naa, auf dös laß i mi nit ein. Mein Herrn gib i nit her. So an guaten Herrn, wia i hiez hab, hab i schun lang koan nimmer g'habt!"

Aber der Zwicknagl ist jetzt hellauf im Schwung: „Mier machen a freie Vereinbarung mit ünsre Herren, verstehst, Pflerscher. 's Herrentauschen ischt erlaubt. Dös kann niemand wehren. So was, dös ischt leicht gmacht. Mier geben es halt die Herren richtig ein, und nacher tuest du den mein aufm Cristallo und i tue den dein aufm Elfer!"

Doch der Pflerscher ist wieder ganz beim Schmarrn und schüttelt bloß abwehrend den Kopf: „Was geht denn mi dein Herr an? I kenn ihn ja gar nit!"

„Schaug", sagt der Zwicknagl und tritt mit dem Fuß die Tür auf, die ins Gastzimmer führt, „da drenten huckt er, in der Ecken!"

„Mit die Augenglasln, der?"

„Ja, der mit die Augenglasln, a Primaherr sag i.."

„Dös sein mir schun die rechten, dö mit die Glasfenster, dö halbsblinden. Därfst jeden Griff ansagen, bis er ihn siacht und nacher greift er erscht no daneben!"

„Haltaus", fällt der Zwicknagl ein, „da bischt hiez aber falsch an, Pflerscher, a Primaherr, sag i dir, ganz a erstklassiger..."

„Gleichschaugn tuet er nix, so zsammdruckt und schölch..."

„Auf's Ausschaugn kimmt's nit an", meint der Zwicknagl, „auf dös wia es einwendig ischt, a Primaherr, sag i, und ganz a erstklassiger Steiger. So g'ring hängt er dir am Seil, daß d' ihn kaum spürst..." „G'ring? Der hat leicht seine achtzg Kilo!"

„Dös mag er schun ham. Aber 's Lebendgwicht ischt gleich, bal er guet steigt. Und da ischt er hochprima, sag i dir. Da findst koan bessern nit. Und gschwind alles begreifen tuet er und brav folgen. Der geht dir so schian nach, wiara Kalbl am Strick!"

„Hiez machst ihn halt guet, dein Herrn, daß d' ihn anbringst. G'wiß ischt er voller Tück und Tadel. Aber es ischt ja nit mein Herr, es ischt ja der deine."

Und der Pflerscher, als ginge ihn das ganze nichts mehr an, ladet den Löffel wieder gupfvoll und würgt den Schmarrn hinunter.

Da packt der Zwicknagl die Sach frisch an. „Drei Liter Wein drüber!" schreit er.

Der Pflerscher druckt an seinem Schmarrn, „Fünfe", sagt er. „Viere!" „Fünfe!" „Fünfe, in Gottsnam!"

„Den erschten Liter glei", bedingt sich der Pflerscher aus, „die andern viere, bal die Herren einverstanden sein!"

Oh, wie schlieft der Schmarrn so fein mit dem roten Terlaner hinterdrein!

„Zwicknagl, Freund", lacht der Pflerscher, „heut ischt guet sein!"

Sie löffeln die Pfann aus, einträchtig. Da geht grad der Herr, dem Zwicknagl seiner, vor die Hütten, Wetter schauen oder so. Gleich rücken sie ihm nach. „Es wird wohl schön Wetter bleiben, Zwicknagl, nicht?"

„Woll, Herr, bal der Nachtnebel so dös Tal einerziacht, ischt es den andern Tag allweil schian, Herr. Aber..." „Aber?" schaut der Herr auf.

„Aber, mit Verlaub, Herr, dös ischt mein Freund, der Pflerscher, Herr, a hochprima Führer und extra guet fürn Cristallo. I kann ihn bestens empfehlen..." „Ja, aber Zwicknagl, wieso? Wir hatten doch vereinbart..."

„Dös bleibt alles, wia es ausgmacht ischt, Herr. Morgen der Cristallo. Lei, i und der Pflerscher, mier tüen ünsre Herren täuscheln, weil er, der Pflerscher, für'n Cristallo viel der bessere ischt, wia i. Aufm Cristallo bin i an armseliger Häuter, aber aufm Elfer, da bin i a Lueder, Herr, den pack i gradauf über die Eisrinn, bal es sein mueß."

Der Herr schaut eine Weile den Zwicknagl an und dann den Pflerscher und schüttelt lange zweifelnd den Kopf.

Dann bringt der Pflerscher den andern Herrn, den seinigen, aus der Stuben.

„Dös ischt mein Freund, der Zwicknagl, Herr", fangt er an, „der bekannte Elferführer, der beste, in der ganzen Gegend. Es hat halt jeder so seine Berg, dö ihm guet liegen, mir der Cristallo, dem Zwicknagl der Elfer!"

Langsam fangen die Herren zu begreifen an und so geht der Tausch zusammen. Der Pflerscher aber, wie er schon ist, versauft die vier Liter noch auf einen Sitz in der gleichen Nacht.

In der Früh aber, wie es langsam Licht wird überall, beim Pflerscher zuletzt, da stehn die zwei vertauschten Herrn schon vor der Hütten.

„Hallo, Führer!" rufen sie vergnügt.

Der Zwicknagl, der Pflerscher greifen um Seil und Pickel und sagen: „Schian gueten Morgen!"

Und dann geht der Zwicknagl zu dem Pflerscher sein Herrn und der Pflerscher zu...

„Nicht so", lachen die Herren, „jedem der seine!"

Und sie erklären, daß sie sich entschlossen hätten, lieber die Berge zu vertauschen als die Führer, dann käme doch alles auf das gleiche heraus oder nicht? „Woll, woll", nicken die beiden, „nacher kimmt's auf's gleiche raus!"

Nur den Zwicknagl, den zwickt der Wein. —

„Kathl", sagt er in dieser Nacht beim Fenster, „Kathl, dös ischt a teure Nachtreis' heut, fünf Liter Wein hat mir dös kost!"

„Was? Nit mehr?" meint die Kathl.

„Nit mehr?" staunt der Zwicknagl, „a ganzes Faßl zahl i für di 's nächstmal, ha?"

Aber so sind sie, die Weibsleut, die falschen.

Mittag / Von Klaus Jos. Uhl

Im Ziffernrund der Zeigerpfeil
Verkündet Mittag goldensteil.
Das Dorfkirchturmgemäuer bebt:
Im Dachstuhl schon die Glocke schwebt.

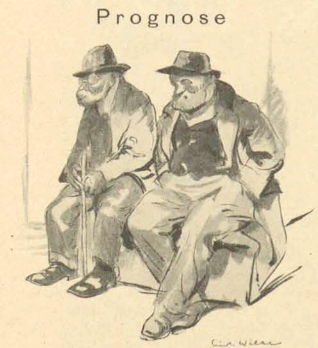
Nun hebt es blank zu läuten an!
Goldflügelflatternd kräht der Hahn
Vom Knauf. Es rumpeln kugelprall
Schon aneinander Schall und Hall.

Zu Füßen aber erdenrund
Dreht sich die Heimat schürzenbunt.
Vor Segen steif das Mieder spannt:
Keins darbt zu Mittag heut' im Land.

JOCKO ALS ERZIEHER / VON H. KLOCKENBUSCH

Nein, in Anton Zippels Ehe war nicht mehr alles, wie es vor zwei Jahren gewesen war, als sich Anton und Emilie die Hand zum Bunde gereicht hatten! Eine gesteigerte Reizbarkeit hatte sich ihrer bemächtigt, und immer häufiger gab es Ärger, Verstimmungen und Mißverständnisse. Gewiß, sie liebten sich noch immer, und meistens folgte solchen Auftritten eine baldige Versöhnung. Wie aber sollte es werden, wenn das so weiterging und sich die Fälle immer mehr häuften, daß Anton stundenlang mit gefurchter Stirn einherging, und Emilie in einem Winkel dumpf vor sich hin schmollte? Wenn man dagegen andere Leute betrachtete, bei denen alles eitel Wohlgefallen und Sonnenschein zu sein schien — —! Da waren zum Beispiel Friedemanns, die schon viel länger verheiratet waren, und in der ganzen Nachbarschaft als geradezu lächerlich verliebtes, zärtliches Ehepaar galten. „Ja, wenn du dir Herrn Friedemann zum Muster nehmen wolltest — —!" war eine von Emiliens Redensarten, mit denen sie ihn maßlos reizen konnte. „Friedemann", pflegte Anton darauf zu sagen, ist ein fader Geselle. Wenn er diese reizende Frau nicht hätte — —!"
Die letzte erhebliche Meinungsverschiedenheit zwischen den Eheleuten Zippel hatte Jocko verursacht. Als Emiliens Tante Malwine gestorben war, hatte sie ihren Graupapagei Emilie vermacht. Und Anton hatte mit aller Entschiedenheit seine Zustimmung zur Aufnahme dieses Hausgenossen verweigert. „Das Tier mit seinem blöden Geplapper kommt mir nicht in die Wohnung!", hatte er erklärt. Schließlich bekommen wir noch die Papageienkrankheit, die nachgewiesenermaßen von diesen Viechern übertragen wird!" Er hatte sich sogar dazu hinreißen lassen, Emilie vor die Wahl zu stellen: „Entweder Jocko oder ich!" — Da er allen Vernunftsgründen unzugänglich geblieben war, hatte ein Vetter Emiliens den Papagei einstweilen zu sich genommen. Darüber waren nun fünf Tage vergangen mit Schmollen und Bitten. Dann hatte endlich das verweinte, tiefbeleidigte, vorwurfsvolle Gesicht seiner Frau Anton Zippels Widerstand gebrochen. „Also meinetwegen", sagte er, „du sollst deinen Vogel haben!" Ja, und nun hing gleich neben der Zimmerpalme der Käfig, von dem aus Jocko die fremde Umgebung zunächst mißtrauisch musterte. Da ihn Frau Emilie sorgfältig pflegte, hatte er sich bald an sie gewöhnt, während Anton Zippel nach einer peinlichen Erfahrung vorzog, seinen Zeigefinger nicht mehr neckenderweise durch die Gitterstäbe zu stecken. — Einen Wortschatz schien Jocko nicht zu besitzen. Mißvergnügt und in undurchdringliches Schweigen gehüllt, hockte er auf seiner Stange, und obgleich Frau Emilie mit rührender Geduld versuchte, ihm einige Wörter beizubringen, blieb ihren Bemühungen auch der bescheidenste Erfolg versagt. Das veranlaßte Anton des öfteren zu der Bemerkung, daß sich Emilie besser um ihre häuslichen Pflichten kümmern solle, statt dem stockdummen Tier Albernheiten vorzuschwätzen.
Eines Tages gerieten die ohnehin gereizten Gemüter wieder einmal in Wallung. Beim Essen gab es einen häßlichen Auftritt wegen der Suppe, die nach Zippels Behauptung völlig versalzen war. Da die Fenster geschlossen waren, nahm Anton Zippel kein Blatt vor den Mund und tobte gewaltig. Und da geschah es, daß Jocko seine Stimme erhob und in eine Atempause Antons ganz deutlich „Freut euch des Lebens" hineinkrächzte.
Verblüfft unterbrach Zippel seinen Redefluß, indes Jocko in einem sanften, verweisenden Ton ganz klar die Worte: „Aber Ottokar!" in die Stille hineinsprach.
Ottokar, erinnerte sich Zippel, hatte Tante Malwinens Mann geheißen, der ein äußerst lebenslustiger Herr gewesen sein sollte. Und plötzlich erschien ein Lächeln auf den Gesichtern der Eheleute Zippel, und der Friede war für dieses Mal wiederhergestellt.
In der Folgezeit kam es zwar hier und da zu kleinen Unstimmigkeiten zwischen ihnen, aber schwere eheliche Gewitter kamen nicht mehr zur Entladung, und das bewirkte Jocko, der Graupapagei, indem er krächzend an das Ehepaar Zippel die Aufforderung richtete, sich „des Lebens zu freuen". Als Frau Emilie einmal die Vermutung äußerte, Anton sei überarbeitet und müsse seine Nerven schonen, behauptete er, es

Prognose



„Moanst, daß 's heut' noch regnet?" — „Ganz g'wiß! Wann 's mir nach 'm Radi net richtig aufstoßt, gibt 's allaweil an Wetterumschlag!"

läge nicht an ihm, sondern an ihr. Sie hocke zuviel zu Hause. Man einigte sich, indem man beschloß, Antons Urlaubszeit zu einer gemeinsamen Erholungsreise zu benutzen. „Und wo lassen wir Jocko?", wandte Emilie ein. Zippel zuckte die Achseln. „Ich hab's!" strahlte Emilie. „Wo wäre er besser aufgehoben, als bei Friedemanns? Sie werden uns sicher den Gefallen tun!" Friedemanns taten ihnen den Gefallen und Zippels Abreise stand nichts mehr im Wege. —
Gleich am ersten Tage nach ihrer Rückkehr brachte Frau Friedemann den Käfig mit Jocko zurück und wehrte, verlegen errötend, Emiliens überschwänglichen Dank ab. „Man sieht, Sie haben ihn gut gepflegt", sagte Emilie anerkennend. „Ordentlich mollig ist er geworden, der Jocko!" Es ging alles wieder seinen gewohnten Gang bei Zippels. Nur schien Jocko jetzt von Emilie nichts mehr wissen zu wollen und hackte beständig mit dem Schnabel nach ihrem Finger.
Einige Tage später kam es bei Zippels doch wieder zu einem Streit, der ernstliche Formen anzunehmen drohte. Und da begab es sich, daß Jocko mit erschreckend tiefer Stimme, aber deutlich vernehmbar „dumme Gans" schnarrte. Und ehe der erbleichende Zippel die Fenster geschlossen hatte, schrie Jocko mit kreischender Stimme ein paarmal: „Alter Affe!"
Zippels sahen sich entsetzt an. — Nach langer Pause hauchte Emilie fassungslos: „Wer hätte das gedacht von Friedemanns?"
„Furchtbar!", erklärte Zippel. „So also steht es mit dem Eheglück bei Friedemanns ...! Na, sowas gibt's ja bei uns, gottlob, nicht. Und wir wollen auch dafür sorgen, daß es nie so weit kommt, nicht wahr?!" — — —
„Ich weiß nicht", sagte eines Abends Artur Friedemann zu seiner Frau, „ich finde Herrn Zippels Benehmen mir gegenüber so merkwürdig verändert ...! Sollte er trotz der verblüffenden Ähnlichkeit der beiden Tierchen doch Verdacht geschöpft haben? Aber was blieb uns übrig, als einen anderen Papagei zu kaufen, nachdem uns Zippels Jocko trotz aller Pflege eingegangen war — —?"

Lieber Simplicissimus

Der Rustler-Naz, ein stadtbekanntes Original in E., unternahm vor Jahren eine Bergtour ins Salzburgische. Er forderte drei gute Freunde auf, die auch gerne mittaten.
Am Abend kamen sie in Salzburg an und gaben dem Hausmeister ihre Schuhe zum Benageln.
„Recht fest benageln!", meinte der Rustler-Naz.
Am nächsten Morgen regnet's. Der Himmel ist trostlos verhangen. Die vier Bergsteiger setzen sich zu einem Tarock. Es regnet den ganzen Tag
Am zweiten Morgen regnet's auch.
Wieder den ganzen Tag.
Die vier spielen weiter Tarock.
Am dritten Morgen regnet's wieder.
Der Rustler-Naz steht beim Fenster und schaut in den Regen. Dann dreht er sich zu seinen Kumpanen um und meint:
„Manna, 's wär aa besser gwes'n, mir hätt'n uns d' Ärsch nagln lass'n!"

*

Ein bekannter österreichischer Finanzmann hatte einen Intimus N. W. Es war in ganz Wien bekannt, daß dieser ein widerlicher Schmeichler, ein Speichellecker — man könnte auch noch anders sagen — von der übelsten Sorte war. Als sich nun der Finanzmann einmal einer Hämorrhoiden-Operation unterziehen mußte, wurde folgendes Bulletin ausgegeben: „Operation gelungen, N. W. unverletzt."

*

Als ich heuer in Österreich war, passierte mir folgende kleine Offenbarung der „Volkesstimme": Als ich eines Morgens unversehens in unser Zimmer trat, war das Stubenmädchen noch mit dem Aufräumen beschäftigt. Und ganz in Gedanken muß ich wohl grüßend die rechte Hand erhoben oder so eine ähnliche Bewegung gemacht haben; denn das brave Kind sah mich groß an, dann strahlte es über das ganze Gesicht und sagte stolz: „I bin aa scho fünf Tag g'sess'n!"

(Zeichnung O. Nückel)



Herr und Frau Lehmann weilen im Museum und bleiben pflichtschuldigst vor all den vielen Gipsabgüssen stehen, Kunstverständnis und Kunstsinn heuchelnd. Herr Lehmann verharrt versunken vor einem Abguß der Venus von Milo. Seine Gattin tritt hinter ihn, und er sagt darauf begeistert: „Siehst du, mein Kind, das waren noch Frauen, Frauen waren das! Herrlich, berückende Frauen geradezu!"
Eisig betrachtet Frau Lehmann die schöne Frau Venus und meint dann: „Na, laß man gut sein, Gustav, wir kommen wohl noch zu den antiken Mannsbildern."

*

Bollermann sitzt im Kaffeehaus. Ganz nahe am Büfett. Da er ein Mensch ist, der auch den stupidesten Tagesvorfällen Interesse abgewinnen kann, hört er aufmerksam zu, wie der Kellner in fast gleichbleibenden Abständen der Büfettmamsell seine Bestellungen übermittelt, wobei die Worte: „Eine Schok! Ein Mock!" immer und immer wiederkehren. Bollermann denkt etwas über die Bedeutung dieser ihm zuerst unverständlichen Worte nach, trinkt seinen Sprudel aus und sagt zum Kellner: „Bitte, bringen Sie mir jetzt einen Kakao!"

Die Wagen werden immer schnittiger!


(Fr. Bilek)

Wiedersehen

Von Wilhelm Pleyer

Herzlich freut mich dies, was der Zufall gab!
Wußt ich es nicht immer, daß wir uns noch träfen?
Lang schon ist es, lang . . . Zeiten reiten Trab,
Jede streift ein wenig an die Schläfen.

Nein, dir nicht. Noch nicht. Du bist jung wie je,
Wie du immer mir im Sinn geblieben.
. . . Ja, ich reise gern. Ja, ich lieb' die See,
Ja, ich hab so mancherlei geschrieben.

Lächeln ward aus Jauchzern, Lächeln ward aus Groll,
Sanft nur tönt es noch, was so gell geklungen.
Wie ein Bienenkorb schwer und summend-voll
Dieses Herze mit Erinnerungen.

Die Amputation

Eine Groteske

von

Nikolaus Reitter

Jetzt öffnete sich die Tür des Operationssaales. Und auf einer fahrbaren Bahre wurde Balduin Schmidt hereingeschoben.

Eine sehr schwere Operation stand ihm bevor. Das Bein, in dessen Mark eine grauenhafte Krankheit fraß, sollte ihm oberhalb des Kniegelenks abgenommen werden.

Die Operationsschwester träufelte Chloroform auf die Maske und näherte sich dem Patienten. Doch Balduin Schmidt schlug wild um sich und schrie: „Ich mag keine Narkose! Ich will keine Narkose!"

Ärzte und Schwestern redeten ihm gut zu. Aber er wollte sich das Bewußtsein nun einfach mal nicht rauben lassen.

Endlich entschloß man sich, da der Kranke drohte, seine Einwilligung zu der notwendigen Amputation zurückzuziehen, zur örtlichen Betäubung, zur Lumbalanästhesie. Und nach einigen Einspritzungen von Tropakokain in den Rückenmarkskanal fühlte Balduin Schmidt bald nichts mehr von der unteren Hälfte seines Körpers.

Mit emporgehaltenen, gummihäutigen Händen schritt der Chefchirurg eilig herein. Die Operation sollte beginnen.

Die Schwester legte dem Patienten barmherzig ein Tuch über die Augen, damit ihm der entsetzliche Anblick erspart bliebe. Balduin Schmidt jedoch schimpfte auch diesmal so heftig, daß sie ängstlich das Tuch zurückzog. „Ich will genau sehen, was mit meinem Bein geschieht!", schrie er.

Der Chefchirurg, der keine Zeit zu verlieren hatte, winkte der Schwester ab.

Und so schaute Balduin Schmidt also zu, wie man sein Bein an der Stelle, wo es abgeschnitten werden sollte, rasierte und mit Alkohol abrieb.

Schon als der Chirurg begann, die Haut rings um den Schenkel durchzuschneiden und das rote Blut zu tröpfeln anfing, ging ein Schmunzeln über die Züge des Kranken.

Belustigt schaute er zu, wie die beiden Ärzte sich mühten, die Adern abzuklemmen und abzubinden, wie sie sorgfältig die durchschnittenen Nervenenden herauszupften. Eine Schwester trocknete dem großen Chirurgen immer wieder den Schweiß von der Stirn, die angestrengt über die furchtbare Wunde gebeugt war.

Der Patient aber fühlte keinen Schmerz, er beobachtete alles, und sein Lächeln wurde immer überlegener. Wirklich, er schien sein Vergnügen an dieser Operation zu haben.

Endlich griff der Operateur zu der silbern blinkenden Knochensäge. Mit schnarrendem, kreischendem Ton drang das Instrument — von seiner ruhigen, kundigen Hand geführt — quer durch die starke Knochenröhre hindurch. Knacks, brach das Bein ab. Zwei Schwestern trugen es beiseite.

Balduin Schmidt aber lachte laut auf.

Man band ihn los. Er schlug sich immer wieder auf das noch vorhandene Knie und wollte sich ausschütten vor Lachen.

„Aber Herr Schmidt", sagte die Operationsschwester sanft und strich ihm lind über die Wange, „lachen Sie doch nicht so gräßlich!"

Balduin Schmidt aber ließ sich seinen Spaß nicht verderben. „Kinders", rief er, und drohte unter einem neuen Lachanfall zu ersticken, „Kinders, ihr habt mir ja das falsche Bein abgenommen!"

Ein Genießer

(Wilhelm Schulz)



„Sehn Se, Fro Meyern, jetzt sünd Se Witwe und de Willem is Witwer — und als junge Deern het he Se doch so geern 'hatt . . ." — „Ja, dat hebb ick em nülich ok ganz lies ünner de Nees 'reb'n — aber wat denken Se, wat he 'antwort' hett?: ‚Jaja, de jung Deerns, de heff ick ümmer noch recht geern!'"

Die neue Linie

(R. Kriesch)



„Und wie wünschen Gnädigste die Aufnahme?“ — „Na, ich hab' mir so gedacht, Brustbild mit Beinen!“

Die Anekdote / Von Heinz Scharpf

In der Morgenzeitung stand heute folgendes zu lesen:
„Ein junger Komponist bat Hans von Bülow: ‚Bitte, sagen Sie mir ganz ehrlich und unverhohlen Ihre Meinung über meine Orchestersuite ...'
‚Mein Lieber', sagte Bülow herzlich, ‚wollen wir nicht lieber gute Freunde bleiben?'“
Dieser junge Mann mit seiner unglücklichen Orchestersuite ist ein guter Bekannter von mir und wahrscheinlich auch von Ihnen. Seit Jahr und Tag werden die armen Komponisten von ihm überlaufen.
Vorgestern las ich, daß er mit seiner Komposition zu Puccini ging und sich genau dieselbe Antwort holte, wie er sie heute von Bülow bekommen hat. Und vor gar nicht langer Zeit suchte der Unermüdliche wieder Max Reger auf, um die gleiche vielsagende Kritik erteilt zu bekommen.
Meine Morgenzeitung hat übrigens ein kurzes Gedächtnis: mir ist genau in Erinnerung, wie sie seinerzeit berichtete, daß der junge Mann Gustav Mahler in Wien überfiel und von ihm das gleiche wie von Bülow zu hören bekam: „Mein Lieber, wollen wir nicht lieber gute Freunde bleiben?“
Schwarz auf weiß habe ich es außerdem daheim in einer alten Anekdotensammlung, daß mein Bekannter schon bei Richard Wagner in derselben Angelegenheit vorsprach und sich die nämliche Abfuhr, nur sächsisch gefärbt, holte.
Eine Umfrage bei meinen Bekannten ergab außerdem, daß der Unentwegte mit seinem Werk schon bei Schumann, Liszt und Berlioz und weiter zurück bei Rossini, Beethoven, Mozart und Haydn angefragt hatte und ihm dort genau dieselbe malitiöse Antwort wurde.
Da kann man nur sagen: Hut ab vor solcher Ausdauer, die einer besseren Arbeit würdig gewesen wäre! Wieviel Schuhsohlen mag sich der Musenjünger im Lauf der Zeiten da abgelaufen haben, um seine Musik an die verschiedenen Männer zu bringen. Zugleich aber ist es rührend, anzuhören, wie er sich den Glauben an seine Komposition von niemandem rauben läßt, trotz der übereinstimmenden ablehnenden Gutachten.
Es ist nur zu befürchten, daß er auch in Zukunft nicht ruhen und sämtlichen kommenden Komponisten seine Suite vorlegen wird, auf daß er dabei nichts anderes zu hören bekommt, als was er von Bülow bis Haydn vernommen hat. Wenn es so weitergeht mit ihm, wird es am Ende in der Anekdote keinen lebenden oder toten Tonheros geben, dem er seine Komposition nicht vorgelegt hätte.
So bleibt uns nur der Appell an die Morgenzeitungen übrig, von dem Gehetzten endlich abzulassen, der Bart ist ihm ja schon lang genug um seine Orchestersuite herumgewachsen.
Eigentlich eine bedauernswerte Erscheinung, dieser junge Mann im Reich der Musikliteratur — nur um eins ist er zu beneiden: um die Freundschaft so vieler großer Komponisten!

Fundstück

„Jahrmarkt in der Stadt Weil a. Rh.: Der Frühjahrsmarkt wird jeweils in der Zeit vom 25. bis 30. April und der Spätjahrsmarkt in der Zeit zwischen dem 1. und 10. Oktober abgehalten. Gleichzeitig ist auch die Verlegung der Wochentage von Mittwoch und Donnerstag auf Freitag und Samstag genehmigt.“

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. II. Vj. 37. 18074. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Auf Wiedersehn!

(K. Arnold)



„Tscha, Schorschel, nächstes Jahr werde ich wohl nicht kommen. Die Kur hat mich wieder janz jesund jemacht!"
„No ja, bis zur nächsten Saison wird sich beim Herrn Kammersänger da Reumatis hoffentlich wieder ei'stölln!"

Der Unterschied

(E. Thöny)



„Woascht, Sepp, kommoder sein d' Mannsbilder zum Führn, aber bal's zum Aufizarrn geaht, nacha sein s' lang net so griffig wia d' Weiberleut!"

München, 12. September 1937
42. Jahrgang / Nummer 36

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Das Ergebnis

(H. E. Köhler)



„Also drei Verehrer hattest du am Strand, Lilly?" — „Ich kann dir sagen, die reinste Nichteinmischungskommission! Keiner traute sich, und zum Schluß haben sie sich alle vertagt."

Das Mißverständnis

(R. Kriesch)



„Weißt du, der Doktor Müller ist ja so ganz nett, aber der Mann schnarcht!" — „Na hör 'mal, Elly, das hätt' ich nicht von dir gedacht . . ." — „Was kann denn ich dafür, wenn er im Kino einschläft!"

Wenn die Haare leise fallen

Es kommt der Tag, da sagt eine Ihnen vermutlich nahestehende weibliche Person: „Franz, an deiner Stelle würde ich mir mal die Haare schneiden lassen." Dann greifen Sie sich an den Kopf, als hätten Sie es nicht schon längst selbst bemerkt, und teilen mit, daß Sie es an Ihrer Stelle auch tun würden.

Ich weiß, das letzte Mal, als Sie beim Friseur waren, haben Sie sich fest vorgenommen, es künftig nicht so weit kommen zu lassen. Aber es kommt jedesmal so weit. Und Ihr Haarwuchs ähnelt allmählich den Darstellungen älterer Landpastoren, romantischer Dichter und musikalisch begabter Leute, die diese Begabung gern durch längere Haare kundtun.

Es ist ein Gesetz: Kein Mann geht gern zum Haarschneiden. Weiß Gott, womit das zusammenhängen mag. Vielleicht fühlt er sich unbewußt in seiner männlichen Würde herabgesetzt, wenn er so in das etwas lächerlich weiße Laken gehüllt auf dem Stühlchen sitzt wie ein Bubi, der mit der vorgebundenen Serviette sein Breichen essen soll. Und dabei soll er sich noch eine Viertelstunde im Spiegel betrachten, immer nur sich selbst. Es gehört schon eine ordentliche Portion Selbstgefühl dazu, eine Viertelstunde vor dem Spiegel zu sitzen und das Bild der Wohlgestalt, das man von sich selbst im Herzen trägt, nicht einigermaßen getrübt zu sehen. Dazu sind wohl nur sehr erfolgreiche, aber wirklich sehr, sehr erfolgreiche Filmschauspieler fähig, wenn sie sich gerade im Stadium steigender Gagen befinden, und auch das dauert bekanntlich nicht allzulange. Außerdem mag ein dem Manne innewohnender Selbsterhaltungstrieb es als unangebracht empfinden, daß ihm irgend etwas abgeschnitten wird. Aber das führt schon ins Gebiet der höheren Psychologie und da kann man schließlich alles behaupten; ich aber möchte auf dem Boden der Tatsachen bleiben.

Also, da sitzen Sie nun beim Friseur, und der hat Ihnen die Journale des Lesezirkels in die Hand gegeben, wie man Kindern Spielzeug gibt, damit sie keinen Unfug treiben und die Erwachsenen bei ihrer ihnen ernsthaft und nützlich scheinenden Tätigkeit nicht stören.

Stören Sie, bitte, den Friseur nicht, sondern versuchen Sie inzwischen etwas über das Leben der Honigbiene, die Pferderennen in Pernambuco, die Geheimnisse des Vogelfluges oder über Küchenrezepte „Mal was anderes aus Tomaten!" zu lesen. Viel können Sie sowieso nicht machen. Wenn Ihnen der Mann mit der Schere auf der linken Seite die Haare zu kurz geschnitten hat, können Sie es nur feststellen, und nun muß er sie auf der anderen Seite ebenso kurz schneiden; denn der Mensch ist im großen und ganzen ein äußerlich rechts und links ähnliches Gebilde, wenn auch keineswegs vorne und hinten.

Sie sind bei der Lektüre gerade bis zu der Stelle gekommen, wo die Tomaten mit Schnittlauch — nach Belieben — bestreut und im verdeckten Topf serviert werden, da deutet der Friseur auf eine Stelle Ihres Kopfes und sagt bedenklich: „Hier wird's etwas dünn!" Das ist der Moment, wo Sie eingreifen können; ich sage können! Es handelt sich nur um Sekunden. Sie müßten jetzt sagen, daß Sie das gerade gerne hätten, wenn's da dünn wird, aber der Mann will ja auch leben und geschäftlich weiterkommen, und er hat so viele Flaschen mit Wohlriechendem gegen Dünnes, und täglich kommt Neues auf den Markt, und der kosmetischen Industrie liegt die Kräftigung des Haarbodens so sehr am Herzen. Noch immer hat man sich in Männerkreisen nicht dazu entschließen können, die Glatze als die allein passende Frisur zum grauen oder braunen Sakko zu erklären.

Sollte sich durchaus keine dünne Stelle zeigen, liegt es doch klar auf der Hand, daß Ihr Haar zu viel Fett enthält oder anderseits auch zu wenig, und alles läßt sich mit unserer hochentwickelten Steinkohlenteerindustrie beheben. Wer wollte daran zweifeln? Ich nicht!

Sie können eben nur sagen, daß Sie für schütterwerdendes Haar schwärmen oder für den bei Ihnen oben herrschenden Fettmangel, eventuell auch fürs Gegenteil.

Derartige Einsprüche sind nur Theorie, und in den seltensten Fällen werden Sie, der Sie so schön gebändigt und umhüllt vom schneeichten Linnen dasitzen, die Energie aufbringen, den Friseur daran zu hindern, nach der Flasche zu greifen, um sie zu neuem Haarwuchs zu salben.

Und dann, mein Herr: vorbeugen. Vorbeugen kann man nicht früh genug.

Ich selbst beuge dauernd vor. Ich habe sehr früh damit angefangen, und niemand weiß, was mit meinen Haaren passiert wäre, wenn die Friseure nicht soviel Duftendes und Erhaltendes auf mich drauf geschüttet hätten. Ich habe da meine eigene Methode, ich sage dem Mann: „Ich stehe Ihnen jetzt eine halbe Stunde zur Verfügung, bedienen Sie sich meiner!" Dann öffnen sich die Schleusen und die Kosmetika strömen auf mich hernieder, Handarbeit und Maschine tun ihr übriges. Ich fühle mich verhätschelt. Aber ein schwerer Entschluß bleibt's doch immer, hinzugehen. Foitzick

Vertauschte Rollen

(Olaf Gulbransson)

Schon bei seiner Ankunft in München fielen Mister Brown aus London die vielen oberbayerischen Dirndln auf.

Flugs wandte er sich an ein Dirndl: „Konnen Sie jodeln, Fraulein?“ „Speak English, please!“ sagte das Dirndl; es war auch aus London!

Verblüfft wandelte Mister Brown stadteinwärts, allwo er einen Landsmann traf. „How do you do?“ begrüßte er ihn.

„Was möchst', damischer Deifi, damischer!“ sagte der Herr in flüssiger Umgangssprache; denn er war aus München!

Nur ein „Streitfall“

(E. Thöny)



Mars: „'tschuldigen die Herren — aber weshalb umgehen Sie eigentlich bei Ihren Auseinandersetzungen meine bewährte Firma?“

Im Septembergarten

Von

Dr. Owlglaß

War der Morgen auch grau,
ist der Mittag doch lind.
Nun tu auf dein Geschau,
wärm' das Herz, altes Kind!

Ob die Stauden verblüh'n,
die der Falter umflog —
sieh die Zinnien glüh'n
um den steinernen Trog.

O ihr Farben, so schwer
und so alt und so tief,
wie aus Urzeiten her,
die ich träumend verschlief!

Und der Wasserhahn tropft
immerzu, immerzu,
bis das Herze mitklopft,
voll von ahnender Ruh.

Der See auf dem Wege

Von Görge Spervogel

Die Straße geht lang hin durch das Moor auf den Berg zu, als wollte sie darüber hinweg, im letzten Augenblick aber biegt sie rechts ab, und mitten im Dorf verläßt sie der Atem. Sie hat eine kleine Steigung mitbekommen, das verträgt keine Moorstraße, sie gibt den Geist auf; ein paar Klinker noch, dann nichts mehr als Sandwege. Einer davon führt rings um den Berg, bis er wieder auf die Straße trifft, wo sie gerade den Anlauf nimmt. Er kommt im letzten Stück an ein paar Häusern vorbei, und dahinter hat auch er eine Strecke der Schwäche: er verwandelt sich in einen See.

Der einzige, dem es gleich sein kann, ist Hinrich Gieschen; denn er wohnt oben auf dem Berg. Er hat von allem den richtigen Abstand, auch von dem Wege, auch von dem See, das bringt die Höhe mit sich. Keunig Hinrich op 'n Voßbarg, so nennen sie ihn, aber nicht, wenn er daneben steht; obgleich er nicht groß ist, sieht er über die Leute dahin, er ist unerschütterlich und kriegt das Kinn nicht an den Hals, obwohl sich das nicht mit der Zigarrenmacherei vertragen soll, was sein Handwerk ist; andere wieder sagen, das käme von der Sorte Tabak, die er zu seinen Einlagen verwendet.

„Deer Weeg", sagt Keunig Hinrich, wenn ihn jemand danach fragt — und diesmal ist es ein fremdes Fräulein, das plötzlich auf seinem Grund herumläuft und neugierig ist —, „jaa, ßu den Weeg da kann ich nuur ein Trauuerßpiel kann ich daaßu saagen. ‚Duu solls deinen Naachbaarn auch für seine Schlechtigkeit achten!' Das 'n olen Spruch von min Grootvadder her, aber so was gilt heute für'n altmodernen Schnack."

Seine Worte sind mit Würde und gleichsam in düsterem Gesange über den Rolltisch mit den Formhölzern und den Tabakhaufen darauf zum Fenster hin gesprochen. Aber nun ist es genug der Majestät, auch einem Fräulein gegenüber, das ins Moor gekommen ist, um sich zu erholen, wenn man das glauben soll; Hinrich gerät in Hitze, wie man im lebenslänglichen Umgang mit einem Kraut wie dem Tabak ja hitzig werden muß.

„Kiek an", sagt er, „das 's hier ja nu 'n Berg, und da unten, dascha nu Moor, un ßwischen dem Berg un dem Moor geht der Weg hin. Wie er angelegt wurde, daßumalen, ich war 'n ganßen dschungen Kerl daßumalen und bin hingegangen und habe gesagt, ßu den Leuten gesagt: Daa mußt ihr einen Graben längsßiehn auf beide Seiten, wenn das seine Oorntlichkeit haben soll, habe ich gesagt, aber sie wußten es ja besser. Und nun? Es regent. Das Wasser fällt auf den Berg, obendrauf in den Wald, da kann es bleiben. Aber der Abhang, früher lauter Busch, da hält es sich nicht, seit der Busch gerodet ist. Geffken brauchte ja Land, und wie er bei den Busch geht, da habe ich gesagt: Geffken, habe ich ßu ihm gesagt, daa kann nichts Guutes von kommen! Aber dascha auch so 'n Nachbar, un ich seh mir das an, wenn er Düng aufgefahren hat im Frühjahr, und es regent, was es nur hergeben will, und die Kraft von dem Düng läuft mit dem Wasser auf den Weg, und wenn er künstlichen Düng gesät hat — alles auf den Weg. Das Wasser, habe ich immerßu gesagt, möchte ich wohl auf meinen Feldern haben!"

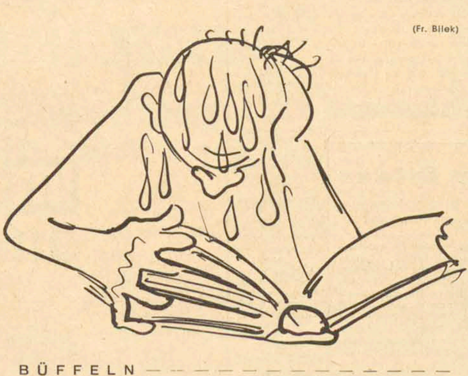
Er hat zwar nur einen kleinen Garten und etwas Kartoffelland, aber davon soll nicht die Rede sein, auch weiß es das Fräulein ja nicht. Er sagt ‚Felder' dazu, und wenn seine Frau ans Bestellen oder Ernten geht, so hat er Asthma und kriegt keine Luft, was auch wieder vom Tabak kommt.

„Neben Geffkens Land, aber nach dem Moor zu, hat Wellem Dührkopp ein Feld. Zwischen den beiden Stücken geht der Weg hin. Als er sah, daß Geffken den Busch rodete, ging er bei und hat aus dem Heideland, was es vorher war, den Noord gebrochen, Raseneisenerz sagt man heute wohl dazu; er hat es um und um gekuhlt und den Noord herausgeholt, sogar eine heidnische Grabstätte hat er dabei gefunden. Als ich vorbeikam, wollten seine Leute die Pötte schon wegschmeißen, aber ich habe gleich in die Stadt geschrieben, daß sie einen von ihren Dockters aus dem Museum schickten. Soll auch einer hier gewesen sein, ich war wohl auswärts den Tag. Und nun sieh an, das Wasser von Geffkens neuem Feld lief über den Weg rüber auf Dührkopp sein, was ja tiefer lag, seit der Noord unter weg war. Aber Wellem Dührkopp wollte doch Jan Geffken sein Wasser nicht haben, wo sie sich nicht angucken mögen, die beiden, das wollte er nicht, und kalferte aus dem Noord und aus Plaggen einen Damm an dem Weg lang. Kiek, so mußte das Wasser nun darauf stehenbleiben."

Keunig Hinrich langt über sich ins Spind und zieht eine sonderbare Zigarre daraus hervor, eine Zigarre in Pfeifenform mit Troddeln und Klünkern und zwei kleinen Beinen am Kopf, daß man sie zwischendurch weglegen kann ohne daß sie umfällt — ganz und gar aus Tabak gemacht. Er steckt sie an, ohne auf des Fräuleins erstaunte Augen zu achten. „Sie zieht", sagt er nur. „Kanns das merken? Der Weg, tje, wenn das Heu hereingebracht wird, wenn das Vieh auf die Weiden kommt, wenn die Milch abgeholt wird — immer durch den See vor Dührkopps Damm. Davon wurde der Grund denn immer tiefer aufgemülmt, daß er schon gar nicht mehr austrocknen konnte vor Schlamm, und immer wieder, wenn's regent, das Fett von dem Düng reingespült, bis es den Pferden an den Bauch reichte. Da sind wir zu Jan Geffken hingegangen. So und so, ob er nicht einen Graben ziehen will an seinem Land. Da habe ich keine Veranlassung zu, sagt er. Du mußt es wissen, Jan, sage ich zu ihm, wo dir alles wegschwimmt, das Fett und die Kraft. Spielt alles keine Rolle, sagt er. — Gut, die Fuhrwerke machten nun einen Bogen um den See, über Dührkopps Land konnten sie nicht, also über Geffken seins. Er sieht das und gräbt Kuhlen an der Grenze lang, ordentlich tiefe Löcher, da konnte nun keiner mehr durch. Wir, weil das ja kein Zustand ist, zu Dührkopp. So und so, Wellem, das geht nicht mit dem Damm, laß doch den Damm weg, es ist ja pures Gold, was du auf dein Land kriegst. Geffken sein Wasser geht mich nichts an, sagt er, da habe ich nichts mit zu tun. — Gut, einer hat nachts mal einen Spaten mit und gräbt den Damm auf. Aber in der Nacht regent es so ganz besonders, und am Morgen ist Dührkopp sein Hafer in' Schlamm ersoffen, und von dem Standpunkt aus soll er wohl recht haben mit dem Damm. Was der Gemeindevorsteher war, der konnte auch nichts machen, weil der Weg nur die Interessenten betrifft. Was war dann? Ja, die Leute aus der Neusiedlung holten den Schlamm so im Mai oder Schuni für ihre Gärten weg, und statt dem See hatten wir nun vorübergehend eine Schachtgrube im Wege. Seitdem fährt jeder lieber rund um den Berg als durch den See, aber wenn der Torf nun hereinmuß, was soll dann werden? Das frage ich jeden, was dann wohl werden soll."

„Solche Dickköpfe!" sagt das Fräulein. „Woher rührt diese Feindschaft nur?" — „Sie wollten ja mal das gleiche Mädchen freien. Nun zieht sie doch nicht richtig." Er pafft heftig an der Pfeifenzigarre. „Hat Nebenluft. Die dann den Wirt von ‚Die Grünen Tannen' nahm. Frau Grimm ist jetzt ihr Name. Wo morgen Abend Tanzvergnügen sein soll." — „Morgen?" sagt das Fräulein. „So ..."

Am Montagmorgen kommt sie wieder über den Fuchsberg zu Gieschen spaziert. „Nee", sagt er, „haben Sie das mit unserem Weege schon gehööört? Is das woll ßu glauuben? Haaben die alten Krachköppe doch noch Vernumpft angenommen! Stellen Sie sich maal ans Fenster. Was können Sie da woll sehn?" Wellem Dührkopp an der einen Seite von dem See und Jan Geffken an der anderen. Ziehen einige Gräben und schmeißen den See zu! Ich komme vorhin unten vorbei und sage: 'N scheunen Tag heute, nech? Eine Antwort kriege ich ja keine, aber genehmigen kannst du darauf einen doch daß meine Augen diß noch erleben, denke ich und gehe zu ‚Die Grünen Tannen'. Da kriege ich es denn zu hören. Halt mal still", sagt er plötzlich und sieht unter seinen Brillengläsern hindurch das Fräulein an. „Haben Sie woll ein Auto mit? Ein grünes? Grün ist es? Nee!" Er schüttelt den Kopf und setzt sich nieder. „Nun sagen Sie bloß noch, daß Sie auf dem Tanzvergnügen gewesen sind! Und haben ... na, ich meine" — er zwinkert —, „mit dem einen so 'n büschen getanzt, nech?, und da kam der andere ..." — „Zuerst konnte ich gar nichts dazu", meint das Fräulein ziemlich vergnügt, „und nachher —" — „Kann ich mir denken", lacht Hinrich grimmig, „gönnen sich gegenseitig nichts." — „Und nachher", fährt das Fräulein fort und sieht ihn ab und zu aus



(Fr. Bilek)

BÜFFELN

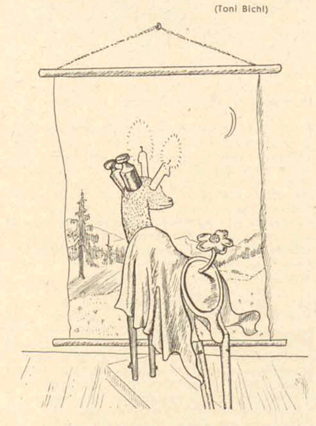
den Augenwinkeln an, „wäre ich so gern ein bißchen um den Berg gefahren, der Mond, es war so klar, und Bodennebel, und keiner von den beiden wollte mich allein fahren lassen, und dann kam der See."

— „Und?" — „Und? Ich fuhr ein Stück hinein und stellte den Motor ab. Sie stiegen aus in dem Schlamm und wußten nicht, wo sie beim Schieben anfassen durften. An der Stoßstange, vorne, sagte ich und ... und stellte die Bremse fest, bis sie sich ganz tief eingewühlt hatten; trotzdem bekamen sie ihn fast heraus, und dann half ich mit dem Rückwärtsgang nach." — „Und?" — „Ja, und? Sie wollten weiterfahren." — „Weiter? So voll Schlamm?" — „Ja. Nächster Tage, sagte ich schließlich, wenn das Wetter gut bleibt und der See vielleicht etwas ausgetrocknet ist, dann würde ich gerne einmal die Fahrt machen." Das Fräulein verstummt und zögert. „Hätten Sie wohl Lust dazu?" fragt es dann.

„Och", sagt Hinrich und wendet den Kopf verlegen hin und her, „nee, nee, was sollen Sie mit so einem alten Kerl in Ihrem Wagen, das sagen Sie wohl nur so." — „Ich muß ja nun ... ich ..." — „Oder doch? Wenn einer von den beiden das sieht — nee, die Gesichter! Aber nachher schmeißen sie die Gräben wieder zu." — „Der Mond", hört er das Fräulein murmeln, „und der Nebel über dem Moor ... und die beiden, so voll Schlamm, stumm, ohne Wort ... Ich hatte solche Angst —"

„Angst? Ich saage daa Kuraasche zu!", erklärt ihr Keunig Hinrich streng.

(Toni Bichl)



REHKONSTRUKTION

Duell wider Willen / Von Achille Campanile

Übersetzt von A. L. Erné

„Es ist traurig", sagte neulich mein Freund Armand zu mir, „das Leben ausgerechnet seinem schlimmsten Feind verdanken zu müssen, besonders wenn man ihn gerade getötet hat, als man von ihm gerettet wurde."

„Unglückselig der Mensch, der sich eines solchen Verbrechens schuldig macht", bemerkte ich. „Aber ich will hoffen, daß Sie nicht von sich selber reden."

Armand nickte betrübt ein peinliches „Doch", und ich muß gestehen, daß ich mich in diesem Augenblick von ihm sehr abgestoßen fühlte. Allein — ich bezwang mich und sagte nur: „Erzählen Sie!"

„Es ist nicht nötig", begann er, „daß ich Ihnen die lange und leidvolle Reihe von Unglücksfällen schildere, die mich — eine gewisse Zeit hindurch — hartnäckig heimgesucht haben. Es mag Ihnen genügen, zu wissen, daß ich einen traurigen Weg zurücklegen muße, an dessen Ende ich schließlich der kleinen schwarzen Mündung eines Revolvers gegenüber stand."

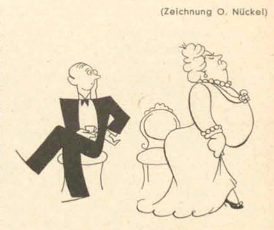
„Ich verstehe Sie nicht", sagte ich.

„Sie werden mich gleich begreifen", erwiderte Armand, „wenn ich Ihnen sage, daß ich eines Tages, nachdem ich unendlich vieles erduldet und gelitten hatte, zum Revolver griff und ihn an meine Schläfe setzte. Ein Augenblick noch, und der Hahn würde losschnellen und ich endlich den lang ersehnten Frieden und meine Ruhe finden. In diesem Augenblick aber hörte ich die Türklingel läuten. Ich war allein zu Hause; denn ich hatte absichtlich die Dienerschaft weggeschickt. Hinausgehen, um zu öffnen, kam gar nicht in Frage. Es war jedoch äußerst peinlich, sich ausgerechnet dann zu erschießen, wenn eine Person hinter der Tür stand, die sofort gerannt wäre, um Alarm zu schlagen! Und dann, wer weiß, wer das war!

Ich wollte also warten, bis dieser Jemand wegging. Nach einigen Minuten hörte ich es wieder läuten. Ich verhielt mich ganz still und ruhig, um den Anschein zu erwecken, daß wirklich niemand zu Hause sei. Es folgte ein drittes endloses Läuten. Hierauf hörte ich, wie mit den Knöcheln ge-

gen die Tür geschlagen wurde — später sogar mit den Füßen — und dann läutete es abermals stürmisch und anhaltend.
Wer konnte das sein? Mir kam der Gedanke, daß es sich um eine dringende Angelegenheit handeln könnte. Doch ich lächelte nur. Denn was kann es noch Dringendes für einen Menschen geben, der im Begriffe steht, sich zu erschießen? Verstehen Sie? Vor ungefähr zwei Minuten hätte ich abdrücken können, wenn nicht diese ungelegene Klingelei dazwischen gekommen wäre. Das heißt also, seit ungefähr zwei Minuten mußte ich mich als nicht mehr auf dieser Welt vorhanden betrachten. Wenn der unbekannte Besucher nur wenige Minuten später eingetroffen wäre, hätte er jetzt ebenfalls umsonst an der Tür geklopft, nicht wahr?
Dennoch — es war höchst langweilig, so dazustehen — den Revolver in der Hand — und abzuwarten, wann es dem Unbekannten genehm wäre, daß ich mich erschieße. Leise, sehr leise schlich ich mich zur Tür und spähte durch das Guckloch. Ich sah zwei Herren, die ich nicht kannte. „Wer sind Sie? Was wollen Sie?" schrie ich durch die Tür. „Ich kann niemanden empfangen." Ich hörte, daß sie sich miteinander berieten. Dann sagte der eine: „Wir müssen Ihnen ein Papier dalassen." „Schieben Sie's doch unter der Tür durch!" erwiderte ich.
Durch den Türspalt kam ein Umschlag zum Vorschein. Dann sagte dieselbe Stimme wie vorhin: „Wir erwarten Ihre Antwort im Hotel ‚Helvetia'." „Gut", gab ich zurück, und als die beiden die Treppe hinunterstiegen, fügte ich innerlich hinzu: Ihr könnt lange warten...
Ich bückte mich nach dem Umschlag und brach ihn aus Neugierde — denn welches andere Gefühl konnte mich dazu verleiten, wenn ich eigentlich seit einigen Minuten bereits tot sein sollte? — auf. Es war eine Duellforderung meines schlimmsten Feindes, mit dem ich tags zuvor ein unbedeutendes Rencontre gehabt hatte. Ich lächelte wieder. Satisfaktion! Ich war im Begriff, allen Satisfaktion zu geben — ich! Aber auf einmal durchzuckte mich der Gedanke: wenn ich mich jetzt erschieße, so wird alle Welt sagen, daß ich Angst vor dem Duell gehabt habe.
Verdammt! Es ist zwar richtig, daß derjenige, der im Begriff steht, sich zu töten, auf alles pfeifen kann. Aber dies war mir denn doch zu stark. Um so mehr, als ich mir den Luxus erlauben konnte, ein sehr gefährlicher Gegner zu sein, da ich ja ohnehin beschlossen hatte, mit dem Leben Schluß zu machen. Hinterher konnte ich mich immer noch selbst erschießen, wenn meinem Feind das nicht gelingen sollte.
Um es kurz zu machen: Ich trat auf den Kampfboden und stürzte mich blindlings auf meinen Gegner. Ich tötete ihn. Ich wurde eingesperrt. Ich bekam eine nervöse Krankheit — infolge der Gewissensbisse, und dann habe ich an Selbstmord nicht mehr gedacht.
Und nun sehen Sie mich hier lebendig und rüstig, nachdem ich meinen ärgsten Feind getötet habe, als er wie ein Deus ex machina in mein Leben eingegriffen und — weil er mir dieses Leben hat nehmen wollen — es mir gerade dadurch erhalten hat. Sehen Sie, so verfährt das Leben mit einem."

Lieber Simplicissimus


(Zeichnung O. Nückel)

Ein Medizinstudent war in einen exquisiten Kreis eingeführt worden. Frau v. B. — die übrigens in Astrologie dilettierte — nahm sich seiner an und verwickelte ihn in ein „Gespräch". „Was sagen Sie denn als Mediziner dazu: ein amerikanischer Gelehrter will festgestellt haben, daß alle Krankheiten von der Venus herrühren!" — „Alle? Na, sagen wir viele!" antwortete der Student. Worauf die Gnädige schokiert entschwebte und den Neuling in Tees und anderen Sachen ungnädig stehen ließ.

Beim Bachbauern hatte es gebrannt. Zum Glück war das Feuer erfolgreich bekämpft worden und nur der Dachstuhl des Wohnhauses war dem Element zum Opfer gefallen. Nach den Feststellungen der Brandkommission konnte nur Unvorsichtigkeit die Brandursache gewesen sein. Da das Feuer vermutlich in der Nähe der Mädchenkammer, möglicherweise sogar in ihr selbst entstanden sein mußte, wurde Zenzi, die achtzehnjährige Wirtschaftsgehilfin, in ein hochnotpeinliches Kreuzverhör genommen. Die vielen Fragen hatten die Zenzi schon nervös gemacht, als einer der Herren noch die Behauptung aufstellte: „Sie hatten jedenfalls in der Brandnacht männlichen Besuch und der..." Das war der Zenzi zu viel; sie ließ den Herrn gar nicht erst ausreden, sondern unterbrach ihn gereizt: „Naa, und oan, der wo während der Zeit g'raucht hat, scho gleich gar net!"

Der kleine Kurort hatte seine eigene Kurkapelle. Sie bestand zwar nur aus sechs Mann, aber sie machten zusammen eine recht brave Musik. Man hatte sogar einen Kapellmeister, da jedoch der Trompetenbläser fehlte, blies unser Kapellmeister munter dieses fehlende Instrument und trug so zum Gelingen der Konzerte ein gut Teil bei.
Jüngst nun feierte der Kapellmeister seine silberne Hochzeit. Die Kapelle beschloß, ihm früh um sechs Uhr in aller Heimlichkeit ein Ständchen zu bringen. Und als der Jubeltag anbrach, läutete es kurz vor sechs an der Tür des Kapellmeisters, der Posaunist stand draußen und sagte:
„Weißt, Kark, wir wollen dich jetzt mit einem Ständchen überraschen, komm leise 'runter mit deiner Trompete und blas' mit!"

DIE VERLOBUNG / VON M. M. STEPHENSON

Als Ruth fünfzehn Jahre alt war, verlobte sie sich. Mit Hein Roeder. Das kam so:
Hein fragte Ruth, ob sie sich heimlich mit ihm verloben wolle, Frank und Lotte seien auch heimlich verlobt. „Und ich liebe dich auch", sagte er. „Ja", das können wir", erwiderte Ruth. „Und ich liebe dich auch. Aber küssen tun wir erst später, wenn wir heiraten. Nur ewige Treue müssen wir uns gleich schwören." Sie schworen.
Wegen Ruths Einwendungen hinsichtlich des Küssens zog Hein eine Schnute, er hatte sich schon so darauf gefreut. Aber er hakte sie wenigstens unter, und dann gingen sie die Alster entlang. Es war sehr schön. Er meinte, wenn er einundzwanzig wäre, wollten sie heiraten, siebzehn würde er bald. Ruth war sehr damit einverstanden und fand die Idee gut. Aber erst waren sie nun einmal verlobt, und sie fühlten sich ganz neu und seltsam erhoben.
Abends machte Ruth ihren Eltern ernsthaft Mitteilung davon.
Eine Lachsalve ertönte aus dem Nebenzimmer. Natürlich war es Karl, der achtzehnjährige Bruder. „Zur Gratulation haue ich ihm ein paar 'runter, dem grünen Schnösel!" gröhlte er.
Ruth entgegnete still, aber mit Würde: „Du warst immer ein unfeiner Charakter."
Der Vater schmunzelte: „Soso, unser Nestküken hat sich heimlich verlobt. Wie heimlich denn?"
Der Erfolg ihrer Eröffnung überraschte Ruth nicht weiter. Sie war gewohnt, daß man sie nicht für erwachsen hielt und dachte sich ihr Teil. So sagte sie nur mit hochgezogenen Brauen, aber in sehr bestimmtem Ton: „Wir haben uns ewige Treue geschworen, nichts kann uns trennen."
Karl sang mit ohrenzerreißender Stimme: „Ein blaugrünes Auge, ein verschwollenes Kinn . . ."
Nur Erwin — er war ein knappes Jahr älter als Ruth — sagte begütigend: „Warum nicht?! Laß ihn doch! Hein ist ein ordentlicher Junge. Er hat mir neulich fünf Raketen geschenkt, nur damit ich dich allein zu Onkel Klaus gehen ließ. Ecke Graumannsweg hat er dir dann aufgelauert?"
„In vier Jahren werden wir heiraten", erklärte Ruth ihren Eltern schlicht, „und wenn ihr es mir nicht erlaubt, entführt er mich ganz einfach — hat er gesagt." — —
Tags darauf nahm Ruth nach dem Mittagessen drei Mark aus ihrer Sparbüchse, ging in einen Uhrmacherladen und kaufte einen zwei Millimeter breiten, goldenen, schmucklosen Reif.
Er wäre nicht ganz echt, sagte der Uhrmacher, aber man würde es nicht merken.
Danach traf sich Ruth mit Hein auf der Bank am Feenteich. Er legte ihr eine dünne Goldkette um das Handgelenk.
„Von Tante Almas Uhrkette, die immer riß", erklärte er, „dies Stück hat sie mir geschenkt. Wir müssen es zusammenschmieden lassen, damit es nie wieder abgeht — zum Zeichen, daß du nie einen anderen küssen darfst." Ruths Ring paßte leider nur auf Heins kleinen Finger. „Einen Verlobungskuß kannst du mir vielleicht doch geben", meinte sie nach diesem Zeremoniell, „aber nur einen, das gehört nun mal dazu." „O gern!" Er küßte sie auf den Mund — man hörte es.
Mechanisch nahm Ruth ihr Taschentuch und putzte sich die Lippen ab. „Habt ihr heute Heringe gegessen?" fragte sie sachlich. „Ja, mit Pellkartoffeln, magst du das auch so gern?"
Ruth schüttelte den Kopf. Es machte ihr ja nichts aus — aber sie mochte Hering nicht. Und was das Küssen anbelangt — na, sie verstand eigentlich nicht, warum die Leute soviel Aufhebens machten davon . . .
Aber es war trotzdem sehr schön; sie gingen zu dem Uhrmacher, der die Kette mit einer Kneifzange einfach zusammenkniff, und es kostete nichts. Hernach führte Hein sie in eine Konditorei am Hofweg. Mit Schokolade und Schlagsahne feierten sie ihre Verlobung und überlegten, ob sie sich zuerst ein Auto oder ein Segelboot anschaffen sollten. Später gingen sie — wieder untergehakt — der Alster entlang.
Hein wollte gern nochmal küssen, aber Ruth fand, daß ein Kuß genug sei.
Am nächsten Abend um sieben trafen sie sich am Alstersteg. Hein hatte sein Kanu dabei, und sie paddelten zum Uhlenhorster Fährhaus. Es war herrlich. Die Musik spielte Märsche, und Lotte und Frank waren auch da und gratulierten ihnen zur heimlichen Verlobung. Nachher paddelten sie zum Feenteich und lagen still unter einer Weide. Der Mond schien.
Hein rückte etwas näher und wollte wieder einen Kuß haben. Aber sie sagte, den nächsten kriege er erst bei der öffentlichen Verlobung und dann erst wieder einen bei der Hochzeit.
Hein war nicht recht zufrieden damit und meinte, das Armband sei echtes Gold, und so echt wäre auch seine Treue, und andere Verlobte küßten sich auch. Aber Ruth blieb fest und gab der Unterhaltung eine literarische Wendung, indem sie ihn fragte, was er von Winnetous Schwester und Old Shatterhand hielte. Beide interessierten ihn nicht.
Am darauffolgenden Tage sahen sie sich nicht, weil Ruth französisch nacharbeiten mußte. Erwins Anerbieten, sie gegen Abend wieder allein zu Onkel Klaus gehen zu lassen, weil er nur noch zwei Raketen hätte, lehnte sie strikt ab.
Aber am Mittwoch Nachmittag holte Hein sie von der Klavierstunde ab. Sie gingen wieder in die Konditorei und tranken Schokolade mit Schlagsahne, weil Heins Bruder das Kanu für sich und seine Braut beschlagnahmt hatte.
„Aber die küssen sich immerzu", sagte Hein neiderfüllt. „Eine Verlobung ohne Küssen ist überhaupt keine richtige Verlobung!"
„Küssen hat mit Verloben gar nichts zu tun", behauptete Ruth. „Und überhaupt — magst du es eigentlich?" Sie zog die Nase kraus. „Ich weiß nicht, was da dran sein soll." Sie sei eben nicht feurig, meinte Hein, er jedenfalls möchte es sehr gern. Lotte und Frank möchten es auch.
Sie fragte gedankenvoll, ob er eigentlich oft Pellkartoffeln und Heringe äße, sie möchte es nicht.
„Ja, mein Lieblingsessen", sagte er empört. „Aber das hat doch nichts mit Küssen zu tun."
„O doch, Heringessen hat mit Küssen zu tun — sehr viel sogar. Außerdem muß man es wissen, wenn man heiraten will. Ich esse lieber Beefsteak."
Etwas verstimmt fragte er, ob sie abends wieder im Feenteich paddeln wollten, es wäre Vollmond.
„Nein", sagte Ruth, „ich kann heute Abend nicht, und du sprichst ja doch immer nur vom Küssen."
Sie sei ganz anders als andere Bräute — gar nicht leidenschaftlich, warf Hein ihr vor.
„So?" sagte Ruth hochmütig. Sie trennten sich kühl.
Abends um halb zehn — sie las gerade Winnetous Tod — kam Erwin in ihr Zimmer.
„Du", berichtete er entrüstet, „Hein betrügt dich! Er hat mit Ilse gepaddelt. Ich sah die beiden aus dem Kanu steigen und ging ihnen nach, sie küßten immer los — wie doll!"
„Igitt", sagte Ruth nur und rümpfte die Nase. — —
Am nächsten Nachmittag um sechs stand Hein an der Ecke Graumannsweg und sah Ruth aus dem Hause kommen. Sie ging aber nach der entgegengesetzten Richtung, und er lief ihr nach. Etwas atemlos fragte er, wohin sie ginge.
„Zum Uhrmacher", antwortete sie einsilbig.
Er begleitete sie schweigend.
Als sie vor dem Laden standen, sagte sie: „Du hast mich gestern Abend mit Ilse betrogen." —
„Wieso?" entrüstete er sich.
„Du hast mit ihr gepaddelt und sie geküßt. Ich löse hiermit unsere Verlobung."
„Nur die Hand habe ich geküßt", verteidigte er sich.
„Jetzt lügst du auch noch!"
„Du, Ruth, ich hab mir wirklich nichts dabei gedacht. Ich wollte nur probieren, weil du nicht willst, und ich mag Ilse gar nicht. Lieben tu ich nur dich."
„Ich danke", lehnte sie schroff und entschieden ab. „Komm mit!"
Sie traten in den Laden. Der Uhrmacher knipste die Kette am Handgelenk mit einer Zange einfach durch. Es kostete nichts. Draußen gab Ruth sie Hein wieder und verlangte den Ring zurück.
Hein wurde verlegen. „Och, der war ja viel zu klein", knurrte er wütend. „Ich habe ihn heute Morgen nicht über den Finger gebracht. Aber wie du immer gleich bist!"
Ruth grüßte kühl und ging allein den Kanal entlang. Auf der Brücke blieb sie einen Augenblick stehen und beugte sich über das Geländer. Sie sammelte Spucke und spuckte ins Wasser. Interessiert beobachtete sie, wie die Fische zu dem Klecks hinschwammen. — —
Abends gab es Pellkartoffeln und Hering. Mit unverhohlenem Widerwillen betrachtete Ruth die häßlich schillernden Fische.
„Kann ich nicht lieber ein Ei haben, Mutti?" bat sie plötzlich sehr zärtlich. „Übrigens — meine Verlobung habe ich gelöst", fügte sie wie zur Begründung hinzu und fragte dann — um schnell abzulenken — Karl, was e r von Old Shatterhand und Winnetous Schwester hielte.
Karl hielt sehr viel davon. Während er begeistert davon sprach, spielte er an einem kleinen schmalen Goldring.
Ruth unterbrach seinen Redeschwall. „Karl, seit wann trägst du einen Ring?" fragte sie erstaunt. Diesmal hatte s i e Karl in Verlegenheit gebracht. „Och", stotterte er und streifte den Ring ab, „weißt du, die Ilse — — die dumme Göre mit ihrem Getue ist immer so zärtlich. Ich habe nur vergessen, ihn wegzuschmeißen."
Ruth zeigte Verständnis und köpfte das Ei, das man ihr gerade gebracht, so heftig, daß der Dotter herausspritzte und ihren kleinen Finger mit einem Eigelb-Ring umfloß.

Wüster Mond

Von Eugen Roth

Die Straßen im Frühlicht schwirren,
Meine einsamen Schritte klirren —
Ich bin vom Fleische satt.
Es rauscht aus rauschenden Küssen,
Es rauscht mit Bäumen und Flüssen
Und brausenden Brunnen die Stadt.

Tief schleppt im Morgennebel
Der Mond den Türken-Säbel
In frischen Blutes Rauch.
Er köpfte tausend Weiber,
Die blutigblassen Leiber
Blähen den wolkigen Bauch . . .

Wüst schleicht der Mond von dannen,
Schon ist mit tausend Mannen
Im Osten aufgestellt
Das Heer der Kreuzesritter.
Schmetternd im Lichtgewitter
Erstürmt die Sonn' die Welt.

Die Auslage

(K. Heiligenstaedt)



„ . . . der Chef macht immer den selben Fehler: er zeigt zu wenig im Fenster . . .!“

Gedicht von der Einsamkeit

Von Anton Schnack

Ich komme mir vor wie Sankt Antonius in der Einsamkeit.
Zwar habe ich nicht an wie er ein härenes und hautabschürfendes Kleid,
Doch nahe ist mir der Wind, der aus wolkigen, brauenden Himmeln an meine Dachziegel röhrt —
Das klingt, als ob sich ein neunschwänziger Teufel über meine sturige Einsamkeit empört.
Mit großen Fahnen kommt er geflogen, herrisch, unermüdlich, Stoß um Stoß.
Eine Fatamorgana weht mit ihm herein: Weindunst, Gelächter, Feuerwerk, blühender Frauenschoß — — —
„Büchermagier Anton", hör' ich ihn locken, „komme heraus aus deinem Gehäuse,
Wo du nichts hast als den rostigen Gang der Uhr und die wispernde Einfalt der Mäuse!"
Doch auch jenes hinwiederum ist mir wie Antonius dem Einsiedler genügend bewußt;
Leichte Traurigkeit und matte Beschaulichkeit sind die Folgen von Freude und ungeziemender Lust.
Und außerdem die Gefälligkeiten und Abwechslungen meiner vier Wände sind auch nicht gering:
Eine Schale voll Weintrauben, ein Fiasko Ruffino, ein Sofa mit Kissen, ein unter Glas gebrachter Nachtschmetterling.
Die Wände selbst sind von veredelten Jugendstilarabesken vielfach geschmückt.
(Die dieses dilettierende Dame ist bereits in das achtundsechzigste Malerjahr gerückt).
Das gibt mir Ausschweifungen genug. Dazu habe ich in Kopf und Herz noch mancherlei Erinnerungen,
Auch einen Schnupfen und noch etwelche bevorstehende Erkältungsverschlimmerungen.
Und durch die Scheiben sehe ich Tannenbäume, Haselgesträuch, Eichen im lautlosen Regen tropfen.
Bald ist es zwölf und ein Buntspecht wird kommen und die Rinde des Apfelbaumes von unten bis oben durchklopfen.
Und außerdem, zur Vervollkommnung des Dualisten in mir sei kleinlaut gesagt:
Wenn ein wenig Dämmerung über den Straßen wird, kommt jene schon oft in Idyllen genannte rotmundige Magd . . .

(R. Kriesch)

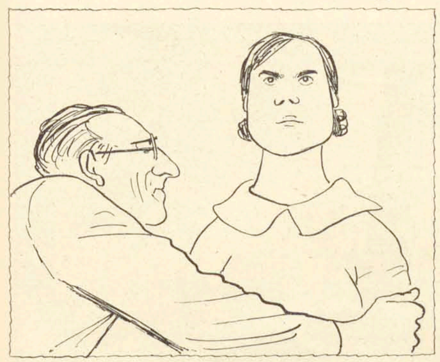


Nach dem Auftritt: „Sagen Sie, Leopold, hat man den Riß im Kleid gesehn?" — „Keine Spur! Nur was drunter ist!"

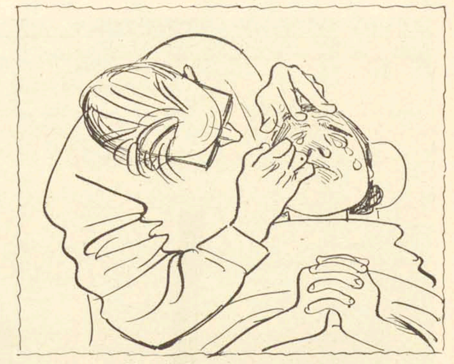
VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MUNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. II. Vj. 37. 18074. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Ein Filmgesicht entsteht

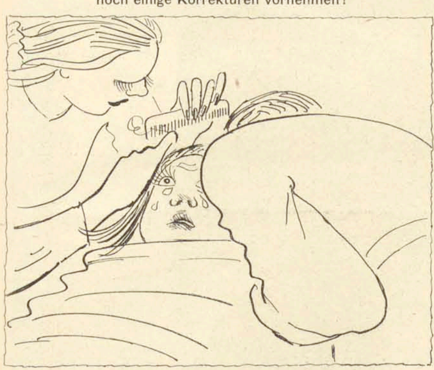
(Fr. Bilek)



„Bevor Sie auftreten, müssen wir noch einige Korrekturen vornehmen!"



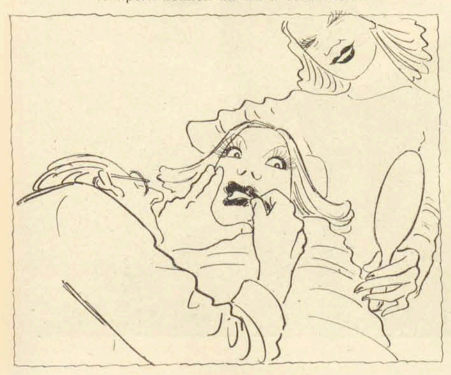
„Also, die Augenbrauen nehmen wir mal weg! Das geht ganz einfach!"



„Blondieren ist unerläßlich, und auf neue Wimpern können wir nicht verzichten!"



„Ein kleiner Strich wird Ihnen rasch die Augen öffnen!"



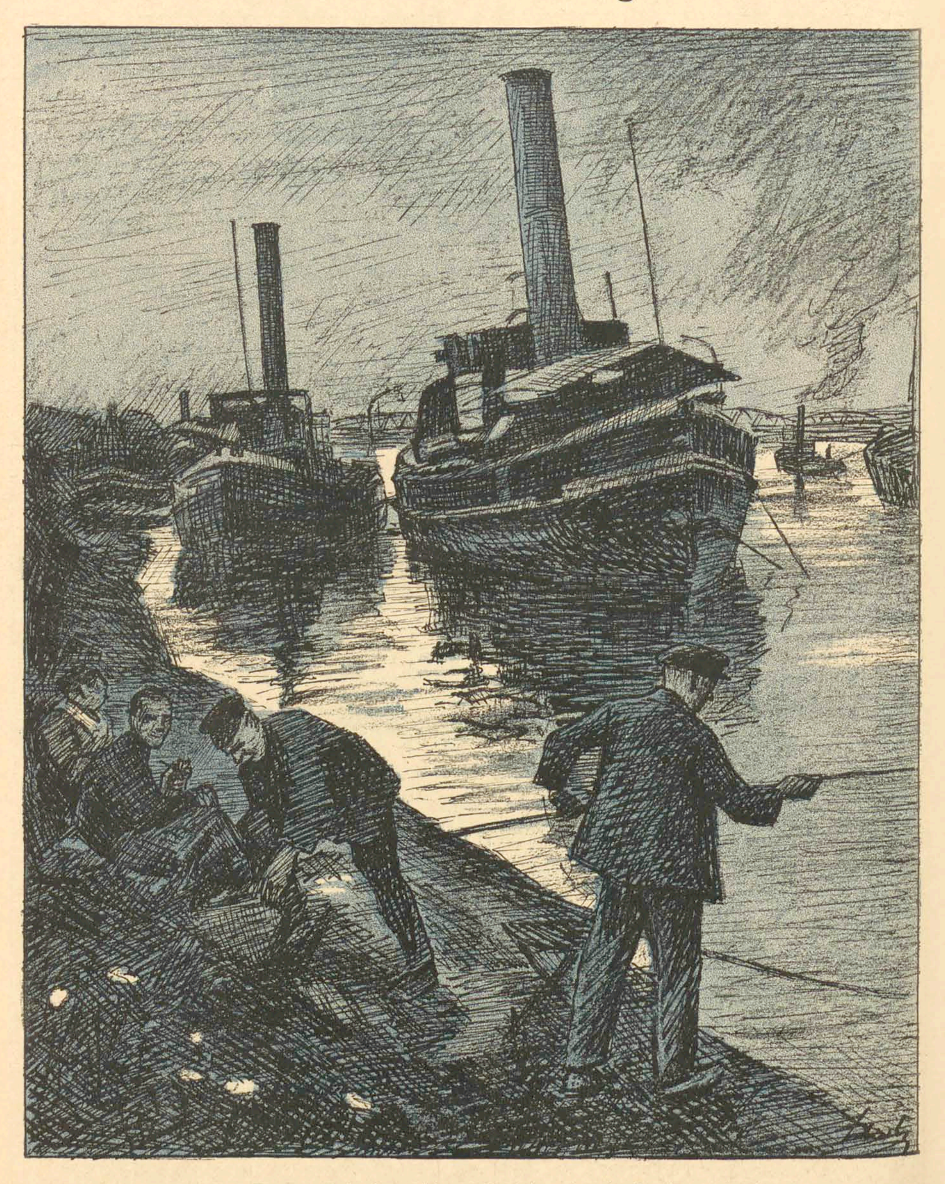
„Die Linie Ihres Mundes unterstützen wir ganz leicht und zart!"



„So kommt das Charakteristische Ihres Antlitzes voll zur Geltung!"

Mindestforderungen

(Wilhelm Schulz)



„Weißte, Tünnes, Schönheit is 'ne Jottesjabe, aber 'n Sparkassenbuch und 'ne volle Fijur kann ich von 'nem Mädchen wohl noch verlangen!"

München, 19. September 1937
42. Jahrgang / Nummer 37

OKTOBERFEST

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G. M. B. H., MÜNCHEN

Sendung vom Oktoberfest

(E. Thöny)



„Mannda, laßt's es net so abirauschen, sonst moana die Rundfunkhörer im Reiche, mir ham an permanenten Wolkenbruch auf da Wies'n!"

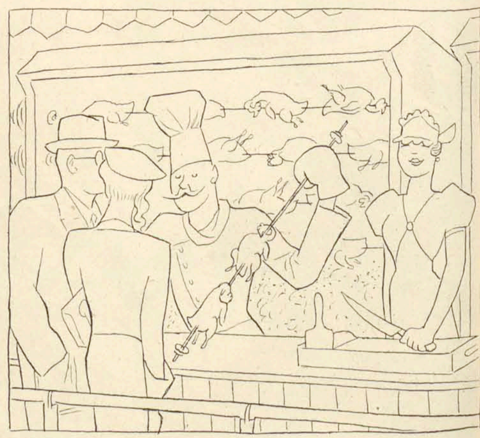
Die Lieblingsfrau des Maharadscha

„Treten Sie ein, meine Herrschaften! Nehmen Sie Teil an den zünftigen Liebesnächten im Harem von Tanakraluka!" — „Du, die Große in da Mitt'n is do die Klauberer-Zenzl von da Fallmerayerstraß'?" — „Ja mei, warum soll die nacha net nach auswärts heirat'n?"

Gastrosophie

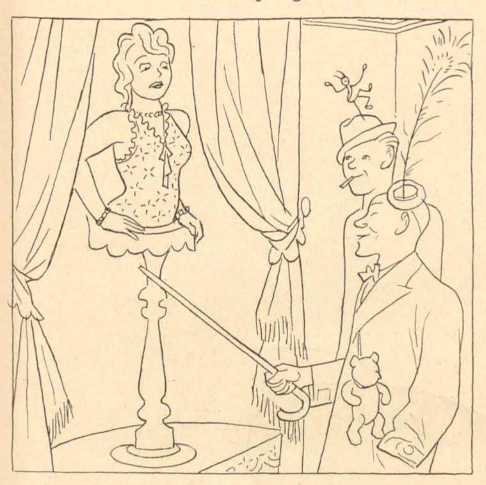
„Beim Hendless'n, Herr Nachbar, san dö zehn Finger praktischa als dö vier Zink'n an da Gabl!"

Hühnerbraterei



„Nacha sag'n halt dö Herrschaft'n aus Amerika Eahnern Herrn Ford, daß bei uns net bloß d' Auto am laufenden Band herg'stellt werd'n!"

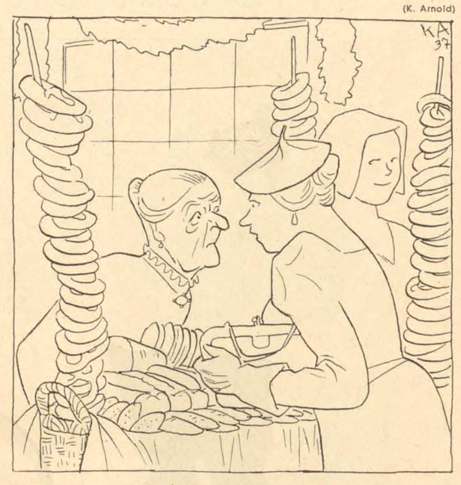
Das Geheimnis der jungen Mamsell



„Sag'n Se, Frollein, sinn Se hier nu wirklich zu Ende?" — „Für Sie scho!"

Besondere Kennzeichen

(K. Arnold)



„Hab'n S' meinen Mann net g'sehng, Frau Sterzinger?" — „I moan, er is do 'reiganga." — „Hat a an Rausch?" — „Naa, dös net." — „Nacha war er's net!"

Das fidele Papierweiberl

„Gebt's glei' a Ruah! Wos wollt's denn da?" — „Lump'n samm'ln!"

Fernöstliches Oktoberfest

(Olaf Gulbransson)



„Nur kalt Blut, Brüderchen Chinese, das alles ist nur ein Übergang! Und was dein wertes Hinterteil betrifft, so kannst du dich unbedingt auf mich verlassen!“

Steckerlfische

(E. Thöny)



„So, dö Fisch' san Eahna z'kloa, und wann i an Walfisch hätt', na' waar' er Eahna z'fett!"

Die fünf Sinne

Sie glauben vielleicht, Sie könnten so nebenbei das Oktoberfest in München besuchen, so wie man ins Theater geht oder ins Kino oder zu einem Fußballwettkampf, nippend von den dargereichten Genüssen der ein paar tausend Quadratmeter großen Speisekarte der Festwiese? Weit gefehlt, mein Lieber, hier müssen Sie alle fünf Sinne parat halten, aufgeschlossen sein am ganzen Körper, wie man jetzt so sagt. Beginnen wir mit dem

Geruch

Sie werden meinen, daß bei diesem Feste die Nase nicht auf ihre Rechnung kommt. Mann, Sie irren. Allerdings mache ich Sie gleich darauf aufmerksam, daß es hier nicht nach Veilchen riecht und auch nicht nach Narzissen oder anderen Blümchen, aber ich sage Ihnen, ein Düftchen weht vom nicht mehr grünen Plan herüber, das sich nicht gewaschen hat. Denn Sie werden sich doch wohl nicht einbilden, daß, wenn der Dampf von den Opferaltären der Schweinswürstl und der ehemals munteren Hendl emporsteigt, so etwas geruchlos abgeht. Folgen Sie dem Opferdampf, der dem Münchner lieblicher in der Nase klingt als die Ausströmungen von Rosenlauben und der sprichwörtlich gewordene Duft, der aus der frischgelegten Dauerwelle Ihrer Geliebten sich erhebt. Als Taschentuchparfüm jedoch hat sich der Steckerlfisch noch nicht eingebürgert.

Gehör

Nein, die Stille der Eiswüsten Grönlands oder der Kunstmuseen mittlerer Provinzstädte an Sommertagen werden Sie hier nicht finden. Ist ja auch kaum möglich, wenn mehrere Hundert kräftige Männer aus Blechtrompeten etwas herausblasen, was sie gerne als Musik bezeichnen, wobei sie nicht unwirksam unterstützt werden von einer Unzahl Karussells, die ihr Triebwerk sinnreich mit einer Orgel verbunden haben. Rechnen Sie noch hinzu die provisorischen Männerchöre, die durch Gesang recht vernehmlich kundtun, daß sie den Moment für äußerst geeignet halten, den gefüllten Maßkrug schlagartig zum Munde zu führen. Achten Sie auch wohl auf das kristallklare Gekreisch heiterer Mädchen und Frauen, die dadurch andeuten, daß die Rutschbahn jetzt bergab geht, so haben Sie eine Tonmischung vor sich, die Ihren festlich geöffneten Ohren einen handlichen Schmaus bereiten wird.

Gesicht

Ein Blinder kann hier sehen, daß etwas vor sich geht; denn fast alles ist drehbar, und sollte es sich zufälligerweise gerade nicht bewegen, so können Sie es durch Aufguß einiger Maß selbsttätig zum Drehen bringen. Öffnen Sie Ihre Augen weit; denn Ihrer Netzhaut wird heute die Freude bereitet, das naturgetreue Bild sehr beachtlicher schwerster Mädchen, Löwenmenschen, Kamelmenschen, Schlangenmenschen, kleinster Prinzessinnen, zweiköpfiger Schafe, unbezähmbarer Wilder und gebändigter Flöhe widerzuspiegeln. Wessen Netzhaut möchte da nicht mitmachen? Und ich habe noch gar nicht genannt all das Glück dieser Erde, das da liegt auf dem Rücken der Pferde, die sich drehen am Karrussell. Doch da komme ich schon zum

Gefühl

Dieser Sinn wird vornehmlich in Anspruch genommen, wenn Sie Ihre Herzallerliebste in den hölzernen Sattel heben und sich vorsorglich davon überzeugen, ob sie auch bequem und sicher sitzt. Oder werden etwa nicht die letzten Ausläufer Ihrer Hautnerven davon beeindruckt, wenn Ihre Wiesenfreundin in köstlicher Furcht auf der Berg- und Talbahn oder bei den Schwankungen des Teufelshauses oder auf der herumsausenden Luftschaukel Sie umklammert und Sie dabei davon überzeugt, daß Sie ein Kerl sind, bei dem ein armes schwaches Mädchen Zuflucht suchen und auch finden kann. Na also: wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's niemals schaukeln.

Geschmack

Jetzt den Mund weit aufgesperrt, dann fliegen Ihnen die gebratenen Hühner ins Maul, wie im Schlaraffenland, natürlich gegen Verabfolgung des üblichen Tagespreises! Und das Huhn will schwimmen und ist so eigensinnig, dieses nur auf Märzenbier zu tun. Das werden Sie als eine nicht unangenehme Eigenschaft dieses sonst so wasserscheuen Tieres empfinden, doch Bier ist eben dicker als Wasser. Sie sehen, dem guten Geschmack wird hier allerlei geboten. In welchem Maße? Nun, da kann ich Ihnen nur sagen, das hängt von Ihrem Fassungsvermögen, Ihrer Tonnage, ab, und: Ihr Gehalt macht's!

Foitzick

Ein „Filser-Brief“ vom Oktoberfest

An Härn Gorbinian Bechler Boshalder in Mingharting Bosd daselbs

Liber Schpezi

Ich bin wider eingerukt zum regihren und disses isd sähr gud das mier ein barlamänt haben den sonzt mus ich das gantze Jar bei dem Trachen hoken und kahn ier nichd aus haber durch disse Schatzgeschefte bin ich hinwäg fon ier und habe meine Ru.

Jez schbeiben mier ahle in die Hende und fangen zum regihren an, das ahles gracht und sind auch schon ahle da und haben ins die Mienisder iere aufwardung gemachd, das mir mit ienen gnedig sind. Bis jez weis mahn noch nichd wie mir uns ferhalden und welchene bolidik das gemachd wierd oder ob mier einen schtierzen oder ob mir ahle Minisder behalden und ienen nichd aufsagn, den disses weis plos der Orderer.

Der Biechler had gesagd leuder es wierd eine schtille Säsion indem es gans wänig zum schimbfen gibt und disses ist dadurch weil die Minisder keine schneihde mer hamm und wahr es frieher lusdiger wie noch der langhaksete Greillshaim da wahr indem disser sich liberalisch geschtellt had und haben mier was zum fingerhaggeln gehabd, haber jez ist keiner mehr da wo mid uns haggelt und missen mier hald schaugen, ob mahn nichd einen Schtreit fiendet. Haber disses ist ser schwär indem ahle Minisder ierene Blätschen hengen lasen und keiner muxt, jedoch mus mahn hobfen das der Heim was zum brillen had, den fier was hamm mir ein barlamänd, wenn sich nix riehrt?

Der Bfahrer von Sinzing had gesagd das jez eine Kohmisiohn im kadollischen Kashino beisahmen ist die wo suchd das mier was zum schimbfen krigen und das mier insern Heim auslahsen köhnen auf die Minisder haber bis jez isd es draurig dän die Rähligon wo mahn am schensten schimbfen kahn hat der Wähner Toni und disser ist ein heumlicher Gabuziener und kahn man fon iem das kadollisch sein noch lärnen und da riehrt sich nichz.

Haber es wierd schon was kohmen das die kadollischen Wehler einen Gspas haben und mier ist es wurscht indem ich auf die Fästwise gehe, den disses haben sie gud getrofen, das jez das barlamänd angekohmen ist wo auch zwei Mänascheri angekohmen sind und so fiele Fiecher beisahmen sind, das mahn nur grad schaugn mus.

In der Mänascheri sind aber keine inlendische Rindfiecher sontern auslendische Rauptire, wo Menschen fräsen bald sie heraus sind, haber es giebd auch Leide, wo zu ienen hineingehn und ein Weibsbild ist auch zu ienen in den Kefich und had einen gans kurtzen Rohk angehabd bis zu die Kniehe und fäste Wahdeln, das du geschaugt häzt, was fier Wahdeln disses wahren und sie had mid einer grosen Hunzbeitschen auf die Löben und Thieger gehaud das sie gewimpseld haben und bald einer sein Fozmäu aufreist und brillt haut sie iem auf die Nasse als wen es plos eine Hauskaz wehre.

Mein liber Schpezi mid dissem Weisbield mechte mahn nichd ferheirad sein hobwol sie rechd sauhber isd, haber bei der gibd es keine Wierschtel sontern mahn krigt seine Fohzen.

Dan giebt es auch Eißberen wo auf iere ersch ins Wahser rudschen und dan gibt es auch Afen, wo man die greste Gauhdi had und mus ich dir sahgen, bald es nichd zwegen der Rähligohn were, kahn ich es schon bekreifen, das mier fon disse Afen erzeigt sind, haber durch den kadollischen Kadegisimus ist es der Ahdam gewäsen, hobwohl mahn doch ofd nichd weis, wer der Vatter ist und fieleicht war auch ein Afe dabei und had sich blos wegeschwohren. Mein liber Schpezi, bald mahn disse Afen anschaugt, siecht mahn fiele Bekahnte und inser Schullärer isd auch dabei, gans akerat so und inser biergermeister were froh, bald er so gescheid ausschaugen thete. Disse Ahfen haben ahles was mier auch haben, jädoch sie schehmen sich nichd so, wie mier ins schehmen, indem mir eine göthliche Sähle besiezen und eine hohse darieber anziehgen, haber sie grazen sich dort und fangen Leise und zeichen ahles her und dreiben abscheilinge Schpiele und durch disses klaube ich wider an insern Schtammvater Adahm, wo doch gewies eine Schwiemhossen angehabd had oder ein zimlich groses Feugenblad zwegen seiner unschterblichen Sähle. Näben disser Mänascheri ist ein Zält mit wielde Fölgerschaften, die auch nichd fiel anhaben aber doch ieber die Hauptsache durch die bohlizei mit greßerne hantiecher geschiezt sind und ich mus es dir schreim, das disse Mäntschen nichd fiel wüschter sind als wie kadollische Kristen sontern die Weisbielder sind schehner als wie die meunige und als wie die Deunige, hobwol ich diesses ja nichd weis sontern plos errahde, haber diesse schwartzen Weibsbielder sind gud geschtellt mein lieber Schpezi indem sie schtarke Härzen hahben wie die Krahmer Zentzi und iere hinterkwatire sind mir noch lieber und sind ehnlich als wie der bfahrerkechin der ierige und mechte mahn sie gärne schtreicheln, haber diesse Gegenschtende dierfen nichd beriert werden, mein liber Schpezi und must die Brazen weglahsen. Bloß anschauhgen derf man sie.

Haber disses ist leereich und ein groser Underschied fon dem weiblingen Geschlächte was bei ins daheim ist und bald inserne Weibsbielder in einen Zälte wonnen und plos Hantiecher anhaben, mechte mahn nichz bezallen, damid das mahn sie anschaugt und es ist sähr gud, das sie kadollisch sind und folgedässen ahles zudäken missen, den fier Heuden sind sie fiel zu schiech und das sexte Geboth ist bei ienen keine Kunzt, sondern man ist froh und zwegen dissem blieht auch bei ins die Rähligon auser nach der Feuertagsschule. Disses habe ich jez erkahnt.

Es giebt auch ein Risenmätchen aus Diroll auf der Wihse mit drei Zäntner, haber disse ist sogahr fier eine Bfahrerkechin zu fedd.

Es giebt auch Schaugeln, wo fornen ein Mahn schteht, der schaugelt und hinden schteht oft ein Weibsbield das die Röke fliegen, haber man derf nicht so nah hingähen, wie der Bfahrer fon Sinzing, indem ien die Schaugel auf den Gobf getrohfen had und er had eine beile emfangen wie ein Kierbiß, haber plos auf der Schtierne, wo es nichz machd.
Es giebt auch ein Kahrusel, wo ich ofd darauf farre, bald es dunkl wierd und ist sär fidöl, indem mahn gans dahmisch wird und sind auch fiele Mätchen wo gern mitfarren, haber ich trauh mich nichd; Du weist schon.
Jez ist auch die landwierdschafdliche Ausstelung, wo das Rindfiech fon inserm Minisder angeschaugt wierd, und bin ich auch dabei, indem mier im barlamänt ein großes Inderäse fier das Gedaihen der landwierdschafd bezeihgen missen und missen auch ahle beahmte und Brinsen ein Inderäse bezeihgen.
Sie gähen herum mit iere Schiefhüt und buzen die briehlen und schaugen das Rindfiech an und das Rindfiech schaugt sie an. Haber ich klaube, sie kehnen einander nichd, sondern sie thun plos so und bald mahn einer Kuh den Schweihf aufhäbt, schaugen die Minisder und Brinsen und beahmten wäg, indem sie sich schehmen und si klauben, disses ist so unanschtendig wie bei ienen und bekreifen nichd, das disses beim Rindfiech einen anderen Zwäk had.
Und der Regierungsbresadent had gemeint er mus noch merer Inderäse bezeichen und had eine Ku gestreichelt und had aber gleich seine weisen Hantschu angeschaugt ob fielleichd die Farb fon dieser Ku abgeht, und ein Greisdierarzt ist da gewest, der had gemeint, er mus beweissen, das er mit disse Rindfiecher beser umgähn kahn und dreht einen Ox den Schweihf auf die Saite und last aber die hant dort und der Ox lägt ihm einen grosmechtigen bfannkuchen hinauf, das ich hab lachen miessen, das mier das Wahser fon die Augen gelauffen ist und er schaugt mich gans wild an und sagt, disses kahn jedermann bassieren und ich sahge, es bassiert plos, wen mahn die Hant auf die Miendung legt und fieleichd had der Ox Zweschgen gefräsen, und da haben ahle gelacht.
Haber dan sind sie gegangen, indem die Groskobfeten keine solchene genauhe bekantschaft mit der Landwierdschaft doch nicht mägen und indem das Folk schon gesähen had, das sie sich um das Rindfiech kimmern und es liehben.
Und disses ist die Haubsache, und jez geh ich wider auf die Fästwihsen, wo mahn Trachen schteigen sieht, haber den meunigen nichd, indem er Gozeidank angehengt ist und lebe woll du armer Mensch und fieleicht auf Kirta kohme ich weilst Du mich schon ofd eingelahden hast, du bazi du ganz ausgschamter und säu fleisig mein liber Mentsch den ich bin auch fleisig haber nichd mit der Miestgabl wie ier sondern mit dem Gobf.

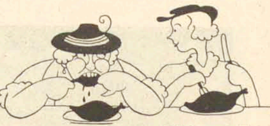
Es griest dich

dein liber Freind

Josef Filser.

(Entn. den bei Albert Langen - Georg Müller, München erschienenen Werken Ludwig Thomas)

Lieber Simplicissimus


(Zeichnung O. Nückel)

Es ist nicht wahr, daß man sich auf der „Wies'n" unbedingt in Gesellschaft befinden muß. Man kann sich auch dem stillen Suff und der stillen Beobachtung ergeben — je nach Geschmack. Da hörte ich in einer Hendlbraterei zwei Frauen miteinander reden: „Wenn nur mein Mann net gar so bequem wär'! Net amal aufs Oktoberfest mag er!" sagte die Junge. „No ja", tröstete die Andere, Erfahrene, „laß ihn nur, dann is er wenigstens treu. Alle bequemen Männer sind treu!" „Jetzt soo bequem ist er nun auch wieder net!" kam's von der Jungen, während sie ihr Hendl tranchierte ... Ich hob, leise zuprostend, auf diese Antwort hin, die so viel Grazie zeigte, meinen schwerfälligen Maßkrug und tat einen tiefen Trunk: auf die Bequemlichkeit!

Die Vorführung war wirklich sehenswert. Ein sogenannter Fakir ging, die Arme mit Nadeln und Pfeilen gespickt, seelenruhig durch die Zuschauer. Da sah ich, wie ein Münchner heimlich dem Fakir einen Reißnagel ins Gesäß drückte. Der Fakir schrie fremdartig laut und so konnte nur ich hören, wie der Münchner zu seiner Frau sagte: „No, was hab' i g'sagt? Hinten is' er net stark, da is' er schwach!"

Mein Freund Anton ist ein begeisterter Wiesenbesucher. Voriges Jahr entdeckte er auf einem Rundgang eine tätowierte Dame in einer Schaubude, die angeblich, seiner Erinnerung nach, schon vor zehn Jahren aufgetreten war. Anton ließ sich nicht abhalten, ihre Schaustellung zu betrachten. Als er aus der Bude wieder herauskam, fragte ich ihn: „War sie es?" „Sie war's! Aber mager is die 'worden! Die müßt' si auch ausbügeln lassen; denn vor lauter Falten sieht ma die Büldl'n nimmer recht!"

Wir hatten Sommergäste. „Zahlende Gäste." Sie hatten an allem zu mäkeln. Die Kühe brüllten ihnen zu laut, die Kühe standen ihnen beim Spazierengehen im Weg, die Kühe gaben ihnen zu dünne Milch und die Kühe wachten zu früh auf, während die Sommergäste noch schlafen wollten.
Endlich wurde es mir zu dumm. Erbost rief ich: „Geh'n S' doch in' Stall und reden S' selber mit die Küh!" „Mit einer Kuh kann man doch nicht reden!" „Sie schon! Denn Sie san a Rindviech!"
Es war sicher unfreundlich von mir, aber schließlich ist man halt nur ein Mensch!

In voller Fahrt

(R. Kriesch)



„Du, die Rutschbahn ist aber holprig!“ — „Quatsch, das war nur das Gesicht von dem Dicken dort!“

Es herbstelt / Von Ratatöskr

Sein Drama abgeliefert habend,
das demnächst von den Brettern trieft,
spaziert der Dichter durch den Abend,
in Zukunftsträume hold vertieft.

Da sieht er zwei betagte Frauen,
empörte Gänse auf den Knie'n,
als welchen sie mit harten Klauen
den Flaumbelag vom Busen ziehn.

Die Abendwonne wird verdüstert.
Die Federtiere schnattern hohl.
Und eine inn're Stimme flüstert:
Wie? Wäre dieses ein Symbol?

Schon bildet sich die Sorgenfalte . . .
Nun wird er blaß . . . nun glotzt er stier . . .
Denn eben murmelt eine Alte:
„ . . . Und auf Martini schlachten wir!“

Wahre Geschichtchen

In einer Gesellschaft unterhält sich die Dame des Hauses mit einem Gast über ihren schönen Airedale-Terrier und sagt bedauernd: „Um die Schnauze herum ist er leider in der letzten Zeit sehr weiß geworden.“
Ein anderer Gast, der sich gern in das Gespräch einschalten möchte und nur die letzten Worte gehört hat, tritt mit der Bemerkung hinzu: „Aber geistig ist ihr Herr Gemahl doch noch sehr frisch!“

*

Als meine kleine Tochter von England nach Deutschland übergesiedelt war, fragte ich sie einmal, wen sie denn später wohl heiraten möchte. Der deutschen Sprache noch nicht ganz mächtig, antwortete sie: „Ich würde dich ja sehr gern hochzeiten, aber du bist leider schon vermahlt.“

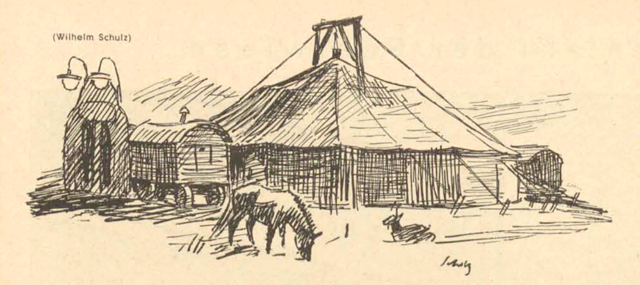
Morgen auf der Festwiese

(Wilhelm Schulz)



„Nanu? Wat is 'n hier für 'n Krach?" — „Dös is bloß der ‚Mo mit die zwoa Köpf' — die streit'n mitanand', wer z'erst rasiert werd'n soll . . ."

(Wilhelm Schulz)



Ich werde geköpft

Von Ernst Hoferichter

Am ersten schulfreien Nachmittag lief ich auf die Wiese, um mir im Aufruhr der Karussellmusik und am Geschrei der Schaubuden Hören und Sehen vergehen zu lassen. Im Herzgeviert aller Hingabe aber stand Schichtls Zauber- und Feentheater! Der Name August Schichtl thronte für mich in einer Reihe mit dem Entdecker Amerikas und dem Erfinder des Schießpulvers.

In seinem Gesicht lag verkleinert die Landkarte der Münchner Stadt. Mit den Händen aber vermochte er weit über alles Diesseitige hinauszugreifen — mitten ins Reich der vierten Dimension hinein. Und, was ich am Vormittag während der Physikstunden mühsam an Naturgesetzen in mich hineinpfropfte, das hob Papa Schichtl am Nachmittag vor seiner Zauberbude wieder auf. So schlug er rohe Eier in seinen Zylinder — und ließ daraus mit seinem Hexenstab Tauben flattern. Mit offenem Mund stand das Publikum zu seinen Füßen, als wollte es mit dieser Gebärde das Geflügel wieder einfangen.

Paradedamen in Paillettenkleidern und mit schielender Weltanschauung waren links und rechts von der Kasse drapiert. Sie ließen mich eine künftige Lebewelt ahnen und in Gedanken versah ich ihre Hände mit Sektkelchen, die über verbotener Liebe hin und her schaukelten...

So stand ich jeden Nachmittag zu Füßen dieser Wunder und erlebte, daß dem Zauberstab auch die neugierigen Münchner in Rudeln gehorchten. Da bekam kurz vor Beginn der Vorstellung, in der „als Hauptattraktion eine lebende Person vor den Augen des P. P. Publikums guillotiniert wird", Papa Schichtl mit einem Angestellten Streit. Der war kurz aber heftig, und Schichtl löste das Arbeitsverhältnis mit der bajuwarisch gefärbten Antwort des Götz von Berlichingen.

Im gleichen Atemzug schrie er zu mir herab — und berührte mich dabei mit seinem Zauberstab: „... Wia wär's mit dir...? Magst net amal g'köpft werd'n...?"

Ich erinnere mich noch heute, daß es mir damals gleichzeitig kalt und heiß über den Buckel rieselte. Wie einer, der soeben erfuhr, daß er das große Los gewonnen hat, mußte ich dagestanden haben. Der Augenblick war erschütternd und gewaltig. Die Spitze jenes magischen Stabes, der Goldstücke aus der Nasenspitze zu locken vermag, Stallhasen in seidene Taschentücher verzauberte und Jungfrauen schwebend machte — der hatte mich ganz persönlich berührt. Höchstderselbe hatte einen Steckkontakt mit dieser irdischen und jener übersinnlichen Welt geschlossen. Ich brachte kein Wort hervor und fühlte mich wie ein Schokoladeautomat, in dem das Geldstück steckengeblieben war. Ich konnte nichts — als nur mit dem Kopf nicken... Und im Augenblick sahen Alle nach diesem meinem Kopf, der drinnen in der Bude sich nun vom Rumpfe trennen sollte.

Wie ich hinter die Bühne gekommen bin, das weiß ich heute nicht mehr. Nur — daß mich Papa Schichtl am Arm packte und wie eine Fracht vor sich herschob, dessen kann ich mich noch erinnern. Neben einer aufgemalten Landschaft mit Fliegenpilzen und einem Springbrunnen mußte ich auf einer schwarzen Truhe Platz nehmen. Später erst sah ich es, daß ich mich mitten auf einen aufgeklebten Totenkopf gesetzt hatte.

Draußen auf der Bühne tanzten im magischen Licht der Scheinwerfer Feen durch die Luft. Die Blechmusik spielte dazu die Petersburger Schlittenfahrt. Nach dem Schweben im Zauberreich huschten die Märchengestalten an mir vorüber — zum grünen Wagen hinaus. Dabei bemerkte ich, daß sie schnauften und schwitzten, als ob sie Klaviere in ein viertes Stockwerk geschleppt hätten. Kurz vor der Hinrichtung sieht man eben alles mit Facettenaugen und allzudeutlich. Ich überlegte, wie ich unter dem Schafott hervorkommen müßte, wenn schon das bloße Schweben solches Erleiden verursacht.

Aber da packten mich zwei Männer, deren Gesichter durch Gugelhauben verhüllt waren — und zerrten mich auf die offene Bühne. Jäh stand ich neben einem schwarzen Gerüst. Kalt blitzte aus der aufgebauten Guillotine das Fallbeil herab. Papa Schichtl schob mich bis an die Rampe vor. Das verehrte Publikum sollte sehen, daß ich nicht aus Papiermaché bin. Dazu fuchtelte er mit seinem Stab um mich herum, als sollte ich von Spinnwebenhäuten gestöbert werden. Ich schwitzte jetzt schon mehr als die Elfen nach dem Tanz. Von Augenblick zu Augenblick spürte ich, wie es mir zweierlei und dreierlei ward. Ich wurde zur Maria Stuart im letzten Akt, stürzte in Abgründe hinab und fühlte, daß mein Herz surrte, wie eine Fleischfliege in der Zündholzschachtel. Zu meinen Füßen begann die Kapelle einen Trauermarsch zu spielen — und dazwischen hinein hörte ich das Ticken meiner Firmungsuhr. Der Zuschauerraum war für mich zu einer schwarzen Wand geworden, aus der sich die Gesichter abhoben als wären sie Stück für Stück in eine Sardinenbüchse verpackt. Jetzt spricht der Schichtl in mich hinein: „Alkalabara! Futschimarabah! Kabutischawabah!" Von hinten packen mich zwei Fäuste, schnallen mich auf ein Brett und schieben mich in die Köpfmaschine... Der letzte Anschluß an die Welt ist unterbrochen. Vom Publikum her spürte ich noch, wie Sitzreihe um Sitzreihe das Atmen einstellte. Der Trauermarsch ging in einen Trommelwirbel über... Dann empfand ich den Geruch von Leimfarbe und Rupfen — und jetzt hatten meine Gedanken nichts mehr mit Schafott und Hinrichtung gemein. Ich sah eine Hand den pythagoräischen Lehrsatz auf die Schultafel schreiben... ein Schlitten fuhr durch Petersburg... kreiste um meinen Hals, der dazu klingelte —



(J. Kreis)

Vor mir fiel etwas rasselnd und ratternd vom Himmel herab... Ich weiß nicht mehr — waren es drei Sekunden oder eine Ewigkeit, da hörte ich die Worte: „... Hier, meine Herrschaften, sehen Sie den geköpften Kopf des jungen Mannes..!" Und im Gefühl, keinen Kopf mehr am Rumpf zu haben, schnellte ich in die Umwelt zurück. Zuerst ängstlich, dann vorsichtig, drehte ich meinen Hals — und das Gefühl war herrlich: plötzlich zwei Köpfe zu haben, von denen einer sich in der Hand des Papa Schichtl befand.

Aus Freude darüber verfiel ich mit dem anderen Kopf in rollende Bewegungen, daß die Guillotine zu wackeln begann. Sogleich überzeugte mich aber ein Stoß in die Rippen von des Zauberers Hand, daß ich als Geköpfter solche Scherze zu unterlassen habe...

Wieder Trommelwirbel...! „Alkalababra..., Futschimarabah..., Kabutischarawabah...!"

Schichtl steckte meinen abgetrennten Kopf in die Henkermaschine — und im Kreisen des Stabes zog er mich unter dem Fallbeil hervor — — Ich war wieder ins Reich der Lebenden zurückgezaubert!

Den brausenden Beifall bezog ich restlos auf mich und meinen Kopf, den ich für Hinrichtungen selten talentiert fand.

Am folgenden Vormittag traf Geographiestunde. Und während aus dem Munde des Professors die Namen der Nebenflüsse in den Amazonasstrom mündeten, wurde ich vom Pedell ins Zimmer des Rektors gerufen...

Es war mir wieder wie vor einer Hinrichtung zumute. Diesmal aber sah ich keine schwitzenden Feen und keine schwarzen Truhen mit Totenköpfen.

In der Ecke des Zimmers stand eine Gummipflanze, deren Namen auf Seite 216 des Lehrbuches für Botanik zu finden war. Den Vordergrund des Raumes nahm voll und ganz der zitternde Vollbart des Herrn Rektors ein.

„... ohne Erlaubnis und ohne Zustimmung der Schulbehörde hast du dich gestern nachmittag zwischen drei und vier Uhr — —"

„Entschuldigen, Herr — —"

„Ruhe..! — zwischen drei und vier Uhr nachmittags, wie mir von einem Augenzeugen gemeldet wurde — öffentlich köpfen lassen..!"

„Aber entschuldigen, Herr Rektor, ich — —"

„Ruuuhe..! Bist du in der fraglichen Zeit geköpft worden..? Ja oder nein..?

„Ja, aber ich wußte nicht, daß das Köpfen verboten war und daß — —"

„Wer als Schüler einer höheren Lehranstalt ohne Erlaubnis einer Theateraufführung beiwohnt oder selbst nur seinen Kopf dazu hergibt, der —"

„... aber es war ja noch ein zweiter Kopf, den wo Herr Direktor Schichtl..."

„Keine Ausreden. ! Es ist häßlich, die Schuld auf ein anderes Haupt zu laden, wenn man — —"

Der Rektor bekam dabei einen roten Hals und man konnte es genau sehen, daß ihm die Luft in der Höhe seiner Deckkrawatte stecken blieb.

Ich dachte noch für mich: „... der Hals wäre nicht begabt für eine Hinrichtung..." und verließ mit zwei Stunden Arrest das Rektorat. Genau in der Zeit, da es gestern so schön war, saß ich im Nebenzimmer des Aktuars meine Strafe ab. Zwei Stunden sind nicht lang, wenn man weiß, daß vier Trambahnhaltestellen entfernt — schon wieder die „Wies'n" wartet...

Die ersten Schritte in der Freiheit lenkte ich in die Richtung des hellen Scheins, der über dem abendlichen Westen aufleuchtete.

Wieder stand ich vor Schichtls Zauber- und Feentheater. Aber diesmal hielt ich mich in gebührendem Abstand von dem Zauberstab. Und mit Neid im Herzen sah ich zu, wie ein anderer ins Innere der Bude geführt wurde, um dort statt meiner geköpft zu werden.

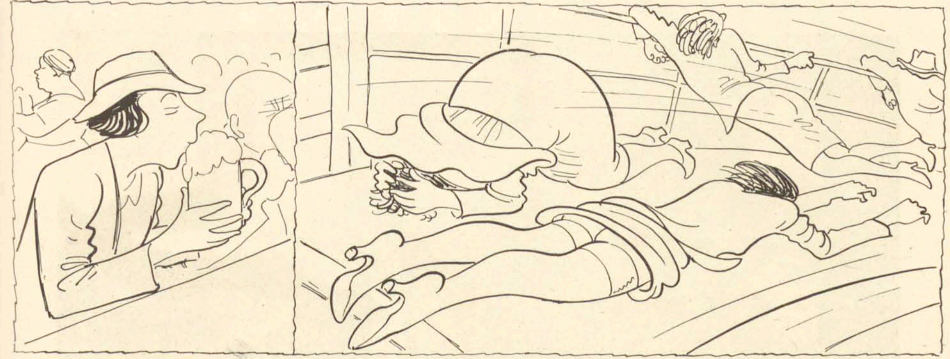
VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. II. VJ. 37. 18074. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

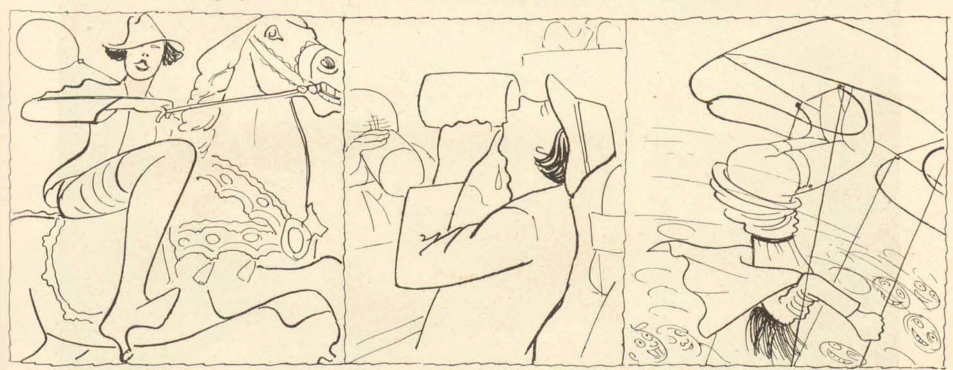
Theresens Wiesenwalten

(Fr. Bilek)



Therese schlürft in vollen Zügen,
Die erste Maß ist ein Vergnügen!

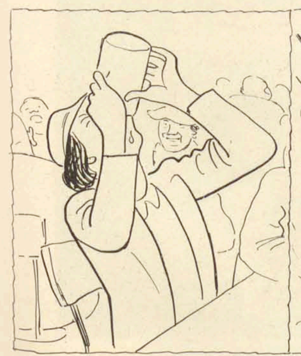
Die Rollbahn trägt sie steil empor,
Der Resi kommt das himmlisch vor.



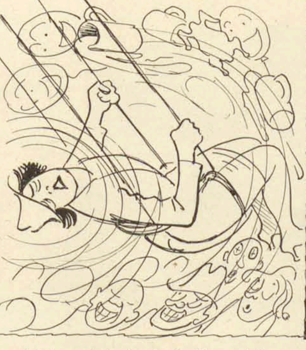
Sie läßt im Karussell sich drehn,
Wer Augen hat, kann manches sehn.

Das hat sie etwas mitgenommen,
Die zweite Maß ist höchst willkommen.

Zum Schaukeln hat sie nun den Mut,
Der Looping geht ganz leicht und gut!



Schon greift sie nach dem dritten Krug,
Und leert ihn aus auf einen Zug!



Jetzt saust sie durch die Atmosphäre,
Befreit von aller Erdenschwere!



Hier zeigen wir ganz unumwunden,
Was sie Zuhaus im Bett empfunden!

Talente

(K. Heiligenstaedt)



„Die ‚schwebende Jungfrau‘ auf der Wiesen könnte ich auch sein!“ — „Na, das Schweben möchte man dir schon zutrau'n!“

München, 26. September 1937
42. Jahrgang / Nummer 38

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

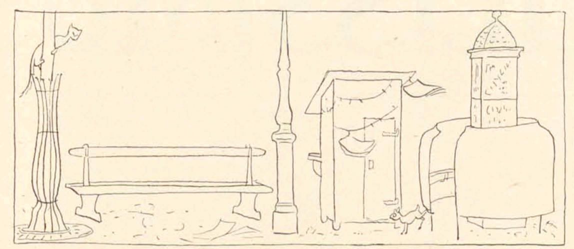
VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Sein Gott

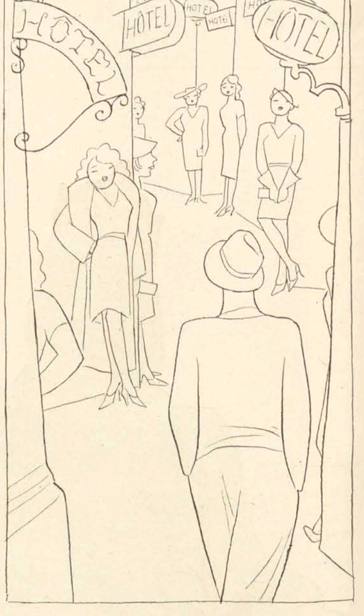


„Natürlich sind wir Atheisten, aber an den Deus ex machina glauben wir doch!“

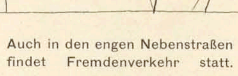
DANS LA RUE / Ein Kurzbericht aus einer



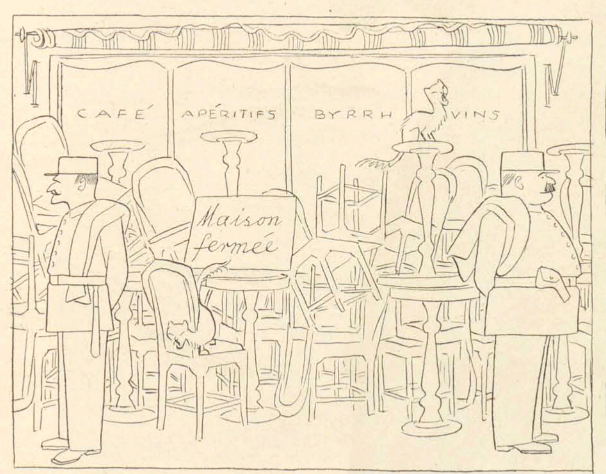
Nach Mitternacht schlafen auch die Pariser Boulevards. Einsam und verlassen stehen Bäume, Bänke, Lichtkandelaber, Journal-Kioske und sonstige Bedürfniseinrichtungen.



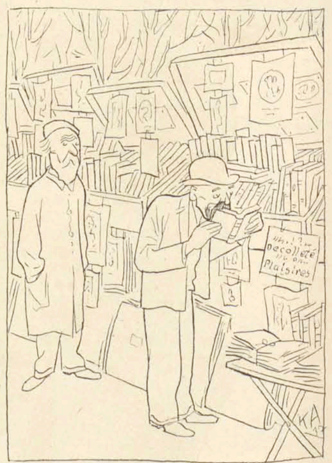
Am Tage aber gehört der Boulevard der internationalen Welt und Halbwelt, gemischt mit politischen Handlungsreisenden der Moskauer Internationale.



Auch in den engen Nebenstraßen findet Fremdenverkehr statt.



Ist ein Streik in der Fremdenindustrie, dann sorgt die gute Polizei dafür, daß Ruhe und Ordnung nicht gestört werden.



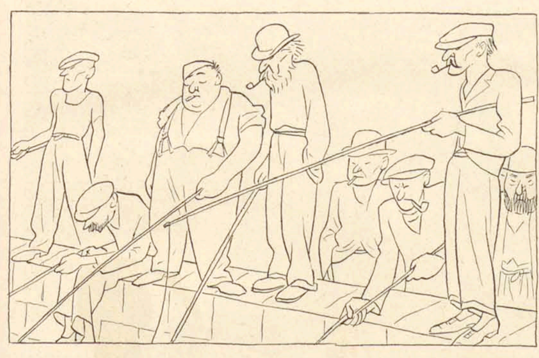
Bücherfreunde finden an der Seine pikante Kostbarkeiten.

großen Stadt / ZEICHNUNGEN UND TEXTE VON KARL ARNOLD

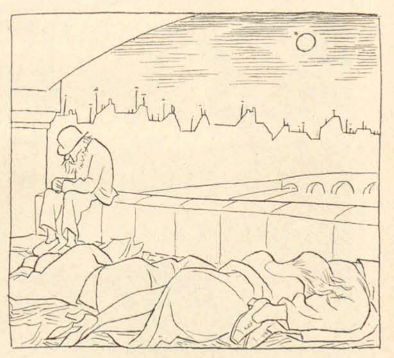


Auf dem sogenannten Flohmarkt findet der Kunstfreund alte und neue Meisterwerke.

Schwarz ist zur Zeit die Modefarbe.



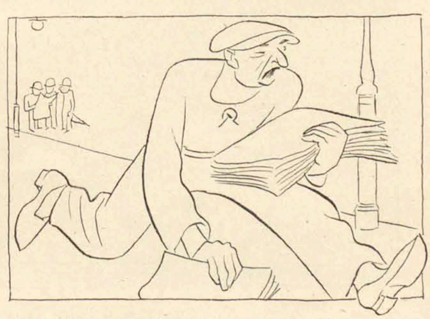
Arbeitslose finden an der Seine immer Beschäftigung.



Obdachlose können sich nach Belieben schlafen legen.



Sonst wäre alles in Ordnung, nur wird der Pariser, der seinen Apéritif gerne in Ruhe und Frieden trinkt,



leider öfter durch Skandale und Sensationslügen gewisser Boulevard-Blätter in seiner friedlichen Ruhe gestört.

Der neue Jagdherr

(E. Thöny)



„Verdammt flinke Biester, Müller!" — „Tatsächlich, und bei Ihnen hätten sie 's nicht mal nötig, Herr Direktor!"

Geheimnis

Von Dr. Owlglaß

Ein Traum lugt in den Tag herein,
recht wie ein Maulwurf aus dem Loch,
mit seinem Schnäuzchen, wunderfein.
Kriecht er heraus? Faß' ich ihn noch?

Ich greife zu . . . Schon ist er fort.
Die Erde bröselt leise nach.
Nun schaufelt er im dunklen Port
sich tiefer ein und wölbt sein Dach.

Schier um ein Haar wär' mir's geglückt.
Ich war dem Rätsel auf der Spur,
das mich so lange schon bedrückt . . .
Wie war es nur? Wie war es nur?

Kampf unter der Bettdecke

Ich weiß noch nicht, wie es mir gelingen wird, meine Schreibmaschine durch dieses gefährliche Gebiet hindurchzusteuern. Dort lauern nämlich sittliche Untiefen und unsittliche Tiefen, und der Unkeuschheit ist Tür und Tor geöffnet. Aber mit solchen Bedenken hätte Kolumbus niemals Amerika entdeckt und Georg Brummel nicht die lange Hose für die Herrenmode im Beginn des vorigen Jahrhunderts. So trete ich denn auf den Rücktaster, gebe Farbband und sause mitten hinein in die Meerenge zwischen Szylla/Nachthemd und Charybdis/Pyjama.

Da sind wir schon. Graust Ihnen nicht vor zwei so körpernahen, hautverbundenen Kleidungsstücken, mit der wir Männer mangelhaft unsere Blöße und das Triebleben verdecken?

Aber gerade damit hängen ja die beiden Weltanschauungen der Pyjamisten und Nachthemdethiker zusammen, und deshalb werde ich meine Schreibmaschine nicht in die Sackgasse der Erotik hineintreiben lassen. Rechtzeitig werfe ich das Steuer herum, Verrat, Verrat! Zurück ins freie Fahrwasser allgemein menschlicher Betrachtungen!

Ich weiß es wohl, daß ein Kampf zwischen den Anhängern des Pyjamas und denen, die das Nachthemd im Schilde führen, ich möchte fast sagen, unter der Bettdecke tobt. Ich kann als einer sprechen, der die Entwicklung mitgemacht hat und da muß ich sagen, daß meine Jugend vom Nachthemd beschattet war. „Beschattet" ruft da die andere Partei. „Herrlich umstrahlt von der Abendsonne des niedergehenden Nachthemdes. Es soll weiterleben. Wir wollen es wieder in den Sattel heben, wir haben nie von ihm gelassen, haben Schmach und Schande seinetwegen erduldet und das überhebliche Lächeln von Hotelzimmermädchen aller Zonen und Völker, die mit teuflischer Lust unser Hemd auf die Bettdecke legten, als Zeichen der Verweichlichung und vollbärtigen Überlebtheit."

Also, zur Zeit, da ich noch ein unmündiges Kind war, herrschte das Nachthemd unbestritten, und Mann und Weib hatten noch nicht gemerkt, daß sie unten keine Hosen trugen, wenn sie das Licht ihres Schlafzimmers löschten, oder vielleicht hatten sie es doch bemerkt, aber es war ihnen nicht unangenehm.

Dann auf einmal hallte der Ruf über die Erde: „Nur im Pyjama liegt unser Heil!" Und da stürzten sich die Männer in die Nachthose und die wankelmütigen Weiber folgten. Fortan war es in Lustspielen möglich, daß der zweite Akt im Bett spielte, denn Held und Heldin konnten es dem Publikum deutlich vor Augen führen, daß sie durchs Pyjama vor dem gröbsten geschützt waren.

Die Verfechter dieser Bekleidung führen für ihre Weltanschauung an, daß man ohne Umstände, falls der Geldbriefträger kommt, in dieser Kleidung an die Tür gehen könne, um dort zu unterschreiben, man habe soeben Mark 780.—, in Worten Mark siebenhundertachtzig, ordnungsgemäß ausgefolgt bekommen. Aber schließlich, wie oft kommt schon der Geldbriefträger und kann es gar nicht lassen, uns 780 Mark auszuhändigen?! Und dann glaube ich auch, daß Geldbriefträger darin nicht so heikel sind und selbst vor einem Manne, der eine größere Summe im Nachthemd empfängt, nicht zurückschaudern.

Da muß ich wieder meinen Freund Julius anführen, Sie wissen schon, den mit den Hosenträgern. Julius würde sich geknechtet fühlen, wenn er im Bett etwas Bindendes um die Lenden hätte. Er sagt, der freie Mann legt auf üppigem Lager Panzer und Wehrgehänge und somit auch die Hose ab. Er verachtet den welschen Tand. Solcher Juliusse sind mehr, als sich die meisten jüngeren Damen träumen lassen. Ich habe es durch diskreteste Umfrage festgestellt.

Meine Damen, zögern Sie nicht, sich Ihre Helden, wenn sie vom Schlachtenlärm und Filmaufnahme ausruhen, im wallenden Nachthemd vorzustellen, vergleichbar den Mädchen der Festzüge, die Obst und Südfrüchte und symbolische Gegenstände gemessenen Schrittes einhertragen.

Aber natürlich, im Film und Operette ist so etwas unmöglich, und kein Liebling des Publikums kann in Nachthemd- und Großaufnahme dem Schlager der Saison zum Siege verhelfen.

Ich habe über dieses Thema natürlich auch mit Erika gesprochen und ihr vorsichtig die Argumente der Nachthemdisten vor Augen geführt. „Entsetzlich", stöhnte sie auf. „Hast du jemals einen Mann in dem Augenblicke gesehen, wenn er sich das Nachthemd anzieht und mit beiden Armen irgendwo da oben aus der Wäsche ins Freie zu gelangen sucht? Ich kenne nichts Ärmeres unter der Sonne, und so was soll man zum Vater seiner Kinder machen!"

Ich sagte zu Erika, ich habe mir solches so genau noch nicht angesehen und es sei ja nur Theorie und der Diskussion wegen, und außerdem sei das doch ein Übergangsstadium, und ich würde es niemals wieder tun.

Aber im geheimen bewundere ich den Julius, der so fest am angestammten Nachthemd hält. Foitzick

Lampenfieber

(R. Kriesch)



„Du bist meine erste Liebe, Franz!" „Und du die meine!" „Ach, du lieber Gott, das kann ja gut werden!"

Lächerliche Tragödie

Von Josef Martin Bauer

Wenn Franz Eilbott sich einer absonderlichen Berühmtheit erfreute, so trug er selbst daran kaum ein wesentliches Verdienst, aber er genoß die Berühmtheit in vollen Zügen und ließ sie nie verblassen, denn die Erfahrung lehrte ihn, dieses Ungreifbare zuweilen in bare oder wenigstens in flüssige Werte umzuwandeln.

Vor dreißig Jahren besaß er noch eine kleine Drechslerei am Hauptplatz. Die Geschäfte freilich gingen schlecht, weil es den Menschen nicht immerzu gefiel, auf Stühlen mit gewulsteten Beinen zu sitzen. Zudem vertrödelte Franz Eilbott seine Zeit oft genug mit anderen Dingen, die nicht unbedingt auf den Erwerb abgestellt waren. Für einen rechten Bürger geziemt es sich nämlich, daß er Verpflichtungen hat, die dem Verbrauch von Zeit und Alkohol das Gepräge einer gewissen Gültigkeit verleihen.

Franz Eilbott kam seinen Verpflichtungen damit nach, daß er mit der Angelgerte auf dem Landebrett saß, wo zuweilen eine Plätte anlegte, die den beschaulichen Traum des Tages zerstörte und für lange Tage wieder eine Ausrede lieferte, wenn die Fische nicht anbeißen wollten. In diesem Tun schlief er eines Nachmittags ein. Das Landebrett aber, auf dem er saß, hatte nicht den Umfang eines ordentlichen Bettes, so daß Franz im Hindösen langsam überkippte und sein Traum ein abscheuliches Ende fand. Beim Erwachen begriff er die Absonderlichkeit und die Gefahr der Lage nicht sogleich, aber wo das Wasser unter dem Brett brav und ehrlich seine acht Meter in der Tiefe maß, mußte er ohne allzu lange Überlegungen mit den Armen ausgreifen, wie andere es in solcher Lage zu tun pflegen, um irgendwie das Ufer zu erreichen.

Der Fluß aber ging damals so heftig wie heute, und noch nie zuvor hatte ein guter Schwimmer versucht, das Wasser in seiner ganzen Breite zu durchschwimmen. Eilbott jedoch war gar kein Schwimmer, und das Gewand behinderte ihn. So mußte er seine Rechnung unter diesen feuchten Voraussetzungen für immer abschließen, während in dem zerstäubten Wasser, das er Schluck um Schluck durch Mund und Nase einsog, sein klares Denken eilig ertrank.

Das aber bedeutete den Tod. Nach weiteren dreißig Metern kam der große Wirbel, den sogar die Plättenfahrer scheuten. Einen Menschen, der schwimmend auf dem Wasser dahintrieb, nahm der Wirbel weg für immer. Leicht und mühelos schöpfte der gedrehte Wasserzug auch den Körper dieses totengleich treibenden Mannes weg, das Wasser gurgelte heftiger als sonst nach, dann war Franz Eilbott verschwunden. Eine wunderliche Laune der Natur aber wollte es, daß der Fluß sein Opfer nach einigen fünfzig Metern wieder auswarf. Die Kinder trieben zu anderer Zeit mit schweren Holzklötzen dieses Spiel, daß sie im Wirbel ein Stück einwarfen, um es an der Kiesbank, die mitten im Fluß liegt, wieder hochtreiben zu sehen. Auf dem Weg des Kinderspieles wurde der Mann auf die Kiesbank geschwemmt, wo er nach einigen Stunden wieder erwachte.

Man wunderte sich sehr über dieses Ende des gefährlichen Abenteuers, und man zollte dem Wunderlichen die gebührende Achtung. Allmählich jedoch verblaßte der Nimbus, und die Leute fanden für die Geschichte das richtige Lachen, das Franz Eilbott nicht umzustimmen vermochte, wenn er immer wieder im Schauderton Beginn und Ende dieses Erlebnisses erzählte. Um jene Zeit war es, daß ein Onkel von drüben seinem Neffen Franz einen großen Brief schrieb, und aus dem Brief klang eine so offenherzige Einladung, daß Franz in seinen Überlegungen immer mehr und immer nachdrücklicher den einmal aufgeworfenen Gedanken erwog, bis er schließlich das Haus mit dem dürftigen Geschäft verkaufte, um nach Amerika zu gehen.

Dazu aber kam es nicht; denn nun begann die Berühmtheit von Franz Eilbott, seine Katastrophe und sein sonderbares Glück.

Mehr als zwanzig Jahre lebte er diesem Ruhm und von diesem Ruhm; denn mancher gab ihm von dem bescheidenen Überfluß, weil er ein berühmter Mann geworden war, und mancher ließ dem alternden Mann, dessen Zukunft doch zerbrochen war bei jenem Ereignis, Glas um Glas hinstellen, wenn er im Gasthaus zur Überfahrt an seinem Platz unter dem Glaskasten mit dem Modell eines großen Schiffes saß und wieder und wieder die Geschichte erzählte:

„Was wißt ihr denn schon von der Welt, wo euch der Tod noch nie angerührt hat? Ihr lebt euer Leben dahin und wißt nicht, wie es aussieht, wenn der Tod kommt über ein Schiff, das mehr Menschen hat als eure ganze Stadt.

Tja, Kinder, ich muß es euch einmal erzählen, wie es zugegangen ist. Was in den Zeitungen gestanden hat, das ist ja nichts, das ist ja gar nichts. — Herr Wirt! Noch eine Schoppen! — Dreizehnhundert Menschen sind ersoffen mit einem einzigen Schlag. Das Schiff hat sich aufgestellt, und wie Narren sind die Leute an dem Überrest noch hinaufgeklettert, dann ist der ganze große Kasten abgesackt. Man kann eben nicht mit dem Kopf durch die Wand und nicht mit einem Schiff durch den Eisberg. Aber es war ein Schiff, sage ich euch, ein Schiff, wie noch keines gebaut worden ist. Eine Stadt war das, sage ich euch, und die ganze Stadt ist untergegangen im Meer. Ich bin übriggeblieben, und sonst noch ein paar Leute. Ein paar Gelbe haben mich gepackt und über die Planke geworfen, ich bin neben dem Schiffsbauch heruntergefallen ins Meer...

Noch einen Schoppen, Herr Wirt! Das Meerwasser ist so abscheulich sauer, daß ich den Geschmack meiner Lebtage lang nicht mehr aus der Kehle bringe. Aber das macht ja nichts. Die Hauptsache ist, daß ich wieder herausgekommen bin. Die an-

deren sind alle ertrunken, alle, tausend Leute oder fünfzehnhundert oder weiß der Teufel wieviele. Irgendeiner hat mich mit der Ruderstange auf den Kopf geschlagen und mir auf englisch gesagt, daß ich untenbleiben soll im Wasser, aber ich habe die Ruderstange gefaßt und bin am Boot hängengeblieben, wenn auch die anderen noch mit den Ruderstangen auf mich eingeschlagen haben.
Man stirbt nicht so leicht, Kinder. Man muß nur den Willen zum Leben haben, und der Wille ist doch das große Wunder. Aber das wißt ihr nicht. Ihr wißt ja gar nichts, und vor dem Tod habt ihr Angst wie die kleinen Kinder.
Wenn Franz Eilbott so erzählte von dem phantastischen Abenteuer seines Lebens, von der Geschichte, die einmal die ganze Welt erschüttert hatte, dann redete er sich heiser und griff nach jedem Glas, das um ihn her auf dem Tisch stand. Niemand wehrte ihm das; denn mit der Katastrophe damals hatte er alles verloren, und man rechnete es ihm hoch an, daß er nicht hinübergegangen war nach Amerika, sondern wieder heim in seine Stadt. Das freilich war nur durch Zufall so geschehen, weil das Schiff, das ihn zur Rettung aufnahm, Kurs auf Hamburg hielt, und weil Franz Eilbott nie mehr den Mut gehabt hätte, nach diesem Erlebnis noch je einmal ein Schiff zu besteigen.
Aber er hatte daheim mit diesem Unglück mehr gewonnen als verloren, denn man bestaunte das Wunder in ihm und ließ ihn um dieses Wunders willen mitleben. Vielleicht überfiel zuweilen einen von denen, die mit ihm am Tisch saßen, ein leichtes Schaudern, weil der Tod nicht den Mut hatte, nach Franz Eilbott zu tasten, wo anderthalbtausend Leute neben ihm her ertrunken waren.
So lebte der Ubriggebliebene, den der Tod verschmäht hatte, sein stilles Leben, das vom Ruhm erhalten wurde und wohl überhaupt kein Ende fand, sofern nicht der Tod vielleicht inzwischen seine Scheu überwand vor dem Mann, den er zweimal zurückgewiesen hatte. Franz Eilbott trank zwar mehr, als notwendig war, aber dies wollte ihm keiner verwehren. Sein Bericht wurde immer wirrer und zerrissener, je weiter man über die Mitternacht hinauskam, und eine Strecke weit gingen die alten Freunde noch mit ihm.
Es hatte geregnet an jenem Abend, als Franz seine Geschichte zum letzenmal erzählte. Ein Gewitter war niedergegangen, aber im Gasthaus zur Überfahrt hatte keiner hingehorcht auf das Treiben der Nacht; denn Franz schilderte das Ungeheuerliche an diesem Abend noch größer und noch eindringlicher als sonst. Vom Beginn bis zur letzten und endgültigen Rettung erzählte er alles noch einmal, und man schob ihm so viele Gläser zu, daß er nie beim Wirt einen Schoppen auf seine eigene Rechnung bestellen mußte.
Vielleicht trank er noch mehr als sonst, aber die Salzbitterkeit des Meerwassers brannte in seiner Kehle, als er den Tod höhnte, der mutlos an ihm vorbeigegangen war. Die Stube leerte sich, und als letzter ging Franz Eilbott aus der Stube, in die gewitterige Nacht hinaus, deren schwarzer Himmel von einem glühenden Besen blank gekehrt wurde. An der Tür kehrte er noch einmal um, weil es ihm zu früh an der Zeit erschien.
Herr Wirt — morgen — morgen komme ich wieder. Und übermorgen wieder. Und so zu vielleicht die ganze Ewigkeit. Ich habe nicht ertrinken können — ich kann nicht sterben — ich bleibe übrig, weil der Tod Angst hat vor mir. Jaja, Herr Wirt. Morgen dann wieder. Gute Nacht!
Am Morgen darauf fanden sie Franz Eilbott in der Lodderergasse, platt auf dem Boden liegend, und er war tot. Sein Körper war schon steif, als sie ihn aufnahmen. Sein Gesicht aber lag in einer Wasserpfütze, die ebenso groß war wie zwei gemuldete Hände. Müde und übersatt vom Wein war er auf der Straße gefallen und ertrunken in der Pfütze, die ein Gewitter in ein Schlagloch gegossen hatte.
Als die lächerliche Kunde sich in der Stadt verbreitete, waren die Leute so bestürzt über diese Laune des Schicksals, daß sie nicht über das Wirkliche zu sprechen wagten, sondern dem Bürgermeister Vorhalte machten, weil er sich so wenig um die Straßen kümmerte, die voller Schlaglöcher waren.

Lieber Simplicissimus

Kreszentia ist in die Stadt gefahren und hat für ihre Aussteuer, die sie mit Umsicht und Tatkraft selbst herstellt, Leinen und Damast eingekauft. Solide, kräftige Ware, denn sie ist für das Dauerhafte, das auch etwas aushält. Dann besucht sie die Heiratsvermittlerin, durch die ihre Altersgenossin Thekla erst kürzlich eine so gute Partie gemacht hat. Es werden ihr verschiedene Herren in guter Position vorgeschlagen, aber bei Betrachtung der Fotografien schüttelt Kreszentia ablehnend den Kopf: „Naa, naa", sagt sie und legt das Bild eines besonders adretten und zierlichen Heiratskandidaten resolut beiseite, „es sollte schon mehr was Strapazierfähiges sein!"


(Zeichnung O. Nückel)

In einer Stadt schied eine Lehrerin aus dem Schuldienste aus, um sich zu verehelichen. Da für sie zunächst kein Ersatz gefunden werden konnte, wurden ihre Schülerinnen auf zwei andere Klassen verteilt. Dies veranlaßte eine bereits bejahrte Kollegin, dem Anstaltsleiter zu sagen: „So ist's richtig! Die X. kriegt einen Mann, und wir kriegen die Kinder."

Die Tagung der Auslanddeutschen war vorüber. Einem der Gäste hatte die schwäbische Mundart so gut gefallen, hauptsächlich wegen der vielen Wörtern angehängten Silbe „le", daß er versuchte, sie sich zu eigen zu machen. Wie nun der auslanddeutsche Gast eines Tages im Restaurant die Speisekarte studierte, in der auch Wurstplatten, Schinkenplatten usw. verzeichnet waren, bestellte er ein „Käsplättle". Der Ober brachte daraufhin eilfertig die neueste Nummer einer kleinen Zeitung.

Herrenmodeschau

(Olaf Gulbransson)

Heute
Modeschau
nur
für Herren

„Donnerwetter, det is wat für mich!"

„— — — — — — — — — — — — —"

„So 'n Schwindel, keen Mächen war zu sehn!"

„Und so wat nennt sich Modeschau für Herren!"

OLAF GULBRANSSON 34

Wasserburg am Inn

(Wilhelm Schulz)



Die Landschaft liegt gebreitet grün und wäldersatt,
Im Arm der Wasserschleife ruht die alte Stadt.
Im weißen Kieselbett rauscht alpenfrisch der Inn,
Der schnelle Wirbel hat,
Gefärbt von Kalk, grau wie geschmolznes Zinn.

Der Seelentiefe kann versteinte Träume sehn,
Vergangenheit blieb unter Torgewölben stehn,
Sie hat sich in die Häuser mit Geheimnissen geprägt,
Sie hat sich in die Dächer seltsam eingesägt,
Wir aber kommen flüchtig, schauen an — und gehn.

Aus Süden brennt die föhngeheizte Abendpracht,
Im Bräu wird Bier gesotten, schwarz gemacht.
Es saust der Fluß unheimlich in der Schlucht,
Ich werde von verstecktem Heimweh aufgesucht
Und weile, Rotwein zechend, eine ganze Nacht.

Wer reitet vor dem Gasthof hin und her?
Die blauen Thurn- und Taxisreuter fahren doch nicht mehr
Mit gelben Kutschen in das Land Tirol!
Die Brückenbohlen zittern räderhohl
Von Reisemären und vergessenem Verkehr . . .

Anton Schnack

Die Brombeerenschlucht

So eine Brombeerenschlucht hat noch niemand geseh'n!
Wie das verwirrte Haar einer Waldfrau
Hing es nieder, ja, genau so, genau!
Und als hätten Bienen und Hummeln sich drin verirrt,
Und säßen gefangen, und kämen nicht mehr heraus,
So wie schwirrend tat mancher Strauß,
Der im Wind um sich schlug,
Als wollt' er sich heben im Flug.

Manche Beeren waren noch rot, rot von verschiedener Farb',
Aber die meisten, die reifen, waren schwarz, kohlschwarz,
Fast bläulich, und manche verdarb
Schon, und war nun wie faulig
Am Strauch, wie zerquetscht, so zerrann sie,
Oder die Sonne fraß sie, giermaulig,
Oder ein Vogel,
Und die Spinne, wann sie
Ihr Netz spann,
Überspann sie grauschimmernd.

Diese Fülle von Beeren! Wie Trauben fast, Dutzende, hundert,
Schwarzäugig, schwer hängend, wie tropfend,
Ungläubig verwundert siehst du's herzklopfend!
Aus dem löcherigen Stein
Quell'n sie hervor, unaufhörlich, prächtig,
Immer neue, immer mehr, ganz unerschöpflich
Muß die trächtige
Felsschlucht sein.

Wenn die Kinder kommen, vom Dorf, sie zu holen,
Mit Schüsseln, mit Krügen, mit einem Hut,
Und gleich zu schmausen beginnen,
Die erklimmen die bröckelnden Wände
Und steh'n auf den Zinnen, schwindelnd,
Zwischen Felsnasen gepreßt,
Und stemmen sich schreiend fest,
Und greifen wie blind in Frucht und Dorn,
Wie in Zorn, wie in Wut,
Und zeigen einander die Hände,
Die sind
Zerrissen und rot genäßt
Vom Safte der Beeren und dem eigenen Blut.

Georg Britting.

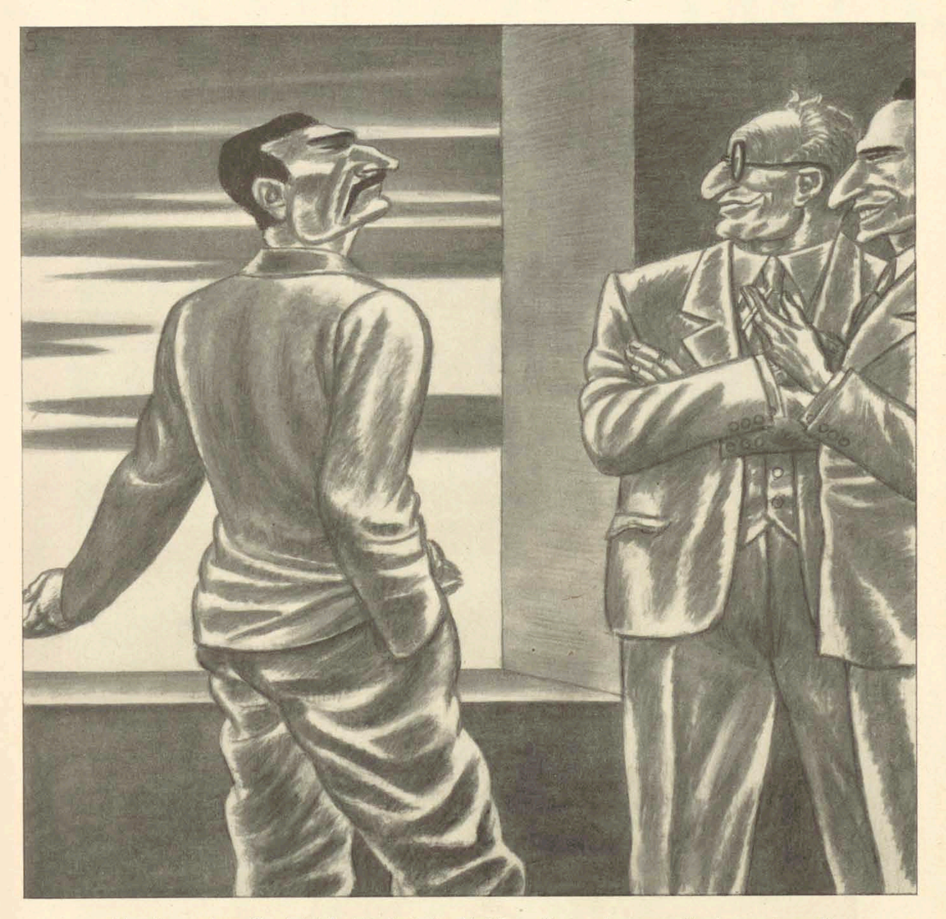
Wer ist Angelica in Wahrheit?

Von Willfried Tollhaus.

Angelica ist in Wahrheit eine junge Dame von fünfundzwanzig Jahren, die sich entschlossen hat, die Funken ihrer Seele nicht mehr in Flirts zu versprühen, sondern in einer komfortablen ehelichen Zentralheizung zu sammeln. Dazu sollte ihr mein Freund Erich behilflich sein, dessen väterliches Erbteil ihm erlaubte, ein psychologischer Amateur von Rang zu werden, was bekanntlich eine mangelhafte Menschenkenntnis nicht ausschließt.
Ich habe lange Ausführungen Erichs über die Variationen der Zärtlichkeit Angelicas angehört. Sie offenbarte sich bisher für ihn nur darin, daß sie ihm die Hand gab. Nach seiner Meinung vermochte sie das in einer Art zu tun, deren Reiz durch intimere Liebkosungen nicht mehr übertroffen werden konnte.
Ihr Animus mußte also ganz schwach sein.
Da es Leute geben kann, die nicht wissen, was Animus ist, so will ich verraten, daß gewisse Psychologen ein Prinzip der Anima beim Manne und des Animus bei der Frau annehmen, durch das die nach ihrer Meinung vorhandene Zweigeschlechtlichkeit jedes Wesens ausbalanziert wird. Je weiblicher die Frau, je schwächer ihr männlicher Animus, je männlicher der Mann, je schwächer die Anima, in der seine femininen Eigenschaften enthalten sind.
Erich zweifelte nicht, daß seine Anima ebenso schwach sei wie der Animus Angelicas.
Da geschah etwas, das ihn in dieser Meinung unsicher machte. Angelica lud ihn — wie ich annehme, in der Absicht, ihre sanften Gespräche endlich zu einer Pointe zu führen — zu einer Spazierfahrt in ihrem neuen zweisitzigen Cabriolet ein. Über die Erlebnisse dieses Nachmittags erstattete mir Erich noch am gleichen Abend den folgenden Bericht:
„Als Angelica neben mir Platz nahm, stieß sie bei den Vorbereitungen zur Fahrt wiederholt an mich. Ich empfand diese Berührung als sehr angenehm. In der technischen Atmosphäre, in die sich ein Autofahrer begeben muß, kannte ich sie noch nicht. Es trat tatsächlich sofort eine Veränderung ihres Wesens ein, denn als sie den Motor einschaltete, sagte sie: „Verflucht, das Biest hat Mücken!"
Das kam durchaus forsch und maskulin aus ihr heraus, so daß ich zu zweifeln begann, ob ihr Animus wirklich so schwach sei, wie ich angenommen hatte. Dieser Zweifel verstärkte sich. Sie nannte nämlich einen durch ihr scharfes Hupen aus seinen Träumen aufgeschreckten Fußgänger einen Idioten und erklärte das damit, daß Leute, die auf einer Einbahnstraße nach der verkehrten Seite Ausschau halten, lebensuntüchtige Elemente seien, für deren Beseitigung man den Automobilisten eine Prämie bezahlen müßte. Äußerst interessant war mir, daß mit dem Verlassen der städtischen Umwelt, die ja eine gewisse Beherrschtheit fordert, Angelicas Animus sich verstärkte. Sie zeigte eine klare Neigung, sich schneller als die andern Automobilfahrer zu erweisen. Sobald wir auf der freien Landstraße lagen, schlug sie mit steigender Heftigkeit auf den Knopf, durch den die Hupe bedient wird, und drängte damit die vor uns fahrenden Wagen an die Seite. Als ein kleiner, bereits erheblich abgebrauchter Viersitzer, den man wohl einen Auto-Veteranen hätte nennen können, ihr nicht sogleich den Willen tat, entfuhr ihr das rauhe Wort: „Wenn sich der Schuft mit seiner geheizten Konservenbüchse nicht wegschert, spucke ich ihm auf die Glatze." Schließlich gab der Veteran nach. Ihr Triumph äußerte sich in strahlender Heiterkeit.
Ich bin überzeugt, jenes Überlegenheitsgefühl, das bekanntlich der Reiter besitzt, weil er die Illusion hat, größer und stärker als ein Fußgänger oder Radfahrer zu sein, überkommt auch den Automobilisten. Die Maschine wird sozusagen ein Teil seiner Existenz. Der Explosionsvorgang ist sein Herzschlag. Er hat die Gewißheit, Menschen niederen Grades, die zu Fuß gehen oder Rad fahren, versklaven, wenn nicht sogar vernichten zu können. Angelica äußerte sich in dieser Weise über freundliche Radfahrer, die wie wir ins Freie strebten und dabei zu dritt oder zu viert in angeregtem Gespräch nebeneinander fuhren. Auch behandelte sie alle Besitzer von Autos mit schwächeren Motoren geringschätzig. Sie bevorzugte Geschwindigkeiten von 100 Kilometer. Als sie einmal auf 110 war, richtete sie die Frage an mich, ob ich es schön fände, mit ihr gemeinsam beerdigt zu werden.
Das gab mir Anlaß, insofern von meinen Gefühlen zu sprechen, als ich sagte, in meiner Anima lebten die Eindrücke von der Frau, die sich in meinen Vorfahren von Urzeiten her gebildet hätten. Sie offenbarten sich nur in Bildern und Träumen. Ich träumte zumeist von einem sanften, weiblichen Wesen, das ...
Weiter kam ich nicht, denn sie erklärte mir, solche Gespräche führe sie nur unterhalb der Dreißig-Kilometergrenze. Gegenwärtig sei die Straße zu gut dafür. Inzwischen hatte sie nämlich am Horizont eine dicke Limousine bemerkt. „Ran an den Möbelwagen!" dekredierte sie und gab noch mehr Gas. Ich wartete jetzt darauf, daß wir, wie ich das in den Zeitungen bei Automobilunfällen häufig gelesen hatte, „ins Schleudern gerieten". Daß sie gewissermaßen mein Leben bei dieser waghalsigen Fahrt mit aufs Spiel setzte, schien sie nicht einen Augenblick zu beunruhigen. Eine Art von Jagdleidenschaft hatte sie gepackt.
Der „Möbelwagen" wollte nicht ausweichen, denn er war ein älterer Maybach, die das bekanntlich nicht nötig haben.
Nun geriet Angelica in einen Zustand, den ich wirklich nur als neurotischen Anfall bezeichnen kann. Sie tobte, schleuderte Schimpfworte heraus, von denen „Affe" und „Schwein" noch die mildesten waren und schien tatsächlich bereit zu sein, die Vorfahrt durch Benutzung des Straßengrabens zu erzwingen.
Als sie ihr gelang, lächelten die Insassen des alten Maybachs. Auch Angelica schien wieder vollkommen glücklich, nachdem sich die Stärke ihres Animus bewiesen hatte.
Nunmehr bogen wir von der Hauptstraße ab. Niemand war mehr zu überholen. „Jetzt fahren wir unter Dreißig. Jetzt können Sie reden", sagte sie in ihrem sanften Ton.
Zu der Frau, die man liebt, muß man wahr und ziemlich populär sprechen. Ich frage sie also offen, ob jene gütige, sanfte, weibliche Natur, die ich bisher an ihr verehrt hatte, ihrem wahren Wesen entspreche, oder diese wilde, leidenschaftliche, männliche, die eben an ihr zu bemerken gewesen sei. Sie antwortete: „Ich habe mehrere wahre Naturen. Sie hoffentlich auch?" Es ist möglich, daß ich rot geworden bin, denn mein Anblick schien Angelica Vergnügen zu machen. Sie verlangsamte das Tempo so, daß wir nur noch dahinschlichen.
„So fahren die Einarmigen", stellte sie jetzt lächelnd fest. Auf meinen verwunderten Blick hin erläuterte sie das dahin, daß „einarmige" Automobilisten die seien, die den andern Arm um ihr Mädchen gelegt hätten.
Es schien mir in diesem Augenblick durchaus möglich, auch meinen Arm um sie zu legen. Meine Hemmungen waren aber nach dem Erlebten begreiflicherweise noch zu groß.
Nach einiger Zeit brachte sie den Wagen unter einer alten Linde auf einem einsamen Hügelweg hinter einer von Bäumen gedeckten S-Kurve zum Stehen. Es war keinerlei Sicht vorhanden. Sie legte die Hände in den Schoß und bekam jenen träumerischen Ausdruck, den ich so sehr an ihr liebe. Meine Hemmungen ließen jetzt nach. Ich nahm den zerrissenen Faden unseres Gespräches wieder auf und bat sie, ihr den Typus von Frau schildern zu dürfen, der mir gemäß sei. Er müsse betont weiblich sein, hingebend, zärtlich und meiner glücklicherweise schwachen Anima durch einen abgedämpften Animus mit geringen maskulinen Eigenschaften entsprechen. In einer solchen Ehe würden wir aber auch bestimmt sehr glücklich sein. Ich weiß nicht, ob Angelica das alles noch wirklich gehört hat. Ein Seufzen

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. II. Vj. 37. 18074. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Volkszornkommando in Sowjet-Rußland (Erich Schilling)

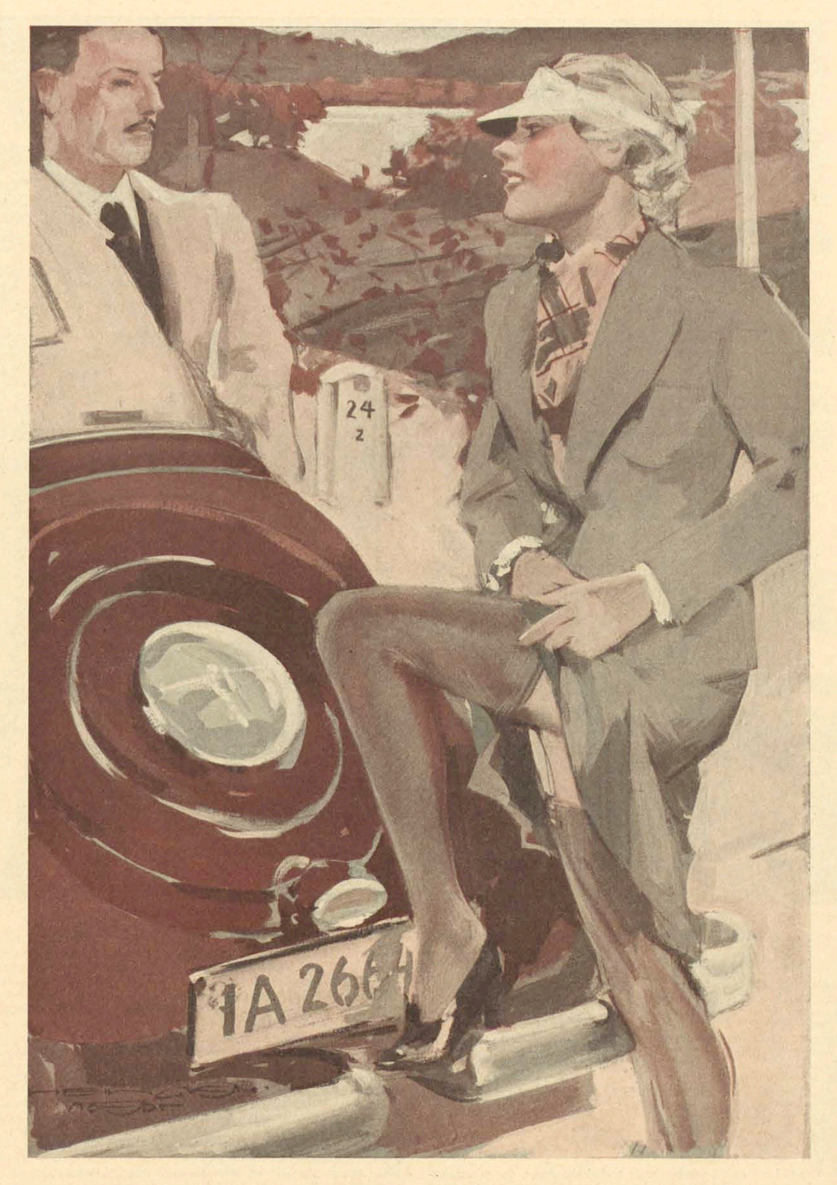


„Na also, sehen Sie, jetzt funktioniert der Volkszorn!" — „Ja, wenn Sie 'rausschauen!"

unterbrach mich. Als ich mich ihr zuwandte, bemerkte ich, daß sie völlig ermattet, ja vielleicht einer Ohnmacht nahe war. Sie ließ den Kopf mit geschlossenen Augen etwas sinken und glitt auf ihrem Sitz leicht nach meiner Seite zu über.
Selbstverständlich durfte ich, während sie sich in einem solchen vermutlich durch die Überbetonung ihres Animus hervorgerufenen Schwächezustand befand, vom Zwiespalt meiner Empfindungen nicht weiter sprechen. Ich verhinderte das völlige Absinken ihres Körpers, indem ich meine Brust gegen sie stemmte. Einige Sekunden lang fühlte ich ihren Kopf dicht unter dem meinen. Widerspenstige Löckchen rührten an mein Kinn. Ich hatte das Gefühl, dem Glück ganz nahe zu sein.
Da schrillte hinter uns in der S-Kurve eine üble Hupe.
Angelica fuhr zusammen, hatte sich sofort ganz in der Gewalt, sagte: „Kamel" und ließ den Motor an.
Nunmehr überfiel sie sofort wieder jener technische Furor, der automobilfahrenden Frauen eigen zu sein scheint. Es konnte ihr gar nicht schnell genug gehen. Ich zählte 34 Fahrzeuge, die wir überholten, ohne je wieder unter 30 Kilometer Stundengeschwindigkeit gekommen zu sein, bis sie vor ihrer Garage hielt. Sie verabschiedete sich eilig. Ich nehme an, sie fürchtete einen neuen Schwächeanfall."
Erich schwieg eine Weile nachdenklich. Dann stöhnte es aus ihm heraus: „Wer ist Angelica in Wahrheit?"
Ich antwortete weise und milde:
„Angelica ist ein durchaus normaler extravertierter Fühltypus. Sie hält sich an Realitäten und wünscht keine Gespräche über ihren Animus zu führen, sondern Kinder zu bekommen. Ein Extravertierter mit schwacher Anima wird ihr dazu gern behilflich sein."
Erich strahlte auf. Es war ihm eingefallen, daß es ganz reine Typen überhaupt nicht gäbe. Sicherlich hatte auch er extravertierende Elemente, die er für die diesbezüglichen Wünsche Angelicas zur Verfügung stellen konnte. Ihm als Psychologen mußte es doch gelingen, sich umzustellen!
Als er diesen Entschluß gefaßt hatte, fragte er mich, ob ich annähme, daß jener Ausruf „Kamel", mit dem Angelica ihren Schwächezustand unter der Linde abschloß, dem in der S-Kurve herannahenden Automobilfahrer gegolten habe.
Ich konnte ihm nicht verschweigen, daß ich anderer Ansicht sei.

Die schöne Aussicht

(K. Heiligenstaedt)



„Herrlich, dieser Blick hier, Herr Doktor!" — „Das kann man wohl sagen!"

München, 3. Oktober 1937
42. Jahrgang / Nummer 39

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G. M. B. H., MÜNCHEN

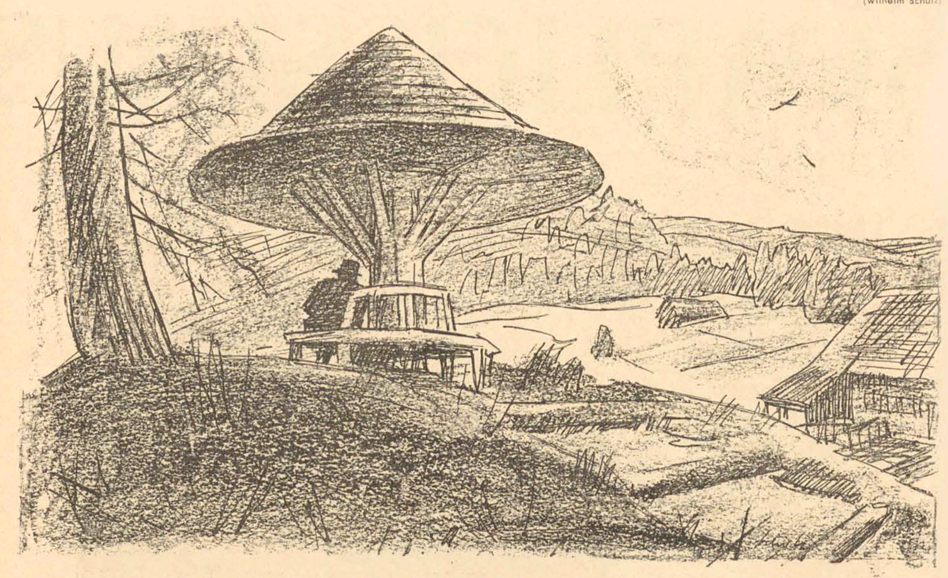
Streng sportlich

(K. Heiligenstaedt)



„Franz hat geschrieben, ich soll ihn zum glücklichsten aller Menschen machen!" — „Und was hast du geantwortet?" — „Solchen Spitzenleistungen fühle ich mich noch nicht ganz gewachsen!"

(Wilhelm Schulz)



DAS BESTE ALLER WETTER

VON WALTER FOITZICK

Sie ahnen gar nicht, was für ein Segen unser Wetter ist. Ich z. B. wüßte nicht, worüber ich mich mit den meisten Menschen unterhalten sollte. Aber wenn ich sage: „Ziemlich kühl heute!" so kann das niemand beleidigen. Niemand kann sich dadurch weltanschaulich oder religiös gekränkt fühlen. Wetter ist international und ungefährlich. Ich sage deshalb gern: „Ziemlich windig heute" oder „Ich glaube, es kommt noch zu einem Gewitter". Da kann es niemals eine Diskussion geben. Mein Gesprächspartner hält es vielleicht für gar nicht so windig oder das aufziehende Gewitter möchte er noch in Frage stellen. Werden wir uns deshalb etwa veruneinen? Ist ja ganz ausgeschlossen! Der Mann hat ja auch etwas Wind zugegeben, damit die Unterhaltung in Fluß kommt und wir nicht in Versuchung kommen, peinliche Fragen zu berühren. Flugs haben wir uns auf die Windstärke 2 geeinigt und einen gemeinsamen Wetterbericht herausgegeben, aus dem zu erkennen ist, daß es doch ziemlich gewittrig in der Atmosphäre ist. Nun sagen wir noch schönen Gruß zu Hause, schütteln uns die Hände und denken voneinander: „Welch angenehmer Mensch, so fein gebildet und so unaufdringlich."
So ist's bei uns. Wie anders doch in den Tropen oder am Nordpol. Da können Sie unmöglich jemand mit dem Wetter kommen. Wenn Sie in Singapore zu jemand sagen: „Heut ist's aber heiß!", wird er Sie erstaunt ansehen und denken: Was hat der Kerl bloß, in Singapore ist's immer heiß und wird's immer heiß sein. Vom Selbstverständlichen spricht man doch nicht. Also spricht man dort von den Weizenpreisen und vom chinesischen Dollarkurs, womöglich noch von viel unangenehmeren Dingen, die man in der gemäßigten Zone überhaupt nicht in den Mund nimmt; na, und schon ist der schönste Krach da, und man hält sich gegenseitig für einen Halunken. Oben im nördlichen Eismeer ist's ähnlich. Oder wollen Sie etwa zur Zeit der winterlichen Dunkelheit mit einem Eskimo an der nächsten Ecke des Gletschers damit einen Plausch beginnen, daß heute gar keine Sonne scheint? Der Mann würde Sie für einen Ausländer und gefährlich halten.
Da lobe ich mir unsere gemäßigte Zone und das Wetter nördlich vom Fuß der Alpen, über das läßt sich reden. Täglich Eingang von Neuheiten. Wenn es heute heiß war, ist's morgen kalt. Immer kann ich meine Überraschung äußern über das, was neu eingetreten ist oder vielleicht eintreten wird. Mal schneit es im September, mal schwitzt man im Oktober. Finden Sie vielleicht etwas dabei?
Sehen Sie, ich meine da unten im Süden, nein, noch viel weiter unten, da erstrahlt jeden Tag derselbe Sonnenuntergang zur gleichen Minute, abgesehen von den Regenzeiten, aber in denen regnet es auch sehr pünktlich und diszipliniert. Weil das nun immer der gleiche Sonnenuntergang ist, liegt dort die lyrische Poesie sehr im argen; denn die Dichter brauchen in Erstaunen und Anregung versetzende Stimmung. Wo kein unerwarteter Sonnenuntergang und kein verregneter Frühling herrscht, da gedeiht keine Poesie. Das ist, glaube ich, noch nicht in die Literaturwissenschaft eingedrungen. Aus diesem Grunde möchte ich unser Wetter schon als eines der besten bezeichnen. Wenn sich so in den von ewigem Sonnenschein bestrahlten Tropen etwas Ungewöhnliches ereignet, ist's gleich ein Taifun oder eine Sturmflut oder ein Erdbeben. Die Natur ist dort ohne die rechte Zurückhaltung, wie es gemäßigte Zonen zu sein pflegen. Bei uns regnet's ein bißchen oder es schneit oder es ist neblig oder die Sonne scheint gelegentlich in altgewohnter Disziplin und nicht so hastig wie in Afrika.
Dann haben wir auch noch den Föhn in ganz Süddeutschland. Eine ganz ausgezeichnete Sache, auf die man alle Erregungszustände und alle schlechte Laune schieben kann. Soviel ich weiß, ist statistisch festgestellt worden, daß bei Föhn viel mehr gesündigt wird, und nicht nur gegen Verkehrsvorschriften und andere gesetzliche Bestimmungen. Ja, ja, der Föhn, zehn Minuten lang möchte man von ihm reden.
Auch das Schneetreiben will ich nicht missen. Besonders ist es bei Schauspielern beliebt. Sie treten gerne mit hochgeklapptem Mantelkragen auf die Bühne und klopfen sich die Papierschnitzel von den Schultern, wobei sie verkünden, daß draußen ein Wetter sei, bei dem man keinen Hund vor die Türe jagen möchte. Das ist einer ihrer liebsten Auftritte. Wenn ich ein Theaterstück schreiben würde, ich ließe alle Schauspieler nur beschneit auftreten, sie würden sich um meine Stücke reißen.
Nur so viel vom Wetter. Wie geht's den Kinderchen? Empfehlen Sie mich der Frau Gemahlin!

H u m o r

Im ganzen ist er hochgeschätzt.
Man liebt das Lachen,
soweit es uns nicht selbst verletzt
und was wir machen.

Mitunter aber wagt er's auch,
sich zu erfrechen,
und reibt sich wider allen Brauch
an unsern Schwächen.

Mit Fug kommt uns dies peinlich vor.
Wir remonstrieren:
Pfui, das ist doch nicht mehr Humor,
das sind Satiren!

Man bietet ihm den Rücken an
und läßt ihn stehen . . .
Humor hat seine Pflicht getan.
Humor kann gehen.

Ratatöskr

Der Prophet

(Olaf Gulbransson)

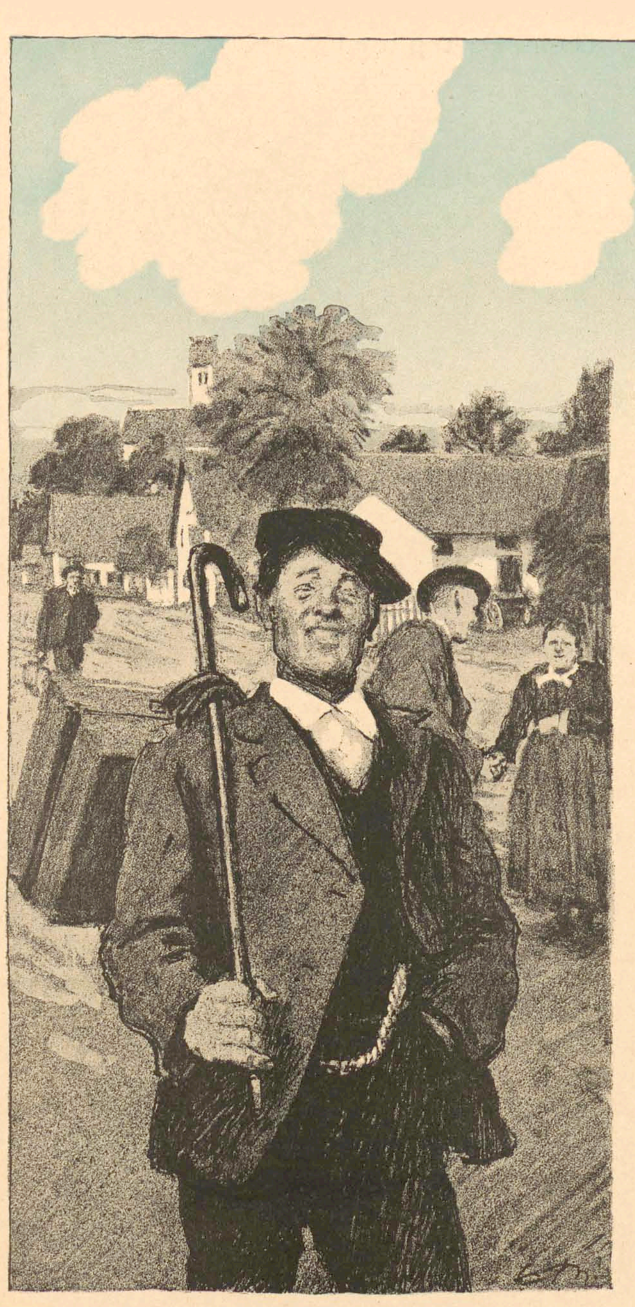
„Kinder, es liegt was Gefährliches in der Luft . . .“

„Glaubt mir, ich hab' 'ne Nase dafür . . .“

„— — — — — — — — — — — — — — —“

„Was hab' ich gesagt? Mein Herbstschnupfen ist da!“

(E. Thöny)



Holledauer Rekrutenlied

Von Joseph Maria Lutz

Der Herbst ist nun schön langsam da,
der Winter nicht mehr ferne —
nun geht's mit Klang und Gloria
und Tschin-trara und Bum-trara,
hinein in die Kaserne.

Jetzt, Bauer, ist dir aufgesagt.
Wir grüßen nochmals alle,
voran das Liebchen, das so klagt,
dann Eltern, Freunde, Roß und Magd
und auch die Sau im Stalle.

Bald geht's aus einem andern Ton
und heißt's die Haxen schmeißen,
und schießen heißt's mit der Kanon',
und auch beim G'wehr gibt's kein Pardon —
den Schmerz mußt du verbeißen.

Das Feld müßt ihr allein bebau'n,
wir müssen exerzieren.
Da ist uns bald nicht mehr zu trau'n
und auch der Feind tät anders schau'n,
wollt' er's mit uns probieren.

Dann rückt der erste Urlaub an,
da putzen wir die Sachen.
Gedienter Mann, ein schöner Mann,
an dem ist gleich viel mehr daran —
jetzt, Liebchen, kannst du lachen.

Und machen wir dann endlich blau —
Reserve kommt mit Schalle!
Wir grüßen froh die Heimatau,
ihr Eltern, Freunde, Roß und Sau,
da sind wir wieder alle!

Zuerst heißt's aber dran geglaubt —
weil's sein muß, ziehn wir gerne!
Und außerdem und überhaupt:
Der Mann g'hört zeitweis ausgestaubt —
das g'schieht in der Kaserne.

Begegnung im FD / Von Sir John Squire

Das einzige Gefühl, das mich beseelte, als ich in das leere Abteil des Schnellzuges stieg, war jenes Verlangen nach Schlaf, das nach Mitternacht jeden Reisenden überkommt. Mechanisch sank ich in die Ecke zurück, legte die Beine auf den Sitz gegenüber, schlug meinen Mantelkragen hoch und zog den Hut über die Augen.

Es war nicht das Anrücken des abfahrenden Zuges, was mich halb aufweckte, sondern das Bewußtsein, daß jemand in das Abteil getreten war, als der Zug schon in Bewegung war. Ich sah einen kleinen Mann irgendetwas ins Gepäcknetz heben — einen riesigen schwarzen Koffer. Ich sah ihn, ahnte ihn undeutlich durch den Nebel meines Schlafs. Er hatte kein Recht, die Türe so zuzuschmettern, kein Recht, diesen riesigen Koffer auf das Gepäcknetz zu stellen, das nur „für kleines Handgepäck" bestimmt war, und vor allem kein Recht, an diesem Ort und zu dieser Stunde einen Zylinder zu tragen. Diese vier mißmutigen Überlegungen gingen mir schläfrig durch den Sinn. Nicht ehe der Mann sich umdrehte und ich seinem Blick begegnete, wachte ich völlig auf — mit dem Bewußtsein drohender Gefahr. Ich hatte nie einen Mörder gesehen; aber ich wußte, daß der Mann, der mich jetzt so unentwegt anstarrte... Ich schloß die Augen. Ich versuchte zu denken. War es möglich, daß ich träumte? Ich hatte gelesen, daß Leute sich zwickten, um zu wissen, ob sie wirklich wach sind. Aber im wirklichen Leben besteht über derlei nie ein Zweifel. Das Wichtige war, daß ich meine sämtlichen Sinne beisammen hatte. Alles konnte von meiner Geistesgegenwärtigkeit abhängen. Wenn man einem Irren fest ins Auge blickt... Indem ich all meinen Mut zusammennahm, blickte ich dem Mann ins Auge. Nie hatte ich ein so scheußliches kleines Auge gesehen als das seine. Aber es war ein vernunftbegabtes Auge. Aus ihm sprach kalte, erbarmungslose Vernunft. Es gehörte nicht einem Manne, der jemanden im Wahn umbringt, sondern einem, der aus Überlegung mordet und der sein Geschäft rasch und geschickt erledigt und nicht aufkommt. War er körperlich stark? Wenn er auch sehr sehnig aussah, so war er doch klein und schmal. Er konnte mich nicht so leicht überwältigen, überlegte ich (und instinktiv stemmte ich meine Schultern gegen die Polster, damit er die Unmöglichkeit einsähe, meiner Herr zu werden); aber ich fühlte, daß er „Mittelchen" genug besaß, um mich zu seiner leichten Beute zu machen.

Der Zug raste lärmend durch das Schweigen der Nacht weiter. Ich dachte an die unsichtbare friedliche Landschaft, durch die wir fuhren, an die ahnungslosen Schläfer, die dort in ihren Betten schnarchten, an die ruhige Sicherheit der Menschen im Abteil neben meinem — neben seinem. Ohne einen Muskel zu regen, saßen wir beide da, einer den anderen betrachtend, wie zwei feindselige Katzen. Oder richtiger — dachte ich — er beobachtete mich, wie eine Schlange das Kaninchen und ich — wie ein Kaninchen — konnte nicht wegsehen. Es schien mir, als hörte ich mein Herz im Takt des Zuges pochen. Plötzlich hörte es zu schlagen auf, und der Doppeltakt der Räder hämmerte einsam. Der Mann deutete nach oben auf die Lampe... Ich schüttelte verneinend den Kopf. Er hatte mich gefragt, ob er den Schirm herunterziehen solle.

Er stand jetzt, mir den Rücken zugekehrt, da und hob seinen Koffer aus dem Netz. Bis zum heutigen Tag schäme ich mich, daß ich nicht aufgesprungen bin, um ihn zu überwältigen, so oder so. Hätte ich nur eine Spur körperlichen Mutes besessen, hätte ich es getan. Feigling, der ich war, ließ ich die Gelegenheit vorübergehen. Ich dachte an die Notbremse; aber wie hätte ich sie erreichen sollen? Er wäre wohl viel rascher als ich gewesen. Er würde wütend auf mich werden. Ich beschloß, ganz still zu sitzen und abzuwarten. Vielleicht kam mir irgendetwas zu Hilfe. Der Zug konnte entgleisen. Vielleicht war er auch ein ganz harmloser Mensch. Ich sah ihm ins Auge: es schüttelte mich...

Er hatte jetzt seinen Koffer geöffnet und seine rechte Hand wühlte darin herum. (Gott sei Dank, daß er nicht den Lampenschirm zugezogen hatte!) Ich sah ihn etwas herausnehmen — etwas Weiches, aus schwarzem Stoff, nicht unähnlich der Chloroform-Maske eines Chirurgen. Was würde noch Schreckliches aus diesem Koffer herauskommen? Vielleicht irgendein vernickeltes Instrument?... Er klappte den Koffer zu und stellte ihn neben sich. Er nahm seinen Zylinder ab und stellte auch den daneben. Ich war erstaunt (ich weiß nicht warum) zu sehen, daß er kahlköpfig war. Das schmiegsame, schwarze Ding war eine Kappe, die er langsam mit beiden Händen zurechtsetzte, indem er sie über die Stirn und hinter den Ohren herabzog. Er hatte die Kappe so gewichtig, so richterlich aufgesetzt. Ja, das war es: er hatte sich das schwarze Barett angemaßt, dieses würdevolle Symbol. Der Herr sei meiner Seele gnädig!...

Schon wandte er sich mir zu... Was hatte er gesagt? Ich bat ihn, es zu wiederholen. Meine Stimme klang von ferner her als seine. Er wiederholte, daß er glaube, wir hätten uns bereits einmal gesehen. Ich hörte meine Stimme höflich sagen, daß ich glaubte: nein. Er meinte, ich habe vor sechs Jahren in einem bestimmten Hotel in Mannheim gewohnt. Meine Stimme, die mir wieder ein wenig näher kam, erklärte, ich sei nie in meinem Leben in Mannheim gewesen. Er entschuldigte sich und gab der Hoffnung Ausdruck, ich möge nicht als Beleidigung auffassen, was nicht als Beleidigung gemeint war. Meine Stimme, die jetzt in ihre richtige Lage zurückkehrte, beteuerte ihm, daß ich selbstredend keinerlei Anstoß genommen hätte, mit dem Bemerken, ich selber würde sehr oft ein Gesicht mit dem anderen verwechseln. Er entgegnete, ziemlich unlogisch, die Welt sei klein.

Offenbar mußte er diese Bemerkung bereitgehalten haben, um dem erwarteten Eingeständnis meinerseits zu begegnen, ich sei vor sechs Jahren in diesem Hotel in Mannheim gewesen, und er hatte sie für eine zu treffende Betrachtung gehalten, um sie zu unterdrücken. Anscheinend also ein argloses Wesen und durchaus kein Verbrecher. Dann überlegte ich, daß die meisten der erfolgreichen Verbrecher mehr durch die Arglosigkeit der Polizei Erfolg haben, als infolge irgendeiner eigenen teuflischen Schlauheit. Überdies sah dieser Mann aus wie die Inkarnation kaltherziger Schlauheit. Sicherlich verstellte er sich nur. Meine Vorbehalte gegen ihn kehrten wieder. Aber irgendwie hatte ich nicht länger Angst vor ihm. Welche Verbrechen er immer begangen haben und noch begehen mochte, ich fühlte, daß er mir nichts Böses wollte. Vorläufig würde ich versuchen, dem Manne die Würmer aus der Nase zu ziehen, meine Schlauheit an seiner zu messen.

Ich fing also an. Er war in einer ruhigen Art sehr mitteilsam. Binnen kurzem war ich im Besitz aller Unterlagen für eine umfangreiche Biographie von ihm. Und das Merkwürdigste war, daß ich mit dem besten Willen nicht glauben konnte, er löge mich an. Ich hatte nie einen Mann so offensichtlich die Wahrheit erzählen hören. Ich erinnere mich heute nicht mehr vieler Einzelheiten aus seiner Geschichte. Ich entsinne mich, daß er „in Spitzen reiste", daß ihm einmal jemand zweitausend Mark vermacht hatte und daß er eine kleine Tochter hatte, „die so niedlich wie eine Puppe war". Aber damals war ich hingerissen. Ich fand den Mann bezaubernd. Er war eine gute und einfache Seele, die seinem Äußern völlig widersprach. Ich begriff nicht, wie ich ihn jemals hatte fürchten und hassen können. Zweifellos verstärkte die Reaktion auf meinen vorherigen Zustand die Gutgesinntheit meiner Gefühle. Jedenfalls, mein Herz schlug ihm entgegen. Es war mir, als hätten wir einander seit vielen Jahren gekannt. Während er seine Erinnerungen auspackte, hatte ich ein Gefühl, als sei er ein alter Bekannter, der von Zeiten sprach, die so gut mein Besitz waren wie seiner. Langsam aber kehrte meine Schläfrigkeit wieder, die er verscheucht hatte. Meine Lider fielen zu; meine Einwürfe zu seinen Geschichten wurden seltener und undeutlich. „Na", sagte er, „Sie haben Schlaf. Ich hätte daran denken sollen." Ich widersprach kaum. Er bestand liebenswürdig darauf: „Sie legen sich jetzt schlafen", sagte er, stand auf und zog den Schirm über die Lampe.

Es dämmerte, als ich erwachte. Jemand in einem Zylinderhut stand über mich gebeugt und sagte: „Halle." — „Halle?" — „Ja, das ist Halle. Guten Morgen." — „Guten Morgen", wiederholte ich mechanisch.

Erst als ich durch die kalten leeren Straßen fuhr, entsann ich mich der Episode dieser Nacht und wer es war, der mich geweckt hatte. Ich wollte, ich hätte meinen Freund noch einmal sehen können. Ich hatte ihn so gerne gemocht und auch er schien mich zu mögen. Ich hielt ihn für keinen glücklichen Menschen. Irgend etwas Melancholisches war um ihn. Ich hoffte, es würde ihm gut gehen. Ich hatte eine Vorahnung, daß irgendein schweres Unglück seiner warte, und ich wollte, ich hätte ihn warnen können. Ich dachte an sein Töchterchen, die „so niedlich war wie eine Puppe". Vielleicht wollte das Schicksal ihn durch sie treffen. Vielleicht, wenn er heimkam, fand er sie tot. Es standen mir Tränen in den Augen, als ich vor meinem Hause ankam.

*

So durchlebte ich binnen einer kurzen Spanne Zeit zwei Erschütterungen, zu denen eigentlich keinerlei wirkliche Berechtigung bestand. Ich empfand Grauen, wo es nichts zu fürchten gab, und Trauer, wo keinerlei Anlaß bestand, traurig zu sein. Und beide, mein Grauen und meine Traurigkeit, waren zu ihrer Zeit überwältigend.

Ihr habt keine Geduld mit mir? Prüft euch selber. In jedem von uns werden die tiefsten Regungen dauernd von absurd trivialen Ereignissen geweckt oder durch ein Nichts. Umgekehrt lassen uns die großen Erlebnisse unseres Lebens — die wahren Anlässe zu Wut, Angst, Entzücken und was nicht allem — sehr häufig völlig ruhig. Wir können nie garantieren, daß unsere Gefühlsregungen im richtigen Verhältnis zur Veranlassung stehen. Das ist einer der vielen Gründe, die den Philosophen davor bewahren, sich und seine Mitbürger so ernst zu nehmen, wie er gerne möchte.

(Berechtigte Übertragung von Hans B. Wagenseil)



(Hilla Osswald)

Diplomatie der Ehe

Von Hans Breiteneichner

Bernhard und Gabriele führten eine vorbildliche Ehe. Ich hatte es von Bekannten gehört und zweifelte nicht daran, obwohl ich Bernhard als leicht erregbar und zum Widerspruch neigend kannte. Und Bernhard selbst, als wir uns vor wenigen Tagen unerwartet im Schnellzug trafen, bestätigte es mir. Er sagte: „Zwei Jahre bin ich jetzt verheiratet, und wir haben noch nicht die kleinste Meinungsverschiedenheit ausgetragen."
„Kaum zu glauben!" staunte ich.
Bernhard lächelte. Er hatte es schon immer gerne, wenn man im Ton leichter Bewunderung von ihm sprach. Er zögerte nicht, mir zu verraten, daß seine vorbildliche Ehe das Ergebnis einer gewissen Diplomatie sei, ohne die niemals die zahllosen kleineren und größeren Gefahrmomente, die wohl in jeder Ehe auftreten, zu umgehen gewesen wären.
Ich bewunderte in diesem Augenblick Bernhard aufrichtig: Ohne Zweifel, er mußte sehr genau wissen, wie er seine Frau zu behandeln hatte, die zudem, wie ich gehört hatte, noch sehr jung sein sollte. Inzwischen näherten wir uns München.
„Ich mache dir einen Vorschlag", sagte Bernhard gut gelaunt, „wohne die wenigen Tage, die du in München bleibst, nicht im Hotel, sondern als Gast bei uns."
Ich war gerührt über so viel Freundschaft und hätte ohne zu zögern angenommen, wenn ich Bernhards Frau schon gekannt hätte. So aber dachte ich daran, daß ich vielleicht Ungelegenheiten verursachen könnte, da zudem, wie ich von Bernhard bereits wußte, Frau Gabriele alle Arbeiten in ihrem Haushalt ohne Hilfe eines Mädchens allein erledigte.
Aber auch diesen Einwand wußte Bernhard mit freundlicher Würde zu erübrigen, so daß ich wirklich sein und seiner Frau Gast wurde.
Kurz bevor unser Zug einlief, erteilte mir Bernhard plötzlich noch eine wichtige Instruktion. „Du weißt", sagte er, „ich komme direkt aus Berlin. Ich hatte zuvor geschäftlich in Frankfurt zu tun, und meine Frau soll von dem kleinen Abstecher nichts wissen. Für sie, und von nun an also auch für dich, komme ich direkt aus Frankfurt."
Ich lächelte, weil ich dachte: noch sind wir nicht angekommen, und schon entwickelt Bernhard seinen ersten diplomatischen Zug.
„Du mußt nicht annehmen", erwiderte Bernhard im leicht gekränkten Ton mein Lächeln, „ich habe mir in Berlin etwas zu Schulden kommen lassen. Keinesfalls! Aber warum soll meine Frau wissen, daß ich, um mich ein wenig zu vergnügen, in Berlin war, wenn sie sich dadurch vielleicht nur beunruhigt fühlen könnte?"
Ich nickte sehr verständnisvoll.
Frau Gabriele, oder wie Bernhard sie nannte, Gaby, erwartete ihren Mann am Bahnsteig. Sie war wirklich noch sehr jung, äußerst einfach und dabei geschmackvoll gekleidet. Ich hatte den Eindruck, daß sie bis kurz vor ihrer Heirat eine höhere Töchterschule besucht und viele schöne Handarbeiten verfertigt hatte. Sie hatte zweifellos den Mann geheiratet, dem ihre erste Liebe gehörte, und würde niemals, auch nur mit dem leisesten Gedanken, eine Enttäuschung in den Bereich des Möglichen ziehen, solange es Bernhard gelingen konnte, selbst den Schein jeder Gefahr vor ihr zu verbergen.
Ich hatte weiterhin den sehr bestimmten Eindruck, daß Bernd, wie Bernhard von Gaby genannt wurde, seine junge Frau aufrichtig liebte, so daß ich keinesfalls mehr überrascht sein durfte, als ich im Verlauf des Abends bemerkte, wie das schon seit zwei Jahren verheiratete Paar immer noch in jener glückhaften Stimmung sonniger Flitterwochen zueinander stand, die dann selbst das Herz eines Außenstehenden noch mit einem wärmenden Licht zu berühren vermag.
Wir gingen an diesem Abend nicht allzuspät schlafen, und ich bekam ein sehr nettes und behagliches Zimmer zugewiesen, dessen Tür, in deren obere Hälfte eine Milchglasscheibe eingesetzt war, direkt auf den Korridor führte.
Zwei oder drei Stunden mochte ich schon geschlafen haben, als ich plötzlich wieder hell wach war. Der Lichtschein der Korridorlampe blendete mich, und fast gleichzeitig hörte ich einen Laut, wie wenn ganz leise und sorgsam ein Koffer am Boden gerückt würde.
Ich richtete mich halb auf und wurde in diesem Augenblick von einem Gedanken überrascht, einem Wissen, das mich schlagartig einen Zusammenhang zwischen einer Erinnerung und dem eben vernommenen Geräusch finden ließ.
Noch bevor Bernhard mich im Schnellzug gebeten hatte, darüber vor seiner Frau zu schweigen, daß er in Berlin gewesen war, hatte ich an seinem Handkoffer die aufgeklebte Reklamemarke eines bekannten Berliner Hotels bemerkt; und ich erinnerte mich nicht, daß Bernhard sie entfernt hatte, bevor er den Koffer im Korridor abstellte. Freilich, auch ich selbst hatte bis zu diesem Augenblick nicht mehr daran gedacht.
Während ich ein sehr leises und stetig schabendes Geräusch vernahm, legte ich mich erleichtert wieder zurück. Kleine Frau Gaby, dachte ich mir, nocheinmal und im letzten Augenblick ist es deinem Mann gelungen, dir dein Vertrauen zu ihm zu bewahren! Und ich empfand sogar ein wenig Mitleid mit Bernhard, der dafür seine Nachtruhe unterbrechen mußte und nun draußen schabte.

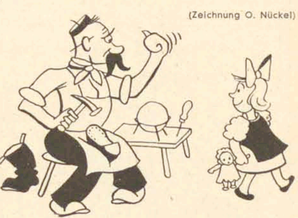
Nachdem das Licht im Korridor verlöscht war, schlief ich rasch wieder ein.
Beim Frühstück am nächsten Tag, als Frau Gabriele für Minuten das Zimmer verlassen hatte, sagte ich lächelnd zu Bernhard: „Du mußt in Zukunft deinem Reisekoffer früher Aufmerksamkeit schenken."
Bernhard sah mich verständnislos, beinahe gelangweilt an.
„Die Reklamemarke des Berliner Hotels!" wurde ich nun deutlicher.
„Unmöglich!" lachte Bernhard, „an meinem Koffer die Reklamemarke eines Berliner Hotels?" Dann stand er rasch auf und ging auf den Korridor. Ich wußte in diesem Augenblick nicht mehr, spielte Bernhard so gut Komödie oder hatte ich in der vergangenen Nacht nur geträumt?
Da kam Frau Gaby ins Zimmer zurück. Sie mußte Bernhard beobachtet haben, wie er sich an seinem Koffer zu schaffen machte; denn sie wandte sich an mich: „Haben Sie in der vergangenen Nacht auf dem Korridor ein Geräusch gehört, und haben Sie mit Bernhard darüber gesprochen?"
„Das erstere, ja!", sagte ich erstaunt, „aber mit Bernhard habe ich noch nicht darüber gesprochen, weil ich annahm, er selbst . . ."
„Dann bitte ich Sie, auch in Zukunft darüber zu schweigen", unterbrach sie mich ängstlich.
Bernhard kam ins Zimmer zurück. Er drohte mir scherzhaft mit dem Finger, und sagte laut: „Du hättest mich beinahe unsicher gemacht, aber jetzt bin ich wieder vollkommen beruhigt." Und laut lachend fügte er noch hinzu: „Wie du nur auf diesen Gedanken kommen konntest?"
Ich stimmte in sein lautes Lachen mit ein. Nur Frau Gaby blieb ernst und fragte dann in einem gekränkten Ton, so wie sehr kleine und ein wenig eigensinnige Mädchen schmollen: „Warum lacht ihr? Ich möchte wissen, warum ihr lacht!"

Lieber Simplicissimus

Anläßlich der jüngst stattgefundenen Reichstagung der Auslandsdeutschen kamen natürlich auch viele Besucher vom Land in das schöne Stuttgart.
So ein biederes Bäuerlein stand mit seinem Weible vor der Auslage eines großen Möbelgeschäftes. Zu sehen war hinter der Scheibe eine höchst moderne Schlafzimmereinrichtung. Das zweischläfrige Bett war ein wuchtiger Koloß, dessen Seitenbretter auf dem Boden auflagen.
Das Weible bewunderte die Pracht gebührend. Sie sagte auch: „Dös tät' mir schon g'fall'n, so was!"
Das Bäuerlein schüttelte den Kopf: „Naa, mir net. Da ko ma ja koan Nachthaf'n abischieb'n."

An einer der Dampferanlegestellen des schwäbischen Meeres fragte ich den diensttuenden Beamten nach der Bahnzeit, worauf er mir entgegnete: „Mir hent koi Denstuhr und koi Bahnzeit. Wenn a Schiff kommt, no bendet mer's halt an."

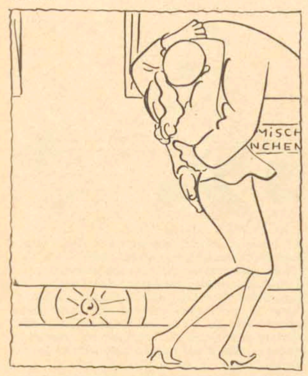
Am Nebentisch saß ein äußerst selbstgefälliger Herr und führte das große Wort. Das halbe Lokal war gezwungen, dem eitlen, phrasenhaften Geschwätz zuzuhören. „Du", stupfte da Rollenbeis seinen Nebensitzer, „das is doch unser früherer Kollege aus der Kohlgartenstraße; der is erst aus dem Sanatorium zurückgekommen. Um die zwanzig Pfund soll er abgenommen haben!"
„Tja", brummte der andere, „aufgeschwemmten Speck bringt man eben leichter weg als geschwollene Ansichten."

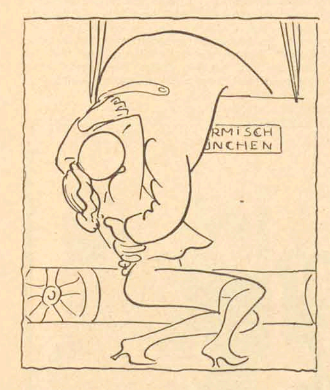

(Zeichnung O. Nückel)

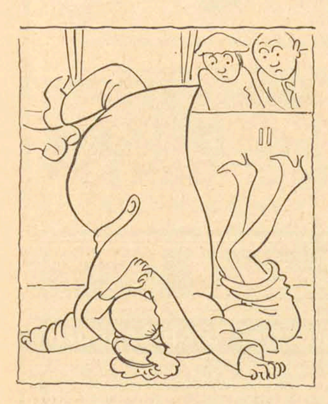
In früheren Jahren, als es noch den richtigen Berliner Schuster gab, bei dem man seine Stiefel machen ließ, unterhielt ich mich einmal mit dem meinigen in seiner Werkstatt. Seine kleine Tochter redete dazwischen und schließlich sagte der Vater zu ihr: „Wenn du jetzt nicht bald deinen Mund hältst, dann haue ich dir den Hintern voll!" Worauf die kleine Berliner Pflanze prompt erwiderte: „Na, drick dir man bloß nich so jebildet aus!"

Beate freute sich riesig auf ihren Geburtstag. „Diesmal schenkt mir Theo etwas ganz Feines", verriet sie mit einem gewissen Stolz siegessicher ihrer Freundin. Die war denn doch neugierig, wie Beate das herausbekommen hatte. „Auf einfache Weise", bekam sie zur Antwort, „er gibt mir nämlich schon seit über einem Vierteljahr wöchentlich zwei Mark weniger Haushaltungsgeld!"

(Fr. Bilek)







Die Macht der Liebe . . .

BEI EINEM BOXER IN DIENSTEN

VON ACHILLE CAMPANILE

„Entmutigt durch die Schicksalsschläge, die mich in der Alten Welt heimgesucht hatten, entschloß ich mich, die Neue aufzusuchen, und schiffte mich eines Tages nach USA. ein", so begann neulich mein Freund Chiarastella wieder eine seiner unglaublichen Geschichten. Tiefernst wie immer saß er da und betrachtete dann eine Weile lang stumm sein Glas vor sich.
Er seufzte, nahm einen tiefen Schluck und fuhr dann fort: „Wenn man eine Vergangenheit voller Schwierigkeiten und voller Trauer hinter sich läßt, so ist — glauben Sie mir! — eine Seereise das beste, was sich in solcher Lage unternehmen läßt. Die Luft ist unendlich, und das Meer schillert metallisch hart unter der Sonne; alles was uns umgibt, ist frisch, ist klar, ist sauber; und während uns gewaltiger Wind mannhaft um die Nase weht und unsere Haare zerzaust, fühlen wir uns immer mehr von dem, was wir verließen, losgelöst, und dankbar steigt vom Herzen zu den Lippen das Lied: ‚Meer, o Meer, trag mich weit, trag mich in die Ferne!'
Es waren einige Tage vergangen, seit wir in See gestochen waren, und der Überseekoloß befand sich schon mitten auf dem Ozean, als wir eines Morgens die Alarmglocke läuten und den Kapitän folgendes Kommando schreien hörten: ‚Stop! Ganze Kraft zurück!'
Die Maschinen hörten a tempo zu stampfen auf. Mannschaft und Passagiere begannen wie die Irren durch das ganze Schiff zu rennen, das nach einigen Augenblicken stehen blieb und im Schweigen der Motore auf den Fluten schaukelte.
Was war geschehen? O, nichts Schlimmes, eine ziemlich alltägliche Sache: das Schiff war im Begriff gewesen, gegen eine Mücke anzurennen, die aus Amerika kam und von dem Navigationsoffizier nicht bemerkt worden war. Nur der Geistesgegenwart des Kapitäns und seiner Manövriergeschicklichkeit war es zu verdanken, daß wir der Katastrophe entgingen.
Wie Gott will, setzten sich die Schrauben wieder in Bewegung, und wir konnten nach wiedereingetretener Ruhe unsere Reise fortsetzen.
In Amerika fand ich ziemlich bald Anstellung als Kammerdiener bei einem Schwergewichtsweltmeister, dessen Namen Sie mir aus begreiflichen Gründen zu verschweigen erlauben werden. Eines Morgens, während ich im Hause sauber machte, ging mir jenes Ding entzwei, dessen sich die Boxer zu ihrem Training bedienen, und den die Amerikaner — mag der Himmel wissen, warum — Punching-ball nennen. Er war funkelnagelneu und gerade an jenem Morgen geliefert worden, während der Herr außer Hause war.
Als das Unglück geschehen war, fühlte ich mich recht unbehaglich, kann ich Ihnen sagen. Mein Herr hatte nämlich einen gar feurigen Charakter, und nichts war leichter, als daß er seinen Zorn auf meinen Schultern ausgetobt hätte. Es ist immer schmerzlich für einen Diener, wenn sein Herr seinen Zorn auf dessen Schultern austobt — schon gar, wenn der Herr ausgerechnet Weltmeister im Boxen ist. In einem solchen Fall ist wenig zu spassen, das garantiere ich Ihnen. Wie also die Sache mit dem Punching-ball wieder gut machen?
Da kam mir ein Gedanke, der mich schon einige Tage vorher aus einer ähnlichen Patsche gezogen hatte. (Ich hatte beim Aufräumen den Radioapparat zerbrochen — ich habe offenbar eine gewisse Anlage, die Dinge kaputt zu machen — und um den Schaden zu verheimlichen, hatte ich mich hinter dem Radioschrank verborgen und mit meiner Stimme die des Lautsprechers markiert. Die Natur hat mich reichlich mit Talenten ausgestattet, und so hätte ich bei der Gelegenheit mit Geschick sogar singen und Reden halten können, aber — um nicht viel Zeit zu verlieren — beschränkte ich mich, jedesmal, wenn mein Herr den Apparat andrehte, um ein Konzert zu hören, einfach damit ‚Ende der Übertragung' zu sagen, und die Sache ging glatt und blieb unbemerkt.)
Dieses Mal — so dachte ich — werde ich mich als Punching-ball stellen. Dies war nicht schwer; denn dieses Ding, das den Trainer ersetzt, hat eben die Gestalt eines Menschen mittlerer Größe. Um nicht entdeckt zu werden, verband ich mir den ganzen Kopf und stellte mich an den Platz des Punching-balls.
Als nun der Herr heimkehrte, kam er auf mich zu, und um den neuen Ball zu probieren, langte er mir einen phänomenalen Faustschlag. Ich, ganz aus einem Stück, neigte mich steif auf eine Seite und nahm gleich die senkrechte Lage wieder ein.
‚Ausgezeichnet!' sagte mein Herr. ‚Heute bin ich in bester Form.' Und er langte mir gleich einen zweiten Schlag auf die andere Seite.
Ich wankte wiederum steif und aus einem Stück ein paarmal hin und her und stellte mich dann wieder gerade. Ich dachte: ‚Aufgepaßt, Chiarastella! Wenn der Betrug entdeckt wird, geht es nicht gut aus!' Und so ließ ich mich weiter drauf los ins Gesicht boxen.
Sie werden sagen: ‚War es nicht einfacher, den Schaden einzugestehen? Zwischen Faustschlägen wegen eines zerbrochenen Punching-ball und denen in Eigenschaft als solcher ist wohl kein großer Unterschied.'
Mein werter Freund, Sie haben vollkommen recht, aber ich hatte nicht daran gedacht. Ja, wenn man im Leben immer rechtzeitig an alles denken würde, dann ginge vieles viel besser!
Und so fuhr mein Herr fort, sich mehr und mehr zu erwärmen.
Ein großes Manko an diesen Geräten ist vom Gesichtspunkte des Trainings darin zu erblicken, daß sie ein wenig passiv sind. Sie weichen den Schlägen nicht aus, und vor allen Dingen reagieren sie nur in einer recht illusorischen Weise. Und so dachte ich gleich diesem Übelstand abzuhelfen.
An einer gewissen Stelle wich ich dem Schlag aus. Der Boxer versuchte es noch einmal, und ich wich darauf allen Schlägen aus.
‚Höchst sonderbar!' murmelte er. ‚Es muß ein neues Modell sein; eines von den verbesserten, von denen ich neulich reden hörte.'
Ermutigt nahm ich die Gelegenheit wahr. Während er versuchte, mich mit einem Trommelfeuer von Schlägen zu treffen, langte ich ihm im Wirrwarr des Handgemenges ebenfalls ein paar.
Er hielt inne, angenehm überrascht durch die Genialität der Konstruktion, und murmelte: ‚Er ist wunderbar, großartig!'
Als er sich einmal umdrehte, versetzte ich ihm — ich weiß nicht, wie ich darauf kam — in der Begeisterung des Erfolges unüberlegt einen Fußtritt. Es war eine Dummheit, ich gebe es zu. Aber leider, der Fußtritt saß nun mal, und ich konnte es nicht mehr rückgängig machen.
Der Boxer sah sich um, bleich wie ein Leinentuch. ‚Weh, weh!' jammerte er, ‚hier spukt es.' Und da er sich allein im Hause wußte, machte er sich auf, um Hilfe zu suchen.
Ich — ich weiß es selber nicht, ob in augenblicklicher Verirrung oder aus brutaler Ruchlosigkeit — ich lief ihm nach und bearbeitete ihn weiter mit Fußtritten.
Er die Treppe hinunter, und ich ihm nach. Er begann zu rennen, und ich folgte ihm auf den Fersen, und unter der Verwunderung der Passanten stieß ich ihn förmlich fußtrittweise vorwärts. Ich hatte eine Menge Hühnchen mit ihm zu rupfen und sagte mir: ‚Los, Chiarastella, eine ähnliche Gelegenheit wird sich dir nicht mehr so leicht bieten.'
An dem Abend las man in den Zeitungen: ‚Berühmter Boxer wird von seinem Punching-ball verfolgt und verprügelt!'
Was mich betrifft, hielt ich's nach reiflicher Überlegung für ratsamer, nicht mehr nach Hause zurückzukehren."

(Berechtigte Übersetzung aus dem Italienischen von A. L. Erné)

Eintritt ins Mittelmeer verboten!

(Erich Schilling)



„Meine Herren, die Sowjets bieten Ihnen nochmals Hilfe an!" — „Thank you, Mister Litwinow, wenn Sie wegbleiben, ist schon viel geholfen!"

VERBOTENER WEG

VON PETER MALTZ

Es ist eine eigenartige Sache mit der Frauenlogik — beziehungsweise, was man so bezeichnet. Es ist ein Begriff, der sich schwer definieren läßt. Man kommt noch am weitesten, wenn man ihn an trefflichen Beispielen erläutert.

Einer der von mir gern erzählten Lehrfälle ist die sogenannte Straßenbahnepisode. Sie spielt sich folgendermaßen ab:

Meine Frau und ich machen eine Wanderung und beabsichtigen, auf dem Rückweg an der Endhaltestelle der Linie 44 einzusteigen.

„Liebling", sage ich, „wir müssen etwas schneller gehen, die Bahn fährt fünf Minuten nach voll."

„Aber Schatz", widerspricht meine Frau sogleich, „sie fährt doch immer zehn Minuten nach voll, ich weiß es ganz genau."

Ich schweige — was ihre Oppositionsstimmung nur wesentlich erhöht.

Wir kommen an der Endhaltestelle an und besehen den Fahrplan. „Siehst du", sage ich, „ich hatte recht, sie fährt immer fünf nach voll."

„Ja!" erwidert meine Frau und weist auf den wartenden Straßenbahnzug, „aber — aber sie hat einen Anhängewagen!"

Aus! Das ist der berühmte Kurzschluß, da kann man nicht das geringste 'gegen tun. Es gibt Männer, die trotzdem den Versuch machen, durch Zureden oder ernste Belehrung die Gute davon zu überzeugen, daß die beiden Tatsachen in keinem Zusammenhang stehen. Ich kann nur dringend warnen vor solch törichtem Unterfangen. Das Mindeste, was der Brave zu hören bekommt, ist: Du legst es heute wohl wieder mal unbedingt darauf an, mich zu ärgern. Ewig diese Rechthaberei bei euch Männern!

Der Geschichte mit der Straßenbahn ähnlich ist folgendes Erlebnis, das ich in der Sommerfrische hatte:

Ich gehe mit meiner Frau — still und in die Schönheit der Natur versunken — durch den Wald. Friede um uns und zwischen uns — bis, ja bis der Weg sich gabelt: geradeaus geht ein etwas holpriger, sonniger Pfad, während rechts eine schöne, breite Schneise in kühlen Tannenwald führt.

Die Schneise indessen hat einen Nachteil; an ihrem Eingang ist ein nicht zu übersehendes Schild aufgepflanzt: Verbotener Weg!

„Schade!" sagt meine Frau. „Warum?" frage ich.

„Na, du siehst doch", erwidert sie, „daß es verboten ist, diesen Weg zu betreten."

„Ach, du lieber Gott, was wird da schon passieren, so'n Schild steht oft da."

„Ja", meint sie, „und zwar, damit man sich danach richtet."

„Na, hör mal, ich finde das doch etwas überkorrekt, ich meine, wir können den Weg ruhig gehen, die Tafel sieht aus, als hätte sie noch die Jahrhundertwende miterlebt und auch das nicht mehr in ganz neuem Zustande."

„Ganz gleich, ich gehe keine verbotenen Wege! Warum das Gesetz übertreten, selbst wenn es Kleinigkeiten sind."

Ich nehme einen letzten Anlauf: „Aber sieh doch, wie sonnig und steinig der andere Weg ist!"

Drei Sekunden schwankt sie, dann habe ich gewonnen: „Also schön, auf deine Verantwortung!" Und schon steigt sie munter durch das helle Gras der Schneise.

Wir sind vielleicht zehn Minuten gegangen, als meine Frau plötzlich einen kleinen Schrei ausstößt und stehenbleibt. Dann bückt sie sich, hebt etwas auf.

„Nein, so etwas!" ruft sie mit Entzücken in der Stimme. Und schon kommt sie auf mich zu und streckt mir die Hand entgegen. „Nein, sieh doch, wie nett!" Sie hat in ihrer rechten Hand ein kleines, goldenes Armkettchen liegen.

„Sehr hübsch!" stimme ich ihr bei.

„Wenn ich das am linken Handgelenk neben der Armbanduhr tragen würde", plapperte sie voll Begeisterung weiter, „das würde ganz reizend aussehen." Und schon hat sie sich das Kettchen umgelegt.

„Tatsächlich", sage ich, „das macht sich sehr gut. Allerdings ..."

„Wieso, allerdings? Was hast du nun schon wieder für Einwände? Daß du dich auch nie über etwas freuen kannst, was mich bezaubert."

„Aber natürlich, Häschen, ich bin genau so begeistert wie du. Es handelt sich bloß darum, daß dir die Kette nicht gehört."

„Wieso? Ich habe sie ja gefunden!"

„Natürlich, aber schau mal, mein ..." (ich suche nach dem bei ihr beliebtesten Kosenamen) „mein Schnutziputzi, man muß doch Fundsachen abgeben!"

„Aber doch nicht so kleine Sachen!"

„Doch, die auch. Im übrigen hat das Kettchen einen Wert von fünf bis sechs Mark."

„Na also, das ist doch wirklich nicht die Welt."

„Gewiß, aber dennoch besitzt du es nicht zu recht. Und wenn du es nicht ablieferst, gehst du einen verbotenen Weg. Warum das Gesetz übertreten, und wenn es Kleinigkeiten sind."

„Ich finde, du redest furchtbar albernes Zeug, mein Lieber; du gönnst mir wohl die kleine Freude nicht? Überhaupt, ich hätte dich für viel großzügiger gehalten, aber natürlich: in Kleinigkeiten starr, das ist so typisch für euch Männer, euch fehlt jedes Großlinige. Ihr habt Angst vor dem Abenteuer, und wenn es noch so bescheiden ist."

Ich erlasse es mir jetzt, die weiteren Ausführungen der Guten festzuhalten; sie beschränkten sich mit kleinen Varianten auf die Wiederholung der ewig gleichen Gründe. Immerhin hat diese Geschichte noch ein Nachspiel im Gegensatz zur Straßenbahnepisode, von der sie sich ja auch durch eine reicher bewegte Handlung und den leicht kriminellen Einschlag unterscheidet.

Als wir am nächsten Nachmittag wieder an dem Scheidewege stehen, beschreitet meine Frau ohne weiteres die verbotene Schneise, während ich — das muß um der Wahrheit willen klar herausgestellt werden — das Kettlein am Arm dulde.

Wir sind noch nicht weit gegangen, als wir einer jungen Dame begegnen, die uns etwas langsam entgegenkommt und sich dabei suchend umschaut. „Verzeihung", spreche ich sie an, „wissen Sie mit dem Weg nicht Bescheid?"

„Doch, doch", sagt sie, „ich ging gestern schon hier, leider habe ich eine kleine, goldene Kette dabei verloren."

„Diese etwa?" fragt meine Frau und hebt zögernd ihren braungebrannten Unterarm.

„Ja, das ist sie", ruft die Dame und strahlt vor Wiedersehensfreude.

„Na, da haben Sie ja nochmal Glück gehabt!" sagt meine Frau, „gerade heute wollte ich sie auf dem Rathaus abgeben. Wer weiß, ob Sie sie dann ohne Schwierigkeiten wiederbekommen hätten."

Und dann läßt sie mit edler Bescheidenheit Dankesworte über sich ergehen.

Als wir uns verabschiedet haben und außer Hörweite sind, meint meine Frau leicht gekränkt: „Ich finde es, offen gesagt, etwas übertrieben höflich von dir, daß du bei der geringsten Gelegenheit junge Sommerfrischlerinnen ansprichst und ihnen deine Dienste anbietest. Das Mädchen kannte ja den Weg, im übrigen ist es ein verbotener Weg."

(J. Hegenbarth)

Ein Mann voll Überdruß

Von Eugen Roth

Die Welt ist jetzt so laut,
Daß ich sie nicht mehr hören will.
Da ist sie auch schon still,
Daß mir vor ihrer Stille graut.

Ich bin so ganz allein.
Was kümmern mich die Leut'!
Ich hab gehabt, was mich gefreut —
Ich aß das Brot, ich trank den Wein.

Ich hab genug und sage Dank.
Ich bin nicht krank
Und nicht gesund
Aber sterben möcht ich zu jeder Stund'.

Ich hab nach nichts mehr ein Gelüst.
Ich hab geweint und hab gelacht.
Gut Nacht!
Ich wüßt kein Ding der Welt mehr,
Das mich glücklich macht . . .

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. II. Vj. 37. 18074. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Mythologie im Grünen

(R. Kriesch)



„Ich komm' nicht weiter, wie hat denn eigentlich Apollo ausgesehen?" — „Ganz einfach, wie 'n nackter Stehgeiger!"

Lieber Simplicissimus

In dem württembergischen Dorf H. war vor langer Zeit einmal ein Nachtwächter, dem war es im Bett wohler als in den nächtlichen Straßen. Der Schultheiß kam dahinter und knöpfte sich alsbald das Weib des Pflichtvergessenen vor. Warum ihr Mann denn keinen Dienst tue, wollte er wissen.

„Als was soll er denn Dienst tun?" fragte das Weib höchst erstaunt.

„Als Nachtwächter", brummte der Schultheiß, „als was denn sonscht!"

„Als Nachtwächter? Ja ischt denn mei Mann Nachtwächter?" „Ha jo", schrie der Schultheiß erbost, „scho über fenf Johr!"

Ich saß mit meinem Jüngsten allein im Zimmer. Über meine Arbeit hinweg bemerkte ich, wie er mich im stillen längere Zeit beobachtete. Plötzlich sagte er zu mir: „Mueder, du wärsch no ä ganz Netti, wenn de nit so verrumpflet wärsch!"

Klassifizierung

Der berühmte französische Naturforscher Cuvier, der schon bei Lebzeiten wegen seiner kirchlichen Ungläubigkeit mit den Geistlichen auf keinem guten Fuße gestanden hatte, weigerte sich auch auf dem Sterbebette, sehr zum Entsetzen seiner Freunde, einen Geistlichen kommen zu lassen und die letzten kirchlichen Segnungen zu empfangen. Sie wollten ihn unter allen Umständen noch bekehren. Und so vermummte sich einer seiner Freunde in schrecklichster Weise als Abbild des „Leibhaftigen". So vollkommen unkenntlich, betrat er das Sterbegemach, in dem Cuvier, mit dem Gesicht nach der Wand gekehrt, lag. Als er hörte, daß jemand gekommen sei, fragte Cuvier, ohne sich umzudrehen, wer da sei. Es antwortete eine hohle, geisterhafte Stimme: „Der Teufel". Da wandte sich der Naturforscher um und betrachtete mit Forscherblicken die gespenstig-furchtbare Gestalt von oben bis unten. Dann murmelte er, ohne sich weiter an den „Teufel" zu kehren: „Hörner... Hufe... also Klasse der Einhufer!" und kehrte sich wieder der Wand zu, ohne dem „Teufel" noch einen weiteren Blick zu gönnen.

Münchner Gänsemarkt

(Wilhelm Schulz)



„Was, die Gans soll frisch sein? Die riecht ja schon!“ — „Ah, da schaug' her, Sie wer'n in dera Gegend aa net vui besser riach'n!“

München, 10. Oktober 1937
42. Jahrgang / Nummer 40

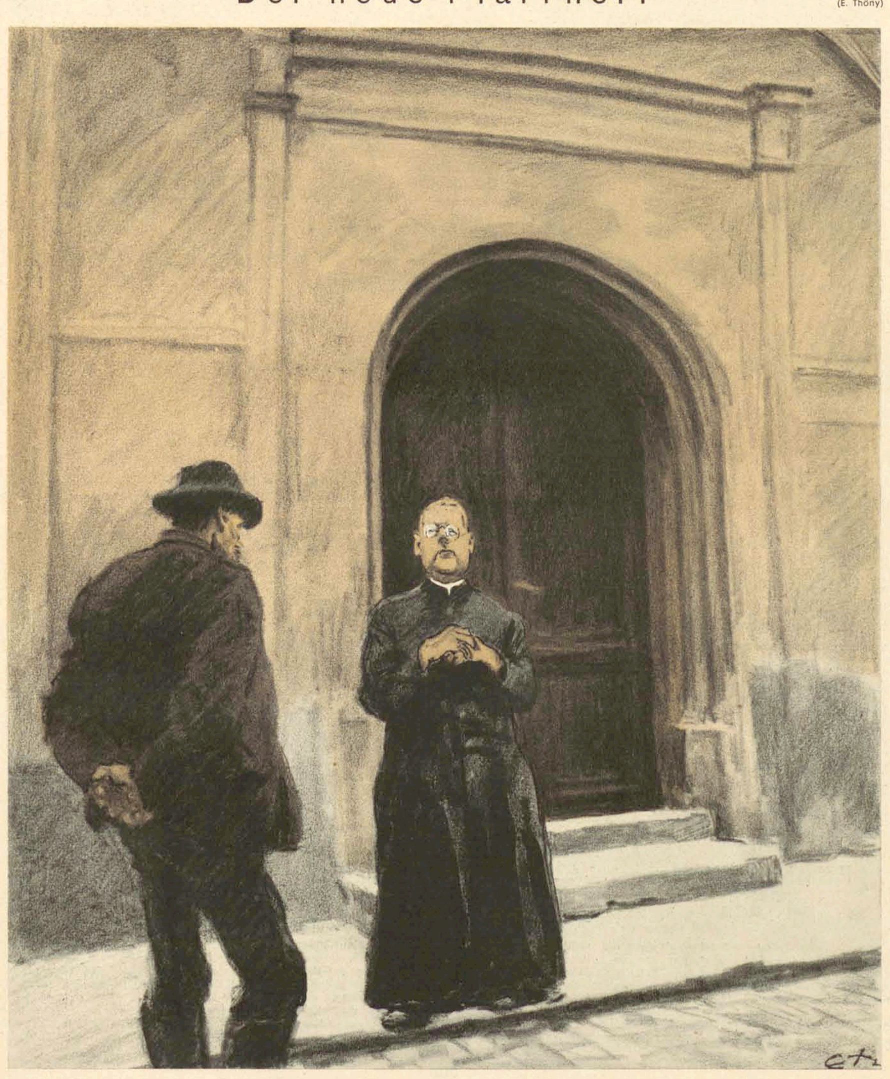
40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G. M. B. H., MÜNCHEN

Der neue Pfarrherr

(E. Thöny)



„Die Kirche ist ja ganz schön soweit, Brücklbauer, aber kalt, kalt! Da gehört eine Heizung her!" — „No' staad, Hochwürden, m i r heiz'n Eahna scho' ei'!"

(Wilhelm Schulz)



Morgenstunde

Von

Dr. Owlglaß

Wo kommt die Luft her, die so zärtlich fühlt,
woher das Licht,
das jetzt das steile Kirchendach umspült
und sich im Brunnentroge glitzernd bricht?

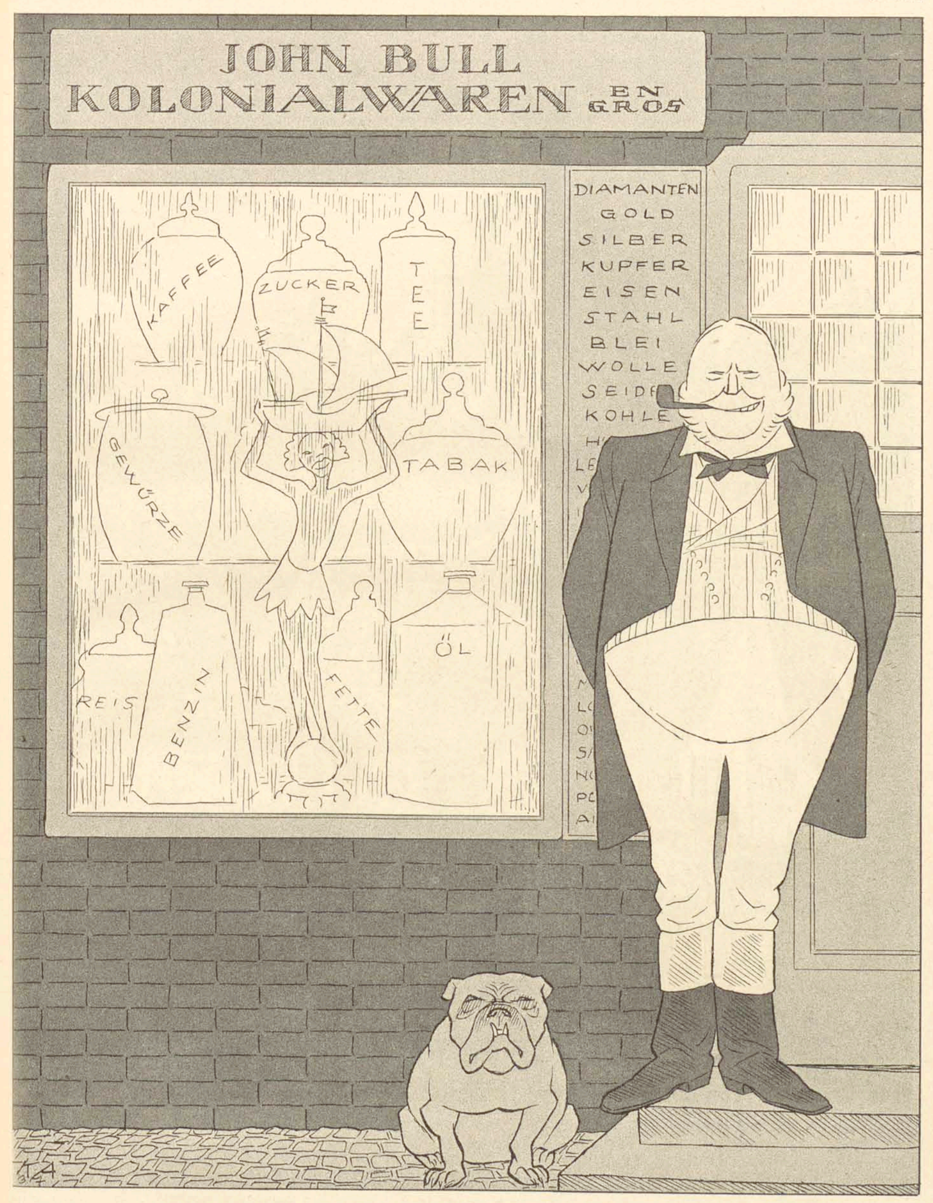
So fühlt' ich's doch, so sah ich's schon einmal
vor langer Zeit . . . in meiner Jugend Tal . . .

Wie damals ist die Stunde eingeschlafen.
Nur Morgenluft und -glanz auf weitem Plan.
An seiner Kette, träumend, zerrt im Hafen
des Lebens Kahn.

Fernmündlicher Krach

Sie sitzen in Ihrem Zimmer, wie seinerzeit der alte Kaiser Wilhelm in Bad Ems und denken wie dieser keineswegs an die Händel dieser Welt. Da läutet das Telephon, und eine Ihnen nicht unbekannte Stimme fragt: „Wie geht's?"
In der Stimme ist etwas, das wie verfehltes Leben klingt, und da reitet Sie der Teufel und Sie antworten: „Ausgezeichnet!"
Jetzt erfolgt nichts, absolut nichts. Das ist das Zeichen, daß man dortorts erwartet, Sie möchten sich eine Blöße geben. Sie geben sich aber keine Blöße, Sie sind stumm wie die leibhaftige Telephonstörung. Wenn Sie das gut machen, sich nicht räuspern und nicht laut atmen, wird man nach einiger Zeit von drüben fragen: „Bist du noch da?" Jetzt könnten Sie „nein" sagen, und das würde den Ablauf der Dinge sehr beschleunigen, aber Sie sagen „ja". Darauf kommt die Antwort der Stimme: „Warum sagst du gar nichts?" Sie erwidern natürlich: „Ich sagte doch ‚ja'". Drüben: „Ist das alles, was du mir mitzuteilen hast?" Jetzt begehen Sie einen Fehler, indem Sie mit zarter aber immerhin merkbarer Logik andeuten, daß Sie ja gar nicht angerufen haben.
So etwas zu tun, ist der glatte Wahnsinn.
Sie fühlen, wie dadurch der schönste Krach gelandet ist, so einer, den man nicht von der Telephonzelle aus leiten kann, sondern nur vom bequemen heimischen Sessel als Feldherrnhügel.
Also jetzt geht es los. Der erste Einschlag: „Das ist's ja, daß du mich nie anrufst, für andere hast du immer Zeit, für mich natürlich nie!"
Donnerwetter, das ist ein Frontalangriff. Es ist so friedlich im Arbeitszimmer, die Zigarette raucht, eine Tasse Kaffee verbreitet behaglichen Duft. Feuerüberfall im tiefsten Frieden aus der Hörmuschel heraus. Wenn Sie den Hörer wieder auf die Gabel legten?! Es ist so schwer, in diesem Augenblick geeignete Abwehrmaßnahmen zu ergreifen. Sie müßten sagen, daß Sie erstens gelegentlich doch anriefen, zweitens für andere auch nicht immer Zeit hätten und drittens es fast gerichtsnotorisch feststehe, daß Sie für die Stimme nicht nur nicht nie, sondern sogar oft Zeit hätten, das alles müßte drahtlich jetzt aus der Ruhe Ihres Arbeitszimmers geschehen. Sie können der Versuchung nicht widerstehen, Sie tippen mit der freien Hand, in der Sie die Zigarette halten, mal so ganz vorsichtig auf die Telephongabel. Und siehe da, tiefster Friede ist plötzlich ausgebrochen. Erstaunlich, dieses Zeitalter der Technik!
Ein Stündchen vergeht, das mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen nur so geschwängert ist und, man muß es schon sagen, von Ihnen persönlich geschwängert.
Der kleine Fingerdruck liegt auf Ihrem Seelenfrieden. Sie rauchen unaufmerksam, vergessen Zucker in den Kaffee zu tun, sehen nach, ob etwas im Briefkasten ist und lesen eine dort vorgefundene Korsettreklame dreimal durch, ohne die Vorteile der neuen Miederform auch für stärkere Damen restlich in sich aufzunehmen.
Sie greifen zum Telephon. Machen ganz in heiterer und ungetrübter Sorglosigkeit: „Hallo, Herzchen, bist du da?"
Vorteil drüben.
Eine Stimme, die mit dem Leben vollkommen abgeschlossen hat, entwindet sich einem dumpf klingenden Kanalrohr mit dem einen Wort: „Ja".
Das ist keine rechte Grundlage für geselliges Geplauder. Wenn Sie jetzt nicht sehr gut vorbereitet sind und praktische Angebote zu machen haben, sei es Kino, sei es Theater, sei es eine Autofahrt, werden Sie die Stimme aus ihrem Abflußrohr nicht herauslocken können. Ihr Anruf wird zum Blindgänger. Versuchen Sie jetzt um Gottes willen nicht eine unparteiische Auseinandersetzung über die Ursachen solcher tragischen Kampfhandlungen im allgemeinen und den vorliegenden im besonderen zu beginnen. Der Gegner würde zu einem Angriff mit Kampfwagen übergehen, und über Ihrem Telephonapparat würde die bekannte Öde des modernen Schlachtfeldes liegen.
Nein, jetzt müssen Sie Hilfsvölker heranführen. Sagen Sie: „Hör' mal, Liebste, Gröbers haben gerade angerufen, sie wollen heute abend mit uns in die Alhambra gehen. Ganz fabelhaftes Programm!" Nach einer kleinen Pause wird man Ihnen vielleicht antworten: „Was soll ich da anziehen?" Jetzt ist Ihrer der Sieg, wenn Sie rufen: „Das neue aus Silberbrokat, mit der großen lachsfarbenen Schleife"! Der Gegner wird geneigt sein, zu verzeihen, daß Sie wieder einmal einen Krach vom Draht gebrochen haben. Foltzick

(K. Arnold)



England und die Kolonien: „Die gerechte Verteilung der Rohstoffe ist erreicht, wenn alle bei mir kaufen müssen!"

Beim Wandern

(Wilhelm Schulz)



Als unterwegs ich gestern
War drauß' im fremden Land,
Ist plötzlich es gekommen,
Daß ich verwundert stand:

Die Burg hoch überm Walde,
Die Schenke drunt im Tal —
Mir schien's, als hätt' ich alles
Gesehen schon einmal.

Und wär's nicht mit den Augen,
Wär's mit der Seele doch,
Die immer gerne wandert,
Ist man daheim im Joch!

Wilhelm Schulz

Schultz-Metterklum-Methode

VON SAKI

Lady Carlotta stieg auf dem Bahnsteig der kleinen Nebenstation aus und ging ihn ein- oder zweimal seiner langweiligen Länge nach auf und ab, um die Zeit totzuschlagen, bis es dem Zuge gefallen würde, weiterzufahren. Dabei sah sie auf einer dahinter liegenden Landstraße ein Pferd sich mit einer mehr als reichlichen Last abmühen und einen Fuhrmann von der Sorte, die einen verbissenen Haß gegen das Tier zu hegen scheint, das ihm seinen Lebensunterhalt verdienen hilft. Lady Carlotta begab sich sofort auf die Straße und gab der ganzen Szene ein wesentlich anderes Gesicht. Einige ihrer Bekannten pflegten ihr häufig Ermahnungen zuteil werden zu lassen, wie unangebracht es sei, sich eines gequälten Tieres wegen einzumischen; denn eine solche Einmischung „sei nicht ihre Sache". Nur einmal hatte sie diese Lehre der Nichteinmischung in die Praxis umgesetzt, als nämlich eine ihrer beredtesten Vorkämpferinnen fast drei Stunden lang in einer äußerst unbequemen Zufluchtsecke von einem wütenden Wildschweineber belagert wurde, indes Lady Carlotta auf der anderen Seite des Zaunes mit ihrer gerade in Angriff genommenen Wasserfarben-Skizze fortfuhr und sich weigerte, sich in die Angelegenheit zwischen dem Eber und seiner Gefangenen einzumischen. Es steht zu befürchten, daß sie der Freundschaft der zu guter Letzt geretteten Dame verlustig ging. Diesmal ging sie nur des Zuges verlustig, der dem ersten Anzeichen von Ungeduld, das er im Laufe der ganzen Fahrt verraten hatte, nachgab und ohne sie abdampfte. Sie nahm diese Flucht mit philosophischer Gelassenheit hin; ihre Freunde waren vollkommen an die Tatsache gewöhnt, daß ihr Gepäck ohne sie ankam. Sie drahtete die unverbindliche, zu nichts verpflichtende Mitteilung an ihren Bestimmungsort, sie „komme mit einem anderen Zug". Ehe sie aber Zeit hatte, sich ihren nächsten Schritt zu überlegen, sah sie sich einer selbstbewußten, aufgedonnerten Dame gegenüber, die bei sich eine längere Bestandsaufnahme ihrer Kleidung und ihres Äußern zu machen schien.

„Sie müssen Miß Hope sein, die Erzieherin, die ich abzuholen gekommen bin", sagte die Dame in einem Ton, der sehr wenig Widerspruch duldete.

„Schön, wenn ich muß, dann muß ich!" sagte sich Lady Carlotta mit gefahrverheißender Milde.

„Ich bin Mrs. Quabarl", fuhr die Dame fort, „und, bitte, wo ist Ihr Gepäck?"

„Es ist falsch gefahren", sagte die neugestempelte Erzieherin, die sich sofort die ausgezeichnete Lebensregel zu eigen machte, die Schuld immer auf den Abwesenden zu schieben; das Gepäck hatte sich in Wirklichkeit vollständig vorschriftsmäßig benommen. „Ich habe gerade seinetwegen telegraphiert", fügte sie hinzu, was der Wahrheit ziemlich nahekam.

„Wie ärgerlich!" sagte Mrs. Quabarl. „Diese Eisenbahnangestellten sind so liederlich. Nun, mein Mädchen kann Ihnen Sachen für die Nacht leihen", und sie übernahm die Führung zu ihrem Wagen.

Während der Fahrt zu der Villa Quabarl wurde Lady Carlotta eindrucksvoll in die Aufgabe eingeweiht, die ihr anvertraut worden war. Sie erfuhr, Claude und Wilfried seien zarte, feinfühlige junge Geschöpfe, Irene habe eine hochentwickelte künstlerische Veranlagung und Viola sei etwas gänzlich anderes als ein schablonenhaftes Durchschnittskind. „Ich wünsche nicht, daß man sie nur etwas lehrt", sagte Mrs. Quabarl, „sondern daß auch ihr Interesse geweckt wird für das, was sie lernen. In Ihren Geschichtsstunden zum Beispiel müssen Sie versuchen, das Gefühl in ihnen zu wecken, sie bekämen Einblick in die Lebensgeschichte von Männern und Frauen, die wirklich gelebt haben, statt nur dem Gedächtnis eine Menge Zahlen und Namen einzutrichtern. Ich erwarte auch selbstverständlich, daß Sie französisch bei den Mahlzeiten sprechen."

„Ich werde vier Tage in der Woche französisch und an den restlichen japanisch sprechen."

„Japanisch? Meine liebe Miß Hope, kein Mensch im Haus spricht oder versteht ein Wort Japanisch."

„Das wird mich nicht im mindesten stören", sagte Lady Carlotta kaltblütig.

Mrs. Quabarl war reichlich verblüfft. Ihre Gefühle waren von der Art, wie sie wohl einen General in den Tagen altertümlicher Kriegsführung überkommen haben müssen, wenn er seinen besten Kampfelefanten schimpflich von Schleuderern und Speerwerfern vom Schlachtfeld vertrieben sah.

Beim Essen an diesem Abend gewann Mrs. Quabarl, trotz der Verstärkung durch ihren Mann, der gewöhnlich ein Echo ihrer Meinungen war und ihr im allgemeinen moralische Unterstützung angedeihen ließ, nichts von dem verlorenen Boden wieder. Die Erzieherin bediente sich nicht nur selbst reichlich und herzhaft mit Wein, sondern hielt auch mit erstaunlicher Zurschaustellung kritischer Kenntnis einen Vortrag über verschiedene Weinjahrgänge, hinsichtlich deren sich die Quabarls in keiner Weise als Fachleute aufspielen konnten. Frühere Erzieherinnen hatten ihre Unterhaltung über das Thema ‚Wein auf die achtungsvolle und zweifellos ernstgemeinte Versicherung beschränkt, daß er Wasser vorzuziehen sei. Als diese hier soweit ging, eine Weinfirma zu empfehlen, bei der man nicht allzusehr fehlgreifen konnte, hielt es Mrs. Quabarl für an der Zeit, die Unterhaltung in üblichere Bahnen zu lenken.

„Wir erhielten sehr befriedigende Auskünfte über Sie von Canon Teep", bemerkte sie, „ein hochachtbarer Mann, sollte ich meinen."

„Er trinkt wie ein Loch und schlägt seine Frau; sonst ein sehr liebenswerter Mensch", sagte die Erzieherin gelassen.

„Meine *liebe* Miß Hope, ich bin sicher, Sie übertreiben!" riefen die Quabarls aus einem Munde.

„Man muß gerechterweise zugeben, daß eine Herausforderung hiezu vorhanden ist", fuhr die Romandichterin fort. „Mrs. Teep ist die aufreizendste Bridgespielerin, mit der ich je an einem Tisch gesessen habe; ihr Ausspielen und ihr Ansagen würden eine gewisse Grobheit bei ihrem Partner verzeihlich machen; aber den Inhalt der einzigen Sodawasser-Flasche im Haus an einem Sonntagnachmittag, wenn keine andere zu bekommen ist, in sich hineinzustürzen, beweist eine Gleichgültigkeit gegenüber dem Wohlergehen anderer, die ich nicht ganz übersehen kann. Sie halten mich vielleicht für vorschnell in meinem Urteil, aber recht eigentlich war der Vorfall mit der Sodaflasche daran schuld, daß ich ging."

„Darüber werden wir uns ein andermal unterhalten", sagte Mrs. Quabarl rasch.

„Nie mehr werde ich ein Wort darüber äußern", sagte die Erzieherin mit Festigkeit. Mr. Quabarl machte ein willkommenes Ablenkungsmanöver, indem er fragte, mit welchem Lehrstoff die Erzieherin morgen beginnen wolle?

„Fürs erste Geschichte", klärte sie ihn auf.

„Aha, Geschichte!" bemerkte er weise. „Nun müssen Sie, wenn Sie den Kindern Geschichte beibringen, ihnen das Gefühl geben, daß sie in die Lebensgeschichte von Männern und Frauen eingeweiht werden, die wirklich gelebt haben..."

„Ich habe ihr alles das bereits gesagt", unterbrach Mrs. Quabarl.

„Ich lehre Geschichte nach der Schultz-Metterklum-Methode", sagte die Erzieherin erhaben.

„Ach so!" sagten ihre Zuhörer, die es angebracht fanden, so zu tun, als kennten sie wenigstens den Namen.

*

„Was tut ihr Kinder hier draußen?" fragte Mrs. Quabarl, als sie Irene ziemlich verdrießlich oben auf der Treppe sitzen sah, indes ihre Schwester in jammervoll unbequemer Stellung auf dem Fensterbrett neben ihr kauerte, fast ganz von einem Wolfsfell-Bettvorleger bedeckt.

„Wir haben Geschichtskunde", kam die unerwartete Antwort. „Ich soll Rom vorstellen und Viola dort droben ist die Wölfin. Keine wirkliche Wölfin, sondern die Statue einer, welche die Römer überall aufzustellen pflegten — warum, habe ich vergessen. Claude und Wilfried sind gegangen, die armen Weiber zu rauben."

„Die armen Weiber?"

„Ja, die müssen sie herschleppen. Sie wollten nicht; aber Miß Hope holte einen von Vaters Kricketschlägern und sagte, sie würde ihnen eine Tracht Prügel verabreichen; so gingen sie denn am Ende."

Ein lautes, ärgerliches Geschrei aus der Richtung des Rasens ließ Mrs. Quabarl Hals über Kopf dorthin eilen in der Angst, die angedrohte Züchtigung sei im Begriff, verabreicht zu werden. Das Geschrei kam jedoch hauptsächlich von den zwei kleinen Töchtern des Hausmeisters, die von den keuchenden und aufgelösten Claude und Wilfried dem Haus zugeschleppt und -gestoßen wurden, wobei ihre Aufgabe sogar noch erschwert war durch die pausenlosen, wenn auch nicht sehr wirkungsvollen Angriffe des Brüderchens der gefangenen Mädchen. Die Erzieherin, den Kricketschläger in der Hand, saß gelassen auf dem Steingeländer und überwachte die Szene.

„Miß Hope, was in aller Welt soll das bedeuten?"

„Frühe römische Geschichte; der Raub der Sabinerinnen. Es ist Schultz-Metterklum-Methode."

„Sie mögen sehr geschickt und neuzeitlich sein, Miß Hope", sagte Mrs. Quabarl fest, „aber ich würde es gerne sehen, wenn Sie mit dem nächsten Zug von hier abreisen würden. Ihr Gepäck wird Ihnen nachgeschickt werden, sobald es ankommt."

„Ich bin nicht ganz sicher, wo ich die nächsten paar Tage sein werde", sagte die entlassene Erzieherin. „Vielleicht behalten Sie mein Gepäck da, bis ich meine Anschrift drahte. Es sind nur zwei Koffer, ein paar Golfschläger und ein Leopardenbaby."

„Ein Leopardenbaby!" japste Mrs. Quabarl. Selbst bei ihrer Abreise schien diese ungewöhnliche Person dazu angetan, eine Kette von Verlegenheiten zurückzulassen.

„Nun, man kann es eigentlich kein Baby mehr nennen; es ist mehr als halb ausgewachsen, müssen Sie wissen. Ein Huhn jeden Tag und am Sonntag bekommt es ein Kaninchen. Rohes Fleisch regt es zu sehr auf. Bemühen Sie sich nicht um den Wagen für mich, ich gehe lieber zu Fuß."

Und Lady Carlotta entschritt dem Horizont der Quabarls.

Die Ankunft der echten Miß Hope, die sich bezüglich des Tages, an dem sie erwartet wurde, geirrt hatte, erregte einen Aufruhr, den diese gute Person völlig ungewohnt war hervorzurufen. Offenbar war die Familie Quabarl elendiglich zum Narren gehalten worden — aber ein gewisses Gefühl der Erleichterung stellte sich zugleich mit dieser Erkenntnis ein.

*

„Wie langweilig für dich, liebe Carlotta", sagte ihre Gastgeberin, als der verspätete Gast endlich eintraf, „wie äußerst langweilig, deinen Zug zu versäumen und an einem fremden Ort über Nacht bleiben zu müssen!"

„Oh, meine Beste, nein", sagte Carlotta, „keineswegs langweilig — jedenfalls nicht für mich."

(Berechtigte Übertragung von Hans B. Wagenseil.)

Glück im Herbst

Von

Karl Martin Schiller

Einmal morgens war 's. Ich sah
abwärts an dem Weingeländer,
und da stand er plötzlich da.

Als ich nach dem Namen frug:
„Händler bunter Laubgewänder,
Färber ferner Bergesränder"
nannte er sich; „Beerenspender,
Traubenglüher, Grummetwender,
Obstvergeuder, Kornverschwender,
Scheunenfüller, Jahrvollender" —
und da wußte ich genug.

Einen Traum, den ich noch trug,
von der Nacht her, in den Händen,
gab ich ihm, ihn zu vollenden.
Nach der Gartentür, die schlug,
wies er hin . . . Da kamest du
durch den Garten. Allerenden
wuchs mir nun die Fülle zu.

SO BADEN / VON DIRKS PAULUN

Sonnenblumen glotzten über rot angelaufene Hecken. Ralf schritt hastig durch die Schwüle des Altweibersommers den Weg zum See hinunter, auf geschwungenem Uferstieg durch kühlen Hochwald und endlich über die Holzbrücke zur Tür der verlassenen Badeanstalt. Er zog den Schlüssel und machte auf — einige Auserwählte führten im Herbst ihre Sonderschlüssel zu dieser Tür — einige wenige Badefanatiker.

Jawohl, Ralf war ein Fanatiker — ein Fanatiker des Sommers um des Wassers willen, oder ein Fanatiker des Wassers um des Sommers willen. Und heute lohnte es sich, ein Fanatiker zu sein. Die windgeschützten Planken und Holzwände am Kinderbassin glühten und lockten zum Schmorbad. Leider hatte Ralf mittags nicht viel Zeit, er beeilte sich, aus den Kleidern zu kommen, jetzt stand er im Angesicht der weiten Seefläche auf dem Sprungbrett ...

Er spürte mit Behagen, wie die warme, trockene Kokosmatte seine Sohlen kitzelte, gerade noch erträglich, er fühlte sich wohlig im Rücken gebraten und vorn von einer leichten Brise kühl gestreichelt. Er hob die Arme — aber noch nicht zum Sprung. Er reckte sich genießerisch in den Sonnentag — in all das Blaue und Gelbe des überreifen Mittags ...

Ralf hatte nicht viel Zeit. Wenn er noch ins Wasser wollte, mußte es gleich sein. Und jawohl, und allerdings: er wollte ins kalte Wasser! — weil es herzhaft erquickte, mehr als im Sommer, und dann auch — weil nicht Winter werden durfte. Er trat vom federnden Brett zurück, zögerte ...

Er fühlte sich genügend ausgekühlt, um den Sprung zu wagen, auch ohne pedantenhafte Stirn-, Brust- und Achselbenetzung. Er erklomm das hohe Sprungbrett. Oben dehnte er sich noch einmal in das Licht. Noch frischer schnitt hier die Brise in die Haut, noch weiter und schöner lag die sonnige Landschaft. Drei Meter unter ihm blinkte und kluckerte die Wasserfläche — alter guter Freund, und doch immer wieder fremd und abenteuerlich. Ralf wippte auf den Zehen und ließ sich von der eigenen Unentschlossenheit, von Vorfreude und Vorschauern kitzeln ...

Er horchte auf. Er hörte Schritte auf Holzplanken. Jemand ging über die Brücke. Aber er beruhigte sich sofort; von den andern Schlüsselbesitzern war niemand zu erwarten: der alte Major schwamm morgens um elf seine Runde, der Friseur trat mit seiner Familie sogar schon vor Geschäftsbeginn im kalten Frühlicht zum Baden an. Da — und jetzt ging trotzdem knarrend die Tür und — Ralf war im Wasser; denn es erschien eine fremde, jungweibliche Gestalt. Ralf fluchte in sich hinein; was hatte sie hier zu suchen, diese Person! Er erkannte, daß er im ersten Schreck falsch gehandelt hatte; jetzt saß er im Wasser und ... und? Kein sachverständiger Leser kann im Ernst angenommen haben, daß Ralf in der traumschönen Stunde, von der wir eben eine Skizze zu geben versuchten, eine Badehose anhatte. Nein, unser Ralf hatte soeben ganz nackt in der warmen Sonne gestanden, und jetzt schwamm er ebenso nackt im kalten Wasser, weil eine jungweibliche Gestalt erschienen war, weil eine fremde, eine unbefugte Person seine Natureinsamkeit störte.

Die störende Person hatte sich herangetappst, trat an den Rand der Bretter und rief dem Schwimmer fröhlich zu: „Na, da habe ich doch Gesellschaft! Ist es schön kalt?"

„Es geht an!", rief Ralf und hielt sich an der glitschigen Treppe, „Ganz erfrischend jedenfalls!" Dann stieß er sich ab und tat noch ein paar Züge. Dabei hoffte er inständig, daß die Unbekannte, vielleicht eine Kurgastin der Nachsaison, in eine Zelle gehen sollte. Sie ging auch, aber sie ließ die Tür offen und setzte sich auf die Bank, um erst einmal Schuhe und Strümpfe abzutun.

Sonst war Ralfs Badetechnik für kaltes Herbstwasser anders: ein Kopfsprung vom Hochbrett, sofort heraus, zwei Rumpfbeugen auf dem Trockenen, ein zweiter Kopfsprung, ein kleiner Indianertanz, dann ein Startsprung und zwanzig Meter Endspurt. Das war genug. Heute aber saß er sicher schon seit drei Minuten im Wasser, und noch dazu fast ohne sich zu bewegen. So konnte es nicht weitergehen! Ralf nahm die zwanzig Meter Spurt vorweg, aber sie brachten ihn im ganzen nicht einen Schritt weiter. Die Kriegslage war unverändert. Die Person da oben ließ die Tür auch beim Ausziehen offenstehen und schien ihm bewundernd zuzuschauen.

Ralf schwamm zur zweiten, ferneren Treppe, um von dort ungesehen in irgendeine Zelle zu kommen. Nur aus dem Wasser! Wie er zu seinem Zeug käme, war eine spätere Sorge. Er betrat schon die Unterwasserstufen und sein Oberkörper tauchte auf, da trat die Person, halb ausgezogen, vor ihre Zelle und spähte nach ihm aus. Wollte sie

Weltschmerz

Von Hans Watzlik

Wahrlich, die so sehr bequeme
Sommerwärme flieht jetzt fort.
Auch der manchmal angenehme
Sommergast verläßt den Ort.

Nun verdämmern bunter, gelber
diese schweren Wälder weit,
und es feiert jetzt sich selber
tiefer Spuk der Einsamkeit.

Drum ade! — Doch nur mit flauen
Herbstgefühlen schicke ich mich drein.
Lieber möcht' ich hausen hier allein
und in Träumen mich verblauen,
etwas Sauerampfer kauen
und ein weiser Kuhhirt sein.

Berliner Bilder

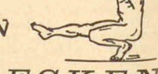
Ein Bilderbuch aus den Jahren der Korruption und der Systemzeit von KARL ARNOLD

Hier sind sie wieder, die dunklen Elemente vergangener Zeiten: Bürger und Spießer, Literaten und Geschäftemacher, Bonzen und Parteigänger, Schieber, Portokassenjünglinge, Dirnen, Zuhälter und volksfremdes Gesindel in der Reichshauptstadt Berlin! Karl Arnold hat sie mit sicherem Stift festgehalten als Dokument für alle Zeiten! Der Band enthält 50 teils farbige Bilder in Großformat. Preis RM. 1.90. Durch alle Buch- und Zeitschriftenhandlungen! Verlag Knorr & Hirth GmbH., München

.... und bitten wir Sie ...

Ernsthafte und heitere Glossen zur deutschen Sprache von Oskar Jancke. Was für arme Sprachsünder sind wir doch alle — ganz gleich ob gelehrt oder ungelehrt, ob Kaufmann oder Literat, ob im Berufe oder daheim! Hier ist einer, der uns mit Geist, Witz und Ironie den Sündenspiegel vorhält auf eine neue und wirksame Art! Ein nützliches und wahrlich notwendiges Buch, das bei aller Belehrung lustig und unterhaltsam zu lesen ist. Kartoniert RM. 2.50, Leinen RM. 3.20. In allen Buchhandlungen. Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., München

RECKEN UND STRECKEN



Das Buch der natürlichen Körperübungen von Christian Silberhorn. Fort mit den Platt- und Spreizfußbeschwerden! Fort mit Muskelrheumatismus, Ischias, Verdauungs- und Kreislaufstörungen und den Beschwerden der Frau! Fort mit Fettleib und Hängebauch, fort mit falscher, schädlicher Atmung, fort mit der schlechten Körperhaltung bei Dir und den Kindern. Richtige Nachbehandlung von Unfällen und Lähmungen. Erhaltung und Wiedergewinnung der normalen Organfunktionen durch natürliche Körperübungen — das ist der Sinn dieses Buches. — Mit 144 Bildern. Geheftet RM. 3.70, in Leinen gebunden RM. 4.70.

Verlag Knorr & Hirth GmbH., München

wahrhaftig anfangen, zu plaudern? Sie reckte den Hals und rief: „Sie halten es aber lange aus!"
Ralf rutschte ins Wasser und schlug mit Armen und Beinen um sich. Teils gab das Gischt (das Wasser war, ach, so klar!), teils blies es die Wut ab, teils sollte es ihn wärmen. Letzteres tat es nicht. Ralf war seit mindestens fünf Minuten im Wasser, die Hände wurden steif, die Füße fühlte er überhaupt nicht mehr, aber am bissigsten schmerzte der nasse Schädel, den sich der Wind vorgenommen hatte.
Ralf war gerade entschlossen — vielmehr: er war endlich weichgeworden. Er faßte die Treppe und zog sich heran. „Jetzt müssen Sie aber raus!", rief es von der Zelle her, „lieber ein paarmal mehr, aber nicht so lange!" — Es klang nett und freundschaftlich. Ralf fand seinen Willen wieder, seinen Willen zum Aushalten. „'mal ordentlich durchkühlen!", rief er gefällig zurück, und dabei fand er seine Lage für den Augenblick beinah erträglich. Aber der Galgenhumor, die grimmig verbissene Gefälligkeit erlahmte gleich wieder in Kälte und Schwäche. Jetzt mußte es gleich passieren! Es geschah dieser Person auch ganz recht! Plötzlich schwappte das Sprungbrett, und es gab das Geräusch eines glatten Kopfsprunges. Ralf erfaßte die Gelegenheit, stolperte die Treppe hinauf, war in drei irrsinnigen Sätzen in seiner Zelle und riß die Tür zu ...
Er hörte draußen die Person prusten und keuchen, dann ein paar nackte Füße auf Holz herumhüpfen, Tropfen auf die Bretter sprengen. — „Herrlich!", rief es dann, „aber wo sind Sie geblieben?" — und als er „komme schon!" antwortete, sagte die Stimme, nett und freundschaftlich: „Sie haben doch wohl nichts dagegen, wenn ich so bade? Es ist so viel erfrischender und schöner!
Ralf trat im Hemd, blau, aber scheinbar gelassen, vor die Tür und brachte eben noch ein leises: „Aber nein, bitte!" zwischen den klappernden Zähnen heraus. Dann erst faßte er es: Da stand die Person, sie hatte genau so wenig an wie eben vorher Ralf! Es war ein herzerfrischender Anblick. Aber Ralf hatte keine rechte Freude daran. (Diesmal noch nicht.)

Lieber Simplicissimus

Ein Hamburger kam zum ersten Male in seinem Leben in eine schwäbische Stadt, die reichlich dreißigtausend Einwohner besitzt. Es war so gegen ½10 Uhr, als er den Bahnhof verließ. Da der Wasserkantige noch keine Lust hatte, zu Bett zu gehen, beschloß er, einen kleinen harmlosen Bummel zu machen. Er fragte also kurzerhand einen Einheimischen, wo man hier abends hingehen könne, um sich ein wenig zu amüsieren. Der Einheimische blickte sinnend über den Platz und die zwei sichtbaren Straßen entlang. Dann meinte er schließlich: „Ha no, heut isch nix meh los — dia isch scho schlofe 'gange!"

*

Unser Luiserl freut sich immer sehr auf den Abendspaziergang im Park, wenn Vater vom Büro kommt. Fröhlich springt das vierjährige Ding ein Stück voraus, wieder zurück und stürmisch an den Eltern hoch zu einem Kuß. Wir beide haben selber Wichtigkeiten miteinander und bedeuten ihr nach einer Weile, vor den Leuten dürfe man doch nicht so wild tun. Luiserl springt davon. Da sehen wir beim Nachkommen das Kind vor einer Bank stehen, die Hände am Rücken verschränkt, und hören gerade noch das helle Stimmlein, wie es dem verdutzt dasitzenden Liebespärchen eine Strafpredigt hält: „Gelt! Jetzt schämt ihr euch, und erst habt ihr so wild getan vor den Leuten!"

*

Vor einiger Zeit schickte ich meinen Jüngsten in meinen Heimatort, wo er bei meiner Mutter einen Teil der Ferien verbringen sollte. Ich war nicht wenig überrascht, als er schon am nächsten Tage zurückkam. Auf meine Frage, warum er denn nicht fortgeblieben sei, sagte er: „Mueder, geschtern Nacht hän mi zweiadreißig Flöh' gschtoche, wenn i no ä Nacht bliebe wär, wäre's vierasechzig gsi."

(Zeichnung O. Nückel)

Karl und Lina hatten sich verlobt. Nun verbrachten sie das erste Mal einen Abend ganz allein miteinander. Ohne allzu großen Überschwang, und in Ermangelung engeren geistigen Kontaktes auch ein bißchen einsilbig. Man hätte das Ganze für „das stille Glück junger Liebender" halten können, wenn Karl nicht ab und zu sichtlich Mühe gehabt hätte, ein leichtes Gähnen zu unterdrücken. Lina entging es keineswegs. Sie legte darum ihr Köpfchen träumerisch an seine gutwattierte Brust und hauchte: „Wie schön wird an unserer silbernen Hochzeit die Erinnerung an diesen Abend sein!"

Vor dem Amtsgericht in R., einer urbayerischen Gegend, fand eine Gerichtsverhandlung statt, und zwar — man staune — wieder einmal wegen der herzhaften Einladung, die Götz von Berlichingen schon ergehen ließ. Der Richter versuchte, dem Kläger und Beleidigten klar zu machen, daß diese Aufforderung doch hierzulande wirklich nicht als Beleidigung angesehen werde. — „Ja mei, Herr Amtsrichter", rückte der Kläger nun heraus, „ich wär' auch gar net im geringsten beleidigt g'wesen, wenn er dös bloß aso g'sagt hätt', wie ma dös halt üblicherweis' bei uns sagt, aber der hat si in seiner Wuat no zu ganz was anderm hinreißen lassen; er hat nämli no dazua g'sagt: ‚und zwar kreuzweis' und überzwerch!' Und dös is bei uns net übli, dös is eine Beleidigung!"

Zwei unter einem Hut

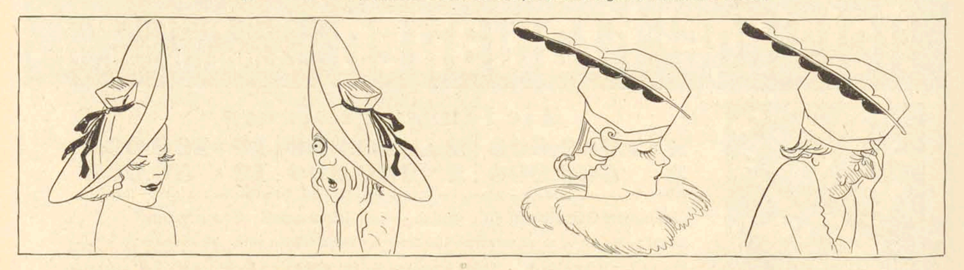
Eine modische Betrachtung von Fr. Bilek



Adele möchte auch einmal so schön aussehen, wie die feinen Damen in den Modezeitschriften.



Darum geht sie in einen pikfeinen Hutsalon und probiert die ganze Kollektion durch.



Doch Adele mußte erfahren, daß Mannequin und Wirklichkeit nicht unter einen Hut zu bringen sind . . .

Der Ausweg

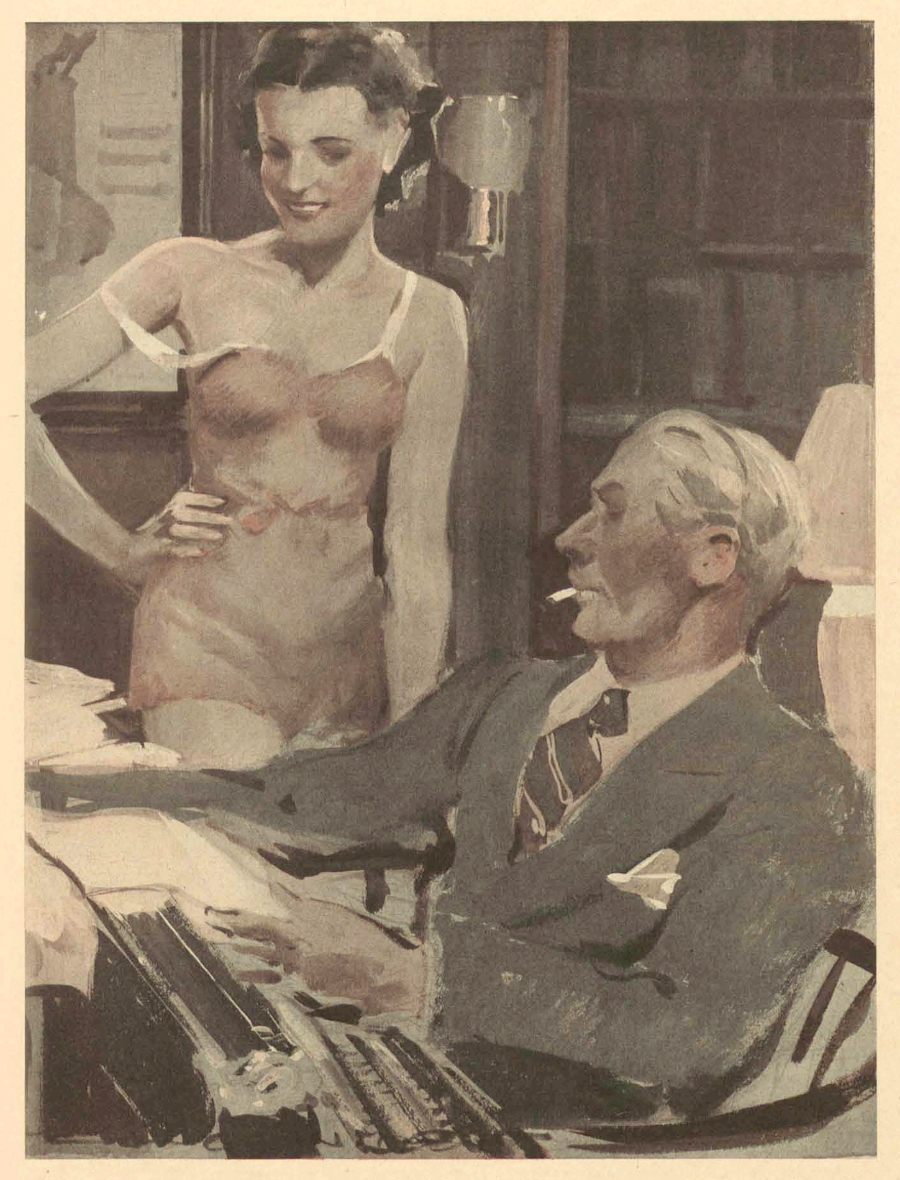
Drei Seeleute von echtem Schrot und Korn, Hein Klütenpott, Jan Schullengrieper und Kuddl Oppsnieder, sitzen in der Hafenstraße in einer Kneipe beim Grog und erzählen sich Erlebnisse. Hein Klütenpott war wiederholt mit seinem Schiff untergegangen, die Haifische hatten ihn schon beim Steert, im letzten Augenblick war er aber dann doch immer wieder gerettet worden. Jan Schullengrieper hatte Zustände an Bord erlebt, gegen die Jack Londons „Meuterei auf der Elsinore" die reine Kindergeschichte ist. „Datt is jo all' gor nix!" sagt schließlich Kuddl Oppsnieder, „mit mien Belevnis kummt Ji nich mit." — „Na, denn vertell mol, Kuddl", ermuntert ihn Jan. — „Jä, Kinners, Lüd, datt weur domols 'n beusen Rinfull. Datt segg ick Ju: 'n tweetes Mol nich inne Hann! Een Orkon smiet uns' Schipp inne Südsee eens opp de Klipp'n un versackt denn mit Mann un Muus. Blots ick swenn an Land, opp'ne Insel to. Dee weur vun luter Kanneboln, richdige Minschenfreeters, bewohnt. Oble Kerle, segg ick Ju; sähn ut wie dee Dübels. Mi kreegt se liekers to footen as een goden Fierdagsbrodn. Un henn mit mi no den Keunig, no den Häuptling. Dee sä to mi: „Entweder warst do brodn un oppfreeten oda do heirotst een' vun unse Fruen!" — „Na, un watt hest doa mokt?" fragte ihn Hein Klütenpott. „Datt weur doch kloar, Minsch! As ick datt ole swatte Wief sehn dee, doa hebb ick mi ann Spieß brodn looten!"

M. Schwartz

Wahres Geschichtchen

An Straßenbahnwagen pflegen bekanntlich zwei Handgriffe angebracht zu sein, die für das Einsteigen sehr praktisch und namentlich älteren Leuten eine willkommene Hilfe sind. Solche begrüßenswerte Einrichtung besaßen vordem auch die Wagen einer süddeutschen Stadt. Da aber seit einiger Zeit dort der linke Handgriff, den man bekanntlich beim Absteigen mit der linken Hand fassen soll, fehlt, fragte ein alter Herr, der ihn beim Einsteigen schwer vermißte, nach dem Grund der seltsamen Neuerung. Dem gab der Schaffner, ein kluger Kopf, klaren Bescheid: „Ja, wisset Se, Herr", sagte er, „die saudumme Weibsbilder nehmet alleweil beim Aussteigen statt dem lenke Griff den rechten en d' Hand; do isch der lenke jo überflüssig, und drom habet mer den an alle Wage wieder abg'schraubt."

Die Frau des Schriftstellers (K. Heiligenstaedt)



„Eigentlich hat sich gegen früher, als ich noch deine Sekretärin war, gar nichts geändert!" — „Na, hör 'mal, ich kann mich nicht erinnern, daß du schon so in mein Arbeitszimmer gekommen bist!"

Spätherbst am Rhein

Gelb die Beere, gelb das Laub,
gelb die Flitterkron' der Spätherbstbraut,
gelb der Wein und gelb die Birn,
gelb am dunstverhangnen Himmel das Gestirn.

Gelb der Strom und gelb der Mädchen Haar,
gelb wohl auch der Nixen schilfbekränzte Schar.
Über gelber, altersmürber Schatzespracht
halten goldgeäugte Fische stumme Wacht.

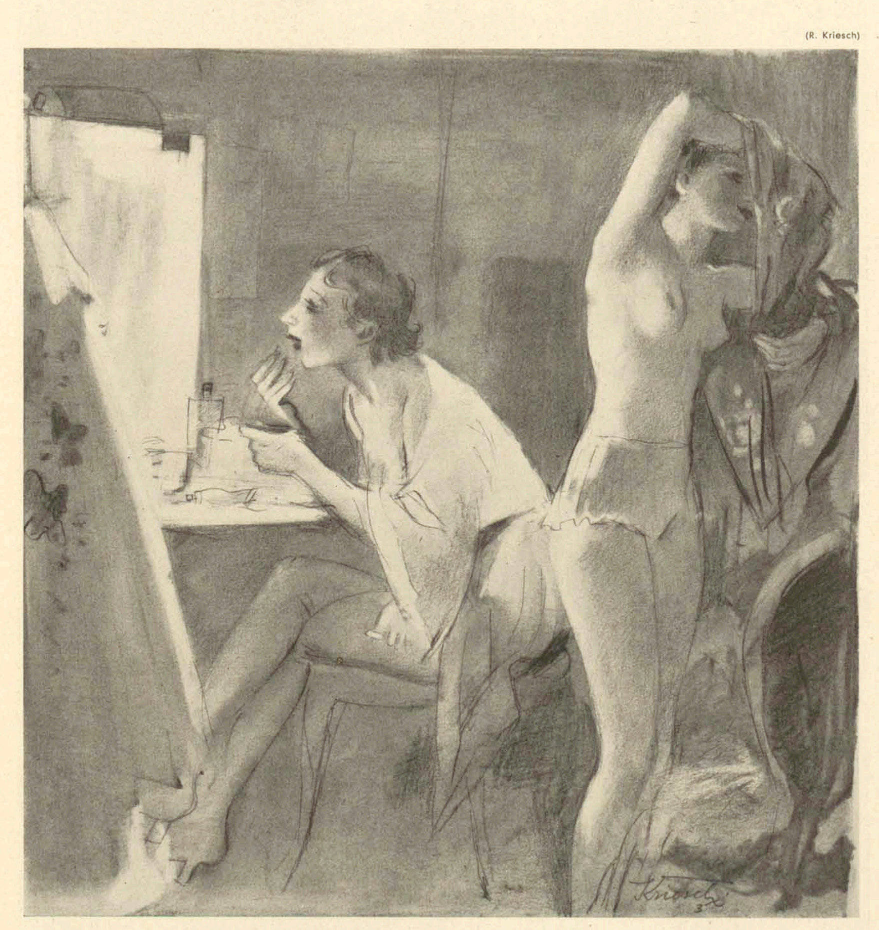
Gelb im schattenschweren Dom der Hochaltar,
gelb das Tuch des Herbstes auf der Totenbahr
des welken Krautes. Dicke, gelbe Feuerzungen
seine Reste träg verzehren, blasen Dampf aus ihren Lungen.

Gelb am Rhein das Kleid des Herbstes und die Frucht
aus seinem Schoße schillernd gelb. Blaue Felsenwucht
ins Tal herniederdrängt. In den goldgewirkten Lauben
heitre Zecher schlürfen honiggelben Wein.

Tauben wolkenblau am goldnen Abendhimmel ziehen,
über Stoppeläckern nach dem letzten Korn sich mühen.
Drunten aber in den schattennächt'gen Kellern
träumt der Wein beim Jubelschuß von Böllern.

Fritz Knöller

(R. Kriesch)



Die gemeinsame Garderobe: „Wer war denn vorhin bei dir?" — „Hier? Niemand! Doch, ja, das Kind von meiner Wirtin!" — „So, dann sag' dem Kind, es soll gefälligst seine Zigarette nicht mit meinem Lippenstift ausdrücken!"

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. II. Vj. 37. 18074. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

(Olaf Gulbransson)

DER KARE

„S'GIBT SCHO' LEUT MIT DRECKATE FÜASS
UND DÖS SAN DIE MEHRERN"

„NACHA GIBT'S NO OA
MIT UNBANDIG DRECKATE FÜASS"

OLAF GULBRANSSON 37

– „NA' KIMMT ERST DER KARE"

Ausflug ans Mittelmeer

(Erich Schilling)



„Ich finde, Yvonne, hier im Süden ist alles doch viel kräftiger entwickelt als bei uns in Paris.“ — „Mag sein, hab' noch niemand kennen gelernt!“

München, 17. Oktober 1937
42. Jahrgang / Nummer 41

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICI IMUS

VERLAG KNORR & HIRTH

WEIN

KA 37

VENUS, DIE SCHAUMWEINGEBORENE



Bekenntnis zum Wein

Von Ratatöskr

Mancherlei hat sich als trinkbar befunden,
und man läßt es sich trefflich munden,
um zu gesunden.
Außerdem bringt es uns nicht aus der Ruh.

Wasser und Milch gehören dazu.
Gerne wollen wir beide verehren.

Aber nun gibt's ja auch sinnliche Sphären,
die eine Rücksichtnahme begehren.
Sollten wir ihnen diese verwehren?
. . . Nein!

Und so erfand denn Herr Noah den Wein,
welcher, wenn er die Zunge netzt,
Auftrieb in Herz und in Lunge hetzt,
Gaumen sowohl wie auch Nase letzt
und den Geist in Ekstase versetzt.

Allerdings — „via Geruch und Geschmack
steckt uns der Teufel in seinen Sack",
heißt es im Rate der Guten und Frommen.

Sei's ihnen weiterhin unbenommen!

Wir aber tun hier feierlich kund:
Wozu hat man denn Nase und Schlund?
Gottes Gnade versah uns mit diesen,
um sie sinngemäß nutzzunießen.

Darum, ceteris paribus:
vinum pro gustu et naribus!

Der erste Rausch

EINE URALTE GESCHICHTE
AUS DER
JÜNGEREN STEINZEIT

Das mag so gegen Ende der letzten Eiszeit gewesen sein, in irgendeinem nach Süden geöffneten Alpental. Es war noch empfindlich kalt, man spürte die Nachwirkung der Vereisung. Nachtfröste waren an der Tagesordnung, und auch tagsüber konnte man die warme Unterkleidung noch nicht ablegen. Bei dem vollkommenen Fehlen einer geordneten Wettervorhersage war es auch noch nicht allgemein bekannt, ob die Eiszeit tatsächlich beendet war. So was sprach sich damals erst im Laufe von Jahrhunderten herum.

Es war also an einem angenehmen Herbsttag. Drüben aus dem Buschwald beim Fluß trat der Jäger Wueldubrodger aus dem Dickicht und stieß ins Büffelhorn. Dieses war das Zeichen, daß seine Frau das Mittagessen anrichtete; denn Wueldubrodger liebte es nicht, wenn er von der Arbeit heimkam, lange aufs Essen zu warten. Seine Frau nahm eilig den Höhlenbärenschinken vom Feuer und richtete ihn artig auf einem großen Blatt der Pestwurz an, die damals das Haushaltporzellan vertreten mußte.

Als der Jäger vor der Hütte anlangte, konnte ihm seine Frau schon zurufen, daß das Essen auf dem Blatte stehe. Ziemlich mürrisch, wie es die Art der Männer ist, wenn sie vom Beruf heimkommen, setzte er sich hin und hieb mit seinem Steinmesser ein ordentliches Stück vom Schinken. Bei der Mahlzeit unterließ er es nicht, seine Kinder zu erziehen und ermahnte seinen älteren Sohn, die Füße aus der Bratensauce zu nehmen; denn das gehöre sich nicht beim Essen. Dem jüngeren verwies er mehrmals, die herumschwirrenden Fliegen mit der flachen Hand auf dem Braten zu erschlagen; denn mit solchen schlechten Manieren würde er es nie im Leben zu etwas bringen.

Inzwischen versuchte seine Frau Neuigkeiten aus ihm herauszubekommen, was bei der Arbeit im Walde passiert sei; aber er erzählte natürlich nichts von seiner Berufsarbeit. So alt ist diese Sitte.

Als er seinen Hunger so ziemlich gestillt hatte, fragte er: „Na, Mimi, was gibt's zum Nachtisch?"

„Heute haben wir Renntiermilch", sagte seine Frau, als sei das etwas ganz Neues.

Wueldubrodger sagte nur: „Zum Kotzen! Zehntausend Jahre gibt's jetzt bei uns täglich Renntiermilch, es wäre gut, wenn dir einmal eine andere Nachspeise einfiele. Ein paar hundert Jahre läßt man sich's ja gefallen."

Frau Mimi war gewohnt, ihrem Mann jeden Wunsch an den kühnen Falkenaugen abzulesen, und so fiel ihr ein, daß sie noch so eine Art Kompott aus zerquetschten Trauben in der Vorratsgrube stehen hatte.

„Magst du's vielleicht, Brodgerl?, es ist zwar schon etwas übergegangen. Ach, es ist schrecklich, seit hier das Klima immer wärmer wird, hält sich überhaupt nichts mehr. Den letzten Mammut habe ich schon nach acht Wochen wegschmeißen müssen. Die Gletscher fehlen einem doch sehr in Küche und Keller."

Um weitere Ausführungen seiner Frau über die Notwendigkeit einer modernen Hütte abzubrechen, sagte Wueldubrodger in der unhöflichen Sprechweise der damaligen Zeiten nur: „Her damit!"

Frau Mimi brachte also das suppige Kompott, und der Jäger begann, aus der Tonschale zu schlürfen.

„Na, wie schmeckt's?" fragte seine Frau.

„Wer's mag", gab er kurz zur Antwort.

Tatsächlich, es schien ihm zu schmecken, obwohl der Saft schon stark in Gärung übergegangen war; denn als er seinen Napf ausgetrunken hatte, rief er: „Fräulein, noch einen Schoppen!" So schnell wirkt der Alkohol auf unverbildete Naturen.

Dann trank er noch einen Napf und noch einen und begann ganz gegen seine Gewohnheit von seinen Jagdabenteuern zu erzählen. Er hatte zwei Mammute und einen Riesenhirsch mit einem einzigen Speerwurf erledigt. „Stell dir vor, Mimi: Hier stehe ich, dort, wo unsere Hütte ist, äst das Viehzeug. Ich also 'ran wie Blücher. Hebe meinen Speer und —" Herrn Wueldubrodgers Speer sauste davon und traf das Tongefäß mit dem wilden Honig, daß die Kinder hell aufjubelten über den scherzhaften Papa und sich auf die herausfließende Süßigkeit stürzten.

Auch der wilde Jäger brach in donnerndes Gelächter aus, sprang herum und tanzte und benahm sich keineswegs so, wie sich ein Familienvater der jüngeren Steinzeit zu benehmen hat. Frau Mimi bekam es mit der Angst. Ihr Mann schien offenbar von bösen Geistern besessen zu sein. Was tun? Ein bißchen zaubern? Nein, hinüberlaufen zum Nachbarn. Bei dem hatte gerade ein etruskischer Händler für einige Zeit eine möblierte Hütte gemietet. Der Mann aus der Mittelmeerkultur wußte vielleicht Bescheid über solche Zustände.

Als der Etrusker kam, war Wueldubrodger eingeschlafen und hatte sich den noch immer erheblichen Rest des Höhlenbärenschinkens als Kopfkissen untergeschoben. Er lächelte angenehm im Traum, wobei er mit der Hand kreisende Bewegungen beschrieb.

Der fremde Kaufmann besah, befühlte und beroch ihn und sagte: „Keine Sorge, gnädige Frau, Herr Wueldubrodger hat nur einen Schwips. Ihr Herr Gemahl ist sternhagelbesoffen."

„Wird er jemals wieder gesunden?" hauchte die Frau des Steinzeitmenschen.

„Aber gewiß, hochverehrte gnädige Frau", beruhigte sie der glatte Welsche, „in ein paar Stunden ist alles vorüber, und passen Sie auf, ich wette, Herr Wueldubrodger wird in diesem Tale den Weinbau heimisch machen und damit der Landwirtschaft große Dienste erweisen. Die alkoholfreie Epoche ist vorüber."

Und tatsächlich, so geschah es! Foitzick

*

„Sollt' nu sein ..."

Von Dirks Paulun

„Und was der Hund gemacht hat!" sagte Elfriede vorwurfsvoll. Sie war schon im Abgehen, aber sie hielt an und wartete auf Antwort.

Else drehte sich auf die andere Seite, sie fühlte viele Stiche im Kopf. Richtig schief gegangen war es gestern wieder. Mußte der Trottel von einem Schwager zu später Stunde leicht angeheitert bei ihr einfallen? Mußte er die Korbflasche mit dem Tokayer entdecken? Mußte er so lange bleiben, bis sie leer war? Und mußte er durchaus seinen altersschwachen Hund mitbringen? Else dachte dies alles sehr unscharf. Elfriede aber sprach es deutlich aus:

„Muß Herr Geyer denn immer seinen Hund mitbringen? — Was der Hund wieder gemacht hat!"

Else war halbwach. Vorübergehend belustigt belehrte sie das Mädchen aus der Heide: „Das war nicht der Hund, Elfriede, das war Herr Geyer!"

Sie besann sich trübe auf den gequetschten Jauchzer, mit dem ihr Schwager Willi sein vorletz-

Nach Jahr und Tag

(Erich Schilling)



„Was soll diese Feierei?“ — „Weißt du nicht mehr, Mimie, heut vor fünf Jahren saßen wir am selben Tisch, tranken die gleiche Marke und . . .“ — „Ach so, Wiederbelebungsversuche!“

tes Weinglas umgeworfen und den halben Teppich überschwemmt hatte. Und war er nicht aufgesprungen und hatte freundlicherweise Asche gestreut und sie mit dem Seidenkissen verrieben? — Else stöhnte, aber Elfriede kam dazwischen:

„Nee!“ verwunderte sie sich. „Das kann doch Herr Geyer nicht gewesen sein! Sollt' nu sein ...“ aber sie unterbrach sich und entschied: „Das war der Hund!“

Else knurrte verärgert: „Nun lassen Sie's gut sein. Es war Herr Geyer!“ — und damit zog sie die Decke über die Ohren und schlief weiter, schlief drei Stunden. Dann kam sie auf, erfrischte sich und betrat das Wohnzimmer. Elfriede werkte wortlos nebenan in der Veranda.

„Na, wie haben Sie es weggekriegt?“ fragte Else munter.

Mürrisch kam es von drüben: „Najaa ... erst mit der Kohlenschaufel ... und dann mit Zeitungspapier ... und dann ...“

„Mit der Kohlenschaufel?“ fragte Else, „was denn: Kohlenschaufel? — Den Weinfleck meine ich!“

„Weinfleck is gut!“ lachte Elfriede bitter. „Es kann doch nicht Herr Geyer gewesen sein, Frau Doktor! Sollt' nu sein, er hat unterm Schreibtisch gesessen ...“

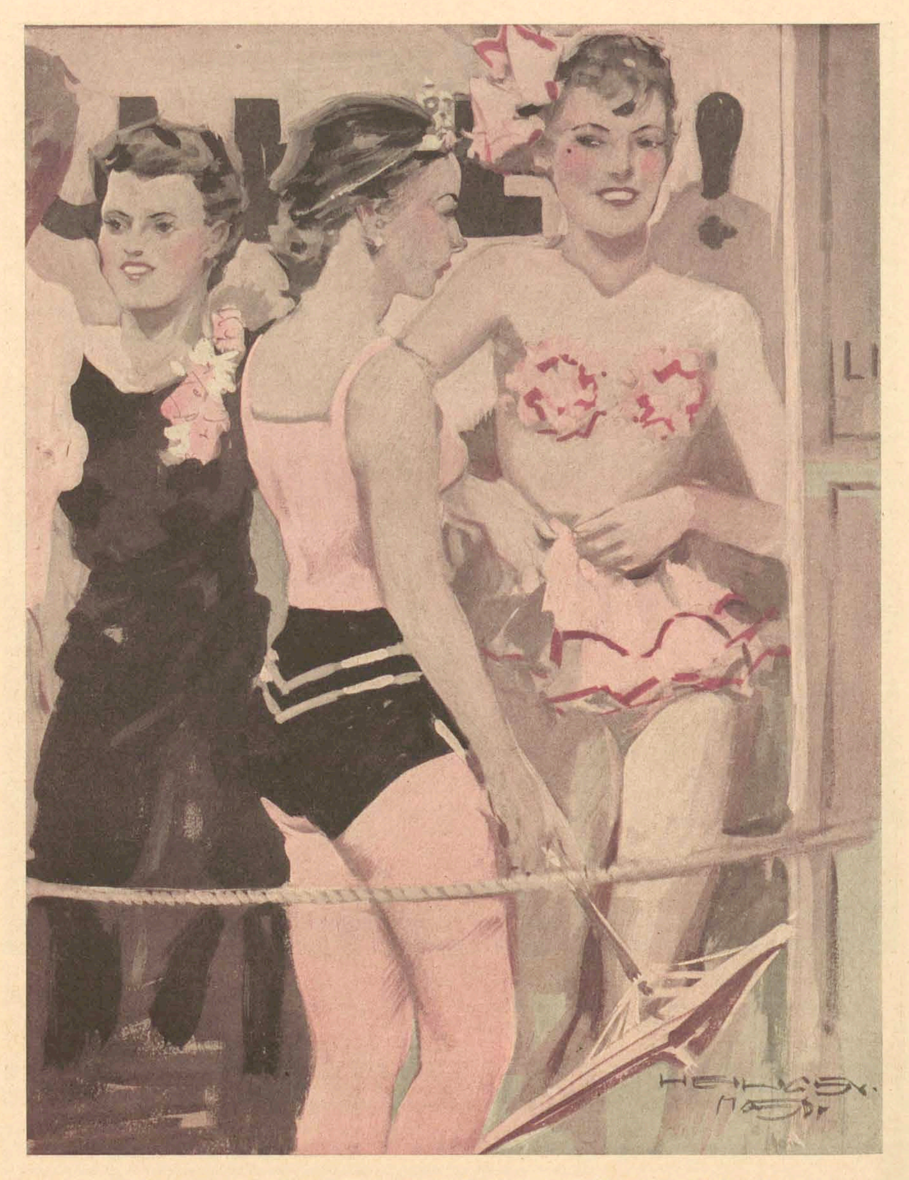
„Unterm Schreibtisch?“ fragte Else, und jetzt ahnte sie auch, worum es ging. „Das kann Herr Geyer nicht gewesen sein!“ rief Else eilig.

„Sollt' nu sein, er hat sich ganz klein gemacht.“ sagte Elfriede versonnen. Else wußte wirklich nicht: war das Heidemädchen so einfältig? Oder wollte sie boshaft sein? — „Es war der Hund, und Schluß damit!“ rief sie und ging hinaus. Aber sie hörte es noch hinter sich knurren:

„Sollt' nu sein, Herr Geyer wollte Spaß machen!“

Nach der Vorstellung

(K. Heiligenstaedt)



„Otto hat geschrieben, er habe mir heute abend was Wichtiges mitzuteilen!“
„Da gratuliere ich! Bei mir hat er immer nur was Wichtiges getrunken!“

Die Garage voller Maulesel

VON KÄTE BIEL

Klaus und Thyra bewohnten ihr neues Haus drei Tage, und es geschah ihnen nur noch unregelmäßig, in der Besenkammer zu landen, wenn sie in das Badezimmer wollten, und so zögerten sie nicht, Wein und Sekt zu kaufen, ein kaltes Buffet zu richten und viel Terpentin bereitzustellen, damit jenen, die nicht unversehrt hatten an frischgestrichenen Dingen vorbeikommen können, gleich geholfen werde.
Sie führten dann die Gäste in ruheloser Munterkeit zwischen Keller und Dachboden hin und her und heimsten Lobworte ein, und alles schien in bester Ordnung. Aber da verriet Thyra zum Schluß ein Stück verweinten Innenlebens: „Und außerdem gibt es bei uns noch etwas, das an männliche Unzulänglichkeit erinnert", sagte sie, „eine Garage ohne Auto!"
Klaus bemühte sich, mit harmloser Fröhlichkeit an seiner Frau vorüberzusehen. „Der Autostall ist eben für unsere Freunde! Nicht wahr, Hella, wenn jetzt dein Mann kommt, um uns sein neues Benzinspielzeug vorzuführen, dann hätte er dafür gar keine Unterstellmöglichkeit, wäre ich ebenfalls Brotgeber eines Autos!"
Hella lächelte dick und weich und mit vielen Grübchen. „Der Wagen ist fabelhaft!" sagte sie in einem kleinen, heftig herauskollernden Gelächter.

Zeit der Weinlese

Die Kartoffelfeuer brennen draußen auf den Herbstfeldern.

Geschreiig wird der Wein in polternden Wägen gefahren.
In der Trotte wird er mit Macht gestampft und gehauen.
Nachher aber behandeln die Winzer ihn gut:
sie lassen ihn toben, sie lassen ihn lärmen,
sie betten ihn um, wenn er braver geworden ist.
Und, hat er die Probe bestanden, füllen sie ihn
fröhlich ein ins lichte, kristallene Glas.

Die Kartoffelfeuer brennen draußen auf den Herbstfeldern.

Ach, wie oft schon ward auch ich geschreiig
auf dem bekränzten, polternden Wagen gefahren —
ach, wie oft schon in die Presse des Zwanges getan!
Blutes genug ward aus meinem Herzen gekeltert,
Blutes genug, und in die absonderlichsten Behältnisse gefüllt.
Getobt hab' ich und gelärmet, unschön getan!
Freund, wider Gottes Wände schäumte ich aus!
Trester und Beisatz sanken zu Grunde.
Nichts blieb zuletzt, als mein beruhigtes Selbst.

Die Kartoffelfeuer brennen draußen auf den Herbstfeldern.

Durch den dämpfigen Rauch schaut mich der Winter an.
Nebel atmet der graue Mann und schleppt Kühle und Kälte.
Seele, es wird Zeit, an eine warme Ecke zu denken,
an einen Winkel, der nicht allzusehr im Zug steht!
Seele, es wird Zeit, sich der Herzen zu versichern,
der wenigen, die geblieben sind aus der rasenden Talfahrt.
Reck' dich! Die Schlüssel nimm von der Balkenwand!
Sind sie rostig? Was macht's? Sie schließen doch auf!
Lange schon wartet in den Truhen und Kasten
das gesammelte Gut!

Die Kartoffelfeuer brennen draußen auf den Herbstfeldern.

Winzer und Winzerinnen singen die Lieder der Fröhlichkeit.
Winzer und Winzerinnen lobsingen den neuen Wein.
Die Alten indes, die Erfahr'nen, sitzen am Buchsbaumtisch,
lobschweigen den Alten, das lautere Gold!
Wer steht auf und schaut sich um nach dem Nochnichtgetrunkenen?
Wer steht auf und sagt: „Wirtin, den Bessern!"?
Wer hat den Mut, in den tiefen Felskeller zu gehn?
Herz, wer findet dich?
Herz, wer füllt dich ein ins lichte, kristallene Glas?

Oskar Wöhrle

„Ihr werdet staunen. Den Motor hört man kaum, und der Benzinverbrauch ist eigentlich gleich Null."
Aus Mitleid mit Thyras gequältem Gesichtsausdruck schaltete sich Otto ein. „Was macht ihr mit dem großen Garten?" fragte er ablenkend.
Klaus prüfte die Temperatur des Burgunders und knurrte zufrieden. „In dem züchten wir das Silberfuchscape für Thyra heran!" erklärte er dann beiläufig. „Übrigens, wer diesen Wein nicht mit Genuß zu sich nimmt — und das gilt besonders für sämtliche Damen — darf sich unten in der Waschküche am Terpentin schadlos halten."
„Andere Leute bauen ihren Kohl — und Klaus baut Pelzumhänge selbst..." murmelte Thyra feindselig.
Ihr Mann setzte ein Lächeln eiserner Entschlossenheit auf. „Selbstverständlich! —Bevor ich so ein Ding kaufe?! — Also, ich besorge einen Leitfaden, und dann fangen wir an. Tierliebe besitzen wir ja ohnehin. Mit unseren beiden Entenbraten leben wir seit zwei Jahren in einem herzlichen Vertrauensverhältnis. Wir lieben sie, und sie lieben uns. Niemals würden wir einander aufessen..."
Thyra nickte. „Schrecklich für einen fühlenden Menschen, selbstgezogenen Entenbraten zu genießen!"
Otto prüfte die vorhandenen Weinsorten und sah sehr zufrieden aus. „Aber dann hat es ja keinen Sinn, Thyra, daß ihr euch eine Pelzfarm zulegt!" Thyra wunderte sich ehrlich. „Bei Füchsen ist das etwas ganz anderes." Klaus brach in ein künstliches Gelächter aus. „Wäre Entenpelz kostbar und modern, könnte unser Hausgeflügel vermutlich soviel Seele vorzeigen, wie es wollte — es müßte doch dranglauben!"
Die Gäste fühlten bedrückt, daß eben eine ewige Wahrheit ausgesprochen worden war. Die Stimmung senkte sich etwas. Sie waren gekommen, das Haus zu loben und Wein zu trinken, und nicht, um Wahrheiten zu hören. Nur Otto, der Gute, Vermittelnde, fand einen Ausweg. „Gründe die Pelztierfarm, Thyra, und kauf' dir einen Umhang aus gepreßtem Samt. Setz' deinen Mann ins Unrecht!"
„Darin sitzt er schon!" sagte Thyra mit verächtlichem Lächeln, und sonderbar — die Miene hohnvollen Triumphs, die über Klaus lag, verflüchtigte sich jäh. „Ich wollte gar nicht in die Vorratskammer — ich wollte ganz woanders hin. Aber ich kenne mich hier noch nicht so aus. Und da fand ich den Fischsalat..." murmelte er verlegen.
„Ein Mann, der nachts in wüster Begehrlichkeit etwas aufißt, das für liebe Gäste bestimmt war!" sagte Thyra hetzerisch, und die Anwesenden blickten böse auf Klaus; denn Thyras Fischsalate waren wohlbeleumdet. Aber der gute Wein stimmte sie milde, und sie bedachten, daß es in ihrer aller Leben gleichgelagerte Fälle gab, in denen sie wenigstens symbolisch lieben Gästen den Fischsalat weggegessen hatten — deshalb sagten sie nichts Rügendes, sondern lobten das warme Herbstwetter und den gekühlten Rheinwein; und weil sie dann über Kunst sprachen, durfte sie auch die schönen Brüste des neuen Marmormädchens loben, das in einer Ecke stand, und außerdem gelang es Hella, geschickt einiges Fachmännische über Automotoren mit in die Unterhaltung zu flechten, und so hatten die Gesprächsthemen sich bereits angenehm auf die verschiedenen Gruppen verteilt, als ein jähes Schweigen entstand und alle der großen bitteren Klage lauschten, die plötzlich dominierend im Raume schwebte und deren Urheber der Hausherr war.
Und dann stellte sich heraus, daß Klaus gestern einen blauen Velourhut gehißt hatte, um ungefährdet zwischen Scylla (= Auto) und Charybdis (= Silberfuchscape) hindurchzusegeln. Aber das war ihm kläglich mißglückt. „Mir wirft Klaus Verschwendungssucht vor", sagte Thyra bitter, „und er kauft etwas völlig Sinnloses! Den Hut kann ich nie tragen. Meine sämtlichen Sachen sind braun oder grün."
Erschreckt durch das sonderbare eheliche Gebahren der Gastgeber setzten die Anwesenden den Hut der Reihe nach auf, ohne geschlechtsbedingte Unterscheidungen zu machen. Vom Wein erwärmt, stellten sie nachdenklich fest, daß besonders Otto reizend aussah, und sie bedauerten sehr, daß breitaufgeschlagene blaue Velourhüte mit hochstrebenden Taftschleifen in der konservativen Männermode, zumal für Leute, die als Regierungsrat in das allgemeine Leben verwebt sind, nicht vorgesehen waren. Vor dem Spiegel trank Otto sich zu. „Ich bin ein Mann, und doch sehe ich mit einem Damenhut männlicher aus als vorher!" sagte er unbestechlich, und weil er nun so dämonisch, hochmütig und rätselhaft wirkte, bekamen die Gäste Angst und verwandelten ihn wieder in ihren lieben Freund Otto zurück, indem sie den Hut auf den Tisch legten, wo dieser nun farblich beglückend zu den bunten Herbstblumen und den köstlich gefüllten schimmernden Gläsern stimmte. Deshalb drängte sich allen die Erkenntnis auf, daß nur ein unberechtigtes Vorurteil Dinge aus Kristall oder Silber auf der Tafel sehen will; auch ein schöner Hut schmückt den Tisch, besonders, wenn man ihn umkehrt und Blumen hineinlegt.
Klaus aber hatte sich inzwischen nicht beruhigt. Es gärte in ihm immer, und er streichelte hastig den Hund. „Eine liebende Frau hätte mit dem oft zitierten feinen weiblichen Sinn keinen höheren Wunsch gehabt, als ihrem Mann zu zeigen, daß sein Geschenk doch nicht so ganz unbenutzbar ist!" Und dann brach es in leidenschaftlicher und erschreckender Steigerung aus ihm heraus: „Hast du nicht hellblaue Schlafanzüge, Thyra? — Hättest du nicht, mir zur Freude, den Hut hin und wieder im Bett tragen können?"

Thyra fühlte, daß die Situation kein Erfolg für sie war. Sie entwand Klaus den Hund, nahm diesen am Halsband und sprach vor der Tür einige befehlende Worte, die den Setter unnachsichtlich auf sein Lager bannten, und die Gäste, vom Wein wissend geworden, erkannten, daß dies eine Ersatzhandlung gewesen und Thyra viel lieber ihren Mann bei der Krawatte genommen, und ihn, wenn auch vielleicht nicht auf sein Lager, so doch in eine finstere Kammer gescheucht hätte, wo er ungestört über Autos, Silberfüchse und blaue Hüte nachdenken konnte.
Otto füllte liebevoll alle Gläser. „Den Damen fehlt der Nachthut!" sagte er sinnend aus seinen Gedanken heraus. „Wir brauchen ja nur einen Modebericht zu lesen, meine Freunde, da finden wir es: zu kleineren Veranstaltungen trägt die Dame immer den Hut! — In der Hotelhalle, zu Tanztees, zu Konzerten — warum nicht auch zu kleineren Veranstaltungen im...?"
Ohne Zartgefühl zollte Klaus Ottos wüsten Träumereien Beifall, und Thyra setzte sich zu Egon, den Klaus am wenigsten leiden konnte und baute einen ungeheuren Wall von Lachen um sich auf, den zu übersteigen Klaus nicht den Wunsch hatte.
Otto ging tröstend zu ihm und sprach über die Inferiorität der Frauen, die sich nicht nur allgemein, sondern besonders peinlich in ihrer Unfähigkeit äußere, still und genießerisch ein Glas Wein zu trinken.
In diesem Augenblick schrie eines der armen, kleinen, inferioren Geschöpfe ohne Weinverstand erschüttert auf. Und das war Hella.
Eine heftige Pause entstand, in der man deutlich das Geräusch von etwas Großem, zauberhaftstill Heranrollendem hörte.
Otto eilte an das Fenster, und als er sich den Gästen wieder zuwandte, strahlte er freudig. „Ein Hoch auf deinen Mann, Hella! — Im allgemeinen denken wir alle viel zu wenig an Maulesel, höchstens zwei- bis dreimal am Tage, obgleich man sich auch Menschen vorstellen kann, die ohne wesentliche seelische Verarmung damit auskommen, alle vier Jahre einmal eine Stunde lang an dieses Wort im Wörterbuch zu denken! Also, ein Hoch auf Alfred! Er kommt mit Mauleseln..."
Die Gäste erhoben sich eilig und stürzten hinaus, und umringten Hellas neues Auto, Alfred und die beiden Maulesel zu triumphalem Empfang.
„Zu Ehren der drei Neuankömmlinge gehen wir jetzt zu Sekt über!" sagte Klaus entschlossen. „Hella, darf ich dir warm die Hand schütteln: keine Silbe zu viel hast du versprochen. Es war ein prächtiger Anblick! Und wir haben gestaunt, wie unhörbar der Motor arbeitet!"
Und Otto holte sein Notizbuch hervor und wollte Näheres wissen über den Benzinverbrauch, a) unter Verwendung von Mauleseln, b) ohne Verwendung von Mauleseln, und außerdem wünschte er zu erfahren, ob in motorsportlichen Fachkreisen die Benutzung von Mauleseln noch als fair und zulässig gelte.
Aber Alfred hörte nicht zu und antwortete auf keine Frage, er blickte mit einem ungeheuer schlechten Gewissen auf Hella. „Kleiner Defekt, Liebling, kein Ersatzteillager in der Nähe, wollte Wagen nicht auf offener Strecke stehen lassen, Fahrt mit Mauleseln war gar nicht so schlimm, Tiere bleiben hier, werden morgen früh abgeholt —", bis Otto ihn kopfschüttelnd entführte und irgendwo unterbrachte bei vielem und gutem Wein, in dem Alfreds trübe Gedanken allmählich ertranken.
Die Maulesel blickten still und sanft und schnauften leicht. „Sie können doch nicht im Freien bleiben!" sagte Thyra mitleidig, „sie sollen in die Garage. Haben wir Stroh oder Sägespäne?"
„Mal nachsehen!" murmelte Klaus. „Immerhin wäre es einfacher, du packtest sie beide oben in unsere Betten. Wir brauchen ja doch kein gemeinsames Schlafzimmer mehr!"
Die Damen geleiteten die Maulesel mit vielen aufgeregten Reden in den Autostall und reichten ihnen anmutig Blumenschalen voller Trinkwasser, da Maulesel vermutlich temperenzlerischen Tendenzen huldigten, und versahen sie mit Zucker und Brötchen. Otto, mit einem Weinglas in der Hand, betrachtete gerührt das freundliche Bild. „Jetzt flirten sie mit den Eseln, und das ist für manche von ihnen vielleicht gar kein so großer Übergeng! — Übrigens, Klaus: wir werden doch die drei neuangekommenen Festteilnehmer nicht ungleich behandeln! Wollen wir die Maulesel ins Wohnzimmer bitten? — Nein? — Auch gut. Dann kommen wir zu ihnen!" Und Otto, fleißiger Arbeiter seit je, machte sich sofort daran, sämtliche Sessel, Stühle, Tischchen, Stehlampen, Flaschen und Gläser in die Garage hinüberzutragen, und dort sah es plötzlich mindestens so wohnlich wie in einem Heerlager aus.
Klaus kehrte mit dem Sektkühler, einigen Flaschen und dem Sägemehl zurück, das vorläufig noch in einem braunen Teddybären aufgehoben war, den er an einer Glücksbude gewonnen hatte, vor Zeiten, als seine Ehe mit Thyra noch nicht gescheitert war. Er trennte eine Naht auf und blickte melancholisch auf das immer formloser werdende Opfertier, aus dem es herauskam, damit den Mauleseln der Zementboden erträglicher werde.
„Das ist viel zu wenig!" sagte Thyra wütend, „die armen Tiere!" Und sie brachte ihnen den Badezimmerteppich, den die Grautiere etwas befangen betraten.
„Jetzt sollen sie schlafen!" sagte Otto und stellte das Licht so, daß es die Maulesel nicht stören konnte.
Und dann ging das Fest sektversehen weiter, und in der Garage roch es nach herbstlichem Garten, Wein, Tieratem, Parfüm und Zigarettenrauch; die Maulesel warfen im Halbdunkel riesige Schatten über die Wand, und diejenigen Gäste, die für das Schöne aufgeschlossen waren, an der Spitze Otto, saßen in einer feierlichen schöpferischen Stimmung mit gefüllten Sektgläsern um den Badeteppich herum und sprachen viel Gutes und Feines, weil das Schlichte, Naturhafte ja die menschliche Seele erhebt, und sie waren dem Schicksal dankbar, daß es sie zur Festdekoration mit den lieblichen Eseln beschenkt hatte.

Während im Hintergrund von unterschiedlichen Paaren schon wieder in banaler und herkömmlicher Weise geflirtet und sogar getanzt wurde, stiegen aus Thyras Sektglas die Umrisse vieler kleiner Maulesel. „Wieviel Junge wirft eigentlich eine Mauleselin im Jahr?"

Klaus seufzte tief. Er hielt den schlaffen Wollplüschkadaver — Symbol seiner Ehe — in den Händen und sprach dann und wann einige Worte zu ihm.

Ottos Zunge war vom Wein schon leicht verwildert: „Höchstens eins! Aber auch das ist für echte Maulesel schon zu viel!"

„Wenn die Fütterungsbedingungen gut sind, kann man bei Hühnern die Eierproduktion beträchtlich erhöhen! — Wenn wir die Maulesel recht gut ernähren, tun sie uns sicher den Gefallen! Die netten Tiere sind ja noch längst nicht genügend verbreitet! Wir gründen eine Mauleselfarm, und von den Überschüssen kauft Klaus mir das Silberfuchscape!" sagte Thyra und stürzte das perlende Getränk in einer fast bühnenreifen Geste hinunter.

„Das ist eine Milchfrauen- beziehungsweise eine Sektfrauenrechnung!" erklärte Otto bedächtig. „Maulesel pflanzen sich nie in eine neue Generation hinein fort!"

Thyra sah ihn lange und böse an, dann brach sie in ein bitterliches Schluchzen aus, entriß Klaus nebenbei den formlosen Teddybären und lief hinaus.

„Entweder ist ihr ein Achselband gerissen oder sie wünscht, von dir umarmt zu werden!" sagte Otto.

Klaus zuckte mit den Schultern. „Vielleicht will sie nur ins Badezimmer!" sagte er, und so tranken sie weiterhin Sekt.

Otto hatte lange nachgedacht. „Dagegen spricht, daß sie den Plüschkadaver mitgenommen hat."

„Wahrscheinlich wieder nur eine weibliche Gefühlsreaktion ohne jeden Sinn —", sagte Klaus mutlos.

„Möglich! — Unter uns, daß du den Fischsalat gegessen hast, war eine Gemeinheit!" „Ich weiß. — Also du meinst, ich soll ihr den Wagen kaufen?" murmelte Klaus schwermütig, und als Otto schweigend blieb, „was kann ich denn sonst tun?"

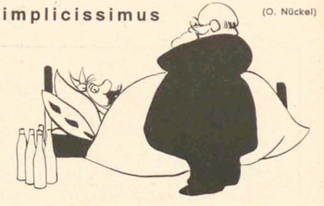
Otto blickte müde auf die Maulesel. „Immerhin mehr als sie ...", und so sehr seine weinverwirrten Worte auch des geringsten Sinns entbehrten, Klaus wickelte den linken Fuß aus der Zuleitungsschnur für die Stehlampe, erhob sich, sah die sanften grauen Tiere und die im Hintergrund gruppierten Gäste abschiednehmend an, schüttelte Otto die Hand und ging hinaus.

*

Hella war es beschieden, gegen drei Uhr morgens Klaus und Thyra zärtlich umschlungen wiederzufinden, und sie sagte, sie wüßte wirklich nicht, ob es noch innerhalb der Grenzen gutbürgerlicher Moral läge, wenn ein seit zwei Jahren verheiratetes Ehepaar, dessen Kind schon laufen könne, sich zum Küssen in fremder Leute Auto zurückzöge — aber so etwas käme eben beim Sekttrinken heraus ...

Lieber Simplicissimus

(O. Nückel)



Ein ziemlich beleibter Handwerksmeister aus meiner Bekanntschaft ist an Grippe erkrankt. Der Arzt wird gerufen; er spricht den Mann sofort ins Bett, trifft seine sonstigen Anordnungen und verbietet ihm das „Vierteletrinken" — eine Mahnung, die in unserem Weinort bei fast jedem Patienten notwendig ist. Ein Abschiedsviertele wird ihm noch genehmigt, und gegen Abend will der Arzt wiederkommen. Die Frau Meisterin stellt also, ehe sie in den Ort geht, um Einkäufe zu machen, ihrem Mann das Viertele sorglich auf das Nachtkästchen. Kaum ist sie fort, bekommt er es mit der Angst zu tun, wie die verschriebene Nüchternheit zu ertragen wäre, und um sicher zu gehen, nimmt er seine Wärmflasche, die er im Bett hat, entleert sie ihres nassen Inhalts und geht in den Keller mit ihr und füllt sie voll Wein. Jetzt ist's ihm schon bedeutend wohler im Bett, er spricht auch hin und wieder kräftig dem Inhalt der Wärmflasche zu, und als der Arzt gegen Abend wieder nach ihm sieht, fallen ihm sofort die glitzerigen Äugle seines Patienten auf. Er kennt seine Pappenheimer und sagt nach kurzer Beobachtung: „Gustav, stand emol uff, i glaub' du hosch g'soffa!" Worauf der Patient erwiderte: „Dokter, steig' mer de Buckel nuff, i het net 'glaubt, daß en e Bettfläsch' so viel neigoht!"

Ein anderer unserer Meister fällt vom Baugerüst, zum Glück aber auf einen Sandhaufen, so daß der Sturz keine allzu schlimmen Folgen hat. Er bleibt bewußtlos liegen, und seine Gesellen bemühen sich um ihn, spritzen ihm Wasser ins Gesicht und geben ihm, als er zu sich kommt, etwas Wasser zu trinken. Sofort sagt er erbost: „Wie hoch mueß mer denn bei uich no rahagle, bis mer en Wei z'saufe kriegt?"

Das sechzehnjährige Fräulein Hilde muß ihren kleinen Bruder spazieren führen. Unterwegs gesellt sich zu ihr ein junger Verehrer, ihre stille Liebe. Man geht einige Meter weit, als plötzlich Bubi mit angenehmster Offenheit verkündet, einen Wunsch zu haben. Hilde möchte vergehen. Doch der Jüngling hat stillschweigendes Verständnis; er nimmt Bubi von Hildes Hand weg und geht mit ihm seitwärts. Nach einigen Minuten kehren beide zurück und der befreite kleine Junge ruft strahlend: „Hilde, denk' mal, der Onkel mußte auch!"

Der Weinkenner

(Olaf Gulbransson)

„Sieh da, hat doch meine Frau noch 'ne Flasche Einundzwanziger versteckt!"

„— — — — — — — — — — — — — — — — —"

OLAF GULBRANSSON 37

„Das ist ein edler Tropfen, der kann einen Toten lebendig machen!"

„Aber Franz, das ist doch mein Haarwasser, das ich mir gestern erst angesetzt habe!"

In der Laube

(Wilhelm Schulz)



Ein Schatten setzt sich zwischen unsre Bänke —
Der Zecher Herbst ist's. Freunde, werdet wach!
Wer ist der Held, der ihn zu Boden tränke?
Ach, gegen einen solchen sind wir schwach;

Denn morgen wird er Herr sein in der Schenke,
Die Laube lichtet er, das Luftgemach —
Mit seinem Mantel stürzt er Tisch und Bänke
Und reißt uns, wenn er will, wie Blätter nach!

Georg Schwarz

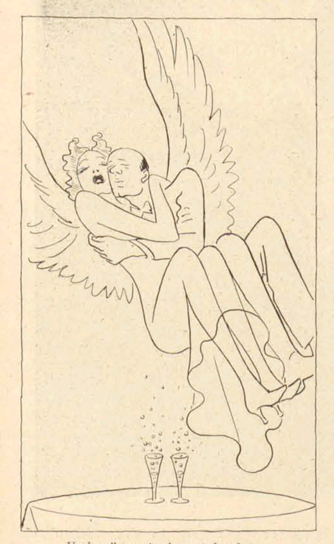
(Fr. Bilek)



Beim ersten Glas schäumt nur der Sekt,
Doch ist die Sympathie geweckt!



Beim zweiten rückt man schon zusammen,
Aus Herz und Augen sprühen Flammen!



Und sei's erstunken und erlogen,
Beim dritten sind sie fortgeflogen!

Intermezzo im Thüringer Wald

Von

Karl Martin Schiller

Karl hatte seinen Wagen an die rechte Seite der nächtlichen Straße gefahren, dicht hinter den letzten der langen Reihe, die da schon stand. Nebenan öffnete sich in den Hochwald hinein ein halbdunkler Plan, auf dem mit klobigen Stämmen und machtvollen noch lichtundurchlässigen Kronen drei riesige Laubbäume aufgebaut waren, zwischen denen, im nächtlichen Schatten kaum unterscheidbar, eine Anzahl von Tischen und Bänken im Waldboden staken, und dahinter tauchten im Umriß eines niedrigen Hauses erleuchtete Fenster auf. Auf der anderen Seite der Straße aber ging eine weite Lichtung den Berghang hinab, über der das Gebirge aufwuchs mit vielen bewaldeten Bergrücken, die wie große zottige Tiere im Mondenschein lagen. Ganz im Hintergrunde ragte eine breite Erhebung, taghell beleuchtet mit ihren Wäldern und der mächtigen Rodung daran, auf der quer wie ein Hieb ein entblößter Waldweg saß. Karl ging zu der Ansammlung von Menschen hinüber, die am Rande der Lichtung standen und zu den Bergen hinübersahen, indem sie leis miteinander sprachen wie Leute, die etwas Geheimnisvolles im Schilde führten.

Plötzlich begann dort drüben, in weitester Ferne, aus einem der grausilbernen Täler heraus oder von irgendeiner Berghalde her, ein tiefes brünstiges Röhren. Es hörte sich heiser wie das Gebell eines Kettenhundes an, der mitten in der Nacht zu heulen beginnt, aber es war doch etwas ganz anderes als nur ein Tierkehlenlaut: es schien, als ob ein ganz großes Geschöpf von Grund aus in wütender Sehnsucht erdröhnte. Nachdem der Ton eine Zeitlang gleichmäßig fortgeklungen hatte, verlor er sich plötzlich irgendwo im Gebirg, und es wurde wieder so still, daß man das Rieseln des Lichtes hören zu können glaubte, bis, aber nunmehr ganz nah, ein anderer Hirsch zu brüllen begann, weit vorn, so schien es, am Rande der großen Waldblöße gegenüber. Er fuhr mit einem stumpfen, steilansteigenden Aufschrei los, der wie das Signal einer rauhen, bösen Trompete klang, doch bald ging der Schrei in ein langes bebendes Grollen über, das, wild und doch ohnmächtig klagend, herrisch und doch unterwürfig, prächtig und doch voller Not, das ganze Gebirge im Umkreis zum Zittern brachte. Die Wälder wagten sich nicht zu rühren, und die Menschen, die dastanden, hielten den Atem an und schienen zu warten, ob nicht das Tier im nächsten Augenblick auf die Waldblöße träte, mit vorwärts gedehntem Hals, mit hocherhobenem Geweih, rauchend vor heißer Begierde, hell in den Mondschein hinein. Aber es ging nur in den Wäldern selbst weiter. Eine Stimme rief dort nun unaufhörlich die andere, bald näher, bald ferner, man konnte, wenn man achtgab, verfolgen, wie die Tiere durch das Gebirge brausten, jetzt hierhin, dann dorthin, hinauf und hinunter, nun stehenblieben, dann weiterschritten und gleich aus dem Schreiten wieder ins Rasen kamen, zwischen die Stämme hindurch, in das Knieholz hinaus, von neuem in den Hochwald hinein, und immer, wenn die Begierde sie überfiel, in dieses heisere Röhren ausbrechend, das unaufhörlich aus dem Gebirge erscholl. Als eine lange Pause eintrat, begann Karl, den Abhang hinunterzuklettern. Er faßte Platz zwischen den riesigen Wurzelwülsten einer einzelnen Fichte und lehnte sich seitwärts an ihren ruhig ragenden, mächtigen Stamm. Er hatte von da aus nach links hin den Abhang im Auge, den er eben heruntergekommen war, und auf dem jetzt, weit oben, nahe der Straße, einzelne Leute, die sich auf Baumstümpfe gestellt hatten, wie Standbilder in die helle Nacht emporwuchsen. Zur Rechten aber hatte er den schwarzen Graben der Schlucht, hinter dem sich wieder das ganze Gebirge in den Glanz des Luftraums hinaufbaute, dieses herrliche schweigsame Gebirge, das nun in fast unwahrscheinlichem Maße näher herangerückt schien.

Als Karl wenige Minuten hier verweilt hatte, begannen die Hirsche in den Wäldern von neuem zu rumoren. Er erschrak fast, so dicht vor ihm schien das zu geschehen, er merkte, wie viel näher er dem wilden Leben, das weithin die Wälder erfüllte, nun war. Die Luft schien bis hierher bewegt von den tönenden Säulen von Dampf, die aus den Tierhälsen stießen, und von dem Zittern der Bäume, unter denen die Tiere standen, und manchmal, wenn mit jähem, krampfhaftem Brüllen ein besonders wütender Schrei mit furchtbarer Plötzlichkeit abbrach und keiner der anderen Hirsche seinem Zorne zu antworten wagte, kam es Karl vor, als ob die Berge ringsum bebten. Aber dennoch war Karl hier, wo er stand, diesseits der Schlucht, auf eine bedeutsame Weise von den Vorgängen getrennt, die sich in den Wäldern vollzogen. Sein eigenes Leben war ruhig, geordnet und nicht zu erschüttern; und wenn er hier stand, in seiner bequemen Sicherheit, war es ihm so, als ob das ganze heiße, brünstige Leben der Kreatur, überblickbar von diesem Baum aus, symbolhaft zu einem guten Schauspiel zusammengefaßt wäre, dessen Anblick er sich gönnte, und von dem er sich auch ehrlich ergriffen fand, wie er es schließlich nicht anders erwartet hatte.

Es mochte inzwischen eine weitere Stunde vergangen sein, als die Rufe in den Wäldern leiser und seltener wurden und endlich ganz aufhörten. Die Hirsche schienen für heute genug zu haben. Karl fand sich ohnedies reichlich befriedigt, und außerdem spürte er, daß das Gras zwischen den Wurzeln feucht und die Luft kühl geworden war. So stieg er wieder den Abhang empor. Er fand die Straße fast leer. Aus der Wirtsstube, wo ein Fenster geöffnet war, klang der Ton vieler Stimmen und das Klappern von Gläsern, die auf die Tische gestellt wurden.

Karl hatte jedoch keine Lust, zu verweilen und ging auf den Wagen zu, um heimwärts zu fahren. Als er die Tür aufschloß, sah er zwei Männer mit einer Frau auf das Wirtshaus zugehen. In der Helligkeit des Hausflurs zeigte sich deutlich ihre junge Gestalt. Ein blaues Kostüm wurde sichtbar, unter einer roten, schiefsitzenden Mütze quoll in breiter, vom seitwärtigen Lichte durchleuchteter Welle hellblondes Haar, weich und kraftvoll zugleich wiegte sie sich in den schön geschwungenen Hüften, ihre Arme spielten, dicht an den Körper geneigt, mit waagrecht rudernden Händen wie Flügel von jungen Laufvögeln.

Wie schade, dachte Karl, ich hätte noch einmal versuchen sollen, Lisa zu erreichen. Vielleicht wäre sie doch noch mitgekommen. Wie nett wäre es, jetzt eine Weile mit ihr im Gasthaus zu sitzen und dann durch die schöne, mondhelle Nacht nach Hause zu fahren! Aber indem er das dachte, hatte er sich schon an das Steuer gesetzt.

Nach ein paar Metern Fahrt die Straße hinab gab er den Gashebel frei, um den Wagen gleiten zu lassen. Aber in demselben Augenblick bemächtigte sich seiner eine seltsame Empfindung. Es war ihm, als wolle der Wagen zurücklaufen, so widerstand er der Straße, und sein Widerstreben teilte sich auch dem Manne am Steuer mit: auch er wurde von einer geheimnisvollen Gewalt rückwärts gezogen, gegen die er nicht ankommen konnte, er fühlte sich ungeheuer gehemmt, ohne daß er sich irgend zu wehren vermochte und die Unruhe, die ihn erfüllte, wuchs mit jeder Umdrehung, welche die widerwilligen Räder auf ihrem unwillkommenen Wege machten.

Plötzlich sprang ein heißer Gedanke aus diesem dumpfen Zustande heraus. Immer rücksichtsloser bohrte er sich in sein Inneres hinein, der Kopf begann, ihn zu schmerzen, er hätte vor Qual laut aufschreien mögen. Das blaue Kostüm — die rote Mütze — das helle Haar — die schön geschwungenen Hüften — der wiegende Gang — die rudernde Bewegung der Arme, die es an allen Frauen der Welt nur ein einziges Mal gab… und immer so weiter und immer so weiter im Kreise, stets wieder von vorne beginnend, in der

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. III. Vj. 37. 17108. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Am nächsten Morgen

(R. Kriesch)



„Geraucht hab' ich nicht, getrunken hab' ich nichts, und auch sonst waren wir brav! Woher hab' ich nur die Kopfschmerzen?" — „Vielleicht daher!"

ewigen, unentrinnbaren, verrückten Reihenfolge, an der er entlanggestoßen wurde. „Bin ich ein Narr?" fragte er sich zwischendurch immer aufs neue, wenn er seinen unheiligen Rosenkranz wieder einmal heruntergebetet hatte — „wie kann ein Mensch, und dazu noch ein erwachsener, vernünftiger Mensch, so blödsinnig sein!" Aber so sehr er sich Mühe gab, sich selbst zur Vernunft zu bringen, es gelang nicht, er kam nicht davon los, sein ganzes Inneres war in loderndem Aufruhr, und er wäre wahrhaftig verrückt geworden, wenn er jetzt nicht seitwärts einen Waldweg entdeckt hätte, auf dem er umwenden konnte. Und dann trat er ins Gas, daß der Wagen erbrauste und die Straße wie im Fluge wieder emporzischte, und dann hielt Karl wieder an der alten Stelle, und stieg aus, und ging in das Gasthaus, und stieß die Tür zu der Wirtsstube auf, und sah in die Schwaden von Rauch, die darin lagen, einer über dem andern, und in deren unterstem die Menschen grau und schemenhaft saßen und aßen und tranken und lachten.
Er suchte in der Stube umher, aber das Mädchen war hier nicht zu sehen. Er ging in die Nebenstube hinüber, in der es ein wenig stiller zuging, und ja, und da saß sie, die Frau, die er suchte, zwischen den Männern, im blauen Kostüm, mit der hellroten Mütze, eine ganz fremde Frau, und lachte, laut, heiser und fremd, und ihre Haare, gelbe, glanzlose Haare, flogen ihr wirr um den Kopf, und sie blies den Rauch einer Zigarette mit einer stumpfen und häßlichen Lässigkeit aus Mund und Nase zugleich vor sich hin.

Da sprang Karl zu der Tür hinaus, rannte über die Wiese, fiel auf die erste Bank gegen die er stieß, nieder, warf seinen Kopf auf die Tischplatte vor sich und weinte und lachte und weinte und lachte, und hinter den Bergen klang noch einmal dumpf der Ruf eines einzelnen Hirsches, er hörte es wohl, wie er dalag, schluchzend, im Schatten der riesigen Buchenkronen...

Sehr spät beim Wein / *Von Wilhelm Pleyer*

Einmal war Kindheit, aber das ist weit —
weiß mehr von Träumen, als von Wirklichkeit.

Ein Gartenfest... Durch mein Erinnern schwebt
sehr oft ein Mädchen — und hat nie gelebt.

Und dann ein Traum, der wild und stechend roch
von Flaschen, Binden... Hab' die Narben noch.

Ja, Blut... Heut' mittags hab ich hell geschäumt,
gäh sprang sein Blut — und hab das nur geträumt.

Sofern mir nächtens kein Beweis gelingt,
Lautet das Urteil wohl nur auf bedingt — —

Und wenn ich wachend etwa hängen müßt',
mir träumte dann, daß sie den Hals geküßt...

Und auf dem Grabe blüht' ein Apfelbaum,
aus meinem Staub gestieg'ner Schöpfungstraum.

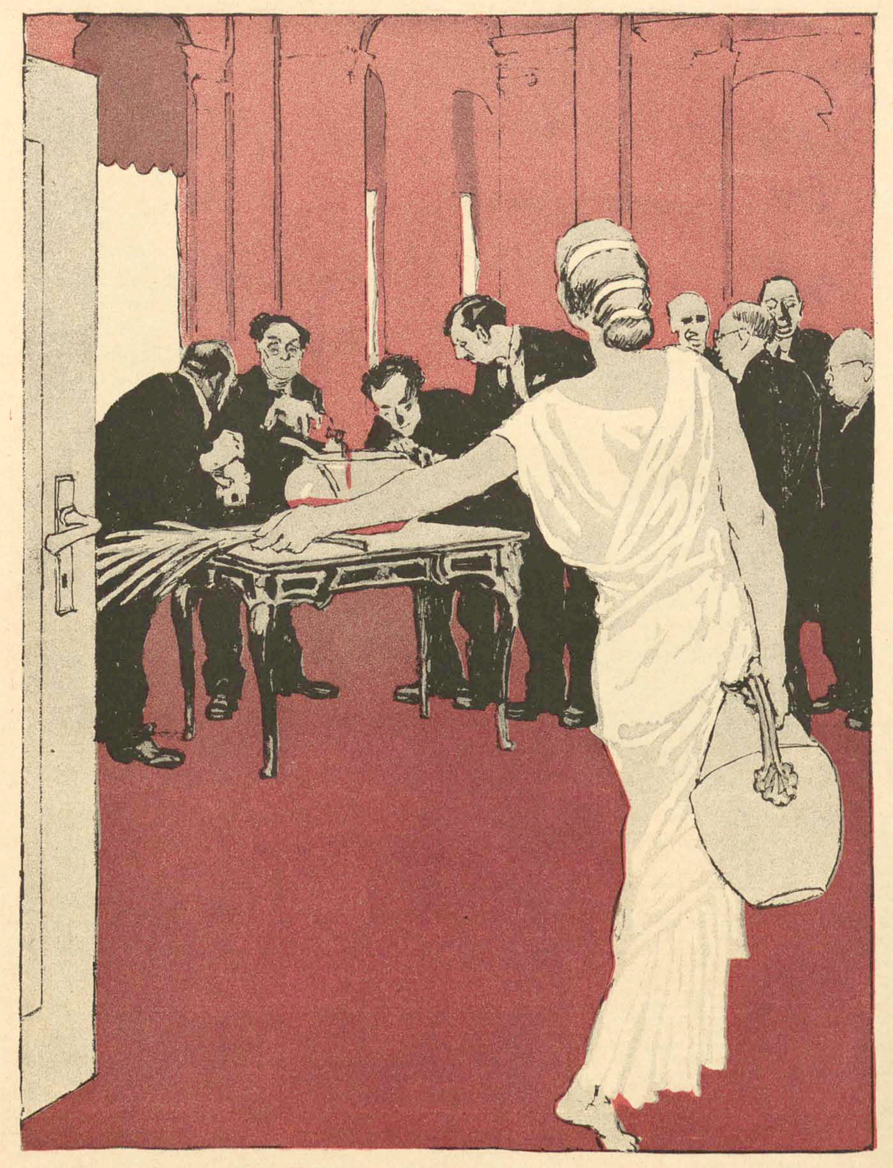
Und irgendeinst im Herbst ein Wandersmann
beißt in die Äpfel, daß man's hören kann,

und wird von seiner Frau erschreckt geweckt,
und lallt, die Austern hätten so geschmeckt.

Und er ist ich. Und mir kommt in den Sinn,
daß ich der Bruder eines Tales bin...

Genf und die Achse Berlin-Rom

(E. Thöny)



„Mit der ewigen Mixerei kommen wir nicht weiter. Der Welt muß endlich einmal reiner Wein eingeschenkt werden!“

München, 24. Oktober 1937
42. Jahrgang / Nummer 42

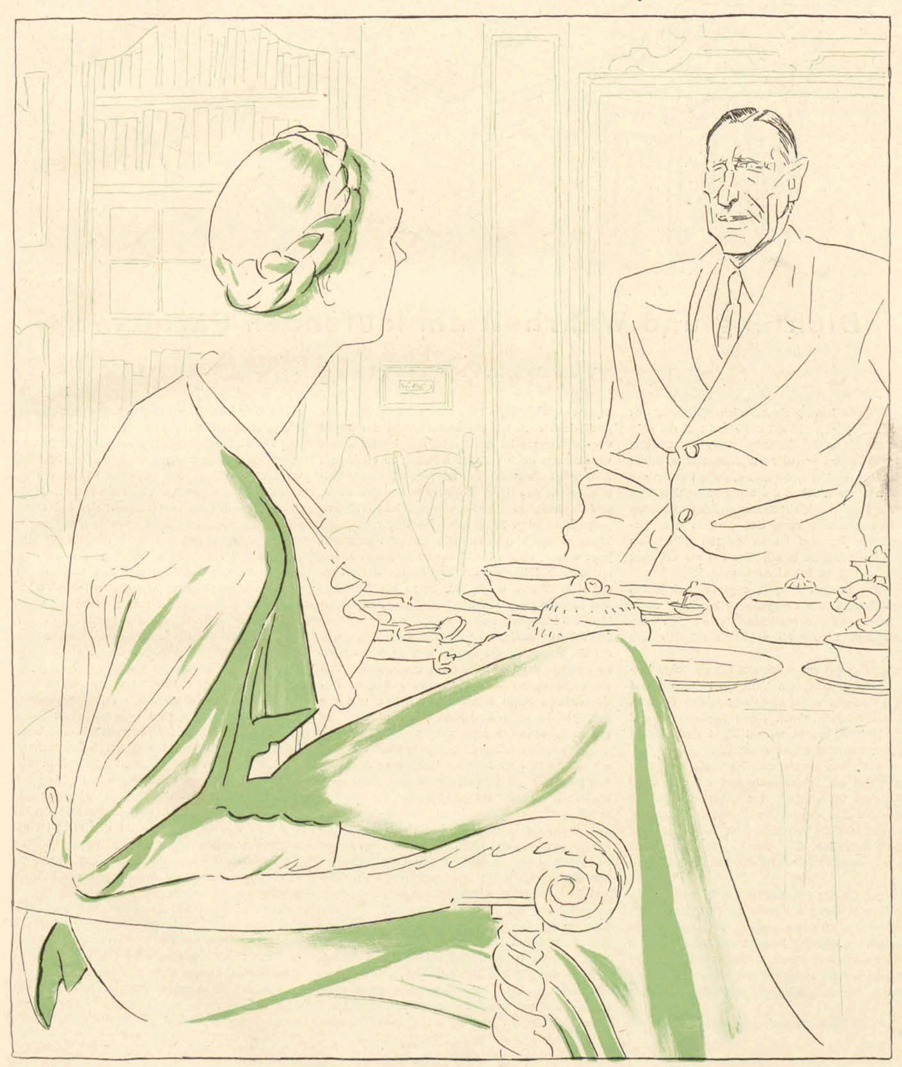
40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

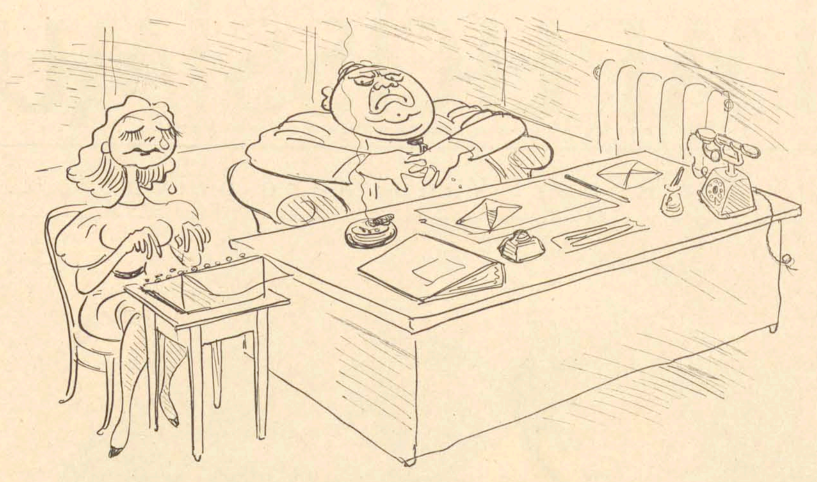
VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Sir Robert Vansittard privat

(Olaf Gulbransson)



„In Ihrem neuen Bühnenstück behandeln Sie wohl ein außenpolitisches Thema, Sir Robert?" — „Aber ich bitte Sie — es ist doch keine Tragödie, es ist doch ein Lustspiel!"


(Fr. Bilek)

Dichtung und Wahrheit am laufenden Farbband

Von Walter Foitzick

Des Morgens kommt sie ziemlich pünktlich, tritt vor den Spiegel, rückt mit der Hand erst die eine Seite der Frisur in Ordnung, dann die andere, hebt den Deckel von der Schreibmaschine, öffnet Briefe, läßt manche geschlossen, poliert etwas die Nägel und ein bißchen die Schreibmaschine, führt ein Telefongespräch, aus dessen andeutenden Worten man schließen kann, daß es kein ganz geschäftliches ist, und ist im ganzen genommen nicht sehr glücklich. In ein Glas hat sie ein paar Blumen auf ihren Schreibtisch gestellt.

Wenn das Telefon klingelt, sagt sie bei jedem Anruf: „Er muß jeden Augenblick kommen" oder: „Ich werde es ihm ausrichten" oder: „Ich kann nicht genau sagen, ob es heute möglich sein wird".

Dann gibt es auf ihrem Schreibtisch ein schnarrendes Geräusch oder ein Lichtsignal leuchtet auf oder es erfolgt sonst eine organisierte Störung, und das Fräulein nimmt einen Papierblock und einen Bleistift, ordnet schnell Bluse und Gesicht und verschwindet hinter einer Tür.

In dem Zimmer hinter der Tür steht vor allen Dingen mal ein Schreibtisch, und auf dem Stuhl hinter dem Schreibtisch sitzt einer, der gerade telefoniert. Aus der Art, wie dieser telefoniert, kann das Fräulein Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erkennen. Die Vergangenheit erstreckt sich bis gestern abend und die Zukunft bis heute abend.

Wichtiger für das Fräulein ist die Vergangenheit. Aus dem in Gang befindlichen Telefongespräch kann sie nämlich entnehmen, ob diese angenehm verlaufen ist, ob man jenseits des Schreibtisches gut und ausreichend geschlafen hat oder schlecht und unzureichend oder gut und unzureichend, na und wie das Familienleben zu Hause überhaupt war.

Das könnte dem Fräulein im allgemeinen vollkommen gleichgültig sein, aber schließlich ist der Chef doch auch nur ein Mensch, und der Schlaf vor Mitternacht ist der beste, und irgend etwas wird man ja doch vergessen haben zu erledigen. Also spielt die mehr oder minder angenehme Vergangenheit des Herrn Direktors schon eine Rolle, und der Ton dieses ersten morgendlichen Telefongespräches birgt Krieg oder Frieden.

Wenn es ein kluges Fräulein ist, kann es schon jetzt wissen, ob sie heute abend pünktlich 18 Minuten nach 6 Uhr an der bestimmten Haltestelle der Linie 37 sein wird. Zwar ist so ein Tag lang, und es kann noch viel passieren, aber die Wetterlage am Morgen ist doch maßgebend.

Das Fräulein denkt: haut der Kerl jetzt den Hörer auf die Gabel, ist die Bescherung da. Wir wollen es nämlich dem Fräulein nicht übelnehmen, daß sie nicht denkt: Ach, so schwere Sorgen umwölken den Herrn Direktor Hirngruber, und die geschäftliche Lage macht ihn halt nervös.

Ich weiß, es wäre jetzt sehr praktisch und es würde Ihnen ausnehmend gefallen, wenn ich jetzt schriebe, daß Herr Direktor Hirngruber nach Beendigung des Telefongespräches sein Auge eine Weile erst zerstreut auf dem blonden Scheitel seiner Sekretärin und dann immer freundlicher ruhen ließ. Vielleicht verlangen Sie auch von mir, daß ich ihn zart über das frisch ondulierte Haar seiner Sekretärin streicheln und ihm dabei die Schuppen von den Augen fallen lasse, wodurch er in Fräulein Erna das Weib entdeckt, das unter anderem seine Sorgen mit ihm teilen könnte.

Mensch, machen Sie doch keinen Quatsch, wir sind doch hier nicht im Film, sondern in einem Büro, und heute vormittag müssen noch mindestens zwanzig Briefe diktiert werden. Wo kämen wir denn da hin! Außerdem ist Direktor Hirngruber, wie wir eben aus dem Telefongespräch hätten entnehmen können, schon mehr als verheiratet, und darum sozusagen außer Kurs gesetzt. Ah, jetzt verstehe ich, Sie meinen, dieser Wüstling von Hirngruber würde Erna jetzt trotzdem auf seine Knie ziehen. Herr, sind Sie verrückt geworden? Sämtliche Sekretärinnen kämen uns auf den Kopf. Bedenken Sie doch: die Fachschaft der Sekretärinnen. Der Pressereferent der Sekretärinnen würde uns einen Brief schreiben, der uns so nervös machte, daß unsere Sekretärin an dem Tage, wo wir den Brief empfingen, mindestens denken würde: Heut' ist der Kerl wieder vollkommen unausstehlich; jetzt diktiert er mir schon den Entschuldigungsbrief zum zehnten Male und noch immer ist er nicht weich genug.

Also, so geht das auf keinen Fall.

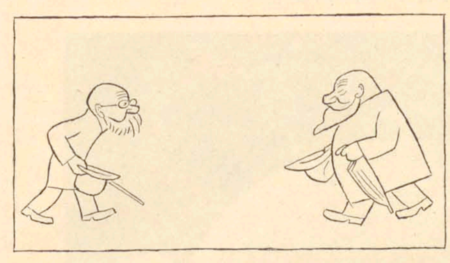
Mir bleibt tatsächlich nichts übrig, als bei der Wahrheit zu bleiben. Herr Hirngruber fährt mit keiner Hand über aschblondes Haar, Herrn Hirngruber fällt nicht die kleinste Schuppe von den Augen und deshalb sagt er auch nicht: „Mein liebes Kind, möchten Sie nicht mit mir eine weite Reise mindestens um die ganze Erde machen", sondern Herr Hirngruber sagt: „Schreiben Sie: Zu unserm Bedauern können wir Ihr Angebot nicht annehmen, da..."

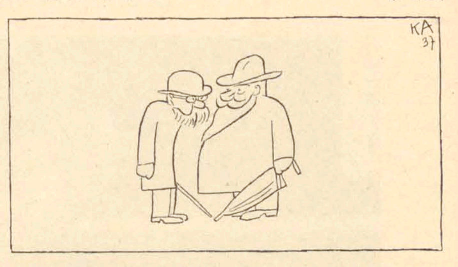
Diesen Brief kann man sich fortgesetzt denken wie man will. Er unterscheidet sich nicht im geringsten von den vielen hunderttausend Briefen, die täglich von hunderttausend Sekretärinnen geschrieben werden und deretwegen die Schreibmaschine erfunden wurde.

Ach, ich möchte noch ein tröstendes Wort für die Ehefrauen der vielen Herrn Hirngrubers schreiben, die sich unter einer Sekretärin immer die Sünde in ihrer verführerischsten Gestalt vorstellen. Erstens, meine Damen, nicht alle Sekretärinnen sind aschblond und haben es ausgerechnet auf Ihren Mann abgesehen, und zweitens sind sie alle schon in festen Händen.

Gute Bekannte

(K. Arnold)





„Habe die Ehre, gut'n Tag z' wünsch'n!" — „Ah! Gut'n Tag! Mein Kompliment!"

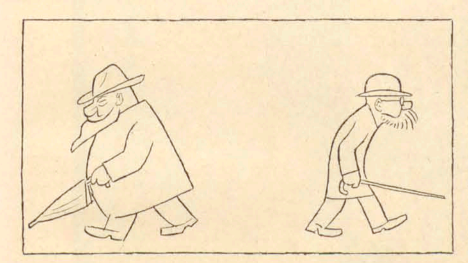
„Verzeihung, jetzt woaß i' net recht — mit wem hab' i nacha die Ehre?" — „Grad überleg' i mir aa, wer Sie san!"

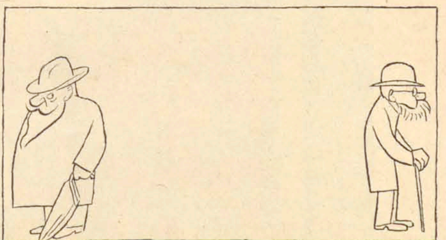




„Ma wird halt alt!" — „Sag' i aa allwei', alt wird ma halt."

„Nacha nix für ungut, und auf Wiedersehn!" — „Auf a guat's Wiedersehn!"





— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Beide: „Kenna tua i eahm scho, awa i moan, er is' net."

Outsider / Von Ratatöskr

Wir bummelten, hübsch Arm in Arm,
vorbei an einer Hühnerfarm.

Die Hennen pickten froh beflissen
im Gras herum nach Leckerbissen,
wobei, wenn eine einen fand,
nicht selten Zank und Streit entstand,
den, falls er allzu lange währte,
schiedsrichterlich ein Gockel klärte.

E i n Gockel bei so vielen Damen?
Muß er nicht schließlich doch erlahmen
auf diesem weiten Schöpfungsplan?

Agathe sah mich fragend an.

„Tja!" seufzt' ich, mit den Schultern zuckend
und leicht verlegen um mich guckend . . .

Sieh da: in einer Schattenecke,
ganz nahe bei der Buchsbaumhecke,
stand eine Tanne, Ast um Ast
mit weißen Hähnen, jung und mast,
bis in den Wipfel dicht besetzt.

Ich rief: „Was wär' denn dieses jetzt?
Da wimmelt's ja nur so von Herren!
Was treibt sie wohl, sich abzusperren?
Sie hocken grämlich da und lassen
die Kämme hängen, statt zu spaßen
mit der geschätzten Damenwelt,
die ihnen offenbar mißfällt.
Ist's von Asketen eine Gilde?
Ich bin hier nicht so recht im Bilde . . .
Wie denkst du drüber, o Agathe?"

. . . Agathe ging mit sich zu Rate
und lächelte dann schlau und fein:

„Es dürften wohl Kapaunen sein . . ."

Der Schlafanzug

(K. Heiligenstaedt)



„Ich weiß gar nicht, was man immer gegen Pyjamas hat, ich finde sie so ganz praktisch!“

DER WETTSTREIT

Von Georg von der Vring

Den Sekundanern Liebich und Marschalkewitz schien dieser Abend kein Ende zu nehmen. Sie standen vor dem Gartentor, hinter ihnen lag das Haus, links die graue Mädchenschule, rechts die rote Backsteinkirche; über allen drei Dächern malte sich das verlöschende Gelb des Abendhimmels.
Die beiden Weißbemützten wußten nicht, was sie mit der Zeit bis zum Schlafengehen anfangen sollten. Das Haus hinter ihnen war leer; denn die Wirtin hatte sich soeben entfernt, um einen ihrer lächerlichen Besuche zu machen. Auch die Mädchenschule war um diese Zeit natürlich leer und die Kirche ebenfalls.
Liebich und Marschalkewitz waren zwei „Auswärtige", das heißt, ihre Eltern wohnten an einem anderen Ort. Sie besuchten unser Gymnasium erst kurze Zeit und lebten sehr zurückgezogen. Sie waren gute Schüler, aber wenn sie ihre Schularbeiten erledigt hatten, so fing mit Gähnen und nassen Augen das Elend an. Was konnten sie um alles in der Welt mit dieser langweiligen Abendstunde beginnen! Sollten sie sich Steine suchen und hinter die Katzen gehen, die im Garten herumraschelten?
Plötzlich fiel Liebich etwas anderes ein. Er schlug seinem Kameraden vor, sie wollten Kniebeugen machen.
Marschalkewitz hatte keine Lust.
Liebich fing an, ihn zu reizen. Er behauptete, kein Mensch könne so viele Kniebeugen machen wie er, der Liebich.
„Wie viele denn?" fragte Marschalkewitz.
„Fünfhundert!" behauptete Liebich aufs Geratewohl.
Fünfhundert? Nun, fünfhundert Kniebeugen traute sich Marschalkewitz wohl auch zu.
Man beschloß, daß Liebich als der Herausforderer beginnen sollte, und man einigte sich dahin, daß nur tadellos und tief ausgeführte Kniebeugen anerkannt und gezählt werden könnten.
Gut, Liebich stülpte die weiße Sekundanermütze über den Gartenzaun und fing an. Er hatte noch nie mehr als hundert Kniebeugen gemacht. Es ging jedoch besser, als er angenommen hatte. Nach der dreihundertsten wurde es zwar allmählich unangenehm, doch überwand er die Schwäche. Er kam auf fünfhundert. Sollte er nun aufhören? Marschalkewitz, dieser ehrgeizige Bursche, würde sicherlich mehr fertigbringen als fünfhundert. Also fuhr Liebich fort, seine Knie zu beugen. Marschalkewitz zählte mit. Der gelbe Streifen am Westhimmel erlosch allmählich und der Stern Venus blitzte über der leeren Mädchenschule auf. Nach der siebenhundertsten Kniebeuge gedachte Liebich aufzuhören. Aber er konte sich dann nicht dazu entschließen. Da Marschalkewitz ihn anfeuerte, so pumpte er ohne Pause weiter. Er kam mit zitternden Knien auf achthundert. Er schnaufte sehr.
„Mach' doch Schluß!" sagte Marschalkewitz.
„Noch nicht!" keuchte Liebich.
Als er aber bei neunhundert angelangt war, ging es nicht mehr; nein, nun war es endgültig vorbei. Er ließ sich zu Boden fallen und sank gegen den Zaun. „Du bist dran!" schnaufte er.
Marschalkewitz begann. Er machte dreihundert und machte fünfhundert. Venus näherte sich den Schornsteinen der Mädchenschule. Als er dann achthundert geschafft hatte, war der Stern verschwunden.
Liebich zählte mit. Ihm wurde die Sache jetzt bedenklich, und er rief:
„Tiefer! Tiefer!"
Marschalkewitz nahm weiter keine Notiz davon; er tauchte, genau wie vorhin, ordnungsgemäß in die Tiefe und kam auf neunhundert. Neunhunderteins ... und damit war Liebich geschlagen. Es war ein Nachteil gewesen, daß er hatte anfangen müssen. „Mach' Schluß!" rief er ärgerlich.
Inzwischen war es völlig Nacht geworden. Die Katzen begannen ihr Gartenkonzert, aber immer noch pumpte Marschalkewitz weiter. Er brachte es mit Schnaufen und Keuchen auf tausend. Dann hörte er auf. Er behauptete zwar, daß er noch mehr Kniebeugen hätte machen können. Auch Liebich behauptete es von sich. Man kam überein, daß der Wettstreit am folgenden Tage wiederholt werden solle. Darauf begab man sich recht müde zu Bett.
Der folgende Tag ... ja, was war am folgenden Tage?
Die beiden konnten nicht aufstehen, das heißt, sie standen wohl auf, aber ... sie fielen zu Boden, weil ihre Knie weich waren. Sie stellten sich zwar sogleich wieder auf die Füße und setzten sich lächelnd und ein wenig verwundert an den Frühstückstisch. Offenbar hatte man doch zu viele von diesen Kniebeugen fertiggebracht. Nun, das war weiter nicht schlimm, man würde auf gestreckten Beinen zur Schule gehen, dort konnten sich die beleidigten Knie unter der Bank ausruhen.
Aber, leider, es kam anders. Als Liebich und Marschalkewitz steifbeinigen Ganges zum Gymnasium kamen, war eben ein Wandertag angesetzt worden. Schon wurde angetreten, und die Sekunda marschierte unter der Führung des Turnlehrers ab. Die beiden „Auswärtigen" gingen nebeneinander im Glied. Wie Störche stelzten sie dahin. Natürlich wurde es bald bemerkt.
„Was ist denn mit euch los?" hieß es.
Was sollten sie antworten? Mit ihrem gewöhnlichen Gang konnten sie nicht gehen; hätten sie es versucht, so würden sie auf die Knie gefallen sein. Da sie sich um keinen Preis auslachen lassen wollten, so erklärten sie ihren Kameraden, sie wären heute früh übereingekommen, die ganze Wanderung mit durchgedrückten Beinen zu machen; sie hätten darüber eine Wette abgeschlossen. Es gab ein großes Halloh. Einige sagten: „Ihr seid geschmacklos." Andere versuchten, es ihnen nachzutun; aber sie gaben es bald wieder auf.
Liebich und Marschalkewitz aber behielten diese Art zu gehen bei. Allmählich bewunderte man ihre Zähigkeit. Es war zwar ein reichlich blöder Anblick; sie gingen wie Irre oder wie Gecken. Nun, es lachte sie niemand deswegen aus; denn es war eben Sport.
Als die Sekunda das erste Dorf durchschritten hatte, warfen die beiden Freunde sich einen vielsagenden Blick zu: sie waren am Ende ihrer Kraft. Zuerst trat Liebich aus dem Glied, er ließ sich an einem Birkenstamm nieder. Marschalkewitz erreichte den nächsten Baum, und auch er saß am Boden.
Das sah der Turnlehrer. Er ließ die Kolonne halten und kam gegangen. Und nun flüsterten sie ihm das mit den Kniebeugen zu. Mit einem Fluch, wandte er sich fort und ließ die beiden zurück.

Was wurde aus dem Traum eines Sommerabends? — Die krasse Wirklichkeit! Was sollten diese „Auswärtigen" jetzt tun? An der Landstraße zu bleiben war nicht ratsam. Sie würden in den Verdacht der Betrunkenheit kommen und sich dem Spott der Vorübergehenden aussetzen.
Sie beschlossen, in die Felder zu kriechen. Kriechen fiel ihnen ja unendlich leicht. Sie schoben die Mützen in die Brusttaschen, und schon krochen sie eilig zwischen den wogenden Kornfeldern vorwärts. Sie krochen lange, Schulter an Schulter, fröhlich und guter Dinge über den ausgezeichneten Ausweg. Nach und nach erwachte in jedem der Ehrgeiz, es im Kriechen dem anderen zuvorzutun. Jeder wollte beweisen, daß er die stärkeren Arme besäße. Liebich hatte die Niederlage von gestern abend noch nicht verschmerzt. Sie krochen ...
Jawohl, die Kraft, die seit gestern aus ihren Schenkeln entwichen war, schien sich inzwischen in den Armmuskeln eingenistet zu haben. Welch wunderbares Gefühl, jede Entfernung der Erde mit den Ellbogen meistern zu können! Sie krochen, und ihre Beine schleiften hinter ihnen über den Boden wie Mädchenzöpfe, wie ein Nichts, so leicht.
Der Wettstreit der Arme hatte begonnen. Bisweilen hielt Liebich die Spitze, dann wieder mußte er sie an Marschalkewitz abgeben. Über ihnen flüsterte das ländliche Gesinde der Halme. Der Mohn blies seine überzähligen Blütenblätter auf sie herunter. Sie überholten so manchen Falter, braune, weiße und blaue. Von Zeit zu Zeit setzte sich ein besonders hübscher auf ihre Rücken, um zu rasten; aber sie merkten es nicht, denn die Falter wogen nicht halb so schwer wie die heiße Luft.
„Wie weit kriechen wir?" schnaufte Liebich nach einer langen Zeit.
„Bis an das Ende der Welt", gab Marschalkewitz zurück.
Aber das Ende der Welt war noch weit. Erst gegen Mittag, als die Sonnenflut zwischen den Feldern zu sieden schien, tauchte es vor ihnen auf. Noch war es ziemlich fern, eine ganze überflimmerte Ackerlänge lag zwischen ihm und den Kriechenden. Immerhin, der Endkampf konnte beginnen. Sie wühlten mit letzter Kraft los. Und wieder zeigte es sich, daß Marschalkewitz doch über größere Reserven verfügte als Liebich; denn es gelang ihm, eine volle Armlänge früher den Rand der Welt zu erreichen. Sein Sieg war durchaus klar ausgefallen.
Sie lagen dann und ruhten sich aus. Der Schweiß floß in Sturzbächen an ihnen herunter. Vor ihren Augen war nichts als das Sieden der Sonne. Marschalkewitz ließ das Gesicht auf die Erdkante niedersinken, und Liebich tat es ihm nach. Sie schliefen eine kurze Weile.
Als sie erwachten und sich im Erwachen auf nichts anderes freuten, als jetzt erst einmal einen Blick über die unerforschte Kante der Welt zu tun, waren sie nicht wenig erstaunt. Sie schielten einander an und schüttelten die Köpfe. Was war denn das? ... Was sie sahen, war nichts als eine grüne Laube. Sie befand sich ein paar Meter unter ihnen und kehrte ihnen ihre Öffnung zu. In der Laube saß an einem grüngestrichenen Gartentisch ein Mann, er war in Hemdärmeln und hielt einen Würfelbecher in der Hand; er hatte eine dicke rote Nase und listige Augen. Neben ihm auf der Bank stand ein leeres Bierglas.
„Ich werde würfeln", sagte der Mann. „Und Sie sollen raten."
Er hieb den Würfelbecher auf den Tisch und blinzelte zu ihnen herauf.
„Fünfzehn", riet Liebich.
Der Mann hob den Becher und schaute nach. Es stimmte.
„Ausgezeichnet", nickte der Mann. „Auch der andere Herr soll raten."
Er warf die Würfel wieder in den Becher und hieb ihn zum zweitenmal auf den Tisch.
„Nun?" fragte er und sah auf.
„Neun", rief Marschalkewitz.
Wieder stimmte es. Der Mann schüttelte bewundernd den Kopf und sah sie eine Zeitlang

Lied aus Böhmen

Von Wilhelm Pleyer

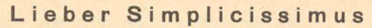
Mein Herz schaut aus
wie nach einer Wirtshausrauferei;
ich schmiß verschiedene Leute 'naus
und du bist auch dabei.

Du auch, Milada Burianowa,
und leer ist mein Herz und wüst;
nur noch ein Musikant sitzt da
und spielt: „Tak sladce líbala"
(„So süß hat sie geküßt").

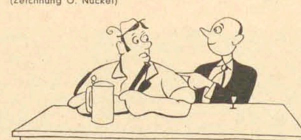
Du hast das schönste Stursa-Bein,
zwei sogar, und Augen und all's;
doch es soll nicht sein und es wird nicht sein,
keinesfalls!

Bist 'naus, Burianowa,
und das ist gut.
Nur noch ein Musikant sitzt da,
ein böhmischer Musikant sitzt da,
der schmerzlich geigen tut.

an. „Ich stelle fest", sagte er, „daß Ihr Geist rege geblieben ist. Ich werde Sie weiter im Auge behalten. Wenn man bedenkt, daß Sie gestern die Kraft Ihrer Schenkel und heute die Kraft Ihrer Arme voll eingesetzt haben, so übersteigt Ihre soeben gezeigte geistige Leistung meine kühnsten Erwartungen. Wenn Sie sich immer so gut bewähren, so werde ich Sie als Aushelfer in meinem Betrieb einstellen können. Prosit!"
Er ergriff das Bierglas, um ihnen zuzutrinken; da er merkte, daß es leer war, warf er es seitwärts in die Büsche.
„Ich dachte, hier wäre das Ende der Welt?" fragte Liebich schüchtern.
„Das stimmt ja auch", sagte der Mann und stand auf. „Für solche prachtvolle Jungens wie ihr ist hier das Ende der Welt."
„Interessant ist es nicht", sagte Marschalkewitz. „Aber wenn ich Sie mir so ansehe, so bekomme ich allmählich Durst."
„Interessant? Und Durst?" fragte der Mann verdrießlich. „Was soll denn das heißen! Immer habt ihr Menschen Durst. Dabei habe ich soeben noch für euch gewürfelt! Euer Geist durstet ja geradezu entsetzlich."
„Wir meinen Getränke", sagte Liebich bescheiden. „Bier oder so etwas."
„Ach so!" rief der Mann. „Getränke für die Beine und Getränke für die Arme! Davon gibt es bei mir genug. Kommt nur herunter, meine Lieben!"
Er ging durch die Büsche davon. Noch hörten sie es drinnen rauschen, ferner und ferner. Vielleicht würde er jetzt ein tüchtiges Faß Bier anzapfen. Sie dachten an ihre trockenen Gaumen und wollten sich erheben, um ihm zu folgen. Aber sie vermochten sich nicht zu rühren: die Beine waren erledigt und die Arme ebenfalls. Selbst die kleine Zehe und der kleine Finger versagten ihnen den Dienst.
Schließlich war es noch ihr Glück, daß sie beim Würfelraten den Kopf nicht überanstrengt hatten; denn von nun an würden sie verhältnismäßig viel Geist gebrauchen, um den Weg zu den Zeitgenossen zurückzufinden.



(Zeichnung O. Nückel)



Der Volksmund hat so etwas Ursprüngliches und Erdnahes, daß es immer wieder Leute gibt, die ihm mit Liebe nachspüren und seine schönsten und originellsten Blüten sammeln, um sie nachher irgendwie literarisch zu verwerten. Zeitgenosse K. saß dieserhalb manche Woche in Bauernwirtschaften herum, der Volksseele echte Naturlaute entlockend. Sein Notizbüchlein war schon gehörig voll. Besonders der Blasius hatte ihm manches Wertvolle beigesteuert. „Sagen Sie einmal, Blasius", meinte er eines abends leutselig, „beim Viehkauf gebt ihr euch doch immer so ungemein bekräftigend die Hände, gleichsam euch damit in irgendeiner dieser Angelegenheiten ehrenwörtlich verpflichtend. Es würde mich wundern, wenn ihr für einen solch' wichtigen Vorgang nicht auch einen hübschen und schlagenden Ausdruck hättet!" „Den ham ma natürlich", entgegnete der Blasius, „dös heiß'n ma ganz einfach ein Schtentlemän-Ägriment!"

Endlich ließ sich Gretchens Mutter herbei, ihre Einwilligung für den Ausflug zu erteilen, den Gretchen mit Oskar plante. Sie sprach dabei jedoch mit aller Bestimmtheit die Erwartung aus, daß Oskar nun nicht, wie sicher mancher andere junge Mann, die Situation ausnütze und sich töricht oder gar verantwortungslos benehme, sondern in jeder, auch jeder Beziehung Zurückhaltung übe und so das in ihn gesetzte Vertrauen rechtfertige.
„Hoffen wir das beste", erwiderte Gretchen träumerisch.

Jochen ist der Fünfte und Jüngste eines pommerischen Gutsbesitzers, sechs Jahre ist er alt. Nun hat er sein Kinderbettchen ausgewachsen, und die Mutter bestimmt, daß vom Boden das etwas größere Bett der einen Schwester herabgeschafft werde; das soll Jochen jetzt bekommen. Aber in dem jungen Mann sträubt sich alles gegen diese unwürdige Erbschaft. „Und dor leg' ich mich nich in, und dat tau' ick nich, in mien ganzen Läwen tau' ick dat nich, dat ick mich in so'n schitterig Mäkenbett legen dau!" heult er, worauf die alte Kinderfrau meint: „Bliew du man so, mien Jüngsken, denn wirst du diene läwe Mudding viel Kummer erspoarn!"

Im Laufe eines populären medizinischen Vortrages in einem Londoner Armenviertel erklärt der Vortragende u. a.: „There is a little difference between men and women", worauf aus der Zuhörerschaft ein Mann brüllt: „Three cheers for the little difference!"

Der Besuch aus der Stadt war nun schon einige Tage da. Kein Wunder, daß er einen gewissen Einblick in das Familienleben Kringels bekommen hat. Vor allem war dem Herrn aufgefallen, daß Kringel ungemein häufig sein Eheweib aufforderte, ihm doch den Buckel hinaufzusteigen. Der Besuch sah hier mit Recht eine Möglichkeit, pädagogisch einzuwirken und bemerkte darum, als er die bewußte Redewendung wieder zu hören bekam, etwas spitz: „Sie drücken sich aber im Umgang mit ihrer Frau Gemahlin sehr gebildet aus!"
„Bloß wenn Besuch da is", antwortete der Biedere, „sonscht sag' ich ebe: Leck' me..."

Das Kontobuch

Von Wilhelm v. Hörsten

Damals kam der Vater besorgt nach Haus; im Geschäft wollte es nicht klappen. Die Mutter wußte das; ihre Bewegungen waren langsam und müde. Das Geld fehlte, das Nötigste zum Leben, seit Tagen schon — seit Tagen hing ein Verhängnis dumpf und drohend über der Familie. Die Kinder hockten zusammen wie verschüchterte Küken. Hans, der älteste, machte sich schwere Gedanken.
Kein Geld — was bedeutet das nicht alles! Kein Brot, kein Heim, kein Leben. Die Mutter sorgte sich so sehr. Sie sagte: „Ich weiß nicht mehr aus noch ein.“ Zu jeder Mahlzeit stellte sie den Kindern zu essen auf den Tisch. Sie sagte: „Nun eßt doch!“ Den Kindern schmeckte es nicht. Sonst schmeckte es ihnen wer weiß wie gut, aber nun nicht. Der Mutter war das nicht recht.
Hans wußte nicht, wie das noch werden sollte. Der Vater war so ernst; die Mutter war so traurig; das Geld fehlte. Was ist das für ein kläglicher Zustand, wenn das Geld fehlt! Dann ist alles so dumpf und unentschlossen und hilflos; so empfand Hans die Not und außerdem: mächtig, unabwendbar, nicht zu entgehen. Geld aber ist ganz was anderes! Das ist ebenso wichtig wie Sonnenschein und Fröhlichkeit und liebes Lächeln. Nein, Geld hatten sie nicht.
Als die Not am größten war, erfand die Mutter eine Hilfe.
„Hier hast du ein Buch, Hans“, sagte die Mutter, „geh zum Kaufmann und hol das, was da drin steht.“
„Und Geld?“, fragte Hans.
„Du brauchst kein Geld“, sagte die Mutter mit hartem Gesicht, „nimm das Buch und geh!“
Hans ging. Er gab dem Kaufmann das Buch und verlangte das Aufgeschriebene und erhielt einen Korb voll Waren und dankte und machte, daß er auf die Straße kam. Er war heilsfroh, daß er die Ware hatte — ohne Geld! — das Buch hielt er fest mit beiden Händen.
So richtig konnte er das immer noch nicht begreifen: Der Kaufmann hatte ihm Waren gegeben, ohne Bezahlung, einfach auf das Buch — das war ja so großartig schön! Fast so schön wie ein Wunder, wohl das Wunder selbst: ein Buch und Ware, und alles ohne Geld! Nun hat alle Not ein Ende, dachte Hans, nun sind wir gerettet, nun geht es uns nicht mehr so schlecht.
Überglücklich trug er den vollen Korb heim. Unterwegs erzählte der Junge dem freundlichen Onkel Gärtner, daß es ihnen nun besser ginge, und daß sie ein Buch hätten — hier, dieses Buch! — und Waren holen könnten, soviel sie wollten. Der Gärtner lächelte gutmütig. Er sagte: „Das freut mich aber!“ Alle Menschen freuten sich wohl über das Glück: ein Buch und Ware und ohne Geld. Hans erzählte das überall, auch der Frau des Bürstenbinders, die sonst immer so mürrisch war, nun aber lachte.
Die Not hatte ein Ende. Es gab wieder volle Schüsseln, und den Kindern schmeckte das Essen. Sie saßen mit den Eltern am Tisch, als die Mutter zum Vater sagte: „Es ließ sich nicht anders machen, wir müssen sehen, daß wir durchkommen. Freitag muß ich zuerst den Kaufmann bezahlen.“ Der Vater nickte. Die Mutter war immer noch bekümmert, obgleich sie doch ein Buch hatten und alles. Als Hans das erwähnte, sagte die Mutter ärgerlich: „Junge, sei still!“
Am Freitag bezahlte sie den Kaufmann. Hans war dabei. Er sah, wie der Kaufmann das Buch nahm und schrieb und die Mutter das Geld auf die Zahlbank legte.
Der Kaufmann sagte: „Alles in Ordnung.“
Die Mutter dankte.

(Max Heiss)



„Jaja, Herr Meier, am Umgang mit Blumen erkennt man den Menschen!“
„Stimmt, Rettiche sind mir am liebsten!“

Hans sagte nichts. Der Kaufmann schenkte ihm eine Handvoll Bonbons, und der Junge sagte immer noch nichts. Er dachte an das Buch und die Ware und das große Glück — nichts blieb davon über. Er schämte sich nun, daß er so dumm gewesen war und daran geglaubt hatte.
Die Bonbons schmeckten ihm nicht; er schenkte sie den Geschwistern. Dem freundlichen Onkel Gärtner ging er im weiten Bogen aus dem Wege. Die Frau des Besenbinders guckte er nicht mehr an. Das Kontobuch verbarg er vor den Leuten.

Schenke am See

Weinlaubumklettertes Haus
Mit dem Rebenbalkon,
Schaust ein Jahrhundert schon
Freundlich nach Schiffen aus!

In dein Gesicht hat der Wind
Gestoßen, der Regen gehau'n,
Deine Augen, die Fenster, sind
Blind geworden vom Schaun.

Rebe spann alles ein,
Auch in der Laube den Tisch,
Einer trank hier den Wein,
Einer aß hier den Fisch.

Und eine Fahne stand
Weit aus dem Giebel heraus,
Wehte Frieden ins Land.
Festvolk wogte ums Haus.

Saßen am Ufer lang,
Tanzten den Ländlertanz.
Sonne verschwendend schlang
Gold in den Bänderkranz.

Laut in den Glockenschwall
Böller und Mörser sprach,
Donnernder Widerhall
Wogte im Wasser nach.

Schiffe schwammen hinaus,
Und die Nacht kam herein —
Und du standest allein,
Weinlaubumklettertes Haus!

Georg Schwarz

Letzte Segelfahrt im Herbst

Zum ersten Male, seit das Unglück mit dem kleinen Gerd geschehen war, machten die Eheleute wieder eine Reise. Es war der Mann, der das ganze Jahr über darauf bestanden hatte. „Sieh mal", hatte er immer wieder zu seiner Frau gesagt, „was wird denn aus allem? Du kannst nicht dein ganzes Leben herumgehen und nur an den kleinen Gerd denken. Wenn du nicht ein wenig Mut wieder gewinnst, wirst du ihm bald folgen."
Es waren eindringliche Worte eines Mannes, der seine Frau liebte; es waren aber auch die Worte des Vaters, der ebenso wie die Mutter den Sohn verloren hatte. Es war ein großes Unglück gewesen, an einem Tag im August. Vor zwei Jahren war der kleine Gerd ertrunken.
Niemand weiß, was das bedeutet. Niemand, auch die eigene Mutter konnte es nicht begreifen. Seit der Zeit ging sie umher und wurde des Lebens nicht mehr froh. Am meisten ahnte es wohl der Mann, der das Leben dieser Frau teilte. Er sah, wie der Schatten sich finsterer, immer finsterer auf das Herz der Frau legte. Am Ende sann er auf einen Ausweg. Er glaubte, daß eine Reise vielleicht etwas helfen würde.
Und so waren sie denn im zweiten Jahre nach dem Unglück losgefahren, in die Heide. Sie waren gewandert durch die Einsamkeit, durch das flimmernde Land. Aber es half wohl doch nicht viel. Früher hatten sie ihre Ferien immer am Wasser verbracht. Früher hatten sie ein Segelboot besessen und waren den Sommer über oft draußen gewesen, bis Bremerhaven. Seit dem Unglück war nicht mehr die Rede von dem Boot. Der Mann hatte es stillschweigend verkauft. Und nun liefen sie seit drei Wochen durch die Heide und bald war der Urlaub zu Ende. Da kamen sie am vorletzten Tage an einen kleinen Moorfluß. Der Mann hatte im stillen seinen Plan. Vielleicht war er in den dunklen Nächten des letzten Jahres geboren worden. Aber er sagte nichts. Sie wanderten einen halben Tag am Fluß entlang, und am Abend kamen sie in ein Fährhaus.
„Wollen wir über Nacht hier bleiben?" fragte der Mann, „ich bin eigentlich zu müde, die halbe Stunde ins Dorf zu laufen."
Die Frau antwortete: „Wie du willst." — Sie war stiller als sonst; einen halben Tag am Wasser entlang zu wandern, am Wasser, das ihren Sohn geraubt hatte ... Oh, wenn sie auch mutig sein wollte, so reichte doch vielleicht nicht die Kraft aus, so etwas zu ertragen. Aber sie sagte: „Wie du willst." „Ja, ich finde es schön hier", sagte der Mann leise, und er schaute den Fluß abwärts, wo mit der Abendbrise die Torfboote kamen, mit schwarzen Segeln, schweigend und märchenhaft.
Sie aßen draußen unter rauschenden Pappeln, umweht von der Brise. Von den Pappeln segelten die ersten Blätter in den Fluß. Plötzlich sagte der Mann: „Wir müßten ein Boot haben!" Er sagte das so unvermittelt, als habe das Wasser ihnen nie ein Unglück gebracht. Die Frau sah ihn mit großen Augen an. Ob er alles vergessen hatte? Ob das die ganze Trauer war, die ein Vater aufbringen konnte?
Aber der Mann schien wirklich alles vergessen zu haben. „Wir müssen so ein Boot haben", sagte er verlangend. „Wie lange haben wir nicht mehr gesegelt! Weißt du noch, als wir noch nicht verheiratet waren, wie wir zum ersten Male in unserer Jolle losfuhren? Du hattest doch wahrhaftig Angst vor dem Wasser!"
Der Mann lachte leise, wie man bei einem schönen Erinnern lacht, das mit einer Heimlichkeit verbunden ist. Und während noch dieses glückhafte Leuchten in seinen Augen spielte, stand er auf und sagte: „Ich will doch mal sehen ..."
Er ging zum Fährwirt und verhandelte. Nein, der wollte nicht. Aber nun kam es darauf an.
„Sehen Sie, es geht nicht um ein bißchen Vergnügen", sagte der Mann, und dann sprach er vom Unglück und all dem Leid. Er sprach von der Trauer, und der Liebe, die sie beide früher zum Wasser gehabt hatten, in ihrer glücklichen Zeit. Der Fährwirt sah den Mann groß an. Er nickte dann und sagte: „Komm mal mit."
Sie gingen durch die Hintertür zum winzigen Hafen und takelten ein Boot auf. Nicht gerade so groß wie ein Torfschiff, aber gleich ihnen mit Steckmast und Luggersegel. Und ebenso schwarz von den Planken bis zur gestrichenen Leinwand.
„Wenn es so ist", sagte der Fährwirt, „dann wünsch' ich Ihnen gute Fahrt. Und wenn Sie etwas später kommen sollten, ich leg den Schlüssel unter die Matte. Der Wind nämlich, der hält die ganze Nacht an."
„Ja, ist in Ordnung", sagte der Mann und jumpte ins Boot, machte die Schoot klar, nahm die Ruderpinne und segelte aus dem Hafen in den dunkelbraunen Moorfluß.
Die Frau sah ihn ins Fahrwasser einbiegen. Sie hatte im ersten Augenblick große, entsetzte Augen. Sie bekam geradezu keine Luft mehr. Aber dann war es ihr, als wäre alles um sie nicht mehr Wirklichkeit, als wäre das alles ein ferner Traum.
Der Mann legte bei den Pappeln an. „Komm", sagte er ruhig, „ich habe ein Boot bekommen." Die Frau wollte etwas sagen, konnte sich aber nicht rühren.
„Brauchst doch keine Angst zu haben, du weißt, ich kann segeln", sagte der Mann.
„Ja", sagte die Frau, „ich weiß." Sie wollte noch etwas sagen. Aber sie stand auf. In den letzten zwei Jahren hatte sie es aufgegeben, einen Wunsch zu äußern oder ihren Willen kundzutun. Sie stieg ins Boot und stieß, wie sie es früher gemacht hatte, mit dem Fuße ab.
Der Mann ging über Stag, legte das Boot auf den richtigen Bug und nahm die Schoot dicht. Leise glucksten die Wellen unter den Planken dahin; leise sang der Wind in den Fallen. Es war ein Herbstabend, wie sie nur im Moor nahe der See sein können. Im Westen glimmte der letzte, grüne Schimmer des Tages. Im Osten stand schon hoch und klar der volle Mond. Die Kiebitze taumelten im weißen Schein über den Nebel der Bruchwiesen. Und immer weiter, wie auf ewiger Fahrt, glitt das schwarze Boot über den dunkelbraunen Fluß, als gäbe es kein Leid. Ja, es war etwas Seltsames, was in dieser Nacht geschah. Die Frau wurde müde. Schrecklich müde. So müde war sie in den letzten zwei Jahren nicht mehr gewesen. Das leise Schaukeln wiegte sie unaufhörlich, als sei sie ein Kind in der Wiege.
„Komm, leg dich etwas hin", sagte der Mann, „komm, hier deinen Kopf auf meinen Schoß."
Er wollte weitersprechen, aber er hatte noch nicht den Mut dazu. Die Frau bettete sich, müde von der Wanderung und müde vom lang im Herzen getragenen Leid, auf seinen Schoß. Und weiter blies der Nachtwind in das schwarze Segel, als solle es in die stille Ewigkeit gehen. Doch an den nahen Ufern war das Leben, atmete das Schilf, rief leise ein Bläßhuhn, strich eine Bekassine ab. ‚Du müßtest das sehen', dachte der Mann; aber die Frau hatte die Augen geschlossen. Sie dämmerte im Halbschlaf vor sich hin. Dem Manne war es sehr bange ums Herz.
Vielleicht fuhren sie über eine Stunde; er wußte es nicht genau. Die Stille kannte keine Zeit. Aber da geschah etwas, was diese Stunde zu einer Ewigkeit machte. Die Frau lächelte lautlos zu ihm hinauf, mit geschlossenen Augen. Sie lächelte, wie sie früher vor einer Ewigkeit einmal gelächelt hatte.
Aber ob es nicht nur ein Traum war? Ob sie ihn meinte? — Oder ... ?
„Du?" sagte der Mann zögernd. „Du ... ?"
„Ja ..." antwortete die Frau kaum hörbar, und ihre Augen öffneten sich so klar, als habe sie nicht geschlafen. Sie schauten aufwärts in den hellen Nachthimmel, und sie sagte wieder, leise und ruhig: „Ja".
Sie sah alles, des Mannes Gesicht und die weißen Mondwolken, sie sah, daß der Mann das Boot wendete und heimsegelte. Und sie schloß auch die Augen nicht mehr, als der Mann fragte, ob sie sich wieder ein Boot kaufen wollten, und ob es nicht vielleicht doch wieder ein wenig besser werden könnte ...
Sie schloß die Augen nicht mehr und sagte nach einer ganzen Ewigkeit des Schauens in helle Nacht und schlafendes Land wieder ihr festes „Ja".

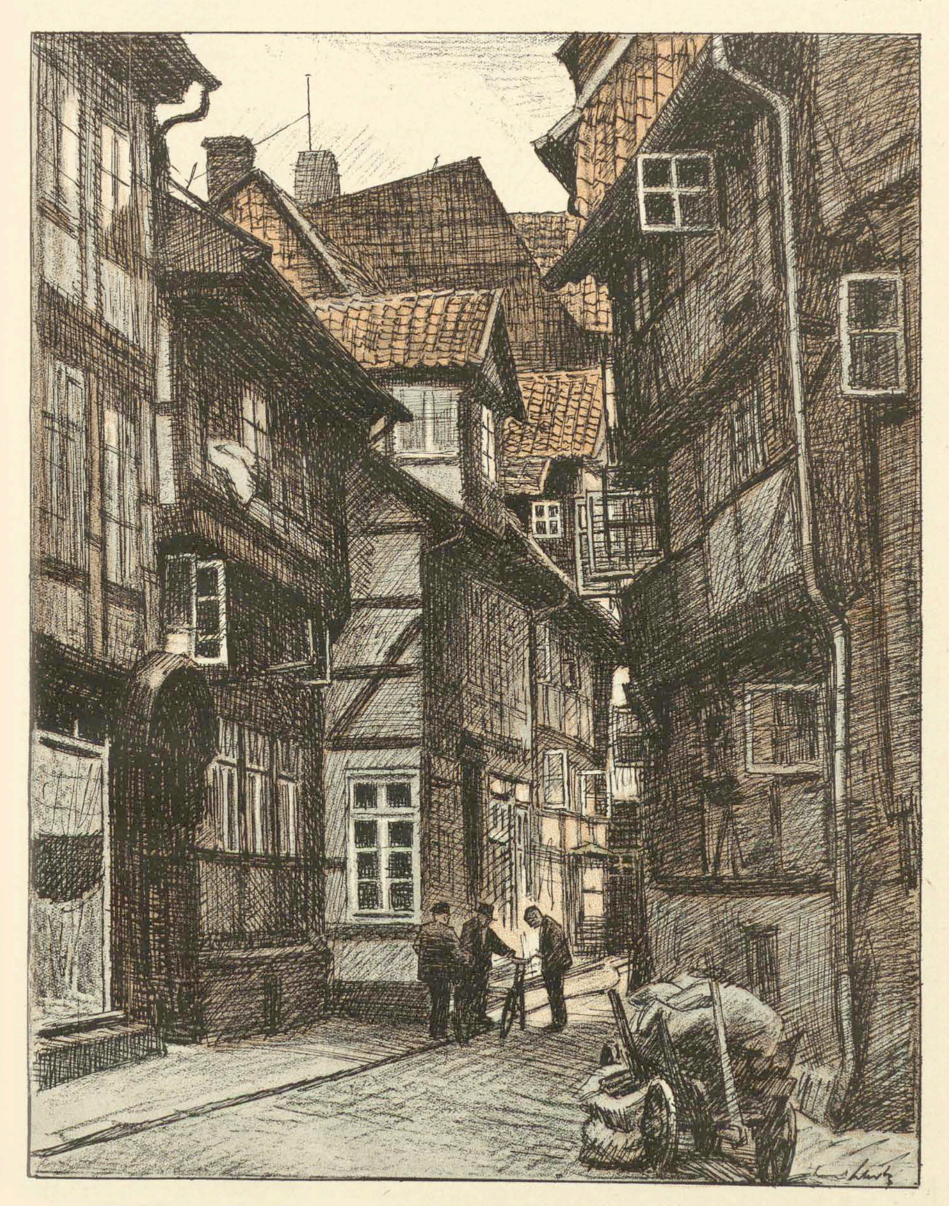
Bastian Müller

(J. Hegenbarth)



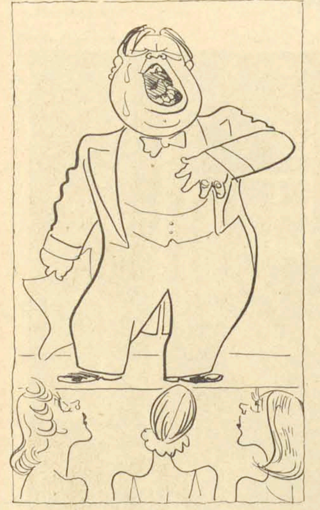
In Hildesheim

(Wilhelm Schulz)



Des Basses Grundgewalt

(Fr. Bilek)







Jagd nach dem Typ

Von Ernst Hoferichter

Jahrelang hing über meinem Mahagonischreibtisch der Reklameabreißkalender einer Seifenfabrik.

Darauf war in Lebensgröße der Kopf eines Mädchens abgebildet, dessen Schönheit nur durch ein lyrisches Gedicht nachgefühlt werden könnte. Durch ihr Haar floß chinesische Tusche in wohligen Strömen. Aus ihren Schaukelpferdaugen tropfte die Güte. Ihre Lippen aber erinnerten an Vierfruchtmarmelade oder an das Sammetweiche von Plüschsesseln in Wartezimmern. Ja, so sanft und ohne Arg war dieser Mund, daß ich mir an seine Ufer ein Wochenendhaus mit Sonnenblumen dachte. Und sie lächelte, so oft ich hinsah oder ein Blatt vom Kalenderblock abriß.

Bald war ich in dieses Bild verliebt, küßte es jeden Tag und benützte aus tiefster Zuneigung die darunter angepriesene Vollmilchseife „Aurora". Alles in mir verlangte nach dem lebenden Vorbild. „So eine Frau — oder keine!"

Im Bummel durch die Straßen, in Kaffeehäusern, auf Hotelterrassen und an den Verkaufsständen der Seefischhalle sah ich nach meinem Typ aus. Täglich trug ich ein Stück Auroraseife in der Tasche, um eine Eroberung sogleich damit zu beschenken und meine Sehnsucht beweisen zu können.

Auf der Plattform der Straßenbahnlinie Nr. 9 entdeckte ich plötzlich diesen Kopf, als wäre er von meinem Abreißkalender mit der Schere ausgeschnitten. Liebliche Haarströme... Schaukelpferdaugen... plüschgepolsterte Lippen — alles stimmte wie die Normaluhr. Meine Pulse hämmerten gleich einem elektrischen Klavier und meine Zunge dörrte vor Aufregung. Sie mußte dieses Klavierspiel und meine Trockenheit bemerkt haben — und schlug die Augen als Jalusien nieder.

„... die Güte selbst..." dachte ich, trat einen Schritt auf sie zu und stotterte etwas von unglaublicher Ähnlichkeit... Ideal... Typ... Aurora... Verzeihung... Vollmilch... Zufall — — —

Und dazwischen hinein drückte ich ihr das Stück Seife in die Hand. Nach zwei Haltestellen hatten wir uns bereits so weit gefunden, daß wir uns für den Sonntag verabredeten.

Wir fuhren auf einem Ausflugsdampfer. Sie fütterte die Möven. Wenn ich ein „Ja" erwartete, nickte sie mild mit dem Kopf. Die gewünschten „Nein" schüttelte sie gleichgesinnt aus ihren Locken. Dann sprach sie von Säulen, Tempeln und Weinlaub im Haar. Ich streichelte sie und gab ihr den wohligweichen Namen „Amalie".

Über den Dampfersteg hätte ich sie gerne auf den Händen getragen. Aber aus Furcht, sie könnte mir aus Zartheit zerbrechen und vor Milde schmelzen, schwebte ich mit ihr nur Arm in Arm ins Seerestaurant. Dazu gurrte sie wie eine Taube. Und ich dachte, daß mein Typ nur von der Tasse nippe und den Kuchen in Krümchen aufpicke. Aber bis zum Abend hatte sie zwei Portionen Kaffee, vier Stück Torten und drei Wurstbrote verzehrt. Zur Nacht besuchten wir zwei Speiselokale. Amalie ließ sich jedesmal nachservieren und trank dazu drei Schoppen Mosel und vier Kirsch. Ich bekam für das Wohlergehen meines Typs Angst und zählte heimlich in der Tasche mein Bargeld nach.

„Wenn es dir nur nicht schadet, Amalie...?"

„Du, warum bist du so häßlich zu mir... das finde ich nicht nett...!" erwiderte sie gedemütigt.

Um sie meinen Formfehler vergessen zu lassen, sprach ich von Schwänen, die durch die Fenster ziehen, von wehenden Rosengärten, Zypressenwäldern und Palmenhainen...

Da war sie wieder im Edlen heimisch geworden — und um zehn Uhr sagte sie: „... Bestell' mir, bitte, einen Wagen...!"

„Aber Amalie, wir können doch auch mit dem Autobus zurückfahren!" „... jetzt wirst du aber geschmacklos... Ich wünsche nicht, daß — —"

„... aber, meine Taube, wir haben uns doch auch auf der Plattform...?"

„... Willst du mich im Wagen zurückfahren oder — —?" „... Ober, ein Taxi...!" — —

Am Haustor hatte sie wieder das Lächeln aus Schneewittchen und Puppenfee. Ihr Gesicht zerfloß beim Abschied zu Märchen, und ich drückte dem Chauffeur als Pfand meine goldene Sprungdeckeluhr in die Hand — — —.

Wir trafen uns jetzt jeden Tag.

Amalie bekam immer mehr Appetit. Eine Freude an neuen Abendkleidern erwachte in ihr. Ich wuchs in neue Gesellschaftsformen und Manieren hinein, weil sie mich täglich taktloser und unmöglicher fand.

Ich mietete ihr eine Achtzimmerwohnung. Um alle Stunden ihr zu opfern, gab ich meinen Beruf auf. „Amalie, jetzt hast du wohl Raum und Zeit genug durch mich...?"

„... mir das auch noch vorzuwerfen, finde ich mehr als kitschig..." antwortete mein Typ.

Drei Tage darauf überraschte ich sie nach Mitternacht in der Neptun-Bar. Mit Taubenlächeln zog sie einem Autohändler die grauen Haare aus den Schläfen — — Das Bild meines Ideals explodierte. Mit dem Seifenkalender „Aurora" heizte ich mir den Ofen zur Nacht meiner Enttäuschung an. Aus war es mit Sammetlippen, Billardaugen und wiegenden Locken...

Jäh schlug mein Typ ins Gegenteil um. Wer zuviel Schlagsahne verspeist hat, sehnt sich nach saueren Gurken. Und beim Spaziergang durch die Raubtierschau des Zoo sah ich den Gegenpol aller Sanften und Zarten.

Sie neckte mit ihrem Sonnenschirm einen bengalischen Tiger, entnahm ihrer Krokodilledertasche etwas Fleisch und warf es zwischen die Gitterstäbe. Tiger stand gegen Tiger. Und Raubtier gegen Raubtier tauschten Gefühle aus.

„... Ooooh, wie gemein...!" hörte ich im Geiste meine entflohene Taube zischen. Aber diese Erinnerung verstärkte meine Zuneigung für die Tigerdame, die bis in die Mundwinkel hinein der schreiende Gegensatz zu Amalie war.

In diesem Mädchenantlitz war alles Sanfte abgemäht und alle Milde wegrasiert. Ihre Haare brannten rot wie ein Großfeuer. Die graugrünen Augen waren nur durch den Spalt eines Schlitzverschlusses sichtbar. Die Lippen waren ein Paar Korallen, die mit offenen Augen scheinbar schlie-

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. III. Vj. 37. 17108. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

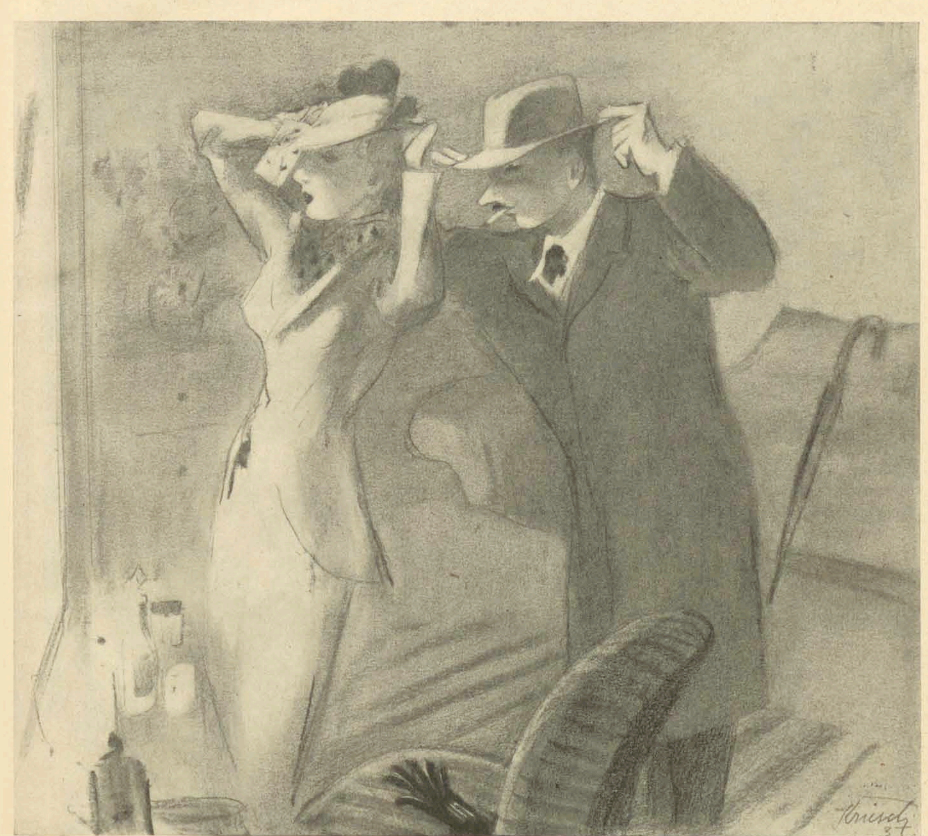
fen. Und ihrer Figur glich nichts so sehr als ein Staubsauger, der sich über das Geländer schlängelt.
Ich kaufte vom Wärter Fleisch — und beinahe hätte ich die Bestien verwechselt und das erste Stück der Dame zwischen die Zähne geworfen. Ich machte für mich das Heulen einer Hyäne nach. Sie nahm es mit Wohlgefallen auf, und durch diese Tierlaute kamen wir uns menschlich näher. Sie liebte Zirkus mit Todesschleifen, verspeiste nur Beefsteak tatar und sammelte Speere und Dolche. Und konnte wie Natron aufbrausen... Nach einer Stunde warf sie mir eine Portion Italienischen Salat an den Kopf und drohte mir mit der dreizackigen Gabel, als ich für sie bezahlen wollte. „... Messalina ...!" schrie ich.
Darauf fiel sie mir um den Hals, wo sie noch heute liegt. Sie gibt Pfötchen und ißt aus der Hand. Die Lektüre von Brehms Tierleben ließ mich tiefer in ihren Charakter eindringen.
Und wie alle Tiere ist sie im Grunde ihres Wesens ein Engel. Und Onkel Nietzsche sah um die Ecke, wenn er entdeckte, daß jedes schlechte Ding zwei gute Seiten hat.
Aber mein Typ versteht das alles nicht, weil sie es selbst ist. Blinzelnd sitzt sie mit leicht gekrümmtem Rücken neben mir. Angst bekomme ich nur, wenn sie von den Nebentischen her mit durchbohrenden Blicken gereizt wird.
Da könnte es sein, daß in ihr die Bestie siegt und in einem Sprung über drei Service hinschnellt. Aber durch ein Tatarbrot habe ich sie bisher immer besänftigen können — — —

Gespräch mit dem Nebel

Sowie ich in der Früh meine Ateliertür aufmach', kommt er angelatscht, mit grauen, nassen Füßen, kommt zu mir herein, der schieche Kunde!
„Bist da?" sag' ich.
Sagt er: „Dös woaßt do, daß i im Hirbst allwei kumm. Im Hirbst is bei mir Säsung!"
„Ko' scho' sei'," sag i zu eahm; „aber liaber waar's mir, bals d' gar nia net kemma tatst, blöder Hund!"
„Wos?" sagt er. „Willst a Maler sei' und magscht mi it, wo i do alls so schö' verschleiern tua? Wo do alls so ‚malerisch' werd hinter meine grauen Vorhäng?"
„O mei', Mensch! Verschleier' du mei' Kohlenrechnung, verschleier' du mei Ischias in de Füaß, nacha kannscht dableib'n! Aber du kannscht ja nixen!"
„Möchtst halt gar alls verschleiert ham! ... Drausd im Moos kenn i oan, derselbig möcht sei' Alte verschleiert ham ... I hob's g'macht! ‚Stell s' ner reacht weit naus ins Moos', hon i g'sagt, ‚nacha verschleiern ma s' aso, daß d' as gar nimmer siehgscht.' ‚Dös tuascht', hot er g'sagt, ‚und an Zwicknagel die seinige aa dazua!' Und hat g'lacht. Seit dera Zeit hamm s' im Moos drausd alle alten Weiber zum Torfmachen ang'stellt, und die Bauern san z'frieden, und in die Höf' is a Ruah!" R. G.

Auf der Hochzeitsreise

(R. Kriesch)



„Hoffentlich merken die Hotelgäste nicht, daß wir soeben geheiratet haben!" — „Keine Angst, Inge, die halten uns alle für unverheiratet!"

Bauern-Kirta

(E. Thöny)



Bursch'n, laßt's an Juhschroa hör'n,
und werft's d'Hüatln 'nauf,
bis auf Münka nei' müaßt's plärr'n
und auf d'Zugspitz 'nauf.

's Kirtafahndl hängt scho 'raus,
d'Sau is' aa scho' g'schlacht',
da gibt's jetzt an guat'n Schmaus
auf die Nacht.

Deandl mit dei'm Jungfernkranz,
geh, was liegt denn dro,
hoamzu, nach'm Kirtatanz — — —
'beicht' werd' nacha scho'.

Mit dö selln vo' Hinterham,
rechna mir jetzt a',
wo de insern Menscher ham —
Herrgottsa!

Oamal braucht's do' aa an G'spaß
für a Bauernleut!
Trink' ma' no' a frische Maß,
waar net g'feit.

Kirta is', da g'freun mir ins,
da geht jetzt was drauf!
Freßt's no' grad, was 's fressen kinnts,
und spielt's auf!

Joseph Maria Lutz

München, 31. Oktober 1937
42. Jahrgang / Nummer 43

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G. M. B. H., MÜNCHEN

Die enge Garderobe

(R. Kriesch)



„Warum hat denn der Dicke gleich drei Glas in Kitty's Garderobe bestellt?" – „Ach, weißt du, in dem kleinen Raum kann so ein Glas leicht umgestoßen werden!"

Zur Woche des Buches / Von Ratatöskr

Stell' auf den Tisch die jüngsten Novitäten
und auch den Krebs, der noch auf Absatz hofft,
und laß uns wieder von dem Dichter reden,
wie schon so oft!

Er hat's nicht leicht, sein Inn'res aufzuzeigen,
bis er gedruckt und schön gebunden ist
— vom Buchverlag und vom Vertrieb zu schweigen.
Bedenk', o Welt, wieviel das Spesen frißt!

Und steht zur Schau er endlich nun im Fenster,
wie schmerzlich ist es da fürs Sortiment,
wenn Publikus gleich einer Schar Gespenster
bloß schnell mal herglotzt und dann weiter rennt!

Nicht eitel, Mensch, und in der Ladenscheibe
bespiegle dich für einen Augenblick.
Tritt ein und kauf' und zahle bar und treibe,
im Buche dich bespiegelnd, Selbstkritik!

Geburtstag wie niemals wieder

VON WALTER FOITZICK

Das erste Mal war ich sozusagen nicht dabei. Sie werden mir das gerne glauben; denn bei Ihnen selbst wird es auch nicht anders gewesen sein. Wir können also vollkommen parteilos von unserm Geburtstag sprechen, dem Geburtstag ohne Nummer; denn die Zählung beginnt erst mit dem nächsten, mit Nummer 1. Unser eigentlicher Geburtstag hat Nummer 0, und man könnte daraus schließen, daß er nicht zählt. Ich halte ihn trotzdem für wichtig.
Also, wie war das damals? Wir wollen mal annehmen, es herrschte Freude über unser Kommen. Schließlich war ja auch nichts mehr dran zu ändern. Nicht unschwer wurde festgestellt, daß wir ein Junge waren, den man gemeinhin in der Sprache der Geburtsanzeigen als einen kräftigen bezeichnet. Die Kraft konnte eigentlich nur durch Vergleiche mit Unseresgleichen festgestellt werden, und da erinnerten sich denn verschiedene Tanten in liebenswürdigster Weise, daß sie schon mal schwächlichere Kinder gesehen hätten.
Wenn wir uns die ersten Fotografien, die bald nach unserem Erscheinen von uns gemacht wurden, heute betrachten, verstehen wir es nicht recht, warum man uns für etwas so Besonderes und Erstrebenswertes gehalten hat. Unsere geistigen Fähigkeiten, mit denen wir heute versuchen, den Abstand vom männlichen Schönheitsideal kunstvoll zu überbrücken, steckten damals noch recht tief in den Kinderschuhen.
Also, es herrschte viel Jubel in unserem Haus an diesem Geburtstag. Er wurde als freudiges Ereignis behandelt. Es wurde herumtelegrafiert, und man beglückwünschte sich sogar zu unserer Existenz drahtlich. In der Zeitung stand es auch, natürlich gegen Bezahlung; denn ich nehme mal vorläufig an, daß wir nicht aus höherem Geblüt stammen oder von Personen zeitgeschichtlichen Interesses das Leben geschenkt oder, soll ich sagen, huldvollst verliehen bekamen. In diesem Falle wäre es allerdings spesenfrei der schlagartig aufhorchenden Menge mitgeteilt worden, daß wir da sind.
Davon sehen wir ganz ab, bleiben wir unter uns, bei denen ein zeitgeschichtliches Interesse nicht vorlag. Trotzdem war es recht feierlich, und wir standen im Mittelpunkt des Familieninteresses. Auf unser kommendes Wohl wurde angestoßen und manches Symbolische getan und getrunken. Vielleicht pflanzten auch unsere Väter an diesem Tage einen Baum im Garten und hofften, daß wir so stark wie diese Eiche würden oder so fruchtbringend wie dieser Zwetschgenbaum. Ich bin überzeugt, auch Ihr Herr Vater fühlte sich an diesem Tage stark verwurzelt. Später hat er sich dann daran gewöhnt, und Ihre werte Existenz war ihm nicht mehr so besonders feierlich. Bedenken Sie mal die Kosten, die Sie Ihrem Papa gemacht haben; so was summiert sich im Laufe der Jahre. Also, wir wollen es unseren Vorfahren nicht übel nehmen, daß sie sich in den kommenden Zeiten nicht immer wieder Glückwunschtelegramme geschickt haben, weil sie sich als unser Vater fühlten.
Aber damals am ersten Tag war ein ungewöhnliches Gemache um uns, und die Zeit schien nach den Ereignissen unserer Nahrungsaufnahme und anderen Erscheinungen des Stoffwechsels am würdigsten eingeteilt und am passendsten gegliedert zu sein. Heute wissen wir, daß sich inzwischen andere Marksteine der historischen Gliederung durchgesetzt haben und daß weder unser Frühstück noch unser Dämmerschoppen zu den beglückendsten Stunden auch unserer nächsten Umgebung zählen.
Damals war es tatsächlich anders, auch bei Ihnen, lieber Herr Stroblinger, man sollte das heute kaum für möglich halten. Tja, wir waren halt süße Kinder, der Herr Stroblinger und ich, mit Grübchen hier und dort und Strampelbeinchen und klug für unser Alter. Schöne Damen neigten sich über unser Bettchen, kitzelten uns mit dem Zeigefinger da und dort und bedauerten vielleicht im stillen, daß wir sie nicht zur Mutter gemacht hatten, zu unserer Mutter.
Sehen Sie, Herr Stroblinger, wenn wir heute in unserem weißen Bettchen liegen und mit den Fäustchen uns so drollig die Äuglein reiben, neigen sich doch eigentlich niemals fremde schöne Damen über uns und fragen: „Ach, wem gehört denn der herzige Kleine?"
Schon aus dieser Kleinigkeit kann man erkennen, wie sich die Zeiten geändert haben seit unserm damaligen Geburtstag und unseren heutigen. Übrigens sind wir jetzt meistens Privatbesitz.

*

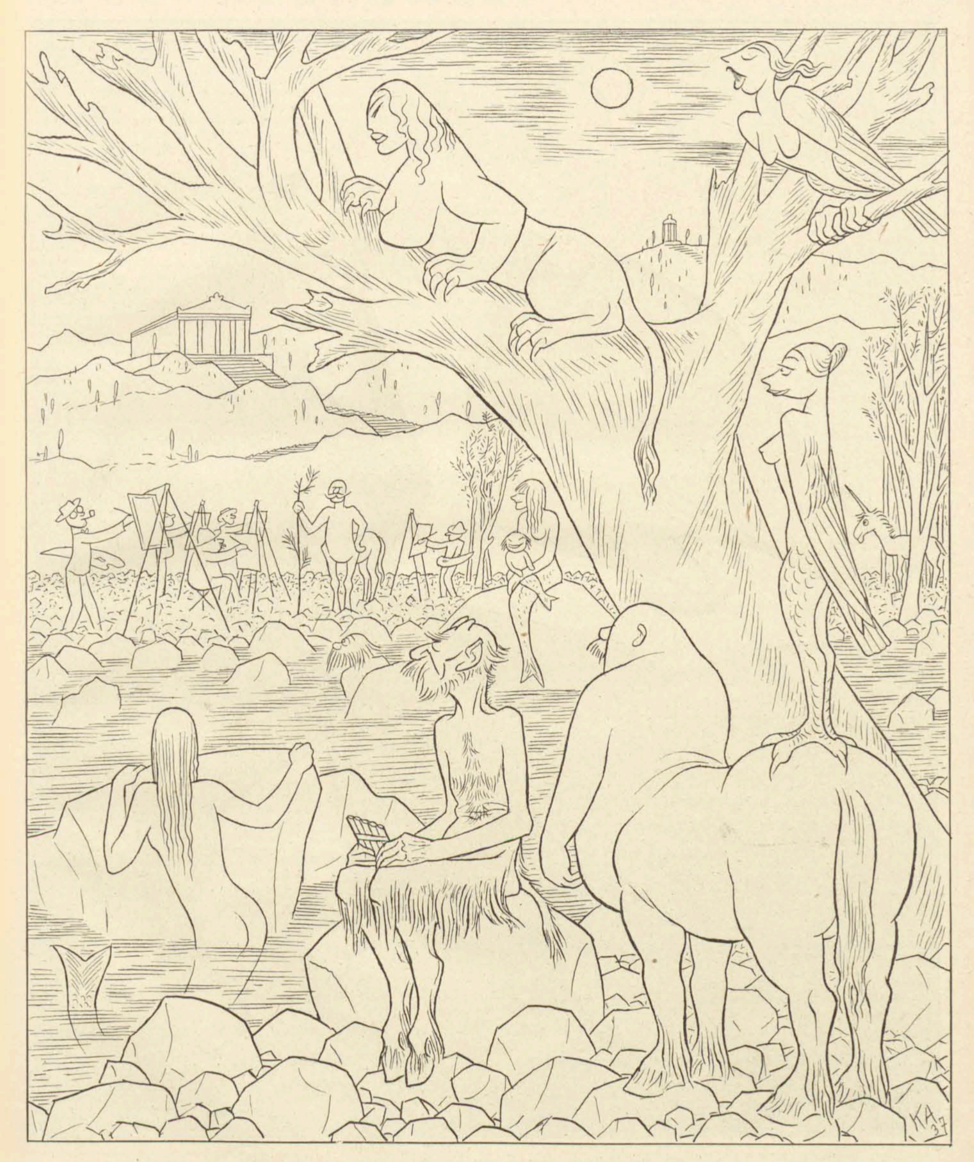
Kalter Aufschnitt

Vor Jahr und Tag hatte ich einem guten Freund mein jüngstes Versbuch geschickt, ein broschiertes Exemplar, weil mir der Verleger nur wenige gebundene zu spendieren beliebte. „Schneid 's selber auf!" hatte ich dem Freund geschrieben. Und der bedankte sich denn auch mit begeisterten Worten der Anerkennung, die mir lieblich und holdselig eingingen.
Neulich war ich ein paar Tage bei ihm zu Besuch, und weil er gerade beruflich zu tun hatte und es obendrein Regenwetter war, stöberte ich ein bißchen in seiner Bibliothek herum.
Sieh da, mein Versbuch von damals, so säuberlich und fleckenrein, als wäre es eben erst ins Regal gestellt worden!
Ich freute mich aufrichtig über das Wiedersehen und die pietätvolle Sorgfalt, mit der es offenbar bis dahin behandelt worden war. Aber bei näherem Zugriff zeigte sich's, daß der Verruchte es nicht einmal aufgeschnitten hatte! Und das wirkte natürlich nicht erhebend aufs Gemüt.
Sollte ich ihn zur Rede stellen und ihm einen Krach machen?
Aber wozu? Die Federn der Eitelkeit sind mir im Lauf der Zeit großenteils ausgefallen, und im übrigen war's doch eigentlich urbehaglich in seiner Klause ...
Also zog ich nur meinen Bleistift aus der Westentasche und kritzelte unter die Widmung von anno dazumal ein paar Zeilen und das Datum. Findet er sie zufällig einmal, so schadet's nichts; findet er sie nicht, umso besser.
Die Zeilen aber lauten so:

„Schneid's selber auf!" tat ich Dich einstmals bitten.
„Ein Meisterwerk!" schriebst Du. „Klar, ohne Bruch!"
Heut sehe ich, Du hast zwar aufgeschnitten
— bloß nicht das Buch.

Zurück zur Romantik

(K. Arnold)



„Ah, da schau her, jetzt ham uns d' Kunstmaler aa wieder entdeckt!"

Winterhilfe

(Wilhelm Schulz)



„Nur kalt' Blut und warme Unterhosen, Frau Europa! Dann geht's durch den dicksten Nebel vorwärts. Die Unterhosen hab' ich dir einstweilen gleich mitgebracht — — —"

Der Knalleffekt

Von Dirks Paulun

Beowulf wußte sich einfach nicht mehr zu helfen. Seine Seele schrie nach Abenteuern mit Knalleffekten wie ein hungriger Magen nach der Suppe. Gertie hatte ihn verwöhnt. Sie erlebte solche Abenteuer und erzählte sie ihm. Er brauchte sie nicht selber durchzumachen; er sparte Nerven, Geld und Mühe.
Die schwarze, schlichtgekämmte Gertie, Tochter strenger Bürger, die ihr Kind so gut erzogen hatten, daß es noch mit fünfundzwanzig Jahren unschuldig durch die wildesten Wirbel des Lebens schwebte — Gertie erzählte Geschichten, die man wirklich nur diesem Mädchen glauben konnte. Sie sprach leise und hastig vor sich hin, ihre Augen strahlten, sie lachte oft. Sie begriff sicher, daß sie sich in jeder Lage anders als andere verhielt, aber sie begriff gewiß nichts von den tödlichen Strudeln, durch die sie, unversehrt wie ein Engel, watete. Dabei trat sie nicht eigentlich engelhaft auf, sondern lief immer unbekümmert geradeaus... So kümmerte sie sich auch beim Erzählen nicht um das, was Beowulf besonders schätzte; sie vergaß die Haupteffekte oft genug — aber Beowulf konnte sie sich leicht dazudenken.
Diese Gertie ließ den armen Beowulf seit Wochen sitzen, und er wußte sich jetzt also nicht mehr anders zu helfen: in höchster Not fuhr er nach Hamburg, mit dem verzweifelten Vorsatz — Verbrecher zu suchen. Er meinte, das würde anregend sein.
Verbrecher, sagte er sich, wären schön dumm, wenn sie sich in verdächtigen Kellern aufhielten. Ein schlauer Verbrecher sitzt wohlgescheitelt und frischgewaschen in einem anständigen Lokal und benimmt sich ungezwungen wie ein ordentlicher Exportvertreter... „Ich bin Exportvertreter", sagte der wohlgewaschene und frischgescheitelte Mann im anständigen Kaffeehaus, mit dem sich Beowulf nun schon seit einer Stunde unterhielt. Es war eher anstrengend als anregend gewesen, aber da kam es ja endlich heraus: Exportvertreter! Beowulf freute sich über seinen Scharfblick und wollte gerade ein diplomatisches Gespräch mit dem Ziel der Entlarvung einfädeln, da trat eine weibliche Person an den Tisch — harmlos, heiter, schwarz, schlichtgekämmt — Gertie!
„Ausgerechnet hier... !" rief Beowulf, und er war ärgerlich, daß er um seine Entlarvung kommen sollte. Schon rückte auch der Exportvertreter beiseite, und Gertie setzte sich. Beowulf hätte sie dann schon lieber an einem Tisch für sich allein gehabt. Damit sie um so unbefangener erzählte, meinte er. Unbefangener ging es aber wirklich nicht! Gertie sprudelte sofort über.
Was erzählte sie da? Niemand hätte es geglaubt, der dabei nicht dieses Mädchen vor sich hatte. Aber man brauchte es nur anzusehen, und man nahm ihm alles ab.
Gertie hatte ein Zimmer. Sie hatte auch eine Schwester. Sie hatte endlich ein Ruhebett außer ihrem Nachtbett. Die Schwester hatte sie gebeten, ihr in diesem Zimmer auf diesem Tagbett an einem gewissen Abend ein Nachtlager zu gewähren, weil sie spät von einer Gesellschaft zurückkehren wollte. Man hatte verabredet, daß der Hausschlüssel bei einer Blumenhändlerin am Blankeneser Bahnhof hinterlegt sein sollte. Gertie hatte sich sehr beeilt, an diesem Abend früh nach Hause zu kommen, um nur ja vor Torschluß dazusein, und doch fand sie das Haus dunkel und verschlossen. Auf Klingeln, Rufen, Rütteln, Steinchenschmeißen hatte sich nichts gerührt.
„Es war zehn Uhr. Ich hätte mich ja vier Stunden auf die Stufen hocken können, aber dazu war es mir doch zu kühl."
„Du hättest zu uns kommen sollen! Du weißt, meine Schwester..." murmelte Beowulf.
„Ich habe daran gedacht, aber was sollte meine Schwester von mir halten, wenn sie da ankommt und nichts ist in Ordnung!"
Gertie schaute fragend auf, aber Beowulf nickte nur ermunternd.
Da heftete sie den Blick wieder auf die Tischplatte, wo sie sich beim Erzählen aus Streichhölzern Figuren legte, und fuhr fort: „Endlich fiel mir ein, daß kurz vorher die Maler bei uns gewesen waren. Leider waren die Gerüste schon abgebrochen. Geh doch mal hin!, dachte ich mir, die borgen dir sicher eine Leiter!
Leider waren die Maler auch schon zu Bett oder noch ausgegangen. Aber dann fand ich ganz zufällig drei Häuser weiter einen anderen Maler mit offenem Hof. Die Straßenlaterne schien hinein, und aus einem Fenster fiel Licht. Der halbe Platz lag voll von Leitern. Nun soll aber einer nachts bei fremden Malern klingeln! Ich gehe erst einmal mit lauten Schritten hin und her und rüttelte an den Leitern und dann suche ich mir eine kleine, handliche aus. Weil sich im Haus noch immer nichts rührt, nehme ich sie endlich auf die Schulter und ziehe damit ab. An jeder Ecke habe ich sie niedergesetzt und bin vorausgegangen, um zu sehen, ob Leute kämen. Die Straßen waren aber wie ausgestorben ..."
„Wahnsinnig komisch!" warf Beowulf ein. „Aber entschuldige, wir haben noch etwas zu besprechen!"
„Oh, ich bin gleich fertig!" rief Gertie. — „Erst als ich um die letzte Ecke biege, kommt mir ein Stoß Menschen von der Vorortbahn entgegen. Ich lege meine Leiter rasch an ein Gitter in den Schatten und gehe weiter wie ein harmloser Auf- und Abgänger. Als sie alle vorbei waren, habe ich mich wieder rangeschlichen..."
„... und da war die Leiter weg!" rief Beowulf.
„... und habe sie wieder gestemmt und bis ans Haus geschleppt. Dann mußte ich sie aufrichten."
„Dazu gehören doch zwei!" sagte der Vertreter.
„Es ging. Aber sie war nämlich leider zu kurz. Ich mußte sie wahrhaftig den ganzen Weg zurückbringen und mir eine andere aussuchen."
„Du wohnst im zweiten Stock!", rief Beowulf, „so eine Leiter kannst du doch gar nicht tragen!"
„Schwer war sie auch! Was sollte ich denn aber machen? Ich schleppte sie also wieder den ganzen Weg bis zu uns. Zwischendurch mußte ich sie doch ein paarmal absetzen. Dann hatte ich sie glücklich im Garten."
„Nein, was!?" rief der Exportvertreter.
„Allerhand!" nickte Beowulf.
„Und nun sollte ich sie also hochstemmen. Diesmal hätten wirklich zwei dazugehört, das habe ich wohl gemerkt!"
„Wenn man sie festklemmt...", sagte der Exportvertreter.
„Ich habe sie an der Mauer festgeklemmt", erzählte Gertie, „und doch, wie ich sie beinah hoch hatte, so Sprosse nach Sprosse, da merkte ich mit einmal: jetzt kannst du nicht mehr! Jetzt brichst du zusammen! Da bin ich doch lieber schnell beiseite gesprungen. Die Leiter natürlich schlug mit lautem Krach auf die Terrasse..."
„Da wachte endlich die Wirtin auf?" fragte Beowulf.
„Dachte ich auch! Ogottogottogott, dachte ich, jetzt wachen sie alle auf und schreien um Hilfe! Fünf Minuten lang habe ich den Atem angehalten, aber kein Hausbewohner und kein Nachbar hat sich gerührt."
„Und die Leiter war zerbrochen?" fragte Beowulf.
„Nee! Habe ich nicht gemerkt! — Ich also wieder 'ran und kriege das Ding auch tatsächlich hoch."
„Stand sie auch fest?" fragte Beowulf. Es sollte endlich etwas passieren, fand er.
„Natürlich!" versicherte Gertie. Dann berichtete sie heiser aber heiter: „Nu ließ ich rasch meinen Rock fallen, weil ich oben über das zackige Balkongeländer mußte, und stieg hinauf."
„Und da war das Fenster zu!" triumphierte Beowulf.
„Das Fenster war offen, und ich kam hinein. Dann bin ich die Treppe hinuntergeschlichen und durch die Hintertür hinaus, habe die umgeworfenen Blumentöpfe zurechtgerückt, meinen Rock gesucht..."
„Der Rock war verschwunden!" jubelte Beowulf.
„... und gefunden und wieder angezogen, und dann habe ich mich vor die Leiter hingestellt und überlegt: bringst du sie nun zurück oder läßt du sie bis morgen früh stehen?"
„Da haben Sie sie doch stehen lassen, was?" lachte der Exportvertreter.
„Endlich habe ich mich entschlossen, sie lieber wieder wegzubringen."
„Und da begegnete dir endlich ein Schutzmann?" vermutete Beowulf.
„Nein, aber als ich aus der Pforte kam, sah ich einen jungen Mann daherwandeln. Ich zog mich mit meiner Leiter schnell wieder in den Garten zurück. Wenn der das gesehen hat, was der wohl gedacht hat? Der dachte sicher, es spukt! — Nachher überlegte ich mir, ich hätte ihn ja einfach bitten sollen, mit anzufassen, das schwere Ding. Das hätte er doch sicher getan, nicht? — Ich habe das Stück noch fünfmal absetzen müssen, ich war froh, als ich es wieder an seinem Platz hatte!"
„Und?" fragte Beowulf, aber das war falsch — wenn in Gerties Geschichten ein Knalleffekt kam, dann wußte sie es selber nicht.
„Und? — und ausgesehen habe ich! Als ich nach Hause kam und vor dem Spiegel stand, bin ich fast umgefallen. Das Kleid weiß, die Augen rot von der Anstrengung... Aber kaum, daß ich da stehe, flötet meine Schwester unten. Habe ich vier Stunden gebraucht? frage ich mich; denn sie wollte um zwei kommen, und um zehn war ich zuerst vor dem Haus. Aber nein, sie war früher gekommen..."
„Na ja, da hättest du dir die Mühe sparen können!" lachte Beowulf.
„Im Gegenteil, es war ein Glück, daß ich alles soweit klar hatte! Meine Schwester hatte den Schlüssel auch nicht, weil der Blumenstand geschlossen war."
„Und warum erzählst du mir das alles?" fragte Beowulf.
Gertie erkannte nun doch seine Unzufriedenheit.
„Meine Nachbarin", erzählte sie hastig, „ist so furchtbar nervös. Ab neun liegt sie im Bett und ist schlaflos. Sie wacht auf, wenn ich nur den Schlüssel umdrehe und in Strümpfen durchs Zimmer gehe, und dann bekommt sie Weinkrämpfe und schimpft durch die Wand. Daß die an dem Abend nichts gemerkt hat! Nicht?"
Aber Beowulf beherrschte sich nun nicht länger. Außer sich vor Gier nach einem Knalleffekt, fragte er: „Mußtest du nießen? Ist dir eine Haarnadel hingefallen?"
Gertie schüttelte den Kopf und sagte kleinlaut: „Nein, aber daß ich so wenigen Leuten begegnet bin, und überhaupt: einsam mit der Leiter auf der Straße, wenn das meine Mutter wüßte, und daß der Malermeister nichts gemerkt hat und kein Schutzmann gekommen ist..."
„Hören Sie auf!", schrie der Exportvertreter, „das ist ja nicht auszuhalten!"
Aber das Mädchen strahlte schon wieder und meinte: „Wenn man das einem Einbrecher erzählte, der würde ja glatt..."
In diesem Augenblick gab es einen Knall und der Exportvertreter sank entseelt von seinem Stuhl.
„Wer hat hier geschossen?" rief der Oberkellner.
„Niemand!", erwiderte Beowulf, „es war ein Einbrecher. Er ist vor Neid geplatzt!"

Spät im Jahr

Von Maria Daut

... Und immer stiller wird der Weg,
und immer länger wird die Nacht.
Was du mit Jauchzen hergebracht,
ins Leben her, ins Menschlichsein —
war es nur Schein?
War es nur Pein?
Es weht wie dürres Laub vom Steg.

Laß wehn, laß gehn, was dir nicht bleibt.
Halt' wie ein Baum andächtig still
dem Sturm, der deine Träume will.

Freu dich der Kraft, die in dir treibt.

Und immer klarer wird dein Herz,
und immer näher rückt das Ziel.

Die neue Frisur

(E. Wallenburger)



„Gnädige Frau, die Frisur macht Sie so jung, daß Ihr Herr Gemahl Sie mit Ihnen betrügen könnte!"

DIE GUTE KINDERSTUBE

Der kleine Fritzle hat sich allerlei Kraftausdrücke von seinem Vater angewöhnt. Die Mutter hört es zu ihrem Mißvergnügen. Sie will ihm die schlechten Ausdrücke abgewöhnen und sagt: „Fritzle, woischt, so ebbas derf bloß dr Papa saga!" Fritzle nimmt das so ernst, daß er eines Tages, als er bei einem Autler, der eine Panne hatte, ähnliche Schimpfworte hört, stracks zu ihm hingeht und sagt: „Du, so ebbes derf bloß mei Papa saga!"

Das Lokomotivenduell

Von Rudolf Winkler

Zwei in Ehren ergraute amerikanische Lokomotivführer, die beide seit mehr als dreißig Jahren bei den Texas Railways Limited angestellt waren, wohnten ebensolange in dem Städtchen Goliath und hatten dort ihre bescheidenen Wohnhäuser nebeneinander auf derselben Straße. Sie waren treue Nachbarn und noch treuere Freunde, und durch die Jahrzehnte hindurch lösten sie sich tagaus, tagein in ihrem Dienst ab. So hätte es auch durch die Jahre hindurch weiter gehen können, wenn nicht jemand, der es genau zu wissen vorgab, eine interessante Entdeckung gemacht haben wollte, deren Gerücht alsbald schnelle Runde durch Goliaths spärliche Straßen lief. Der eine der beiden Lokomotivführer — so behauptete der gewisse Jemand — dehne seine nachbarlichen und Freundespflichten in seiner dienstfreien Zeit in mehr als zulässigem Maße auch auf die Frau des anderen aus, während dieser andere am Regulator seiner Maschine zwischen Goliath und Austin stand.

Das Gerücht machte auch vor den Ohren dessen nicht Halt, der sich getroffen fühlen mußte, und dieser stellte alsbald den als treulos angeschwärzten Freund zur Rede, der wohl gekränkt seine Unschuld beteuerte, sie aber nicht beweisen konnte. Darauf brachen die beiden Lokomotivführer die Unterredung ergebnislos ab und beschlossen, sich zu duellieren; denn sie waren beide Ehrenmänner. Daß dieses Duell nur mit Waffen aus ihrem Beruf ausgetragen werden konnte, war ihnen als verdienten und bewährten Lokomotivführern selbstverständlich, und so richteten sie ein Gesuch an den Eisenbahnkönig von Texas in Austin. Nach Darlegung der Gründe baten sie um kostenfreie Überlassung von zwei Lokomotiven und einer bestimmten Schienenstrecke. Dort sollten die beiden Maschinen mit voller Dampfkraft aufeinander losfahren und sich in der Mitte der Strecke auf einer Brücke treffen. Der Überlebende sollte als Sieger gelten. Der Eisenbahnkönig von Texas las das Gesuch aufmerksam durch und billigte es. Er stellte den treuen Lokomotivführern zur Reinwaschung ihrer

Ehre Maschinen und Gleise zur Verfügung und ließ an der bestimmten Brücke Tribünen errichten, deren Sitzplätze er Stück für Stück zu zehn Dollars verkaufte; denn auch er war ein Ehrenmann. An dem für das Duell bestimmten Tage bestiegen an den beiden Endpunkten der Strecke die Lokomotivführer ihre Maschinen und dampften pünktlich zur festgesetzten Sekunde los, an der Brücke von Tausenden von Zuschauern auf den Tribünen mit Spannung erwartet. Bald sah man von beiden Seiten schnell die Rauchfahnen der Lokomotiven herankommen, die Maschinen näherten sich mit Volldampf, und schon war die Sekunde des unerhörten Zusammenstoßes zu errechnen. Man schloß die letzten Wetten ab, wer der Überlebende sein würde, da wurde beiden ehrenhaften Lokomotivführern ein schlichtes physikalisches Gesetz zum Retter. Nicht achtend des grausigen Geschehens, das unmittelbar bevorstand, spielte nämlich an einem Brückenpfeiler ein kleiner Junge mit seinem Gummiball. Er warf den Ball gerade in dem Augenblick hoch, als die beiden Lokomotiven nur noch zentimeterweit von einander entfernt waren. Der Ball geriet so zwischen beide Maschinen und schleuderte sie kraft der ihm innewohnenden Elastizität auseinander, so daß sie an ihre Ausgangspunkte zurückrollten, während der Knabe mit dem völlig unversehrten Ball fröhlich von dannen sprang.
Solche und ähnliche Gummibälle sind in allen Größen von Drummaker and Sons, Chicago, Postbox 2224, dem führenden Gummiballhaus der Vereinigten Staaten, konkurrenzlos billig zu beziehen.

*

Fundstück

Aus einem Urteil des Versicherungsgerichtes in Troppau vom 28. Mai 1937:
„Klägerin ist mit beginnender Asterienverhaltung behaftet... Dieser Ansicht schloß sich auch das Gericht an und verachtet das Gutachten des Gerichtsachverständigen als richtig und zutreffend... Nach Überzeugung des Gerichtes kann die Klägerin wieder abreiten." Die arme Klägerin! Asterienverhaltung und noch reiten!

Lieber Simplicissimus

Bei einer Kraftfahr-Prüfung passierte folgendes: Der Prüfer fragte eine junge Dame: „Nun, Fräulein X., was tun Sie, wenn Sie einen Unfall haben?"
Die junge Dame antwortete forsch und richtig, was andere in anderen Prüfungen auch schon geantwortet haben: „Ich lasse zuerst meine Unschuld feststellen."
Als aber daraufhin bei den übrigen Prüflingen ein mehr oder minder unterdrücktes Grinsen zu merken war, rettete sie sich hold errötend in den erläuternden Zusatz: „Sozusagen."

Noppel hat sich mit seiner Verheiratung selbständig gemacht; das Büro ist vorderhand noch innerhalb der Wohnung untergebracht und das verleitet ihn immer mehr, die Abende am Aufbau des Geschäftes zu arbeiten. Sein Frauchen kommt dabei etwas zu kurz; sie sieht ihn in der Hauptsache eigentlich nur beim Essen und wenn sie seine Briefordner und Mappen abstaubt. Meist ist sie abends schon längst mehr oder weniger sanft eingeschlummert, wenn Noppel endlich Schluß macht. Als er eines Tages reichlich spät und ziemlich abgearbeitet das Schlafgemach betritt, findet er ihr dauergewelltes Köpfchen auf einen Aktendeckel gebettet, der mit einem von ihm geschriebenen Etikett versehen ist. Darauf steht, rot unterstrichen: Unerledigtes!

Mein Freund Willibald besuchte die Pariser Weltausstellung. Er war begeistert. ‚Das kann man eben nur in Paris erleben', sagte er sich immer wieder. ‚In Paris lebt die Tugend neben dem Laster. Und ich habe die Tugend gefunden ...' Er schwärmte von dem süßen Engel, den er zufällig kennengelernt hatte und kam sich, wenn er sich ihre harmlose Unverdorbenheit vorstellte, wie der verworfenste Casanova vor. Als es so weit war, daß der Hotelportier Willibald den Zimmerschlüssel reichte, ließ die Angebetete — hold errötend — den dunklen Schleier ihrer Wimpern über die Guckäuglein fallen, und schon wollte sie Willibald zum Lift folgen, da rief der Portier erfreut: „O Madame — welches Glück! Hier ist der Schirm, den Sie gestern bei uns vergessen haben."


(Zeichnung O. Nückel)

Die Kinder sollen einen Aufsatz über den Winter und seine Freuden schreiben. Nachdem Peter in seinem Aufsatz von sich, den Geschwistern und Eltern erzählt hat, was für schöne Sportbelustigungen ihnen der Winter bringt, schreibt er weiter: „Nur mein Großvater geht nicht mehr mit ins Freie. Er sitzt hinter dem Ofen und raucht seine Pfeife und schaut manchmal um die Ecke, ob der Tod nicht bald kommt. So hat jeder in unserer Familie im Winter sein Vergnügen."

Das alternde Paar ging den sandigen Waldweg, den sie vor rund dreißig Jahren als jung Verliebte in seligem Selbander oft gegangen waren. „Das selbe raschelnde Laub", meinte sie verträumt, „das selbe fahle Mondlicht durchs Gezweig, die selben gnomenhaften Schatten wie damals!"
„Und, so viel ich bemerken konnte, die selben Umgangsformen auf den Bänkchen", ergänzte er milde.

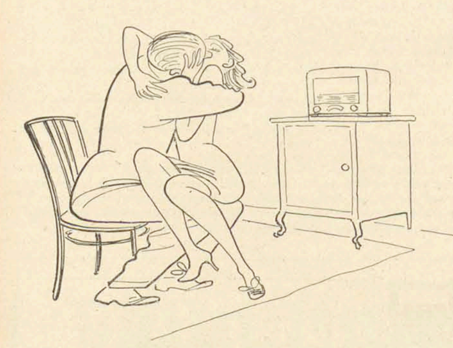
Einer meiner Bekannten, ein Studienrat a. D., wird in der Eisenbahn angesprochen: „Sie, geb'n S' mir a Feuer!"
Der Studienrat a. D. erwidert: „Ich gebe Ihnen kein Feuer, erstens, weil ich keines habe;
zweitens würde ich Ihnen keines geben, auch wenn ich eines hätte,
a) weil Sie mich in unhöflicher Weise darum angegangen haben,
b) weil wir uns in einem Nichtraucherabteil befinden."

Hacke hat junge Damen gern. Neulich glaubt er im Park endlich seine Gelegenheit gekommen: „Fräulein, Sie haben Ihr Taschentuch verloren!"
Da guckt die junge Dame Hacke groß an und sagt ärgerlich: „Ja — aber nicht für Sie!"

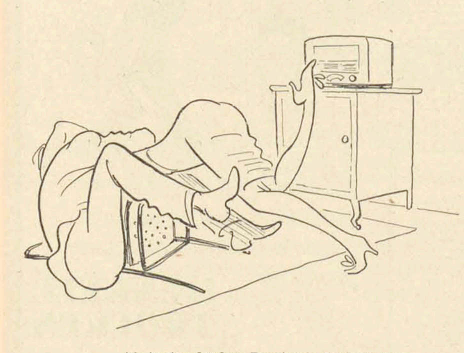
Der abendliche Sportbericht meldet im Rundfunk

(Fr. Bilek)

„ . . . stellt sich immer wieder dem Gegner und klammert verzweifelt . . .“



„ . . . der Gegner schon völlig zerschlagen, hat den schweren Treffern nichts entgegenzusetzen . . .“



„ . . . bis in der fünften Runde ein technischer k.o. dem ungleichen Kampf ein Ende macht.“

H E R B S T

Von Achille Campanile

Es war noch gestern, daß aus den Gärten, an denen wir so oft achtlos vorübergingen, Akazienduft aufstieg und uns ankündigte, daß es Frühling sei, während wir uns noch im Winter wähnten; gestern war es, daß der Ligusterduft aus denselben Gärten uns den Hochsommer verkündete, während wir noch im Frühling zu sein glaubten; und heute, heute, da wir uns voller Vertrauen dem Sommer hingeben, lösen sich welke Blätter von den Bäumen dieses Gartens los, wirbeln durch die Luft, fallen zu unseren Füßen nieder und sagen uns deutlich, daß der Herbst gekommen ist.

Wie eng reihen sich die Jahreszeiten aneinander, ohne uns auch nur Zeit zum Atemholen zu lassen! Während die eine da ist, beginnt schon die andere. Sie ziehen vorüber, aneinandergekettet wie die Waggons eines fahrenden Zuges, und wir betrachten sie voller Erstaunen; wir sehen immer wieder die vier Wagen erscheinen mit Blumen, Früchten, Wind und Eis, und nichts davon bleibt in unseren Händen haften.

Man sagt leichthin, daß eine Jahreszeit vorbei ist, und daß eine andere kommt; man freut sich, wenn der Frühling beginnt, man beglückwünscht sich, wenn ein zu heißer Sommer vorüber ist, und im Winter wünscht man sehnlichst den Sommer herbei. Und während all der kurzen Jahreszeiten vergeht das Leben.

Jetzt also ist der Sommer zu Ende. Was haben wir mit ihm gemacht? Es war ein heißer Sommer. Aber es hat auch angenehme Tage gegeben, und die waren so lang! Wir fühlten uns so wohl. Morgen wird der Winter da sein. Wie kurz sind die Wintertage! Man dreht sich um, und schon ist es Nacht. Man kommt zu rein nichts.

Warten wir also das kommende Jahr ab!

Bis vor kurzem noch waren wir voll trügerischer Hoffnung. Aber dann merkt man plötzlich, daß es im Nu dunkelt, und jetzt wissen wir, daß der Sommer vorbei ist, wirklich und wahrhaftig vorbei.

In diesen von Windstößen gepeitschten Straßenecken herrscht eine elegische Stimmung, es riecht nach gerösteten Maronen, und die Schritte der Vorübergehenden hallen auf dem Pflaster wider. Papierfetzen fliegen von der Erde auf und wirbeln in der Luft.

Nordwind.

Als Kind glaubte ich, daß die Zeit, die vergeht, die Erscheinungsform nur eines Alters wäre. Das heißt: ich glaubte, daß im Leben der erste Zeitabschnitt — die Kindheit — von nebensächlicher Bedeutung und nur dazu bestimmt wäre, uns in den zweiten zu befördern, den ich für den hauptsächlichen, den einzig wahren hielt, und ich stellte mir vor, daß dieser eines Tages klar erkennbar beginnen, und daß er beharrend und grenzenlos sein müsse. In meiner Einbildung besaß lediglich der erste Abschnitt die Eigentümlichkeit der vergehenden Zeit, und ich wünschte, daß er so schnell wie möglich verginge. Ich sah die erwachsenen Männer, wie sie des abends nach Hause kamen, in ihren Sesseln saßen und beim Lampenlicht die Zeitung lasen; und ich dachte, daß auch für mich eines Tages dieses Leben beginnen würde; ich würde dann jeden Abend nach Hause kommen, mich in meinen Sessel setzen und beim Schein der Lampe die Zeitung lesen. Obwohl es kein sehr abwechslungsreiches Leben war, erschien es mir ohne Grenzen, unendlich und unabänderlich. Alles stellte ich auf dieses Leben ein, indem ich mir sagte: Wenn ich groß sein werde... Aber ach! ich bin jetzt erwachsen, und der famose Abschnitt einer Zeit, die nicht vergeht, hat noch nicht angefangen. Sie vergeht vielmehr andauernd, und ich fürchte, daß die Periode ihrer Beharrung niemals beginnen wird. Kurz, ich habe begriffen, daß ich das Opfer eines Mißverständnisses war.

Was ich als Knabe gesehen habe, war nur irgend ein Augenblick im Leben eines Erwachsenen. Wer weiß, wie viele Male auch ich, ohne daß es mir bewußt war, des abends nach Hause gekommen bin und beim Lampenlicht die Zeitung gelesen habe! Vielleicht hat auch irgend ein Knabe, der mich sah, geglaubt, daß dies mein Leben sei, und auch er hat die Einbildung gehegt, daß für ihn in einem gewissen Alter die Zeit käme, da er des abends zurückkehrend, bei der Lampe die Zeitung lesen würde! Welch ein Irrtum! Diese Perioden kommen niemals. Sie existieren überhaupt nicht. Nie kommt der Tag, an dem man sich sagen kann: jetzt beginnt der Hauptabschnitt meines Daseins... sondern immer, immer sagt man: morgen...

So geschieht es, daß hinterrücks viel Zeit vergeht, während wir noch in Erwartung sind, und während wir glauben, daß es sich um eine Jahreszeit handelt, die der andern folgt, handelt es sich in Wirklichkeit um das wahre und wirkliche Altern.

Es gibt auch nicht eine Minute, in der wir nicht altern. Ununterbrochen geht es vor sich, was wir auch tun mögen. Sogar, während wir schlafen. Es ist nicht einmal nötig, daß man daran denkt. Es ist, wie wenn man auf einem Schiff reist: man tanzt, man ißt, man flirtet, man ist seekrank, man amüsiert sich — und inzwischen fährt das Schiff immer weiter; irgend einer ist da, dort unten, der ganz still dafür sorgt, daß die Motore in Bewegung bleiben.

Kurz, es ist so, als sage die Zeit zu einem jeden von uns: „Schon gut, beschäftigen Sie sich nicht mit mir! Tun Sie ruhig, was Sie wollen! Ich denke an alles, haben Sie keine Angst, Sie werden nichts spüren...“

Und in der Tat: Man spürt nichts.

(Autorisierte Übertragung von A. L. Erné)

Der Weise spricht

(E. Thöny)



„Und verleihen Sie um Gottes willen nie ein Buch! Es gibt Gentlemen, die geben entlehnte Bücher so wenig zurück wie gewisse Gentlemen gestohlene Kolonien."

„Hallohallo!"

„Und wenn wir die Buddls aushaben?"
„Gehn wir schwimmen!"
Ein Jubelgeschrei erschütterte das Atelier im Vorort. Der Funksprecher Wisch umarmte den Schriftsteller Lüring, und Lürings Frau erstickte fast vor Lachen.
„Famoser Witz! Famoser Witz!" rief sie immer wieder und schlug dem Photographen auf die Schulter.
„Doch kein Witz!", rief Lampen, „wir gehn zur Ziegelei! Das tun wir oft; das kalte Wasser ist gut für den Kopf! — Ach so, Lüring, du kannst ja nicht schwimmen?" „Och, ich kann mich 'ne Zeit über Wasser halten!" „Na, denn los, austrinken!"
Jetzt haben sie die abgesoffene Lehmgrube im matten Mondlicht gefunden und planschen wie die Kinder darin herum.
„Kuckmal, Lampen", schreit Wisch, „der Lüring hat ja wieder einen netten Stich!"
Ja, Lüring treibt es sonderbar. Er ruft fortwährend „Hallo-halloh" und taucht den andern etwas vor: Kopf 'rauf — prusten — „hallohalloh" — Kopf 'runter — Kopf 'rauf...
„Geh man lieber 'raus!" ruft seine Frau. Aber nein, er bleibt dabei: „Hallohallo!"
Lampen hat ihn listig umschwommen und kommt von hinten, packt ihn an den Hüften und gibt ihm einen Stoß. Dabei ruft er kindlich: „Djuppslalah!"
„Nochmal!" schreit Wisch vom Ufer.
„Laß ihn doch!" ruft Frau Lüring.
Lüring aber prustet nur ein halbes Hallo und taucht weiter. Mit Djuppslala und Hallo und nochmal Djuppslalah und Halloh kommen die beiden auf das glatte Lehmufer. Lüring kann kaum noch heraufkriechen. „Was war denn los?" — „Ich konnte nicht mehr!" „Und warum riefst du nicht ‚Hilfe!'?"
„War mir zu pathetisch." D. P.

(Toni Bichl)



MEIN HÄUSCHEN

Von Hasse Zetterström

Ich wollte ein eigenes kleines Häuschen haben, teils zum ausruhen, teils um ungestört arbeiten zu können. Ein kleines Häuschen mit einer Tür, durch die man die Außenwelt abschließen konnte.

Ein moderner Mensch, der etwas sucht, inseriert. Ich inserierte also: „Häuschen gesucht, gut gebaut und in günstiger Lage." Ich bekam eine Unzahl Offerten. Es gab scheinbar sehr viele Leute, die erpicht darauf waren, Häuschen zu verkaufen, und die alle gerade das Häuschen hatten, das ich suchte. Leider hatten sie es nicht. Monatelang, im Herbst, Winter und Frühjahr fuhr ich jeden Sonntag hinaus und sah mir Häuschen an, kam aber immer enttäuscht und müde nach Hause. Ich setzte Häuser- und Grundstücksmakler in Bewegung. Sie schickten mir viele hundert Offerten. Alles zu ganz besonders günstigen Bedingungen. Aber schließlich ermüdeten sogar die Maklerfirmen. Wahrscheinlich dachten sie: Der Mensch will uns nur zum besten halten. Er denkt gar nicht daran, ein Haus zu kaufen. Vermutlich sammelt er Offerten, so wie andere Briefmarken oder alte Weinetiketten.

Es wurde Sommer, und ich zog wie immer in meine Mietvilla am offenen Meer, wo ich während der kalten und stürmischen Junitage vieler Jahre mich abgemüht hatte, einen dickköpfigen alten Ofen zu heizen und die Tapeten festzuhalten, die kurzerhand alle Beziehungen zu der Wand möglichst bis zur oberen Kante abgebrochen hatten. Da saß ich eines Tages mit einer Kohlenschippe in der Hand, als ich Besuch von einem Freund bekam, der sich den Ziegelstein borgen wollte, der von sämtlichen Sommergästen der Insel als Heizapparat auf dem Petroleumkocher benutzt wurde.

Mein Freund stand da, mit dem Stein an die Brust gedrückt, froh und glücklich, als ob es ein Goldklumpen gewesen wäre. Dann sagte er plötzlich: „Hast du nie daran gedacht, dir ein eigenes Häuschen zuzulegen?"

„Hast du eines vorzuschlagen? Außer den vierhundertsechsundfünfzig, die ich in zehn Landkreisen und fünfundzwanzig Kirchspielen angesehen habe."

„So weit brauchst du nicht zu fahren", sagte der Mann mit dem Stein. „Es gibt ja eins hier dicht bei — du kannst es fast sehen, wenn du vor die Tür gehst. Das würde dir gefallen."

„Auf dieser Insel gibt es nur Wochenendhäuschen zu verkaufen, und die passen mir nicht."

„Zweihundert Meter von hier liegt das Häuschen, das du kaufen sollst. Es heißt ‚Krähenhorst'. Geh hin, und kauf es, ehe dir jemand zuvorkommt."

Ich ließ Kohlenschippe und Tapeten aus den Händen, sowohl die Oberkante als auch die Unterkante, und lief nach ‚Krähenhorst'. Blieb ein Stück davor stehen und sah ein Häuschen, das ich tausendmal gesehen, aber doch nie gesehen hatte. Ein uraltes Bauernhäuschen zwischen Flieder und blühenden Obstbäumen mitten im frischen Grün des Vorsommers. Ein geräumiges Grundstück, mit einer Steinmauer eingefaßt. Die große Bucht davor.

Das war mein Häuschen! Ich ging schnurstracks hinein durch die niedrige Tür, um es stehenden Fußes zu kaufen und sofort einzuziehen.

Enttäuscht kam ich wieder heraus und ging zurück zu der Kohlenschippe und den wehenden Tapeten, ohne einen einzigen Blick auf die wunderbare Blütenpracht zu werfen, die mein erträumtes kleines Holzschloß umgab. ‚Krähenhorst' war mir zu teuer.

Als aber der Winter kam und alle Blumen verwelkt waren und der Sturm ‚weiße Gänse' in der dunklen Bucht aufpeitschte, wurde es billiger. Und da kaufte ich das Häuschen, mit allem, was drum und dran war, und wurde Besitzer eines Grundstückes, so groß, daß es mehrere Minuten dauerte, ehe ich es umschritten hatte.

Mark Twain sagt irgendwo:

„Wenn du den Hügel des Glückes besteigst, da hüte dich, einem Freund zu begegnen!"

Ich begegnete vielen Freunden, nachdem ich ‚Krähenhorst' gekauft hatte. Der erste sagte:

„Guten Tag, Herr Gutsbesitzer. Gratuliere! Aber hier ist es höllisch windig. Wenn der Nordwind pfeift, dann kann niemand sich hier aufhalten."

Ich sagte:

„Das Haus liegt leider auf einer Insel. Auf Inseln pflegt es manchmal zu stürmen. Wenn es zu schlimm wird, geht man eben nach der Leeseite hinüber. Solch eine hat ein jedes Haus. Hier haben Leute hundert Jahre gewohnt und der Sturm hat sie nicht geholt."

Der zweite Freund sagte:

„Hast du daran gedacht, daß der Platz hier feucht ist? Das Wasser läuft den Hügel gerade hinunter und bleibt unter dem Haus stehen und kann nicht weiter. Du mußt so schnell wie möglich einen Drän-Graben anlegen lassen. Sicher wird schon Schwamm im Fußboden sein."

Der dritte sagte:

„Du mußt etwas gegen die Ameisen tun. Das ganze Haus ist voll von Ameisen. Es ist möglich, daß sie ihre Nester gerade unter der Küche haben. Vor einigen Jahren habe ich ein paar große Kreuzottern hier gesehen, dicht an der Haustür."

Der vierte:

„Die Birken haben Wasserschößlinge. Du mußt sie so schnell wie möglich beschneiden lassen. Am besten ist es, du läßt die Bäume ganz verschwinden, sie nehmen sowieso den Nachbarn die Aussicht fort. Und dann sind Wühlmäuse da, die die Wurzeln der Obstbäume auffressen."

Der fünfte sagte:

„Der Platz ist nicht übel, obwohl das Haus verfault und verkommen ist. Mindestens hast du tausend Mark zuviel für die Baracke gezahlt. Aber vielleicht kannst du ein neues Haus für achthundert bauen. Es ist teuer zu bauen. Und dann mußt du Rasenstreifen auf der Mauer haben, sonst wirkt sie nicht echt."

Der sechste sagte:

„Ist es wahr, daß du überall erzählt hast, das Häuschen sei durch und durch verfault und das Grundstück unbewohnbar, und daß du dies nur gesagt hast, um andere Reflektanten zu verscheuchen und den Preis zu drücken?"

„Jawohl", sagte ich, zerschmettert und entlarvt, „das ist wahr. Und es ist auch wahr, daß ich die halbe Kaufsumme mit einem gefälschten Wechsel und die andere Hälfte mit wertlosen Hypothekenbriefen auf ein lange abgebranntes Haus, das vor zehn Jahren subhastiert wurde, bezahlt habe."

Ich ging und dachte an all dieses und wunderte mich, nicht so viel über Krähenhorst, als vielmehr über die Menschen. Da bekam ich eines Tages Besuch von einem fremden Herrn. Er war höflich und sympathisch in seinem Auftreten und sagte:

„Ich habe gehört, daß Sie ‚Krähenhorst' gekauft haben."

„Jawohl," sagte ich, „aber ich habe fünftausend zuviel für eine verfaulte Baracke und ein versumpftes Grundstück bezahlt. Außerdem: es stürmt, Ameisen sind da, die Birken haben Wasserschößlinge, es gibt Wühlmäuse in der Erde und Kreuzottern vor der Haustür. Es ist alles sehr traurig."

Der höfliche Herr lächelte und erwiderte:

„Es ist der schönste Fleck auf der ganzen Insel. Das Haus ist gesund und Grund und Boden trokken. Es liegt ja auf reinem Sandboden. Es sind nicht mehr Ameisen hier als woanders und Schlangen habe ich nie gesehen. Die Aussicht ist wunderbar und der Boden kultiviert und prima."

„Sehr freundlich gesagt. Von welcher Versicherungsgesellschaft kommen Sie? Gilt es Feuer, Diebstahl oder Hagel?"

„Nichts von alledem. Ich wollte nur fragen, ob ich einen kleinen Teil Ihres Grundstückes kaufen könnte, um ein Haus darauf zu bauen. Hier ist ja Platz genug für zwei."

„Natürlich ist Platz für zwei. Und einen so liebenswürdigen Menschen würde ich ja gern als Nachbarn haben. Sie sollen ein Viertel des Grundstückes für hunderttausend Mark bar bekommen."

„Sie scherzen!" sagte der fremde Herr.

„Manchmal ja, aber nie in Geschäften. Wollen wir die Sache gleich ins reine bringen?"

Es wurde kein Geschäft. Gott sei Dank, und es wird auch keins werden; denn das erste eigene Häuschen ist unbezahlbar — wenigstens bis zum Herbst. Das Grundstück ist ebenso teuer, ja noch teurer; denn es ist die Heimat — die eigene Scholle.

(Aus dem Schwedischen von Age Avenstrup)

Frau im Herbst

Von Oskar Wöhrle

Heut nacht im Dunkel ging mein Blut
im Gleichklang all der Regentropfen,
die mit verbissner, herbstner Wut
ohn' Unterlaß ans Fenster klopfen.

Das war ein schauriges Gestöhn!
Dazwischen klang wie Schüssefnallen
der reifen Kästenen Getön,
die platzend auf die Erde fallen.

Die Schüsse quälten bös mein Ohr,
bis mich die Kugeln selber trafen.
Ein Baum wuchs mir im Herz empor.
Mann, selig bin ich eingeschlafen!

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. III. Vj. 37. 17108. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Im Feuereifer

(Olaf Gulbransson)

„Hans, da drüben kommt Fräulein Meier!“ — „Wo?“

„Mach' doch die Augen auf, daa drüben!“—„Seh' nichts!“

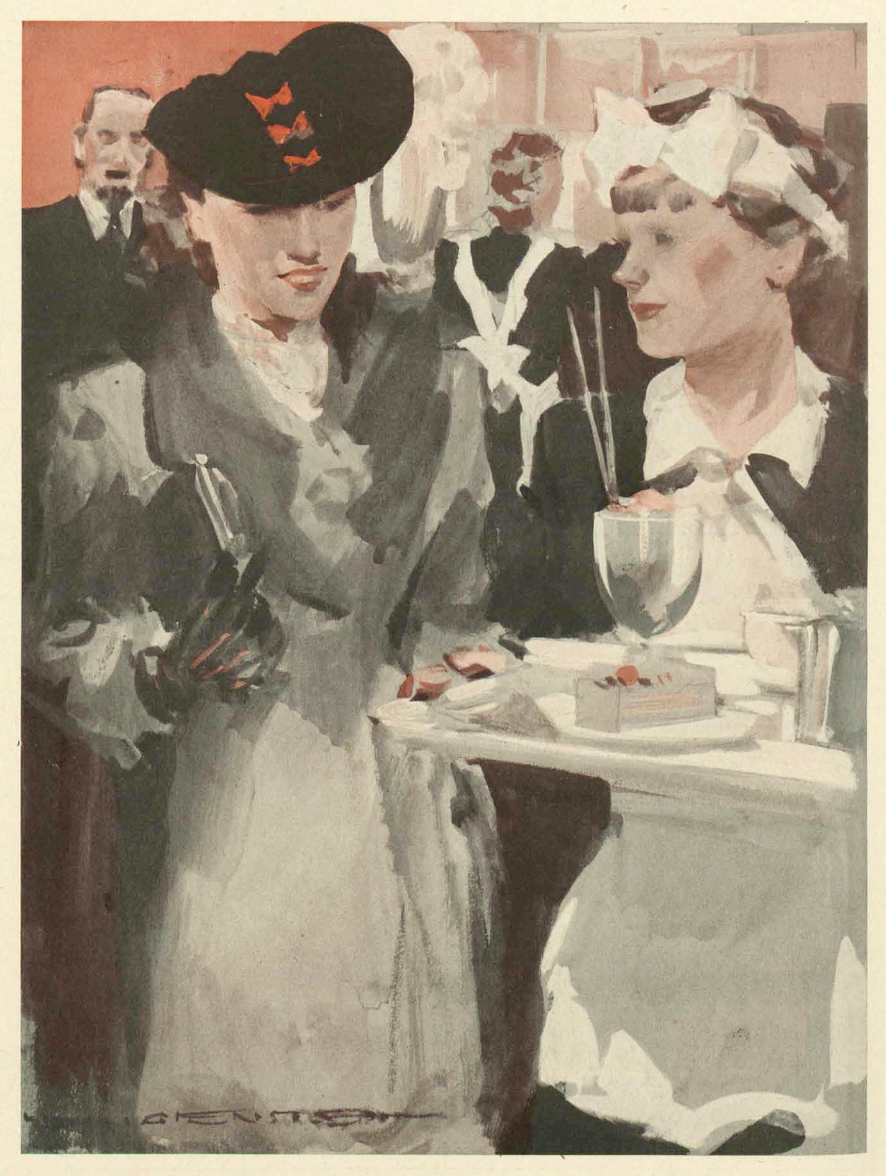
OLAF GULBRANSSON 39

„Na, sowas Stures, du siehst und merkst schon gar nichts!“

„Autsch, ujujui!“ — „Nur gut, daß du 's gleich gemerkt hast!“

Ihre Konditorei

(K. Heiligenstaedt)



„Fränzi, haben Sie meinen Mann gesehen?" — „Meinen Sie den Dienstag-Herrn oder den vom Freitag?"

München, 7. November 1937
42. Jahrgang / Nummer 44

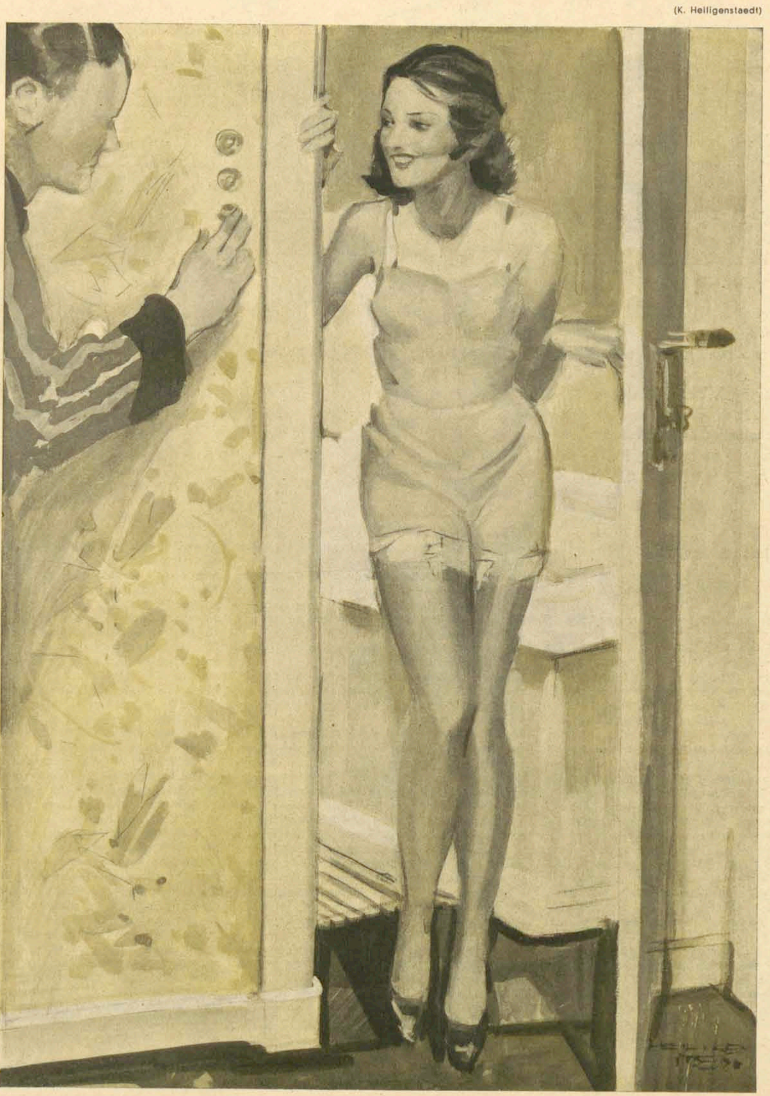
40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Das gemeinsame Badezimmer

(K. Heiligenstaedt)



„Oh, Verzeihung, ich komme wohl zu früh, Fräulein Inge?“ — „Sie meinen wohl, zu spät!“

Die Muse an den „Dichter"

(Fr. Bilek)



Hast mich oft genug gerufen,
und nun bin ich da.
Des Parnasses steile Stufen —
voilà!
Fix hinauf und immer höher,
wenn das Herz auch klopft,
windiger Phrasenpillendreher,
und der Angstschweiß tropft!

Deine Bronchien hör' ich pfeifen —
ach herrjemineh!
Wolltest nach den Göttern greifen?
Weh dir, weh!
Süßholzraspler, Wortbreimantscher,
bleib' in deiner Welt!
Und mich kannst du, Pathospantscher —
aber kreuzweis, gelt!

Ratatöskr

Quer, lang und ohne . . .

Es ist immer gut, wenn man sich zuerst über die sachlichen Grundlagen unterrichtet, falls man etwas schreiben will. Deshalb sah ich in einem Lexikon nach, was ein Schlips ist. Zu meiner Beruhigung konnte ich feststellen, daß ich bisher auf dem richtigen Wege war, wenn ich einen Schlips als Schlips bezeichnete und ihn mir umband; denn das tat man schon im zweiten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts.

Bei Krawatte ist die Sache schon etwas komplizierter. Denn Krawatte ist auch ein Griff, der beim Ringkampf angewendet wird und der in gewissen Fällen sehr brauchbar sein soll.

Ich wende diesen Griff sehr selten an, während ich die andere Krawatte täglich benutze. Bei vielen Leuten mag das umgekehrt sein.

Als ich mir neulich einen Schlips kaufen wollte, sagte das Fräulein: „Schleifchen machen jugendlich." Ich fragte sie, woher sie das wüßte. Sie meinte, es sei eine allgemein bekannte Tatsache. Mir war das noch nicht allgemein bekannt, aber man kennt manchmal die einfachsten Hausmittel nicht.

Ich kaufte mir also das Schleifchen und fühle mich schon viel jünger, aber in den Kindergarten gehe ich noch nicht.

Manche Männer können keine Schleifchen binden und viele heiraten deshalb, weil man zum Frack unbedingt eine weiße Schleife haben muß, blütenweiß und unzerknautscht. Wer soll einem dabei helfen? Ich glaube, aus diesem Grunde sind auch die meisten Diplomaten verheiratet, weil sie so viel ihren Frack tragen müssen und infolgedessen so viele weiße Schleifchen. Die Diplomatenfrauen haben gewiß alle Hände voll damit zu tun und geben Hilfsstellung.

Mit der Zeit lernen's übrigens die meisten Männer, aber dann ist es zu spät.

Warum wird eigentlich das Binden der Schleifchen nicht durch den Rundfunk geübt, sagen wir mal, in einer Stunde für den Herrn, so zwischen 6 und 7 Uhr morgens?

Erst müßte ein Weckruf durch Fanfaren erfolgen und dann kommandierte eine sympathische Frauenstimme: „Angetreten, meine Herren, zum Schleifchenbinden." So, nun stellen Sie sich mal alle vor den Spiegel. Augen auf, meine Herren, schauen Sie nur mutig ins Gesicht, das sie da mürrisch anblickt. Nu mal alle tief Atem holen. Sehr schön, auch Onkel Eduard soll mitmachen! Und nun geht es nach Zählen weiter. Auf Kommando eins muß man einen einfachen Knoten schlingen, auf Kommando zwei mit der linken Hand eine rechte Schlinge bilden, dann auf drei mit der rechten Hand eine linke Schlinge durchziehen. „Herr Maier, nicht mogeln, langsam durchziehen!"

Das könnte mit Gongschlägen verbunden sein und leichter Morgenmusik, vielleicht singen wir auch alle gemeinsam ein Liedchen dazu.

Es ist nur so ein kleiner Vorschlag von mir für die Stunde des Herrn. Man würde sich sehr in Selbstdisziplin üben und in der Beherrschung der Nervosität. Und wenn wir dann gelegentlich wieder mal abends den Frack anziehen, werden wir nicht mehr blau anlaufen.

Nach meinen Erfahrungen sind die Männer, die im gewöhnlichen Leben lange Schlipse tragen, die solideren. Doch muß man zur Beurteilung des Charakters natürlich auch die Musterung mit in Betracht ziehen. Da hat man wieder deutlich zu unterscheiden zwischen gekauften und geschenkten Schlipsen. Bei den geschenkten ist in vielen Fällen die Gesinnung, die zu der Gabe führte, das schönste. Meist geschieht es von lieber Hand.

Lange habe ich geglaubt, der Schlips diene nur dazu, das Kragenknöpfchen zu verdecken, das zu zeigen nach einer Übereinkunft als indezent gilt. Da traf ich vor einigen Jahren den Fritz auf der Straße. Er war durchaus korrekt angezogen, aber der Schlips fehlte. Ich flüsterte ihm zu: „Mensch, du hast was vergessen, man sieht das Knöpfchen!" Voll Verachtung blickte Fritz auf und sagte: „Drüben trägt kein Mensch mehr einen Schlips." Fritz weiß immer, was man ‚drüben' trägt, und ‚drüben' ist Amerika.

Fritz hat sich nur teilweise durchgesetzt; denn die meisten Männer wollen halt das Kragenknöpfchen nicht zeigen, sie schämen sich sonst. Und das hat was für sich. Es gibt nämlich irgendwo im Busch eine gewisse Sorte Neger, die tragen weder einen Ulster noch einen Sakko, sondern nur ein dünnes Schnürchen um die Hüfte und fühlen sich dabei ganz angezogen. Wenn sie aber das Schnürchen nicht umhaben, dann müssen sie sich ganz entsetzlich genieren. Ich glaube, mit dem Schlips ist es auch so.

Foitzick

Die Fernseherin

(Olaf Gulbransson)

„Halloh, Paul! Großartig sieht man sich. Aber warum sooo müde? . . .“

„. . . und die matten, verglasten Augen, die du hast . . .“

„. . . und einen Knutschfleck hast du auch! Von wem . . .“

„. . . na, warte, heute abend noch fliege ich nach Berlin!“

Bauchredner

(K. Arnold)



„Ja, mei Liaba, ma hot 's net leicht!“ — „No ja, a jeda tragt halt sei' Last.“

Die Greta in Graglwang

Von

Karl Springenschmid

„Thres", pfeift der Harlander Schorsch übern Gartenzaun, „heut woll! Heut hätt i oane gsöchn, Kreuztuifl, a bildsaubere, drenten in Graglwang!" Die Trischler Thres, dem Harlander Schorsch die Seinige, ist grad bei der großen Wäsch'. Sie faßt eins von die Mannshemder aus dem Zuber, seift es ein und fahrt mit der Bürsten drüber.

Der Harlander Schorsch schiebt das Hütl, das kecke, das lodene, ein wenig tiefer in die Stirn, weil ihn die Sonn' so blendet, wenn er an der Thres auf und nieder schaut. So breit und ungeschlachtig ist sie ihm noch nie vorgekommen wie heut, ein richtiges Weibstrumm, wie sie da dort steht, so fest, und auf und auf voller Kraft und im besten Jahr. „Drei söllene könnt man draus machen aus der Thres", denkt er, „wia dö oane ischt, drenten in Graglwang."

Die Thres schlagt die Mannshemder aus und hängt sie an den Strick.

„Was hascht denn heut, daß d' gar so unfein bischt?" fragt sie und schaut zu ihm über den Zaun.

„Unfein?" lacht der Schorsch und schiebt das Hütl, das kecke, zurück, daß ihm die Haar' hell in die Stirn ringeln, „fein bin i heut, Thres, extrigfein! Hiez woaß i erscht, was richtig a Weiberne ischt!"

„Hascht dös epper seither nit gwißt?" fragt die Thres spitzig und reißt dem Mannshemd, das sie grad in der Hand hat, die Arm auseinand, so weit es geht, und kluppelt es an den Strick.

„So guet nit, wia hiez!" blinzelt der Schorsch.

„Nix als Verdruß hat ma mit enk Sakramander", flucht die Thres und haut die Unterhosen aus, die letzten, „lei für enkre Hosen und Hemder sein m'r da!"

Der Schorsch hört nicht, was sie sagt. Er lehnt am Gartenzaun und pfeift selig für sich hin. Was pfeift er denn? Er pfeift, jetzt weiß er es selber erst, er pfeift, was die eine drenten in Graglwang gesungen hat. Nur das einzige Wort von dem ganzen Lied weiß er noch: „Liebe... Liebe..." Aber was die drenten in Graglwang alles in das eine Wort dreinlegen kann!

Dann wacht er wieder auf. „Weiters fehlt ihr ja nix, der Thres", denkt er und schaut wieder an ihr auf und nieder, „eine saubere Dirn ischt sie, g'sund und fest, die sauberste im Dorf. Aber drenten in Graglwang, die andere! Himmeleini", überlegt er, „wenn halt die Thres aa so a bißl feiner wurd', a bißl zartliger, a bißl..."

„Thres", sagt er, „hiez kimm amol her!"

Er schupft das Zaungatterl auf. Er geht ihr entgegen, er nimmt ihr den Waschkorb aus der Hand und stellt ihn nieder in das Gras. An beiden Händen faßt er sie und sagt: „Hiez laß' dir derzähln, Thres, wia die söll g'wesen ischt, drenten in Graglwang. Größer ischt sie nit viel wia du, aber halt g'ringer im G'wicht und feiner da um die Mitten und überall. Und drahn kann sich dö, dös kannst dir gar nit denken, wia sich dö drahn kann, amol so, amol so — dös sollst halt aa künnen — und je mehr sich dö draht und biegt, je säuberner wird s'..."

„Laß' mi lei aus!" sagt die Thres und reißt ihre Hand zurück, „siachst woll, daß i Arbeit hab", und buckt sich wieder um den Korb mit der Wäsch'.

„Halt!" schreit der Schorsch und springt dazwischen, „hiez schaug amol, Thres, wia dö drenten in Graglwang tuet, bal sie sich buckt, paß auf!"

Aber die Thres schaut gar nicht hin: „I buck mi, wia i will", sagt sie z'wider „und bal dir dö drenten in Graglwang besser g'fallt, bal sie sich buckt, nacher geh halt zu dera und buckts enk mitnand, von mir aus!"

„Hiez sei do nit glei so grob!" meint der Schorsch.

Die Thres aber brennt hellauf: „Da moant ma, ma hat oan, an Gspan, an richtigen, fürs Leben und redt schun, daß oan der Pfarrer z'sammtüen sollt', nacher kimmt er auf Graglwang und siacht an andere, oane, dö sich schianer bieg'n und bucken kann wia i. Und da därfet i mi hiez gar nimmer bucken, wia i will. Nix ischt ihm mehr recht. Ja, was wär' denn dös, sag i?"

Und sie faßt die Reibbürsten, die grobe, und nimmt wieder etliche Hemder her, Mannshemder, und fährt drein voller Wut...

„Ah, da schaug", sagt der Harlander Schorsch und schüttelt lange den Kopf, „so oane bischt du! Ah, da schaug!"

Aber dann ist er wieder ganz bei'nand'.

„Augen hat dö", sagt er und strahlt übers ganze Gesicht, „Augen, so große und runde, i woaß nit, sein sie schwarz, sein sie blau oder sein sie gar greane Augen... es ischt mir ganz anders worden, wia sie mi so ang'schaugt hat. Durch und durch ischt mir dös 'gangen, sag i dir, und nacher..."

„Was nacher?" fragt die Thres und reibt ihre Wut, die sie über die Mannsleut hat, auf die Mannshemder hin.

„Nacher? Nacher war weiter nix!" sagt der Schorsch, „was soll denn nacher no gwen sei?"

„Nix?" fahrt die Thres auf, „dös wird sich schun erweisen, ob da nacher nix mehr war! Aber dös sag i dir, dö söll da drenten in Graglwang, der drah i no den Kragen um, der, der... Wia hoaßt sie denn überhaupts?"

„Der Nam'," sagt der Schorsch andächtig, „der Nam' ischt grad so schian wia sie selber ischt. Greta hoaßt sie!"

„Greta? Was soll denn dös für a Nam' sein, ha? Epper müeßt i nacher aa ‚Thresa' hoaß'n, daß i dir g'fall?"

„Thresa", lacht der Schorsch, „naa naa, für den Nam' bischt du viel z'schwar im G'wicht, Thres, und überhaupts, so der Schwung, der einwendige, den die Greta hat!"

„So geah halt zu deiner Luedergreta", schreit die Thres, „zu deiner in-

wendigen! I hab halt den Schwung auswendig, daß d' es grad woaßt!" Kein Wort sagt sie mehr, die Thres. Der Harlander Schorsch schaut ihr zu, eine Weile; denn in der Wut, da gefallt ihm die Thres allweil am besten. Aber dann schlupft ihm wieder die Melodie ins Ohr, und er hebt zu pfeifen an: „Liebe... Liebe..."

Bis der Dachstuhl beim Schneitler fertig ist, hat er noch Arbeit, der Schorsch, drenten in Graglwang. Einmal nach Feierabend, wie er über den Platz geht, hinüber zum Oberen Wirt, da kommt eine Weiberne daher, in vollem Schwung, die Thres.

„Was tuest denn du da in Graglwang?" fragt er.

„Dös wirst glei sehng" sagt die Thres. Sie hat den saubern Kittel an, den 'blümelten, den rotsamtnen Spenser und das seidene Kopftüchl, das schöne.

„Sauber hascht di zammg'richt", sagt der Schorsch versöhnlich.

„Sauber oder nit", schnappt die Thres zurück, „i mueß wissen, wia i dran bin! Wo hascht denn nacher die ander'?"

„Die ander'...?" staunt der Schorsch, „wöllene andere denn?"

„Dö Greta da oder wia sie hoaßt!"

„Ah, die söll moanst, die Greta", sagt er und lacht, „dö ischt beim Untern Wirt, hintaus. Aber dö kimmt erst auf an achte!" —

Schlag acht ist die Thres beim Untern Wirt.

Der Schorsch redet nicht viel und geht voran durch den Hausgang, über den Hof und weiter.

„Ah, da schaug", meint die Thres hinter drein, „gar ins Kino hascht sie dir b'stellt!"

„Ja, ins Kino!"

„Dös ischt woll so a neuartige Liabschaft, da in der Finsternis, ha?"

„Hiez sei nit glei so giftig", sagt der Schorsch, „schaug sie dir z'erscht amol an!"

Er schiebt die Thres auf den Platz hin und legt den Arm um ihre Schulter. Die Thres fahrt auf und tut sich den Arm wieder weg. Sie ruckt einen Sessel weiter, daß die andere Platz hat, wenn sie kommt.

„Wann kimmt sie denn nacher?" fragt sie und schaut ihn an voller Wut, so gut sie ihn halt in der Finsternis anschauen kann.

„Glei", sagt der Schorsch, „z'erscht kimmt allmal die Wochenschau!"

Dann aber, wie die andere kommt, oben auf der Leinwand, wie sie ihre großen Augen macht und sich dreht und biegt, hinum, herum, da sagt der Schorsch mit einem tiefen Seufzer: „Dös ischt sie, hiez, die Greta!"

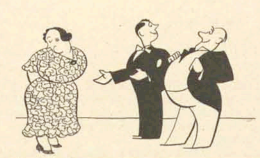
Da tut die Thres einen tiefen Schnaufer, so leicht wird ihr. „Ah, da schaugst! Ja, was sagst denn dös nit glei, Schorschl?" Und dann ruckt sie den Sessel wieder her.

„I hab's eh glei g'sagt", meint der Schorsch, „koa andere schaug i nit an!"

„Was tuest denn dein Arm nit auffi", sagt sie, und dann heimlich: „Dös, was dö kann, da drob'n, dös kann i aa!"

„Moanst?" fragt der Schorsch, und es verschlagt ihm schier die Stimm' vor inwendiger Freud'. „Moanst?" Und die Thres nickt: „Woll, dös moan i!"

Lieber Simplicissimus



(Zeichnung O. Nückel)

Der junge Riffel war lange Zeit mit einem etwas ätherischen Mädchen gegangen, mit dem ihn jedoch mancherlei geistige Interessen verbanden. Eines Tages überraschte er seinen alten Herrn mit der Mitteilung, daß er sich mit einem anderen Mädchen verloben wolle, deren Vater ein ziemlich betuchter Geschäftsmann und obendrein Haus- und Grundbesitzer sei. Dem alten Riffel gefiel dieser Entschluß sehr. Als er aber die Braut zu Gesicht bekam, die im Gegensatz zu jenem anderen Mädchen gut „postiert" war und überaus üppige Formen aufwies, schlug er seinem Sohn wohlgefällig auf die Schulter und schmunzelte: „Das ist ja eine hundertprozentige Flucht in die Sachwerte!"

Der alte Oberst und Lyriker Heinrich von Reder ließ sich nicht gerne was vormachen. „Blauer Dunst!" pflegte er in solchen Fällen zu wettern. „Aber, Herr Oberst", meinte einmal ein Bruder in Apoll, „es ist doch nicht alles Dunst, was blau ist!" Grimmig knurrte ihn der Alte an: „Es ist aber auch nicht alles blau, was Dunst ist!"

In einer kleinen schwäbischen Stadt wollte einmal ein Gastwirt seinem Metzger telefonieren, um ein Pfund Hirn zu bestellen. Da er in der Eile falsch wählte, bekam er folgende Antwort: „Do isch's Rothaus. Mir hent't koi Hirn!"

Bei einem Scheidungsprozeß wurde gegen die Frau ins Feld geführt, daß sie zu ihrem Mann des öfteren gesagt haben solle: „Du kannst mich gern haben!" und mit diesen geflügelten Worten die Verweigerung ihrer ehelichen Pflichten einleitete.

Es fand sich auch prompt eine Zeugin, die diesen Ausspruch an der dünnen Wand zwischen den Wohnungen, ohne zu horchen und ganz unabsichtlich, gehört zu haben vorgab.

Ihrer Aussage setzte die nette, resolute Frau entgegen, daß bei diesem Wort, wie bei allem, der Ton die Musik mache. Sie habe nicht gesagt: „Du kannst mich g e r n haben", sondern sie habe gesagt: „Du kannst mich gern h a b e n!" Die Zeugin war entwaffnet. Denn die feineren Grade der Betonung gehört zu haben — darauf wollte sie sich nun doch lieber nicht einlassen.

Mit Speck fängt man Mäuse

Von Fritz A. Mende

Eines Tages rief meine Frau: „Mäuse!"
Und so war es auch, obwohl sie nur eine gesehen hatte und auch die nur flüchtig.
Schon die reichliche Anzahl schwarzer Gebilde von etwas über Kümmelgröße, die wir plötzlich in Speicher und Speisekammer entdeckten, ließ auf eine Mehrzahl von Maus schließen, und die späteren Jagdergebnisse bewiesen es endgültig. Vorerst riet ich aber von einer Jagd noch ab, ja, ich bezweifelte überhaupt, daß die kleinste Maus vorhanden sei; denn ich hatte eigentlich nichts gegen derlei Tiere einzuwenden. Vor den allzu sichtbaren Zeichen ihrer Verdauung mußte ich aber schließlich meine Vogel-Strauß-Politik aufgeben, um zu Taten zu schreiten.
Ein Bekannter, dem ich davon erzählte, riet mir, vom Nachbarn eine Katze zu leihen. Wir wohnen auf dem Land, es wäre nichts Ungewöhnliches dabei gewesen.
Fast wäre es mir gelungen, meine Frau dazu zu überreden, die geborgte Katze in den Speicher zu sperren; denn Katz und Maus, das hat mehr Tradition als eine Falle, und außerdem kam es mir sportlicher vor, solch natürlichen Dingen wie Mäusen nicht mit der Zivilisation zu Leibe zu gehen. Sollten die Tiere ruhig die Sache unter sich ausmachen...
Leider fiel die Katze durch; denn meine Frau sagte: „Speisekammer" — und da würde sie keine Katze hineinlassen. Aber auch bei dem Speicher sei sie dagegen; denn Katzen — wo hatte sie nur die naturwissenschaftlichen Kenntnisse her? — machten „überall voll" und zwar an den verborgensten Stellen. Sie krauste dabei bedeutungsvoll die Nase, sprach also aus Erfahrung.
Was da meine Frau von den aromatischen Sitten der Katzen ausplauderte, gefiel mir nicht, und um rasch auf etwas anderes zu kommen, fragte ich: „Übrigens — haben dir eigentlich die Mäuse schon etwas weggefressen oder angeknabbert?"
„Nein, es ist alles zugedeckt", sagte sie. „Aber wenn sie so umherlaufen, das ist doch unappetitlich..."
„Wieso unappetitlich? So eine kleine Maus, ein Tier, bitte, das als Kosename verwendet wird, das soll unappetitlich sein?"
Selbst meine ästhetische Beeinflussung versagte.

Die wäldergrosse Faust

Von Rudolf Schmitt Sulzthal

Hei! eine wäldergroße Faust
faßt jäh den Berg beim roten Nacken,
hei! wird der Laubpelz bloßgezaust,
gerüttelt wild die Tannenzacken.

Jetzt streicht die Sturmhand Felsenbacken,
wie Mehl stäubt auf der frühe Schnee,
vom Kamme fliegen Wolkenpacken,
und nun wogt aufgekrallt der See.

Dumpf keucht das Dorf am Ufergrunde,
der Kirchturm klappert sturmgewürgt,
nach ihrer Türe heulen Hunde,
die sie vorm tollen Bruder birgt.

Auf einer Alm bockt stolz das Vieh,
die Hörner tiefgesenkt zur Fehde,
ein Kalb stürzt brüllend in die Knie —
Kuhglocken läuten Angstgebete.

Rasch versuchte ich es noch mit der Logik; denn wenn die armen Mäuse schon nicht von der Katze gefressen werden durften, warum sollten sie ausgerechnet an der Verstocktheit meiner Frau zugrunde gehen?
„Wenn sie dir nichts weggefressen haben", fragte ich, „wovon leben sie sonst? Mäuse, die nichts fressen, das gibt es doch nicht... Hält man sich an die Vernunft, sind deine Mäuse also gar nicht vorhanden."
„Nicht vorhanden?" echote meine Frau. „Und die schwarzen Krümel?"
„Woher weißt du, daß die von den Mäusen stammen? Wenn sie nichts fressen, können sie auch nichts verdauen!"
„Das Schwarze ist von den Mäusen! Und sie müssen weg! Irgend etwas werden sie schon finden, und" — jetzt spielte meine Frau einen haushohen Trumpf aus — „außerdem nagen Mäuse auch Bücher an!"
Zwar bemerkte ich noch rasch, daß das von ihrer Bildung zeuge, aber in Gedanken sah ich die Mäuse schon in der Bibliothek sitzen, bestrebt, die Weltliteratur in kümmelartige Gebilde zu verwandeln. Eine Zersetzung, die mich geradezu an die Psychoanalyse gemahnte.
Und ich besorgte drei Fallen auf einmal.
Da wir auf dem Land wohnen, borgte ich sie beim Nachbarn. Daß er drei Stück neben der Katze besaß, machte mich übrigens äußerst mißtrauisch gegen Katzen. Die benehmen sich wohl gar nicht, wie es im Lesebuch steht, sie machen voll und lassen sich von simplen Drahtgestellen mit eingebauter Feder verdrängen.
Die drei Fallen stellte ich schön verteilt auf.
Sie taten wider Erwarten kaltblütig ihre Pflicht. „Klick!" machte es immer mal wieder, kurz und bedeutungsvoll. Mäusefallen ausleeren, das war eine Zeitlang meine Morgenbeschäftigung. Dann spannte ich die Federn wieder neu und überlegte mir, wie man eine Falle konstruieren könnte, die

Die Nachtfahrt

(R. Kriesch)



„Wenn im Film ein Schlafwagen vorkommt, passiert immer etwas!"
„Tja, Mathilde, die Filmleute sind eben noch etwas weltfremd!"

nur bei Mäusen zuschlägt und nicht auch bei Zeigefingern.
Die toten Mäuse trug ich fort. Zuerst hatte ich manchmal eine auf den Boden gesetzt, als sei sie lebendig, um junge Mädchen zu erschrecken. Aber ich gab es bald auf; denn entweder ist das hier ein sehr robuster Menschenschlag oder die Witzblätter haben unrecht.
Niemals ist auch nur ein Mädchen vor der Maus auf einen Baum geklettert oder hat entsetzt den Rock hochgerafft.
Die Mäusefallen haben unterdessen ihre Pflicht getan. Jetzt ist es auch heraus, wovon die Mäuse vorher gelebt haben: meine Frau hat ihnen nämlich immer etwas hingestellt („die süßen Tierchen!"). Und trotzdem bestand sie auf Fallen!
Nun könnte ich schreiben: die Frauen sind doch ein zwiespältiges Geschlecht! Immer tun sie das, was man nicht erwartet. Das könnt' ich schreiben, wenn ich nicht wüßte, daß sie im Grunde doch konsequent sind. Erst füttern, dann fangen.
Es widerstrebt mir als Ehemann, weiter darauf einzugehen. Außerdem war ja von Mäusen die Rede.

Talentprobe

Die rotblonde Friedl ist ein nettes Wiener Mädl. Und es wäre nichts auszusetzen an ihr, wenn sie nicht unbedingt eine Greta Garbo werden wollte. Wer auch in ihre Nähe kommt, jedem schwärmt sie von ihren großen Plänen vor und jeder wird gefragt, ob er nicht zufällig der Duzfreund eines Hollywooder Filmgewaltigen sei.
Vor einiger Zeit gab ihr ein uneigennütziger Freund den Rat, vorerst überhaupt Filmunterricht zu nehmen und dann, wenn sie auf eine gewisse Vorbildung hinweisen könne, den Regisseur N. aufzusuchen, der immer auf der Jagd nach jungen Talenten sei.
Drei Monate später traf der wohlmeinende Ratgeber die rotblonde Friedl im Kaffeehaus.
„Na, Friedl", sagte er, „haben Sie meinen Rat befolgt?"
„Ach was", verzog Friedl das Mäulchen, „auch schon ein Rat... Drei Monat' bin ich in d' Filmschul 'gangen, ein' Haufen Geld hat's 'kost' — und gestern hat der Regisseur, zu dem S' mich g'schickt haben, mein Talent prüft..." „Na, und?" „Na, und... Na, und..." versetzte Friedl schnippisch, „das, was der verlangt hat, das hab' ich ohne Filmschul' schon längst können!" H. K. B.

Lieber Simplicissimus

Es kommt zuweilen vor, daß wir einen über den Durst trinken, und es kommt auch vor, daß wir dann nicht mehr so recht wissen, was wir tun oder getan haben, besonders in der Zeit, wo der neue Wein lockt. Aber so schlimm, wie es einem biederen Stuttgarter Bürger vor kurzem ergangen ist, begegnet es uns nicht alle Tage. Stand da im „Stuttgarter Neuen Tagblatt" folgende Anzeige:

Hohe Belohnung

Der Gastwirt in Stuttgart, welcher am 14. Oktober, also vergangenen Donnerstag abend, zwischen 9 und 11 Uhr eine dunkelbraune Aktenmappe zur Aufbewahrung von einem Gast am Büfett entgegennahm (Inhalt: vier gelbe Auftragsbücher nebst zwei Dosen), wird höflich gebeten, die Anschrift des Lokals einzusenden.

Erscheinen der Berge

(Wilhelm Schulz)



Da kam auf einmal ein Berg angeritten
auf einem fahlgrauen Herbstwolkenpferde,
und plötzlich war er vom Sattel geglitten
und saß, so breit wie er war, auf der Erde.

Dahinter erschien dann die Hauptschar der Reiter.
Sie stieg von den Wolken, den schwärzlich gestreiften,
die mit verschwommnen Bewegungen weiter
zügellos über das Wiesenland schweiften.

Endlich lag Berg dann an Berg in der Runde,
weithin geschlossen, in endlosem Ringe.
Dicht davor stak in dem ebenen Grunde
leuchtend ein Kirchturm als warnende Klinge.

Karl Martin Schiller

Genesender / Von Georg Britting

Nun klingt die Straßenbahnglocke
Zu mir mit silbernem Laut,
Der ich am Ofen hocke
Mit bleicher Stubenhaut.

Nun ist das Viereck Bläue,
Das ich durchs Fenster seh,
Eine erschütternde, neue
Farbe und tut mir weh.

Nun ist der schwarze Ast,
Der heftig die Bläue durchquert,
Ein tanzender, schwankender Mast
Auf einem Schiff, das fährt.

Nun sind meine Fingernägel,
Zupfend am Taschentuch,
Kleine, verschüchterte Vögel,
Die fürchten sich vor dem Flug.

DER VATER

Von

Bastian Müller

Die blauschwarzen Nachtwolken waren noch am Himmel, als der kleine Martin aufstand und durch das Fenster hinaussah. Es war kühl im Schlafzimmer. Unten im Hause waren die Schritte des Vaters zu hören. Jetzt ging er durch die Hintertür hinaus auf den Hof. Martin horchte gespannt. Nach einer Weile kamen die Schritte ums Haus, gleich darauf sah er den Vater durch den Vorgarten gehen. Es war kurz nach vier, und die Morgendämmerung war eben erst über den Wald im Norden gekommen.

Martin sah dem Vater nach, wie er die Straße überquerte und im Halbdunkel in den Feldweg einbog; mit schweren Schritten, denn der Vater war dick. Er ging gegen den Deich. Martin sah ihm nach und wünschte sich, er wäre an seiner Seite. Vor vier Tagen hatte er das Geheimnis erfahren. Seit einer Woche gab es jeden Mittag Fisch. Es hatte jedes Jahr zu einer bestimmten Zeit vierzehn Tage lang Fisch gegeben. Martin dachte daran, legte sich dabei wieder ins Bett und schlief noch bis eine Stunde vor Schulanfang.

Am Abend kam der Vater von der Arbeit heim. Die Waggonfabrik, in der Martins Vater arbeitete, machte um sechs Uhr Feierabend. Um sieben wurde gegessen. Der Vater saß wie immer schweigend am Tisch. Nach dem Essen, um acht, mußte Martin zu Bett. Der Vater saß noch immer am Tisch und las die Zeitung. Martin reichte ihm die Hand und sagte: „Gute Nacht."

Der Vater antwortete wie jeden Abend. „Nacht, Junge", sagte er und sah Martin an. Der Vater hatte hellblaue Augen und einen roten Bart. Er hatte aber schwarzes, dichtes Haar, in dem abends immer Spuren von Sägemehl waren. Es war ein seltsamer Vater. Martin stand neben der Bank und sah den großen Kopf an — ob er es wagen sollte?

„Was stehst du noch da?" fragte der Vater mit seiner Stimme, die sich immer anhörte, als käme sie direkt aus der Einsamkeit.

„Ich möchte — ich möchte morgen früh mit", antwortete Martin leise.

Der Vater ließ das Kreisblatt sinken, drehte den Kopf ganz zu seinem Sohn hin und zog die Brauen zusammen. „Wohin?" fragte er laut.

„Mit dir zum Fischen", sagte Martin.

„Wer hat dir gesagt, daß ich fische? — Die Mutter?"

„Nein — ich habe dich heute gesehen, als du zum Deich gingst. Zur Fabrik geht man doch über die Straße", sagte Martin.

„Und du glaubst, daß ich die Fische selber fange?"

„Ja, die Mutter kauft nicht jeden Tag welche."

„Nein, das würde sie nicht tun", sagte der Vater und sah zur Mutter, die ganz still am Herd stand und zuhörte. „Sie ist eine gute Hausfrau", setzte er hinzu.

„Kann ich jetzt mit?" fragte Martin wieder.

Der Vater antwortete nicht darauf. Er wechselte einen Blick mit der Mutter, die erschrockene Augen machte. „Hör mal, Junge, hast du deinen Kameraden erzählt, daß dein Vater zum Fischen geht?" Martin schüttelte den Kopf.

„Sagst du auch die Wahrheit?" fragte der Vater.

„Ich habe keine Kameraden", erwiderte Martin, „ich rede mit niemandem über meine Sachen." — Ich mache es wie du, wollte er noch hinzusetzen, wagte es aber nicht, der Vater war zu erwachsen.

„Du solltest aber Kameraden haben", sagte der Vater zerstreut und schien das andere darüber zu vergessen. „Darf ich also?" fragte der Junge.

„Ja — und geh jetzt schlafen. Ich wecke dich in der Frühe."

„Danke. Gute Nacht, Vater. Gute Nacht, Mama." — Martin ging nach oben und dachte an den Mühlengraben und die Fische, die zum Laichen den Rhein heraufkommen, und an den Vater, mit dem er fischen gehen würde wie mit einem Freund. Er war sehr glücklich.

Die blauschwarzen Nachtwolken waren auch am nächsten Morgen noch am Himmel, als der Vater in Martins Kammer trat und sagte, es sei Zeit. Martin sprang aus dem Bett und machte sich fertig. Als er nach unten kam, hatte die Mutter schon Kaffee gekocht. In der Küche brannte Licht, weil es im Hause noch dunkel war. Er setzte sich an seinen Platz und frühstückte. Er bekam keinen Kaffee, dazu war er zu jung; die Mutter hatte ihm seine Milch heiß gemacht. Martin rückte unruhig auf seinem Bankplatz; er freute sich sehr auf das Fischen. Er fand es großartig, so früh aufstehen zu dürfen und mit dem Vater zu gehen. Er überlegte, daß heute sein glücklichster Tag sei. Dann fragte der Vater, ob er fertig wäre.

Sie gingen durch die Hintertür auf den Hof. Der Vater trat in den Schuppen und holte aus einem dunklen Winkel ein Netz, rollte es zusammen, steckte es in die Rocktasche. Dann gingen sie wortlos ums Haus, über die Straße und bogen in den Feldweg ein. Martin ging einen Schritt hinter dem Vater und machte sich allerlei Gedanken über ihn. Er betrachtete den mächtigen, runden Rücken und war sehr stolz. Bis vor vier Tagen hatte er keine Ahnung davon, daß der Vater ein solch famoser Mann war. Wer sah seinem unbewegten, schweigsamen Gesicht an, daß er in aller Frühe aufstand und ohne Fischschein fischen ging? Martin war sehr, sehr stolz. Er betrachtete das nasse Gras und die erste Röte über dem Wald im Norden, er roch den Fischgeruch vom Rhein und hörte die ersten Glasen der Schlepper. Es war ein Morgen nach seinem Sinn.

Sie gingen über einen ungepflügten Acker und erstiegen dann den Deich, hinter dem der Mühlengraben floß. Die Amseln wurden wach, und etwas später die Lerchen. Der Vater holte aus dem Schlehdorngebüsch eine lange Stange und die zwei Stahlbügel und richtete das Hebenetz her. Martin stand dabei und fror ein bißchen. Aber das machte nichts.

Mit dem Netz ging der Vater nun weiter den Graben aufwärts. Er ging ganz lautlos und prüfte dabei die Wiesen auf der anderen Seite. Er achtete auch auf den unberührten Tau. Aber es war noch niemand am Graben entlang gegangen. So früh kam Schreinermeister Kück, der das Fischrecht hier hatte, nicht.

Sie gingen bis an das Wehr, über das das Wasser laut rauschte. Es war knapp einen Meter hoch. Hier war der Platz. Der Vater nahm einen Priem. Er wartete noch fünf Minuten, bis die ersten Strahlen der Morgensonne über das Wasser huschten und den Wasserstaub des Wehrs zu einem tollen Regenbogen machten. Er wartete so lange, bis die Fische mit einem Male sprangen und über das Wehr wollten. „Sie ziehen immer mit Sonnenaufgang", sagte der Vater leise und ließ das Netz dicht unter dem Wehr ins Wasser. Martin fieberte vor Spannung. Der Vater hob an. Zwei Rotaugen waren im Netz. Martin durfte sie herausnehmen, was gar nicht so einfach war, und in das kleine Säckchen stecken.

„Siehst du, so wird es gemacht", flüsterte der Vater. „Wir wollen noch einen Augenblick warten, hänge das Säckchen ins Wasser."

Martin gab sich Mühe, alles recht zu machen. Dann und wann horchte er, ob jemand kam. Beim zweiten Zug waren sieben Rotaugen im Netz.

„Wenn wir jetzt noch eine Viertelstunde warten würden, dann wäre der Schwarm richtig hier, und wir bekämen eine Masse ins Netz. — Aber wir wollen gehen", sagte der Vater, und schnellte das Netz hoch, so daß alle sieben Fische wieder ins Wasser plumpsten.

„Schütte die zwei Rotaugen aus dem Säckchen", sagte er. „Es hat keinen Zweck. Deine Mutter will keine Fische mehr sehen."

„Warum zögerst du?" frage er dann.

„Vater...?" „Ja, Junge?"

„Warum wollen wir schon gehen?" fragte Martin enttäuscht und voll Unverständnis.

„Deine Mutter und dein Vater haben gestern abend noch miteinander gesprochen", sagte der Vater und spuckte den Priem aus. „Sie will nicht, daß ihr Sohn einen Vater hat, der ohne Schein fischt. — Hörst du?"

„Ja, Vater, aber was sagst du dazu?"

„Nichts, deine Mutter hat recht."

„Wenn ich aber nicht gesagt hätte, daß ich es wüßte?" fragte Martin kleinlaut.

„Es war gut, daß du es gesagt hast. — Und jetzt müssen wir gehen, wir wollen die Bügel mitnehmen. Die Stange wirf man ins Wasser."

„Vater!" — „Ja...?"

„Warum kaufst du dir keinen Fischschein?"

„Weiß ich auch nicht. Macht mir keinen Spaß. Ich will lieber auf das Fischen verzichten."

„Das verstehe ich nicht", sagte Martin.

„Das verstehst du später vielleicht, wenn du einmal in meiner Heimat warst."

„Vater, wo ist deine Heimat?"

„Auf Spiekeroog, Junge, in Ostfriesland, auf einer Insel mitten in der See", sagte der Vater.

„Haben dort alle Leute schwarze Haare und rote Bärte?" fragte Martin interessiert.

„Nein, aber es gibt welche dort. Jetzt müssen wir aber gehen." Der Vater warf die Netzstange selber ins Wasser.

Sie gingen denselben Weg zurück. Als sie über den Acker gingen, sagte der Vater noch: „Du solltest dir aber ein paar Kameraden suchen, hörst du?"

„Wenn du es meinst", antwortete Martin und dachte an des Vaters Heimat, auf einer Insel mitten im Meer, voller Fische.

„Braucht man am Meer einen Fischschein, Vater?"

„Nein, mein Junge, das ist es ja eben", sagte der Vater. Und dann schwiegen sie.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. III. Vj. 37. 17108. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Das Lächeln der Monna Lydia

(Fr. Bilek)



Monna Lydia, Amerikas Filmliebling, ist ein Muster damenhafter Haltung.



Ihr Lächeln ist geradezu vorbildlich geworden für alle Mädchen und Frauen.



Im Privatleben wirkt die berühmte Filmschauspielerin besonders dezent und schlicht.



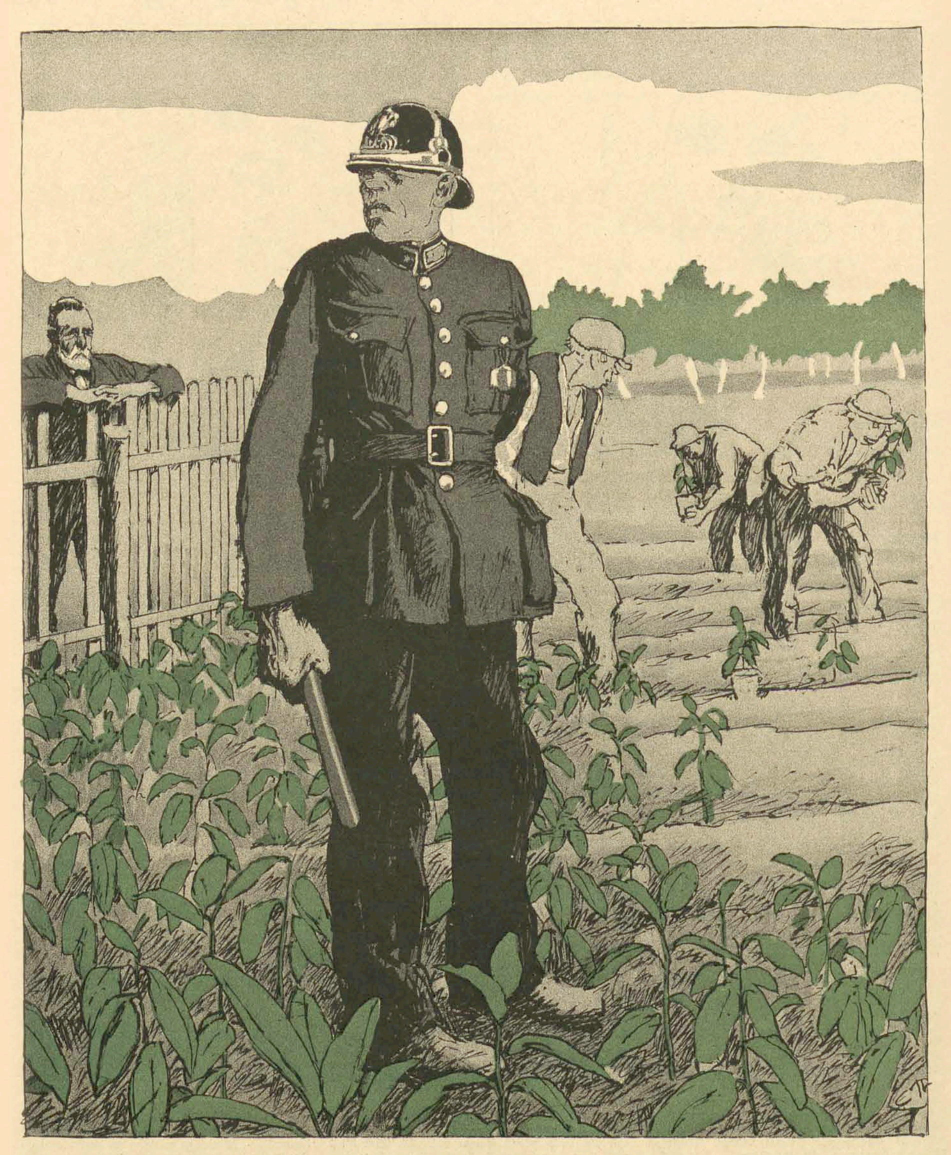
Und wenn ein saftiger Witz erzählt wird, kommt der prachtvolle Mensch zu Tage.

Kampf ums Tempo

Eines Tages machten wir, Marcus, Korbinian und ich in der hintersten Obersteiermark eine Bergtour auf den Gössek. Auf dem Rückmarsch verloren wir den Weg und fanden uns nicht mehr zurecht. Nach einiger Zeit kamen wir an einem am Feld arbeitenden Bauern vorbei. Korbinian ging auf ihn zu und fragte: „Sagn S', bitt schön, wia kemma mir nach Hinterkampelsdorf?" Der Bauer blickte Korbinian an. Dann machte er sich, ohne ein Wort der Erwiderung, wieder an die Arbeit. Korbinian wiederholte seine Frage laut und deutlich. Der Bauer antwortete wieder nicht. „Was hat denn der? Is er narrisch?" sagte Korbinian etwas verblüfft zu uns hin. „Gar ka Spur!" erwiderte Marcus, „der is ganz bei'nand'. Dös war nämli ganz g'feit, wia du 's g'macht hast. So derf ma mit die Leut net umspringa." „Wia denn nacha?" „Schau nur zua!" Marcus ging auf den Bauern zu und rief: „Sö!" Der Bauer sah einen Augenblick auf. „Sö! Hörn S'!" Der Bauer sah ein klein wenig länger auf. „Sö, hörn S'! I wüll Ihna was frogen." „Frogen?" erwiderte nun der Bauer. „Ja, frogen wüll i Ihna was." — „So, frogen wöllen Sö mi eppas?" — „Ja, an Weg mecht i dafrogen." — „So, an Weg?" — „Ja, an Weg." „I woaß net viel Weg." „Eppa wissn S' den do?" „Kunnt scho sein, daß i den grad kennat." „'s is net gar weit, wo daß i hin wüll." „Net weit?" „Naa." „Kunnt scho sein, daß i 's dann wiss'n dat." — „I mecht auf Hinterkampelsdorf." „Auf Hinterkampelsdorf wollen S'?" „Ja." „Zwegna was denn?" „I bin dort dahoam." „Dahoam?" — „Ja." — „In Hinterkampelsdorf?" — „Ja." — „Soso, in Hinterkampelsdorf." — „Wissen S' 'n Weg auf Hinterkampelsdorf?" — „Den woaß i scho." — „Wia geht er denn nachat?" Jetzt gab der Bauer freundlich Auskunft. Wir gingen weiter, und Korbinian bekam noch die Begründung für die Umständlichkeit der Marcus'schen Rede auseinandergesetzt: „Mir ham 's hier no net so gnädig", brummte er, „dös gibt's nöt, daß a so a Daherg'loffner ein so ohne nix anredt!"

Im tschechischen Naturschutzpark

(E. Thöny)



„Was sind denn das für Pflanzen?" – „Gummibäume." – „Gummibäume??" – „Jawohl, Gummibäume. Die sind bei uns gesetzlich geschützt. Ohne Gummibäume keine Gummiknüppel, und ohne Gummiknüppel keine nationale Kultur!"

München, 14. November 1937
42. Jahrgang / Nummer 45

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G. M. B. H., MÜNCHEN

Im Spiel der Mittelmeerwellen

(K. Arnold)



„Schwimm' nicht nach oben, Vati, sonst halten dich die ängstlichen Engländer für 'n Unterseeboot!"

Die Präliminarien

(R. Kriesch)

„Jetzt haben wir zusammen gegessen, waren im Theater, dann im Kabarett. Ich finde, es wird Zeit, daß wir uns seelisch nähertreten!"

In die Familie geraten

Von Walter Foitzick

Das kennen Sie natürlich alle.
Also, Sie sitzen in einem Café, einem Restaurant, einer Kneipe allein an einem Tisch. Es ist sehr angenehm, allein an einem Tisch zu sitzen, denken Sie, namentlich wenn ringsum alles dicht besetzt ist. Schon haben sich Leute an den Tisch dort drüben zu dem nachweislich echten Originalliebespaar gesetzt, dem dieses sichtlich nicht angenehm ist. Schon hat sich ein noch nicht ganz ausgebildetes Liebespaar an den anderen Tisch zu den beiden Herren gesetzt, die etwas sehr wichtiges miteinander zu besprechen hätten.
Jetzt kann es nur noch Minuten dauern, daß Sie Alleinbesitzer Ihres Tisches sind.
Diese traurige Gewißheit versauert Ihnen die letzten Minuten, und bei jedem Öffnen der Türe denken Sie: jetzt kommen die, mit denen ich Tisch und Tuch werde teilen müssen.
Also, ich will Sie nicht länger mit der Ungewißheit quälen, jawohl, da sind die Leute: Eine Dame und zwei Herren. Der eine der Herren sagt sogar: „Da ist ja noch ein sehr schöner Platz" und weist auf Ihren Tisch. Tatsächlich, es war ein sehr schöner Platz.
Die drei setzen sich zu Ihnen an den Tisch. Die drei begrüßen Sie und Sie begrüßen die drei. Das ist kein Austausch besonderer Freundlichkeiten, sondern es entspricht ungefähr den Stellen in den Reden von Außenministern, an denen diese auf die streng-korrekte oder fast beinahe nicht sehr freundlichen Beziehungen zu Nachbarn, die man nicht mag, zu sprechen kommen.
Die Leute denken nämlich: wäre ein sehr netter Tisch, wenn der Kerl nicht dasäße. Der ‚Kerl' sind in diesem Falle Sie. Oh, die Leute haben gar nichts gegen Sie persönlich, aber in Ihrer Eigenschaft als Fremdkörper sind Sie sehr dazu geeignet, die Leute den ganzen Abend zu stören.
Sie selbst denken sehr ähnlich, nur um einige Grade noch empörter in Ihrer Eigenschaft als Altbesitzer.
Wenn der Tisch so groß wäre, daß die „Herrschaften" am anderen Ende Platz finden könnten, ging's vielleicht noch.
Aber der Tisch ist klein, so ein kleiner Tisch für drei bis vier Personen, an dem man sich ausgezeichnet unterhalten kann. Hören Sie genau zu: drei bis vier Personen, Sie selbst nicht mit eingerechnet.
Also, die drei ergießen sich an Ihren Tisch, umfließen Sie wie Bratensoße das Kartoffelpüree auf dem Teller. Sie müssen schon verzeihen, wenn ich Sie hier mit der weichen Masse des Kartoffelpürees in Vergleich setze, aber ich brauche durchaus etwas, das zermürbt, zerfeuchtet, zerschleimt werden kann.
Jetzt sitzen Sie mitten drin im engsten Freundes- und Familienkreis, man könnte Sie zu den Intimen rechnen, und das tut einer auch, der als Bekannter Ihre Unbekannten begrüßt; er wird Sie mitbegrüßen, sich womöglich Ihnen vorstellen wollen. Sehr peinlich, sage ich Ihnen, wirklich sehr peinlich. Und Sie können ihm nicht sagen: „Diese Leute gehen mich einen Dreck an".
Die Unterhaltung geht jetzt vollkommen über Sie hinweg, schlägt sozusagen über Ihnen zusammen. Alles müssen Sie mit anhören. Sie machen ein Gesicht wie eine Wand, die gar nicht da ist. Sie sehen durch Ihre drei Mittischler vollkommen hindurch. Nutzt nichts! Ich will Ihnen sogar verraten, daß gewisse Dinge extra Ihretwegen gesagt werden und bestimmte Witze gemacht werden. Sie sollen doch merken, in welch gebildete, feingeistige Gesellschaft Sie ohne Ihr Zutun geraten sind. Jetzt haben Sie Gelegenheit, diskret und gewinnend mitzulächeln oder Sie bleiben weiterhin Wand, bleiben Stahlplatte.
Wer wird Sieger sein, wer wird auf dem Platz bleiben? Ihre Chancen sind gering; denn auch hier siegen meist die mehreren. Doch es gibt kleine Hilfsmittel. Versuchen Sie es mal und rufen Sie der Kellnerin zu: „Fräulein, wenn die leprakranke Malaienfamilie kommt, führen Sie sie, bitte, gleich hierher zu mir an den Tisch!"

Nach dem Urlaub

(Olaf Gulbransson)

„Kenna S' mi nimmer, Herr Doktor? I bin da Gröbnerwirt! Oes habts doch g'wohnt bei mir, heuer im Sommer!"

„Und wia geht's denn der Frau Gemahlin? Is sie no allerweil so kreuzfidel und fesch bei'nand'?"

„Meine Frau, hem hem . . . meine Frau . . . das ist meine Frau . . . Gestatte, liebe Mali, daß ich vorstelle . . ."

„Ah geh, hör'n S' auf, Herr Doktor, ja z'weng was habts Enk denn von dem nudlsaubern Weiberl so g'schwind scheiden lassen?"

Sowjet-Paradies

(Wilhelm Schulz)



„Daß Väterchen Stalin auch nicht einen Finger für uns rührt!" — „Aber so begreif' doch, Iwan Iwanowitsch: er hat eben keinen mehr frei, weil er sie alle in fremde Angelegenheiten hineinstecken muß."

Falsch verbunden

Von Toddi

„Nun wäre ja wohl wieder die übliche Szene fällig!"
Beinahe wäre es ihr entwischt, aber sie hielt sich gerade noch zurück. Nicht sie wollte provozieren, er sollte der erste sein, der Angreifer.
Elena stellte sich auf Verteidigung ein, war aber bereit, sich sofort zu erhitzen, das heißt, zum erbitterten Angriff überzugehen.
Oreste jedoch machte keine Szene, nicht einmal die kleinste Bemerkung. Er nahm ruhig wieder ihren Arm, genoß mit den Fingern dessen runde Festigkeit unter dem leichten Kleid. Sie bummelten langsam die Via Veneto hinauf, genau so, als ob sie Antonio Vissi nicht getroffen hätten: friedlich, einträchtig in der Mittagsstille des sanften Apriltages.
Nun stiegen sie in der breiten Kurve der freundlichsten Straße Roms empor und unterhielten sich liebenswürdig über kleine Nebensächlichkeiten. In Wirklichkeit dachten sie jedoch jeder an etwas anderes.
Sie überlegte erstaunt: Wie ist es möglich? Heute hat mein Mann nicht den üblichen Eifersuchtsanfall gehabt! Ob ihm nicht wohl ist? Und doch sieht er ganz gesund aus, beinahe zufrieden. Worüber wohl? Etwa weil wir Antonio Vissi begegnet sind? Aber das kann er mir wahrhaftig nicht weiß machen. Wo er ihn nicht ausstehen kann, ihn noch weniger als alle anderen. Für Oreste sind ja alle Literaten Nichtstuer oder Schlimmeres. Er begreift nichts, was nicht an der Börse notiert wird. Alles übrige . . .
Und sie sah ihren Mann harmlos an:
„Sagtest du etwas, Liebster?"
„O, nichts besonderes. Ich sagte nur, daß dieses blasse Blau dir gut steht."
Dieses „nichts besonderes" war eine Art Verteidigung. Es hieß eigentlich: ich sage nichts, was du erwartest oder was dich erregen würde. Und Oreste, sehr mit sich zufrieden, dachte ungefähr: Wenn du wüßtest, in die wievielte Hölle ich deinen „lieben" Antonio Vissi wünschte! Ihn am allermeisten! Konnte er denn nicht in Berlin bleiben? Was will er bloß hier? Wohl einen anderen Roman „dichten", was? Als ob man im Leben Romane nötig hätte?
Und er konnte sich nicht enthalten, halblaut auszurufen: „Is' wirklich zum Lachen!"
„Was denn, Liebster?"
„Ach, nichts (wieder ein Versteck-Nichts), ich lachte nur über den komischen dicken Herrn, der so hinter dem Autobus herlief und ihn doch nicht gekriegt hat." „Welcher?"
„Er ist schon eingestiegen, man sieht ihn nicht mehr." „Ach!"
Dieses „ach" bedeutete: Diese deine Ruhe ist verdächtig. Du bist zu freundlich zu Vissi gewesen. Das ist unnatürlich, ich kenne dich und deine unbegründete Eifersucht! Ja, gänzlich unbegründet! Nun wurde sie richtig nervös. Aber man durfte sich nicht aufregen, ihm nicht den Sieg lassen. Es war unmöglich, daß Oreste ihr nicht irgendeine Stichelei versetzt hätte, ehe sie zu Hause wären. Und dann hätte sie's ihm gegeben!
Sie hätte ihm bestimmt gesagt: „So, also da sind wir wieder. Es kam mir auch schon ganz komisch vor, du hast dich zu sehr zusammengenommen. Ich weiß schon, was kommt: ‚Du hast doch alles, was fehlt dir denn?', als ob das Leben nur mit Autos und Scheckbüchern auszufüllen wäre! Ein Hauch von Kunst, eine literarische Freundschaft auf geistiger Basis ist für dich ein Ehebruch! Eine Unterhaltung mit einem Dichter, den ich verehre, — ja, sehr verehre — ist eine Untreue oder beinah. Antonio Vissi kommt zufällig über Rom, wir kennen uns seit meiner Kindheit; was ist denn dabei, wenn ich ihn anrufe oder auch . . . wenn ich zu ihm zum Tee gehe . . . o, ich weiß schon, weiß es zu gut, was du sagen willst . . ."
Oreste dagegen sagte nur, daß, wenn man an den Seiten etwas abbrechen würde, das Pinciana-Tor, ästhetisch gesehen, nur gewinnen würde.
„Ach ja, Liebster, man müßte etwas abbrechen!"

*

Kaum war Elena allein in ihrem Zimmer, flog auch das unschuldige neue Hütchen auf den Sessel und der helle Mantel flatterte ein paarmal hin und her, ehe er sich auf das Bett wie ein erschrockener Vogel niederließ.
Diese unerwartete Ruhe Orestes machte sie verrückt. Elena hatte immer die Eifersucht ihres Mannes gehaßt; aber dieser Mangel an Eifersucht schien ihr noch viel hassenswerter.
So setzte sie denn auf ihre sehr durcheinander geratene Tagesordnung ein aufgebrachtes: „Na, schön; wir werden ja sehen." —
Bei Tisch jedoch war sie die Ruhe selbst. Sie sprachen über alles mögliche, was möglichst weit von Literatur, Romanen und besonders von Romanschriftstellern entfernt lag.
Erst nach dem Mokka, als Elena mit sehr viel Anmut ihm seinen gewohnten Likör eingoß, fragte sie ihren Mann:
„Hast du die Telefonnummer aufgeschrieben?"
Oreste verstand nicht sofort oder er tat wenigstens so: „Welche Telefonnummer?"
„Welche?! Die von Vissi natürlich."
Diesmal wären wir so weit, dachte Elena und atmete tief auf, so wie man atmet, bevor man einen Kopfsprung riskiert oder eine flammende Ansprache hält.
Ihr Mann riß ruhig ein Blatt aus seinem Notizbuch und reichte es ihr:
„36 203. Verliere sie nicht, er sagte doch, daß sie nicht unter seinem Namen steht, sondern unter dem eines abwesenden Freundes."
Er fragte sie nicht einmal, ob sie den Schriftsteller anrufen wolle! Nicht einmal der Gedanke, daß sie ihn besuchen könnte, regte ihren Mann auf? Das war wahrhaftig zuviel! Wütend gab sie ihm den Zettel zurück:
„Behalte du ihn, ich brauche die Nummer nicht."
Aber sie merkte sie sich gut, und schrieb sie, kaum in ihrem Zimmer allein, auf.
Da ihr Mann ihr nicht ausdrücklich verbot, Antonio Vissi wiederzusehen, verlor dieses Wiedersehen für Elena dreiviertel seiner Reize.
Antonio Vissi zu sehen, um gegen die Ehegatteneifersucht zu handeln, um den eigenen Willen zu behaupten, um ein Prinzip zu verteidigen, um das Banner der Literatur gegenüber dem der Bank hochzuhalten, das waren alles Gesichtspunkte, die neben dem tiefen Schweigen Orestes völlig verblaßten.
Eine Laune kann sehr leicht einschlafen und sie braucht ein Verbot, um wieder aufzuwachen und zum unwiderstehlichen Bedürfnis zu werden.
Aber dieses Verbot bestand nicht und Elena wollte nicht, daß ihr Wunsch nur eine einfache Laune sei. Darum regte sie auch das Schweigen ihres Mannes mehr auf, als ein Verbot. Sie untersuchte wütend die Lage und kam schließlich zu der Feststellung: Diesmal wendet Oreste eine neue Taktik an. Seine blöde Eifersucht macht ihn zu allem fähig! Er weiß, daß eine Szene genau das Gegenteil erreichen würde. Und so schweigt er, um mich am Besuch Vissis zu hindern. Also — verbietet er es mir doch. So? Na, dann werden wir ja sehen.
Sie näherte sich dem Telefonapparat, dessen zehn Ziffern sie wie in Erwartung ansahen und wählte mit nervösem Finger: 36 203.

*

Sie spielte mit der grünen Schnur, während sie im Hörer wie ein unterdrücktes Heulen das Schrillen des anderen Apparates vernahm.
Solange niemand antwortet, hat man immer den Eindruck, daß das Telefon am anderen Ende ins Ungewisse ruft. Die Wirklichkeit beginnt, wenn man eine nicht immer bekannte Stimme „Hallo" antworten hört.
„Hallo!" wiederholte Elena mit einem höflichen Lächeln. Wer mit dem Telefon auf du und du steht, weiß, daß der Apparat mit dem Klang der Worte auch den Gesichtsausdruck vermittelt; ein Gesicht, das unbekannt ist, keine Zeichen gibt, aber dennoch einen Ausdruck hat. „Hallo! Ist dort 36 203?"
„Ja, gnädige Frau", antwortete eine Stimme, nicht Antonio Vissi, aber ebenfalls höflich, kein Diener, ein Weltmann sicherlich.
„Kann ich, bitte, Antonio Vissi sprechen?"
„Vissi, den Romanschriftsteller? Aber der ist gar nicht hier. Falsch verbunden, gnädige Frau!"
„Verzeihung, haben Sie nicht 36 203?"
„Jawohl, gnädige Frau, genau", antwortete die Stimme mit wachsender Höflichkeit, da die Stimme der Unbekannten sich als wohlklingend und eindrucksvoll erwies. „Ich habe nicht einmal die Ehre, den berühmten Dichter zu kennen."
Elena fand das alles sehr merkwürdig.
„Komisch!"
„Warum, gnädige Frau?"
„Weil er mir selber diese Nummer gegeben hat . . . Verzeihung" und mit leerem Gesichtsausdruck nahm sie den Hörer langsam vom Ohr. Aber das kleine schwarze Ding rief ihr etwas zu: „Verzeihung, gnädige Frau!" Die Unterhaltung wurde wieder aufgenommen. Die höfliche Stimme sagte:
„Verzeihen Sie, bitte, wollen Sie mir nicht sagen, mit wem ich die Ehre hatte?"
„Wenn ich falsch verbunden bin, spielt mein Name doch keine Rolle", antwortete Elena.
„O doch, das kann sehr viel zu sagen haben."
„Also gut, hier ist Frau Maineri."
„Oh!"
Es war ein so wunderbares „oh!", daß Elena sich geschmeichelt fühlte; sie fragte neugierig, etwas kokett: „Kennen Sie mich denn?"
„Nein, das heißt, ja — das heißt — also, jetzt sieht alles anders aus . . ."
„Was heißt: sieht anders aus?"
„Der Herr Vissi ist doch hier . . . nein, er ist im Augenblick nicht da, wird aber bald kommen."
„Und warum haben Sie mir dann vor kurzem gesagt, daß Sie ihn nicht einmal kennen?"
Elena war wirklich ärgerlich, aber die Erklärung, die die wohlerzogene Stimme gab, war durchaus einleuchtend:
„Er will nicht gestört werden und hat mich gebeten, so zu antworten . . . wie ich es eben getan habe. Aber Ihnen natürlich nicht . . . Für Sie selbstverständlich eine Ausnahme . . . Er sagte es, bevor er fort ging." „Und er kommt wieder?"
„Selbstverständlich . . . Spätestens in einer Stunde."
„Dann ist ja alles in Ordnung. Wollen Sie ihm, bitte, sagen, daß ich gegen sechs Uhr bei ihm zum Tee sein werde." „Bei mir . . . ich meine, bei ihm?"
„Natürlich. Oder wohnen Sie nicht bei ihm?"
„O ja. Sie wissen doch die Adresse?"
„Nein, ich vergaß . . . Wo ist es?"
„Villenstraße 102; die kleine Pforte. Ich werde es Herrn Vissi bestellen." „Danke schön."
„Oh, bitte, Gnädigste, ich werde sehr erfr . . . ."
Die letzten Silben blieben im wieder aufgehängten Hörer zurück.

*

Das Äußere:
Die kleine, schmiedeeiserne Tür ganz berankt, dahinter ein blühender Laubengang. Dann ein kleines Häuschen, das von dichtem Gesträuch gegen die mächtigsten der umliegenden Villen geschützt wird.
Das Innere:
Ein großer Raum, dessen Einrichtung den Eindruck

Amsel im Spätherbst

Von Ratatöskr

Ein struppig-schwarzer Flecken,
ein mißgestimmter Gast,
huscht sie durch kahle Hecken.
Es ist zum Weinen fast.

Und hat so süß gesungen
im März, April und Mai,
süß wie mit Engelszungen.
Ist alles nun vorbei?

. . . Sie wird schon wieder flöten,
des darfst du sicher sein,
und deinen Erdbeerbeeten
ihr Interesse weih'n.

einer Kreuzung zwischen Atelier und Zigeunerwagen vermittelt; die typische Wohnung des Junggesellen, der viel reist, und der Freunde hat, die viel reisen ...

„Das ist nun wirklich eine schöne Unverschämtheit! Ihr Benehmen ist galant genug, um mir zu sagen, daß Vissi nicht hier ist und auch nicht kommen wird. Es war einfach eine ganz gewöhnliche List. Wenn diese Erobererwohnung keine anderen Abenteuer erlebt hat, als die, welche Ihnen falsche Telefonverbindungen boten, dann beglückwünsche ich Sie nicht zu Ihrer Don-Juan-Karriere!" Elena bemühte sich, aufs äußerste erbittert, jedem ihrer Worte die Härte von Faustschlägen zu verleihen.

Sie fügte ein etwas theatralisches Lachen hinzu und schloß:

„Der letzte Idiot ist fähig, ein solches Abenteuer im Fluge aufzufangen, um das Vergnügen zu haben, daß man ihm sagt: Sie sind kein Gentleman!"

Der junge Gentleman (Gentleman in jeder seiner Bewegungen, auch wenn Elena es ihm gerade eben abgestritten hatte) nahm diesen Ausbruch mit Fassung entgegen, als wolle er damit dessen Berechtigung anerkennen.

Da Livio Padoani Frauenkenner war, wußte er, daß man niemals eine erzürnte Frau unterbrechen darf. Der weibliche Sprachfluß (und nicht nur der weibliche) wird von Gesetzen geregelt, die den hydraulischen durchaus gleichen: plötzlich den Fluß der Worte aufzuhalten, bedeutet, daß die Worte, die gerade herausfließen wollten, sich nun gegenseitig bedrücken, und, wie in einer Wasserleitung, eine Explosion hervorrufen. Diese sehr gefährliche Explosion kann den Bruch jedes Widerstandes bedeuten und ist schlimmer als eine Überschwemmung.

Ungehindert in seinem Lauf jedoch breitet sich der weibliche Redefluß (und nicht nur der weibliche) allmählich aus und wird schließlich aus physikalischer Folgerichtigkeit ruhiger.

Tatsächlich schwieg Elena, erwartungsvoll.

„Haben Sie mir nichts zu sagen?" Und da Livio sehr viel zu sagen hatte, begann er geübt:

„Nein, gnädige Frau, ich habe nichts zu sagen. Nicht ein Wort. Alles, was Sie sagten, stimmt vollkommen. Was ich getan habe, ist eines Ehrenmannes unwürdig. Wie ein Idiot habe ich mich benommen, Sie haben ganz recht. Aber sagen Sie nicht, daß ich der letzte Idiot gewesen bin, geben Sie nur zu, daß ich der vorletzte war (ich bitte Sie, weiß Gott, um wenig genug). Denn der letzte wäre ich gewesen, wenn ich auf diese unerwartete, unerhoffte Möglichkeit verzichtet hätte, die mir das Schicksal, das Glück, das Telefonamt — wie Sie es zu nennen belieben — geboten hat. Sie sehen mich das erste Mal, aber ich sehe Sie seit etwa drei Monaten, mehrmals in der Woche, so oft ich es kann ..."

Er sprach ohne den leidenschaftlichen Ton, der Liebeserklärungen eignet; er brauchte den kühlen, sachlichen Geschäftston desjenigen, der die Dinge erklärt, wie sie in Wirklichkeit liegen, und war um so erfolgreicher.

„... Ich habe Sie wieder vergangenen Donnerstag beim Tee im ‚Russie' gesehen, und bei der Premiere im ‚Valle'. Ich habe nicht einmal versucht, mich Ihnen zu nähern, Ihnen vorgestellt zu werden. Es genügte mir, Sie zu sehen."

Elena unterbrach ironisch:

„Sie sollten auch damit fortfahren."

„Ich wäre so fortgefahren, das zu tun, was man im banalen Gefühlsvokabular ‚stumme Bewunderung' nennt, wenn Sie mir nicht gerade die Versuchung geboten hätten. Ich habe nichts getan. Einmal nur habe ich Ihre Nummer im Telefonbuch nachgeschlagen, aber nur aus dem Verlangen, diese zu kennen, um irgendetwas Genaueres von Ihnen zu wissen, etwas, was in gewisser Hinsicht zu Ihnen gehört. Ich wußte, daß, wenn ich diese Nummer wählen würde, das Telefon bei Ihnen klingeln würde. Nicht einmal das habe ich getan. Ich habe auf die Freude verzichtet, Ihre Stimme zu hören, indem ich eine falsche Verbindung vorgegeben hätte. Verzeihen Sie, gnädige Frau, Sie haben mich angerufen ..."

„Nicht Sie, einen andern!"

„Ja, Antonio Vissi, den ich verehre, und den ich jetzt noch viel mehr verehren werde, da er mir die Möglichkeit gegeben hat, Sie hier bei mir zu sehen, empört allerdings über diese meine Frechheit, die jedoch Milderungsgründe verdient ..."

Nun war sie verlegen, aber zeigte es nicht, froh, daß er fortfuhr:

„Sehen Sie, das ist alles. Sie haben gesagt, ich sei kein Gentleman. Sie haben das Recht dazu. Aber ich bin ein Ehrenmann: ich wiederhole meine Entschuldigung ... ich verspreche, mich nie bei Ihnen vorstellen zu lassen ..." „Das hoffe ich!"

„Warum wollen Sie", antwortete Livio mit sanftem Vorwurf, „dieses mein Versprechen verkleinern, das, ich versichere Sie, wahrhaftig Heldentum enthält?"

Sie antwortete nur mit einem sarkastischen „Ach?", das, wie sie sofort begriff, eine Entgleisung war.

(Gg. Schaefers)



„Spiel' nicht, süßes Themistokleschen, mach' alpha alpha!"

„Ja, gnädige Frau, es ist derselbe Heldenmut, der mir jetzt auferlegt, Ihnen nicht ein Wort mehr über meine Gefühle für Sie zu sagen; Sie nicht einmal zu bitten, die unschuldigste Tasse Tee von mir anzunehmen. Ich weiß, daß Sie es nicht annehmen würden."

„In der Tat!" rief die schöne Frau aus, im Grunde jedoch zornig, daß er ihr nicht einmal die freie Wahl gelassen hatte, aus eigenem Willen abzulehnen.

Livio begleitete sie ohne ein Wort durch den blühenden Laubengang zum schmiedeeisernen Türchen. Sie reichte ihm nicht einmal die Hand zum Kuß. Livio wagte es auch nicht zu hoffen. — Elena ging ein Stück der Nomentanaallee zu Fuß, mit dem bestimmten Schritt desjenigen, der kein Ziel hat.

Und sie fühlte die doppelte Gereiztheit der schönen Frau, die die Erfahrung machen muß, daß die Umstände für sie entscheiden, was sie gern selbst entschieden hätte, und außerdem nicht weiß, wie sie die sehr wertvolle Teestunde verbringen soll. Sie war gegen jenen Gentleman aufgebracht (Gentleman war er wirklich; sogar ein wenig zu sehr, wie ihr jetzt schien!) und gegen Antonio Vissi.

Und da die Addition und Subtraktion der menschlichen Gefühle fast immer die seltsamsten Ergebnisse zeitigt, so gab ihr dieses zwiefache Aufgebrachtsein als Gesamtergebnis die strahlendste Zufriedenheit darüber, nichts getan zu haben, was ihrem Manne mißfallen könnte. Sie erinnerte sich seiner erst, als sie die Piazza Porta Pia erreicht hatte und gerade feststellte, daß sie ihn eigentlich doch sehr liebte. Sie überlegte, daß es doch sehr gut gewesen sei, nicht bei Vissi Tee zu trinken; warum sollte sie denn diesem eifersüchtigen lieben Kerl eine unnötige Aufregung verursachen? Wegen einer Laune? Und sie freute sich herzlich über ihre gute Tat, mit der ehrlichen Überzeugung, sie tatsächlich begangen zu haben.

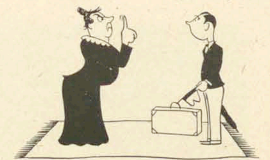
*

Für gewöhnlich erschien alle sechs Monate ein Roman Antonio Vissis. An sieben oder acht seiner engsten Freunde schickte er ein Exemplar mit der herzlichen Widmung „Ich möchte, daß das erste Exemplar Dir gehöre." Auch Elena, die Jugendfreundin, bekam das siebte oder achte „erste" Exemplar. Das Buch blieb jedoch eingewickelt auf dem kleinen Tisch in Elenas Ankleidezimmer liegen. Es klang vielleicht ein wenig Ironie mit, als Oreste sich das Buch holte und zu seiner Frau sagte: „Wenn du es nicht liest, werde ich es eben lesen." Elena tat so, als hätte sie nichts gehört. Seit jener Begegnung mit Antonio Vissi in der Via Veneto war eine Woche vergangen, und sie hatten noch kein Wort über den Schriftsteller gesprochen.
Oreste hatte aber die besondere Seelenveranlagung des Geschäftsmannes. Diese Gattung fühlt die Notwendigkeit, auch wenn sie schlau ist, diese ihre Schläue wie Zahlen zu berechnen, und begeht so die größten Fehler, fabriziert die dicksten Windeier, ohne es zu merken. Sie können kein Konto in der Schwebe lassen, ohne Soll und Haben auszugleichen, auch wenn aus dieser Rechnerei erst ein Defizit herausspringen sollte.
Manchmal besteht die größte Weisheit darin, über einer unvollendeten Seite ruhig etwas Gras wachsen zu lassen. Auch dies ist eine Möglichkeit, seine Abschlüsse zu machen.
Aber Oreste war ein genauer Mann.
Er näherte sich seiner Frau und holte in dem belehrenden Ton, mit welchem man zu kleinen Kindern spricht, das bereits von Gras überwucherte Gesprächsthema hervor:
„Siehst du, mein Kind, im Leben genügt oft eine Kleinigkeit, um böses Blut zu verursachen, und ebenfalls eine Kleinigkeit, um dieses zu vermeiden. Vergangene Woche trafen wir Vissi in der Via Veneto..." Elena war bereits gereizt: „Nun?"
„Tja — ... nichts, Liebste. Siehst du, ich verstehe viel mehr von Psychologie als du denkst: ich wußte sofort, daß dir zu widersprechen bedeutete, die Sache noch gefährlicher zu machen. Es wäre ein Zank daraus entstanden, nicht? Darum habe ich sogar geschwiegen, als du ihm sagtest, du würdest vielleicht bei ihm Tee trinken. Siehst du, wie recht ich hatte: du hast nicht einmal daran gedacht..."
Elena schwieg. Sie dachte angestrengt über etwas ganz anderes nach.
Aber Oreste wollte ihr die ganze Theorie und Praxis des erfolgreichen Geschäftsmannes vorführen; so fügte er zufrieden hinzu:
„Als Vissi dir die Telefonnummer gab, habe ich sie aufgeschrieben..."
Er hielt im Satz inne, erfreut, daß Elena plötzlich mit Interesse zuhörte, und beendigte seine Ausführung bombastisch:
„Nicht ohne Absicht jedoch dachte ich, daß es besser sei, die Nummer etwas zu verändern, ich erinnere, sie fing mit 30 an ... und ich schrieb 36. Ich bin Zahlen gewöhnt, und weiß, daß manchmal ein Häkchen mehr oder weniger genügt, um ein Schicksal zu beeinflussen. Du hast mich nicht einmal um die Nummer gebeten; aber wenn du es getan hättest ... nun, es wäre eben ein Häkchen zuviel gewesen!"
Er schwieg und lächelte in Selbstzufriedenheit. Elena hatte sich erhoben. Aus ihren Augen, aus ihren heftigen Bewegungen konnte er etwas zu spät ablesen, daß ein Sturm nahte. Jedoch, die Augen beruhigten sich, die Fuchtelei legte sich und wandelte sich in anmutsvolle Bewegung, und Oreste, der genaue Geschäftsmann, konnte nicht begreifen, was jenes rätselhafte Lächeln zu sagen hatte, das die Schlußworte der schönen Frau begleitete:
„Du hast ganz recht, Liebster. Es genügt nur ein ‚Häkchen', um ein Schicksal zu wenden. Aber nun laß mich allein: ich muß mich umkleiden... Ja, ich gehe zu einer Freundin zum Tee."
Und fügte hinzu, als sie ihn zur Tür brachte:
„Nicht zu Vissi, weißt du."
„Kunststück! Wo er in Mailand ist!"
Und Oreste ging befriedigt hinaus. Kaum hatte sich die Tür geschlossen, näherte sich Elena kalt dem Fernsprecher, und wählte langsam mit der Nagelspitze, als ob sie jemand verletzen wollte: 36203. Die Nummer mit einem ‚Häkchen' zuviel! ...

(Aus dem Italienischen übertragen von A. L. Erné)

Lieber Simplicissimus

(Zeichnung O. Nückel)



Mein Bruder Kurt zog zum ersten Male aus dem Vaterhaus in die rauhe Großstadt hinaus, allwo er studieren sollte. Er lief erst mal tagelang nach einer möglichst billigen aber reinlichen Bude herum und fand endlich etwas, das ihm zusagte. Nur noch die heikle Ungezieferfrage blieb zu stellen, welcher Aufgabe sich unser Kurt verlegenburschikos entledigte, indem er sagte: „Und wie steht es mit den — Bettflundern?" Die Vermieterin sah sich den jungen cand. med. etwas erstaunt an, dann meinte sie gönnerhaft: „Bis zehn Uhr abends habe ich nichts dagegen."

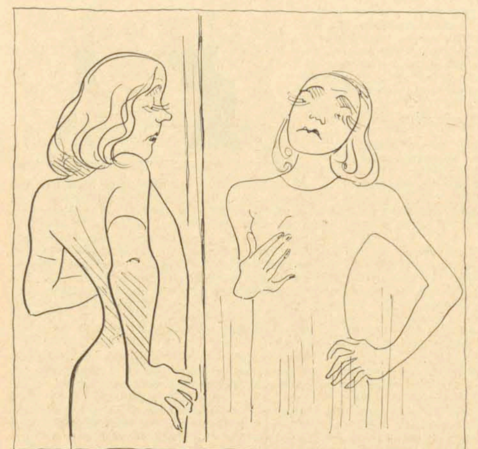
Ich hatte einmal einem schwachen Schüler Nachhilfestunden zu geben und zwar hauptsächlich in deutscher Rechtschreibung. Bei dieser Arbeit scheine ich nun diktierenderweise selbst kein ideales Hochdeutsch gesprochen zu haben; denn in der Arbeit des Schülers erschien der Spruch: „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich" in ganz neuer Form und Auslegung; er lautete nun: „Pack schleckt sich, Pack verdreckt sich", und gefiel mir so auch nicht schlecht.

Lina, eine gutmütige, noch sehr jugendliche Hausangestellte, die infolge eines Fehltritts Mutter geworden ist und z. Zt. in unserer Klinik liegt, wußte über den ‚Urheber' ihres Zustandes nichts anzugeben. Unter Tränen erzählte sie mir schließlich, daß es auf einem Rummelplatz geschehen sei. Als ich sie fragte, ob sie denn sonst gar keine Anhaltspunkte habe, sagte sie: „Ich habe wohl gefragt, ‚mit wem habe ich die Ehre', da sagte er aber: ‚Das tut nichts zur Sache!' — Und so geschah es." Man sieht: die weibliche „Höflichkeit" stirbt nicht aus — und die männliche „Sachlichkeit" auch nicht.

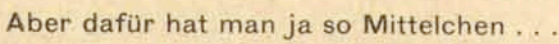


Das dicke Ende

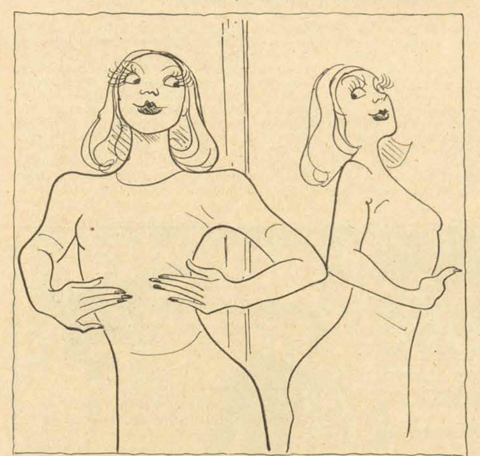
(Fr. Bilek)



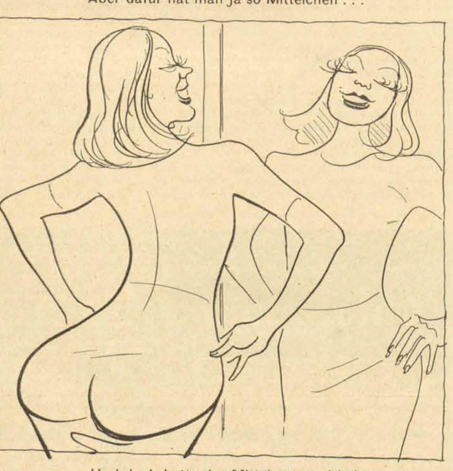
Luischen merkt, daß hier was fehlt



Aber dafür hat man ja so Mittelchen . . .



Sie war mit dem Erfolg nicht recht zufrieden



Und doch hatte das Mittel gut gewirkt!

SCHAM / VON DIRKS PAULUN

„Welches Scham ist, sell mugget i scho wissa!" lallte Jochen Roth, den wir Till nennen. Ich verwies ihm den leichtfertigen Umgang mit süddeutschen Dialekten und ewigen Problemen.

„Wir sind leicht betrunken", entgegnete Till, „da langt es nur noch zu Betrachtungen und Aphorismen. Und das will ich dir sagen: eine echte Scham hat schon was zum Drüberwundern!"

„Scham ist insofern eine der feinsten Erfindungen Gottes, als es Lust bereitet, sie zu verletzen."

Till mißgönnte mir diese flüss'ge Formelung. „Lust bereitet?" fragte er bitter. „Rechte Scham zu verletzen, bereitet Schmerz. Du sprichst vielleicht von kleinbürgerlicher Sittsamkeit, diesem mißverstandenen, überholten, verbogenen, leicht angefaulten Zeug. Echte Scham hat man oder hat sie nicht. Man kann sie nicht lernen. Man muß in sich hineinlauschen!"

„Jedermann seine eigene Scham!" jubelte ich, aber das war wohl überspitzt.

„Es gibt da doch geheime Übereinstimmungen", sagte Jochen Roth nachdenklich, „es muß da ganz bestimmte Regeln und Rangordnungen geben, die allen unvergifteten Gemütern gemeinsam sind. Ich will dir einen Fall erzählen, und dann sollst du sagen, ob da nicht echte Scham gewaltet hat."

„Erzählen? — Um diese Tageszeit?" — Aber Till wehrte mit der linken Hand ab, während seine Rechte einen funkelnden Pokal (mit grauenhaftem Wermutwein) an die Lippen führte.

„Prost", sagte er, „Mella und ich kamen mit dem letzten Zug nach Hause. In der Giesestraße, bei dem kleinen Grasfleck, wo die neue Straße hinkommen soll, war es für uns beide höchste Zeit, daß wir uns erleichterten."

„Gott, wie schamhaft ausgedrückt!" warf ich ein.

„Also, bitte: ich stell' mich an den Zaunpfeiler, und Mella bereitet sich vor, das ihre zu tun. Da merken wir, daß ein Nachtwächter mit Blendlaterne das Grundstück umschreitet. Noch wenige Schritte, dann mußte er um die Ecke kommen und uns sehen. Was hättest du da nun getan?"

„Hm. — Ein lustiger Zuruf an den Wächter vielleicht? — Menschlich-kameradschaftlich . . .?"

„Der Wächter kam um die Ecke und sah ein engumschlungenes Liebespaar am Zaun stehn. Wir fanden, und das gilt wohl allgemein: Liebe ist anständiger als — müssen!"

Der Schlaftrunk

(E. Thöny)



„Verdammt nochmal, das ist aber 'ne dolle Ananasbowle!" — „Verzeihung, mein Herr, Sie haben Ihr Glas mit dem Knobelbecher verwechselt und die Würfel wohl mit 'runtergeschluckt!"

Das Einhorn / Von August Wisbeck

(C. Sturtzkopf)



Obschon Herr Krusemann in der Kunst des Skats besser als in den Kniffen eines oberbayerischen Haferltarocks bewandert war, hatte er im Laufe des Abends dem Förster Daxenberger vierundsechzig Pfennige und dem Lehrer Fingerl sogar eine volle Mark abgenommen. Nun ruhte das Spiel, und man erging sich über den runden Wirtshaustisch hinweg in anregenden Gesprächen. „Sie werden gewiß von so manchem interessanten Jagderlebnis zu berichten wissen?" spöttelte Herr Krusemann und sah dabei den Förster mit verschmitztem Lächeln an. „Vielleicht haben Sie schon einmal eine Doublette auf eine Gemse und einen Adler geschossen oder der Fuchs hat Ihnen einen Spielhahn apportiert? Ein alter Jäger wie Sie braucht ja nur den Schrein seiner Erinnerungen zu öffnen, und schon entquellen ihm die unglaublichsten Abenteuer." „Naa — naa", kam es aus einer mächtigen Wolke Tabakqualmes hervor, „da müassat i lüag'n, bal i sag'n tat, i hätt' was B'sonders erlebt bei der Jagerei. Und g'logn hab i meiner Seel no gar nia net, daß' es wissen! Wüßt nix, was net scho a jeder kennt. Denn die sell G'schicht' vo dem Einhorn is ja aa scho uralt. Woaß a jeder Schuibua. Mag's nimmer vazähln." „Wie sagten Sie?" schmunzelte Herr Krusemann, „Sie haben ein Jagderlebnis mit einem Einhorn auf Lager? Na, seh'n Sie mal, das übersteigt ja noch meine kühnsten Erwartungen. Es gibt also noch Einhörner in dieser gottgesegneten Gegend? Und wie hoch schätzen Sie den Bestand dieses seltenen Wildes in Ihrem Revier?" „An oanzigen Hengst ham ma no", erklärte Daxenberger und sah Herrn Krusemann ernsthaft aus seinen wasserblauen Augen an. „Na, vielleicht kann Ihnen Hagenbeck noch eine Stute dazu fangen", lachte Krusemann. „Also schießen Sie mal los mit Ihrer interessanten Geschichte! Ich bin ganz Ohr und werde Ihnen jedes Wort glauben!" „Die G'schicht' is kurz erzählt", begann Daxenberger. „Also, i bi auf'm Hoamweg vo mein Reviergang, Nacht is' schon g'wen, aber der Himmi war sternklar. Wia i so auf die zwoat Schneisen vom Schmiedinger Hölzl 'naustritt, wer steht da auf zwanz'g Gäng vor mir? A Einhorn steht da. Ganz deutli siech i, wia's mit sein zsammadrahten Hörndl Würzerln aus'm Boden schaufit und äst. I schaug eahm a Weil zua, bis' Wind kriagt vo mir. An Augenblick äugt's mi o mit seine grasgreana Liachta, nacha werd's flüchti. I siech no, daß' a Hengst g'wen is und find' sei frische Losung, an Haufa dampfate Roßboll'n." „Sie übertreffen sich selbst!" kicherte Krusemann, „aber sagen Sie einmal, wärum haben Sie denn das Vieh nicht geschossen? Ausgestopft wäre es doch ein Glanzstück jedes zoologischen Museums geworden!" „Woaß i, wann's Einhorn sei Schußzeit hat?" entgegnete der Förster. „Werd überhaupts unter Wildschutz stehn, bei dem g'ringa B'stand. Aber sein Wechsel kenn i guat, kunnt an jeden drauf hi'führn, daß er's selber sicht." „Das hätte der alte Brehm noch erleben müssen!" lachte Krusemann. „Übrigens, was meinen Sie, Herr Lehrer, als Mann der Wissenschaft, zu der Entdeckung des verehrten Herrn Försters? Glauben Sie an diesen famosen Einhorn-Hengst?" Der Lehrer Fingerl sah etwas verlegen vor sich hin, schneuzte sich, putzte an seinen Augengläsern herum und meinte schließlich, daß er mangels subjektiver Beobachtungen lediglich zur Erwägung stellen wolle, ob es sich nicht um den Vertreter einer verschollenen Tiergattung handeln könne, deren Bestehen — wie im Falle des afrikanischen Okapi — solange angezweifelt wird, bis es seine Bestätigung findet. „Unsinn — barer Unsinn!" schnaubte nun Krusemann und fing an, ernstlich böse zu werden. „Schließlich bin ich doch kein Schuljunge, der sich Märchen aufbinden läßt. Zur Ehre des Herrn Försters möchte ich bestenfalls — ich betone ‚bestenfalls' — eine Halluzination annehmen. Darauf, daß es sich um nichts anderes handelt, gehe ich jede Wette ein." „So, wetten wolln S'?" frug Daxenberger und strich bedächtig seinen langen Bart. „Die Wett' waar für Sie verlorn, dös sag i Eahna glei, weil i neamad b'scheißen will. Naa, g'wett werd net, i mag net!" „Aha!" triumphierte Herr Krusemann, „nun zieht er zurück! Es gibt eben — sagen wir gelinde: Übertreibungen, die sogar für den Nicht-Jäger etwas zu stark sind, um glaubhaft zu wirken. Auch das Jägerlatein hat gewisse Grenzen!" „Jetzt so derfa S' ma net kemma!" grollte der Forstmann, „da kunnt ma ja grad glaubn, daß i lüag! Und jetzt werd d'Wett og'nomma! A Banzen Bier, daß i Eahna dös sell Einhorn heut nacht no zoag! Sagn müassen S': i hab's mit eigne Augn leibhafti g'sehgn. Sagn S' es net, nacha hab i d'Wett verlorn." „Angenommen!" stimmte Herr Krusemann zu und schlug in die Hand des Försters ein. „Wie weit müssen wir wohl zu Ihrem ‚Einhorn' marschieren?" „Dös laßt si net so g'nau sagn", antwortete Daxenberger, während er sich bereits von seinem Stuhl erhob, „aber es is ja no net amoi zwölfe und d'Nacht sternklar. Kunnt leicht sei, daß ma dös Luada scho auf der Grasleiten dapacka. Sonst müaß ma halt no a weng höher pirschen. Der Weg is kommod." Herr Krusemann hüllte sich in seinen leichten Mantel, und die beiden gingen in die Nacht hinaus.

Der Mond überglänzte Wald und Berge, vom Neuschnee der Gipfel strich ein eisiger Wind zu Tal. Nach einstündigem Anmarsch stieg man einen engen Ziehweg hinan, der sich, steinig und von Wurzelwerk durchsetzt, durch das Fichtengehölze emporwand. Mühsam und oftmals stolpernd folgte Krusemann dem gleichmäßigen Tritt des Jägers. Schließlich verlor sich der Weg in eine steil aufwärtsstrebende Rinne, und als es vom Tal herauf zwei Uhr schlug, mußte Krusemann ein wenig verschnaufen. „Pressiert gar net!" beruhigte Daxenberger, „lassen S' Eahna nur Zeit, is ja bis Sechse in der Fruah bein Äsen, dös sell Einhorn!" „Angenehme Aussichten!" ächzte Krusemann, während man wieder bergan klomm, sich durch dicht stehendes Jungholz arbeitete, in der Quere liegende Baumstämme überkletterte und im Bett eines eisigen Gebirgsbaches watete. Endlich am Rand einer Lichtung angekommen, hielt Daxenberger Herrn Krusemann plötzlich am Ärmel fest, deutete auf die mondbeschienene Almwiese hinaus und flüsterte: „Da is scho — sehgn S' es net — zwanzg Gäng links vo dera Fichten — bei dem großen Stoa steht's und äst. Jetz ziahgt's a weng 'n Hang nauf — naa, weiter links müassen S' schaugn! Ja, sehgn S' es denn noo net?" „Nein", keuchte Krusemann, „ich sehe gar nichts." „Glaub i schon", verwies der Jäger, „bal Sie röhrn wia a Brunfthirsch werd a jeds Wild flüchti. Auf und davo is! No, macht aa nix, jetz pirschen ma eahm halt auf'n Goaßbichl nach. Is a kommoder Weg." Dies erwies sich nun allerdings für Herrn Krusemann als Übertreibung; denn der Marsch über steile, glitscherige Graslahnen wirkte noch anstrengender als der Ziehweg, und der zunehmende Wind biß empfindlich durch den leichten Mantel. „Halt!" befahl Daxenberger plötzlich, „da vorn steht er, der Hengst. Jetzt müassen ma halt a weng kriacha, damit er uns net deräugt. Hundert Meter, nacha san ma so weit." Ächzend wand Krusemann seinen Körper über die Lahne. „Sehgn S' 'n no net?" flüsterte der Förster. „Jetzt kratzt er si mit sei'm Hörndl am Waidloch — und jetz schaufit er Würzerln aus'm Boden." „Ich sehe nichts", gestand Krusemann ärgerlich, „aber ich gebe die Wette verloren. Meinetwegen wimmelt es von Einhörnern, das Faß Bier haben Sie gewonnen!" „Ja freili!" brauste Daxenberger auf, „damit's nacha hoaßt, i hätt Eahna b'schissen. Naa, naa, mei Liaba, so geht dös fei net! Eh Sie net sagn, daß Sie's leibhafti gsehgn ham, dös sell Einhorn, gib i koa Ruah net. Jetz müassen ma halt ums Gottsackerwandl umipirschen, damit ma an bessern Wind habn. Is koa unkommoder Weg net!" Schweigend folgte Herr Krusemann dem Jäger. Auf handbreitem Steig ging es eine schroffe Felswand entlang. Unheimlich drang aus der Tiefe das wilde Brausen eines Tobels. „Bal i Eahna jetz aa no net hibring auf den Hengst", wandte sich Daxenberger an Herrn Krusemann, „nacha müaß ma eahm halt aufs Hennaköpfi nach. Da kimmt er uns nacha nimmer aus. Aber dös oane sag i Eahna glei: kommod is der Weg nimmer. Oa falscher Tritt, und abigeht's zwoahundert Meter, daß ma d'Fasern vo Eahnerm G'wand aus'm Stoa außazupfen muaß. Hat si schon so mancher dafalln, an dera Stell. No, i hoff, daß ma gar net auffi müassen, aufs Hennaköpfi; denn dömoi bring i Eahna auf zehn Gäng hi, ans Einhorn." „Ich werde es diesmal bestimmt sehen", sagte Krusemann, und eine seltsame Zuversicht klang aus seiner Stimme. Bei einer Biegung des Steiges hielt man an. „So", befahl Daxenberger, „und jetz strecka S' amoi Eahnern Kopf vor und äugn S' um den Stoa rum! Was sehgn S' da auf zehn Gäng vor Eahna steh?" „Ich sehe ein Einhorn", antwortete mit klarer Stimme Herr Krusemann. „Guat", erklärte Daxenberger, „und jetzt sagn S' ma no, wia's ausschaugt, net damit's nacha hoaßt, i hätt Eahna

Nebel am See

Von Klaus Josef Uhl

Ein Schwan, der Nebel, flügelt
schimmernd aus dem See.
Am Ufer lagernd hügelt
er seiner Schwingen Schnee
flaumtropfend überm Lande.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. III. Vj. 37. 17108. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

b'schissen!" „Es trägt ein Horn auf der Stirne und hat grasgrüne Augen", beschrieb Krusemann. „Und was treibt's?" forschte der Förster weiter. „Es schaufelt Würzelchen aus dem Boden und kratzt sich mit seinem Horn am Waidloch", kam klare Antwort zurück. „Jawoi", bestätigte Daxenberger, „so is. Und da sehng S' es wieder amoi so recht deutli: Hätten Sie den Hengst net mit Eahnere eigna Augn gsehgn, nacha tat ma sagn, i hätt g'logn. Die Menschen san ja so schlecht! — So, und jetz gehn ma hoam!"
Zum Abstieg wählte Daxenberger eine andere Richtung als beim Aufstieg, und es mußte Herrn Krusemann als auffallend erscheinen, daß diesmal ein gebahnter Weg in überraschend kurzer Zeit völlig mühelos zu Tal führte. — Abends wurde mittels des vom Förster gewonnenen Bieres die Wette im erweiterten Kreise gefeiert. Krusemann war allerdings durch dringende Geschäfte an der Beteiligung verhindert, doch hatte er zu dem verlorenen noch ein zweites Faß gespendet. Und so war es denn nur berechtigt, daß man seiner und des Einhorns in Reden und donnernden „Hochs!" mehrfach gedachte.

Das verkannte Gedicht

Folgende wahre Geschichte ereignete sich vor kurzem in Finnland. Die teuerste Zeitungsnotiz in der Geschichte der finnischen Presse gebracht zu haben, kann sich eine kleinere schwedischsprachige Zeitung rühmen. Der Feuilletonredakteur, der sich gerne als Förderer der jungen Literatur hervortat, hatte das sehr moderne Gedicht eines jungen Dichters gekauft und dafür, sage und schreibe, Fmk. 200.— bezahlt, für finnische Verhältnisse ein stattliches Honorar. Leider geriet aber das Manuskript, weiß Gott wieso, in die Mappe des Materials für den Nachrichtenredakteur. Und so las man in der Zeitung folgende Nachrichtennotiz:

„**Ein altes Pferd** starb gestern auf der Satakuntastraße. Es sank plötzlich nieder. Eine Menge Leute sammelte sich an. Der Kutscher versuchte vergebens, das Pferd wieder auf die Beine zu bringen. Ein Polizist telefonierte nach dem Veterinär. Aber nichts half mehr. Der Menschenauflauf verlief sich. Ein Intermezzo in der Chronik der Straße."

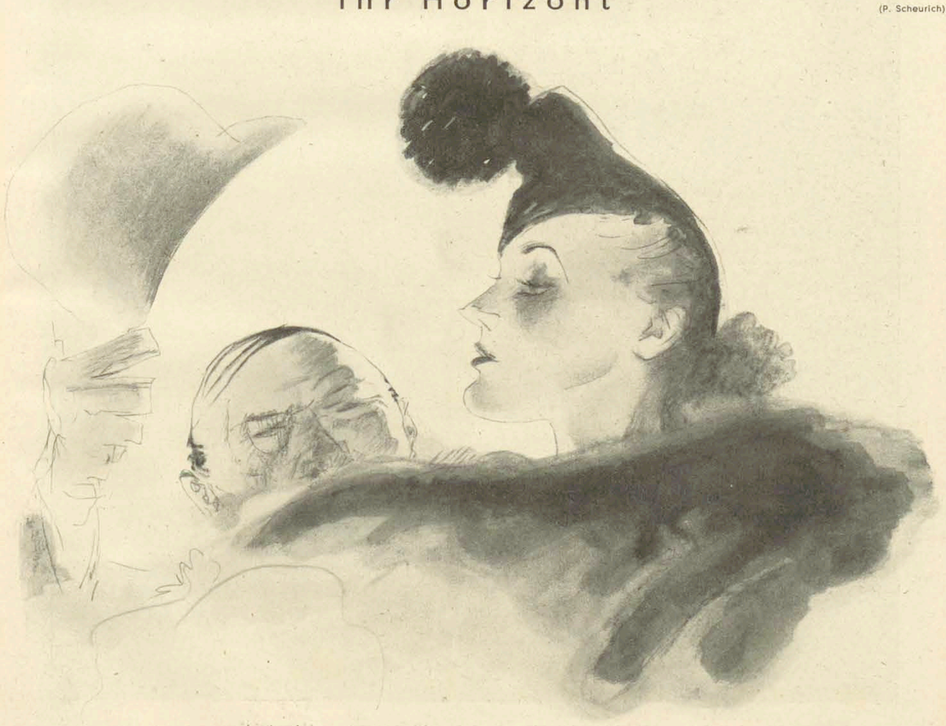
Der arme Nachrichtenredakteur wurde vor den Chef zitiert, gegen dessen Vorwürfe er sich energisch verteidigte: er habe unter seinem Material eine Notiz über ein verendetes Pferd gefunden und habe keine Ahnung gehabt, daß es sich dabei um ein teuer bezahltes Gedicht gehandelt hatte. Diese Notiz sei zwar sehr gekünstelt geschrieben gewesen, aber er habe sich weiter keine Gedanken gemacht, sondern die notwendigen Änderungen vorgenommen und natürlich auch den Namen weggelassen, da ja unter Nachrichten keine Namen stehen. Ganz abgesehen davon, daß der junge Dichter in helle Wut geriet, hatte die Sache noch ein anderes Nachspiel. Am selben Tage rief der Polizeimeister bei der Redaktion an und bat um nähere Aufklärung über den Vorfall mit dem toten Pferd; denn er habe keinerlei Bericht von seinen Beamten darüber erhalten und er wolle der Sache auf den Grund gehen. Wohl oder übel mußte die Redaktion den Sachverhalt mit der poetischen Notiz erklären und der Polizeimeister meinte dann: „Nun, Sie müssen eben aufpassen das nächstemal, besonders wenn der Dichter ein Gedicht über eine niedergegangene Fliegerbombe schreibt." — fe —

Wiener Antisemitismus

Im Wiener Stadtbezirk II, der zum allergrößten Teil von Angehörigen des auserwählten Volkes bewohnt wird, flog neulich aus dem Laden eines arischen Friseurs, von ihm selber an die Luft befördert, ein arischer Kunde auf die Straße hinaus. Der Friseur selber erzählte mir nachher die etwas kuriose Vorgeschichte der Handlung:
„... Also, stellen S' Eahna vur! Da sitzen bei mir der Herr von Kohn, der Herr von Abeles, der Herr von Löwy ... also, wie man so sagt, die ganzen feinen Leut'! Kommt da der Kerl net eina und sagt: ‚Hier stinkt es!' I frag eahm, wovon daß er meint, daß es stinkt? Da schreit er: ‚Hier stinkt es nach Juden!!' No, i plärr' eahm gehöri' an, und wissen S', was er da zu m i r sagt?: ‚Mir scheint, Sö san selba ana!' No, und da hob' i eahm natürli' außig'feuert ... denn b e l e i d i g e n laß i mi nöt!"

Ihr Horizont

(P. Scheurich)



„Na, wer taucht denn da plötzlich hinterm Horizont auf?!" — „Ich bitte dich, laß diese unanständigen Ausdrücke!"

Am Parkplatz

(K. Heiligenstaedt)



„Sagen Sie, kann ich hier so stehen bleiben?“ — „Ich glaube nicht, daß einer der Herren was dagegen haben wird!“

München, 21. November 1937
42. Jahrgang / Nummer 46

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G. M. B. H., MÜNCHEN

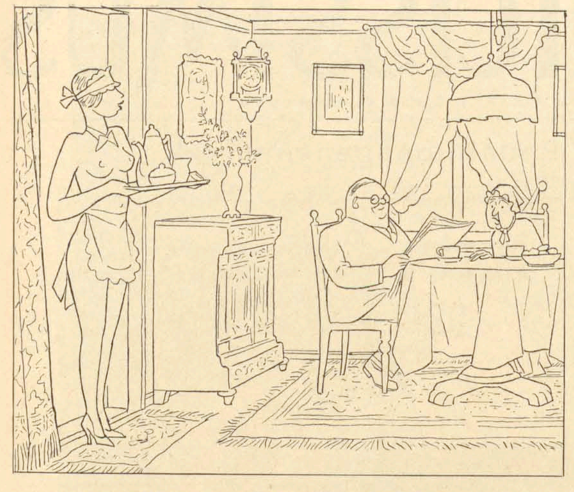
Rotspanische Redaktionsgeheimnisse

(E. Thöny)



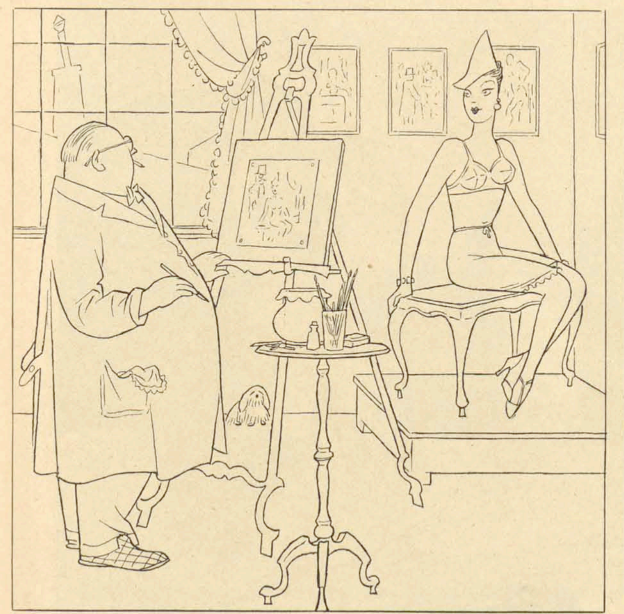
„Sag' mal, Genosse, warum schreibst du nicht, daß bei uns überhaupt keine Freiwilligen existieren?" — „Das glaubt uns doch kein Mensch!" — „Im Gegenteil, jeder kann sich überzeugen, daß bei uns nur Unfreiwillige kämpfen!"

NACKT, die große Mode

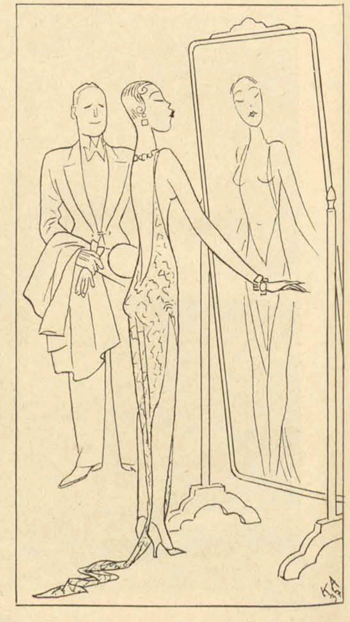


Privat-Revue. „Elli! Sind Sie verrückt!" — „Wat denn, gnä' Frau, 'n schöna Körpa ist doch keene Schande!"

Das schöne Titelblatt. „Auf da neiest'n Kitzinger Jllustrierten ham ma wieda a recht a sauber's Madl, Herr Hofrat!"

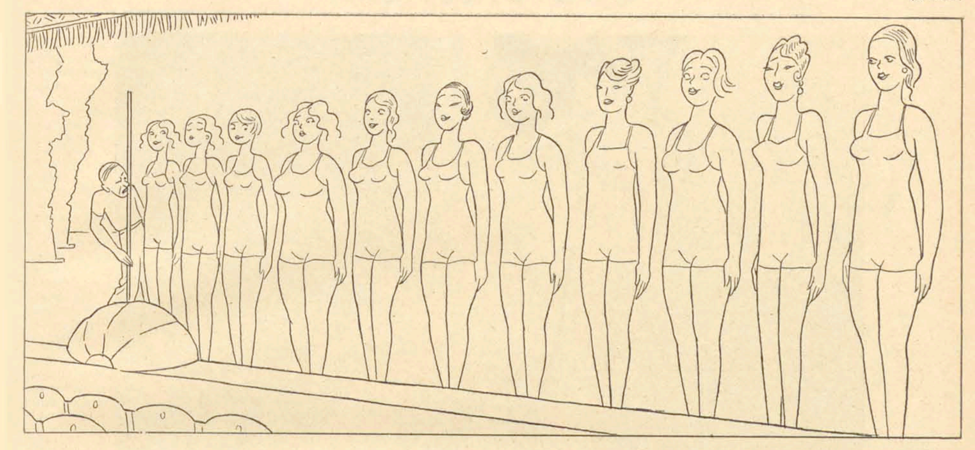


Der elegante Zeichner. „Bitte, 'n Schlüpfa etwas höha, Frollein! Ick habe mit meinem Verlag bis zum Obaschenkel vereinbart!"



Große Abendtoilette. „Na, ich muß sagen, Lissa, wenn sowas Schule macht, dann kann die Textilindustrie einpacken!"

(K. Arnold)



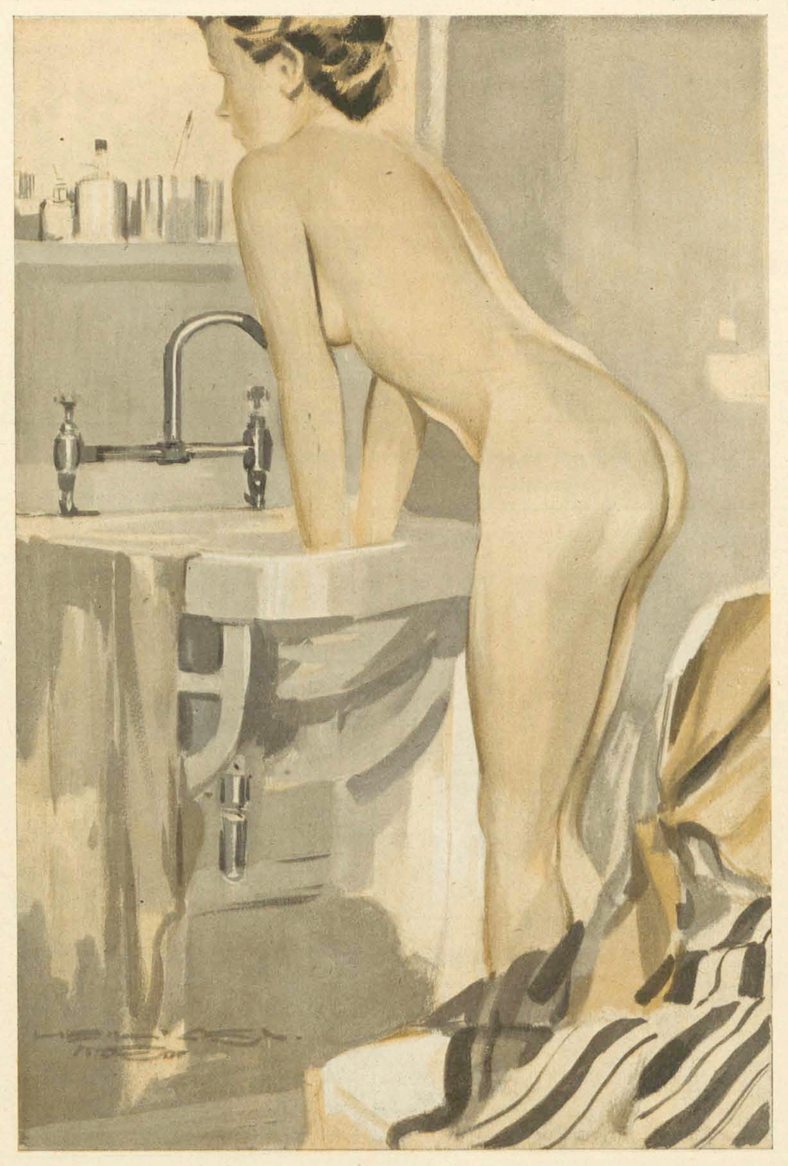
„Frollein Müller zwo! Det jeht nu nimma, Ihr Busen wächst ja imma stärka aus da Front!"

Frau Geheimrat in Öl. „'n neues Jugendbildnis meiner Frau! Hat der Künstler fabelhaft ähnlich zurückkonstruiert."

Der Mäzen. „Tierstücke oder männliche Figuren interessieren mich nicht." — „Recht haben S', Herr Professor, die Krone der Schöpfung ist halt doch ein Mensch!"

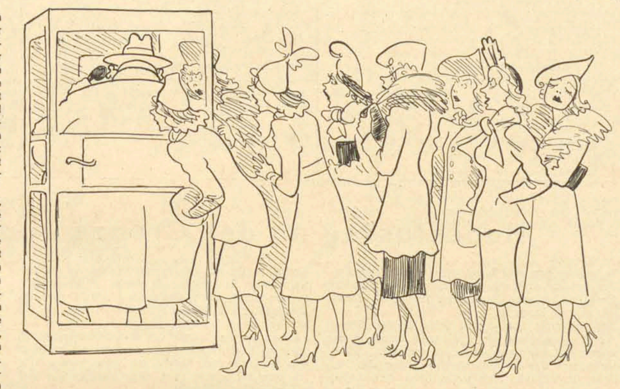
Vorurteile

(K. Heiligenstaedt)



„Diese empörende Ahnungslosigkeit! Er findet meinen Teint zu blaß, der Idiot, und weiß nicht mal, daß das Gesicht gar nicht maßgebend ist!“

Frauen in Zellglas



(Fr. Bilek)

Ich liebe die einsamen Telefonzellen an stillen Straßenecken der Vorstadt. Sie stehen da unter Trauerweiden oder unter Ahornbäumen wie Waldkapellen oder Denkmäler an verdiente Männer im Stadtpark. Rot sind sie lackiert, mit gläsernen Aus- und Einblickfenstern wie Teehäuschen in Rokokoparks. Von ihnen aus könnte man direkt nach Kopenhagen oder Neapel oder Istanbul telefonieren, von diesen stillen Ecken aus, zwischen großväterlichen Villen, wo es jetzt nach altem Laub und Erde riecht. Ich könnte sagen: „Bitte, verbinden Sie mich mit Amalfi 3612", mit Amalfi, wo jetzt laut Reiseprospekten ein heftiger Sommer herrscht mit lindem Frühling gemischt.

Ich finde diese Telefonhäuschen sehr poetisch, und wenn ich ein Dichter wäre, würde ich sie ähnlich besingen, wie die Versbeflissenen seiner Zeit die romantischen Kapellen am Kreuzwege besungen haben. Allerdings, mitten in der Stadt werden die Telefonhäuschen von den wenigsten poetisch empfunden, wenn sie draußen stehen und jemand anderes drinsteht und sie gerne möchten, daß es umgekehrt sei. Viel Platz ist in ihnen nicht vorhanden, und das ist gut so. Stärkere Personen verlassen die Kastl etwas deformiert, diese raumfüllenden Charaktere nehmen die Form von Büchsenschinken an, schön rechteckig gepreßt. Jüngeren, schlanken Damen steht so ein Telefonkastl doch recht gut, finde ich, sie sehen darin aus wie in einer Geschenkpackung, wie in einem Präsentkistchen, geeignet, es guten Freunden unter den Weihnachtsbaum oder auf den Geburtstagstisch zu legen: Zum Zeichen, daß ich Dein gedacht, habe ich Dir dieses mitgebracht. In dieser Zellglashülle sind die Damen geschützt, und es ist verboten, die ausgestellten Nahrungs- und Genußmittel zum Zwecke der Prüfung zu betasten und zu drücken.

So muß ich immer denken, wenn ich die Damen im durchsichtigen Schutzumschlag sehe, und es ist mir so, als käme gleich die Verkäuferin und sagte: „Verzeihen der Herr, diese Stücke sind unverkäuflich, das sind nur unsere Muster."

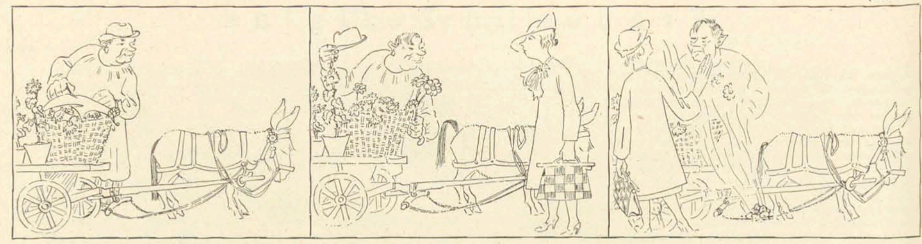
Auf solche Gedanken kommt man, wenn man vor der öffentlichen Fernsprechstelle steht und lange, lange warten muß und dabei sieht, wie die Augen der Sprecherin achtlos über das Schild „Fasse Dich kurz!" hingleiten, als wäre es gar nicht da. Für uns, die wir durch die Schule des stummen Films gegangen sind, bedarf es meist nicht vieler Worte, um zu erfahren, was da drin gesprochen wird. Lehnt das hübsche Fräulein während des Gesprächs leicht gegen das Telefonbrettchen, als sei es ein Sessel in einem Salon, dann kennt sie den, dessen Stimme wir nicht hören, noch nicht sehr lange. Sie plaudert. Sie plaudert fünf Minuten, zehn Minuten, und wenn der andere nicht gestorben ist, dann plaudert sie immer noch. Zum Schluß pudert sie sich noch ein Weilchen und tritt strahlend heraus, wie Schneewittchen aus dem Glassarg. Wir aber stehen herum wie die bärtigen Gartenzwerge.

Es gibt auch noch diejenigen, denen immer noch was einfällt. Dreimal, fünfmal haben wir sie Abschiednehmen sehen. Schon greifen sie zum Handtascherl, schon faßt ihre Hand nach der Klinke, gleich werden wir eintreten können, da fangen sie von vorne wieder an.

Dann gibt es noch die Herren mit dem Geschäftlichen. Sie klopfen mit dem Bleistift den Takt zu ihren Worten. Sie nicken in den Hörer, schütteln mit dem Kopf, und man merkt es deutlich, daß sie für 37.50 unmöglich liefern können.

Aber wir Stummfilmer draußen vor der Tür haben auch die Möglichkeit, unseren Willen, unsere Ungeduld kundzugeben. Mal sehen wir auf die Uhr, mal gehen wir mit kurzen Schritten auf und ab oder werfen verzweifelte Blicke zu einem höheren Wesen empor, das zwar den Lauf der Sterne zu lenken vermag, aber niemals mit einem Blitzstrahl die Langsprecher zerschmettert. Foitzick

(Toni Bichl)



Hubertustag an der Grenze / Von Niedermaier-Well

Es ist lang vor dem Krieg, an einem Hubertustag. Um drei Uhr nachmittags laufen auf der hölzernen Grenzbrücke, von der Ettenau her, drei Männer der oberen Stadt zu.

Der Feldhüter Solnác und seine beiden Söhne. Welche Landsleute sie sind, weiß oben, in der Grenzstadt, niemand genau. Es mag sein, daß ihr Landsmann der einzige Tscheche drüben, der Gendarm, ist. Ihr Maß ist klein. Sie haben dicke Köpfe, gelbe Gesichter und schauen einem fast nie in das Gesicht. — Für die stolzen Buben der Stadt, die über der Grenze das alte, aber ungeschriebene Recht des Nachfischens nach Überschwemmungen ausüben, sind sie ganz fürchterliche Gegner — sie schleichen sich nämlich durch jeden Dreck an. —

Die Lungen der drei ziehen keuchend Luft infolge der Anstrengung des Laufes; nachdem die Solnác jetzt den Reichsgrenzaufseher äußerst untertänig gegrüßt haben, gehen sie auf die nahe Taferne zu.

*

Beim Sandwirt, in dem ehemaligen Zunfthaus der Wasservorstadt, sitzen heute die meisten Männer der Grenzstadt vor dem Märzenbier. Es raucht vom Kommißtabak, vom Ungarischen und von den Virginias, nicht zu beschreiben!

Sie sitzen alle nach längerer Zeit wieder einmal beisammen; von links und rechts der Grenze, fast eine einzige Verwandtschaft. Oft sind die Wohlhabenderen unter ihnen Jäger, in dem weiten Auland am Fluß. In der Stube sitzen Bauern aus der Bezirkshauptmannschaft Braunau, von Radegund und Tarsdorf, und schreien mit. Gleich fünf erzählen auf einmal, sehr laut; davon gänzlich unberührt schinden andere beim Tarock, wo es nur geht. Steif und würdig baumelt an der getäfelten Wand, neben dem Kachelofen, der Degen des Herrn Grenz-Oberkontrolleurs langsam hin und her. Von Holzdecke und Säulenkapitälen sieht man nichts mehr ...

Daß da die Frau Herber, die gewiß einen Spaß versteht und außerdem verwitwet ist, viel Arbeit hat, bis sie jedem sein Glas Bier hinstellen kann, das ist gewiß.

Jetzt laufen die drei Wächter, aus einem fremden Volkskörper an die Grenze zwischen deutsche Menschen verpflanzt, die breite Treppe an der Wand des Sandwirtshauses herauf, öffnen die geschnitzte Tür und gehen hinein zu den Städtern und Bauern.

Sie tragen ihre Hüte in den Händen! — Man weiß also wirklich nicht, was sie für Landsleute sind.

Da stößt der alte Solnác, erhitzt vom schweren Lauf durch das Trichter-Hochwassergebiet der drüberen Grenztalseite, heraus: „Ich möcht' den Herrn nur sagen, daß gerod' ein Hirsch über die Salzach geschwommen is' — bitte serr!"

Die Solnác stehen da und schnaufen und sehen nicht besonders schön aus mit den vom Altwasser lettigen Stiefeln.

Zuerst glaubt an die Geschichte der Herr Oberkontrolleur. Er erhebt sich, etwas steif von dem langen Sitzen, und schnallt schnell den Degen um. Die Städter und Bauern schauen ihm ruhig zu. Sie glauben es noch nicht. Ist nicht vielleicht der Solnác ein anderer Landsmann als sie? So gemütlich wäre es heute! Und keiner kann so gut erzählen wie der lange Herr Kontrolleur. Wahr wenn's nicht ist, was der Solnác sagt, dann geht es ihm und seinen Buben schlecht!

„Du Rindviech!", schreit der Herr Stampfihuber zu dem Alten, „ist der Hirsch über die Grenz' oder ist er herübergeschwommen, vom Weilhardtforst her?" Diese Frage hat selbstverständlich etwas für sich. Herr Stampfihuber ist der Hutmacher und Fellhändler der kleinen Grenzstadt und hat öfters mit den Solnác zu tun. Er kennt sie. Darum kann er so was schon zu ihnen sagen. Er ist kein großer, aber dafür ein um so hitzigerer Mann; bekannt bei allen Jägern, Fischern und Bedienerinnen wegen seiner nie ausgehenden Lumpenstückel.

Leidenschaftlich beteuert der Solnác: „Gerade hat ihn der Hund vom Zaribauer zu Radegund gehetzt! Der Hirsch ist auf die Klaffmühle zugeschwommen." Er wackelt mit dem Kopf vor Anstrengung bei der ihm noch ziemlich fremden Sprache. (Herr Stampfihuber deutscht ihm sonst alles am leichtesten aus.)

Jetzt aber stehen die Leute alle rasch auf. Sie zahlen nicht einmal mehr und drängen aufgeschlossen hinaus zur Türe. Ja, sie lassen sogar ihr Bier stehen!

Der Sandwirt und seine Bedienerin verstehen das ganz genau: Bei der Klaffmühle wird nämlich das tief eingeschnittene Grenztal durch einen Bogen auch noch enge. Die einzelnen Flußsandstreifen dort, unter der Nagelfluhwand der Mühle, sind durch ein Altwasser abgeschnitten. Man kommt da nur mehr mit einer Zille weiter. Wenn dort der fremde Hirsch steckt — dann gehört er jetzt schon denen, die ihn jagen werden.

Die drei Solnác kümmert das gar nicht. Sie langen schon nach dem stehengebliebenen Bier und trinken. Nicht mehr, als sie mit aller Gewalt hinunterbringen.

Frau Herber, die Bedienerin, schaut nicht gerade freundlich auf die fremden und merkwürdigen „Landsleute". Als die in ihrer unverständlichen Sprache etwas zum Grinsen bringt, fährt ihr nasses Tuch vorsorglich um ihre Mäuler, aus denen gewiß nichts Gescheites kommt, das weiß sie schon. Währenddem rüstet sich die obere Stadt mit Waffen aus. Allerdings, nicht jeder hat ein Gewehr, aber alle, die aus ihren Häusern auf den schönen Platz hinaustreten, tun es mit einer Waffe in der Hand. Die Frauen müssen in den für die jetzigen Geschäfte zu groß gewordenen Bauten zurückbleiben Dafür fliegen aber die Fenster auf!

„Es wird geschossen werden!", sagt Herr Dunstler zu seiner sauberen Ladnerin Anni, „und man weiß nicht immer wie!" „Herr! Stell' dich nur ja nicht neben den Maler Spitz!" bittet den Distlerbräu sein Hausl. Der Frau Luxbichler aber wird es überhaupt ganz anders, wenn sie daran denkt, daß ihr lieber Mann und Herr, vielleicht allein und nur mit einem Gewehr in der Hand, bei der finsteren Klaffmühle hinten dem wilden Hirsch begegnen könnte. Sie sagt daher zu ihm: „Gelt, lieber Josef, du bleibst bei dem Herrn Bander!" Herr Bander ist ein Realitätenbesitzer und ein Metzger. Ersteres ist fast noch wichtiger für eine Frau, die Witwe werden kann; denn man weiß nicht, was heute alles passiert.

Man sieht also, nach einer Viertelstunde seit der Anzeige der Solnác ist schon etwas Unruhe in der Stadt. Und es stellt sich auch beim Antreten heraus, daß der Kaufmann Wendlinger, anscheinend vor lauter Eile, keine Waffe gefunden hat. Weil er nicht da ist!

Nun steht die große Schar der Jäger und ihrer Treiber beim Brunnen des guten Florian, der sein Wasser laufen läßt. Ruhig und würdevoll hat jeder seine Waffe zwischen den Füßen am Boden aufgestoßen. Mit Ausnahme des Herrn Dunstler. Als der sich umdreht, haut er mit dem Kolben dem kleineren Herrn Stampfihuber eine an den Schädel, daß es nur so singt! Wie der, sein Herr Gevatter, den Herrn Dunstler lautschallend ein „Rindviech mit sieben R!" geheißen hat, sagt der Altbürgermeister Potschafter: „So, meine Herren, jetzt wünsche ich Ihnen Weidmannsheil!"

Nachdem derselbe gegangen ist, schlägt der Schützenmeister der Stadt, was Herr Dunstler ja unbestritten ist, vor: „Ich glaub' allerweil, wir gehen am gescheitesten gleich direkt auf die Klaffmühl' zu?"

„Freilich, freilich, und sonst nichts mehr!" ereifert sich der Herr Stampfihuber und reibt noch immer sehr gleichmäßig rund seinen Schädel: „Weilst keine Schneid nicht hast! Wir gehen, sage ich, als Schützenkette den Stadtberg hinauf! Über die Kieswände kann der Hirsch eh nicht zurück. Dann gehört er uns, hinten in der Klaffmühle."

Es wird so beschlossen, einmal, weil die gegenseitige Unterstützung aus diesem Plan herausleuchtet und zum anderen, weil halt der Herr Stampfihuber sonst so schreien würde, daß es vielleicht gar der fremde Hirsch noch hören könnte ...

*

Die Schar zieht jetzt, verfolgt von den Blicken ihrer Frauen, Kinder, Mägde durch das Burghauser Tor über den Stadtgraben. Nach einer kleinen Weile stehen alle verteilt den Berg hinauf.

Man sieht ganz genau: der Herr Luxbichler ist am nächsten beim Herrn Bander, dem Realitätenbesitzer; der Distlerbräu aber steht weit weg vom Maler Spitz und seinem Gewehr.

Jetzt hebt Herr Dunstler seinen mageren Arm hoch. Daraufhin zieht der ganze „Jagdzug" über die sumpfige Wiese, auf den hohen Klaffmühlwald zu. Sie haben alle zu schnaufen. Auch hinterläßt ein lettiges Altwasser immer Spuren, wenn man hin-

einrutscht. Manche, darunter auch der Herr Dunstler, beweisen das bald.
Verschiedene der Herren aus der Stadt können zudem später noch sehen, wie unten, im Grenztal, ihre braven Buben um ein Lagerfeuer sitzen und solche Fische braten, die eigentlich dem Herrn Potschafter gehören. Wer hätte das erwartet? Nämlich, daß die Leute heute vom Sandwirt herauszubringen wären!
Nun drückt das Tal allmählich die Schützen und Treiber enger zusammen. Auf einmal schlegelt es wild am Altwasserrand. Vorsichtigerweise hatten gleich vier oder fünf angelegt. Alles ist ja im Jagdfieber. Es waren aber nur Rehe. Die flüchten jetzt. Sie wissen einen Ausweg, den der fremde Hirsch nicht kennen kann ...
Es ist nicht mehr weit zu den Nagelfluhwänden unterhalb der Klaffmühle. Sie sind schon sichtbar. Der Hirsch aber fehlt immer noch.
„Der Höllsakra!" knurrt leise Herr Stampfihuber und meint damit den alten Solnác. Aber er tut dem unrecht.
Überm Altwasser, unterhalb der großen Wand, steht deutlich sichtbar der fremde Hirsch und wirft im nächsten Augenblick die Läufe hinaus, zur Flucht.
Büsche schlagen heftig gegeneinander. Ein blauer Eisvogel schwirrt dahin, übers Wasser. Da kommt eine Lücke zwischen Sträuchern. Dort war der Geweihte zu erwarten! — Der Lebzelter Lanzinger, einer der Stadtjäger, zieht ruhig ab, vors Blatt.

*

Gut war es, daß der Edle schnell starb! Die Metzgerhunde des Herrn Bander, die wären gerade die rechten gewesen, zum Aufmachen und Hetzen da herhinten, wo der fremde Hirsch nicht flüchten hätte können! Voll Stolz denkt Herr Lanzinger an die kommende Freude seiner schönen Frau.
Liebevoll ziehen die Städter und Bauern den Hirsch auf Daxen vor, bis zur Stadtnähe. Herr Stampfihuber und der Zaribauer, dessen Hund ja der Hirschhetzer war, sie halten die Stangen und geben acht, daß der feine Kopf des jetzt sanft Ruhenden nicht über die Steine geschleift wird. Unten, bei der Schießstätte, ruhen sie dann etwas aus, bis der Distlerbräuhausl mit dem auf den Schuß hin eingespannten Rottaler Braunen und einem Karren mit gestiftetem Banzen Bier kommt. Darauf wird der Hirsch als ein Toter in die Stadt geführt. Hintendrein gehen seine „Jäger". Das Bier haben sie selbstverständlich zuvor getrunken. Nun dauert es eigentlich doch recht lange, bis diese Grenzstädter und Bauern am Abend wieder so schreien wie nachmittags. Erst als diejenigen unter ihnen, die auch sonst zur Jagd oder zum Fischen gehen, das Überwasser haben und jetzt die Geschichten des alten Malerjägers Bauer erzählen, wird es wieder lustig.
Nicht mehr so lustig aber ist der Herr Stampfihuber. Er sitzt zwar am Tische des alten Solnác und tut diesem damit eine rechte Ehre an. Er heißt aber den Grinsenden, in Gegenwart der Jungen, einen Lumpen nach dem anderen. Da kann die Frau Herber herkommen und ihn wegen der Heimtücke der Solnác bitten, wie sie mag!
Zum Schlusse aber zahlt er halt doch das Bier der Solnác mit.

Lieber Simplicissimus

(Zeichnung O. Nückel)



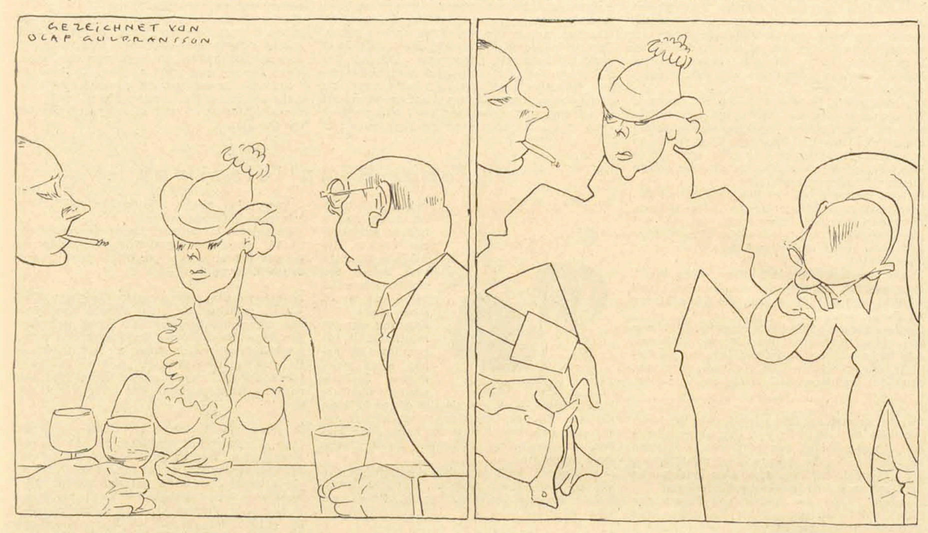
Heute früh treffe ich meine Waschfrau in aufgeregtem Zustand. Da wir gute Bekannte sind, schon aus meiner Kinderzeit her — sie wusch schon meine Windeln und war nur zwischendurch ein paar Jahre die Ehefrau eines zugereisten Sachsen, der bald das Zeitliche segnete — vertraut sie sich mir an in ihrem Kummer. Sie zieht eine ziemlich verknitterte Ansichtskarte aus ihrer Rocktasche heraus, geschrieben von ihrer Tochter aus Dresden, die die Quelle ihres Ärgers ist.
„Da schaun S' her", sagt sie, „das Mistvieh, das elende, was sie mir schreibt: ‚Herzliche Grüße aus der Stadt meiner Väter!' Die hat bloß e i n e n Vater g'habt!"

Hopfenziz kam strahlend auf seinen Freund zu. „Du", verkündigte er mit einem hoffnungsvollen Grinsen, „ich glaube, die wollen das hiesige Finanzamt eingehen lassen!"
„Wie kommst du darauf?" fragte der Freund.
„Ach", erwiderte Hopfenziz, „sie haben mir gestern ein Schreiben geschickt, darauf stand: Letzte Mahnung!"

Direktors hatten einen neuen Chauffeur, einen jungen, spritzigen Kerl, der alsbald hinter Erna, dem Stubenmädchen, her war. Schon nach wenigen Tagen erschien die Gnädige höchst aufgebracht beim Frühstück. „Denk' dir nur", berichtete sie entrüstet dem Direktor, „man hat ihn heute früh aus Ernas Zimmer kommen sehen. Und auch noch im Trainingsanzug! Das kann ja gut werden!"

In unserer Stadt gibt es ein kleines Wirtschäftchen „Zur Bettlade". Ein Bekannter von mir, der einem guten Tropfen nicht abhold ist, ist dort häufiger anzutreffen als auf seinem Büro. Als ihn eines Tages eine Dame auf der Straße fragte, wann er in ihrer Angelegenheit Zeit habe, besann er sich einen Augenblick, dann meinte er: „Ach, ich glaub', das können wir heute abend geschwind in der Bettlad' erledige!" Die Dame soll sich plötzlich sehr eilig verabschiedet haben.

Kavalier der alten Schule



„So, Herr Maier, es war ganz reizend, aber ich glaube, jetzt müssen wir gehen!"

„Da sieht man's, Kavalier der alten Schule! Du wärest natürlich sitzen geblieben, Kurt!"

„Aber bitte, Herr Maier, Sie werden doch nicht stehen bleiben, so nehmen Sie doch wieder Platz!"

„Aber bitte, gnä' Frau, es is net desweg'n, ich muß sowieso gleich auf die Toilett'!"

Frau Glück

(Wilhelm Schulz)



Frau Glück, die hochgeborne Dam',
wem gibt sie sich zu eigen?
Muß man geharnischt oder zahm
im neusten Frack sich zeigen?

Das bleibt sich gleich! Wer sie erharrt,
wär's auch im schönsten Garten,
den hat sie meistens nur genarrt,
ließ ihn vergebens warten.

Doch wer dann nicht verärgert geht,
und schwört, sie zu vergessen,
auf einmal sie das Fähnlein dreht,
ist ganz auf ihn versessen.

Und ist er in der Frühe dann
auch noch in Unterhosen,
klopft sie doch stürmisch bei ihm an,
die Arme voller Rosen.

Wilhelm Schulz

HIESKEKE IN DER MEUTE

VON GÖRGE SPERVOGEL

Der alte Wagen jumpte über die Schlaglöcher, daß man den Motor nicht mehr hörte. Hieskeke bremste. Hoomersteel drehte sich um. Frau Hieskeke, die auf den Rücksitzen saß, weil sie den Platz nötig hatte und auch, weil sie so dem Wagen Straßenlage gab, hielt den Kopf zwischen den Schultern und den Hut auf dem Schoß. Trotzdem strahlte sie über das ganze Gesicht.

„Was der rennt", sagte sie, „der Wagen! Der rennt durch bis Belien."

„Das 's ihm glatt einerlei", sagte er, und ohne eine Bewegung seines vor Alter langen und bewegungslosen Gesichtes fügte er hinzu: „Viere lang is ja nix is das ja gegen so einen vedaamten Duunerslag von Fohrtüg is das ja reineweg gaanix."

„Jüer nun!" rief Hieskeke. Die Straße war wieder glatt. Sie stieg eine Zeitlang an und führte über eine Brücke. Gute Straße und bergab, das war etwas für Hieskeke. Aber „Haalt!" schrie Hoomersteel wie in jungen Tagen. „Halt mal an! Da war ja die die die die Autobahn, da bist du eben über weg über die die —"

„Brrr!" schrie Hieskeke und stemmte sich in die Bremse. „Wo?"

„Unter der Brücke weg, da, achtern."

Hieskeke sah nach rechts und links. „Die Böschung komme ich nicht runter", sagte er. „Mit Fuhrwerk wohl, mit dem Auto nicht, nee."

„Nee", sagte Hoomersteel. So etwas war ihm auf seinem langen und langsamen Lebenslauf als Holschenmacher und Reetdachdecker noch nicht vorgekommen. Hieskeke war Zigarrenmacher von Beruf, Autobesitzer seit kurzem, Zigarrenmacher schon seit vielen Jahren. Er geriet, wie es beim täglichen Umgang mit einem Kraut wie dem Tabak kommen muß, gleich in Hitze und Glut.

„Is das woll'n Aat?" rief er. „Daschä doch ja nu gach keine Aat, so'n Brücke über'n Straße, wo man auf will. Was? Was?"

„Fehlt bloß noch, daß du qualms", sagte seine Frau wie immer in solchen Fällen. „Siehs das Schild nich?"

„Schild? Wo's'n Schild? Gaans weit hinten das? Muß ich ersmal näher 'ranfahrn. Ein-fahrt ßur Autobahn. Nun aber jüer!"

Ein weiter Bogen, vorbei an einem Häuschen, ein paar Schilder, die Hieskeke genau las, dann spreizte er die Arme ab, mit denen er das Lenkrad hielt und schob den Kopf weit vor, das Kinn voran. Der Wagen lief immer schneller. Dies war die Autobahn, war Hieskeke und Hieskekes eigener Wagen in voller Fahrt auf der Autobahn, zum erstenmal volle Fahrt und wie in der Zeitung die Autobahn — bis Berlin. Die Luft flatterte an den Scheiben. Frau Hieskeke setzte sich wieder den Hut auf. Hier war er außer Gefahr. Hoomersteel sah starr geradeaus; die verzinkte Brille mit den kleinen, flachrunden Gläsern auf der Mitte des Nasenrückens zitterte so'n ganz klein büschen.

„Das 'n Straße!" murmelte Hieskeke angespannt.

„— daamten Duunerslach", flüsterte Hoomersteel.

Frau Hieskeke blieb ganz stumm. Ihr Leben lang wollte sie nach Berlin, einmal. Nun, nun war sie unterwegs.

„Sieh mal nach, was er läuft" sagte Hieskeke durch die Zähne. „Hier, diese Zahl." Er zeigte, ohne hinzusehen, mit dem Finger darauf. Hoomersteel sah schräg nach unten durch seine Brille.

„Fiefunsößtigdusend negenhunnert un twölf."

„Kann nich angehn!" Hieskeke bewegte sich. „Dascha die falsche Nummer, du Nußknacker! Die, wo der Zeiger draufsteht: fiefunsöbentig, dat sünd de Klometerstunnen, dat annere sünd se alltohope." Er setzte hinzu: „Da kanns mal an erkenn', was das wohl heißt, so'n Wagen ßu regiern."

„Nu mal nich so furchbar hastig", sagte seine Frau. „Auf'n weiten Weg soll man langsam fahren."

Hieskeke überholte und wurde überholt, er fuhr und hielt nicht an, nur auf der Elbbrücke hinter Magdeburg bremste er ein wenig. „Dat weer jo en ganz slimmen Barg Water", sagte Hoomersteel, als sie durch die endlosen Föhrenwälder kamen, das war wie auf der Geest, und sie hörten nicht auf. Frau Hieskeke aber sah, daß die Entfernungsschilder bis Berlin immer kleinere Zahlen trugen — fünf Stunden waren sie erst unterwegs, fünf Stunden nur? Eine weiße, steinerne Säule, Berlin und Ende der Autobahn.

Aber da war noch nicht Berlin. An der Straße nach Potsdam hielt Hieskeke bei einer Tankstelle. „Noch fiefunveertig Kilometer? So'n büschen hett he noch, giw em mol fief Litter", sagte er, aber der Tankwart mußte wohl schwerhörig sein von dem dauernden Verkehr, Hieskeke wies ihm schließlich eine Handvoll Finger vor. „Sahrensedettoch jleich un deitlich", hörten seine Ohren.

„Zwo Emm machdattan. Zwo deutsche Reichsmark, jawoll, Opa, schtimmtzo, dankesea, jute Faat!" —

„Dee weer unklook", brummte Hoomersteel, als der Wagen wieder fuhr. „Un wenn de nu all so snackt?" fragte Hieskeke. „Kann nich angehn", antwortete der alte Holschenmacher. „Dascha doch keine Landessprache, das kanns ja woll hören. Dat weer'n gaanzen armen Mann — un garnix sonst."

Indessen mußte Hieskeke aufpassen. Jetzt hatte er zu zeigen, wie er den Wagen zu regieren und die Ordnung zu beachten verstand. Die Straße zwischen den hohen Häusern und den Baumreihen war voll von Autos, Straßenbahnen, Radfahrern; Omnibusse zwischendurch, Lastzüge gegenan; alles schnell, laut und plötzlich. Hoomersteel zuckte mit dem Kopf hin und her, sein Gesicht begann sich wechselweise ineinanderzuschieben oder in die Länge zu ziehen, seine Stimme klang, als räuspere er sich: „Das 's Potsdam hier ... Belien nach rechts! ... Hch, de dusselige Toffel! ... Kiekut, Iserbohn ..." Dann gab es wieder etwas Ruhe, eine breite Straße zog sich langhin durch hügelige Bergeinschnitte, an langzüngigen Seen vorbei, über Brücken, ohne Kreuzungen und Engen. Aber wiederum Häuser und Straßenbahnschienen, wiederum Autos, die sich aufstauten, daß sie fast aneinanderrannten, drei Reihen nebeneinander; im Anfahren schienen sie von einem unsichtbaren Blitzschlage von ihrem Platze abgeschossen zu werden; Hoomersteel verstummte vor einem zweistöckigen Omnibus, der von seiner Haltestelle ablegte wie ein Frachtschiff und schwankend in die wilde Strömung trieb. Hieskeke setzte alles daran, Abstand von allem vor ihm zu halten, aber Wagen auf Wagen legte sich vor ihn — wollte er nicht einfach stehenbleiben, so mußte er fahren und halten genau wie die andern. Er versuchte es, sein Herz jedoch war mit Mißtrauen gegen den Motor erfüllt; durfte er ihm diese Art von Anfahren, von Beschleunigung, Schnelligkeit und Beweglichkeit zumuten, ohne daß er versagte?

Hieskeke hatte ein Gefühl von Glut im Nacken, er hielt den Kopf ganz still. Plötzlich warf er sich zurück und stemmte den Fuß auf das Bremspedal, daß die Reifen kreischten — schneidendes, jaulendes Kreischen hinter sich —: der Wagen rechts vor ihm hatte den Winker nach links herausgesteckt ... aber da war doch keine Kreuzung weit und breit ... der Wagen glitt auf die linke Seite der Fahrbahn, überholte, winkte nach rechts und fuhr weiter wie vorher, nur ein Stück nach vorne gekommen. Hieskeke gab Gas wie nie, er verstand das nicht, er kochte. Alle Wagen hatten um seinetwillen, um dieses Winkers willen scharf bremsen müssen; sicher waren welche aufeinandergefahren, ihm würde man die Schuld geben, weiß Gott, ob sie nicht schon wütend hinter ihm hersetzten. Er fuhr langsam auf der rechten Straßenseite dahin, mochten ihn die Radfahrer überholen, ihm war es gleich.

Nach einiger Zeit wurde ihm klar, daß nichts geschehen war, niemand kümmerte sich um ihn, niemand hatte sich um das Bremsen gekümmert — wozu gab es Bremsen? Im gleichen Augenblick begann er sich über die Langsamkeit des treckergeschleppten Anhängers vor ihm zu ärgern, links trieb Zwischenraum auf Zwischenraum vorbei, lenkte er aber zur Seite, so war es stets zu spät, er wurde wieder und wieder zurückgejagt; endlich faßte ihn das Sieden: Winker nach links und herausgelenkt, und es ging, herzklopfend und mit Glut im Genick.

Die Straße war breit und endlos lang, die Meute rannte, hielt vor roten Ampeln, brummend bei Gelb, aufheulend bei Grün, Hieskeke darunter, zwar immer wieder noch von Unsicherheit überfallen, besonders beim Anhalten und Warten. Er mußte ja immer noch einmal überlegen, wie die Reihenfolge bei allem war: Bremsen, Auskuppeln, Schalten und Gasgeben.

„Wo sünd wi denn nu?" fragte seine Frau, als er auf dem verlorenen Abgrund der Verzweiflung zum vierten Male einen Platz mit saugendem, unentrinnbarem Rundverkehr umkreist hatte. „Wo mött wi denn hen?" fragte Hoomersteel, von der Fliehkraft gegen die Tür gedrückt.

Hieskeke tat einen Schrei verzweifelnder Wut, vor Hoomersteel sprang der Winker heraus, sie gelangten durch eine Art von sich teilendem Rotem Meer in eine breite, unübersehbare Straße, deren Ende in einer dunkelgelben Abendwolke lag. Der Motor sang in einem hohen, starken Ton, die Reifen zischten leise, auf einmal gingen über der Straße längshin die Lichter an und beleuchteten die Kronen von Bäumen, auch die Wagen schalteten ihre Lampen an, die golden verschwimmende Bahnen über den abendblauen Asphalt dahintrieben.

Hieskeke fuhr in einer vier Reihen breiten Kolonne durch lauter Licht und Glanz; von Straße war nichts zu spüren und von Fahren nichts, auch

Das Problem ist reichlich dunkel ... / Von Ratatöskr

Ei, wie kommt denn dieses nur?
Wird der Mensch erst älter, reifer,
werden auch die Beine steifer.
So verfügt es die Natur.

Bloß bei mir, da stimmt das nicht.
Meine werten Untertanen
werden weich und marzipanen
wie ein lyrisches Gedicht —

während ich als junger Fant
ein versteiftes Bockbein zeigte,
nicht zu Kompromissen neigte
und auf meinem Schein bestand.

Trägt etwa die Parze Schuld?
Das Problem ist reichlich dunkel . . .
Hat sie von der grauen Kunkel
mich verkehrt herabgespult?

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. III. Vj. 37. 17108. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawe, Wien I, Wollzeile 11.

Der Sehmann

(R. Kriesch)



„Warum schaut denn der Doktor weg?" — „Der schaut nicht weg, der schaut hin!"

nichts von Geräuschen außer dem stetigen, vollen Summen ölgebadeter Motoren; er schwebte wie auf einem Bande mit den anderen Wagen dahin, vorüber an den stehenden zu beiden Seiten des Bandes, Schweben ohne Willen und ohne Wunsch. Der Motor patschte und setzte aus. Was Hieskeke tat, wußte er nicht, mit dem letzten Ausrollen glitt er in eine Fuge, die in der Mauer haltender Wagen offengeblieben war — ohne Gedanken und Trost.

„Sünd wi nu doar?" fragte Hoomersteel. „War das schon ümmerßu Belien?" die Frau.

Hieskeke rührte sich. „Steig' aus. Wolln 'n Tänkstelle suchen."

Menschen auf dem Gehsteig, vom Lichte der Läden bestrahlt, rötlich glimmender Himmel über den Bäumen.

Hoomersteel: „Da's'n Wirtschaft, mitten auf'n Weg!"

Hieskeke: „Kanns 'n Tänkstelle sehn? Fief Litter, mehr braucht er nicht."

„Da's'n Tisch frei, kommt man her."

„Hier muß doch ürngdwo 'n Tänkstelle sein?"

Der alte Mann sah über seine Brille weg, die böse glänzte. „Den Duunerslach doch nomol", sagte er, „all wedder fief Litter für düssen Düwelskrom von Fohrtüch, un'n oolen Mann —"

„Geht man hin", murmelte Hieskeke, „wenn ich 'n Tänkstelle —"

Damit war er fort.

„Ach, Hoomersteel", sagte seine Frau, „is dat denn nu ook Belien?"

„Das 's ganz einerlei", knurrte der Alte. „Nu is mi dat allens ganz einerlei."

Sie warteten, bis Hieskeke mit einer Kanne kam. Sie stiegen wieder ein und fuhren weiter und lieferten die Kanne ab und fuhren weiter, die breiten, schönen Straßen entlang, dann durch Wald. Die Autos wurden immer weniger, bis eine neue Straße kam, und auf ihr jagte wieder die Meute dahin. Nun, nun geht es wirklich nach Berlin, dachte Frau Hieskeke, als sie durch einen Hügeleinschnitt hinabschossen und weithin die Lichter von Häusern sahen; sie jagten mit dem Rudel durch Straßen und Engen, vorbei an Kreuzungen, vorbei an allem, vorbei an den Häusern, dunkles Land kam. Hieskeke überholte einen Wagen — nun lag keiner mehr vor ihm, er blendete die Scheinwerfer auf.

„Was 's das für'n Schild?" fragte Frau Hieskeke. „Ganz dahinten das?"

Hoomersteel hörte Hieskeke lesen: „Ein-fahrt ßur Au-to-bahn." Er dachte an den leeren Tisch, wollte etwas sagen und machte schon den Mund auf. Aber dann machte er ihn wieder zu. Es war ihm ja schon vorher alles ganz einerlei gewesen.

„Un Belien", fragte Frau Hieskeke voller Angst, „wo geiht dat nu noh Belien?"

ROKOKO

Im Jahre 1768 hatte Ludwig XV. die Insel Korsika der Republik Genua abgekauft. Da indessen die Korsen mit diesem Verkauf nicht einverstanden waren, wurde eine Expedition zur Eroberung der Insel erforderlich, an der auch der Herzog von Lauzun teilnahm. In Paris hatte dieser eine Geliebte, Fräulein Tétard, die ihm sehr ergeben und über seinen Weggang wahrhaft untröstlich war. Schon bald nach Beginn der kriegerischen Handlungen auf Korsika tauchte das Gerücht auf, der Herzog sei gefallen. In seinen Memoiren erzählt dieser, Fräulein Tétard sei daraufhin zu dem Abbé d'Artis gegangen, mit dem sie früher ein Verhältnis gehabt hatte, und habe ihn, da er Priester war, genötigt, zur Notre-Dame-Kirche zu wallfahren und dort für den Gefallenen eine Messe zu lesen. „Glücklicherweise hat mir diese Messe nichts geschadet", fügte der Herzog hinzu.

Gestörtes Mittagsschläfchen

(Erich Schilling)

„God be praised: ein gutes Weltgewissen ist ein sanftes Ruhekissen . . .

— wenn nur die verdammten arabischen Roßhaare nicht wären!“

München, 28. November 1937
42. Jahrgang / Nummer 47

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G. M. B. H., MÜNCHEN

Weltgeschichte und westliche Diplomaten

(Erich Schilling)



„Treiben Sie lieber selbst eine vernünftige Politik, meine Herren, statt sich auf dem Sittenrichterstuhl breitzumachen! Der bleibt mir vorbehalten!"

Der gute Rat

(P. Scheurich)



„Fred hat gesagt, er liebt mich! Was soll ich tun?" — „Da gibt's nur zwei Möglichkeiten — im zweiten Falle wird er sich schon trösten!"

Das fünfundzwanzigjährige Jubiläum

Jetzt habe ich mich erst vergewissert, ob der Herr Wispranoster im Telefonbuch steht. Nein, er steht nicht drin. Im Adreßbuch ist er auch nicht zu finden. Na also, da kann ich ja von ihm erzählen. Andernfalls wäre es möglich gewesen, daß ein anderer Herr Wispranoster plötzlich auftauchte und von mir verlangte, ich müsse veröffentlichen, daß er nicht identisch sei. Nein, mein Herr Wispranoster ist mit niemand identisch, er ist auch mit niemand verwandt oder verschwägert und ich möchte geradezu behaupten, daß er eine eltern- und kinderlose Waise ist, wenn ich es jetzt nicht genau wüßte, daß er erd- und stadtverwurzelt ist und daß wir jetzt alle rufen: „Er ist unser!" Das haben wir kürzlich erfahren bei seinem Jubiläum. Er feierte nämlich sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum. Wir waren gekommen, es zu feiern. Die Spitzen waren gekommen und die vom anderen Ende, und auch noch einige Leute als Vertreter der Wissenschaft, der Kunst und der Industrie, wie die Vertreter von allem, was sich überhaupt nur irgendwie vertreten ließ. Viele waren nur so gekommen, weil sie dabei sein wollten, wenn fünfundzwanzig Jahre vorüber sind, und weil sie das glänzende gesellschaftliche Bild womöglich noch glänzender machen wollten, oder doch hofften, von ihm angeglänzt zu werden.

Die Damen hatten sich teilweise in köstliche Stoffe gehüllt, wohingegen die Männer ganz bekleidet waren, was immer ein Zeichen dafür ist, daß hier was Festliches vor sich geht.

Auch mit Hilfe von vielen Blumen wurde die Feier unschwer angedeutet, sie waren zu sogenannten Arrangements vereinigt, die unten aus Körben bestehen. Diese halten sich noch, wenn die Blumen längst verwelkt sind, auf dem Speicher, und werden erst bei dem nächsten Umzug zurückgelassen. Doch das ist schon um Jahre vorausgegriffen; denn jetzt waren alle noch sehr frisch und leuchtend.

Als wir in den festlichen Saal getreten waren, gratulierten wir dem Herrn Wispranoster, daß die fünfundzwanzig Jahre vorbei waren. Er dankte herzlich und erkundigte sich häufig nach dem Namen derer, die ihn so herzlich beglückwünschten. Aber da man doch nicht die ganze Zeit mit Gratulieren zubringen kann, war vorsorglich die Feier zu einem Festessen ausgestaltet worden. Wir aßen also zu Ehren unseres Jubilars. Wenn zu jemandes Ehre ein trockenes Gedeck gegessen wird, so ist das schon etwas, und es kann solches nicht jeder von sich sagen.

Herr Wispranoster saß in der Mitte der großen Tafel, und um ihn herum waren die Spitzen. Sie umgaben ihn wie ein Spitzenkragen.

Ja, Reden wurden natürlich gehalten. Alle teilten dem Jubilar mit, daß jetzt fünfundzwanzig Jahre vollendet seien, und die meisten sagten, daß fünfundzwanzig Jahre eine lange Zeit seien. Sie sagten aber auch, daß fünfundzwanzig Jahre eine kurze Zeit seien. Darüber läßt sich streiten. Aber heute stritt natürlich niemand.

Die Festredner bestätigten dem Herrn Wispranoster, er habe schon immer, und zwar mit nimmermüdem Eifer und großen Kenntnissen, und deshalb sei es ihm zu verdanken. Oft seien schwierige Situationen vorgekommen, aber mit großem Takt habe Herr Wispranoster das Schifflein durch die stürmische See an gefährlichen Klippen vorbeigesteuert.

Zu solchem nickte Herr Wispranoster ernst und besinnlich, und die meisten nickten ernst und besinnlich mit, während nur einige leise miteinander tuschelten.

Es wurde unserem Jubilar ausdrücklich bestätigt, daß dieses Jubiläum durchaus keinen Einschnitt oder keinen Abschluß bedeute. Wo wird's denn auch das!

Nach jeder Rede stießen wir heftig mit unseren Gläsern an, und tranken ausdrücklich, und jeder konnte sehen, wie die Spitzen unserem Gefeierten fast zujubelten. Da waren wir denn doch sehr befriedigt, daß wir auch gekommen waren und zu seinem engeren Bekanntenkreis zählen durften. Tja, man hat so seine Beziehungen.

Wie feierlich aber wurde es erst, als Herr Wispranoster die Serviette rechts neben seinen Teller legte, diesen etwas zurückschob, Messern, Gabeln und Gläsern eine bestimmte Ordnung verlieh und, sich erhebend, ans Glas klopfte.

Warum sollte es gerade ihm nicht schwer geworden sein, soviel — Ehre auf seine Person vereinigt zu sehen? Und so sagte er es denn auch. Dann teilte er uns noch mit, daß vor fünfundzwanzig Jahren alles ganz anders gewesen sei und daß sich inzwischen viel verändert habe. Aber er sei schon immer...

Wir nickten bestätigend, und die wenigsten aßen noch ganz leise von der vorzüglichen Rehkeule weiter.

Zum Schluß erhob Herr Wispranoster sein Glas und dankte uns, und wir wiederum dankten ihm. Und die Dankbarkeit nahm immer mehr zu, je feuchter das trockene Gedeck wurde. Foitzick

*

Schwäbisch

Ein Fußgänger-Dichter wird während eines Schneesturms auf einer schwäbischen Landstraße von einem Langholzwagen eingeholt. Der Fuhrmann lädt den Fremdling ein, aufzusteigen, reicht ihm eine Decke für die Beine und frägt nach einer Weile laut durch den Sturm:

„Was send Se denn vo Beruf?"

„Schriftsteller!" brüllte der Dichter zurück.

Pause. Der Sturm tobt. Dann kommt schwach, wie aus weiter Ferne, die Fuhrmannsantwort: „Do werdet Se aber koine grauße Brocka sch..ßa!"

Das Heimkino

(Olaf Gulbransson)



„Hör zu, im Sommer hab ich heimlich 'nen Jagdfilm von dir gedreht. Da ist er!"



„Amalie, man hat mich auf der Jagd gefilmt, da kannste sehn, wie ich 'rangehe!"

„Verflucht nochmal, saudumme Verwechslung!" — „Wieso denn, man sieht doch, wie du 'rangehst!"

Der neue Jagdgast

(E. Thöny)



„Und Sie, Herr Direktor, stellen sich da hinten an die Waldecke, dort kann uns nichts passieren!"

Der Stier sieht Lippenrot

(Fr. Bilek)



Jens misst / Von Bill Behm

Immer herrschte auf dem Place de la Republique der Stadt M. lebhaftes Treiben. Jedermann, der etwas auf sich hielt, fand sich in den Nachmittagsstunden hier ein. Man flirtete auf der Promenade oder trank im Café Picadilly, dem Treffpunkt der Stadt, seinen Absinth.

Eines Tages nun erschienen in den frühen Morgenstunden auf dem Place de la Republique drei Männer mit allerlei merkwürdigen Geräten. Der Ältere von ihnen räumte in aller Ruhe Tische und Stühle vom Café Picadilly beiseite und baute sachlich und ohne Eile einen Nivellierapparat auf. Dann gab er den beiden Jüngeren, die mit rotweiß gestreiften Stangen und stählernen Meßbändern umherliefen, seine Befehle. Bald winkte er mit der rechten, bald mit der linken Hand, rief unverständliche Worte, und die beiden anderen beeilten sich, allerlei Dinge auszumessen und ihm Zahlen zuzurufen, die der Ältere gewissenhaft in ein dickes Buch eintrug.

Der Lärm, den die drei Männer verursachten, störte den Geschäftsführer des Cafés. Er warf einen Blick aus dem Fenster und sah zwischen den Tischen und Stühlen seines Cafés einen fremden Mann stehen. Infolgedessen schickte er einen Kellner hinunter. Der Kellner baute sich neben dem Älteren — es war, wie sich später herausstellte, Jens Uvenklan — auf und fragte: „Was machen Sie hier, mein Herr?"

Jens hatte durch den Apparat gesehen, blickte seitwärts und sagte ganz ruhig: „Ich messe."

„Nun", meinte der Kellner unfreundlich, „was haben Sie ausgerechnet hier zu messen, gehen Sie doch wo anders hin!"

Jens drehte sich ruhig um. „Lieber Freund, das können Sie wohl am allerwenigsten beurteilen. Ich habe vom Magistrat den Auftrag, hier zu messen. Vielleicht betrachten Sie sich meinen Ausweis." Er schwenkte vor der Nase des Kellners ein mit vielen Stempeln versehenes Papier. „Wenn Sie mich irgendwie stören, nehme ich die Hilfe der Polizei in Anspruch. Voilà!"

Der Kellner wurde bedeutend freundlicher. „Pardon, mein Herr, so war das nicht gemeint. Aber was messen Sie denn nun eigentlich?"

„Nun," sagte Jens, „hier soll eine Bedürfnisanstalt gebaut werden."

„Was!" rief der Kellner. „Eine Bedürfnisanstalt? Das ist doch nicht gut möglich!"

„Wieso ist das nicht möglich?"

„Da geht doch das Café pleite, wenn hier eine Bedürfnisanstalt errichtet wird. Bedenken Sie — der Geruch!"

Jens zuckte die Achseln. „Was geht das mich an?! Es ist nicht meine Schuld, ich tue hier lediglich meine Pflicht und damit basta."

Fluchtartig eilte der Kellner von dannen, um die entsetzliche Nachricht dem Geschäftsführer zu überbringen. Dieser hatte nichts Eiligeres zu tun, als zum Chef, dem Besitzer des Cafés, zu laufen. „Man baut eine Bedürfnisanstalt vor dem Café!!"

„Was baut man?" fragte der Chef verwundert.

„Eine Bedürfnisanstalt!"

Der Geschäftsführer war untröstlich, und der Chef nicht weniger, als er begriff. „Es ist entsetzlich, es ist furchtbar", jammerte er und sandte einen Kellner, der Mann möchte doch mal in sein Büro kommen.

Jens ließ sich indessen nicht verblüffen. „Wenn Ihr Herr etwas von mir will, dann kann er ja zu mir kommen", erwiderte er gelassen.

Dem Chef des Hauses blieb also gar nichts anderes übrig, als selbst die Straße zu betreten.

„Mein Herr", sagte er zornbebend, „Sie unterstehen sich hier, meine Stühle und Tische fortzuräumen." „Ja", antwortete Jens lakonisch.

„Und zu welchem Zweck?" fragte der Chef in verhaltener Erregung.

„Um hier eine Bedürfnisanstalt zu bauen", entgegnete Jens ruhig.

„Und ich sage Ihnen, Sie werden diesen Platz sofort verlassen!" schrie der Chef wütend.

Jens pfiff, und einer seiner Begleiter kam herbei. „Gaston, holen Sie doch einen Polizisten! Dieser Herr hier will mich an der Ausübung meines Amtes hindern."

Gaston wollte davoneilen, doch der Chef hielt ihn zurück.

„Warten Sie einen Augenblick noch! Mein Herr, verzeihen Sie meine Erregung, aber Sie können sich denken, eine Bedürfnisanstalt ... — darf ich Sie bitten, in mein Büro zu kommen? Ich habe die Absicht, ein Gesuch an den Magistrat zu richten, und bitte Sie, mir behilflich zu sein."

Also folgte Jens dem Chef in das luxuriös eingerichtete Privatbüro.

„Sie werden einsehen, mein Herr", sagte der Chef, „daß der Bau einer Bedürfnisanstalt so nahe an meinem Café meinen Ruin herbeiführen würde; denn wer setzt sich in ein Café, neben dem eine Bedürfnisanstalt steht?"

„Gewiß, Sie haben recht. Aber was wollen Sie, der Platz ist meines Erachtens hinsichtlich Lage und Verkehr ausgezeichnet für unseren Zweck geeignet."

„Und gibt es keine Möglichkeit, dagegen einzuschreiten?" fragte der Chef. „Ich bin natürlich gern zu materiellen Opfern bereit."

„Nun, Sie können ja ein Gesuch einreichen", meinte Jens, „aber ich glaube nicht recht an den Erfolg, zumal sich mein Gutachten, das dem Magistrat bereits vorliegt, voll und ganz für den Bau der Bedürfnisanstalt an dieser Stelle einsetzt."

„Ich bin verzweifelt, mein Herr, ich bin ein geschlagener Mann. Glauben Sie denn nicht, daß Ihr Einfluß etwas ausrichten würde?"

„Das ist an sich richtig", erklärte Jens. „Wenn ich den Platz für ungeeignet erkläre, kommt die Bedürfnisanstalt an einen anderen Ort."

„Oh, mein Herr, nehmen Sie Platz," bat der Chef lebhaft, „rauchen Sie eine Zigarre, trinken Sie einen Likör! Wenn Sie zwei Straßen weitergehen, finden Sie sicher einen viel besseren Ort. Ja, ich bin sogar bereit, für jeden besseren Ort — sagen wir — fünftausend Francs zu zahlen!"

Jens fuhr auf. „Mein Herr!! ..."

„Nein, o nein, sagen Sie nichts, mein Herr", besänftigte der Chef, „so war das nicht gemeint. Nehmen Sie noch einen Likör, Herr Ingenieur! Was habe ich gesagt, fünftausend? Nein, ich habe mich geirrt, ich dachte an zehntausend Francs — natürlich für wohltätige Zwecke. Glauben Sie nicht, daß dann die Bedürfnisanstalt an einen anderen Ort kommen wird?"

„Unter diesen Umständen kann ich Ihnen wohl sogar die Zusicherung geben", sagte Jens bestimmt.

„Sehen Sie, das habe ich mir gedacht", erwiderte der Chef aufatmend. „Sie sind ein hochintelligenter Mensch. Ich werde Ihnen die Summe sofort aushändigen und Ihnen ein Begleitschreiben geben. Behalten Sie inzwischen Platz!" —

Als Jens einige Stunden später im Pariser D-Zug festgenommen wurde, hatte er sich gerade ausgerechnet, daß ihm nach Abzug der Leihgebühren für den Nivellierapparat — 80 Francs — sowie des Lohns der beiden Jungen — à 200 Francs — noch 9520 Francs verblieben waren. Damit wäre er wieder für einige Zeit mit Zahlungsmitteln — sie waren ihm ausgegangen — versehen gewesen, wenn Polizei und Gericht nicht der Ansicht gewesen wären, daß man in Gefängnissen ganz gut ohne Geld auszukommen vermag.

Später Herbst

Von Georg Britting

Vor der Scheuer,
auf den Wiesen,
hupfen wieder,
schwarz wie Raben,
Knaben
um das Feuer,
um den roten Flackerzungenstrauch.
Wallend steigt der Rauch.

Drückt der Wind ihn nieder auf den Bauch —
plötzlich sind es schlimme Riesen,
wilde Teufelsungeheuer,
Hand in Hand
tanzend um den Höllenbrand.

Und die Schatten tanzen am Gemäuer.
Und im Qualm versinkt das Land.

Der Mann in den Wechseljahren

Von Alfred Richter

Wie ich so in die Vierzig einrückte, verlangte meine Frau, daß ich zum Arzt ginge. Sie wußte es von ihrer Mutter. Die hatte stets gesagt: „Jaja, jaja. Wenn die Männer in die Vierzig kommen, dann geht es bei ihnen los."

Ich fühlte mich fischgesund und ging satanisch grinsend zu Professor Lehmkugel. Er untersuchte mich, wie das seinem Beruf entsprach. Ich ließ mich auch noch röntgen. Nichts klingt großartiger, als wenn man sagen kann: „Ich bin geröntgt worden." Ich wurde also untersucht und geröntgt. Aber gefunden wurde gar nichts. Professor Lehmkugel bekam ordentlich Hochachtung. So etwas mußte ihm noch gar nicht vorgekommen sein, daß ein Mann in den Wechseljahren ...

Ich aber war noch satanischer geworden durch den Bescheid der Koryphäe und wollte meiner Frau schon was erzählen, wenn ich heimkäme. Einen kessen Schlager trällernd und mit meinem Mantel herausfordernd rauschend, betrat ich meinen Wigwam und schleuderte den Hut auf den Haken. Meine Frau, die einen ächzenden Invaliden erwartet hatte, stand in der Wohnstubentür und schaute mich mit runden Genovevaaugen an. Aber schon überfiel ich sie, schwenkte sie dreimal wie ein Nichts um mich herum, stoppte jäh ab, versetzte ihr einen triumphalen Herrscherkuß irgendwohin, hielt sie an den Oberarmen fest und benahm mich überhaupt wie Sarrasani mitten zwischen seinen Edelelefanten. „Siehst du, so gesund bin ich!" schmetterte ich die Zweiflerin an.

Aber etwas Unglaublicheres als meine Gesundheit hätte ich gar nicht behaupten können. „Gesund?" echote meine Frau und trat einen Schritt zurück.

Mich beleidigte dieses Mißtrauen. Wir zankten uns. Und schon stand die Pikierte am Apparat und befragte ihre Freundinnen, ob es das etwa nicht gäbe, Mann in den Wechseljahren, und ob etwa nicht alle Männer in dieser ihrer Übergangszeit so sonderbar wären. — Die erste, die es ihr bestätigte, war Frau Degenkolb. Sie wußte ganz besonders Bescheid. Ihr Mann war Apoplektiker. Weiter war da die Madame Golimal. Ihr Gatte war dicklich, und das beunruhigte ihn. Die Damen Czschtetczsching, Roß und Wolkenmund bekundeten der Reihe nach: „Aber selbstverständlich haben auch die Männer ihre Wechseljahre! Und wie!" Und sie belegten es durch zwingende Beispiele.

Während die Wogen der Wechselreden noch hoch gingen, schlich ich von hinnen und arbeitete in meinem Büro.

Bei meiner Rückkunft stand meine Frau schon wieder und fernsprach oder sprach fern. Als sie mich kommen sah, hängte sie ein und begrüßte mich mit der ernsten Wehmut einer Novizin im Krankendienst.

Gerade das kann ich aber nicht leiden, und wir zankten uns wieder. Meine Frau sagte, ich dächte nie an sie. Ich dagegen stellte fest, daß ihre Freundinnen sich törichtes Zeug einbildeten. Theo Degenkolb war kerngesund. Edgar Roß war noch gesunder. Der machte sogar Hochtouren in seinen Ferien. Fritze Wolkenmund war ein bekannter Herrenreiter, und Czschtetczsching vollends — Czschtetczsching war in seiner Turnriege der Vorturner der alten Herren. Das alles stellte ich fest, und ich fügte noch hinzu, ich verstünde diese Frauen nicht. Sie sollten froh sein, daß sie so gesunde Männer hätten!

„Das ist nun der Dank, wenn man sich um eure Gesundheit kümmert!" stand in meiner Frau Gesicht geschrieben. Ich ging zum Stammtisch.

Meine Frau, meiner plumpen Taktik bei weitem überlegen, ging auch, aber sie ging ganz woanders hin. Sie ging zum Postamt und gab ein Telegramm an ihre Provinzmutter auf: „Komme sofort! A. ist so sonderbar." — A., das war ich. Ich saß unterdessen mit Roß, Degenkolb, Czschtetczsching und Genossen beisammen und ahnte nichts.

Desto mehr ahnte meine Schwiegermama, als sie das Telegramm gelesen hatte. Sie ahnte eine drohende Scheidung und als deren Ursache eine Zerrüttung meiner Nerven; denn wie anders sollte sie sich das dunkle Wort deuten: „A. ist so sonderbar?" Mit der Hast, die der Fernschrei eines Kindes nach der Mutter immer im Gefolge hat, packte die alte Dame und fuhrwerkte zur Bahn. Als sie schon die weiten Hallen vor sich sah, mußte sie noch einmal umkehren. Das große Ärztebuch! So was braucht man doch bei Nervenzerrüttungen! Die Matrone machte kehrt und holte es. Während der ganzen Fahrt ließ sie es nicht aus den Armen, und es waren immerhin zwei Bände folio mit vielen Abbildungen und mehreren Tafeln bunt. Die Modelle konnte man auseinandernehmen. Ein schönes Werk. Sie hatte es von einem Mann an der Korridortür gegen bequeme Monatsraten erstanden.

Ich selber kam nicht zu zeitig heim an diesem Tage und pirschte sogleich mein Ruhebett an. Dafür genoß ich am nächsten frühen Morgen schon die Gunst, meine Schwiegermutter begrüßen zu dürfen.

Es begann für uns alle eine lebhafte Zeit. Ein Teil davon liegt Gott sei Dank hinter mir. Atmung à la Mazdaznan, Käsekur, Kneippverfahren, Gesundbeten, Heilmagnetismus und Magie, auch jegliche Arten von Durchleuchtungen und Bestrahlungen, das alles habe ich mit Erfolg absolviert.

Auch durch die verschiedenen Tees: Mate, Knoblauch, Baldrian, Lindenblüte, gemischten Deutschen und den schon halb sagenhaften Teepilz bin ich hindurch. Sie alle sind mir ausgezeichnet bekommen.

Homöopathen haben mich beraten, Biochemiker, daneben auch strenge Allopathen. Natürlich war ich auch beim Augendiagnostiker.

Der letzte Helfer der Menschheit, bei dem ich war, weissagte mir aus den Nackenhaaren. Madame Golimal war es, die ihn so warm empfohlen hatte. Nackenhaare müssen es unbedingt sein, und keine anderen. Wenn man dabei mogelt, bekommt man sonst falsche Krankheiten verordnet. Ich habe nicht gemogelt. Trotzdem erklärte der Mann, ich hätte die Milz voller Falten. Das aber wäre lebensgefährlich — wenn man nichts dagegen täte. Bei diesen Worten hatte er bereits sein Elixier in der Hand, durch dessen regelmäßigen Konsum die Falten aus der Milz weggebügelt werden. Dann ist man gerettet.

Nun, ich glaube nicht an die Milzfalten und habe das Zeug zwar gekauft, aber ich werde es nie trinken. Ich hebe es auf wie alles andere, was ich schon zuvor gekauft habe. Wir haben ein Regal machen lassen, und da geht viel drauf.

Kommt nun Müllers Katze weiterhin auf unseren Balkon, wo ich doch die Meisen füttere, die Wechseljahre nicht zu kennen scheinen, denn sie haben nie Arzneiflaschen bei sich, dann beträufle ich ihr das Schnäuzchen mit dem Milzelixier. Wirkt das wirklich auf jenes Organ ein, dann muß die Katze doch das Laufen kriegen; denn mit dieser Körperübung hängt bekanntlich die Milz

Menschen sind ...

Von Wendelin Überzwerch

Der Mensch, das sagt schon der Psalmist,
wie dürres Gras und Kräuter ist. —
Jawohl: manch einer wird, ob er auch strampelt,
vom nächsten besten Rindvieh plattgetrampelt!

Manche Menschen sind von Natur
quasi als Briefkasten anzusehen.
Ihr fragt, warum? — Weil sie nämlich nur
aus Klappe und Bauch bestehen!

zusammen. Oder irre ich mich da? Nun, sehen wir einfach in dem großen Doktorbuch nach, wozu haben wir es denn? Es steht alles drin. Ein fabelhaftes Buch ist das. Schwiegermama preist es jeden Tag, und sie muß es wissen, sie hat es ja bezahlt.
Manchmal mache ich auch gerade keine Kuren. Dies dann, wenn meine Frauen wichtigere Dinge im Kopfe haben: Frühjahrs-, Sommer-, Herbst- oder Wintermoden. Eine solche Ruhepause ist gerade jetzt. Da aale ich mich. — Eben lese ich im Lokalblatt, daß im Zoo eine Gesellschaft der Jivaro-Indianer vom fernen dunklen Amazonasgebiet eingetroffen ist. Mit ihrem Medizinmann. — Wie? Medizinmann lese ich? Donnerwetter, Donnerwetter, da wird es gleich wieder brenzlig. Diese Zeitung muß ich unbedingt verstecken. Diese Ankündigung dürfen meine Frauen nicht lesen, um's Himmels willen nicht!
Sonst muß ich morgen gleich früh in die Sprechstunde zu dem Jivaro-Medizinmann. Naturvölker, nicht wahr, die haben doch ganz bestimmt etwas gegen die Sonderbarkeiten der Männer in ihren Wechseljahren. Naturvölker wissen alles. Auf die kann man in diesen Dingen vertrauen. Brauen sie nicht auch die unheimlichsten Gifte ohne jegliche Chemie zusammen und mischen die prächtigsten Farben? Nein, diese Zeitungsnummer muß ich unbedingt verstecken!
Wie alt bin ich genau? Die Tage gehen zu langsam dahin. Ja, wenn ich erst über die Fünfzig bin! Dann bin ich aus den Wechseljahren heraus. Meine Schwiegermutter hat es schon gesagt. Dann werde ich wieder normal, und dann brauche ich keine Kuren mehr zu machen — höchstens wieder andere gegen beginnende Altersschwäche. Aber immerhin sind doch dann die Wechseljahre glücklich überstanden. Czschtetczsching, Roß, Golimal, Degenkolb und Wolkenmund sagen es auch. Sie müssen jetzt auch alle was für ihre Gesundheit tun. Die Frauen tauschen untereinander die neuen Mittel und Adressen aus. Es ist kolossal, was da alles für uns getan wird. Wir sind schon ganz bescheiden dabei geworden. Aber irgendwann sind wir ja mal über die Fünfzig. Wenn einmal dieser Tag kommt — ach, Gott ja, wie ich mich da aber freue!

Fundstücke

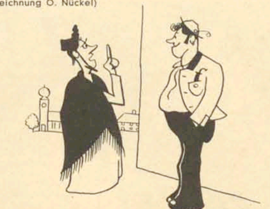
Aus dem Inseratenteil einer Tageszeitung:
Masseur, Mitte dreißig, gutaussehend, möchte korpulente Dame mit Vermögen heiraten. Offerten unter...

*

„Schöne Büste", zirka 5 mm h., durch einfache Methode, die ich Ihnen gern kostenlos verrate. Frau H. X., Ch. 2543.

Lieber Simplicissimus

(Zeichnung O. Nückel)



Eine in den siebziger Jahren stehende Bäuerin, die wegen ihrer scharfen Zunge ebenso bekannt wie gefürchtet war, begegnete an einem Sonntagnachmittag auf dem Weg zur Kirche einem jungen Bauern. „No, wo aus denn?" fragte sie neugierig. „Zum Postwirt halt", sagte der Bauer, der, wie die Alte wußte, zu den „Aufgeklärten" gehörte. Jetzt hätte man ihre Strafpredigt hören müssen! Sie machte ihm zornbebend klar, wie es zu ihrer Zeit gewesen war und daß man damals zuerst in die Kirche und dann ins Wirtshaus ging. Als sie mit der Frage: „Brauchts ös ebba nacha koan Seg'n Gottes mehr?" ihren Redeschwall beendete, antwortete der Bauer gelassen: „Sell scho, aba mir nemma halt an Kunstdünger no dazua!"

Manfred wollte eben zur Schule gehen, da hielt ihn die Mutter zurück: „Manfredle, lauf gleich zum Kaufmann Spörle und laß dir ein paar Rollen Klosettpapier geben, die bringst du mir noch geschwind; zum Schulweg reicht's schon noch, wenn du schnell machst!"
Manfred läuft zu Spörle: „Gebe Se mir rasch e paar Rolle Klosettpapier, aber 's pressiert, mei Mutter wartet drauf!"

In einem Wettbewerb zur Erlangung eines zugkräftigen und überzeugenden Mottos für den allgemeinen Spartag fand sich folgender Vorschlag: „Wer seinen Schatz lieb hat, legt ihn auf die Bank."

Eines Tages gewahrte man, daß Lydia, ein etwas ältliches und zimperliches Frauenzimmer, es mit dem Chauffeur des Direktors X. hatte, bei dem sie ebenfalls in Dienst war. Die Köchin des Hauses behauptete zwar, der Verehrer habe sich mehr in Lydias Sparkassenbuch als in sie selber vergafft, aber das hatte ihr wohl nur der pure Neid eingegeben. Auf jeden Fall zeigte sich der Chauffeur in sie verliebt und durchaus geneigt, dem auch in der üblichen Art Ausdruck zu verleihen. Als er ihr eines Tages im Vorbeigehen auf dem Korridor das erste Küßchen raubte, schien es ihm selbst ein wenig zu flüchtig und er holte deshalb, etwas in Eile, rasch zu einem zweiten aus. Aber Fräulein Lydia wehrte entrüstet ab. „Paul!" mahnte sie strenge, „bloß keine Orgie vor der Verlobung!"

Ein befreundetes Ehepaar kommt nach einigen Jahren wieder mal zu Besuch. U. a. wird auch das dem Besuch bekannte Hausmädchen begrüßt, wobei die Frau des Hauses das Mädchen, das sich vor kurzem verlobt hat, scherzhaft als Frau L. in spe vorstellt. Der vierzehnjährige Lateiner des Hauses glaubt, diesen Zusatz dem Besuch übersetzen zu müssen und tut das wortgetreu, indem er eifrig erklärt: „In Hoffnung".

Kümmel besuchte das sonst sehr unterhaltsame Kabarett. Leider war im neuen Programm ein Ansager beschäftigt, dessen gewandtes Mundwerk nicht über seine Talentlosigkeit hinwegzutäuschen vermochte. Er plauderte „zündend", ohne auch nur im geringsten zu zünden. Kümmel horchte bei seinem zweiten Hervortreten schon gar nicht mehr hin und vertiefte sich gelangweilt in das Programmheft. Plötzlich brach das Publikum ganz unvermittelt in schallendes Gelächter aus. „Was war das?" fragte Kümmel seinen Begleiter erstaunt.
„Ein Witz aus heiterem Himmel", entgegnete dieser lakonisch.

Der Abteilungschef trat an Maiers Pult: „Herr Maier, es geht aber wirklich nicht an, daß Sie Ihre Liebesbriefe hier im Geschäft auf der Maschine tippen!"
„Aber", sagte Maier entrüstet, „das tue ich doch nicht!"
„Nicht?" lächelte der Abteilungschef. „Nun, ich meinte es auch nur, weil gerade eben der Stift nebenan den Sekretärinnen die Durchschläge vorliest!"

Der Metzger und Viehhändler K. hatte einen Gehilfen, mit dem er lange in jeder Beziehung zufrieden war; aber eines Tages kam er dahinter, daß ihm dieser beim Verkauf der Kalbfelle eine Haut unterschlagen und den Erlös für sich verbraucht hatte. Da entließ er ihn. Im Zeugnis, das er ihm auf den ferneren Lebensweg mitgab, hieß es: „Er war in seinem Fach sehr tüchtig, überaus fleißig und ehrlich, bis auf die Haut."

Flüchtige Bekanntschaft

(R. Kriesch)



„Jetzt weiß ich nicht, kenne ich den Herrn da drüben persönlich oder habe ich ihn im Film gesehn? Er hatte damals einen gestreiften Pyjama an!"

Wahre Geschichten

Großmutter Plippkorn ist von der Wasserkante. Ihr ganzes Wesen ist sanft und freundlich, voll von feinem Humor. Sie ist eine Fischersfrau gewesen, und ihre Töchter haben alle in die nahe gelegene Stadt geheiratet, ruhige, behäbige, zum Teil sogar sehr wohlhabend gewordene Bürger. Da muß denn Großmutter Plippkorn an den Geburtstagen und sonstigen Festen hereinfahren und an der Tafel präsidieren, und die Enkel haben viel zu lachen über ihre urkomische Großmutter, der sie gar zu gerne ihre frischerlernte Schulweisheit aufhängen möchten.

„Karlchen, gib mich mal den Zucker 'rüber", sagt die Großmutter.

„Aber, Großmutter, es heißt doch mir!"

„Na also, Karlchen, gib mir mal den Zucker 'rüber!" So lernt sie allmählich ein fehlerfreies Hochdeutsch sprechen, sehr zur Befriedigung der heranwachsenden Generation.

In der schönen Jahreszeit aber zieht die ganze Stadtverwandtschaft oft hinaus in das kleine Seebad Wurp und gruppiert sich um Großmutters Kaffeetisch unter dem Birnbaum, der meistens erst nach Pfingsten blüht. Da ist die Großmutter dann in ihrem Reich.

„Karlchen", sagt sie, „reich' mich mal den Kuchen her!"

„Aber Großmutter, es heißt doch mir! Du weißt es doch. Nun machst du's wieder falsch!" krittelt der seine Großmutter liebende Enkel.

Großmutter Plippkorn läßt sich nicht aus der Ruhe bringen. Sie setzt eine geradezu fürstliche Miene auf und sagt: „,Mir'? — Ist mich für Wurp zu schade."

*

In der Straßenbahn, die von Mainz nach Wiesbaden fährt, sitzt eine junge Frau mit einem Säugling auf dem Schoß. Den Platz neben ihr hat eine Alte inne. Nach kurzer Fahrt fängt der Säugling an, fürchterlich zu brüllen, und alle Versuche der jungen Frau, ihn zu beruhigen, sind zwecklos. Er schreit und schreit, und alles schaut auf. Da meint die alte Frau mit schönem Verständnis: „Gebb ihm halt die Bruscht, 's Kindel werd Durscht hawe, es werd die Herrschaften schon nich schenier'n!" Nein, es geniert niemanden, und die meisten sehen taktvollerweise irgendwo anders hin. Die junge Mutter sieht schließlich selber ein, daß der Rat der alten Frau sehr angebracht sein könnte und entschließt sich, danach zu handeln. Doch auch das will der Schreihals nicht; er brüllt unentwegt weiter. Da verliert die junge Frau aber doch die Geduld und ruft ihrem Sprößling laut und für alle vernehmlich zu: „Du ganz unartig' Kindche du, wenn du's Dibbelche jetzt nich nimmst, denn geb' ich's dem Herrn Schaffner!"

Herbstnacht

Von Georg von der Vring

Schon die Wolken wehn wie Rauch
Ins Gewölbe dieser Nacht —
Welch ein Raum aus kühlem Hauch
Ist hier fühlbar aufgewacht!
Ueberirdisch angefacht,
Rosen treibt der Beerenstrauch;
Und das Herz hat's ausgedacht,
Und ein Duft verrät mir's auch.

Mit Vorbehalt

(Wilhelm Schulz)



„Nun, Frau Olsen, was macht denn unser Patient?" — „Ick dank' ok schön, Herr Doktor . . . , awer ick möcht' et bloß segg'n, wenn et nix köst't!"

„Kraft-Hosen“

Von Richard Mattheus

In einer kleinen Stadt hatte sich ein junger Schneidermeister niedergelassen. Er war von weither gekommen und kannte niemanden im Ort. Durch Zufall war er hier sozusagen hängengeblieben. Eine Tochter des Landes fand sich bald, die ihn ehelich betreute.

In einer Nebenstraße, die recht abgelegen und dürftig war, bezog er eine kleine Wohnung und wartete auf Kundschaft. Die fand sich schwer. Wer wußte und kümmerte sich um den kleinen Schneider! Um Mitgliedschaft in den Vereinen, wie sie der kleinste Ort hat, bewarb er sich nicht. In die Lokale, in denen die Bürger abends zum Schoppen zusammenkamen, ging er nicht. Wie sollte man also auf ihn aufmerksam werden! So war er lediglich auf seine Nachbarschaft angewiesen, die ihm ihre Figur anvertraute und sehr zufrieden war. Vor allem aber mußte er als Flickschneider tätig sein. Hosen brachte man ihm, deren Hinterteil und Knie erneuert werden mußten, immer wieder Hosen. Er machte sich mit Eifer darüber her; denn er war ein fleißiger Mann und murrte nie. Jahrelang führte er so in der stillen Nebenstraße ein bescheidenes, unbekanntes Dasein. Kraft hieß er, mit vollem Namen: Udo Kraft. Daß immer wieder Hosen auf seinen Schneidertisch flogen, machte ihn schließlich nachdenklich. Er wurde darüber fast ein Philosoph. Hosen, Hosen, immer wieder Hosen! War er nicht längst ein Hosenspezialist? Eines Morgens, als er wieder auf seinem Tisch saß, hatte er es. Hosen waren eben seine Lebensaufgabe, natürlich. Also mußte man es wagen. Wer nichts wagt, verliert nichts, gewiß — gewinnt aber auch ebenso wenig etwas. Hosen wollte er herstellen auf Vorrat als Spezialist und ging sofort ans Werk. Er kaufte auf Kredit zwei Ballen Stoff, einen derben, sehr festen, und einen feineren, aber dennoch strapazierbaren. Ein Dutzend Hosen fertigte er von jeder Sorte an, und es kam ihm bei seiner Arbeit so vor, als sei er wirklich zum Hosenmacher geboren. Sein Mut wuchs. Zum ersten Male in seinem Leben inserierte er und gab sogar — Notwendigkeit macht findig — seiner Hose einen Namen, der Zugkraft und Klang haben mußte. Das schien ihm gar nicht schwierig zu sein. „Kraft-Hosen“ nannte er einfach sein Erzeugnis. Das klang gut und witzig. Er war fast stolz darauf, aber rasch meldete sich die Angst vor der eigenen Verwegenheit.

Dann saß er wieder auf seinem Tisch und wartete auf den Erfolg. Er mußte lange warten. Die Leute hierzulande sind mißtrauisch. Sie greifen nicht so leicht und rasch zu.

Herr Kraft fing an, abends auszugehen. Er hielt es einfach in seiner Behausung nicht mehr aus. Er ging keineswegs in die Gastwirtschaften, sondern blieb hübsch auf der Straße und mischte sich unter die Leute, neugierig, ob irgendeiner von seiner ‚Hose‘ sprach. Aber er hörte nie ein Wort davon. Empört lief er auf die Zeitung, um seinen Inseratenauftrag, der noch lief, zurückzuziehen. Man erklärte ihm ausführlich und versicherte ihm nachdrücklich, daß das Inserat ausgezeichnet sei. Anfragen hätten es bestätigt. Der Erfolg würde sich bestimmt einstellen, er müsse nur Geduld haben und durchhalten.

Das Inserat erschien wieder im kleineren Format als Spaltenleiste. Es prägte den Leuten immer wieder die „Kraft-Hose“ ein. Und Udo, der Wagemutige, saß auf seinem Tisch, flickte alte Hosen und wartete immer noch auf den ersten Käufer seiner Spezialität. Seine Verwegenheit war nahe daran, sich in Verzagtheit und Verzweiflung zu verwandeln. Er rechnete sich täglich vor, wieviel Schulden er bereits gemacht hatte und sah schon den Augenblick kommen, da der Gerichtsvollzieher erscheinen würde als erster und letzter Interessent für seine Hosen.

Eines Morgens betrat ein ulkiger Mann die Werkstatt des Meisters. Er trug eine dicke Brille, so daß man die Augen kaum erkennen konnte. „Sind Sie Meister Kraft?“ fragte er mit einer rostigen Stimme, und das ganze Gesicht verzog sich dabei in grienende Falten. Man konnte bald feststellen, daß er stets griente. Das war seine ständige Grimasse. „Sie fertigen doch eine neue Hosenart an“, fuhr die kratzige Stimme fort, „die möchte ich mal sehen. Ihre Reklame gefällt mir, ist originell. Ich bin auch originell, müssen Sie wissen. Sie kennen mich doch?“ Der Meister verneinte. „Was, Sie kennen mich nicht? Jedes Kind kennt mich und Sie nicht? Ich bin die bekannteste Figur in der ganzen Stadt.“ Der grienende Mann wackelte mit dem Kopf und wippte in den Knien. „Ich heiße Holzbaum und bin Tanzmeister. Alle Leute haben bei mir das Tanzen gelernt, Väter und Mütter, Kinder und Kindeskinder. Floiten nennen sie mich alle, Floiten Holzbaum. Wissen Sie nun Bescheid?“ „Sehr erfreut“, erwiderte Meister Kraft und sprang behende vom Schneidertisch; denn dazu hatte er vor lauter Überraschung noch keine Gelegenheit gefunden. „Also, passen Sie auf, Meister! Ich brauche eine Hose, eine prima Hose, eine besondere Hose. Nur auf die Hose kommt es im Leben an. Sie muß elegant sein, sie muß vorzüglich fallen und dazu hervorragend sitzen. Sie muß außerdem äußerst haltbar sein, alles vertragen können und vor allem federn. Das ist sogar die Hauptsache. Verstehen Sie? Meine Parole heißt nämlich: Immer Jummi ins Knie! Damit macht man das Rennen, nur damit. Können Sie das? Haben Sie das? Also mit einem Wort, ich brauche eine elegante Hose mit ‚Jummi ins Knie‘.“ Endlich hörte der grienende Mann zu reden auf. Der Meister hatte immer wieder genickt und holte jetzt eiligst seine „Kraft-Hosen“ hervor, die elegante Ausgabe. „Was Sie wünschen, mein Herr, habe ich auf Lager. Das ist genau meine ‚Kraft-Hose‘, die alle Ihre Forderungen unbedingt erfüllt.“ Das grienende Gesicht steckte seine Habichtnase in die Stoffe, rieb das Tuch kräftig mit den Händen, maß mit den Armen die Länge des Stückes, legte es sich an und freute sich an dem scharfen Schnitt, der nicht im geringsten nachgelassen hatte.

„Lieber Freund“, sagte er dann, „ich darf Sie doch so nennen? Wir sind nämlich vom selben Holz — er griente noch mehr — Sie arbeiten in Hosen und ich auch. Die Beine sind es, mit denen ich mein Brot verdiene. Und auf den Beinen muß doch was drauf sein, nämlich Hosen — jetzt meckerte er laut — nackend kann ich doch den kleinen Damen den Walzerschritt nicht beibringen — nun klang das Gelächter schrill und überschlug sich fast — wir sind also Kollegen. Verstehen Sie mich endlich? Was soll diese Hose kosten?“

Der Meister nannte etwas kleinlaut den Preis. Floiten Holzbaum ging zum direkten Angriff vor: „Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Ist Ihre ‚Kraft-Hose‘ richtig, dann mache ich sie so populär, wie ich selber bin. Glauben Sie mir, das kann ich und das tue ich auch. Aber dazu muß ich ein Probeexemplar haben. Wollen Sie?“

Der Meister war ganz verdutzt und begriff nichts. Floiten Holzbaum war schon zur Tür gehüpft und draußen. Im nächsten Augenblick steckte er das grienende Gesicht schon wieder herein. „Also, Sie wollen?“

Der Meister hatte seine Überraschung noch nicht überwunden. Mechanisch sagte er „Ja, ja.“ Dunkel schwante ihm, daß der richtige Mann für sein Erzeugnis vor ihm stand.

Floiten Holzbaum hüpfte wieder herein, griente ganz breit und direkt unverschämt, wippte federnd in den Knien, suchte sich die beste Hose aus und nahm sie über den Arm. „Sie brauchen sie nicht einzupacken, Meister Kraft, Sie können sich auf mich verlassen, bestimmt!“ Und schon war er hinausgehüpft.

Dem Meister kam dieser ganze Vorgang wie ein Traum vor. Mißmutig ging er schließlich wieder an seine Arbeit und stellte kopfschüttelnd eine neue Mehrung seines Verlustkontos fest.

Als aber in den nächsten Tagen bereits die ersten wirklichen Kunden kamen und nach der „Kraft-Hose“ fragten und kauften, da wußte er, es war kein Traum, sondern gute Wirklichkeit. Der Mann hielt Wort. Auf Floiten Holzbaum konnte sich einer verlassen.

Floiten begann von nun an seinen Tanzunterricht im Herbst mit einer kleinen Ansprache. Wenn er die Herrenabteilung, die Grazie und feines Benehmen bei ihm lernen wollte, um sich versammelt hatte, griente er gehörig und hielt zunächst einen kurzen Vortrag, der ungefähr so lautete: „Meine jungen Freunde und Herren, Sie alle haben zwei Beine am Leib. Die können Sie bewegen, aber Sie tun es nicht richtig. Das ist es. Darauf kommt es im Leben allein an: sich richtig bewegen. Ohne Beine sind Sie ein Krüppel. Ohne richtige Bewegung derselben Beine sind Sie aber auch noch einer. (Die jungen Leute lachten.) Man muß sich nämlich leicht, weich und rund bewegen, niemals eckig und schwer. Seht so! (Er machte einige Schritte vor.) Seht dies! (Er zeigte eine andere Bewegung.) Und vor allem: immer Jummi ins Knie! (Er wippte in den Knien wie eine Sprungfeder auf und ab.) Das ist die Hauptsache. Und dann noch eins: mit nackten Beinen ist man gar nichts, sondern sogar schamlos. Auf die Beine gehört etwas drauf, eine Hose, wie Sie bereits wissen. Welches ist die beste Hose? Die ‚Kraft-Hose‘, meine Herren, immer nur die ‚Kraft-Hose‘. Seht mich an.“ Nun fegte er wie ein Ball durch den Saal. „Das kann ich nur, weil ich die ‚Kraft-Hose‘ trage. Sie macht das Bein elegant, federt und spannt. Nur in der ‚Kraft-Hose‘ kann man gut tanzen lernen. Also nicht vergessen, morgen zu Meister Kraft zu gehen!“

Dann hob er Zeigefinger und Nase in die Höhe, daß sie fast parallel liefen, griente gewaltig und geräuschlos, gab dem alten Theodor ein Zeichen, der einen Marsch in seine Geige kratzte, und zog an der Spitze seiner Schar im Gänsemarsch durch den Saal, um leichten Schritt zu üben.

So warb getreulich und unermüdlich Floiten Holzbaum für die Hosen des Meisters Kraft, der sich nach einem Jahr bereits einen Laden an der Hauptstraße der Stadt mieten konnte. Die „Kraft-Hose“ war die große Idee seines Lebens. Aber was wäre aus ihr geworden ohne ihren unübertrefflichen Propagandisten? Jedes Jahr zu Wintersanfang erhielt Floiten Holzbaum eine neue „Kraft-Hose“, die der Meister persönlich überreichte. Der Tag wurde im Laufe der Zeit ein kleines Fest.

Exemplarisches

Von Ratatöskr

Ein schwarzer Kater macht die Runde
durch sein gewohntes Jagdrevier.
Tagtäglich um die Mittagsstunde
kommt er behutsam auch zu mir.

Die Mäuse haben sich verschlossen,
an jungen Vögeln mangelt's auch.
Drum richtet sich sein stilles Hoffen
auf den Kompost beim Holderstrauch.

Und in der Tat, hier gibt's aus Gräten
von einem längst verstorb'nen Fisch,
aus knöchernen Antiquitäten
und Knackwursthäuten ein Gemisch.

Er packt's mit Zähnen und mit Krallen,
verleibt sich's ein und wird gestärkt.
„Kein Wesen kann zu nichts zerfallen“,
hat Goethe richtig schon bemerkt.

— Entnimm denn diesem Sachverhalte
den Wink, verehrtes Publikum:
Wer ruhsam leben will, der schalte
sich zeitig auf's Gegeb'ne um!

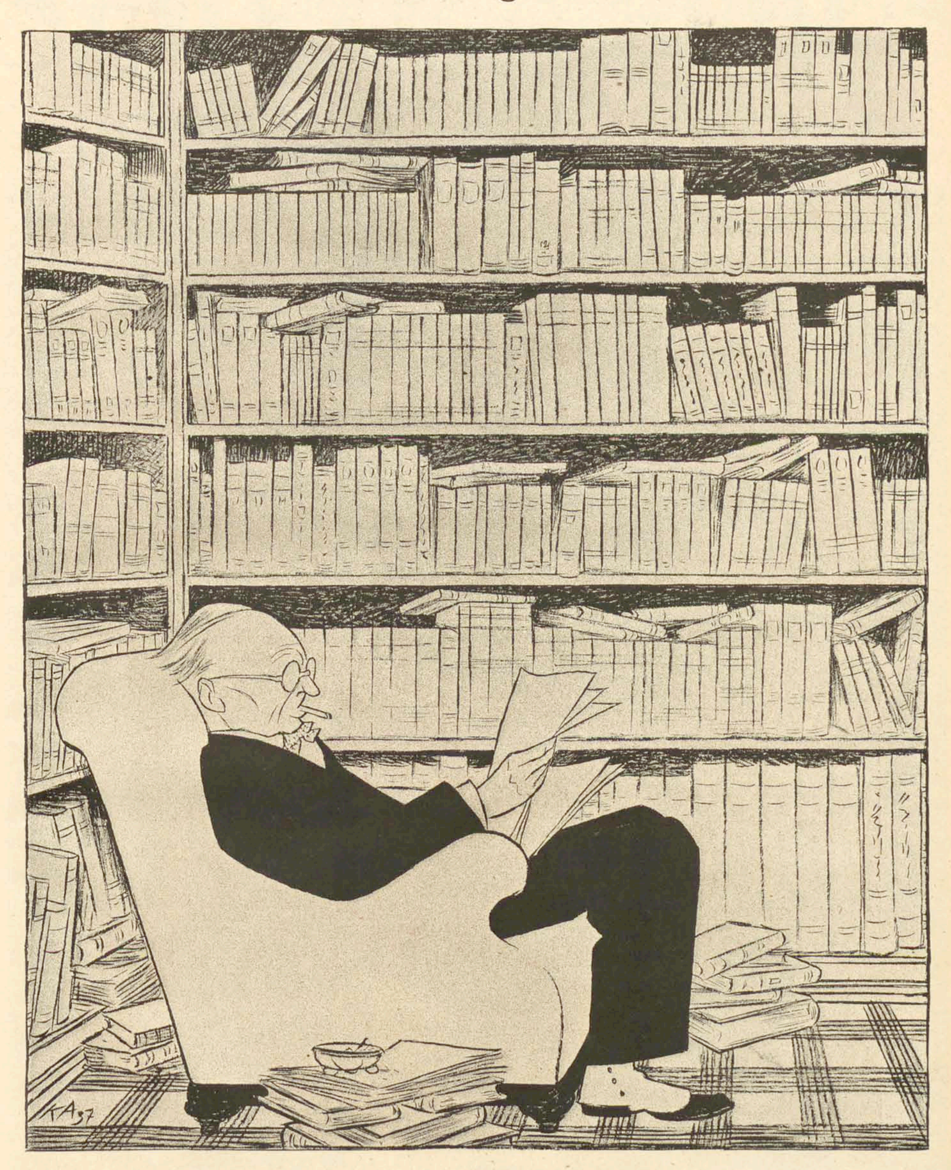
VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. III. Vj. 37. 17108. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Kollegen

(K. Arnold)



„Schiller hatte die faulen Äpfel im Schreibtisch — mir wirft man sie auf die Bühne!"

Zukunftsmusik

(K. Heiligenstaedt)



„Willst du eigentlich Konzertsängerin werden oder gehst du zur Operette?“ — „Weiß ich, wie sich meine Figur entwickelt?“

München, 5. Dezember 1937
42. Jahrgang / Nummer 48

NIKOLAUS

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

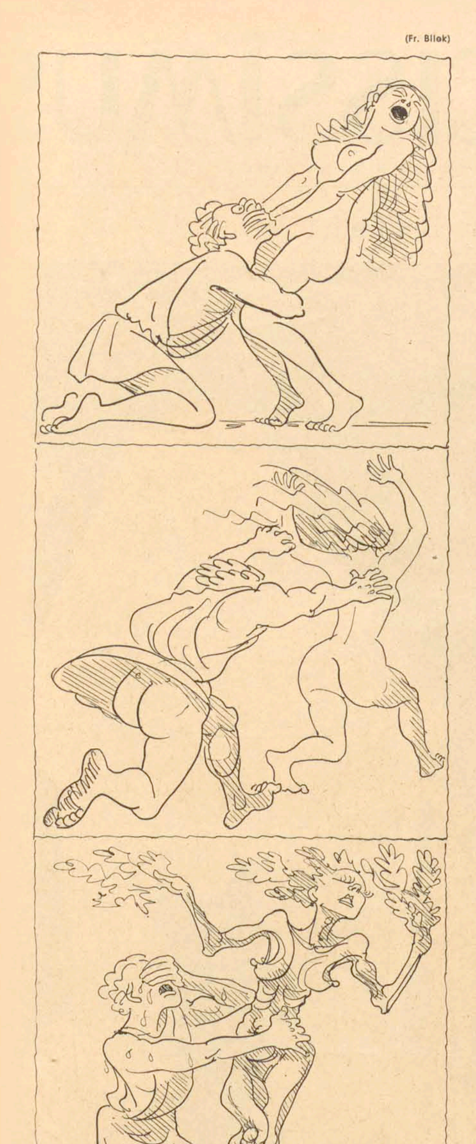
Höherer Befehl

(K. Arnold)



„Nimmst ein Kometenflugzeug und fahrst nach unten. Daß mir aber keine Verwechslungen vorkommen! Den blonden Bart nimmst als protestantischer Knecht Ruprecht, und den schwarzen als katholischer Sankt Nikolaus. Und geh mir ja net aus Versehen zu an Kirchenfeind, zu so am bloß Gottesgläubigen!"

(Fr. Bilek)



So ungefähr wird es seinerzeit gewesen sein, als der Gott Apollo die Nymphe Daphne liebevoll verfolgte, die sich seinen Nachstellungen dadurch wirksam entzog, daß sie sich in einen Lorbeerbaum verwandelte

DER AUSMARSCH DER NIKOLAUSE

Mit kurzer Inhaltsangabe der Rede, die aus diesem jedes Jahr wiederkehrenden Anlaß gehalten wurde.

„Heraustreten zum Nüssefassen!" hallte es durch die Korridore des Jenseits, und überall öffneten sich die Türen, und heraus traten weißbärtige Herren in dicken Pelzen, die durchaus im Widerspruch standen zu der angenehmen Durchwärmung, welche weit entfernt war von Gluthitze oder gar Polartemperaturen. Es herrschte hier die gleichmäßige Lauheit behaglicher Wohnstuben.

Der Ruf „Heraustreten zum Nüssefassen!" gab auch entfernteren Lagen der Ewigkeit das Zeichen, daß der Nikolaustag, daß die freundliche Vorweihnachtszeit vor der Himmeltüre stand.

Nun standen die Bewerber für das Nikolausamt in Reih und Glied angetreten, und wie ein Ruck ging es durch die Glieder, als der oberste Brauchwart aus seinem Amtshimmel heraustrat und die derzeitige Mannschaft besichtigte.

Äußerlich sahen die Herren alle ziemlich gleich aus, und über ihren großen, wohlgepflegten weißen Vollbärten glänzte ein freundliches, verschmitztlächelndes Gesicht hervor.

In dieser Zeit des Stoßverkehrs der weißen Vollbärte konnte man sich natürlich nicht nur auf die eigentlichen Nikolause, Knecht Ruprechte und Pelzmertl beschränken, und so war aus den verschiedensten Branchen der Mythologie an die Männer mit starkem Bartwuchs der Ruf ergangen, Dienst zu tun. Da sah man neben Zeus auch Hephästos, den griechischen Schmiedegott a. D., und die Dichter Hermann Sudermann (erste Fassung mit Bart) und Felix Dahn und den Turnvater Jahn, sowie viele andere bekannte Persönlichkeiten aus den Kreisen der Geschichte, der Kunst und des Schrifttums, deren großer Bart seinerzeit gewallt und ihnen ein markantes Aussehen verliehen hatte.

Sie alle stellten ihn in den Dienst des Brauchtums.

„Schischat!", rief der diensthabende Erzengel, was auch im Ewigkeitsreglement des Himmels allgemein als „Stillgestanden!" verstanden wird. Die altgedienten Gottheiten und berühmten Greise rissen die Knochen zusammen, daß es nur so knallte. Aus dem Himmel der berühmten Damen blickte die schöne Helena herüber; denn sie vermutete, der Trojanische Krieg sei zum zweiten Male um sie ausgebrochen. Als sie aber die alten Herren sah, schloß sie schnell wieder das Fenster.

Der jenseitige Brauchwart ließ rühren.

„Meine Herren, ich habe Sie wieder hierher gebeten, um mit Ihnen das Programm der diesjährigen Vorweihnachtszeit zu besprechen", sagte er, und man kann daraus entnehmen, daß der Brauchwart sich einer etwas überlebten und laxen Redeweise bediente.

Dann gab er eine historische Übersicht über den Nikolaus, wie dieser schon in den ältesten Zeiten als Sinnbild kämpfender Dämonen und Fruchtbarkeitszauber und ewiger Wiederkehr — damit deutete er wohl auf den langen weißen Bart — entstanden sei; na, und was man halt sonst in solchen Fällen sagt.

Aber er sprach nicht nur über das Historische, sondern er gab auch Richtlinien für die zeitgemäße Anwendung des Nikolaustums. Auf den Vollbart wollte er nicht verzichten, weil er zu festgewurzelt in der hergebrachten Vorstellung sei, obwohl man doch in Erwägung ziehen müsse, ob man nicht über kurz oder lang zur Rasur schreiten solle. Unrasiertheit sei heute nicht mehr so häufig das Charakteristikum furchterregender Persönlichkeiten.

Er stellte auch alle Bedenken gegen eine Überalterung der Nikolausschaft zurück. Hier sei der alte Herr an seinem Platze, zumal jugendliche Personen ja auch nicht solche Scherze mit sich machen ließen, wie sie notwendigerweise diese Tätigkeit heute mit sich brächte.

Auch war er für die Beibehaltung der Rute, trotzdem man irdischerseits inzwischen zu anderen Bewaffnungen übergegangen wäre.

Der Brauchwart wies seine Gefolgschaft darauf hin, daß sie Humor walten lassen sollte. Er sprach viel von befreiendem Lachen und fröhlich aufbauender Kritik. Am besten lasse man das öffentliche Leben in all seinen Erscheinungsformen ganz beiseite. Das geeignete Betätigungsfeld, auf dem man Rügen erteilen könne, seien die kleinen menschlichen Schwächen, ohne Bezugnahme auf bestimmte Stände oder Gewerbe. Man solle die Leute keineswegs verärgern.

Zum Schluß sagte er: „Ihre Arbeit erfordert viel Takt, aber ich hoffe, daß Sie die Aufgabe, die seit mehreren tausend Jahren an Sie gestellt wurde, auch diesmal wieder zur Zufriedenheit des Chefs erledigen werden." Und dann kommandierte er: „Abrücken!"

Die Nikolause zählten schnell zu dreien ab, formierten sich in Marschkolonnen, und unter den Klängen des Posaunenchors der Gefolgschaft marschierten sie zur Erde, dorthin, wo die Menschen wohnen, um ihnen Äpfel und Nüsse zu bringen, aber natürlich mit viel Takt. Foitzick.

Der heilige Nikolaus bei der Journaille

(Erich Schilling)



„Lügen zu fabrizieren ist natürlich bequemer als Nüsse zu knacken, ihr Bürschchen! Ich habe drum meinen Sack gar nicht erst mitgebracht, aber dafür meine saftigste Rute."

Nikolaus auf Abwegen

(E. Thöny)



„Ja, warum gehst denn net eini zua die Kinder — wos host denn in der Menscherkammer valor'n?!"

DER NIPPES-BUDDHA / VON TODDI

„Siehst du, das ist zum Beispiel eine Frau, für die man imstande wäre, etwas Tolles zu begehen!“ Allerdings dachte der Vicomte Jean-Robert de Castelpuntellato bei diesem Ausruf an etwas „Tolles“, das sein Budget in nicht allzu spürbarer Weise belasten durfte.
Dieses sein Budget war, wenn auch nicht gerade goldstrotzend, so doch durchaus beträchtlich: aber jede Mark und jeder Bruchteil einer Mark entrollte seiner Tasche nur nach einer sehr reiflichen Überlegung, die klar ergeben mußte, daß es wirklich nicht ohne dies ging. Und bei gar vielen Dingen des Lebens geht es eben auch „ohne“. Es geht zum Beispiel durchaus „ohne“, daß man sich all der öden Langweiligkeit eines Koches aussetzt und ohne die lästigen Sorgen der täglichen Wahl eines „Menüs“, wenn man nämlich in einem gut eingespielten, gleichbleibenden Kreislauf mit einem honigsüßen Lächeln und mit genügend frecher Stirn täglich eine Einladung zum Mittagessen und eine solche zum Abendbrot annimmt.
Und es geht durchaus „ohne“, daß man sich über die hohen Preise für einen Theaterplatz aufregt, wenn man — nur mit der Garderobemarke bewaffnet — stets und immer einen Platz in der Loge irgendeines guten Freundes finden kann.
Und es geht schließlich auch „ohne“, daß man einen Zigarrenladen betritt oder — was noch schlimmer ist — sich an eine ganz bestimmte Zigarettenmarke gewöhnt, wenn die guten Freunde, wie dies gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, mit den besten Zigaretten der verschiedensten Sorten versehen sind. Wobei noch zu bemerken ist, daß einer, der mit Zigaretten versehen ist, stets auch eine Streichholzschachtel bei sich trägt... Künstler ist man von Geburt.
So hatte Jean-Robert schon von Geburt die Anlage zu jener Fertigkeit, seinem lieben Nächsten zu gestatten, daß dieser für seine zahlreichen Bedürfnisse sorge und obendrein auch noch für die dazugehörigen kleinen Genüsse des Lebens. Doch wurde dies mit einer solchen Virtuosität geübt, daß er selbst nur mehr die Qual der Wahl dabei hatte. Wenn er täglich zwei Einladungen annahm, so blieben drei, die er ablehnen oder zum mindesten auf einen andern Tag verschieben mußte. Wenn er mit zerstreuter Miene sein leeres Zigarettenetui aus der Tasche zog, es öffnete und mit einem leisen Ausruf der Enttäuschung wieder schloß, so wurden ihm mindestens drei, vier oder mehr mit der einladenden Geste, sich zu bedienen, entgegengestreckt.
Und Jean-Robert hatte bisweilen, um seine Unparteilichkeit darzutun, den taktvollen Gedanken, von jedem dieser höflichen Freunde eine Zigarette anzunehmen. „Um keinem unrecht zu tun“, erklärte er mit dem Tone eines Menschen, der ausnahmsweise nachgibt.
Der Flirt mit der schönen Barbara von und zu Roccafriosa hatte in Jean-Roberts wirtschaftliches Gleichgewicht keinerlei spürbare Störung gebracht. Er hatte ihr beispielsweise eines Tages erklärt, daß Blumenpflücken weit schlimmer sei als Mord, und daß es eine Grausamkeit sei, Pflanzen in ein Zimmer einzusperren.
„Man müßte einen Blumenschutzverein gründen und Strafen aussetzen für alle, die jenes wunderbare, farbenfreudige Lächeln der Natur seiner natürlichen Umgebung, des Sonnenlichts, der Liebkosung der frischen Luft und seiner Freiheit berauben.“
Als logische Folge solch poetischer Reden hatte er niemals auch nur das allerbescheidenste Blumensträußchen geschickt.
Eine durchaus billige Art von Flirt! —
Und der Flirt blühte und gedieh. Der Flirt absolut umsonst. Aber in der Absicht war er nicht umsonst. Barbara war nämlich die Witwe jenes Marquis von und zu Roccafriosa, der in seinem ganzen Leben nur zwei Taten vollbracht hatte, die wert sind, hier erwähnt zu werden, nämlich jene, mit fünfzig Jahren die fünfundzwanzigjährige Barbara geheiratet zu haben, und jene, sie zur Witwe gemacht zu haben, als er einundsechzig war, und sie zugab, achtundzwanzig zu sein.
Wo aber keine arithmetische Verrechnung möglich war, das war in Bezug auf den beträchtlichen Reichtum Derer von und zu Roccafriosa, der ungeschmälert der schönen Witwe zufiel, deren Schönheit im Glorienschein dieser Erbschaft noch größer wurde.
Das Unvermeidliche geschah.
Oh nein, nicht etwa das Unvermeidliche, an das ihr, vorwitzige Leser, jetzt vielleicht denken mögt, sondern ein viel schlimmeres Unvermeidliches, vom Standpunkt Jean-Robert de Castelpuntellatos aus betrachtet. Er erfuhr in absolut eindeutiger Weise, die keinerlei andere Auslegung zuließ, daß auf den nächsten Sonntag — das hieß: in zwei Tagen — unerbittlich der Namenstag sämtlicher Barbaras der Welt fiel.
Was alle übrigen Barbaras anbelangt, so kümmerte die Sache Jean-Robert wenig; keine von ihnen hatte jemals ein Lebenszeichen von sich gegeben, wohingegen die einzige Barbara, die ihm — aus durchaus natürlichen Gründen — am Herzen lag, zu ihm gesagt hatte:
„Ich verbiete Ihnen, teurer Freund, irgendwelche Dummheiten zu machen!“ Und dies mit einem entzückenden Lächeln, das, in eine verständliche Sprache übersetzt, nichts anderes besagte, als:
„Ihr Geschenk am nächsten Sonntag wird mir gar vieles verraten.“
Aus diesem Grunde hatte Jean-Robert schon in den frühen Morgenstunden des Samstag begonnen, die Schaufenster der Via Condotti, des Corso, und auch einiger Seitenstraßen mit peinlicher Gründlichkeit zu durchforschen. Er hatte viele Geschäfte betreten, eine Menge von Gegenständen der allerverschiedensten Art gesehen, aber jedesmal hatte seine Hand das daranbaumelnde Kärtchen fahren gelassen, als hätte er sich an den darauf vermerkten Zahlen die Finger verbrannt.
Um sechs Uhr abends schwamm er noch immer im weiten Meer der Ungewißheit, gequält von der Dringlichkeit, sich entscheiden zu müssen.
Vielleicht hätten Blumen die Situation retten können, aber dem stand dieser großartige Plan eines Blumenschutzvereins entgegen. Und dann wäre dadurch auch ein recht unliebsamer Präzedenzfall geschaffen worden.
Um ein viertel nach sechs Uhr abends befragte Jean-Robert mit sorgenvollem Blick die mandelförmigen Augen eines schönen Porzellanbuddha in einem Laden in der Via Condotti. Er betrachtete ihn und fühlte sich in diesem Augenblick durchaus bereit, sich zum Buddhismus zu bekehren, wenn die Figur mit den großen Ohren sein Gebet erhören würde.
Jean-Robert fragte den dicken Ladenbesitzer mit dem jovialen Gesicht, das ebenfalls aus dem Fernen Osten importiert zu sein schien,

Meine kleine Hausmusik

Von Wilhelm Hammond-Norden

Wenn ich es überleg' und bedenk',
Elsabe, Herzensschwester,
so bist du, liebliches Himmelsgeschenk,
vergleichbar einem Orchester.

Wenn deine Hände, zitternd schon,
über das Haar mir streichen,
ist's einem sanften Flötenton,
so mild und so zart, zu vergleichen.

Dann sinkt auf meine Schulter dein
geliebter Kopf, Elsabe.
Sieh, seufzend fällt die Geige ein,
wie ich es gerne habe.

Du drückst die Hand mir warm und lang,
wobei wir dichter uns drängen.
Hörst du nun in des Waldhorns Klang
Triangel-Geklingel sich mengen?

Jetzt nehm' ich dich und wag etwas —
du aber wehrst dich plötzlich!
Mitunter ist der Kontrabaß
so nötig wie ergötzlich.

Dann endlich darf auf deinen Mund
Ich meinen Mund gut betten.
Da ist's, als tönten zur nämlichen Stund
wohl dreizehn Klarinetten.

Ich lausche und horche in dich hinein,
Elsabe, Herzensschwester:
Um Gottes willen, wie wird es sein,
wenn erst einsetzt das volle Orchester?

erneut: „Ist das wirklich der äußerste Preis?" Der Ladenbesitzer antwortete mit einer Geste, die eine Heldentat zu verkünden schien: „Also, weil heute Samstag ist, und weil gerade Sie es sind, werde ich es Ihnen — für achthundertdreißig Mark geben. Aber wirklich nur, weil Sie es sind." Selbstverständlich hatte er Jean-Robert nie vorher gesehen.

Jean-Robert zögerte — noch eine Minute im Grunde seiner Seele schwankend zwischen einem winzig kleinen „ja" und einem riesengroßen „nein". — Dann seufzte er: „Es tut mir leid." Und es tat ihm wirklich leid! Er stellte die Figur wieder zurück an ihren Platz und ging langsamen Schrittes dem Ausgang zu.

Doch der kleine Nippes-Buddha vollbrachte das Wunder.

Jean-Robert hatte eben die Ladentür geöffnet, wodurch das Glasgeläut anfing zu klingeln, als ein Aufschrei seinen Schritt hemmte, gefolgt von dem charakteristischen Geräusch, das ein japanischer Buddha im Werte von achthundertdreißig Mark verursacht, wenn er auf die Ladenbank fällt und in sieben Stücke zerspringt.

Jean-Robert und der Ladenbesitzer blickten wie versteinert auf die Scherben, einen Aufruhr der Gefühle in der Seele, aber wie verschieden bei jedem von beiden! Jeder von ihnen hatte indessen einen Blitz der Erleuchtung.

Der Geschäftsmann dachte: „Das muß ein Unglücksrabe sein!"

Während der Beinahe-Käufer einen geradezu genialen Einfall hatte. „Und was nun?" fragte er. Den Ladenbesitzer mußte die verrückte Lust ankommen, den abgeschlagenen Kopf des Buddha als Wurfgeschoß zu benutzen und als Zielscheibe das rechte Auge Jean-Roberts zu wählen. Statt dessen erwiderte er: „Ich verliere dabei an die tausend Mark."

„Und", schlug der Kunde vor, „läßt sich das nicht irgendwie reparieren?"

„Reparieren? Was wollen Sie denn reparieren? Das Ding da ist, nachdem es entzwei ging, nicht einmal eine Mark mehr wert."

Das war die Antwort, die Jean-Robert hatte hören wollen. „Ich will Ihnen das Ding, so wie es ist, abkaufen und biete Ihnen zwanzig Mark."

Was nicht einmal eine Mark mehr wert war, stieg auf dieses Angebot sofort im Preis. Sie einigten sich auf fünfzig Mark.

Immerhin hatte Jean-Robert das Bedürfnis, sich irgendwie vor dem Ladenbesitzer zu rechtfertigen. „Das kommt Ihnen komisch vor?" fragte er lächelnd. „Aber ich sammle gerade zerbrochene Figuren. Fehlt auch ja kein Stück? Nein, da sind sie alle. Packen Sie sie mir bitte sehr gut ein, und machen Sie ein schönes Bändchen um das Paket, weil ich verreise."

Der Ladenbesitzer begab sich in den Hinterraum und machte das tadelloseste Paket zurecht, das jemals in der Via Condotti zurechtgemacht wurde. Am Sonntag morgen wanderte das kostbare Paket — von Jean-Robert de Castelpuntellato in heiliger Ehrfurcht wie eine Reliquie getragen — die Stufen des aus dem 18. Jahrhundert stammenden Palastes derer von und zu Roccafriosa hinauf.

Jean-Robert hatte mit raffinierter Genauigkeit alles vorausberechnet: eine Verbeugung an der Tür des rosa Boudoirs, ein gemurmelter Glückwunsch, dann drei Schritte . . .

Und während die Marquise ihn beim Anblick des Paketes mit leicht vorwurfsvollem Schmollen begrüßte, stolperte Jean-Robert mit gut einstudierter, vorausberechneter Genauigkeit auf dem Teppich: Wie beabsichtigt, fiel das Paket zur Erde, begleitet von zwei Ausrufen des Schmerzes. Aber der Ausruf von Jean-Robert war noch herzzerreißender, ganz im richtigen Ton, wie er ihn zwei Stunden lang geprobt hatte.

Einen Augenblick blieb die Szene stumm, während das Gesicht des Vicomte sich mit Trauer überzog.

Mit hauchdünner Stimme unterbrach die Marquise das tragische Schweigen. „Ist es etwas Zerbrechliches?"

Mit halbhauchdünner Stimme seufzte Jean-Robert auf: „Es war etwas Zerbrechliches! Satsuma-Porzellane sind, wie Sie ja wissen, teure Marquise, überaus empfindlich!"

Er hob das Paket auf, als ob der japanische Buddha ohnmächtig geworden wäre, legte es auf das Tischchen und setzte sich ganz gebrochen nieder. Mit ihren schönen, vor Erwartung fiebernden Händen löste die Marquise die Knoten, entfernte eine Menge Papier, öffnete eine Pappschachtel, dann wieder Papier und holte die sieben Scherben des japanischen Buddha aus dem fernen Osten hervor — sieben einzelne Stücke, von denen jedes einzelne fein säuberlich in allerfeinstes, hauchzartes japanisches Seidenpapier eingeschlagen war . . .

Der Wasserrohrbruch

Von Käte Biel

Frau Albers entdeckte ihn zuerst. Sie hatte das Sonntagsgebäck besorgt und betrat, noch geblendet vom grellen Sonnenglanz der Straße, die finstere Höhle des Treppenhauses. Da kam er ihr zierlich plätschernd entgegen.

Buttermilch wie neulich ist es nicht, dachte Frau Albers, Flaschenscherben liegen nicht herum, was mag das also sein? — Und damit es diesem Wasser nicht erginge wie dem Nil und seine Quelle etwa der ganzen zivilisierten Welt Jahrhunderte hindurch unbekannt bliebe, klingelte sie bei der Familie Brüg. „Hier ist es naß", sagte sie ernst, „wo mag das wohl herkommen?"

Frau Brüg, die sonst vieles wußte, auch solches, das sie nicht wissen konnte, wußte es ausnahmsweise nicht, und so begannen die Damen gemeinsam nach dem Ursprung zu forschen. Das war schwierig, denn obgleich Licht durch eine über dem vierten Stockwerk angebrachte Glasfläche hereinströmen sollte — das Licht hielt sich bedauerlich zurück. Selbst wenn man die Dreiminutendämmerung einschaltete, die Finsternis behauptete sich ungeschlagen und höhnisch in allen Winkeln. Auch in jenem, in dem —

„Hier kommt es aus der Wand!" sagte Frau Brüg freudig. „Ein Wasserrohrbruch!"

Nun, da das Bächlein zu einem so drohenden Namen gekommen, öffneten sich alsbald auf allen Stockwerken weitere Türen, und in die schwachvertriebene Düsternis tropften Hausfrauen und Kinder und sonntäglich feiernde Ehegatten.

Da der Hauswart schon früh am Morgen hinausgeradelt war, in seinem Gärtchen vor der Stadt die Beete zuzudecken, sah man sich dem Geschehnis allein gegenüber. Heftige Meinungsverschiedenheiten taten sich auf. Drei Stimmen verlangten nach einem Mechaniker. (Aber nach welchem? — Vier wackere Männer wurden vorgeschlagen; von dreien wußte man bestimmt, daß es sich um Verwandte der Vorschlagenden handelte, und der vierte lag mit einem Knöchelbruch im Krankenhaus.) Dann wünschte eine andere Mehrzahl die Benachrichtigung der Wasserwerke, doch scheiterte die Ausführung dieses Plans an der Frage, wer das Telefongespräch bezahle? — Einige Damen wollten die Feuerwehr rufen, und alle Kinder jubelten vor Freude, aber Ehemänner hatten Bedenken, ob man das tun dürfe.

Währenddessen kam ein großer schöner Hund vom Morgenspaziergang zurück. Hasso, der sonst gar nicht Wasserscheue, schien heute seinen zimperlichen Tag zu haben; er machte vorsichtig um das Wasser einen großen Bogen.

War es nicht Fahrlässigkeit, tatenlos bei dem Schaden zu stehen? Die Versicherung würde später alle Hausbewohner haftbar machen. Als letzten kostenlosen Ausweg schlug Frau Brüg die Inanspruchnahme eines Schutzmanns vor, aber im gleichen Augenblick fand ihr Gatte das erlösende Wort: „Jeder stellt seinen Wasserhahn ab!". Schon glaubten alle Männer aufatmen zu dürfen — denn war das Problem nicht bis zur Rückkehr des Hauswarts gelöst? — doch die Frauen begannen zahlreiche kampfesfrohe Reden: das Mittagessen, das abzuwaschende Geschirr, die Kinder, das Kaffeewasser — und — und —

Indessen zog das Wasser gluckernd seine Bahn. Da kamen zwei junge Leute, die noch den Elfuhrzug erreichen wollten, vom vierten Stock heruntergerast; in größter Eile mit der Ratlosigkeit bekannt gemacht, wiesen sie sekundenlang kopfschüttelnd darauf hin, daß an jener Wand doch überhaupt kein Zuleitungsrohr vorhanden sein könne — und weg waren sie.

Die Nachbarn verfielen in Schweigen.

Der Trompeter Brüg ging in sein Heim und kehrte mit einer alten messingnen Petroleumlampe zurück, deren strahlender rosagoldener Schimmer sich sanft, doch schonungslos auf die Stätte des Wasserrohrbruchs legte.

Die Wand war glatt und unbeschädigt.

Große Stille entstand. Ermattung. Gewißheit. — Der Trompeter ließ das Licht erlöschen, und hastig warfen sich alle kleine Unterhaltungsbälle zu — das Wetter, der Familienausflug, der neue Radioapparat —, aber während ihre Münder sich bewegten, zog durch ihre Gedanken die Erinnerung an jenen Mann, der vorhin, unverkennbar alkoholischen Duft um sich verbreitend, Druckknöpfe und Gummiband hatte verkaufen wollen; was in ihm vorgegangen war — ob ihn vielleicht die saubergewaschene Kleinbürgerlichkeit des Hauses seelisch störte oder ob er nur einem inneren Zwang gehorchte — das würde wohl niemals jemand wissen.

Alle Türen schlossen sich dann wieder in sonderbarer Eile, und nur die Gerüche zwei oder drei angebrannter Mittagsmahlzeiten, die es nicht hatten vertragen können, längere Zeit unbeaufsichtigt zu bleiben, zogen durch die friedliche finstere Höhle des menschenleeren Treppenhauses.

Lieber Simplicissimus

(Zeichnung O. Nückel)

In einer kleinen Kirchengemeinde haben sich im Laufe des Jahres nur Todesfälle ereignet, deren Bekanntgabe durch den Pfarrer mit dem üblichen Satz beschlossen wird: „Möge die Gemeinde ihrer mit Teilnahme gedenken." Endlich aber findet mal eine Hochzeit statt. Der alten Gewohnheit treu — oder war's in Erinnerung an seelsorgerische Erfahrungen? — schloß der Geistliche auch diese Ankündigung mit den Worten: „Möge die Gemeinde ihrer mit Teilnahme gedenken."

*

Auf einer Gesellschaft wird eine bildhübsche junge Engländerin, die des Deutschen noch nicht recht mächtig ist und in einem Vorort von Berlin ihr Quartier hat, gefragt, wo sie wohne. Mit strahlendem Lächeln antwortet sie: „Oh, ieck wohne in eine Abort von Börlinn."

*

Die Gundelbacherin war gestorben. Bei der großen Zahl der nahen Anverwandten hielt es der Gundelbacher für richtig, zum üblichen Leichenschmaus in der Dorfschenke einzuladen. Es wurde viel getrunken und besonders der Gundelbacher hatte viel Bitterkeit hinabzuschwemmen. Kein Wunder, wenn er noch nach Mitternacht in der Schenke saß, nachdem sich schon lange vorher die anderen Leidtragenden bis auf zwei trinkfeste Freunde verflüchtigt hatten. Auch die verließen noch die gastliche Stätte und zuletzt saß Gundelbacher allein mit dem Wirt in der Gaststube.

Inzwischen hatte der den Anlaß seines ausgedehnten Wirtshausaufenthaltes ganz vergessen, und als er aufstand und sich schwankend auf den Weg machen wollte, meinte er tiefseufzend zum Wirt: „Was sag' i jetzt meiner Alten, z'wegen was i so lang im Wirtshaus g'wesn bin?"

Zurück zu Alfons

Von Wilfried Tollhaus

Bertha Amelung marschierte auf die Fünfzig. Ihre Kolleginnen am Lyzeum beneideten sie um ihre Ruhe, ihren Humor und „das Landgut". Das Landgut war ein ererbter Garten vor der Stadt, in den sie sich eine steinerne Wohnlaube hatte bauen lassen. Dort verbrachte sie ihr Wochenende und einen Teil der Ferien. Wenn sie gefragt wurde: „Was machen Sie, wenn Sie nachts überfallen werden?", antwortete sie: „Licht!"
Um den Garten, den sie mit Liebe pflegte, mochte man sie mit Recht beneiden. Aber mit der Ruhe und dem Humor war das so eine Sache. Im Grunde hatte sie, trotzdem sie als gute Lehrerin galt, ihren Beruf verfehlt. Sie hätte einen Mann haben und Kinder bekommen müssen. Einmal war sie dicht daran gewesen, als ganz junges Ding, im ersten praktischen Jahr. Da lernte sie Alfons Eckart kennen, einen sehr talentierten, aber etwas verwilderten Zeichenlehrer, der sich für einen genialen Maler genommen wissen wollte. Er hatte große dunkle Augen und feste Arme. Die legte er ohne viel Umstände um Bertha Amelung und sagte dabei einige unfreundliche Dinge über Leute, „die immer gleich heiraten müssen". In dieser Situation hatte Bertha zum erstenmal jenen kühlen, sicheren Ton, mit dem sie noch immer die unruhigste Klasse zu bändigen wußte und der ihr den Ruf der unerschütterlichen Ruhe eingetragen haben mochte. Der kühne Alfons ließ sie aus seiner Umarmung, entschuldigte sich und schlich seitdem gedemütigt um sie herum. Im Krieg hat ihn dann das große Leichentuch zugedeckt.

Wenn Bertha Amelung jetzt auf das Erlebnis zurücksah, war sie gar nicht mehr zufrieden über seinen Ausgang. Solch ein Lehrerinnenleben, das durch den Stundenplan geregelt wird, ist eben auch ohne ein warmes, lebendiges Herz nicht zu führen. Ein warmes, lebendiges Herz sehnt sich nach Zärtlichkeit. Das war wohl der Grund, warum sie eine zugelaufene Katze behielt und es gerne hatte, wenn sich das graue Fell an sie schmiegte. „Mieze" — ein originellerer Name war ihr nicht eingefallen — hatte durchaus ein Gefühl dafür, wie lange ein verständiger Mensch sich mit Heftekorrigieren plagen durfte. Überschritt Bertha diese Zeit, dann kratzte sie am Stuhl und mahnte daran, daß es auch nett sei, einmal eine halbe Stunde zu verspielen. Selbstverständlich beherrschte Mieze bald das Leben ihrer Herrin; denn wenn sie ihre Milch haben mußte, eilte Bertha natürlich rasch nach Hause.
In den Pfingstferien wurde der Haushalt auf „das Landgut" verlegt. Mieze streckte sich vergnügt in der Maiensonne und machte hie und da auch kleine Exkursionen in die Nachbargärten. Eines Tages kam sie etwas nervös zurück, gefolgt von einem großen Kater, dessen Absichten ganz eindeutig waren. Seitdem hielt Bertha „das arme Tier" unter strenger Aufsicht.
Aber damit schürte sie nur die Leidenschaft des unglücklichen Liebhabers. Er stellte sich nachts ganz dicht an die Tür, hinter der er die Geliebte wußte, und stieß einen gar kläglichen Laut aus, der wie „Fraaauuu" klang. Mieze wurde sehr unruhig. Kein Zweifel, sie wollte hinaus —. Bertha saß auf ihrem Bett und dachte: „So sind die Männer!"
Dann stellte sie eine Reihe von Überlegungen darüber an, wie eigentlich in Wahrheit die Frauen wären und kam zu dem Schluß, daß die natürliche Veranlagung schließlich gar nicht so verschieden sei und nur die Erziehung und die allgemeine Moral bestimmte Unterschiede geschaffen habe, von denen man nicht wisse, ob sie im Grunde gut und richtig seien. „Das Natürliche muß auch moralisch sein", sagte sie sich plötzlich und öffnete Mieze die Tür. Sie sah noch, wie sie mit großen Sprüngen über den Rasenplatz ging und mit ihrem Liebhaber, der jetzt tolle Freudenjauchzer ausstieß, im Gebüsch verschwand.
Bertha lehnte die Tür nur an, damit Mieze, wenn sie es wolle, sich in die Bürgerlichkeit zurückziehen könnte. Aber sie kam nicht. Am Morgen lag sie mit ihrem Freund wohlig in der Sonne und brachte ihn zum Milchfrühstück mit. „So sind die Frauen!" stellte Bertha fest.
Nach einigen Tagen wurde der Kater freilich wieder das wilde Tier, das er seiner männlichen Natur nach ist. Er kümmerte sich nicht mehr um Mieze, und eines Nachts hörte man ihn in der Ferne vor einer andern Tür sein „Fraaauuu" durch die Nacht rufen. Bertha hatte das Gefühl, Mieze müsse darüber sehr traurig sein und streichelte sie zärtlich.
Nun stellte Bertha fest, daß sie, obwohl sie seit vielen Jahren Naturkunde gab, keine Ahnung hatte, wie lange es dauern werde, bis sich bei Mieze die Folgen ihres Abenteuers bemerkbar machten. Sie wollte durchaus nicht glauben, daß es schon in acht Wochen der Fall sein könnte. Als sie das aber wußte, verschob sie selbstverständlich ihre Ferienreise; denn unter diesen Verhältnissen konnte sie ihre Hausgenossin doch nicht im Stich lassen.
Mieze schien sich — was sich ja erklären ließ — jetzt gar nicht immer wohl zu fühlen. Bertha rang einige Zeit mit sich, dann ließ sie einen Tierarzt kommen, damit er feststelle, ob „alles normal" sei. Das tat der gute Mann und liquidierte dafür sechs Mark.
Als nun Miezes schwere Stunde kam, erlebte Bertha die ganze Qual und das ganze Glück dieses Mutterwerdens mit. Es war ihr, als wollte Mieze sie gar nicht von sich lassen. So sah sie denn, wie drei kleine Kätzchen zur Welt gebracht wurden und die Katzenmutter ihre Schmerzen immer wieder über den Pflichten vergaß, die sie gegen die Neugeborenen hatte. „Mütterlichkeit" dachte Bertha, „ist immer etwas Heiliges — ganz gleich, ob sie bei Mensch oder Tier offenbar wird".
Als alles vorüber war, bekam Mieze das verdiente gute Wochensüppchen und wurde mit viel Schonung behandelt.
Es waren höchst merkwürdige Gedanken, die Bertha Amelung bewegten, wenn sie vor dem Korb mit der Katzenfamilie stand. Man muß nicht alles aussprechen und nicht alles niederschreiben. Verständige Leute, auf die es allein ankommt, werden ahnen, welcher Art diese Gedanken gewesen sind.
Eine weise Frau aus der Nachbarschaft diagnostizierte: „Zwei Katzen, ein Kater!" und schlug vor, diesen letzteren und eines der Kätzchen zu ersäufen. Da kam sie aber bös bei Bertha Amelung an! Selbstverständlich würden alle drei aufgezogen. Es werde sich schon die eine oder andere Kollegin finden, die sich so ein nettes Tierchen schenken ließ.
Und so geschah es auch, wenigstens mit den Katzen. Den Kater wollte niemand haben. Bertha behielt ihn also neben Mieze, und da er ja auch einen Namen haben mußte, nannte sie ihn Alfons. Wie das zusammenhing, wußte ja niemand. Aber es war doch ganz nett, nun laut „Alfons" durch die Wohnung zu rufen und Alfons das Haar kraulen zu können.
Mieze hatte jetzt keine Freude mehr an Abenteuern. Aber als Alfons ein stattlicher Bursche geworden war, kam die Zeit, in der er nachts nicht im Zimmer sein wollte. Bertha wollte ihm zuerst die ersehnte Freiheit für seine Exkursionen und Liebesständchen nicht geben. Aber der Bursche schmeichelte so lange und wußte seinen Wunsch so deutlich zu machen, daß ihr Herz schließlich weich wurde. „Was sein muß, muß sein", sagte sie und machte ihm die Tür auf.
Von da an hatte Alfons „Urlaub bis zum Wecken", wie man beim Militär sagt. Kam er am Morgen etwas zerzaust nach Haus und soff die Milch seiner Mutter mit aus, dann drohte ihm Bertha: „Du bist ein richtiger Schwerenöter, Alfons."
Der Ausdruck, den sie dabei um Augen und Mund hatte, stand ihr recht gut. Sie dachte nämlich daran, daß sie im Grunde ihres Herzens eigentlich auch nichts anderes hatte sagen wollen, als sie sich in den Armen des originalen Alfons befand. Aber wenn man eine junge Lehrerin ist und also eine Autoritätsperson sein will, weiß man eben doch noch nicht, wie man mit den Männern umgehen muß.

*

Im Opernhaus

(Hanna Nagel)



„Höchst sonderbar, diese göttliche Stimme — — — und dabei ißt der Mann nachher immer Eisbein mit Sauerkohl!"

Lieber Simplicissimus

Im Wiener Prater war ein Negerdorf aufgebaut. Negerhütten umsäumten einen Tanzplatz und in Wüstenunschuld halbnackte Mädchen, nur mit einem Strohschurz bekleidet, boten Postkarten an. „Schöne Postkarten?" fragte eine und zeigte mir lächelnd ihre weißen Zähne, „schöne Postkarte von kleiner Mira?"
Ich lehnte dankend ab.
Da warf das Mädchen schnell ein Tuch über Schultern und Brüste und sagte:
„Er nichts kauft, darf auch nichts sehen!"

Sankt Nikolaus und der Kuckuck

(Wilhelm Schulz)



Wo steckt denn der Kuckuck zur Winterszeit,
wenn's vom Himmel die silbernen Flocken schneit?

Da wohnt er beim heiligen Nikolaus
in einem ur-uralten Uhrenhaus.

Und zieht die Weihnacht gemach ins Land,
dann fährt er heraus und ruft und mahnt:

„He, Niklas! He, Christkind! So rüstet den Baum!
Die Kinder auf Erden erwarten es kaum!"

Und gibt nicht luck, bis der heilige Christ
in alle Stuben gekommen ist.

Dann aber schlüpft er zurück ins Haus.
Schnapp — schließt sich die Tür. Und nun schläft er sich aus.

Und schläft, den Kopf in die Federn versteckt,
bis daß i h n der heilige Nikolaus weckt:

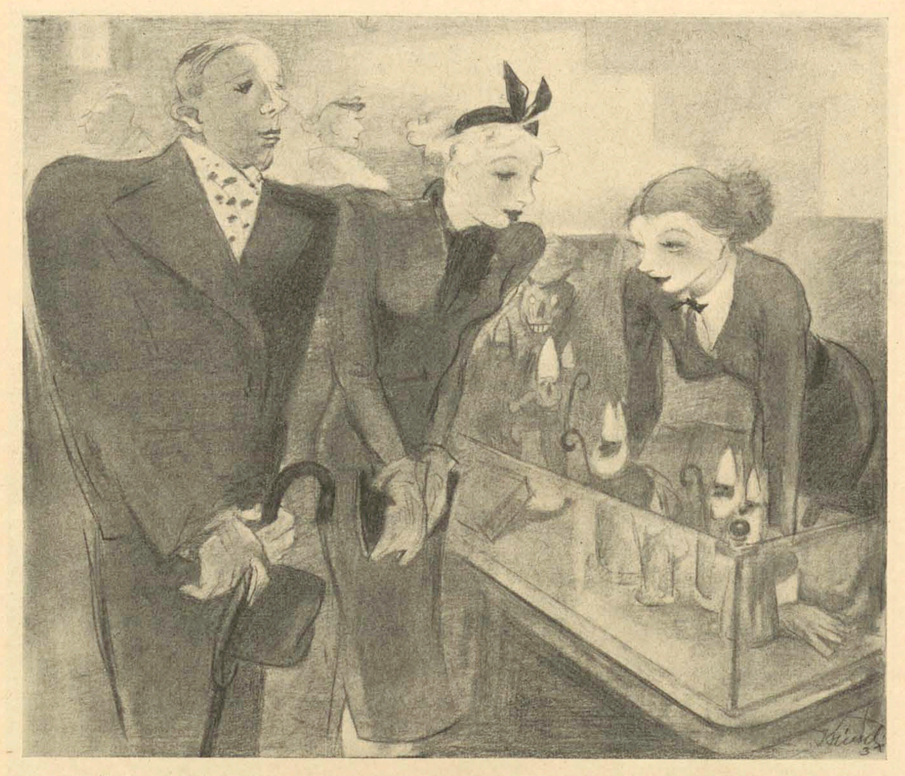
„Guten Morgen, Herr Kuckuck, wohlauf und herfür!
Schon wartet der Frühling und steht vor der Tür.

Hält die Himmelsschlüssel wohl in der Hand.
Zeig' ihm schleunig den Weg und künd' ihn dem Land!"

Dr. Owlglaß

Erfüllbare Wünsche

(R. Kriesch)



„Sieh mal, Edgar, die entzückenden Männchen mit dem dicken Bauch und dem großen weißen Bart!" — „Na, wenn's daran liegt, Bart und Bauch kann ich mir ja stehen lassen!"

Grippe hat Folgen

Die Grippe ist eine gefährliche Krankheit. Sie ist nicht nur an sich gefährlich, sondern sie hat auch die Neigung zu bösen Folgen. Darüber unterhielten wir uns neulich. Meine medizinischen Kenntnisse erlebten eine gewaltige Bereicherung. Das ist immer gut; denn schließlich bin ich Arzt. Mein Kollege Dr. Müller, Assistenzarzt am Städtischen Krankenhaus, hatte bisher geschwiegen. Offenbar verstand er auch nicht viel von dieser Krankheit, jedenfalls weniger als alle anwesenden Nichtmediziner. Aber nun ergriff er doch das Wort. Wir waren gespannt.

Aber er sagte nur, die Grippe könne noch viel schlimmere Folgen haben als wir ahnten. Dann schwieg er wieder. Aber wir drängten; wir seien auf alles gefaßt! Er rückte nicht heraus. Es sei ein Berufsgeheimnis. Aber falls wir schweigen könnten... Wir gelobten es selbstverständlich feierlich. „Nun", hub er halblaut an, „da hatten wir neulich einen sehr schweren Grippefall. Wir gaben jede Hoffnung auf. Aber der Patient genas trotzdem. Er wurde wieder vollständig gesund..." „Na — und die Folgen?" riefen wir einstimmig. „... Dann hat der Patient die Schwester geheiratet, die ihn gepflegt hatte!" R. G. H.

*

Die „gute Kinderstube"

Wir hatten nachmittags Einladung und unser vierjähriger Willi durfte daran teilnehmen. Er war recht brav und mir schien es einige Male, als würde er die Gäste ganz genau auf ihr Reden und Handeln beobachten. Meine Vermutung war richtig; denn am Abend, als die Gäste fort waren, fragte er mich, ob man immer, wenn einem etwas angeboten werde, sagen müsse: „Ich bin so frei!" Als ich das bejahte, war er sehr zufrieden.

Am nächsten Morgen saß ich arbeitend am Schreibtisch, da hörte ich plötzlich im Wohnzimmer nebenan Geräusche, die mich veranlaßten, hinzusehen. Und ich sah, wie unser Willi auf einem Stuhl stand und sich aus dem Büfett das mit Goldband umschnürte Säckchen holte, das ihm der Nikolaus bringen sollte. Er öffnete es, verbeugte sich vor ihm, sagte laut: „Ich bin so frei!", griff hinein, verbeugte sich wieder und sagte: „Danke!" Dann erst aß er. Es war gar nicht so leicht, ihm diese angenehme Form der Höflichkeit wieder abzugewöhnen!

Fundstück

Aus einer medizinischen Wochenschrift:

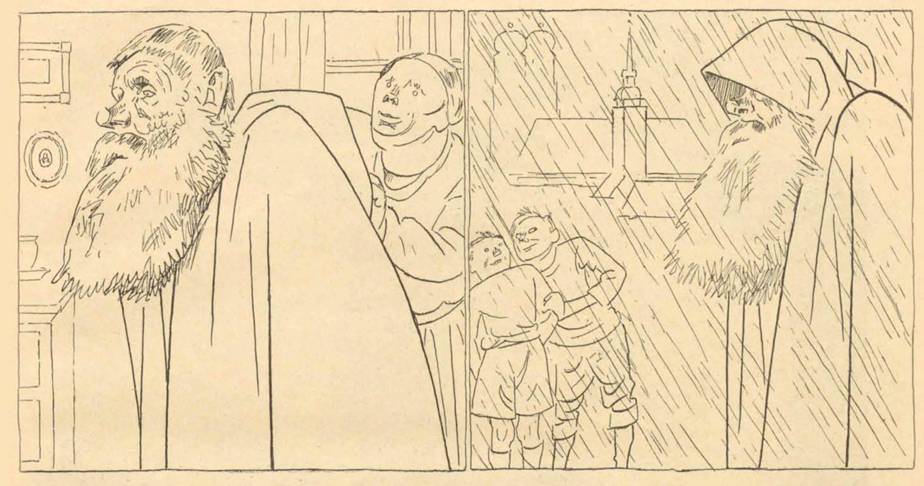
Der Stuhlgang, eine Anleitung zur natürlichen Ordnung. Von Dr. Rehder-Altona.

Ein Buch, das mit der Eindringlichkeit und dem leisen Humor des geborenen Volkserziehers geschrieben ist... Solche volkserzieherischen Bücher müßten wir mehr haben...

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. III. Vj. 37. 17108. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Der falsche Nikolaus

(Olaf Gulbransson)



„Ja, Vati, den uralten Lodenmantel willst du heut anziehen?" — „Jawohl, bei dem Sauwetter is er grad richtig!"

„Beni, paß auf, da kommt schon wieder einer. Den wollen wir tratzen!"

OLAF GULBRANSSON 34

„Fein, Beni! Der Bart ist wie echt . . ."

„Nicht einmal seinen Bart kann man mehr in Ruhe tragen!"

Spielwaren

(K. Heiligenstaedt)



„Und nun zeige ich Ihnen etwas für Knaben von zwölf bis fünfzehn Jahren!"
„Na, ich finde, in meinem Alter sieht man sowas doch auch ganz gern!"

München, 12. Dezember 1937
42. Jahrgang / Nummer 49

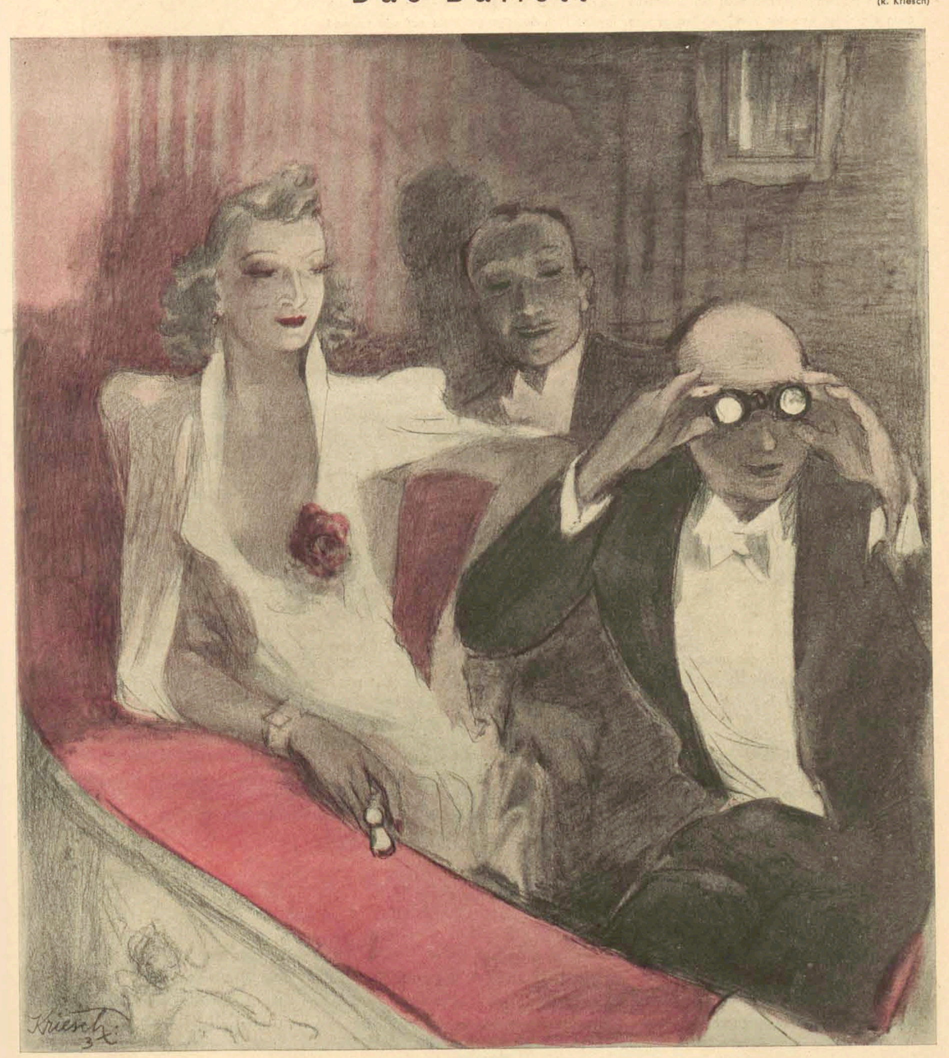
40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

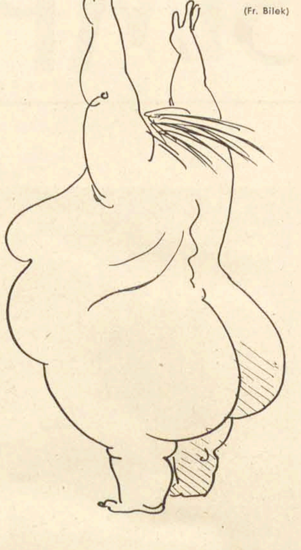
Das Ballett

(R. Kriesch)



„Versteh' dich nicht, mit dem Glas siehst du doch auch nicht mehr!"
„Mag schon sein, aber jeder Mensch hat eben eine Hoffnung!"

Morgengymnastik

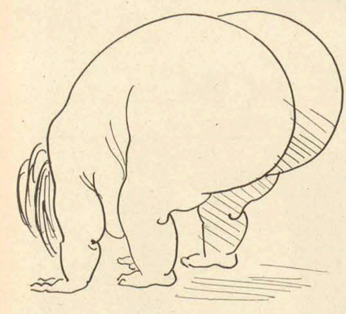

(Fr. Bilek)

Von

WALTER FOITZICK

Bei den meisten Menschen setzt die Gymnastik dann ein, wenn es unten rum irgendwo zu eng wird, und der Schneider oder die Schneiderin sagt: „Diesmal sind es aber drei Zentimeter mehr Hüftumfang", wobei Hüfte ein wohlwollender Ausdruck für andere wuchernde Formkomplexe ist. Also dann geht es los, und man beugt den Rumpf vorwärts und rückwärts und auch seitwärts wie deutsche Eichen, die im Herbst schwer und knarrend und unbeugsam sind.

Manche können sich noch gut der Zeit erinnern, in der sie im Kinderbettchen lagen und zur Abwechslung einmal ihre rosige große Zehe ins ebenso rosige Mäulchen steckten. Seitdem ist viel Wasser durch die Wasserspülung gelaufen, und Muttchen steckt nicht mehr ihr rosiges Zehlein ins



Mäulchen, falls sie nicht inzwischen Mitglied einer Artistengruppe geworden ist.

Muttchen hat es halt versäumt, im Laufe der Jahre darauf zu achten, daß sie die Fähigkeit behielte, obwohl sie heute wenig damit anfangen könnte. Aber sie hätte es halt gern, und weil sie biegsamer und schmiegsamer werden möchte, treibt sie Gymnastik, morgens vor dem Frühstück. Sehen Sie, da ist zum Beispiel meine Tante Emma, der würde es kein Mensch ansehen, daß sie sich gymnastisch betätigt. Sie sieht aus wie tausend andere Tanten auch. Aber ich weiß, sie tut es, und manchmal überlege ich mir, wie Tantchen wohl aussehen würde, wenn sie es nicht täte. Ich überlege es nur ganz kurze Zeit. Man hört's nämlich, daß sie Gymnastik treibt, morgens durch ihre Schlafzimmertür. Es ist, als ob eine heftige Brandung gegen Steilklippen schlüge. Schaurig schön, und man denkt an die Gewalt der entfesselten Natur. Also, so hört sich Tante Emmas gymnastische Betätigung durch die verschlossene Tür an. Es ist gut, daß ich in keinem alten Schloß wohne, das mit den Jahrhunderten noch älter werden könnte; denn solche Geräusche sind geeignet, auf eine Ahnfrau schließen zu lassen, und Tante Emma wäre vielleicht verurteilt, durch Jahrhunderte Gymnastik zu treiben. Wenn ihr aber einer dann nachts auf den einsamen, hallenden Korridoren begegnete, dann könnte ihn sehr leicht der Schlag treffen; denn die Wunder der Natur sind manchmal auch schädlich.

So ist es denn doch wieder gut, daß ich in keinem Schloß wohne und Tante Emmas Gymnastik nicht in die Äonen übergehen kann.

Aber wo werde ich denn etwas gegen Gymnastik sagen!

Sie sieht sogar entzückend aus, und ich möchte manch Gymnastisches, was ich gesehen habe, in meinem Weltbild nicht missen, doch das geht niemand etwas an, und ich möchte mit solchen Erinnerungen keinen Menschen belästigen. In jeder Familie befindet sich ja irgendein junges Mädchen, das es mit der Gymnastik hat.

Sie werden mir zugeben, daß gewisse Unterschiede bestehen, wenn ein Engelreigen von kleinen Blondköpfen übers Seil springt, und wenn Frau Direktor X. sich in die Seile begibt. Na, schließlich sieht's ja niemand, und der Mann hat sowieso viel Kummer und geschäftliche Sorgen und er geht früh aus dem Hause. Aber ich wohnte längere Zeit gegenüber auf der anderen Straßenseite, und wenn im Herbst die braungelben Blätter vor meinem Fenster von den Bäumen fielen, wäre ich gern herüber zum Herrn Direktor gegangen und hätte ihm stumm die Hand gedrückt, und nicht aus Dankbarkeit.

Wenn irgendwo Morgengymnastik auftritt, braucht man sich nicht zu fürchten. Normalerweise läßt sie schon nach einer Woche nach. Schlimm ist nur der erste Anfall. Da sagt man: „So, jetzt stehe ich jeden Morgen um sechs Uhr auf, und dann kommen zehn Minuten für die Gesundheit." Die Sache will man noch gleich mit einem Dauerlauf und fünfundzwanzig Kniebeugen garnieren. Ich sage Ihnen: das hält sich nicht. Sie werden sich sehr schnell mildernde Umstände zuerkennen. Unmerklich blättert eine Kniebeuge nach der anderen ab. Man schränkt sich ein, spart. Wer weiß, wozu man seine Kräfte nochmal brauchen kann, und der Körper wird ja wohl schon wissen, warum er hier und dort Reserven anbaut, na und Reserven brauchen halt Raum. Fett ohne Raum, unmöglich! Sie werden doch nicht der weise waltenden Natur in die Zügel fallen. Sie wollen doch keine Roßkur mit sich anstellen. Die Zeit heilt alles, auch die Morgengymnastik.

Dezemberabend / Von Georg Britting

Trauriger Dezemberabend,
Wenn der Regen fließt.
An meines Nachbars Zimmerwand tönt's schabend,
Weil an der Wand den Nachbarn was verdrießt.

Traurige Dezembertrübe —
Er scharrt im Schritt, Galopp und Trab,
Als wühlte, schaufelte und grübe
Ein Eingesargter sich aus seinem Grab.

Traurige Dezemberfeuchte —
Alle sind wir eingesperrt.
Und nur der Glühbirn matte Leuchte
Ist uns als Lampe in der Gruft gewährt.

Der Mann mit dem starken Bartwuchs

(Olaf Gulbransson)

„Ja, wo bleibt denn der Theo?“ — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — „Theo!! Endlich bist du da!“

Götzendämmerstündchen

(E. Thöny)



„Eine trübselige Jahreszeit, Genosse Litwinow, wenn die Tage immer kürzer werden!“ — „Meinen Sie das überhaupt — oder meinen Sie mich?“

Die schwedische Rundfunkgebühr

Von Erik Zetterström

Ein Herr erschien im Büro der Rundfunkgesellschaft. Und da entspann sich folgendes Zwiegespräch:

„Ist hier die Abteilung für Rundfunkgebühren?"

„Ja, das ist hier, an diesem Schalter kann man einzahlen."

„Einzahlen? Nein, umgekehrt habe ich gedacht. Ich möchte bitten, mir das Geld für den Rest des Jahres zurückzuzahlen. Ich habe es über."

„Ich verstehe nicht, was Sie meinen, mein Herr. Wenn Sie mit dem Programm nicht zufrieden sind, dann wollen Sie wohl mit dem Programmchef Raabe sprechen?"

„Ach so, an welchem Schalter sitzt er denn?"

„Er sitzt überhaupt an keinem Schalter, wenigstens vorläufig noch nicht. Aber das ist doch ein höchst originelles Ansuchen. Sie wollen also die Rundfunkgebühr zurückhaben, mein Herr?"

„Ja. Ich will den Schmarren nicht mehr länger hören."

„Einen solchen Wunsch haben wir wirklich bisher noch nicht gehört."

„Nein, aber einmal muß es wohl zum erstenmal sein. Und nun werde ich ein Exempel statuieren. Ich möchte nur sehen, ob Sie mich hier los werden, ehe ich meinen Zehner zurückbekommen habe."

„Jetzt wollen wir die Sache einmal ruhig und vernünftig betrachten, mein Herr. Vielleicht haben Sie einige Störungen in Ihrem Apparat?"

„Was meinen Sie mit meinem Apparat, Fräulein?"

„Ich meine, ob man vielleicht ein Vogelgezwitscher oder so etwas hört."

„Ja, das Vogelgezwitscher geht noch an. Aber ich habe da meine eigenen Ansichten. Und nach diesen gehen die schlimmsten Störungen unter der Bezeichnung ‚Programm'."

„Ja, aber das Stockholmer Programm ist doch auf jeden Fall recht gut."

„Ja, gewiß, haha, das ist furchtbar nett. Und es wird auch zu einer so praktischen Zeit veranstaltet. Es fängt an, wenn man ausgehen will und hört dann auf, ungefähr wenn man eben heimkommt, so daß man den Mann da noch ‚Gute Nacht' sagen hört."

„Ich darf Ihnen sagen, daß es nicht so leicht ist, ein Rundfunkprogramm zusammenzustellen."

„Das ist ebensowenig leicht, es anzuhören."

„Ein Programm muß immer neu und abwechslungsreich sein."

„Ja, das merkt man. Um sieben Uhr Ester Sahlin, um acht Uhr Matthias Taube. Und am nächsten Tag ist es Matthias Taube um sieben Uhr und Ester Sahlin um acht Uhr. Das heißt, die beiden wechseln mit der Zeit ab. Das ist wohl das, was Sie Abwechslung nennen."

„Aber, mein lieber Herr, der Rundfunk hat auch einen anderen Zweck: denken Sie an alle die Menschen, die draußen auf See sind."

„Und haben kein Boot, ja. Sie können sich vor der Viertelstunde der Frau oder vor dem Kinderprogramm nicht retten und müssen es über sich ergehen lassen."

„Denken Sie an die Wetterberichte, die haben doch eine unerhörte Bedeutung für die Landwirtschaft."

„Ja, ich habe keine Landwirtschaft. Aber vielleicht die Programmchefs. Ich habe eine Kunststopferei. Und die hing nie von den Wetterberichten ab. Es sind immer gleich viele Löcher kunstzustopfen, bei Regen- und Sudelwetter wie bei Sonnenschein."

„Eine gewisse Bedeutung haben doch auch die steckbrieflichen Nachforschungen?"

„Ja, die gingen noch an. Machen Sie einmal eine steckbriefliche Verfolgung von den Herren, die neulich ein Kabarettprogramm veranstalteten. Und schicken Sie sie dann zu mir herauf. Ich werde ihnen dann erzählen, wie furchtbar lustig es war."

„Ja, und nun ist es wohl das beste, wenn Sie gehen."

„Ja, das ist für Sie immer das beste. Aber wir wollen das erst klarstellen. Da gibt es auch etwas, das Viertelstunde der Frau heißt, das jeden Abend eine halbe Stunde dauert. Ich brauche die Person ja nur abzustellen, aber man hört sie trotzdem."

„Soso, das ist aber eigentümlich."

„Ja, wissen Sie, die Nachbarn haben auch Rundfunk, und da hört man das durchs ganze Haus."

„Das ist aber langweilig. Ja, man kann seinen eigenen Apparat anstellen, aber den von anderen kann man nicht beherrschen. Soweit sind wir in der Welt der Erfindungen noch nicht gekommen."

„Dann können Sie auch kein Geld dafür verlangen. Sie dürfen nichts dafür verlangen, solange die Erfindung nicht fertig ist."

„Ja, aber es gibt doch so viele andere hübsche Sachen, schalten Sie nie London ein?"

„Nein, ich schalte Frau Andersson ein, sie ist unterhaltender, und dann hört man auch, was sie sagt."

„Und alle die Tagesneuigkeiten! Schalten Sie die nie ein?"

„Nein, ich schalte sie nicht ein. Ich lese die Neuigkeiten im ‚Allerlei' um halb vier. Wenn ich im Bad sitze. Und die Schwindeleien werden davon nicht netter, wenn man sie um sieben Uhr aussendet. Nicht eine einzige neue Unterschlagung haben die Herren serviert, solange ich mich erinnere. Diese Neuigkeiten da zu hören ist genau so, wie ein abgestandenes Bier zu saufen."

„Jetzt habe ich nicht mehr länger Zeit für Sie. Gehen Sie nach Hause und schalten Sie gleich Wien ein."

„Nein, jetzt gehe ich heim und schalte gleich einen Cognac ein. Aber ich bin neugierig, wie das mit dem Zehner wird?"

Er bekam nie das Geld zurück. Aber man versprach, das Programm zu verbessern. Und es wurde besser. Eine Geschichte soll immer mit einer kleinen Überraschung schließen. Und das war wohl eine Überraschung, so gut wie irgendeine. (Berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen von Edmund Bickel)

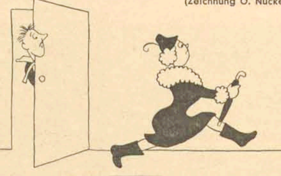
Kleine Logik!

Auf der „Penne" hatten wir einen Ordinarius in Prima, der sich die größte Mühe gab, uns Primanern logisch denken beizubringen. Dabei kam es einmal zu folgender Szene: Tacitus. Plötzlich ertönt das Kommando: „Bücher zu! — Etwas Logik, meine Herrn! — Der Mensch hat doch die beiden Augen vorn. Stimmt das?"
Die ganze Klasse: „Jawohl!"
Der Ordinarius: „Wer von Ihnen kann mir nun folgende Frage beantworten: Warum hat der Mensch nicht ein Auge vorn und ein Auge hinten?"
Wir sehen uns an — zucken mit den Schultern, ein paar Schüler grinsen — der Ordinarius geht auf und ab...
Plötzlich meldet sich unser Klassenclown Engel.
Der Ordinarius: „Sie, Engel? — Nun mal los, ich habe Sie schon immer für einen tüchtigen Schüler gehalten."
Engel: „Wenn der Mensch ein Auge vorn und ein Auge hinten hätte..."
Der Ordinarius: „Halt mal, halt mal, nicht so schnell — Sie beginnen mit einer Bedingung, ja, so ist es richtig, die ganze Klasse wiederholt den Satz!"
Die Klasse: „Wenn der Mensch ein Auge vorn und ein Auge hinten hätte..."
Der Ordinarius: „Engel, fahren Sie fort!"
Engel: „Wenn der Mensch ein Auge vorn und ein Auge hinten hätte, dann würde es Menschen geben, die würden sagen..."
Der Ordinarius: „Halt, nicht so schnell, die ganze Klasse wiederholt den Satz!"
Die Klasse: „Wenn der Mensch ein Auge vorn und ein Auge hinten hätte, dann würde es Menschen geben, die würden sagen..."
Der Ordinarius: „Gut, Engel, bis jetzt ist alles richtig, fahren Sie fort, was würden diese Menschen sagen?"
Engel: „Diese Menschen würden sagen: Warum hat der Mensch nicht beide Augen vorn?"

Die Steuerleiter

In den Fjorden Norwegens gibt es eine Anzahl Bauernhöfe, die dermaßen an den Abhängen der Gebirge liegen, daß man nur mit Hilfe von Leitern dorthin gelangen kann.
Da jedoch die Bauern diese Leitern hochzuziehen pflegten, wenn der Steuereinzieher kam, so mußte nun auf gesetzlichem Wege festgelegt werden, daß die Leitern aus Eisen sein und in den Felsen festgemacht werden müssen.

Lieber Simplicissimus


(Zeichnung O. Nückel)

Der Direktor einer Wiener Revuebühne sucht eine Bürokraft.
Eine tüchtige Stenotypistin.
Mitten während der Probenarbeit zu der kommenden Revue, der Herr Direktor hat alle Hände voll zu tun, die Girltruppe zu ergänzen, kommt ein hübsches, blondes Mädel und verlangt den Theatergewaltigen zu sprechen.
Minutenlang ist es ganz still in der Direktionskanzlei. Plötzlich wird die Tür aufgerissen, das hübsche blonde Mädel stürzt wieder heraus in das Vorzimmer und schreit empört zurück:
„Ja, was bilden S' Ihnen denn ein, Sie Depp! Ich such' eine Anstellung als Maschin'fräulein — ich will doch bei Ihnen kein Star werden!"

Ich saß im Kaffeehaus und horchte auf eine am Nebentisch sitzende Gesellschaft hin, die tiefsinnige Erörterungen über den letzten Westenknopf anstellte.
„Komisch", sagte die Dame, „daß die Männer den letzten Westenknopf offen haben!"
„Das muß so sein!" sagte ein Herr, und fügte weise hinzu: „Die Sache hat einen tieferen Grund, und einen allgemein bekannten sogar. Der Prince of Wales vergaß nämlich eines Tages, den letzten Westenknopf zuzuknöpfen, und da der Prince of Wales als erster Gentleman für den Engländer tonangebend ist, wurde es Mode, den Knopf offen zu lassen."
„Und das hat sich bis heute erhalten?" fragte die Dame.
„Die Engländer sind konservativ und wir machen ihnen eben alles nach. So ist der Knopf offen geblieben!"
„Interessant!" sagte die Dame nachdenklich und fuhr, mehr zu sich selbst sprechend, fort, „nur ein Glück, daß es kein Hosenknopf war!"

Die Liebe geht ihre eigenen Wege. Die stramme Resi überraschte darum eines Tages die Nachbarn mit der Kunde, daß sie sich mit einem Kontorjüngling aus der nahen Kreisstadt zu verloben gedenke, während alles angenommen hatte, es werde mit dem ersten Knecht, dem Wastl, klappen, der ebenso robust war wie sie und eher zu ihrer Figur gepaßt hätte. Wastel zeigte sich denn auch arg verschnupft und suchte seinen Nebenbuhler bei der Resi mit aller Gewalt herabzusetzen; hauptsächlich hinsichtlich dessen etwas dürftiger Körperlichkeit. Aber die Resi verwies auf die innere Harmonie, die zwischen ihr und ihrem Liebsten bestehe; vor allem sei er ein Mensch, mit dem man sich auch ordentlich unterhalten könne.
„Du lieber Himmel", rief da Wastel geringschätzig aus, „die kleinen Händ', die der Bursch hat! Da wirst viel haben, von dem seiner Unterhaltung!"

Der junge Mann suchte ein Zimmer. Der junge Mann erklärte offen: „Ich bin allerdings Musikstudent!"
„Oh, das macht nichts", sagte der Hausherr, „da kommen Sie gerade an die rechte Schmiede! Meine Frau spielt den ganzen Tag Grammophon und singt dazu, meine Tochter lernt Schifferklavier, mein Sohn Mundharmonika und unser Kleinster hat gerade heute eine Trommel bekommen!"

Ein junger Deutscher, der fleißig Englisch gelernt hatte, kommt nun endlich mal nach England. Auf einem Familienfest, zu dem er eingeladen ist, wird getanzt, und zwar auf einem gespannten Teppich. Er möchte seinem Erstaunen hierüber Ausdruck geben und erklären, daß man in Deutschland stets auf dem bloßen Fußboden tanze und sagte das so: „We in Germany dance always on the naked bottom."

„Er hat geschworen, mir ewig treu zu sein", beichtete Röschen verwirrt der älteren Freundin. „Ewig! Es ist nicht auszudenken!"
„O doch, es ist sogar auszurechnen", belehrte sie die etwas Erfahrenere. „Bei den vier Verehrern, die mir im Verlauf der letzten Jahre ebenfalls ‚ewige Treue' geschworen haben, ergab sich zum Beispiel eine durchschnittliche Dauer der Ewigkeit von genau drei Monaten und achtzehn Tagen."

„Zum Karpfenloch"

Von Georg Schwarz

An jener anmutigen Wendung des Neckarflüßchens, wo die Gegend in den letzten Jahren durch ein imponierendes Stauwehr mit Schleusenanlage eine so bedeutsame Verschönerung erlitt, lebt der Wirt „Zum Karpfenloch", eines der seltenen Originale unserer Zeit.

Rheinhesse von Geburt, tat er sich anfangs in dem badischen Städtchen etwas schwer. Seine Beliebtheit nahm aber zu von Jahr zu Jahr, je mehr er sich des ortsüblichen Dialektes zu bedienen verstand und besonders von jener vielsagenden, allesumfassenden Sprachwendung Gebrauch machte, die durch einen einarmigen Ritter jenes romantischen Tales in den Wortschatz der Nation Eingang gefunden hat, sagen wir: Gottfriedens von Berlichingen.

Wie groß die Gefahr ist, gelegentlich zuviel zu tun in Sachen des ortsüblichen Brauchtums, unterschätzt der ahnungslose Zugereiste meist, denn er weiß die feine Grenze nicht einzuhalten, und leicht verscherzt er sich, wie die kammerfensterlnden Brandenburger in Oberbayern, die schwer errungene Gunst und — endet in Schmach!

Unser Rheinhesse, ein tüchtiger Mann, war für rationelles Arbeiten auf jedem Gebiet fortschrittlich und der Technik zugeneigt — und so konnte er es nicht bei der umständlichen Gepflogenheit bewenden lassen, jene obenerwähnte liebenswürdige Beleidigungsformel jeden Tag zum hundertsten Male mündlich zu wiederholen, nein! — er ließ sich von einem Stempelmacher einen Stempel anfertigen und bevorzugte das gedruckte Verfahren gegen unwirsche Weinlieferanten und reklamierende Kurgäste von Fall zu Fall — auf Quittungen und Briefen.

Die Wirkung war jedesmal die gewünschte; der Aufgeforderte wurde überraschend schnell versöhnlich und man fand sich im Humor.

Nur einmal ging es anders! — Der residierende Landesfürst, der in der Nähe auf seinem alten Stammschloß den Sommer zu verbringen beliebte und bisweilen im „Karpfenloch" einkehrte, war wieder einmal vor seiner Abreise in die Residenz mit dem Hofstaat im „Karpfenloch" abgestiegen. Hoheit waren sehr zufrieden mit der Küche und aßen mit großem Behagen. Gegen Ende des Mahles wurde der Wirt gerufen, gnädig angesprochen, gelobt, und während draußen schon die Motoren der fürstlichen Automobile mit der altertümlichen Kurbel angeworfen wurden — schleunigst um die Rechnung gebeten. Flinker als unser Rheinhesse konnte keiner sein. Der Hofmeister nahm das ihm dargereichte Papier lächelnd entgegen und zückte die Börse. Aber halt! Die Rechnung war ja noch nicht quittiert!

Der Gastwirt fühlte sich jedoch so behaglich unter der Sonne der fürstlichen Gunst, außerdem war er den Herrschaften schon bei der Garderobe behilflich, daß er seinem anwesenden Sohn den Vollzug dieser Formalität auftrug mit den Worten: „Fritzche, druck de Stempel druff! — Awer de rechte!" — und ihm das Papier übergab.

Dieser Sohn besuchte die Mittelschule, er sollte einmal den Vater übertrumpfen und Hotelier werden, und war der volkstümlichen Redeweise schon so entwöhnt, daß er sich unter einem „rechten" Stempel keinen andern vorstellen konnte als einen rechtshängenden, und nicht wie der Vater gemeint hatte, den „richtigen"!

Er bediente sich demnach des rechtshängenden Stempels, faltete die Urkunde wieder zusammen und übergab sie dem eilig hinausdrängenden Hofmeister. Merklich hatte sich dessen Gesicht während der Einsichtnahme in das Dokument verändert, aber der Rheinhesse erklärte sich das hinreichend mit der bekannten Wichtigtuerei aller Höflinge, die sich immer durch besondere Korrektheit und mißtrauische Strenge bei ihren Herren auszuzeichnen bestrebt sind.

Schadete ihm das? Hatten doch die Hoheiten, ehe sie abfuhren, noch einmal überaus freundlich gewinkt und ein baldiges Wiedersehen versprochen! Wie bestürzt war daher der nichtsahnende Untertan, als ihm nach Ablauf einer Woche ein äußerst förmlich gehaltenes Schreiben vom Ministerium zuging, in dem er aufgefordert wurde, sich schleunigst in die Landeshauptstadt zu verfügen, um sich wegen eines schweren Unfugs mit dem Anschein einer Kränkung S. Kgl. Hoheit vernehmen zu lassen.

Mit der saubersten Weste eines ordentlichen Staatsbürgers stand der Beschuldigte vor den Ministerialräten und mußte hören, daß er die Königliche Hoheit bei ihrem letzten Besuch im „Karpfenloch" auf eine nicht wiederzugebende Weise beleidigt habe, was eine schwere Kerkerstrafe zur Folge haben werde. Unser Rheinhesse wurde blaß bis in die Ohrenläppchen und beteuerte, daß er Königliche Hoheit nur zuvorkommend, selbst in punkto Preis des verzehrten Mittagessens, behandelt habe und sich nicht erklären könne, mit welcher Handlung er gegen die Gesetze der Wohlanständigkeit und der staatlichen Ordnung verstoßen habe.

Nichtige Einwände seien das! — wurde ihm darauf höhnisch bedeutet — man habe es Gott sei Dank schwarz auf weiß, welche Art von Ehrerbietung er Seiner Königlichen Hoheit zolle! — Und als er verzweifelt um den Beweis bat, wurde ihm jene Rechnung, die er dem Landesfürsten ausgestellt hatte, mit den Ausdrücken des Abscheus unter die Nase gehalten — wurde er gefragt, ob er angesichts eines solchen Beweises etwa noch die Stirn habe, ein Wort zu seiner Entschuldigung vorzubringen.

Als der Karpfenlochwirt das Dokument in seinen zitternden Händen hielt, war er zunächst sprachlos, dann aber rettete ihn sein rheinhessisches Temperament, indem er sich erlaubte, in Anwesenheit seiner gestrengen Ankläger in ein schallendes Gelächter auszubrechen, daß ihn die Herren Ministerialräte wie ein Meerwunder von Frechheit anstarrten.

Dann sprach er von der volksentfremdenden Mittelschulbildung seines Sohnes und gab in aller Ruhe eine sprachwissenschaftliche Erklärung vom „rechten" und richtigen, vom rechtshängenden und darum falschen Stempel ab, von der sich die Herren anfangs zögernd und später mit wachsender Heiterkeit überzeugen ließen, um ihn am Ende mit der Mahnung zu entlassen, zukünftig den „richtigen" Stempel am „rechten" Platz bereitzuhalten, damit er nicht einmal mit dem „unrichtigen" an den Falschen komme!

Am Kamin

(Erich Schilling)



„Na, vom Flirten verstehen Sie wirklich nichts, Herr Doktor!“ — „Erlauben Sie mal, gnädige Frau, ich habe drei Kinder!“

Wahre Geschichte

Ich war vor einigen Jahren vor ein Stuttgarter Gericht als Sachverständiger zu einer Verhandlung gegen einen Kraftfahrer geladen und kam etwas früher in den Gerichtssaal, wo noch über einen anderen Fall verhandelt wurde. Es drehte sich um eine Körperverletzung im Verfolge einer Schneeballschlacht, und eben, als ich in den Gerichtssaal trat, wurde ein neuer Zeuge aufgerufen im Alter von etwa neunzehn Jahren. Der Vorsitzende des Schöffengerichts stellte an den jungen Mann nach Aufnahme der Personalien die üblichen Fragen: „Sind Sie verwandt oder verschwägert mit dem Angeklagten?“
Zeuge schweigt. Nach Wiederholung der Frage schweigt der Zeuge immer noch.
Vorsitzender: „Wissen Sie, was das ist?“
Zeuge: „Noi.“
Vorsitzender deutet auf den Angeklagten und sagt: „Isch des e Bruder zu Ihne?“
Zeuge: „Noi.“
Vorsitzender: „Sonst ebbes?“
Zeuge: „Noi.“
Vorsitzender: „Dann müssen Sie schwören. Wollen Sie weltlich oder kirchlich schwören?“
Keine Antwort.
Vorsitzender: „Ich habe Sie gefragt, ob Sie weltlich oder kirchlich schwören wollen.“ Wieder keine Antwort.
Vorsitzender: „Wissen Sie, was das ist?“
Zeuge: „Noi.“
Vorsitzender: „Ist 's Ihne egal?“ Zeuge: „Ja.“
Vorsitzender: „Dann heben Sie die rechte Hand in die Höhe und sprechen Sie mir nach: Ich schwöre bei Gott ...“ Zeuge schweigt.
Vorsitzender: „Sie sollen mir nachsprechen: Ich schwöre bei Gott ...“ Zeuge schweigt.
Da beginnt der Vorsitzende noch einmal mit der Erklärung: „Was ich Ihnen da sage, sollen Sie nachsprechen. Haben Sie mich jetzt verstanden?“
Zeuge: „Ja.“
Vorsitzender: „Also. Ich schwöre bei Gott ...“ Da der Zeuge wieder schweigt: „Nachsprechen!“
Worauf der Zeuge mit der erhobenen rechten Hand sagt: „Ich schwöre bei Gott, nachsprechen.“
Daß darauf im Gerichtssaal ziemliche Unruhe herrschte, kann man sich vorstellen. Als nun mit Ach und Krach die Vereidigung des Zeugen zustande gekommen ist, sagt der Vorsitzende mit einem hörbaren Aufatmen: „So, nun erzählen Sie einmal!“ Zeuge schweigt.
Vorsitzender: „Sie sollen mir jetzt erzählen, was Sie von dem Vorgang gesehen haben!“ Zeuge schweigt immer noch.
Vorsitzender: „Ja hent Se nix g'sehe?“
Zeuge: „Noi.“

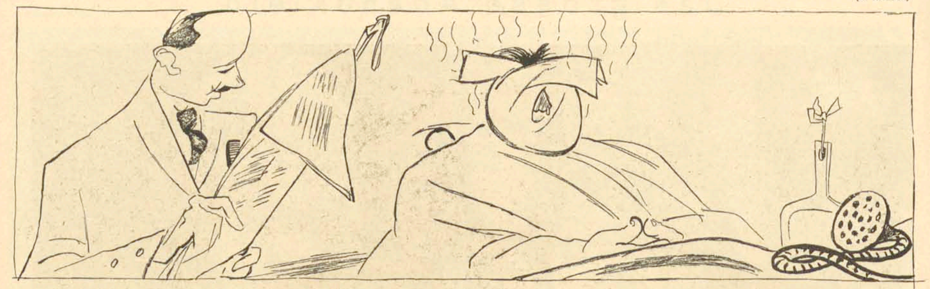
Das grosse Abendkleid

(K. Heiligenstaedt)



„Hören Sie, der Stoff ist mir zu durchsichtig, darinnen käme ich mir ja ganz nackt vor!" — „Ich dachte, gnädige Frau suchen etwas für ein Abendkleid!"

(R. Kriesch)



„Nur Geduld, Herr Watzmann, so eine Gesichtspackung wirkt Wunder! Jetzt sehn Sie schon bedeutend jünger aus!"

Die Verlobungsanzeige / Von Bruno Manuel

Der mit schöner Männlichkeit behaftete Filmschauspieler war von seiner Frau geschieden worden. Statt sich aber des zuteil gewordenen Glücks zu freuen, ging er mißvergnügt einher. Denn ein Drittel seiner Einnahmen wurden ihr zugesprochen. Weshalb er einen heimlichen Groll im Busen hegte. An Zahltagen sogar einen unheimlichen. Sein Streben für die Kunst erlahmte. Seine sonnige Beredsamkeit erschöpfte sich in düsteren Ausdrücken der Wut. Er faltete die hochbezahlte Stirn: „Wenn sie bloß wieder heiraten möchte!" wünschte er. Dann war er die Verpflichtung los. Manche Gebete haben die Eigenschaft, nicht erhört zu werden. Der Filmschauspieler bekam allmählich graue Haare. Er wurde ein von heiligem Eifer beseeltes Ekel. Und spielte nur noch dementsprechende Rollen. Mit Vorliebe Neurastheniker. Er wurde der beste Verkörperer wütender Ehemänner. Er stellte sie überzeugend dar. Am glaubwürdigsten wenige Tage vor Ultimo. Und errang die glühenden Sympathien weiter Volkskreise. Sein Produktionschef betrachtete die geschiedene Frau als ein Geschenk des Himmels. Er flehte zu Gott, daß er sie ihm erhalten möge.

Eines Tages bekam der Filmschauspieler einen Tyrannen zu spielen, der Schauer des Entsetzens auslösen sollte. Ein erheblicher Peiniger von Weib und Kind. Damit er den aufgespeicherten Extrakt seiner Galle in die Rolle legte, wurde mit dem Drehen wenige Tage vor Ultimo begonnen. Ort der Handlung: Italienische Riviera.

Er traf zu den Aufnahmen in verheißungsvollem Zustand ein. Das Lachen war ihm bereits in Genua auf den Lippen erstorben, wo er bei strömendem Regen einen Vergaserbrand erlitt. Seine Niedergeschlagenheit gab zu den schönsten Hoffnungen für die Aufnahme Anlaß.

Bei seiner Ankunft in Santa Margherita überwarf er sich stehenden Fußes mit der Mehrzahl der Darsteller, bot dem Tonmeister aus einem geringfügigen Anlaß Ohrfeigen an und gab sie einem Beleuchter tatsächlich. Seinem Friseur schlug er wegen eines mißlungenen Scheitels zwei Backzähne ein. Dem Garderobier trat er dermaßen in die Flanke, daß ärztliche Hilfe hinzugezogen werden mußte. Sämtliche Voraussetzungen für einen gelungenen Film waren also vorhanden.

Der Regisseur, um sicher zu gehen, stachelte die Wut des Tyrannen noch künstlich an, indem er ihn an seine geschiedene Frau erinnerte. Der Filmschauspieler schien der gewaltigste Despot zu werden, den je ein Mensch verkörpert hat.

Es folgten drei von maßloser Gewalt erfüllte Tage. Sie verliehen dem Film eine unbeschreiblich brutale Note. Am vierten Tage geschah etwas Unerwartetes. Der in Berlin verbliebene Produktionschef entdeckte zu seinem Entsetzen ein unzeitgemäßes Inserat. Es zeigte die Verlobung der geschiedenen Frau des Tyrannen an. Ausgerechnet in der von Schauspielern gelesenen Zeitung. Der Produktionschef wurde vor Schreck bis in die Expedition des Blattes geschleudert. Dort fragte er, ob die Exemplare für Santa Margherita schon unterwegs seien.

„Aber längst", sagte der Expedient, „ich hoffe, sie werden bald dort sein."

„Es handelt sich nämlich um folgendes", sagte der Produktionschef und machte ein umfassendes Geständnis. „Darf ich auf meine Kosten nach Santa Margherita telephonieren, damit das Hotel der Sache gleich einen Riegel vorschiebt?"

Die Folge dieses Gespräches war, daß an dem fraglichen Tage in Santa Margherita eine Zeitung ohne Familienanzeigen auslag. Sie gelangte in die Hände der Gäste, die sie teils auf der Terrasse, teils am Strand oder beim Konzert auf der Piazza Vittorio Emanuele lasen.

Mittags gelangte sie in die Hände des Tyrannen, der die fehlende Seite sogar vermißte, weil ein Artikel über die Reform der Ehescheidung nirgends weiterging. Darüber wurde er derart wütend, daß der Regisseur den spielfreien Nachmittag sofort fallen ließ.

Man drehte bis gegen sieben. Es wurden blendende Beweise menschlicher Grausamkeit tonfilmisch festgehalten.

Es hatte der fragliche Tag auch einen Abend. Und den beschloß man festlich zu begehen. Man fuhr in das benachbarte Rapallo. Dort wurden in der Villa eines Generaldirektors zahlreiche Flaschen römischen Sekts getrunken. Als Gegengabe erstattete man dem Hausherrn Bericht über die Fortschritte der Filmtechnik.

An dem umfassenden Referat beteiligten sich von den sieben Darstellern nur sechs. Der siebente saß in Anbetracht seines mangelnden Mitteilungsbedürfnisses auf der beleuchteten Terrasse und war dem Zeitungslesen hingegeben.

Dieser so weitgehend unbeteiligte Darsteller war der Tyrann. Er las alle umherliegenden Zeitungen. Er las mit löblichem Schweigen. Nur beim Umblättern vernahm man sein Lebenszeichen.

Bis er das wohltuende Verhalten jäh unterbrach. Plötzlich glaubten alle, daß er dem Wahnsinn verfallen wäre. Von der Terrasse herüber drang ein orkanartiger Ausbruch von Heiterkeit. Es lachte in Strömen. Der Hausherr sah den Regisseur, dieser sah die sechs Darsteller an. Ohne Zweifel war der Tyrann aus der Rolle gefallen.

„Lassen Sie ihn doch", sagte der Hausherr, „er wird Gründe haben."

Er hatte Gründe. Und erschien vergnügt an der Tür. In der Hand die Familienanzeigen. „Wißt ihr was", rief er, „meine Frau hat sich verlobt. Ehre sei Gott in der Höhe!" An diese Behauptung schloß sich eine Fanfare des Lachens. Er verlangte, daß man ihm gratuliere.

Man weigerte sich, in der Absicht, ihn wütend zu machen. Man berichtete ihm von Fällen, in denen Verlobungen in die Brüche gingen. Er aber lachte...

——— Auszug aus einer Filmkritik: „... anfangs spielt er den Unmenschen mit allen Mitteln, die ein längeres Verweilen in den Bezirken des Tyrannischen erkennen lassen. Später jedoch versagt er, indem er allzu menschlich wird. Schade!"

Verspäteter Gast

Von Dr. Owlglaß

Du wartest beklommen:
auch heut wieder nicht?
Da kommt er geschwommen
durchs Abendlicht:

ein Vogel, ein mächtiger,
dunkel wie Samt,
daß der Himmel noch prächtiger
hinter ihm flammt,

aufflammt — und erblaßt,
wie ein Raubtier sich duckt
und den nahenden Gast
abwürgt und verschluckt.

... Nun hat sie euch wieder,
die Nacht, unterm Schuh:
das fremde Gefieder
und dich mit dazu.

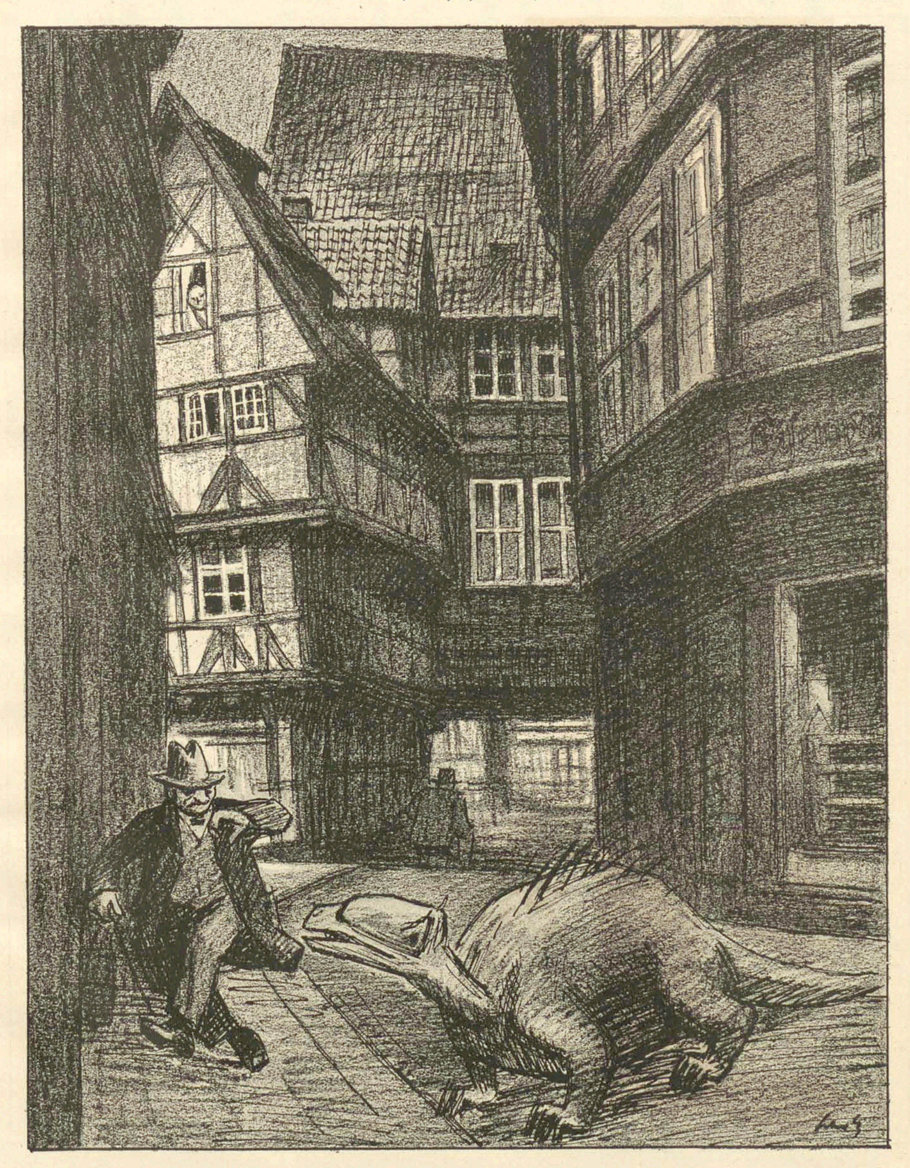
VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. III. Vj. 37. 17108. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

In Schoppenstädt

(Wilhelm Schulz)



In Schoppenstädt ist das ein Graus —
Wankt einer spät vom Bier nach Haus —
Stellt unterwegs ein Spuk sich ein,
Der ihn erschreckt in Mark und Bein.
Sein Eheweib, das sonst so mild,
Steht vor ihm als ein Drache wild.
Ist nur in Schoppenstädt das so? —
Vielleicht, vielleicht auch anderswo!

Wilhelm Schulz

Ein ehrlicher Trottel

(K. Arnold)



„Sehen vorzüglich aus, Herr Baron!" — „Tja, Gnädigste, Kalk konserviert!"

München, 19. Dezember 1937
42. Jahrgang / Nummer 50

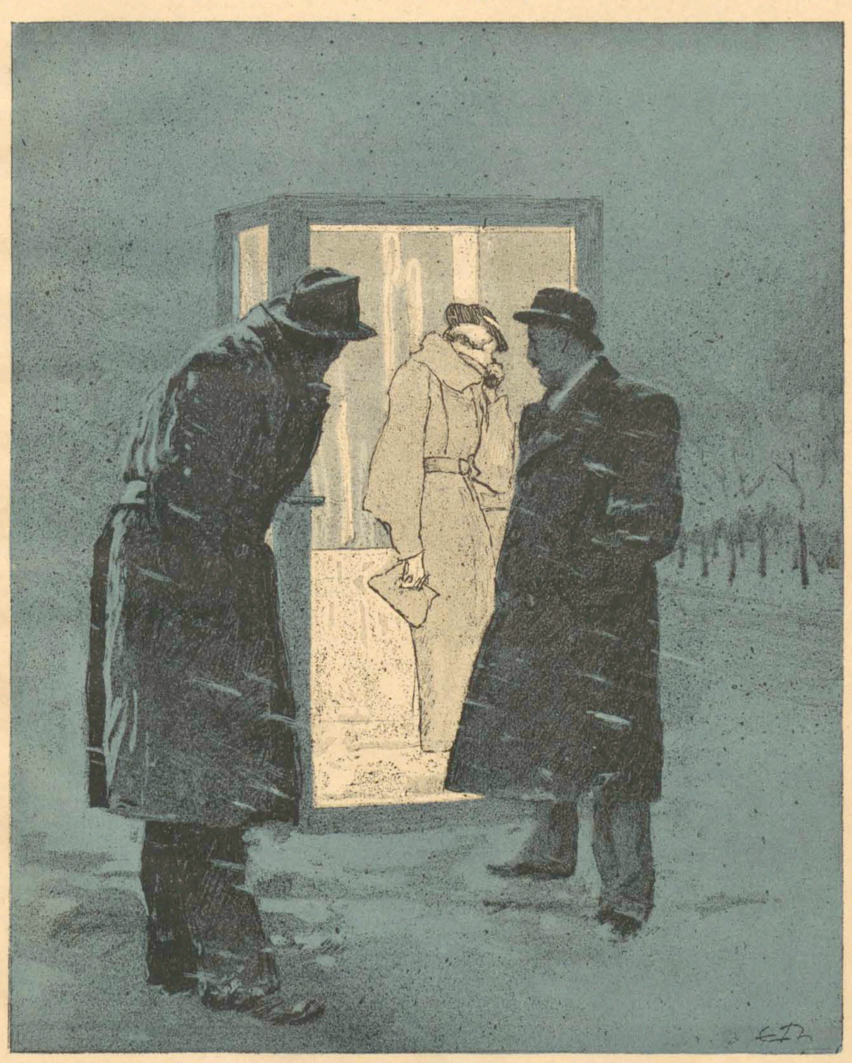
40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G. M. B. H., MÜNCHEN

Aus der Zelle geplaudert

(E. Thöny)



„Verzeihung, kennen Sie die Dame da drinnen?" — „Bereits ganz gut! Wenn sie noch 'ne Viertelstunde redet, kann ich 'nen Zeugen bei ihrer Scheidung machen!"

(Fr. Bilek)







Die Freundin des Ringkämpfers

Winteransichtskarte aus der Großstadt

Heute bekam ich eine Ansichtskarte. Es war eigentlich keine Karte mit einer richtigen Ansicht, sondern sie vermittelte nur die Ansicht eines Malers über den Winter. Er hatte die beste Meinung von ihm und drückte sie folgendermaßen aus: Also vor allen Dingen hatte er erst mal an den Schnee gedacht, nicht an so ein bißchen Schnee, Portionsschnee, sondern Schnee als reichlich vorhandenen Rohstoff. Der hing in dicken Lappen von den Giebeldächern herab. Also tiefverschneite Kleinstadthäuser, aus deren Schornsteinen man ein angenehmes Rüchlein herauswirbeln sah. Ich sage Ihnen, das roch nicht nach Verbrennungsgasen, nach Rauch, sondern direkt nach Geräuchertem. Auf den Straßen lag der Schnee gut einen Meter hoch, ein prima ff. Luxusschnee, der gerade von der chemischen Reinigung zu kommen schien, Schnee für festliche Gelegenheiten, Schnee in Geschenkaufmachung, Edelschnee, Marke Blauschatten. Im Hintergrund hatte der Ansichtskartenmaler ein Kirchlein hingezaubert, in dessen hohen Fenstern sich die Abendsonne vorschriftsmäßig golden spiegelte. Ganz vorn auf der Straße klingelte ein Schlitten daher, im blütenweißen Stolz der Hausfrau, bis an den Rand gefüllt mit herzigen Mädeln, die mit ihren fliegenden Wollschals nur so hinausjubilierten in die vollkommen tauwetterlose Winterwelt.

Es war eine durchaus positiv eingestellte Winterpostkarte, und zu ihr gehörte auch noch eine leuchtende Goldschrift quer durch den Edelwinter, die etwas Gutes allen auch nur halbwegs positiv eingestellten Menschen wünschte.

Als ich diese Winterpostkarte erhalten hatte, hielt's mich nicht mehr im selbstverständlich dumpfen Zimmer, und ich stürzte hinaus, wo die Flocken wirbelten. Ich wollte meine Ansichtspostkarte selbst erleben.

Also, tatsächlich, die Flocken wirbelten. Daran läßt sich nicht drehen und deuteln, aber da, wohin sie wirbelten, erblaßten sie, hätte ich fast gesagt, aber das hätte nicht gestimmt, sondern sie ergrauten. Und wie manchmal durch ein Wunder Wasser zu Wein wird, so wurde hier wie durch ein Wunder Schnee zu Linsensuppe, zu einer Art Linsensuppe. Wenn aber die Autos durch diese Suppe fuhren, dann war es, wie wenn im Kino die amerikanische Kriegsflotte den Stillen Ozean durchpflügt, und rechts und links von den Autos blieb kein Auge trocken und auch sonst nichts. Wo aber mein Ansichtspostkartenmaler so mollige Schneeplumeaux auf die Dächer gelegt hatte, da lagen in meinem Großstadtwinter nur Niederschläge, die schon in strenger Pflichterfüllung ergraut waren.

Die Frauen gingen in hohen Stiefeln, wie Wallensteinsche Generäle, mit denen sie durch dick und dünn stapften, wie diese durch die grundlosen Straßen des Dreißigjährigen Krieges. Aber sonst waren sie nicht so kriegerisch.

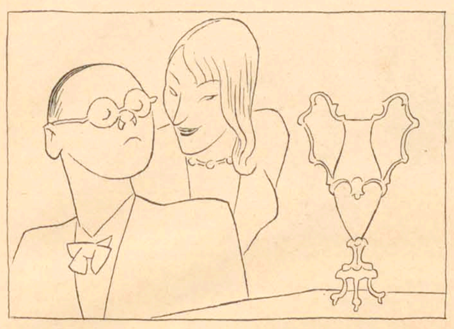
Als ich in die Straßenbahn stieg, dachte ich an die Klingelschlitten, doch heller Jubel tönte mir aus ihr nicht gerade entgegen, sondern es waren fast nur katarrhische Geräusche. Schnupfen detonierten in gleichmäßigen Abständen, auch Volltreffer waren zu verzeichnen, wenn einer sich erst eingeschossen hatte. Aus feuchten Mänteln stiegen die Winternebel, und es duftete nicht nach deutschem Tannenwald. Der Mann am Führerstand aber läutete immerhin und deutete damit die Vorweihnachtsstimmung vorsichtig an.

Das alles müßte so ein Ansichtskartler darstellen, wenn er ein richtiges Bildchen und meinetwegen auch die Poesie unseres Großstadtwinters malen wollte. Mit dem Absatz würde es halt hapern.

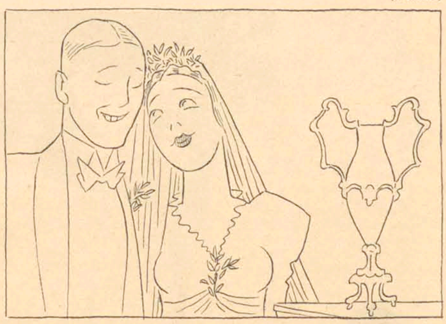
Schließlich habe ich doch den echten Ansichtspostkartenwinter gefunden, er lächelte hinter den großen Glasscheiben der Läden. Da lagen in blütenweißem Watteschnee, zwischen Schneemann und Schlitten fast vergraben, die Konservendöschen und die Schlipse und die Handtäschchen und die Schnapsfläschchen, als seien sie von einem Schneesturm überrascht worden und die Straßenreinigung habe nicht funktioniert. An Tannenzweiglein aber hingen seidne Hemdchen und Puderdöschen und manch anderer Gegenstand des nächtlichen Bedarfs, als hätten mondäne Englein mitten im Waldesdickicht schnell mal diskrete Toilette gemacht. Foitzick.

Leben und glückliches Ende einer Kitsch-Vase

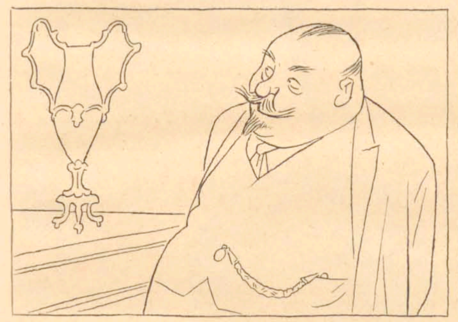
(K. Arnold)



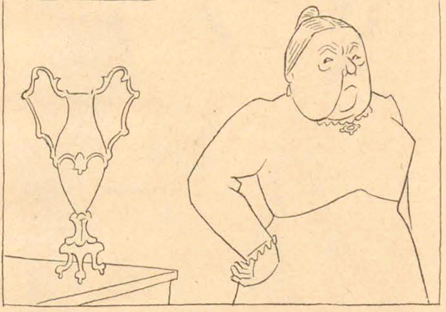
„So einen Kitsch schenkt nun deine Tante mir, dem Kunsthistoriker Hanns Jürgen Haberkorn! Bleibt nicht in der Wohnung!" — „Fein! Dann haben wir gleich ein Hochzeitsgeschenk für Lissa!"



„Du, dem Haberkorn seine Vase nehmen wir gelegentlich mit zu Onkel Emil, ein Junggeselle freut sich über alles."



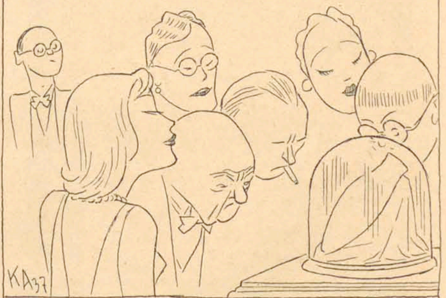
„Was soll ich erst Geld ausgeben, Lissas Vase ist das schönste Weihnachtsgeschenk für meine Haushälterin."



„A so a Trumm Bleamerltopf schenkt mir der Herr Emil! Den trag' i zum Tandler, Bargeld is mir liawa!"



„Soo, ohne Rokokoschnörk'l und mit an alt'n Patina ei'g'schmiert, find't si' scho' a Liebhaber auf da Dult."



„Aber Hanns Jürgen Haberkorn, was haben Sie da für eine interessante Neuerwerbung?" — „Tja, Zufallssache! Bei einem einfachen Trödler auf der Dult gekauft! Ist mit neunundneunzig Prozent Wahrscheinlichkeit ein Stück um 300 vor Christi!"

An der Wohnungstür

(K. Heiligenstaedt)



„Wer ist draußen? Der Gasmann mit der Rechnung? Bedaure sehr, aber ich bin im Augenblick ganz blank!“

Gerichtliches

Herr Puschel lebt seit längerer Zeit von seiner Ehehälfte getrennt. Nun soll der Untermieter dieser von ihrem Mann isoliert lebenden Frau aussagen, wie er dazu kam, zu Frau Puschel zu ziehen. Der Zeuge schildert zunächst die nicht gerade günstige Finanzlage und sagt: „Als ich merkte, daß Frau Puschel besondere Einnahmen gebrauchte, zog ich eben zu ihr."

Der Richter läßt seinem Schreiber etwas Zeit, diese an sich recht magere Zeugenaussage niederzuschreiben. Nach Schluß der Verhandlung wird, wie es gerichtsüblich ist, das Protokoll vorgelesen, damit sich ein jeder überzeugen kann, daß richtig protokolliert wurde. Bereits bei dem ersten Satz der Zeugenaussage erfolgt ein stürmischer Heiterkeitsausbruch; der Schreiber las nämlich als Zeugenaussage folgendes vor:

„Als ich dann merkte, daß Frau Puschel einen Mann benötigte, zog ich zu ihr."

Aus der Schule

Ein kleiner Junge, er ist aus Süddeutschland zu uns in die Schule gekommen, muß einen Aufsatz über die Haustiere machen. Der sieht so aus:

„Das Ferdt ist ein Roß mit einem Kopf unter den Oren, dahinter eine Männe. Unten hat es vier Füße und am Leib einen Schweif. Der Ockse ist immer ein Rindvieh. Weil er keine Millich gibt, ist er oft ein Stier. Die Stierin ist die Kuh. Sie gibt nur dem Melker Millich. Das Schwein ist ein Grunztier, was man nicht anspannt. Das Schwein gibt statt Millich Schinken. Es wird gemästet und im Winter gemetzget. Wir haben auch noch andere Haustiere, die sind in die Betten."

Lieber Simplicissimus

(Zeichnung O. Nückel)

In England ist — besonders, wenn ein Gast im Hause noch fremd ist — die Frage üblich: „Do you want to wash your hands?"

Über die tiefere Bedeutung dieser Frage wohl aufgeklärt, war einmal ein junger Deutscher auf dem Landsitz einer englischen Familie eingeladen. Bevor er das Haus betrat, erledigte er schnell noch an einer stillen Mauer, was nötig war. Natürlich wurde er alsbald gefragt, ob er sich die Hände zu waschen wünsche, worauf er wahrheitsgetreu erwiderte: „No, thanks, I washed my hands against the wall."

Ich habe einen Kollegen im Büro, der sowohl am Fußballplatz, als auch bei der holden Weiblichkeit seiner Meinung nach nur Erfolge aufzuweisen hat. Kürzlich fragte er mich beim Essen im Kasino: „Sagen Sie einmal, habe ich denn wirklich so einen schönen Gang?" — „Wieso?" — „Ja, neulich frug ich die kratzbürstige Ria, ob ich ihr denn gar nicht gefalle, da sagte sie: ‚Doch, Ihr Gang gefällt mir. Ich sehe Sie gerne gehen. Gehen Sie, bitte!'. Ein komisches Frauenzimmer, nicht? Hat sich in meinen Gang verliebt ..."

Thekla schwebte ein Ehegatte vor, der im Salon die Kultiviertheit eines Studierten und im Schlafzimmer die Massivität eines Rollkutschers zu entfalten vermochte. Sie fand auch einen, von dem sie glaubte, daß er diese Ideale wirkungsvoll in sich vereine. Aber nach einem Vierteljahr brachte sie seine Eigenschaften auf folgende Formel: im Salon entwickelt er die Qualitäten eines Rollkutschers und im Schlafzimmer die eines überhirnten Studierten.



An einer der höheren Lehranstalten Schwedens kommt eines Tages ein Schüler zum Rektor und bittet um die Erlaubnis, zur Beerdigung seiner Großmutter fahren zu dürfen. Nach einigem Zweifel willigt der Rektor ein, aber als der Junge gedankt hatte und sich anschickte, wegzugehen, ruft er ihm nach: „Ich hätte es lieber gesehen, wenn es ein näherer Angehöriger gewesen wäre!"

In der Religionsstunde versucht der evangelische Pfarrer, den Kindern den Begriff der Dreieinigkeit klarzumachen: „Nehmt einmal z. B. mich an. Ich bin auch dreierlei in einer Person." Erst staunen die Kinder, aber als er weiter fragt: „Was bin ich denn?", da geht doch dem einen Kinde ein Licht auf. „Sie sind der Pfarrer." — „Richtig. Nun denkt einmal an meine Familie. Was bin ich denn da?" „Sie sind ein Ehemann." — „So ist's richtig!", meint der Pfarrer erfreut. „Und was bin ich wohl noch? Denkt einmal nach!" Und nach langem Nachdenken antwortet ein drittes Kind: „Sie sind ein armer Sünder."

„Die Fahrkarte, bitte!“

Von Aage v. Hovmand

Ist der Kondukteur schon hier gewesen? — So, es ist schon ein Weilchen her. Na, das ist ja großartig! Dann setze ich mich zu Ihnen — übrigens ein prächtiger Fensterplatz!
Ist das Ihre Zeitung, mein Herr? So, Sie haben sie bereits gelesen; dann stecken Sie sie nur wieder ein, Zeitungen sind heutzutage teuer.
Ob ich den Kondukteur zu sprechen wünsche, fragen Sie? — Ganz im Gegenteil; denn, wenn ich Ihnen etwas anvertrauen darf —, ich habe gar keine Fahrkarte gelöst.
Wie beliebt? Ich hätte keine Zeit dazu gehabt, meinen Sie? Massenhaft! Aber ich reise nun einmal stets ohne Fahrkarte.
Pfiffig nennen Sie das? Na, erlauben Sie mal, sehe ich etwa aus wie ein Idiot?
Was rauchen Sie da übrigens für ein Kraut? — — So, so, na — ich glaubte schon... — es stank jedenfalls entsetzlich. Rauchen Sie immer derart billige Zigarren?
Sie haben auch bessere? Zeigen Sie einmal! — Wahrhaftig, diese mag noch angehen. — Wie, bitte? — Nur diese eine haben Sie bei sich? Ich wollte auch gar nicht mehr — i bewahre, ich gebe mich mit dieser einen durchaus zufrieden. Ich bin nicht so unbescheiden. Ein Streichholz? — Danke!
Was ich doch sagen wollte! Ja, warum soll man der Eisenbahn das Geld nachwerfen, wo man auch ohne Fahrkarte reisen kann.
Betrug sei das — meinen Sie? Das fehlte noch — wenn die eigenen Aktionäre der Gesellschaft nicht gratis reisen sollen, wer denn sonst?
Ob das Eisenbahnpersonal der gleichen Ansicht ist? Das kann man freilich nicht behaupten. So freundlich und zuvorkommend es auch sonst ist — in diesem Punkte jedoch... Da muß man sich denn eben so lange auf der Toilette verstecken, bis der Beamte weitergegangen ist. Gewiß, komfortabel sind die Sitzgelegenheiten dieser Abteile gerade nicht. Dafür findet man aber dort stets ein wenig Seife vor, die sich recht gut im Haushalt verwenden läßt.
Sie betrachten mich so verwundert! Sie halten mich doch hoffentlich nicht etwa für ein Schwein. Es zieht übrigens verteufelt hier! Ist die Decke Ihr persönliches Eigentum? — Dachte ich es mir doch! Übrigens schlechter Stoff. Sie hätten sich gleich ein ordentliches Stück anschaffen sollen. O bitte, Sie brauchen sich gar nicht zu entschuldigen. Ich nehme sehr gern auch so mit der Decke vorlieb — in Ermangelung einer besseren. Wollen Sie mich hier noch ein wenig einwickeln — so ist es recht!
Wobei waren wir doch gerade stehen geblieben? Gewiß — zuweilen kommt es ja vor, daß einem der Kondukteur Schwierigkeiten macht. Wie beispielsweise neulich: Ich glaubte, die Gefahr sei vorüber, kam aus meinem Versteck vor und — lief dem Kondukteur gerade in die Arme. Stellen Sie sich vor, er hatte auf der Lauer gelegen — doch eine unglaubliche Taktlosigkeit!
Er verlangte mein Billett. Ich hatte keins. Nun wollte er Geld. Das hatte ich natürlich auch nicht.
Sein Gesicht bekam einen strengen Ausdruck. Diese Art Menschen kenne ich. Ich sah es ihm an der Nasenspitze an, daß er mir im nächsten Augenblick mit dem Zugführer, einem Strafverfahren und der Polizei drohen würde.
Doch ich bin ja im Grunde ein durchaus rechtschaffener Mensch. Es würde mir niemals einfallen, den Kondukteur zu betrügen, das liegt mir nicht. Eine Regelung mußte also getroffen werden. Ich bat den Kondukteur, mir in mein Abteil zu folgen. Dort hing mein Sommerpaletot, nicht mehr ganz neu, aber immerhin noch recht ansehnlich. Eigentlich war er mir zu schade, ihn auf so schnöde Weise zu verlieren. Doch es gab keinen anderen Ausweg. Der Kondukteur hatte die gleiche Figur wie ich, und so würde ihn mein Paletot an seinen dienstfreien Tagen gut kleiden.
Wir kamen zu dem Abteil. Ich schob die Tür auf und sah hinein. Nur ein Fahrgast saß allein darin — eine junge Dame. Und was für eine junge Dame! Ich glaube jedenfalls, kaum jemals soviel Schönheit in einer Frau vereint gesehen zu haben. Die Beine, das Gesicht und welch eine Figur! Sie wandte sich nach mir um und prüfte mich mit ihren schelmisch blinkenden Augen. Mir wurde ganz warm ums Herz. Emil! redete ich auf mich ein — ich heiße nämlich Emil —, diese Frau ist entzückend. Sie wirst du niemals betrügen können! Ach je! Sie saß ausgerechnet auf meinem Paletot, und *sie* sollte ich nun bitten, mir Platz zu machen? Auf diese Weise würde sie meine peinliche, ja schmachvolle Lage durchschauen und Zeuge werden, wenn ich den Kondukteur bitten und betteln mußte, doch ja meinen Mantel zu kaufen, damit er mit dem Erlös Billett und Strafe für mich bezahle. Nein, das durfte nicht sein — nie und nimmer!
Ich schob behutsam also die Tür wieder zu.
Im Laufgang bemerkte ich dann einen Mantel, der dem meinen sehr ähnlich war.
„Hier“, sagte ich, „wollen Sie den kaufen?“
Er betrachtete ihn gründlich. „Das ist ja ein Damenmantel!“
„Ja“, stammelte ich, „er gehört meiner Frau. Nehmen Sie ihn! Sie sollen ihn billig haben. Er wird Ihrer Frau Gemahlin gewiß gut stehen, sie wird sich sonntags, selbstverständlich auch wochentags, entzückend darin ausnehmen.“
Mein Vorschlag schien ihm zu gefallen, und schließlich ging er auf den Handel ein. Erleichtert aufatmend, sah ich ihm nach, wie er mit dem Kleidungsstück über dem Arm im Laufgang verschwand.
Ich betrat mein Abteil. Im selben Augenblick hielt der Zug.
„Slagelse! Sla-gel-se!“
In Slagelse hätte ich aussteigen müssen.
Doch nein — ich konnte den Zug jetzt nicht verlassen. Hatte ich doch das Empfinden, endlich einmal dem Glück meines Lebens begegnet zu sein. Da sollte ich nun meinen Mantel nehmen und aussteigen?! Nein! Und außerdem saß die Dame auf meinem Mantel.
Und ich hatte auch noch, wie ich jetzt bemerkte — zu meiner Scham muß ich es gestehen — den ihrigen verkauft.
Nein, da brachte ich es wirklich nicht über mich, sie in ihrer Not allein zu lassen. Ich setzte mich also zu ihr, und bald kam eine lebhafte Unterhaltung in Gang. Sie verstand mich, wie noch nie ein Mensch mich verstanden hatte. Und sie schaute mich dabei mit ihren abgrundtiefen Augen so treuherzig an.
Wir näherten uns Korsör.
Mir fiel der Mantel ein. Ich schuldete ihr eine Erklärung, ehe der Zug in Korsör hielt.
„Meine Liebe“, begann ich, „ich habe Ihnen ein Geständnis zu machen — ein furchtbares Geständnis!“
Ihre schönen Augen hefteten sich erwartungsvoll auf meine Lippen.
„Reden Sie nur!“ hauchte sie.
„Ich habe ver... ich habe... ich liebe Sie...“ stammelte ich.
Als wir Korsör erreichten, waren wir beide miteinander verlobt.
Wir stiegen aus.
„Mein Mantel!“ rief sie plötzlich.
„Ich habe mich seiner angenommen“, beruhigte ich sie sogleich.
„Danke!“
Sie glaubte, ich würde ihren Mantel unter meinem Paletot über dem Arm tragen.
Wir begaben uns an Bord der Fähre. Ich lud sie zu einem Verlobungsfrühstück in das Restaurant der Fähre ein.
Es wurde sehr festlich. Der Kellner, der den besonderen Anlaß wohl witterte, schmückte unseren Tisch mit Blumen und bediente uns außergewöhnlich zuvorkommend und aufmerksam.
Ich wähnte mich im Paradies. Adam hatte sich nicht besser fühlen können, als er mit Eva den Apfel teilte.
Wir hatten den Braten vertilgt, das letzte Glas des herrlichen Rotweins geleert und warteten auf die Nachspeisen.
Sie hatte ihre niedliche krokodillederne Hand-

Waldweihnacht

Von Joseph Maria Lutz

Der Schnee, der is g'falln,
der Wind hat si' draht,
muaßt Schneeroafa schnalln —
is alles verwaht.

San d' Reh nimmer scheu
und san freundlicher g'stimmt —
dö kriagn halt a Heu,'
wann 's Christkindl kimmt.

Dö kriagn halt a Leckn,
statt Guatl vom Baam —
an Hutzlbrotweckn
den freßatn s' kaam.

Und Christbaam ham s' eh,
dö san aufputzt grad gnua
mit glanzat'm Schnee
und mit Sterndln dazua.

Wochenend auf Schloß Denbeck

Von Julian Street

tasche beiseite gelegt und war damit beschäftigt, die Lippen ein wenig aufzufrischen, und so spielte ich indes mit dem Inhalte des Täschchens. Ich öffnete das winzige Portemonnaie. Es enthielt ein paar Kupfermünzen — und das also stellte unseren gemeinsamen Reichtum dar.
Der Billettschaffner ließ sich blicken. Er verkaufte seine Fahrkarten. Schließlich steuerte er auch — gefahrdrohend — auf uns zu.
Im Flüsterton erkundigte ich mich beim Kellner nach dem Namen des Beamten.
Jonassen hieß er, und Jonassen trat jetzt an unseren Tisch.
„Guten Tag, Jonassen", sagte ich gnädig und herablassend, „die Dame gehört zu mir."
Jonassen forschte in seinem Gedächtnis, es strengte ihn ordentlich an. Plötzlich dämmerte es ihm, daß er es vielleicht mit einem seiner Vorgesetzten zu tun haben könnte.
„Ja, richtig", erwiderte er und grüßte.
Ich veranlaßte den Kellner, Jonassen ein Glas Bier auf meine Kosten zu servieren, und dieser zog sich daraufhin dankend zurück.
Wir mußten bald in Nyborg anlaufen.
Haben Sie schon einmal in einem Restaurant gesessen und dort nach Herzenslust gegessen und getrunken, ohne auch nur einen Pfennig bei sich zu haben? Nicht? Ich sage Ihnen, eine solche Situation macht erfinderisch.
Man muß eben Psychologe sein und die Menschen auf die rechte Weise zu nehmen wissen. Wir unterhielten uns mit dem Kellner. Wir sprachen über das Essen und die Restaurants im allgemeinen, von Reisen — speziell Hochzeitsreisen — Hotels, Schlössern, uralten Rittergütern, Spukerscheinungen...
Ich hatte bald herausgefunden, daß unser Freund sich vor Gespenstern fürchtete, und ich tischte ihm darum die ungeheuerlichsten Spukgeschichten auf — eine haarsträubender als die andere: ich erzählte von verlassenen Turmgemächern, von der Geisterstunde und geheimnisvollen Klopfzeichen. In einer anderen Geschichte durchdrangen Hilferufe das nächtliche Dunkel. Ich sprach von Falltüren, wachsbleichen Leichen, von der weißen Dame, von heulenden Geistern...
Der arme Mann geriet außer sich vor Furcht. Scheu irrte sein Blick umher. Er bebte am ganzen Leibe, und seine Beine drohten, ihren Dienst zu versagen. Und als dann bei einer meiner Geschichten zugleich die Sirenen der Fähre lärmten, glaubte er gewiß, das mitternächtliche Gekrächze der Eulen zu vernehmen.
Er war leichenblaß, als wir uns erhoben. Ich steckte die Rechnung in die Tasche, und wenn in ihm überhaupt der leiseste Zweifel aufgestiegen war, daß ich die gar nicht bezahlt hatte, so dauerte es gewiß sehr lange, bis dieser Zweifel an die Oberfläche seines Bewußtseins drang und ihm zur Gewißheit wurde.
„Armer Kerl!" murmelte meine Braut teilnahmsvoll, als wir uns entfernten.
„Ja", antwortete ich, „schenken wir ihm zum Trost deine Handtasche!" Ich reichte sie ihm. „Für Ihre Frau", erklärte ich.
Mit leerem Blick nahm er das Geschenk entgegen.
Wir gingen an Land und bestiegen erneut die Eisenbahn.
Warum, werden Sie mich fragen. Ich weiß es selbst nicht recht. Aber was sollten wir sonst beginnen? Oder sind Sie schon einmal in Nyborg an Land gegangen, ohne sogleich mit dem Zug weiterzufahren?
Meine Braut erblickte auf dem Bahnsteig einen Zeitungsmann und wünschte, eine Zeitschrift zu kaufen. Ich griff in die Tasche und war doch im selben Augenblick davon überzeugt, daß es überflüssig war, diese illustrierten Blätter zu kaufen. Sie strotzten ja nur vor Lügengeschichten, belehrte ich sie, wogegen das Kursbuch, das im Zuge auslag, bei weitem zuverlässiger und glaubwürdiger sei. Also vergnügte sie sich mit dem Kursbuche, derweil ich rasch einen Blick in das Abteil nebenan tat.
Zwei Herren saßen dort, denen der dritte Mann zum Skat fehlte. Ich empfahl mich ihnen und wurde mit offenen Armen aufgenommen. Zwei wirklich nette Herren! Ich sah ihnen die Freude über mein Kommen direkt an — was ich im Grunde auch gut verstehen kann; denn ich bin, ohne daß ich etwa prahlen will, ein prächtiger Mensch. Anfangs gewann ich.
Hasard? — behaupten Sie. — Durchaus nicht! Aber wie dem auch sei — ist das Leben vielleicht nicht selbst ein Hasardspiel?...
Schon als der Zug sich in Nyborg in Bewegung setzte und der Kondukteur zu uns ins Abteil trat, hatte ich soviel gewonnen, daß ich für mich und meine Braut die Billetts bezahlen konnte.
Doch ich hätte nicht so ehrlich sein sollen; denn im selben Augenblick ließ mich das Glück im Stiche. Nunmehr war die Reihe an den beiden liebenswürdigen Herren, die denn auch in einem fort gewannen. Es war einfach verblüffend. Als wir uns Odense näherten, stand es für mich fest, daß etwas besonderes geschehen mußte.
Ich schlug vor, die Einsätze zu verdoppeln, um rascher das Verlorene zurückgewinnen zu können. Aber das Glück kehrte nun einmal nicht zu mir zurück. Frau Fortuna hatte sich von mir abgewandt. Gewiß war die gute Dame auf meine Braut eifersüchtig. Glück in der Liebe — Unglück im Spiel!
Die Herren gewannen weiterhin. Als wir Tommerup passierten, schuldete ich ihnen bereits siebzig Kronen. Sie hörten nicht auf zu gewinnen. In Fredericia stand ich mit hundertundzehn Kronen bei ihnen in der Kreide.
Ich bat um die Erlaubnis, mich zur Telegraphenstation begeben zu dürfen, um auf telegraphischem Wege Geld anfordern zu können.
„Bitte!" willigten sie ein. „Aber wir verlangen ein Pfand."
Wie mißtrauisch die Menschen doch manchmal sind! Freilich — die Herren kannten mich zu kurz.
„Wenn weiter nichts ist", entgegnete ich, „so überlasse ich Ihnen zur Sicherheit so lange meine Braut."
Dagegen hatten sie beide nichts einzuwenden. Kreditoren und Pfand ließen sich im Wartesaale nieder. Ich lud sie alle zu Kaffee und Kuchen auf meine Rechnung ein — man soll stets großzügig sein — und empfahl mich den Kreditoren, küßte blutenden Herzens das Pfand und rief ihm von der Tür aus zu: „Leb wohl, mein Schatz!" Ach Gott, ich kannte ja meine Braut nicht einmal beim Namen. Auch späterhin erfuhr ich ihn nicht; denn unsere Wege kreuzten sich nie wieder.
Ohne Geld ließ sich natürlich nicht telegraphieren. Außerdem hatte ich das dunkle Empfinden, daß meiner Frau daheim in Slagelse die Geschichte mit meiner Verlobung nicht behagen würde.
Ich flüchtete und fuhr auf direktem Wege nach Hause. Das schöne Abenteuer hatte auf diese Weise einen brutalen Abschluß gefunden.
Schade um die junge Dame, meinen Sie?
Gewiß — es ist sicherlich schlimm für sie, daß sie mich nicht wiedergesehen hat.
Aber wir konnten ja nicht anders handeln. Die Verhältnisse waren eben stärker als wir.
Im übrigen — was braucht sie sich auch ausgerechnet auf meinen Paletot zu setzen!
(Autorisierte Übertragung aus dem Dänischen v. Werner Rietig.

SCHATTENTHEATER

VON

Dr. OWLGLASS

Bloß grad quer über die Gasse brauchten wir zu laufen durch den dämmrigen Spätnachmittag, dann waren wir im „Paradeis" — in unsrem Adventsparadies.
Und wehte es von den Bergen her, der Schnee war grau und matschig geworden, und die Dachrinnen sangen ihr altes, einförmiges Lied.
Eilig stapften wir hinüber, der große Bruder mit der Ziehharmonika unterm Arm, und schlüpften an dem eisgrauen Paradeiswirt vorbei, der händereibend die Türe freigab, in den unteren Oehrn und die schmale, steile Treppe hinauf ins erste Stockwerk, wo die Freunde hausten. Säuerlich-dumpf roch hier die Luft, ein Erdöllämpchen blakte an der Wand, und von oben herab, aus der Wohnung der beiden alten Fräulein, kam gedämpftes Klavierspiel und der dünne Gesang einer zittrigen Stimme.
Denen wollten wir nachher einmal zeigen, was Singen heißt!
Aber da ging auch schon die Wohnstubentüre auf, und die junge Forchnersche Brut hieß uns stürmisch willkommen.
„Ho, heut wird's aber fein!" sprudelte der Jüngste, der Girgl, heraus. „Zwei Lampions..."
„Psst, Maul halten!" fuhr ihm der lange Julius über den Schnabel. „Die werden's noch früh genug inne werden!"
Die alte Frau Forchner, die Großmutter — sie führte ihrem Sohn nach dem frühen Tod der Schwiegertochter das Hauswesen und betreute die Enkelkinder — saß, wie gewohnt, in ihrem schwarzledernen Lehnstuhl mit den blanken Messingnägeln am runden Tisch, auf dem bereits die Lampe brannte; ein grüner, durchbrochener Schirm darüber dämpfte das Licht. Nun legte sie ihr Strickzeug weg, gab uns freundlich die Hand und sagte: „Grüß Gott, Buben — gelt, aber heute bläst der Föhn wieder einmal über die Felder her, als ob er aus dem leibhaftigen Fegfeuer käme! Ich hab' ihn schon in aller Frühe verspürt und mein Kopfweh gehabt; aber das ist jetzt vorbei, gottlob, und nun wollen wir doppelt vergnügt sein!"
„Und der Heinrich?" fragte ich.
Seit Wochen lag der krank in einem Hinterstübchen gegen den Hof hinaus, weil er's „ein bißchen auf der Lunge hatte" wie seinerzeit die Mutter. Obgleich er schon volle sechzehn Jahre auf seinem schmalen Rücken trug, war er doch mein besonderer Freund; keiner konnte so schöne „Feuerteufel" machen wie er, keiner so lustige Mühlrädchen und klappernde Stampfwerke an den Siebenbrünnen, draußen im Wald, weit hinter der Schinderhütte.
„Der Heinrich?... Ja, dem war's heute zuerst auch recht bang auf der Brust, bis nach dem Kaffee; jetzt ist's viel besser. Ich hab' ihm eine Kerze angezündet und die Kammertüre halb offen gelassen, damit er doch auch was von euch hört. Und das silberne Christabendglöckchen steht auf seinem Nachttisch; mit dem kann er klingeln, wenn er etwas braucht."
Für mich war der Fall damit erledigt; auch waren inzwischen noch ein paar andere Freunde aus der Nachbarschaft eingetroffen, und das frohe Spiel konnte beginnen.
Julius und mein großer Bruder mit seiner Ziehharmonika verschwanden ins Nebenzimmer. Wir hörten sie flüstern und leise rumoren und schielten derweil nach dem Ecktischchen, auf dem zwei große Teller mit Hutzelbrotscheiben und süßem Kleinbackwerk verführerisch paradierten.
Da tat sich ein Türspalt auf, und lockend begann die Harmonika zu quäken: Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all!
Ja ja, wir kamen schon; wir drängten uns hinein und stritten uns um die vorderste Stuhlreihe, und auch Frau Forchner kam mit und nahm rücksichtsvoll ganz hinten in der Ecke Platz.
Der kleine Girgl hatte wirklich nicht übertrieben: zwei Lampions, ein rotes und ein grünes, hingen an einer quer durch die Stube gezogenen Schnur herab und flankierten die Schaubühne, die im Grund ja nichts andres war als ein schlichter, hölzerner Rahmen, in den man farbige Landschaften auf Ölpapier hineinschieben konnte; dahinter brannten einige Wachslichtchen, und die Schauspieler waren zierliche Silhouetten und wurden von dem Herrn Regisseur an dünnen Drähten auf der Rückfläche des erleuchteten Prospekts sinnreich hin- und hergeschoben.
Weit hinein blickten wir in ein wundervolles Tal, durch das in majestätischen Windungen ein blauer Fluß strömte, mit stolzen Burgen an den Ufern. Vorne nahm sein Bett fast die ganze Breite des Bildes ein, und nun glitt langsam ein schwarzer Kahn, mit fröhlichen Menschen besetzt, querüber, und die Ziehharmonika spielte dazu: Das Schiff streicht durch die Wellen... Leise und beglückt summten wir die Melodie mit, als plötzlich am schmalen Ufersaum ein dicker, komischer Herr auftauchte, der wie närrisch den Reisenden im Boot mit seinem Fazilettchen nachwinkte. Er war offenbar zu spät gekommen, was uns herzlich freute, weil er das Fahrzeug ja doch übermäßig beschwert und vielleicht gefährdet hätte. Schwuppdich — verlor er in seiner Aufregung das Gleichgewicht und purzelte kopfüber ins Wasser. Wir lachten alle entzückt auf, und der Kapellmeister schien unsere Ansicht zu teilen, indem er das heitere Lied anstimmte: Du bist verrückt, mein Kind! Der Kahn verschwand, der dicke Herr verschwand, und an seiner Stelle erhub sich, wie aus dem Boden gewachsen, ein andrer, lang und dürr, mit Bartkoteletten, einem karierten Reiseplaid und einem Zylinderhut auf dem Kopf.
„Ein Engländer!" flüsterte der Girgl neben mir. Natürlich, was denn sonst? Er hielt ja auch ein langes Fernrohr vors Auge und guckte unentwegt in den Himmel hinauf... Was da wohl zu sehen war?
Ein Luftballon, wahrhaftig ein Luftballon! Hoch oben zog er durch die blanken Lüfte, und wieder flüsterte mir der Girgl zu:
„Du, da möcht' ich drin sitzen!"
„Was tät'st denn da?"
„Ha... runter bieseln halt", meinte er. Und ich glaubte ihm das aufs Wort; denn schon seit einer Weile rutschte er mit einer verdächtigen Unruhe auf seinem Stuhl herum und hätte sich gewiß gerne längst ein bißchen gedrückt, wenn er nicht Angst gehabt hätte, darüber etwas ganz besonders Feines zu verabsäumen.
Aber dem Piloten da droben lag es weltenfern, an so unanständige Dinge zu denken. Vielmehr ließ er nun ganz gemächlich eine Strickleiter herab, jedoch nicht völlig bis zum Erdboden; offenbar wollte er den Engländer bloß necken. Der begann denn auch zu hopsen, höher, immer höher, ohne doch einen anderen Erfolg zu erzielen als unser schadenfrohes Hohngelächter.
Auch die Strickleiter löste sich in Wohlgefallen auf mitsamt dem Luftballon und dem dummen Mister, und nun wurde vermittelst eines rubinfarbigen Gelatinepapiers eine bezaubernde Abendröte erzeugt. Auf einem der Uferfelsen im Hintergrund nahm ein Fräulein von der Größe eines mittleren Tintenkleckses Platz, und das war natürlich die Lorelei, und mein großer Bruder legte allen Schmelz, dessen er fähig war, in die Herstellung der dazu gehörigen Melodie. Wir sangen das Lied von vorne bis hinten durch und bekamen zur Belohnung von den guten Sachen zu schnabulieren, mit denen wir vorhin in der Wohnstube geliebäugelt hatten...
Die Pause war vorüber, und ein neuer Prospektus wurde in den Rahmen geschoben: eine alte Stadt mit großmächtigen Giebeldächern und einem nächtlichen Himmel darüber, den der Vollmond zärtlich beglänzte.
Oh, wir wußten es schon, jetzt kam das Allerschönste: der Katzenball! Aus den Dachluken stiegen sie, um die Kamine schlichen sie; die Ziehharmonika präludierte, und jubelnd fielen wir ein:

„Tier und Menschen schliefen feste,
selbst der Hausprophete schwieg,
als ein Schwarm geschwänzter Gäste
von den nächsten Dächern stieg."

Und mit Händen und Füßen taktierten wir drauflos, als wir zu dem Vers kamen:

„Hinz, des Murners Schwiegervater,
schlug den Takt erbärmlich schön,
und zwei abgelebte Kater
mühten sich, ihm beizustehn"...

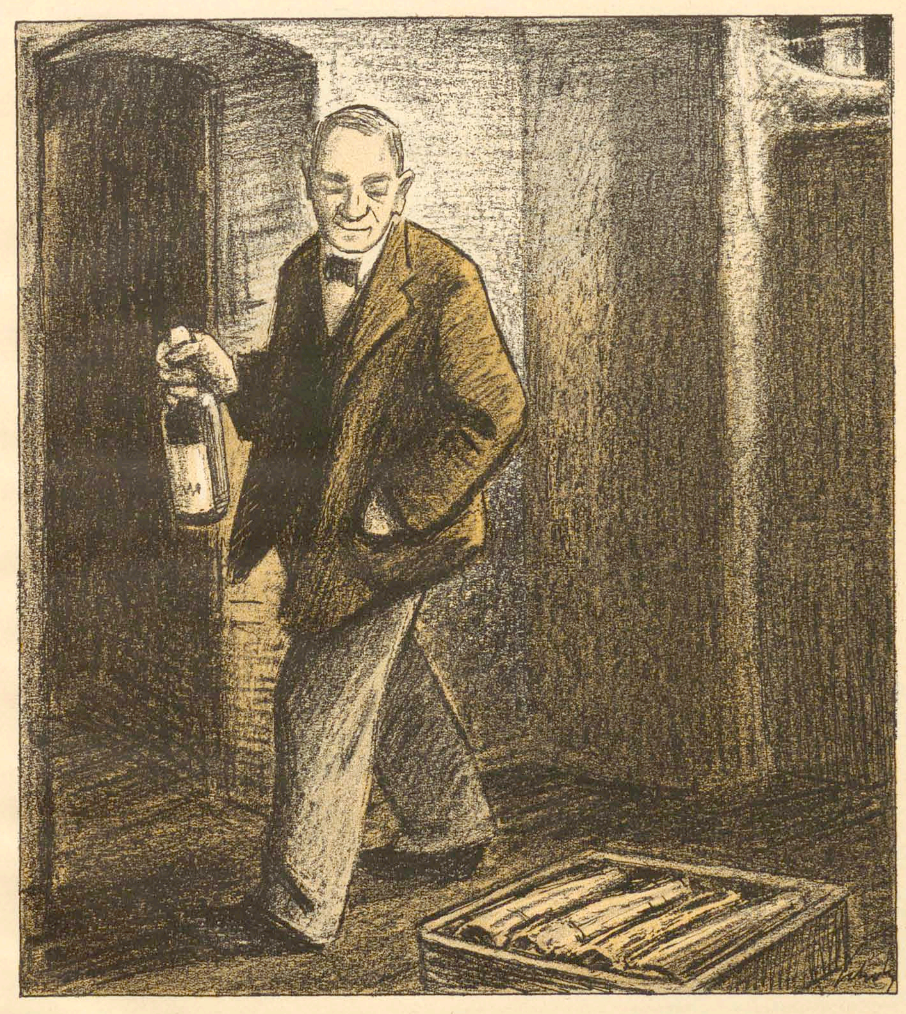
„Still! Still!" rief da mit einemmal die Frau Forchner, hob die Hand und hob erschreckt den Kopf. „Habt ihr nichts gehört?"
Verdutzt brachen wir unseren Cantus ab, die Ziehharmonika verröchelte in einem gequetschten Baßakkord, und in das plötzliche Schweigen herein rieselte von draußen ein schwaches, ängstliches Glockenbimmeln.
„Der Heinrich!" rief Frau Forchner und eilte hinaus. Wir hörten einen halb unterdrückten Schrei, ein dumpfes Geräusch, wie wenn ein Polsterstuhl umfällt, das Klirren von Geschirr, und nun gellte es über den Flur: „Julius! Julius! Julius!"
Der rannte, was er konnte. Frau Forchner hatte sich schon wieder gefaßt, aber die Stimme klang nun merkwürdig fremd und fern: „Schnell, schnell, zum Doktor Osiander hinüber! Er soll gleich kommen! Sag ihm, was passiert ist: der Heinrich blutet aus der Lunge, und es will nicht aufhören. Gleich soll er kommen, gleich!"
Verstört und ratlos, mit schiefen Blicken, starrten wir Buben uns an. Helfen konnten wir nicht — was sollten wir tun? Stumm und geduckt wie vorhin die schwarzen Katzen auf ihren Giebeldächern hockten wir auf unseren Stühlen; nur der kleine runde Mond schwamm sanft und unverrückt über unserer Verzagtheit.
Nun kam Julius wieder die knarrende Treppe heraufgestolpert und hinter ihm her der Doktor Osiander; wir vernahmen deutlich, wie der den Stock im Schirmständer unterbrachte und mit seiner tiefen Stimme ein paar beruhigende Worte murmelte: „Nur den Kopf nicht verlieren, liebe Frau Forchner; das sieht sich meist schlimmer an, als es ist... Ach ja, der Föhn!... Und nun wollen wir einmal nach unsrem Heinrich schauen. Einen Eisbeutel hab' ich gleich mitgebracht. Sieh doch zu, Julius, daß du unten beim Paradeiswirt ein wenig Eis auftreibst — aber in kleine Stücke verhackt, verstehst du?" Die Brummstimme verlor sich; der Doktor mußte in Heinrichs Kammer eingetreten sein. Das schien uns der richtige Augenblick, um zu verschwinden. Auf den Zehenspitzen schlichen wir durch den langen, halbdunklen Flur; noch immer blakte das Erdöllämpchen, noch immer roch es säuerlich-dumpf, noch immer oder von neuem wieder sickerte aus dem oberen Stockwerk gedämpftes Klavierspiel und die alte, zittrige Frauenstimme.
Die Kammertüre stand halb offen; scheu blickten wir beim Vorüberschleichen einen Augenblick hinein und eilten erschrocken weiter. Blaß wie ein Toter, mit geschlossenen Augen, lag Heinrich auf seinem Bett; das Hemd war voller Blut; geronnenes Blut überzog krustig die Mundwinkel und das Kinn, und der Doktor war eben dabei, ihm die Nadel einer kleinen Spritze in den abgemagerten, entblößten Oberarm zu stoßen. „Gleich wird's nachlassen, Heinrich, und leichter werden!" hörten wir ihn noch sagen mit seiner guten, tiefen Stimme — dann hatten wir das Treppengeländer erreicht und hasteten Hals über Kopf hinunter, am Paradeiswirt vorbei, der eben mit einem Eimer voll scheppernder Eisbröckel heraufkeuchte...

*

Das war unser letzter Abend mit dem k l e i n e n Schattentheäterchen; ächzend hatte zum erstenmal das g r o ß e Schattentheater seine dunkle Pforte vor uns aufgetan.

Im Dezember

(Wilhelm Schulz)



So kurz der Tag, das Herz so eng!
Die arme Seele packt ein Grauen.
Ich klettere ins Souterräng,
um mich nach Hilfe umzuschauen.

In einer dunklen Ecke stehn
beziehungsweise besser: liegen
der Glasgemäße zirka zehn,
in sich gekehrt, verstaubt, verschwiegen.

Die Stillen hab' ich stets gemocht,
so untertags wie mitternächtig.
Wer schwatzend auf sich selber pocht,
ist mir von vornherein verdächtig.

Steig' heute drum mit mir ans Licht,
aus Erlau du im Ungarlande!
Wir reden nicht und deuten nicht.
Wir schweigen — aber mit Verstande.

Wir schließen innigen Kontakt,
ich und der alte rote Heune,
bis er und ich ins Nichts versackt . . .
Nun sind es leider bloß noch neune!

Ratatöskr

Die junge Schauspielerin

(R. Kriesch)



„Wenn Sie so auftreten könnten, wie Sie jetzt sind, bräuchten Sie keine so schweren Rollen lernen!"

Perspektive

„Perspektive?" — der alte Schnüter lachte verächtlich.
„Perspektive haben meine Jungens nach zwei Stunden begriffen! Wenn Sie jetzt Zeit haben — Sie haben doch gerade Freistunde? — dann kommen Sie nur gleich mal mit in die Klasse!" Väterlich führte der Rektor die Junglehrerin mit sich. „Perspektive!", rief er, als sie die Klasse betraten. „Wenn ich eine Zigarrenkiste perspektivisch zeichnen soll, was für eine Frage habe ich mir zunächst zu stellen?"
Zweiundvierzig Arme fuhren so rasch in die Höhe, wie es der alte Schulmeister gern hatte, nur ein Mausegesicht in der ersten Bank duckte sich verschüchtert, atmete aber gleich befreit auf, als der Rektor den runden Wagner „drangenommen" hatte. Der sprudelte rotbackig heraus: „Dann habe ich mich zu fragen, ob die Kiste gerade auf mich zu oder ob sie schief steht."
„Richtig! Und du, Ebeling, was habe ich zu tun, wenn sie schief steht?"
„Dann habe ich die Kiste gerade zu stellen!" kam es von der Rückwand.
„Und jetzt alle!" rief Schnüter siegesgewiß, „wenn die Kiste gerade steht, was bin ich dann?" Und während er sich mit dem holdesten Lächeln, das ein Triumphator aufbringt, der jungen Berufskameradin zuwandte, brüllte die Klasse in taktfestem Chor:
„Dann bin ich fein heraus!"
(Trotzdem ist einer davon heute ein bekannter Reklamezeichner.) D. P.

*

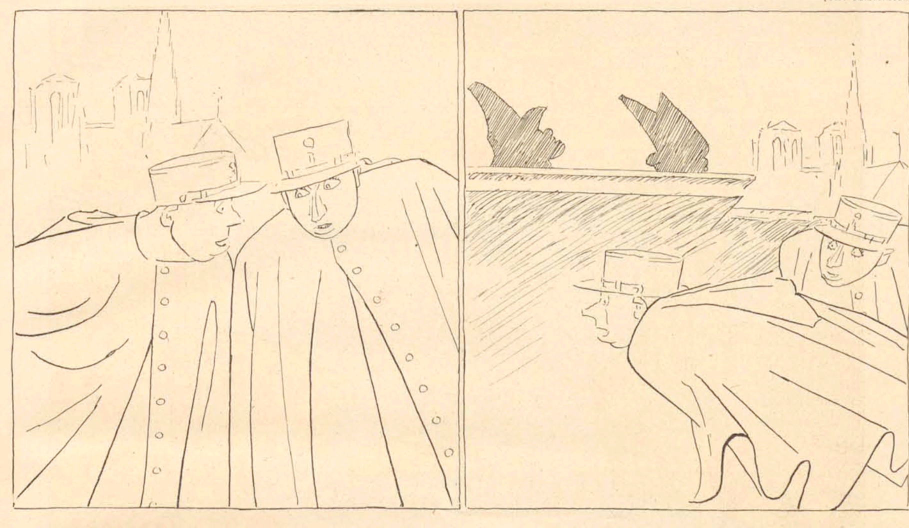
Wahre Geschichte

Vor dem Theseus-Tempel im Wiener Volksgarten steht ein Bronzejüngling. Schlank, zartgliedrig und nackt; letzteres mit Einschränkung. Vor einiger Zeit hat man sich nämlich dieser Nacktheit besonnen und durch ein aufgelötetes Feigenblatt das noch mehr unterstrichen, was man eigentlich ausstreichen wollte. Wär's da ein Wunder, daß die Kinder, die früher nicht einmal hingesehen haben, jetzt neugierig werden?
Dieser Tage kommt eine Dame mit einem kleinen Mädchen und einem kleinen Jungen vorbei, und das kleine Mädchen bleibt stehen und fragt: „Mama, ist das ein Junge oder ein Mädel?"
„Das wird wohl ein Junge sein!" lächelte die Mutter.
„Du, Mama", meint die Kleine, „warum hat er denn ein Blatt da vorne?"
„Ja, das ... das ist halt schon so ..."
Da wirft die Kleine einen Blick auf das Brüderchen, wirft einen Blick auf den Bronzejüngling und sagt nachdenklich:
„Ich hab's, Mama! Daß er ein Blatt hat, das ist deshalb, weil sie nicht gewollt haben, daß es ein Springbrunnen wird!" H. K. B.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5 gültig ab 1. 7. 1937. D.A. III. Vj. 37. 17108. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawe, Wien I, Wollzeile 11

Die Gugelmännchen von Paris

(Olaf Gulbransson)



„Gaston, ich sag' dir, diese Cagoulards . . ."

„Achtung, da sind zwei! Hinter der Mauer!"

„Halt, im Namen der Republik!"

„Pardon, Mesdames, aber diese modernen Hüte . . ."

Shanghai and so on...

(Erich Schilling)



„Wie, meine Damen, bitte? Ich solle moralischer sein und mehr Rücksicht auf Ihre werten Handelsinteressen nehmen? Herzlich gern! Wie wär's mit einem kleinen Geschäftchen in Reisbesen? Damit läßt sich's wunderschön vor der eigenen Türe kehren!“

München, 26. Dezember 1937
42. Jahrgang / Nummer 51

40 Pfennig
Österreich 80 Groschen

SIMPLICISSIMUS

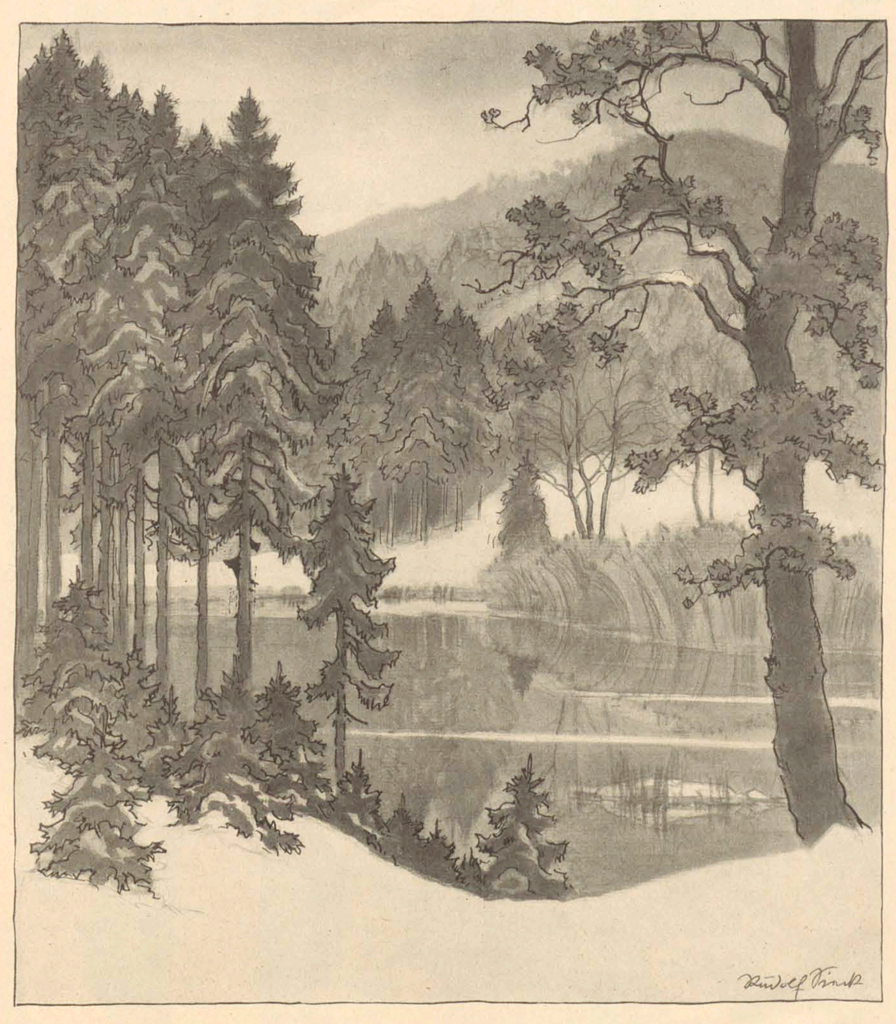
VERLAG KNORR & HIRTH G. M.



„Einen ausgezeichneten Föhn haben wir heute heroben, Fräulein Engel!“ — „Ja, aber bitte, St. Figaro, keine Wasserwellen, die sind ja doch nicht haltbar bei der anstrengenden Weihnachtsfliegerei.“

Weihnachtlicher Wald

(R. Sieck)



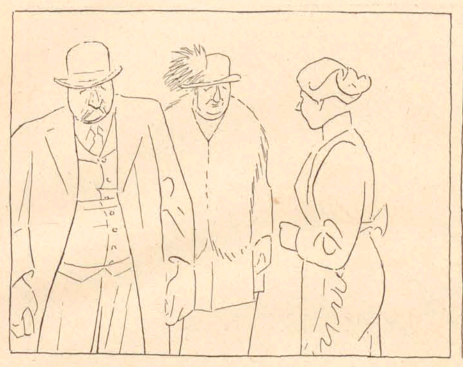
In der alten, alten Heimat,
da dämmert ein Wald.
Ich hör' noch die Axt, die von fernher schallt.
Schlief nicht ein Weiher inmitten
zu jener Zeit,
da wir als Räuber durchs Unterholz glitten?
Oh, wie liegt alles so weit!

Und die Tannen von damals
— dahin, dahin!
Sind neue gewachsen mit altem Sinn:
leben und fallen und leben . . .
ein ewiges Ja!
Christbäume muß es in Ewigkeit geben.
Ewig sind Kinder da!

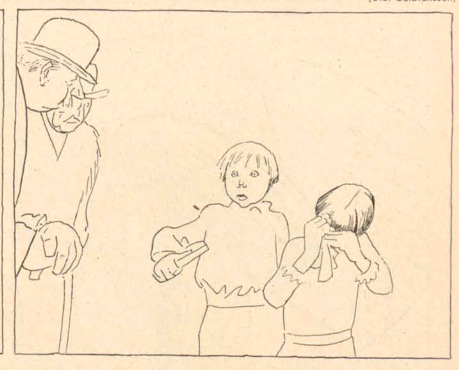
Dr. Owlglaß

Hab' Sonne unterm Weihnachtsbaum!

(Olaf Gulbransson)



„Ist die Bescherung schon vorüber?" — „Ja, die Herrschaften sind im Weihnachtszimmer!"



„Nanu, Kinder, warum seid ihr denn nicht drinnen?" — „Wir dürfen nicht 'rein, die Eltern wollen allein spielen!"

„Was sind denn das für Weihnachtsbräuche?" — „Ach, wir probieren doch nur die neue künstliche Sonne aus!"

Streik im Himmel

(Wilhelm Schulz)



„Zum 1937sten mal ‚Friede auf Erden!' — Das hängt einem nachgerade zum Hals heraus! Ist ja rein für die Katz'! Gründen wir doch lieber eine gemütliche Nichteinmischungs-Ausschuß-G. m. b. H.!"

N A T A L E

VON

BASTIAN MÜLLER

„Es war doch ein Fehler", sagte John vor sich hin, „ich hätte nach Hause fahren sollen." Er konnte ruhig laut vor sich hin sprechen, es war niemand in der Nähe und außerdem hätte ihn kein Mensch verstanden. Er wohnte in einer kleinen Pension in Anacapri und die Wirtsleute sprachen nicht deutsch. John war vor einem halben Jahr nach Italien gekommen und sehr zufrieden mit seinem Leben.
Aber heute ödete ihn alles an. Er schaute hinunter in die Gärten, lauter Wein, an hohen Gerüsten hochgezogen, in zwei Etagen, hier und da hingen die letzten Trauben. Es war ein Abend wie bei uns an einem der ersten Septembertage, so klar und mild. Das Rauschen der zahmen Brandung, das die Steilküste heraufkam, lockte zum Bade.
Es lockte vergebens. John trat zurück in sein Zimmer, entkleidete sich, legte sich zu Bett, schloß die Augen und ... und ... Es war da!
Vor einer Woche hatte er sich gesagt: Was soll das ganze Getue um Weihnachten?! Und heute war er nach dem Abendbrot in Settanis Schenke gegangen und hatte einen halben Liter Roten bestellt. Aber der Wein schmeckte plötzlich nicht mehr, er war mit einem Male so sauer. Ärgerlich war er wieder aufgestanden und nach Hause gegangen. Er wollte schlafen und sich nicht unterkriegen lassen. Er dachte noch ein wenig an die Weihnachtsvorbereitungen hier in diesem italienischen Hause. Der älteste Sohn der Wirtin hatte gestern ein Schaf geschlachtet. „Für Weihnachten", hatte er gesagt. Jetzt saßen sie noch immer unten, seit fast zwei Stunden, und aßen.
„Möge Ihnen die Mahlzeit gut bekommen!" — John legte sich auf die linke Seite, kniff die Augen zu. Es wäre doch zum Lachen, dachte er, wenn ich nicht an diesem Abend ebenso schnell einschlafen könnte, wie sonst ...
Es war zum Lachen — denn: es ging mit dem besten Willen nicht. Er hörte durch die offene Tür ein leises, glattes Gleiten auf der Terrasse, er wußte, daß es Signora Persika war, die große, schwarze Hausschlange, die nun auf dem Grau der Marmorfließen noch ein bißchen aufgespeicherte Tageswärme suchte. Er lauschte, bis das leise, schmirgelnde Gleiten verstummte ... Da konnte er sich nicht länger wehren: er sah das Weihnachten vor sich, wie es vor langen, langen Jahren einmal war.
Damals war er sieben Jahre alt gewesen und es war Krieg und der Vater im Felde. Es war ein trübes Weihnachtsfest, draußen regnete es, der Rhein hatte Hochwasser, und die Mutter war traurig. Er hatte damals die größten Zweifel bezüglich der Leibhaftigkeit des Christkindes. Er glaubte nicht mehr daran, aber ein Beweis fehlte ...
Der erwachsene John entsann sich jetzt dieses Tages. Die Mutter hatte ihn am Heiligen Abend früh zu Bett geschickt, die Bescherung war stets am Morgen des ersten Feiertages. Er hatte dagelegen, in quälender Ungewißheit, hatte vom Bette aus jedem Schritt der Mutter nachgelauscht, die im Nebenzimmer lange mit geheimnisvollen Dingen beschäftigt war ...
John wälzte sich unruhig auf seinem Lager. Er war so sehr der Erinnerung verfallen, daß er darüber vergaß, wo er war. Schritte, die unten im Hause hörbar wurden, verloren sich mit den Schritten der Mutter in der Erinnerung ... Er hatte während des langen Wartens einen Kriegsplan ausgeheckt. Seine dicken Backen glühten vor Erregung. Er stand auf, seine bloßen Füße tasteten in die Wolle des Bettvorlegers, er bückte sich, öffnete das untere Türchen des Nachtschränkchens. Mit zitternden Händen tastete er nach dem, was er unbedingt beiseite schaffen mußte. Das war der erste und wichtigste Punkt des Kriegsplanes, die Mutter durfte das Ding nicht finden. Er versteckte es hinter dem Kasperltheater und huschte hastig ins Bett zurück, lag da wieder lauschend. Im Nebenzimmer ging das ungewohnte nächtliche Treiben der Mutter weiter. Einmal klimperte etwas ganz fein, einmal raschelte Papier, und dann kam, immer stärker werdend, mit dem Lichtschein durch die Türritzen ein Duft von Tannenbaum und süßen Printen in das Schlafzimmer ...
Der kleine John nickte mit überwachen Augen vor sich hin. Drüben war es also schon, und die Mutter war noch dort. Es gab also kein Christkind, genau wie Hein es gesagt hatte ... Und doch war da noch ein Zweifel. Aber bald würde er es wissen. Er mußte bloß recht lange Geduld haben.
Es dauerte fast zwei Stunden. John kämpfte angestrengt mit dem Schlaf. Endlich kam die Mutter. Das Licht wurde drüben ausgemacht. Sie kam an Johns Bett, sagte leise seinen Namen ... Er atmete so laut und lang durch die Nase, als ob er schliefe. Noch war es zu früh. Die Mutter ging zu Bett. Er war wieder so wach, wie noch nie in seinem jungen Leben. Es war ein gewagter Plan, aber er mußte glücken. Nur hieß es immer wieder warten. Die Mutter lag still und reglos. Mit einemmal dachte John an den Vater da draußen im Felde. Ende November war er auf Urlaub hier gewesen, für eine ganze Woche, und er hatte schon zwei Weckmänner mitgebracht, die es sonst erst zu Nikolaus gab. Ob die Mutter auch daran dachte? Und ob der Vater ...
Die Mutter drehte sich um, die Matratze knackte, dann war es wieder still ... Es dauerte noch endlos lange, bis er ihren Atem schwer werden hörte. Seit der Vater im Kriege war, schlief er in Mutters Zimmer, das an die Stube stieß ... Jetzt war es bald so weit. Ihre Atemzüge wurden immer gleichmäßiger, sie seufzte einmal, es klang nicht schön im dunklen Zimmer. Draußen rann der Regen an den Scheiben nieder. — Jetzt ging es los!
„Mutter", sagte John leise.
Sie antwortete nicht. Es war gut! — Aber nun kam die Angst, sollte er nicht lieber doch liegen bleiben? Nein, er mußte endlich wissen, wie das mit dem Christkind war ...
„Mutter, ich muß ...", sagte er etwas lauter.
Die Mutter sagte halb schlafend: „Steht doch im Schränkchen ..."
„Nein, es ist nicht da. Ich geh nach draußen", sagte John leise.
Die Mutter wurde nicht richtig wach. „Zieh Pantoffeln an", sagte sie. Es ging wunderbar. Der Weg führte durch die Stube, es gab keine andere Möglichkeit, auf den Flur und in das Badezimmer zu kommen. Aber als John die Wohnzimmertür öffnete, wurde die Mutter soweit wach, daß ihr plötzlich das Weihnachtsfest zum Bewußtsein kam.
„John", rief sie, „warte ..." „Es ist eilig!"
„Dann los, aber mach kein Licht an." — Sie mußte sehr müde sein, denn sie blieb liegen. Laut mit seinen Pantoffeln tappend ging er durch die Stube, roch den Weihnachtsduft, öffnete die Tür des Flurs und des Badezimmers, alles laut und in großer Eile. Aber dann schlich er gleich, am ganzen Körper bebend, in die Stube zurück. Von draußen kam der trübe Schein einer Straßenlaterne, nur spärlich, aber genug. Der Weihnachtsbaum war deutlich zu sehen. In den Kugeln spiegelte sich das Licht. Gut! Unter dem Tisch stand ... seine alte Schubkarre! Sicher, das war sie! Und neu gestrichen. Und auf dem Tisch die Husarenuniform, die er auch schon im vorigen Jahr bekommen hatte. Und da hatte im Sommer, in einem Kampf, Peils Willy ihm den Helm in Trümmer geschlagen, und nun war ein neuer dabei. Sonst nichts zu sehen! — Das Christkind ist arm, hatte die Mutter immer gesagt. Es stimmte wohl, denn die Mutter war das Christkind.
Fast die Angst vergessend, schlich er zurück zum Badezimmer, zog die Wasserspülung, daß es laut durch das ganze Haus rauschte, und tappte laut und schnell ins Schlafzimmer zurück.
„Schlaf jetzt", sagte die Mutter.
Aber er hatte noch immer einen Zweifel, vielleicht war das Christkind ganz lautlos gekommen, während die Mutter noch wach in ihrem Bett lag.
„Mutter, kommt das Christkind noch?," fragte er plötzlich. „Ja, es kommt erst, wenn du schläfst."
„Danke, Mutter", sagte er. — Die Zweifel waren vorbei.

*

Er hatte damals als Kind fast geweint, ohne zu wissen warum, nur aus einer großen Traurigkeit. Darüber war er endlich eingeschlafen. Jetzt ging es dem Erwachsenen sehr ähnlich. Er legte sich flach auf den Rücken und ergab sich ganz der traurigen Stimmung, und als er sich nicht mehr dagegen wehrte, wurde es etwas besser. Er fühlte, daß er bald schlafen würde.
Da begann draußen das Unbekannte.
Der Casa Filomena gegenüber lag die Casa der Guarde di publica siccurezza. Das Haus der Schutzpolizei. Es waren lauter junge Männer, und da die Insel sehr friedlich war, hatten sie kaum etwas zu tun. Sie putzten jeden Morgen ihr Lederzeug auf der Terrasse, bürsteten die großen Hüte und die Umhänge, und spazierten dann voller Anmut und Würde die Straßen auf und ab. Sie wußten jeden Garten und jedes Fenster, aus denen dunkle Mädchenaugen ihnen voller Sehnsucht nachschauten.
Diesen Männern schien nun plötzlich eingefallen zu sein, daß in dieser Nacht etwas Besonderes sei, ein Fest, la Festa da Natale. Sie hatten irgendwo ein altes Grammophon aufgetrieben und orgelten nun den Schlager von der alten Tante. „Ho un' vecchia zia", sangen sie mit ihren rauhen Stimmen. Es waren Männer aus dem Norden, aus Torino, und singen konnten sie nicht. Wenigstens mußten das die Capreser denken; denn die jungen Männer des Ortes kamen auf die Straße, lachten, bellten wie räudige Hunde und machten sich lustig über den Gesang der Carabinieri.
Aber dann mußte es auch ihnen einfallen, das Besondere, denn aus dem Lachen wurde ein begrüßendes Zurufen, ein: „Buon' Natale", und dann sangen auch sie. Und mit einemmal glich die Straße einem Jahrmarkt.
John wälzte sich herum, steckte den Kopf unter die Decke. Er war fast eingeschlafen, als der Gesang begann. Nun war der Schlaf hoffnungslos fort. Doch was John für Jahrmarkt gehalten hatte, war nur eine schwache Vorprobe. Nach einer halben Stunde begann das eigentliche Weihnachtsfest erst. Die Geburt des „Bambino santo" war doch ein Freudenfest, dazu gehörte Musik, Gesang und Tanz. Und mit einemmal mußte das „Heilige Kind" geboren worden sein; denn die Carabinieri feuerten die ersten Raketen los. Es knatterte und bullerte bald überall, und es zischte der Goldregen hoch in die klare Nacht des Südens.
Jetzt gehen sie bei uns zu Hause in die Christmette, dachte John. Dieses Jahr liegt Schnee in unserer Ebene. Die Mutter schrieb es ... Er dachte mit großen, offenen Augen daran und allmählich stieg ein Haß in ihm hoch, gegen das da draußen.

Straßenmusik

Von Wilhelm Pieper

Viel praller Bombardon,
Ein bißchen Melodie — — —

Drei Instrumente nur,
Sie tönen wie von weit.
Du Dorf in bunter Flur,
Du Magd in buntem Kleid.

Klarinette lippenklein
Und backenprall der Baß — — —

Kehraus im Frührotschein,
Heimweg, vom Taue naß ...

Als ob ein Räuplein dir
Auf deinen Kragen kroch,
Spannt dir am Herzen hier
Ein grünes „Weißt du noch".

Viel praller Bombardon,
Ein bißchen Melodie — — —

Du trabst im Traum davon
Und denkst an sie.

Dann horchte er auf. Von unten kam eine ganz tolle Musik. Wie das Miauen von tausend Katzen, das Quietschen heiserer Esel, wie das gereizte Brummen alter Tanzbären ..., und über allem schrillte hell eine eintönige Melodie aus hohen Blechflöten. John sprang aus dem Bett, zog sich hastig an, steckte eine Zigarette zwischen die Lippen und ging hinunter auf die Straße.
Vor dem Hause war es leer. Oben auf der Terrasse der Carabinieri tanzte Signora Carmelina, die alte Reinemachefrau der Polizisten, zum Händeklatschen der Männer eine Tarantella. Aber die seltsame Musik kam von weiter unten. Vielleicht von der Chiesa. John sog an seiner Zigarette, schaute hilflos gegen den Monte Solaro, der mit seiner steilen Felswand in den dunkelblauen Nachthimmel ragte. Über dem Golf stand der halbe Mond und die Vesuvwolke war von unten dunkelrot, als schäme sie sich über das nächtliche Treiben.
John wanderte mit zwischen die Schultern gezogenem Kopf hinunter zur Piazza. Beim Café Barbarossa blieb er stehen. Vor dem Hotel Eden wurde getanzt. Antonino brachte ein Grammophon nach draußen, stellte es auf den Sockel des Kriegerdenkmals, richtete den riesigen Messingtrichter gegen den Platz, legte einen Foxtrott auf, und die Paare steppten begeistert auf dem Asphalt. Die seltsame Musik aber schwirrte noch immer von fern über die Dächer, wie der Chor eines orientalischen Hochzeitszuges, wie die Musik der drei Könige aus dem Morgenland. John kaufte sich bei Vuotto eine Tasche voll heißer Maroni und wanderte dem Morgenland entgegen.
Es lag etwas Tolles in der Luft. Es zitterte alles vor freudiger Erregung. Und doch schien es John, als wandere er über einen kahlen Mond, so fremd war ihm das ungewöhnliche Treiben. Er dachte an das Orgelspiel der Weihnacht im Norden, und während er mit finsterem Gesicht, die Hände in den Hosentaschen, mutterseelenallein die Strade nuova hinabschlenderte, versuchte er etwas vor sich hinzusummen; es sollte ein Weihnachtslied sein, aber es klang wie der dumpfe Psalm einer Totenklage. Er dachte: Du würdest weinen, Herr Sebastian Bach, wenn du dies erlebtest.
Aber als er bei San Michele war, wo die Strada nuova sich zu Serpentinen windet, kam plötzlich mit Fackeln und Geschrei der irre Musikantenzug um die erste Biegung der in den Fels gesprengten Straße.
Es waren lauter junge Burschen, und sie machten auf den abenteuerlichsten Instrumenten diese verrückte Musik. Sie hatten Teufelsgeigen aus einem Besenstiel und einem halben, hohlen Kürbis, andere trugen kleine, leichte Weinfässer vor dem Bauch, deren oberer Deckel fehlte, und über die Öffnung war das nasse Tuch eines Sackes gespannt, in der Mitte ein glatter Bambusstab gebohrt, der unter schnellem Drehen zwischen den Handflächen im Takte nach unten gestoßen wurde. Das gab ein dumpfes, urweltliches Brummen, einfach nicht zu beschreiben.
John hatte keine Zeit, sich den Zug genau anzusehen; denn jetzt waren sie bei ihm, und das Gefolge, das die Musikanten umschwärmte, junge Männer — und wahrhaftig auch Mädchen, die sonst nie allein zur Nachtzeit auf die Straße gingen — diese ganze Bande nahm ihn in die Mitte, rief „Buon'Natale" und zog ihn mit, zurück nach Anacapri, und zunächst war es einmal mit allem traurigen Nachdenken über die Verrücktheit dieses Volkes vorbei. Fremde Arme hatten sich bei ihm eingehakt, links neben ihm ging ein Junge von siebzehn Jahren, der bei Costanze das Kochen lernte — rechts, er konnte es im ersten Augenblick nicht recht glauben, war Delia, die Tochter des Badewärters von der Piccola Marina. Genau die war es!
Stille Nacht hin, stille Nacht her! — John war im Augenblick der vergnügteste Kerl auf dieser Insel — so mit Delia am Arm.
Und während um ihn alles das Lied Eu Marie, eu Marie sang, erinnerte sich John an gewisse Tage, an denen er unten an der kleinen Marina gebadet hatte, mit den beiden Töchtern des Wärters und Besitzers des Osteria della Mare. Er erinnerte sich der beiden Mädchen sehr gut, und er hatte sich oft gesagt: wenn es möglich wäre, wenn ich mich jemals in eine verlieben dürfte, dann in Delia. — Aber das war schon so eine Sache. Man durfte es nie wagen einer Signorina schöne Augen zu machen. Es gab sogar passende Polizeistrafen. Und nun ging sie neben ihm am Arm, sang, daß es einem bald schwindelig wurde, war verwegen wie ein Eseltreiber und lachte überdies unverhohlen zu ihm hinauf, so daß es ihm ganz heiß wurde.
„Das ist Weihnachten!" lachte sie, „Festa l'amore", und kniff ihn wahrhaftig in den Arm. Und nachher tanzten sie zusammen auf der Piazza, sie mit ihren kleinen, in Sandalen steckenden Füßen in winzigen, wilden Trippelschritten.
Solch eine Nacht ist kurz wie ein vergessenmachender Tanz. Sie ist wie ein Rausch von chinesischem Feuer, ist voller Ausgelassenheit und kindlichster Freude am Heidnischen. Aber sie ist auch so mitreißend, daß John alles vergaß, den Schnee und die Stunde, da im Norden die Weihnachtsglocken in den Schlaf der Kinder läuten, und da eine seltsame, atemanhaltende stille Freude in die Herzen sickern läßt, da irgend etwas verwandelndes mit allen Menschen geschieht, das sie hilflos und zu Kindern macht.
John hatte den Morgen über die Abruzzen kommen sehen, mit seiner ersten, reinen Röte. Nicht allein. Er war mit Delia durch die Gärten von Caprile auf den Monte gestiegen. Sie hatten dort dann eine Weile gesessen, und Delia wußte einen Platz, wo kleine Zwergorchideen wuchsen; sie bogen dann links ab, zum Treppenweg, der nach der Marina führte.
Manchmal sagte Delia: „Ich bin eine Moderne!" — Sie sagte es, während sie sich an John lehnte und ohne Zucken und Zittern geschehen ließ, daß ... Nun, man braucht es nicht zu sagen. John war fast zu sehr verliebt, denn er wagte es kaum, Delia anzurühren. Und um John etwas Mut zu machen, und auch sich selber über die Angst hinweg zu setzen, sagte Delia dann und wann: „Hier ist kein Carabinieri — wir werden keine zweiundzwanzig Lire und zwanzig Centisimi zahlen müssen ..." (Was genau auf Heller und Pfennig für einen Kuß ist.)
Sie sagte: „Du bist ein Fremder, komm, du sollst es heute vergessen! Es ist Natale, jeder weiß es, komm, gib mir einen Kuß."
John blieb der Atem fast im Halse stecken, und der Weg, die endlosen Treppen hinab, wurde ewig lang; denn sie standen oft still und feierten Weihnachten, auf ihre eigene Art. Auf einmal erklang ein Lachen hinter ihnen, es war Delias Schwester Angela, die am Arm des jungen Antonio ebenfalls auf dem weihnachtlichen Nachhauseweg war. So stiegen sie das letzte Stück Weg, von der Chiesa San Costanze bis ans Haus zusammen hinab. Es war sehr schön, es war alles nicht so fremd, wie es bei Beginn der Nacht aussah. Sie kamen auf die Terrasse der Osteria della Mare, die Delias Vater gehört, und John fühlte sich wie zu Hause. Die Sonne war über die Insel gekommen und in ihren ersten Strahlen wärmte sich eine große, gelbe Katze, die auf einem der Marmortische lag. Es war Delias Katze. Sie hatte sie aufgezogen, sie liebte sie sehr, John hatte es oft beobachtet. Und nun sah Delia das Tier.
„Olala", sagte sie, und rannte fort ins Haus, in das die Schwester schon eingetreten war. Es dauerte eine ganze Weile, dann kam sie mit Angela, die auf den Armen ihre Katze trug, eine graugestreifte, zurück.
Und dann ging es vor sich, was jede Weihnachten vor sich geht. Delia hatte etwas aus dem Hause mitgebracht, das wie eine Kette in Papier gewickelter Würste aussah. Nein, es sind zwei solcher Stränge, von denen sie Angela einen gibt. Jetzt nimmt auch Delia ihre Katze auf den Arm, die Schwestern hocken sich auf die Erde, bücken sich über die Tiere. John denkt an die guten alten Tanten oben im Norden, die ihren Katzen und Hunden am Weihnachtstage eine Wurst geben. „Guten Appetit" ruft er und will sehen, was in dem Papier ist. Aber die Schwestern lassen ihn nicht heran kommen.
„Bleib dort hinten, sonst laufen die Katzen fort", befiehlt Delia. John setzt sich auf die Brüstung der Terrasse und hat Hunger, und ist vergnügt, denkt im Stillen: vielleicht werde ich hier einmal mein Zelt aufschlagen Und dabei blinzelt er aus etwas übernächtigen Augen auf den Rücken Delias.
Da zischt plötzlich ein kleines Wachszündholz auf ... Und die beiden Mädchen lachen, beugen sich erregt über die Tiere. Es geht wahnsinnig schnell und John versteht nicht das Gebaren der Schwestern, die jetzt zurückspringen, den Blick auf die Katzen freigeben ...
John sieht, daß die Ketten der Papierwürste an die Schwänze der Katzen gebunden sind, sieht es ebenso ratlos und erstaunt wie die Katzen selbst. „Was ist los?" fragt er.
„Pischt!" — Die Schwestern legen die Finger auf den Mund, stecken sie dann in die Ohren und ... und ...
Es knallt fürchterlich, zweimal hintereinander. Die

Katzen springen meterhoch in die Luft, überschlagen sich. Das Anhängsel an ihrem Schwanz qualmt... Es sind Raketenschüsse. Und dann rasen die Tiere fort, sich immer wieder überschlagend, gejagt von unheimlichem Entsetzen. Die Mädchen lachen mit ihren schönen Stimmen, so daß sie sich die Seiten halten müssen.
Es ist noch nicht zu Ende. Wieder knallt es. Unter den Fischerbooten, zweimal, und wieder... Sechs Schüsse sind in jedem Raketenstrang, die alle in Abständen von der an einem Draht entlanglaufenden Zündschnur entladen werden. John starrt fassungslos die Mädchen an, die ihm ins Gesicht lachen...
„Auch die Katze muß wissen, daß Weihnachten ist!" — Und auf Johns finster werdendes Gesicht hin sagt Delia noch etwas von altem Brauch, etwas von Liebe, die damit zu tun hat. John hört nicht hin. Er möchte diese Menschen ohrfeigen.
Er geht wortlos fort. Der Weg führt ihn durch noch immer grüne Gärten hinauf in sein Zimmer. Er legt sich dort hin, und wenn er gestern abend Sehnsucht nach Hause hatte, ist das, was ihn jetzt am hellen Morgen wachliegen läßt mit nichts anderem zu bezeichen als mit Heimweh.
Der ganze Spuk der Nacht wird ihm jetzt erst so recht bewußt, und es klingt verbittert, als er vor sich hinmurmelt: „Auch die Katze muß wissen, daß Weihnachten ist!"
Es kommt der Punkt, wo er einfach einschläft, ohne daß er es merkt. Aber damit ist das Eine nicht zu Ende. Es geht über in den Traum, und wandelt sich dort, und es wird wieder zu einem Morgen vor langen Jahren. Er sieht sich selber, wie man sich nur im Traum sieht. Er ist noch klein, sieben Jahre alt, und er wacht gerade auf nach einer traurigen Nacht. Er hat in dieser Nacht erfahren, daß es kein Christkind gibt, und nun soll er aufstehen und in die Stube gehen und die Geschenke ansehen. Die Mutter steht am Bett und sagt: „Das Christkind war da!"
Er möchte weinen im Traum, wie damals, er kann es nicht. Es ist quälend. Die Mutter reicht ihm die Hand, führt ihn an die Stubentür. Er friert... Die Tür öffnet sich, er möchte sagen: „Mutter, ich hab doch schon gesehen, was ich bekomme: den Helm für die Husarenuniform und meine alte Schubkarre, die neu gestrichen ist... Ich glaube doch nicht mehr an das Christkind..."
Da sieht er durch die immer weiter sich öffnende Tür den Weihnachtsbaum, die Kerzenflammen, die Kugeln, — der Duft der Nadeln und Äpfel und Plätzchen schlägt ihm entgegen, und er steht da und starrt durch den Lichterglanz hindurch — denn hinter dem Weihnachtsbaum, da ist das Christkind gewesen... Da ist es brennendrot, eine riesengroße Fahne, so groß wie der ganze Baum, und darauf ein Halbmond... Eine Türkenfahne! Er hat sie sich doch nur ganz heimlich gewünscht, er sollte sie doch nie bekommen, weil es Krieg ist und das Christkind keinen Stoff hat...
Und nun ist sie da, neu und rot, und der Halbmond ist so groß wie sein ganzer Arm. Es ist ein Weihnachten, wie es nie schöner war. Und dieser kleine John vergißt seinen Unglauben, vergißt alles Leid. Die Mutter lacht, er muß erst singen, bevor er die Fahne einmal anfassen darf...
Wie das früher einmal war — der erwachsene, erwachende John weiß es nicht mehr genau. Der eben geträumte Traum hat alles verwirrt zu einem stillen, flackernden Tanz, gleich fallendem Schnee. Es ist nun Abend. Die Sonne sinkt ins Meer. Den Vesuv färbt seine Wolke. John kleidet sich an, geht hinunter in Don Costanzos Schenke und trinkt einen heißen Kaffee. Und der Kellner Pasquale kommt und meint: „Die Heilige Nacht ist mal wieder vorbei. So geht es nun immer. Morgen entsinnen sich nur noch die Katzen daran..."
John sagt nicht ja, nicht nein. Es ist vorbei, er mag nicht mehr darandenken.

(Toni Bichl)



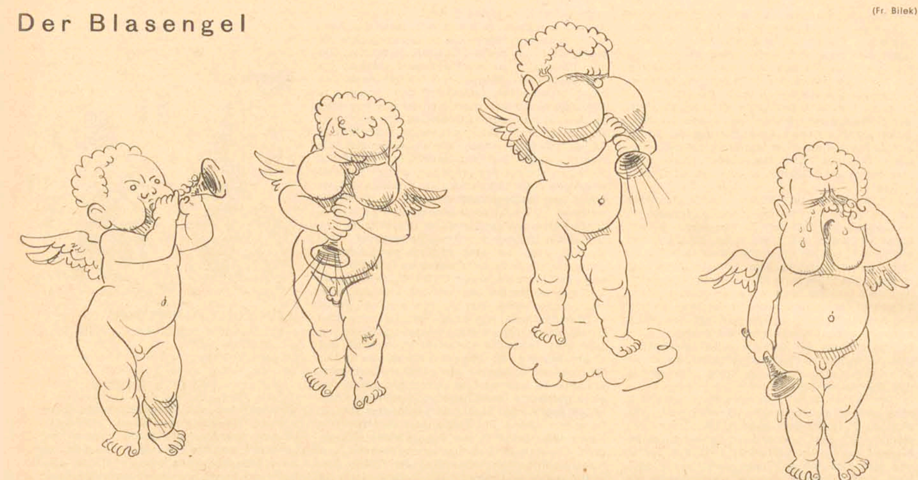
„Herrliches Weihnachtswetter!" — „Ja, mir steht's schon bis an die Knie!"

Die Tante

Wir bekamen von Freunden einen Hund geschenkt, über dessen Namen wir uns nicht einigen konnten. Schließlich nannten wir ihn „Straubi", weil die Freunde in Straubing wohnen. Eines Tages besuchte uns eine Tante aus Pforzheim und fragte, warum wir den Hund denn ausgerechnet „Straubi" heißen. Als sie hörte, daß das die Abkürzung von Straubing bedeute, sagte sie trocken, wie das so ihre Art ist: „Ein Glück, daß er nicht aus Pforzheim stammt!"

Der Blasengel

(Fr. Bilek)



Wenn unterm Tannenbaum die Junggesellen prangen...

Ach, die armen Junggesellen, die sitzen am Weihnachtsabend tränenüberströmt in ihren kalten Zimmern, denken an verlorne Kinderzeit und verpaßten heimischen Herd. Nicht die kleinsten Enkel spielen um ihre vermorschten Knie. Der bekannte helle Kinderjubel erreicht nicht ihr Ohr, und niemand ist da, dem sie mit ihrem Geschenk eine Freude machen könnten.

Arme Kerle, diese vom Christkindchen Ausgestoßenen!

Ist es nicht so?

Es mag vorkommen, aber man kann's auch anders sehen. Ich finde, frauenlose Junggesellen sind zu Weihnachten das seltenste, was man finden kann. Unter jeder Familientanne liegt sozusagen einer. Alle Familien wetteifern darin, das Fest mit anhanglosen Junggesellen zu schmücken. Versuchen Sie mal, einen zum Weihnachtsabend einzuladen, er ist schon vergeben, er ist schon besetzt, um den Abend einer Familie zu verschönern und den Kinderjubel entgegenzunehmen.

Er hat den stillschweigenden Auftrag, die lapidare Meinung auszusprechen, daß zum Weihnachtsfeste eben Kinder gehören. Man erwartet das von ihm und schenkt ihm dafür nach altem Herkommen einen Schlips oder eine Flasche Schnaps oder eine der vielen Kleinigkeiten, die der nimmermüde Geist des Menschen nur zu dem Zwecke ersonnen hat, Geschenkartikel zu sein.

Der Onkel Junggeselle bringt den Kinderchen etwas mit, nachdem er sich vorher das Gehirn zermartert hat, was er den Kinderchen wohl mitbringen könnte. Und man findet es sehr aufmerksam von ihm.

Ach, er wird an diesem Tage ganz zum guten Onkel, kniet auf dem Boden, steckt Eisenbahnschienen zusammen, baut einen kleinen Kran, kauft in einem Puppenladen Zuckerperlen, bläst die oberste Kerze am Weihnachtsbaum aus, löscht kleinere Christbaumbrände, singt längere Weihnachtslieder, gratuliert der Köchin, zählt ganz zur Familie und ist kinderlieb wie eine gelernte Kindergärtnerin in der kleinen Anzeige.

Fast möchte ich behaupten, Weihnachten ist das eigentliche Fest der Junggesellen; denn: was wäre so ein Fest ohne Zuschauer und Bewunderer.

Der Hausfrau bringt er Blumen mit, weil er ihr doch keine Strümpfe schenken kann, oder sonst etwas, was Freude bereitet. Am Weihnachtsabend sind die Straßenbahnen angefüllt mit Blumen wie Treibhäuser, und an jedem Fliederzweig, an jedem Chrysanthemenstengel, an jedem Rosenstrauß ist ein Junggeselle befestigt.

Wenn er eintrifft, geht bald die Bescherung los. Das wissen die Kinder und begrüßen ihn freudig, während sie überlegen, was in den Paketchen, die er mitgebracht hat, wohl drin sein könnte. Mit diesen Päckchen weiß er zuerst nichts anzufangen; denn noch ist ja nicht Bescherung. Er läßt sie draußen auf dem Flurtisch unter dem Spiegel liegen, diese Kleinigkeiten, die die Verkäuferin ausgesucht hat. Nun warten alle in irgend einem Zimmer, und der Onkel hat die Kinder zu fragen, ob sie schon sehr neugierig und aufgeregt sind, was eine sehr dumme Frage ist, die er sich selbst beantworten könnte. Jetzt klingelt's im Weihnachtszimmer und alle sind davon sehr überrascht, und die Kinder wollen den Erwachsnen den Spaß nicht verderben und tun deshalb auch sehr überrascht, als hätten sie längst vergessen, daß heute Weihnachtsabend ist.

Jetzt tritt der bekannte Lichterglanz auf. Alle strömen hinein ins Zimmer, wo der Vater steht und die Wachsflecken vom Anzug zu entfernen sucht, die er sich eben beim Anstecken des Tannenbaums gemacht hat. Natürlich läßt man den lieben Kleinen den Vortritt wegen der leuchtenden Kinderaugen. Auch der Junggeselle drückt sich herein, um seine Bewundererrolle zu spielen. Vorher hat er noch schnell die Paketchen vom Flurtisch genommen und nachdem sich die staunende Verwirrung gelegt hat, überreicht er seine kleinen Gaben, wobei es leicht möglich ist, daß er in der Festesfreude die Päckchen verwechselt und der Tochter des Hauses den Karton mit dem Seidenhemdchen überreicht, mit dem er eigentlich an anderer Stelle Festesfreude zu bereiten hoffte.

Foitzick

Winteräpfel

Von Georg von der Vring

Apfel mit der rauhen Haut,
Braun, orange und rote,
Hab ich vor mir aufgebaut,
Reife, feste, große.

Ruhende und rollende
Kernige Reinetten;
Eine fort sich trollende
Will sich anders betten.

Fang sie, Mädchen, greif sie an
Ohne Griff und Henkel!
Wär ich Apfel, so wie Mann,
Spräng ich dir an'n Schenkel.

Lauf ihm nach! Solch Apfel rennt,
Um sich zu verstecken.
Wer den Kern der Weisheit kennt,
Sucht ihn in den Ecken.

Weihnachtswünsche

(K. Heiligenstaedt)



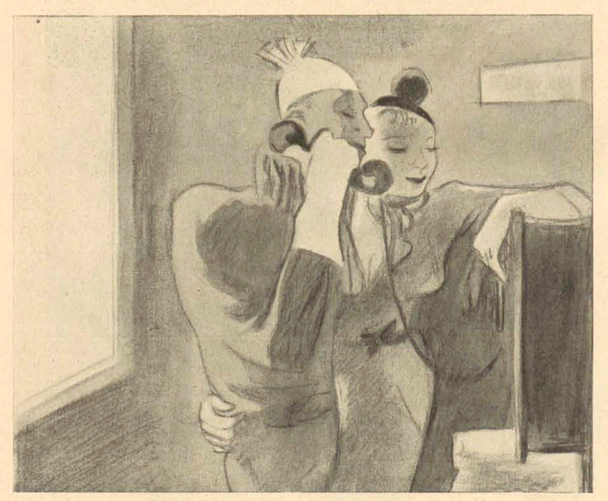
„Mein Mann sagte gestern, zu einem richtigen Weihnachtsfest gehörten halt Kinder!“ — „Und was hast du dazu gesagt?“ — „Das hätte er sich zu Ostern überlegen sollen!“

Die ollen Herrschaften

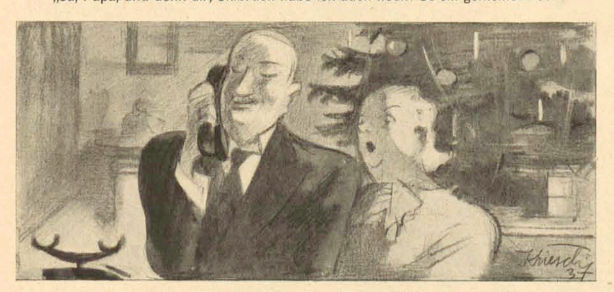
(R. Kriesch)



„Walter ruft an — von der Firstalm — hat sich den Fuß verknackst, kann nicht zum Fest kommen.“ — „Ums Himmels willen, der arme Bub!“



„Ja, Papa, und denk dir, Skibruch habe ich auch noch! So ein gemeines Pech!“



„Na, mein Junge, wenn sie sehr hübsch is — denn wünsch' ich dir Hals- und Beinbruch noch dazu!“

Lieber Simplicissimus

Ich ging mit meinen beiden Kindern in die Gemäldegalerie. Da war vor allem Tizians „Heilige Familie“, von der sie gar nimmer wegzubringen waren. Aber — wie Kinder schon so sind — sie kritisierten: „So was — ein Kind so nackig hinzulegen!“ sagte Mariechen. „Ein Hemd hätten sie ihm schon kaufen können!“ „Weißt du, sie waren eben ganz arm“, erklärte ich. „Er war stellungsloser Zimmermann.“ Aber Mariechen fand auch daran einen Haken: „Dann hätte er doch ein Kinderbettchen machen können!“
„Nein. Er war so arm, daß er kein Holz kaufen konnte.“
Nun mischte sich Herbert ein. „Aha!“ sagte er altklug, „das kennt man schon: für das Notwendigste war kein Geld da — aber von Tizian sich malen lassen, das haben sie schon gekonnt!“

*

Frau Kackelbusch hat nach einer älteren Photographie ihres Mannes sein Bild in Lebensgröße, natürlich in Öl, malen lassen. Sie legte es zu Weihnachten auf den Gabentisch. Wie das so ist, war Kackelbusch zuerst von dem Geschenk ganz entzückt, aber einige Tage später kamen ihm doch Bedenken wegen der Zweckmäßigkeit, und er meinte zu seiner Frau: „Ich begreife es ja, daß das Bild eine Überraschung sein sollte und daß ich deshalb vorher nichts davon wissen durfte; aber zweckmäßiger wäre es doch wohl gewesen, wenn ich mich vorher hätte photographieren lassen, damit du dem Maler ein neues Lichtbild als Vorlage hättest übergeben können!“
Frau Kackelbusch stimmte zwar zu, wollte aber die Bedenken ihres Mannes wenigstens teilweise zerstreuen und sagte: „Sieh mal, Männel, es ist aber auch schön, wenn später einmal Besucher fragen, wen das Bild darstellt und man kann ihnen dann sagen: Das ist mein seliger Mann in der Blüte seiner Jahre.“

*

Zwei junge Berlinerinnen sind auf dem Weihnachts-Nachmittagsbummel. Ich werde — nicht ungern — im Getriebe knapp nebenher geschoben und höre, wie's aus dem lieblichen Mund der Blonden ertönt: „Mein Bräutijam, der Dussel, wollt' sich zu Weihnachten mit mir valoben — aber ick habe ihm gleich jesagt: Kommt jarnich in Frache! Da is mir 'n Brillantring auf Raten noch lieber als 'ne Valobung auf Umtausch!“

*

Die kleine Annemarie ist zum ersten Male in der Kirche und verfolgt alle Vorgänge mit dem größten Interesse. Nach Beendigung der Liturgie verläßt der Pfarrer die Altarnische und begibt sich in die Sakristei. Annemarie kichert vor sich leise hin. „Pst“, macht Mutter. Doch das kleine Mädchen kann ihre Beobachtung nicht für sich behalten. „Mutti“, sagt sie im Flüsterton, „wie peinlich für den Mann, daß er so mitten drin mal 'rausgehen muß.“

*

Immer gab's was zu hecheln, wenn die hübsche Inge mit was Neuem an ins Büro kam. Aber das schlug doch dem Faß den Boden aus, als es zu Weihnachten durchsickerte, daß Inge als Sekretärin zu dem auch menschlich anspruchsvollen Junior der Firma kommen werde.
Die sich für viel begabter haltende Stella meinte spöttisch: „Naja — Kleider machen Leute!“
„Pah“, rief Inge zornig, „ich garantiere euch, daß ich auch ohne Kleider vorwärtskomme!“ — „Dann erst recht!“ schrie Stella, die Sinn für Humor hatte.

*

Unsere zwei Kinder waren eine Zeitlang in Frankreich zu Besuch. Ein bißchen Französisch haben sie aufgeschnappt und berichten freudestrahlend: „Mutti, denk nur, wir können ‚O Tannenbaum' französisch singen. Das Lied heißt ‚O beau sapin'.“
„Na, da singt es doch mal recht schön“, sagt die Mutter. Mit gefalteten Händen singen die beiden aus voller Kehle: „Popo sapin, popo sapin ...“

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. III. VJ. 37. 17108. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawe, Wien I, Wollzeile 11.

Appell der Weihnachtsengel

(Erich Schilling)



„Also, ich betone noch einmal, daß die Weihnachtsengel, die zu den Junggesellen fliegen, Punkt Mitternacht wieder zurück sein müssen. Ich dulde unter keinen Umständen, daß Engel, wie voriges Jahr, erst am dritten Feiertag einpassieren!"

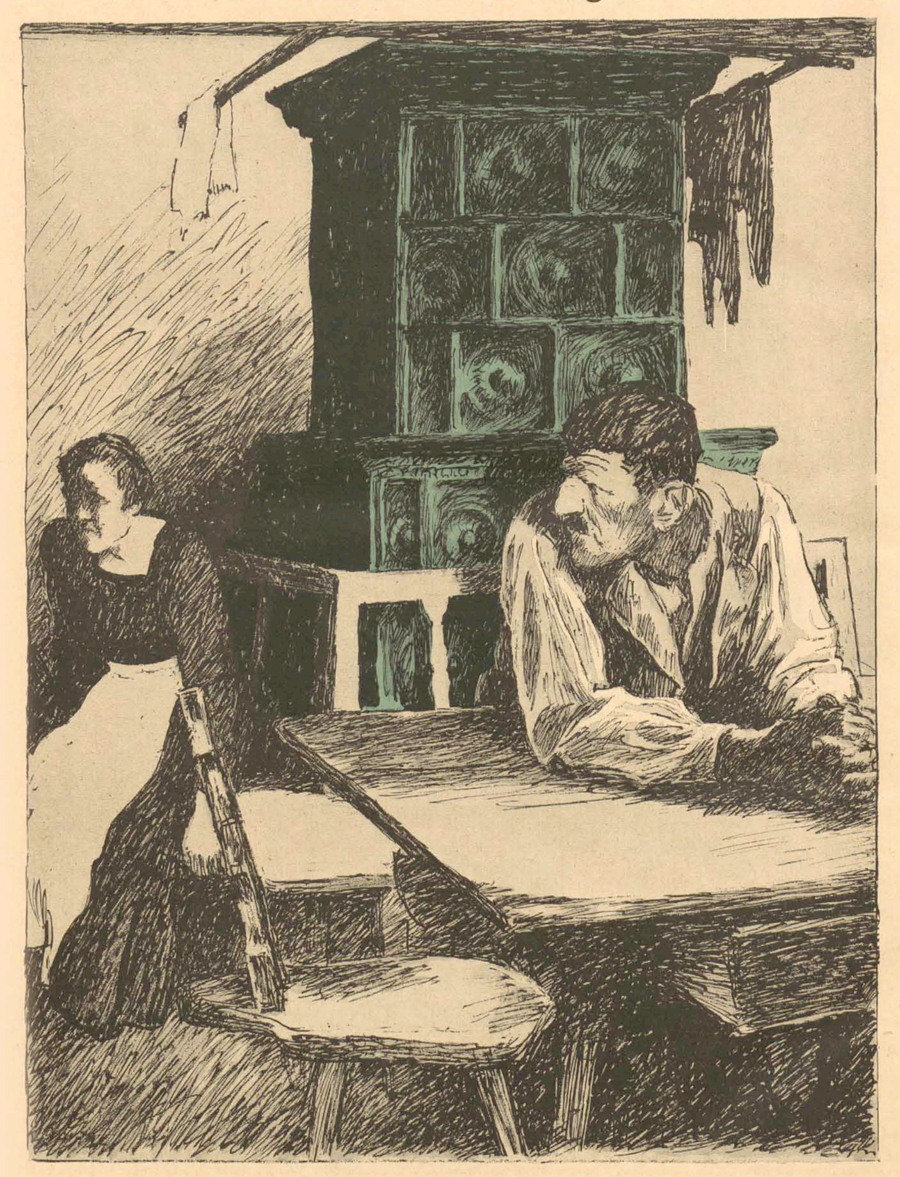
O welche Lust . . . !

Mit zum schwierigsten in Stockholm gehört es — ein Dienstmädchen zu erhalten. Ein Stockholmer, der wohl schon alles mögliche vergebens versucht hatte, um ein solch teures Wesen zu bekommen, ließ nun folgendes Inserat erscheinen: „Ordentliches Mädchen bekommt Platz in leicht zu behandelnder Familie ohne Kinder. Die Hausfrau hat eine Stellung außer dem Hause und verpflichtet sich, in keiner Weise sich in die Angelegenheiten des Hausmädchens einzumischen. Es steht ein eigenes Zimmer, eigener Rundfunkapparat, besonderer Eingang mit eigenem Schlüssel zur Verfügung; auch Aufzug und Müllabwurf ist vorhanden, ebenso Hilfe für Abwaschen, Reinemachen, Teppichklopfen und für andere Verrichtungen. Jeden Abend freien Ausgang. Der Lohn beträgt 100 Kronen im Monat, zuzüglich 10 Kronen als Beitrag für Zerbrechen von Porzellan. Ein Kinotheater ist im Hause nebenan und die Regimentskaserne schief gegenüber. — Antwort erbeten an ..."

Wenn das nicht hilft, was dann ...? —fe.—

Weihnachtsmorgen

(E. Thöny)



„Was hat denn heut nacht bei dir am Fenster so g'scheppert, ha, Stasi?" — „I glaub, dös war's Christkindl, Vata!" — „Sooo? Ja, dös wann i g'wußt hätt', dann hätt' i 's net aso herg'haut!"

München, 31. Dezember 1937
42. Jahrgang / Nummer 52

40 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G. M. B. H., MÜNCHEN

Prosit Neujahr!

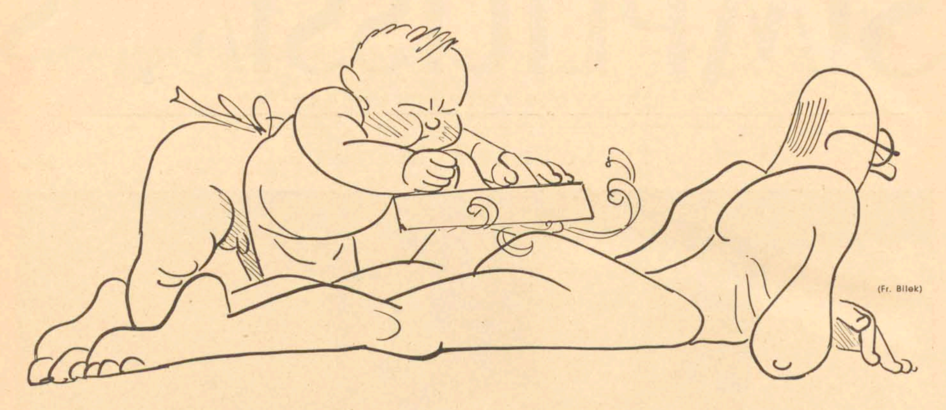
In letzter Minute

(K. Heiligenstaedt)



„Nun geht das Jahr zu Ende, Gnädigste, und ich bin noch genau so weit mit Ihnen wie am Anfang!" — „Warten Sie 's doch ab, es ist ja erst zehn Minuten vor zwölf!"

Silvester / Von Ratatöskr



Nun fällt die Klappe wieder zu.
Kriegt auch die arme Seele Ruh'?
J Gott bewahre — alle Leute
sind äußerst neu'rungssüchtig heute:

„Erwirb dir, was du noch nicht hast,
und repariere, was nicht paßt!
Vom Kopf bis zu den Stiefelsohlen
laß dich, o Adam, ‚überholen'!"

Von Herzen gern und danke sehr.
Jedoch gesetzt den Fall, man wär'
längst überholt schon, alte Mode,
ein ausrangierter Don Quijote?

Was dann? . . . Nun, der Bedingungsfall
scheint doch wohl reichlich irreal.
Wie? Oder fühlt sich wer getroffen?
Das will ich nie und nimmer hoffen.

Sie ist von mir gegangen

Eines Tages trat Else vor mich hin mit dem bekannten harmlosen Ausdruck im Gesicht, hinter dem finsterer Verdacht lauert und fragte: „Was ist denn das?" Dabei hielt sie mir eine Art Medaillon hin, auf dem ein Mädchenkopf ziemlich unschuldig in die Welt blickte. Ich antwortete, ohne mich auch nur einen Augenblick zu besinnen, mit der klaren Stimme eines besonders reinen Gewissens: „Das ist Maria Büttenbach!"

Jawohl, das war Maria Büttenbach tatsächlich. Jahrelang hatte ich nicht mehr an sie gedacht. Ihr Name war bei mir ausgelöscht, zergangen. Als mir Else das Medaillon hinhielt, war der Name plötzlich wieder da, geradeso, als hätte ich ein paar Minuten vorher an sie gedacht. Ich platzte geradezu heraus: „Maria Büttenbach!"

Maria Büttenbach war schon lange her, und das sagte ich auch gleich zu Else. „So, warum hebst du dann diesen Dreck auf?" fragte sie sensationslüstern. Ich verteidigte mich damit, daß ich ihn ja gar nicht aufhebe, sondern daß er einfach da sei, irgendwo, was weiß ich, mal in dieser Schublade, mal in jenem Döschen. Man konnte doch Maria Büttenbach nicht einfach wegwerfen.

Ein wertvolles, dekoratives Familienstück war sie nicht. Sie bestand einfach aus einem Weißblechknopf in der Größe eines Zehnpfennigstücks, auf dem eine farbig gemalte Fotografie aufgeklebt war. Nach Aussage dieses Blechstückchens war Maria ein hübsches Mädchen gewesen, mit einer unmodernen Frisur. Auf diese Frisur wies Else zuerst hin, ich erklärte ihr aber, daß es eine damals sehr moderne Frisur gewesen sei. Das tat seine beruhigende Wirkung; denn es ergab sich, daß ich Maria nicht erst im Verlauf der vergangenen Woche kennengelernt hatte.

Nein, das hatte ich wirklich nicht. Ich hatte sie vor Jahren in Venedig kennengelernt, in einem alten Palazzo, dessen Fuß die Wellen des Kanals bespülen. Sehr romantisch, nicht wahr?

Ich könnte jetzt schreiben, daß wir uns bei einem Fest des Fürsten Doria trafen und geläufig lieben lernten. Das wäre aber Schwindel. Nein, in dem Palazzo war eine Fremdenpension, und in der wohnten wir. Aber es war ein richtiger Originalpalazzo, was man schon an den Deckenfresken erkennen konnte. Wenn ich morgens im Bett meine Augen aufschlug, fiel mein Blick auf einen nackten Herrn mit Geweih, den der venezianische Künstler dort oben hingemalt hatte. Wenn sich aber Maria Büttenbach den Schlaf aus den Augen rieb, konnte sie an ihrer Decke eine sehr leicht bekleidete Diana erkennen, denn das Ganze war aus der antiken Mythologie.

Ich mache darauf aufmerksam, daß das Bild für uns keine symbolische Bedeutung hatte. Ferner ist unumgänglich notwendig, hinzuzufügen, daß ich nur immer den Herrn mit Geweih, und Maria nur immer die Diana mit Gefolge sehen konnte, denn zwischen uns befand sich eine richtige Mauer aus Stein. Man hatte nämlich für die Zwecke der Pension die großen Säle unterteilt und jeder mußte sich mit einem Stück der Mythologie begnügen.

So, das ist die eine Erinnerung an Maria Büttenbach, und die zweite ist das Fest auf der Lagune. Da lag sie in den schwellenden Polstern der Gondel, und um uns herum waren Lampions und Musik und Barken mit Tafelnden. Ich aber liebte Maria teils, teils trank ich dazu sehr vielen Rotwein mit Asti, während hinter uns der Gondoliere die Preise zu erhöhen beschloß. Da aber in so einer Gondel die sanitären Anlagen sehr im argen liegen, wurde ich von Viertelstunde zu Viertelstunde immer stiller und gab in immer größeren Abständen Laut. Endlich aber erteilte ich den eiligen Befehl, das rettende Ufer anzulaufen. Oh, hernach war ich wieder ein besonders charmanter Plauderer in der Gondel und erklärte Maria die ganze venezianische Kunstgeschichte.

Das waren also meine Erinnerungen an Maria Büttenbach. Schließlich muß sie mir doch wohl den Blechknopf mit ihrem Porträt geschenkt haben. Jetzt ward sie also wieder aufgetaucht. Maria Büttenbach lag mal hier, mal da, mal in der kleinen Biedermeiertasse, mal in der alten Geldbörse. Sie gehörte zum Inventar. Wenn ich meine Manschettenknöpfe nicht finden konnte, sagte wohl Else: „Sie liegen dort bei Maria Büttenbach in dem Döschen!", oder auch: „Ich habe die Telefonrechnung unter Maria Büttenbach gelegt!" Manchmal verschwand sie auch wieder, und dann sagte Else oder ich: „Ich habe Maria Büttenbach so lange nicht gesehen!"

Ja, und neulich habe ich sie in meine Jackentasche gesteckt, dahin, wo ich die Zehnerl trage. Na, und da kam einer mit einer Sammelbüchse. Man wird mir's gewiß nicht übelnehmen, ich habe Maria Büttenbach versehentlich zu wohltätigen Zwecken hineingeworfen, obwohl sie nicht das Geringste zur Linderung irgendwelcher Not beitragen konnte.

So ist Maria Büttenbach wieder von mir gegangen, vielleicht für immer, aber die Erinnerung an die Gondelfahrt ist ein Paradies, aus dem ich nicht vertrieben werden kann. Foitzick

Die Feuerzangen-Bowle

(Olaf Gulbransson)



„Gleich wird das neue Jahr in seine Rechte treten! Es ist höchste Zeit, die Feuerzangenbowle in Brand zu stecken!"

„Was wollte ich eigentlich sagen? Richtig! Jawohl! Prosit Neujahr!"

Silvesterfeier

(Erich Schilling)



„Denken Sie, gnädige Frau, in meinem Elternhaus bestand die ganze Silvesterfeier darin, daß mein Vater meiner Mutter einen Kuß gab.“ — „Ach, waren die Verhältnisse vor dem Krieg so primitiv?“

Wahre Geschichte

Da hat also die Köchin wieder eine der sündteuern Kaffeetassen zerschlagen und die Scherben in den tiefsten Tiefen des Mülleimers vergraben.

Herr Oberberger, der Marie bei dieser schweren Untat beobachtet hat, rät seiner Frau, Milde walten zu lassen, aber schon stürzt Frau Oberberger wutschnaubend in die Küche.

„Marie, was haben Sie nur wieder angestellt?"

„Ich bitt' schön", leugnet Marie auf jeden Fall, „ich weiß wirklich nix —"

„Sie sind ja immer der reinste Unschuldsengel, Sie leugnen ja alles!"

„Ich bitt' schön, ich wüßt' wirklich net, was ich leugnen sollt'!" verteidigt sich Marie. „Ich steh da wie ein neugeborenes Kind!"

„So seh'n Sie aus!" zischt Frau Oberberger. „Und vielleicht wollen Sie mir einreden, daß mich mein Mann angelogen hat?"

„Was sag'n S'? Der gnä' Herr hat g'sagt..."

„Jawohl", sagt Frau Oberberger zitternd vor Wut und Galle, „leugnen Sie jetzt auch noch? Aber ich hab es satt! Und wenn mein Mann hundert Entschuldigungen bereit hat für Sie, Sie können gehen — ich dulde so eine Duckmäuserin nicht im Hause!"

Da schaut Marie die zornbebende Gnädige an und meint, verwundert den Kopf schüttelnd:

„Alsdann, ich versteh net, warum sich d' gnä' Frau so aufregt... Vorläufig wiss'n ma ja no gar net, ob i überhaupts in Hoffnung bin!" H. K. B.

Die fünfzehnte Novelle

Von Franco Sacchetti

Der Marchese Azzo von Esti, der wohl der Sohn des Marchese Obizzo war, hatte eine heiratsfähige Schwester, die — der Wahrheit die Ehre! — den Namen Madonna Alda führte. Dieser Marchese machte sich auf die Suche nach der besseren Hälfte dieser seiner Schwester und vermählte sie dem Richter von Gallura. Der Grund zu dieser Heirat aber war, daß besagter Richter alt war und keinen Erben hatte, dem er das Seine rechtmäßig hinterließe. Im Glauben, daß Madonna Alda oder Madonna Beatrice, wie andere sie genannt haben, Kinder von ihm bekommen werde, die über das Richteramt von Gallura Herren blieben, vermittelte er diese Ehe gern, und die Frau wußte wohl, zu welchem Ende sie der Marchese vermählt hatte.

Es begab sich, nachdem sie geheiratet hatte, daß sie fünf Jahre mit ihm zusammenlebte, ohne ein Kind zu bekommen; und als besagter Richter von Gallura starb, kehrte die Frau als Witwe ins Haus des Marchese zurück, woselbst ihr jedoch weder der Marchese entgegenkam, noch irgend jemandes Gesicht erschien, nicht anders, als hätte sich der Todesfall gar nie ereignet. Selbige Frau kam aber in dem Glauben, dem Marchese herzlich willkommen zu sein, und als sie das Gegenteil gewahr ward und sich darob verwunderte, suchte sie wiederholt den Marchese in seinen Gemächern auf, um sich nach Gebühr bei ihm zu beklagen, welcher aber, ohne eine Miene zu verziehen, sich abwandte.

Dies währte mehrere Tage, bis die junge Frau, da sie den Grund für des Marchese Gebaren und für seine Unbill zu erfahren begehrte, eines Tages kühn an ihn herantrat und fragte:

„Könnte ich wissen, mein Bruder, warum du mir soviel Zorn und Widerwillen entgegenbringst, der unglücklichen Witwe, und lieber möcht' ich Waise sagen, da ich, wenn du von mir läßt, keine andere Zuflucht habe."

Und sich feindselig zu ihr wendend, antwortete er: „Oh, kennst du die Ursache nicht, um deretwillen ich dich dem Richter von Gallura vermählte? Wie schämst du dich nicht, fünf Jahre seine Ehefrau zu gewesen zu sein und ohne ein einziges Kind mir ins Haus zurückzukehren?"

Die Frau, die ihn verstanden hatte, ließ ihn kaum ausreden und antwortete:

„Mein Bruder, sprich nicht weiter, damit ich dich verstehe! Ich versichere dir, daß ich, um deinen Willen zu erfüllen, weder Diener noch Knecht, noch Koch, noch anderswen mir entgehen ließ, mit dem ich es nicht versucht hätte; aber wenn Gott es nicht gewollt hat, ich kann es nicht ändern."

Darob freute sich der Marchese so, wie jeder andere sich gefreut hätte, der seine Schwester schwer beschuldigt hatte und sie sodann unschuldig fand; und alsobald umarmte er sie zärtlich und liebte und schätzte sie mehr denn je. Er verheiratete sie dann mit einem Messer Marco Visconti, dem sie eine Tochter gebar.

Einige werden sagen, und ich glaube es sogar, daß diese Frau klug und keusch war; aber da sie die Absicht des Bruders durchschaute, wollte sie ihn darin, wonach ihn gelüstete, zufriedenstellen mit ihren Worten und in seine Liebe zurückkehren. Solchermaßen befriedigt man diejenigen, welche nur auf den Vorteil bedacht sind und nicht auf die Ehre; und diese Frau sah es ein und gab ihm von der Speise, die er wollte, indem sie ihn zufriedenstellte, womit sich wenige getröstet hätten.

(Aus dem Altflorentinischen übertragen v. Thea Reimann-Welde)

Gegenüber / Von Eugen Roth

In erster Winterfrühe
Schlaflos ich ans Fenster mich stell'.
Da wird zu des Tages Mühe
Golden ein Lichtlein hell.

Da drüben wohnen zwei Frauen,
Es fiel ihnen gar nicht ein,
Daß ich Nachbar könnt' schauen
In ihren Lampenschein.

Da seh' ich ein Mädchen verschlafen,
Wie es sich streckt und dreht.
Mit ihrem blauen Milchhafen
Die Mutter am Herde steht.

Wie schlank sind die jungen Glieder,
Ein liebliches Gewächs;
Die Alte schlurft hin und wider
Und schilt wie eine Hex'.

Die Junge wäscht sich und dehnt sich,
Wie ein Kätzchen sie streicht
Um die zornige Alte und lehnt sich
Und lacht so schelmisch leicht.

Die holden Brüste hüpfen,
Wie sie sich wendet und bückt,
Ich seh ins Hemd sie schlüpfen
Und wart' noch immer verzückt.

Am Himmel steh'n noch Sterne.
Die Kälte nach mir greift.
Mein Tag, der ist noch ferne,
Fabriksirene pfeift.

Da schleich' ich mich wieder zum Bette,
Da lieg ich so schlafeswarm,
Als ob ich die Holde hätte
Schlummernd in meinem Arm ...





(J. Hegenbarth)



Ein Fuchs aus Stornes Wald

VON GÖRGE SPERVOGEL

Die Tasche war dick. Jasper wußte nicht recht, wo er sie hinstellen sollte. Er sah Angelas leuchtendes Gesicht. Er stellte die Tasche auf den Tisch.

„Der Fuchs!" sagte Angela überwältigt.

„Warte", sagte Jasper zögernd und nahm die Tasche auf seine Knie.

„Kein Fuchs?" flüsterte das Mädchen.

„Ich möchte, ich hätte dir dieses Versprechen nicht gegeben", murmelte Jasper.

Angela ging ans Fenster und starrte hinaus in die Dämmerung. Der Himmel hinter den Bäumen war frostig grün und gegen den Horizont braun. „Als du mit Storne zur Jagd fuhrest", sagte sie, „versprachest du, mir einen Fuchs mitzubringen. Aber wenn es keine Füchse gab, konntest du keinen mitbringen. Das ist doch nicht schlimm."

„Du wirst", sagte Jasper, „du wirst einen Fuchs bekommen."

Das Mädchen schüttelte den Kopf. „Was soll ich mit irgendeinem Fuchs? Dieser wäre aus Stornes Wald gewesen, und du hättest ihn für mich gejagt. Darum habe ich mich darauf gefreut."

Es war in dem Zimmer zu hören, wie ein Windstoß durch die Bäume ging. Die Äste und Zweige hingen voller Tropfen, aber sie fielen nicht ab. Es war deutlich zu hören, wie die Äste knirschten und wie die Zweige knisternd und leise klirrend aneinanderrührten. Selbst die dünnsten Zweige waren schwer von den Tropfen und dick von einer Rinde aus Eis.

Jasper, als fiele es ihm nach und nach ein: „So war der ganze Wald, wie mit Glas überzogen. Es gab Kiefern, an denen erstarrte Wasserfälle hingen. Die Buchenstämme waren dick wie von Tropfstein. Eine Woche lang hatten wir auf Frost gewartet. Wir wollten, daß er die Füchse in die Baue trieb. Vorher waren sie nicht in den Bauen. Sie staken in den Dickungen, es gab Mäuse genug, sie hatten gute Zeit. Wir wünschten ihnen schlechte Zeit; denn in Stornes Wäldern sind wenig Dickungen, wir trieben umsonst durch die ganze Jagd. Frost kam, er scheuchte die Mäuse hinab und die Füchse in ihre Baue, schlechte Zeit begann für sie — zum Frost kam Regen."

Jasper stützte die Ellenbogen auf die Tasche. Das Leder knarrte. Er lehnte sich wieder zurück.

„Als der Regen einmal aussetzte, gingen wir den größten Bau mit Stornes Hund an. Das war so ein vergnügter kleiner Kerl, ein Drahthaar, er zitterte vor Begier, als Storne ihn loskoppelte. Wir hörten ihn unter der Erde — hin und her, immer leiser. Der Bau schien von Dachsen gegraben zu sein, mehrere Stockwerke übereinander. Storne wurde unruhig, ein Hund war wohl zu wenig, um den Fuchs aus einem solchen Bau zu sprengen. Wir warteten noch eine Zeit, am Ende begann Storne zu rufen und zu locken, er schob sich halb in die Röhre, endlich konnte er das Tier fassen. Der Hund gurgelte auf, Storne hatte ihn beim Genick gefaßt, die Kehle war tief offen. Es hatte wieder angefangen zu regnen, wir rannten über die vereisten Wege, und als wir auf den Hof kamen, war der Hund an Stornes Brust und Armen festgefroren. Er war tot, die Hofmeisterin mußte den Mantel am Rücken zerschneiden. Storne begrub ihn dann in dem Mantel."

Es war nun ganz dunkel in dem Zimmer, und Angela sah im Abglanz des Lichtes, das ein vorüberfahrendes Auto an die Decke warf, daß Jasper sie ansah. Sie erschrak, ohne zu wissen warum.

„Wir hätten am liebsten aufgehört mit der Jagd, aber wir hörten nicht auf — der Bauern wegen, die sich beklagt hatten, und wegen Stornes Vater, der die Gelege der Rebhühner und Fasanen schützen wollte. Wir hatten beide keine Lust mehr, aber wir stellten Fallen und waren unterwegs und versuchten alles, und alles war umsonst."

Wieder klisperten die gläsernen Zweige in die Stille des Zimmers. Jasper machte eine Bewegung und fuhr fort:

„An einem Nachmittag fuhr Storne in die Stadt. Er brachte eine Art Flöte mit, ein rundes gelbes Holz mit Mundstück und Kerbe, eine Hasenquäke, sagte er, und am nächsten Morgen setzten wir uns in der ersten Dämmerung am Rande einer kleinen Dickung an, auf einer Hügelnase zwischen zwei Mulden mit altem Buchenbestand. Am Hang gegenüber lag unter hohen Kiefern der Bau. Von meinem Platze aus konnte ich Storne nicht sehen. Es war kalt, dabei windstill. Die Sonne mußte bald aufgehen, der Himmel war klar und blaß. Kein Vogel, kein Geräusch, keine Bewegung, und in diesem toten, lautlosen, gläsernen Wald begann plötzlich etwas zu schreien. Da schrie etwas, schrie wie ein Kind, schrie wie alle Angst... alle Angst, die es gibt... mit ganz kurzem Atem, sich überschlagend — das war nicht mehr Schmerz oder Angst, es war das Grauen... Was da schrie, war sonst stumm, ein kleines, stummes Wesen — nun schreit es, gellend, gellend... stummer Mund, winziges Herz, zerreißende Lunge — so etwas schreit nicht lange. Ich stürzte hinüber zu Storne. Er hatte die Quäke an den Lippen, er hielt sie in seinen Händen und blies nun ganz leise und abgerissen und spähte dabei umher, die Flinte auf den Knien. Ich schlich zurück, und mit dem letzten... dem letzten Ton hörte ich oben am Hang ein Geräusch und sah einen dunklen Schimmer über das Laub fliegen, es raschelte laut, und ich nahm das Gewehr hoch und sah über dem Visier einen Fuchs, wie er sich in das Laub duckte und dann weiterlief; das Visier ging mit und der Schuß fiel, wieder rauschten die Blätter auf, ganz jäh, das Echo des Schusses verlief sich und es war still wie vorher, einen Augenblick lang war es still. Dann hörte ich Stornes Schritte, er rief, seine Stimme war seit Tagen zum ersten Male wieder vergnügt. Er blies durch die Hände ein Signal, schließlich lief er, um einen Bruch zu pflücken, und auf einmal waren alle Bäume voller Meisen, das Moos am Boden blitzte und die Fichtenstämme waren rot vor Sonne. Der Fuchs lag da mit halb zugekniffenen Augen, sein Maul war offen wie zum Biß. Er hatte ein Fell, das war braun wie Kastanien und unterwärts gelbweiß wie ihre geplatzte Schale; über dem Braun lag ein Glanz wie bei blankem Zinn — und daraus hervor lange graue Grannen mit weißen Spitzen. Es war ein alter Fuchs, groß und alt. An den Grannen unter der Schulter hingen rote Perlen, sie waren blank und wurden langsam blind und gefroren."

„Ich konnte dir" — Jaspers Stimme wurde plötzlich lauter — „keinen schöneren Fuchs versprechen als diesen" — das Schloß der Tasche schnappte, Papier begann zu knittern — „und er ist aus Stornes Wald. Er war blind und toll vor Hunger, als er die Stimme des Hasen hörte. Es war der gleiche Fuchs, dem wir den Hund in den Bau geschickt hatten — er wehrte sich gegen den Hund. Wir trieben auf ihn, stellten ihm Fallen, kein Weg war für ihn sicher, keine Stunde ruhig — er hielt es durch. So lange, bis wir seine Not benutzten, den Hunger, und die Not des Hasen; aber wir brauchten nicht einmal einen Hasen, nur ein Stück Holz, um seine Not nachzumachen. Es gibt kein Tier, das die Angst eines anderen nachahmt und gebraucht. Aber hier ist dein Fuchs, wenn du ihn noch haben willst."

Jasper tastete nach dem Schalter, das Licht fiel herab auf den Balg, und die Breite des Tisches genügte nicht für die Spanne der Pfoten. Das Mädchen trat heran. Sein Blick ruhte auf dem dunklen Antlitz des Mannes, ohne das Fell auch nur zu streifen.

„Ich will nichts, was du nicht willst", sagte das Mädchen. „Aber warum schossest du?"

Nach einem Schweigen antwortete Jasper: „Wegen Storne. Und auch deinetwegen. Ihr erwartetet es von mir."

„Und was", fragte das Mädchen mit leiser, heller Stimme, „was erwartest du nun von mir?"

Jasper hob den Blick. Er verstand nicht. Er sah Angela lächeln. Er sah den Fuchs im roten Buchenlaub liegen, die Augen halb geschlossen und die Lefzen aufgerissen zum Biß oder zu einem großen, erschreckenden Lachen. Blieb ihm der Biß? Es blieb ihm das Lachen.

Nein, Jasper verstand Angelas Lächeln nicht gleich. Er nahm das Fell auf die Hände und hob es ihr entgegen. „Du hast den Fuchs noch gar nicht gesehen."

„Warum soll ich ihn erst ansehen?"

„Nun", murmelte er, „es ist ein sehr schöner Fuchs." Indem fühlte er, wie in seinem Gesichte ein Lächeln sich gegen ein großes, erschreckendes Lachen zur Wehr setzen mußte, und als er nun über die Wärme und Weichheit des Felles mit dem tiefen Braun und dem Glanz alten Metalles darüber hinsah zu Angela, da erst erkannte er, wie das alles, Wärme und Glanz, einmal zu diesem Antlitz, zu all seinem Strahlenden, Stillen und Zarten gehören würde, wie es schon dazu gehörte und wie er es liebte.

Das Schwebende

Von Maria Daut

Wer ist seliger denn ich?
Wem strömt's reicher zu aus allen Winden?
Wer hat solche Freuden, die ihn finden
überall — wo er auch ist?

Schickt mein Herz die weißen Vögel aus,
kehren sie mit heißen Augen heim
um die Nacht in ihrem Nest zu sein
und zu träumen von dem Wolkenhaus

drinnen sich des Himmels Glanz gefangen
— darnach ihre Augen so verlangen!

Meine Freundin Dodo

Dodo — in zehn Jahren werde ich gnädiges Fräulein zu ihr sagen — ist die einzige Tochter meiner englischen Freunde. Dieses Jahr wurde sie fünf. Zum Geburtstag bekam sie von Pa einen goldenen Ring — ihr sehnlichster Wunsch — mit einem äußerst blauen Stein. Nachmittags gab es ihr zu Ehren eine Kindergesellschaft. Aber zu Dodos Leidwesen nahmen ihre Gäste von dem wundervollen Ring nicht die geringste Notiz, wiewohl sie ihr Möglichstes tat. Sie plauderte unaufhörlich mit den Händchen (was sie sonst nie tut), zeigte wiederholt mit dem Finger über den ganzen Tisch (was ihr verboten ist) und trank ihre Schokolade mit weggespreiztem Finger. Alles vergeblich. Endlich krähte sie mit ihrem hellen Stimmchen, indem sie sich heftig Luft zufächelte: „Ach, wenn ihr bloß wüßtet, wie heiß mir ist in meinem neuen Ring!"

*

Dodo sitzt auf den Stufen der Haustreppe, die widerspenstige Siamkatze Tullah zwischen die Knie geklemmt, und streichelt das sich sträubende Tier energisch. Einmal so her, einmal dorthin. Endlich hat sie herausgefunden, welche Richtung Tullah am liebsten ist. Tullah beginnt leise, behaglich zu schnurren. „Ma", ruft Dodo hinauf, „komm rasch, die Katze siedet schon!"

*

Papa hat Dodo ins Naturhistorische Museum mitgenommen, zu den ausgestopften Nashörnern, Krokodilen und Tigern. Beim Tee frage ich Dodo, wie sie den Nachmittag verbracht hat. „Ach", entgegnete sie, „ich war in einem toten Zirkus."

E. E. St.

Wahre Geschichte

Ich muß meinen beiden Kindern im Alter von drei und fünf Jahren viel vom Riesen Rübezahl erzählen und schildere oft wie groß sein Bett, seine Schuhe, sein Hut usw. seien. Neulich, auf einem Spaziergang durch die Stadt, kamen wir an einem Zeitungsverlag vorbei, wo große Zeitungs-Papierrollen abgeladen wurden. Gleich rief mein dreijähriger Max: „Vati, ist das das Klosettpapier für den Riesen Rübezahl?"

Lieber Simplicissimus

Vor einigen Tagen hat sich in einer Frauenklinik folgendes zugetragen. Kilian, ein kinderreicher Vater, erwartet neuen Familienzuwachs und saß mit seiner fünfjährigen Kathi, die er mitnehmen mußte, im Vorzimmer. Endlich trat der Arzt ein. „Alles gut gegangen, Kilian", sagte er freundlich, „gratuliere zu den drei Jungens!" Und eilig verließ er wieder das Zimmer. Vater Kilian saß wie erschlagen. „Drei Buben", seufzte er, „Himmel, Arsch und Zwirn!" Als die Hausmeisterin am Nachmittag die kleine Kathi fragte, wie sie denn heißen werden, die drei Brüderchen, da sagte Kathi ernsthaft: „Ha, die heiß'n ma: Himmel, Arsch und Zwirn!"

Meine Nachbarin, ein altes Fräulein, das mutterseelenallein in ihrer Villa haust, rief mich neulich zu sich herüber, um mir etwas zu zeigen.
Was war's? Hühner hatte sie sich angeschafft! Aber bei genauerem Zusehen stellte sich heraus, daß von den sieben schneeweißen Tieren nur eins eine Henne war; die übrigen sechs waren Gockel.
„Da hat man sie aber schlecht beraten", sagte ich, und es tat mir leid, ihr die Freude verderben zu müssen, „sechs Hühner und ein Hahn, das wäre richtiger gewesen!"
„Neinnein", meinte sie, etwas rot werdend, „ich wollte es so haben; die Henne soll nicht auch so eine freudlose Jugend haben wie ich!"

Als Zeugen der einst im Spessart betriebenen Glasherstellung zeigt das Spessart-Museum in Aschaffenburg Glasgebrauchsgerät, wie es heute kaum irgendwo noch zu finden ist. Ganze Waschtischgarnituren aus buntem Glas, rosa, grün und blau. Auch die „Pottschambers" sind darunter. Eine Besucherin errötete einmal heftig, als sie dies verschwiegene Gerät erblickte und flüsterte ihrer Freundin zu, indessen so vernehmlich, daß der Museumsführer es hören konnte: „Droben im Spessart, bei Rohrbrunn, in einem alten Gasthof, gibt es diese Geschirre noch, ich hab' selbst eins benutzt ... wie Musik hat es geklungen ..."

Die junge Frau des Chefs meines Mannes ist zwar hübsch, aber gewiß keine Leuchte. Da frug ich sie neulich — um auf ihr eigentliches Gebiet, „die Kleider", zu lenken: „Na, Frau Kern, beichten

(Zeichnung O. Nückel)



Sie mal, wieviel Toilettengeld gibt Ihnen eigentlich Ihr lieber Gatte? — „Gott", sagte sie, die Schultern hebend, „das ist doch verschieden, es kommt ganz auf das Lokal an."

Hucke ist an Silvester von seinem Freund zu Bekannten mitgenommen worden, die ein großes Haus führen. Die Gesellschaft ist ihm zu steif und die Gespräche bewegen sich auf Gebieten, die Hucke fremd sind. Er schüttet sein Herz einer jungen Dame aus: „Finden Sie nicht auch, daß die Leute hier alle schrecklich langweilig und blöd sind?" — „Ich darf nicht", sagt die junge Dame lächelnd, „ich bin die Tochter des Gastgebers".

Im zweiten Jahrgang des Mädchengymnasiums zu Gablonz in Böhmen hatte der Geschichtsprofessor große Schwierigkeiten, den kleinen Mädchen die Namen aus der griechischen Götter- und Heldensage beizubringen. In seiner Verzweiflung kam ihm der Einfall, der wahrhaft verzweifelte Einfall, den Schülerinnen zuzurufen: „Ihr hättet eben schon eueren Puppen Namen wie Ismene und Antigone geben sollen!" Rief's und vergaß es rasch wieder, weil ihn dieser Gedanke selber nicht recht überzeugte.
Indes, er erteilte auch den Deutschunterricht in dieser Klasse und stellte einige Zeit nachher das der geistigen und seelischen Zwischenstellung der kleinen Damen wohlangemessene Thema „Einkehr bei altem Spielzeug". Da bekam er in einer der Arbeiten folgenden Satz zu lesen: „Als ich neulich wieder einmal auf den Dachboden kam, was erblickte ich da in einem Winkel? Meine lieben alten Puppen Ismene und Antigone!"

Der Fachmann

(R. Kriesch)



„Onkel Eduard, du mußt uns deuten, was beim Bleigießen 'rausgekommen ist, dir fällt immer was Unpassendes ein!"

Silvesterschmaus und Tierschutz

Von Achille Campanile

In Anbetracht der Vorbereitungen, die in London für das nah bevorstehende große Silvesteressen getroffen werden, hat sich der dortige Tierschutzverein, der einen gewaltigen Einfluß in den britischen Kreisen genießt, bewogen gefühlt, ein Rundschreiben zu verfassen. Dieses Rundschreiben ist an sämtliche Hotels- und Gasthausbesitzer verschickt worden und darin wird in Erinnerung gebracht, daß der Tierschutzverein jeden Betriebsführer beim Strafgericht wegen ungerechtfertigter Grausamkeit anzeigen wird, der nicht den ihm unterstellten Köchen den peremptorischen Befehl erteilen wird, die Hummer mit einem Spießstich ins Gehirn zu töten, bevor sie sie ins siedende Wasser werfen.

Die Androhung hat einen solchen Eindruck gemacht, daß alle Infragekommenden ohne Widerrede dem Befehl nachgekommen sind und ab heute Abend wird in London kein Hummer mehr gesotten sterben. Man stelle sich die Freude der Hummer vor! Wenn es sich nicht um ein Schaltier handelte, könnte man sagen, daß die sympathischen Tiere vor Freude aus der Haut fahren möchten. Es war ja auch ein alter tiefschlummernder Kummer der Hummer, nicht durch den Spießstich ins Gehirn zu sterben. Nun ist ihr sehnlichster Wunsch, ihr seit langem gehegter Traum in Erfüllung gegangen. Nun können die vorzüglichen Schaltiere zufrieden und beruhigt sterben. Das Bestreben eines jeden Hummers ist nun dies, seine Tage, oder richtiger gesagt, seine Abende, in London zu beschließen.

Zunächst wäre es aber nur gerecht, den Befehl an die Köche dahin zu erweitern, daß sie das signorile Schaltier auch narkotisieren, bevor sie es mit dem Spießstich ins Gehirn töten.

Und dann wird man ja auch wohl noch an die Austern denken müssen. Hier wäre es zum Beispiel angebracht, den Herren Leckermäulern anzuordnen, dieselben auf dem elektrischen Stuhl zu töten (was in diesem Falle ebensogut ein elektrischer Bottich sein könnte) und sie desgleichen einzuschläfern, bevor man sie in einem Bissen verschlingt. Was die Seemuscheln anbetrifft, dürfte es sich empfehlen, sie mit Zitrone, Pfeffer und Chloroform zu servieren.

Und was geschieht mit den Karpfen?

Was gedenkt die wohltätige Vereinigung zu seinen Gunsten zu unternehmen, gerade jetzt, angesichts des Silvestertages, der ein Tag des Festes für alle ist, außer für ihn? Möge der mitleidsvolle Verein auch das harte Schicksal dieses Fisches bedenken, der als Lebender der Familie der Süßwasserfische angehört und als Toter den Familien der Wohlhabenden. Es ist dringend nötig, daß der Londoner Verein überlege, wie er rechtzeitig eingreifen kann, um dem Gemetzel dieser unschuldigen Tierlein zu steuern. Und ähnlich wird der Verein auch an die Kapaunen in diesen Tagen denken müssen, deren Schicksal ebenfalls Rache zum Himmel schreit und vom Tierschutz fordert.

Welch sonderbare Art zu schützen verfolgt übrigens dieser mitleidige Verein! Es ist dieselbe, die ein Pferd, sobald es sich ein Bein bricht, mit einem Revolverschuß schützt.

Indessen, wie wäre es, wenn die Mitglieder des Tierschutzvereins während der kommenden Feiertage mit dem guten Beispiel vorangingen und erst mal damit anfingen, die Tiere selber nicht zu essen, die sie durch lauter einzige Stiche mit Spieß ins Gehirn beschützen?

(Einzig berechtigt. Übertragung aus dem Italienisch. v. A. L. Erné)

Der Skilehrer

(E. Thöny)



„Aber gnädige Frau steigen direkt als wie eine Gemse!" — „Nana, Alois, Sie machen mir zu große Komplimente!" — „No – wie eine öltere Gemse alsdann . . ."

Der Kampf um das Huhn

Von Hartmut Steffen

Herr Aldous Minxpie hatte die Angewohnheit, zu seiner Frau ‚mein Huhn' zu sagen. Er tat das, weil sie ihm so vorkam. Seit seiner Pensionierung konnte er mit einer Zeitung in seinem Stuhl sitzen und über den Zeitungsrand hinweg beobachten, wie seine Frau wie ein Huhn aussah. Seine Frau fand das abscheulich.
„Du siehst mich schon wieder an", sagte sie.
„Aber wenn du nun einmal wirklich wie ein Huhn aussiehst", beharrte er. Da kehrte sie ihm den Rücken zu.
„Wenn du dich von hinten sehen könntest —", rief er ihr nach, „ich glaube, von hinten siehst du noch mehr wie ein Huhn aus!"
Die beiden Minxpies hatten eine Tochter, Maggie Minxpie, die in der Stadt als Friseuse tätig war, und nur alle Wochen einmal ihre Eltern auf dem Lande besuchte.
Dieser Tochter war Minxpie gram. Nicht so sehr, weil sie nicht wie ein Huhn aussah — das hätte er verwinden können, wenn sie irgendwie anders ausgesehen hätte. Minxpie konnte nächtelang an seine Tochter denken und versuchen, ob sie irgendwie aussähe — wie ein Laubfrosch vielleicht oder ein Eierkuchen — etwas Originelles mußte es sein für seine Tochter. Manchmal hatte er schon geglaubt, das Richtige gefunden zu haben, und seine Frau wecken wollen, um es ihr zu sagen. Da aber hatte er immer wieder bemerken müssen, daß es doch noch nicht das Richtige gewesen war. Maggie sah eben überhaupt nicht irgendwie aus, und sie war schuld daran, daß der Vater nicht schlafen konnte.
Morgens ging Minxpie im Hause umher und rief „Huhn!", um zu sehen, ob seine Frau wohl darauf hören werde.
„Du mußt dich daran gewöhnen", sagte Minxpie zu ihr.
„Ich sehe aber nicht so aus!" rief sie.
„Das kannst du nicht beurteilen", entgegnete er, „im Spiegel sieht man sich ja verkehrt."
„Du mußt dir für mich auch etwas überlegen", meinte er eines Tages, da er fand, daß jeder irgendwie aussehen müsse. Er blickte sie wißbegierig an und fragte: „Wie sehe ich aus?" — „Wie ein Esel!", entgegnete sie.
Vor soviel Verstocktheit stand Minxpie ratlos.
Es hatte einmal eine Zeit gegeben, wo er sie Catherine genannt hatte, wie sie getauft war. Das war lange her. Damals war Minxpie im Amte beschäftigt gewesen und hatte sie nur abends für einige Stunden sehen können. Später, als sie Maggie bekommen hatten, hatte er „Mutter" zu ihr gesagt. Dann hatte er eine Zeitlang gar nichts mehr zu ihr gesagt — bis er auf den Einfall mit dem Huhn gekommen war.
Seitdem er nun pensioniert war und sie aufs Land gezogen waren, fand es Frau Minxpie nicht mehr zum Aushalten. Minxpie schlich um sie herum und betrachtete sie. Er wollte, daß sie mit ihm über ihr Aussehen spräche.
„Befühl' mal deine Nase", konnte er sie auffordern, „dann wirst du es einsehen."
Er konnte nicht verstehen, daß sie sich so gegen eine einfache Tatsache sträubte. Immerhin hatte er sie geheiratet; er konnte doch keine dumme Frau geheiratet haben! — Schließlich dachte er, sie ist nur mit der Zeit etwas schwerfällig geworden; ich muß es ihr besser begreiflich machen.
„Jetzt weiß ich, warum du es nicht verstehst", sagte er eines Tages. „Du kannst ja gar nicht sehen, wie du aussiehst." Und er versuchte, ihr vorzumachen, wie sie aussähe. Frau Minxpie war am Ende ihrer Kraft und brach in Tränen aus. Da dachte er, wie sehr er sich doch in seiner Frau getäuscht hatte. Sie war schuld daran, daß Maggie überhaupt nicht irgendwie aussah und somit auch daran, daß er nachts nicht schlafen konnte. Er hatte es nie für möglich gehalten, daß er eine Frau bekommen würde, die ihn nachts nicht schlafen ließ. Er mußte wohl betrunken gewesen sein.
Frau Minxpie wollte ihre Qual nicht länger dulden und fuhr in die Stadt, um sich von ihrer Tochter etwas besser frisieren und herrichten zu lassen, damit sie wieder aussähe wie damals, als Minxpie Catherine zu ihr gesagt hatte. Maggie war mürrisch, als sie die Mutter sah, weil sie glaubte, sie wolle spionieren.
„Ich habe jetzt keine Zeit", sagte sie und gähnte, „übrigens siehst du doch gut genug aus, so originell, finde ich — ich finde, du siehst gerade aus wie ein Huhn." Da hätte die Mutter den Staub von den Füßen geschüttelt und war in ein anderes Geschäft gegangen, wo sie sich herrichten ließ.
Als Frau Minxpie abends nach Hause kam, war der Mann nicht da. Sie machte sich schnell an die Bereitung des Abendessens, und während sie in der Küche stand, hörte sie draußen im Garten ihren Mann mit dem Küster sprechen. Er fragte ihn, wie er aussehe, seine Frau sei zu dumm, es zu erkennen; er solle ihn nur einmal genau ansehen. Die beiden starrten sich in die Gesichter, aber der Küster wollte nichts erkennen.
Wenn er jetzt hereinkommt, wird er sich wundern, wie ich aussehe und Catherine zu mir sagen, dachte die Frau und richtete schnell noch etwas Essen für den Küster. Als die beiden ins Zimmer traten, blieb Minxpie gleich in der Tür stehen. Jetzt merkt er's, dachte die Frau; sie blickte ihn begierig an und Minxpie sagte:
„Siehst du, jetzt hast du es begriffen. Ich glaube, früher hast du noch gar nicht so sehr ausgesehen wie ein Huhn, aber jetzt machst du dich selbst wie ein Huhn; das ist klug von dir! Ich finde, es muß jeder irgendwie aussehen; ich zum Beispiel sehe aus wie ein Grisly-Bär, ich wundere mich, daß es der Küster nicht erkennt." Er forderte den Küster auf, doch einmal zu beobachten, wie seine Frau jetzt genau aussehe wie ein Huhn. Da sagte der Küster auch, ja, sie sehe freilich ganz aus wie ein Huhn.
Pläne reiften. Frau Minxpie war es, die sie ausbrütete. Sie besann sich, daß sie früher einmal verstanden hatte, mit schöner Stimme zu singen. Nun wollte sie in die Welt hinaus und mit ihrer Stimme Geld verdienen. — Sie zog das Kleid an, das sie auf ihrer Hochzeitsreise getragen hatte und packte eine Tasche mit verschiedenen Dingen. Abends nach dem Essen schlich sie aus dem Haus und verbarg sich in einem Auto, das vor einer nahen Tankstelle hielt. Bald kam ein junger Mann und setzte sich ans Steuer. Unter bleichen Sternen fuhren sie dahin.
Der junge Mann, der das Auto steuerte, mußte nach einer Stunde anhalten, um im Walde ein Geschäft zu verrichten. Als er zurückkam, winkte ihm Frau Minxpie durchs Fenster. Der junge Mann glaubte, ein Gespenst zu sehen und wich zurück. Mit vieler Mühe gelang es Frau Minxpie, ihn zu überzeugen, daß sie noch am Leben und ein Mensch sei. Da faßte der junge Mann Zutrauen und kam näher.
Frau Minxpie hatte sich eine Geschichte ausgedacht, daß sie ihren Eltern ausgerissen sei, um in die Welt zu gehen und zu singen. Das erzählte sie dem jungen Mann und sang ihm ein Lied in der Nacht. — Was er von ihren Fähigkeiten halte, wollte sie wissen; ob sie sich zum Singen eigne?
Der junge Mann betrachtete sie höflich und meinte dann schüchtern:
O ja, er glaube schon, daß sie sich eigne; vielleicht für ein Kabarett? Sie sehe ja so drollig aus, grad wie ein Huhn!
Da griff es eisig nach Frau Minxpies Herz. Sie ging davon und lief zu Fuß den ganzen Weg zurück, den sie gefahren waren. — Am Abend des nächsten Tages langte sie wieder zu Hause an.
Demütig wartete sie darauf, daß ihr Mann sie ein Huhn nenne, sie hätte es jetzt so gern gehört. Sie hätte auch so gern mit ihm darüber gesprochen, wie sie aussähe — der Mann aber sagte nur:
„Jetzt merke ich doch, daß ich mich geirrt habe; denn für ein Huhn bist du noch viel zu dumm!" Da weinte Frau Minxpie bitterlich.

(E. Wallenburger



„Gehst du zum Silvesterball, Lotte?" – „Ja glaubste denn, ich leg' mich in dem Aufzug ins Bett?"

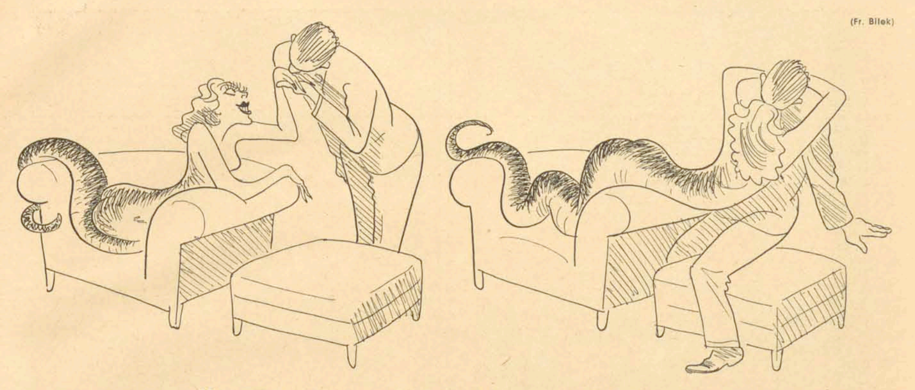
VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. III. VJ 37 17108. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München

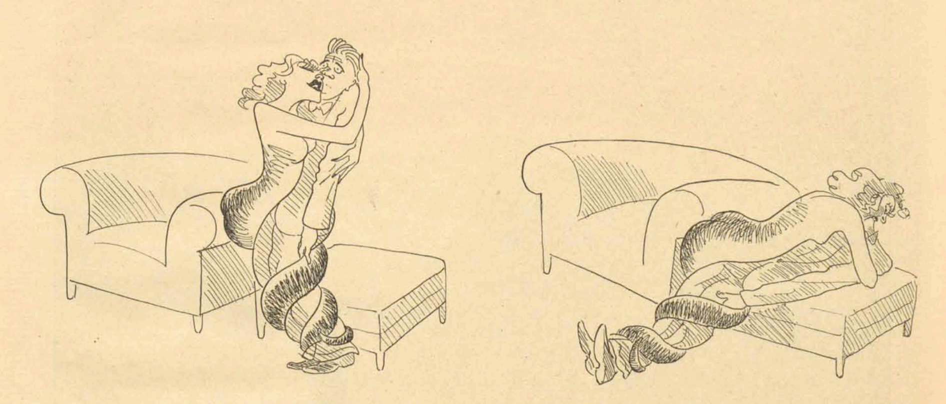
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11

Der Ahnungslose und die Schlange

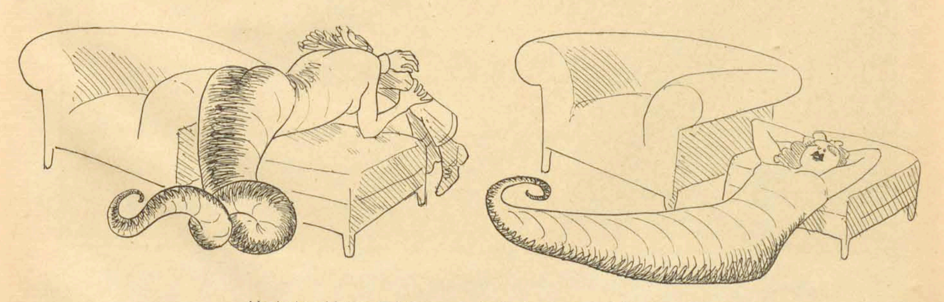
(Fr. Bilek)



Man sieht es ihnen gar nicht an, daß sie so gefährlich sind...



Wenn es das Opfer merkt, ist es schon zu spät, um zu entfliehen!



Und das kleine Erlebnis verdaut sie dann mit Seelenruhe.

Altes und neues deutsches Jahr

(Wilhelm Schulz)

„Recht so, Junge, daß du ein tüchtiger Kaufmann werden willst.
Und welche Branche soll es sein?“ — „Kolonialwaren!“